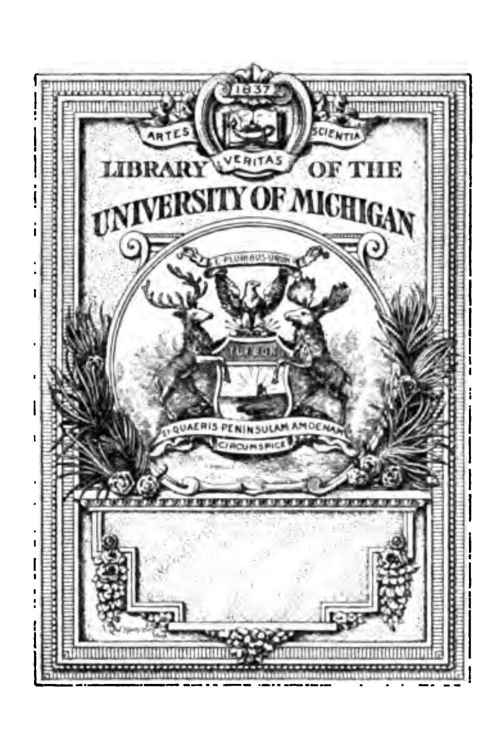


B 963,364


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Kleine Schriften

von

Wilhelm Scherer.

Herausgegeben

von

Konrad Burdach und Erich Schmidt.

Erster Band.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1893.

Kleine Schriften

zur altdeutschen Philologie

von

Wilhelm Scherer.

Herausgegeben

von

Konrad Burdach.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1893.

Vorwort.

Wilhelm Scherer hat bei seinen Lebzeiten zweimal das Bedürfniß empfunden, den Ertrag seiner vielarmigen und weit zerstreuten kleineren Arbeiten zusammenzufassen. Von Straßburg, damals als seine schöpferische Kraft unversiegbaren Quellen gleich hervorbrach, ließ er die 'Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich' (Berlin 1874) hinausziehen. Und später dachte er an eine Sammlung 'Essays', ohne daß er zu einer endgültigen Gestaltung und Verwirklichung dieses Planes gekommen wäre. Doch ist manches hieraus übergegangen in die kurz nach seinem Tode von Erich Schmidt herausgegebenen 'Aufsätze über Goethe' (Berlin 1886).

Während der Weimarischen Septembertage des Jahres 1886, noch unter dem frischen Eindruck von Scherers Verlust, faßten Erich Schmidt, Edward Schröder und ich den Entschluß, den Rest der noch nicht wieder vereinigten kleineren Schriften durch eine dritte Sammlung aufs neue ans Licht zu stellen. Die Sorge dafür wurde mir übertragen.

Länger als mir lieb war hat sich die Ausführung verzögert. Zum 26. April 1890 konnte ich den als Manuscript gedruckten vorläufigen Entwurf eines Verzeichnisses der sämmtlichen litterarischen Werke des Geschiedenen an seine Freunde und Schüler versenden, um durch ihre Nachträge und Berichtigungen eine möglichst zuverlässige Grundlage für die Kleinen Schriften zu gewinnen.

Die anonymen Beiträge zu der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien hatten durch eingehende Untersuchung von Inhalt und Stil ermittelt werden müssen, da irgend welche urkundlichen Beweise weder

die Redaction noch die Verlagshandlung mehr besaß. Für einzelne gab bestätigendes Zeugniß ein von Scherer der Bibliothek des Straßburger Seminars geschenkter Sammelband, der einige seiner Aufsätze und Recensionen enthält. Durch Ernst Martins Güte war er mir zugänglich geworden und durch seine Liberalität blieb er mir die ganze lange Zeit bis zur Vollendung des Druckes anvertraut. Ebenso konnte ich einen aus Müllenhoffs Nachlaß stammenden, der Bibliothek des Berliner deutschen Seminars gehörenden Sammelband in aller Muße benutzen und für den Druck verwerthen. Von manchem Stück, das ich aus inneren Gründen nicht mit Sicherheit Scherer hätte zuweisen können, fand sich in seinem Nachlaß ein entscheidender Separatabzug. Die Recension der Schulausgaben deutscher Classiker (Schillers Geisterseher u. s. w.) in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 16, 63—66 habe ich, obwohl sie das Register der Zeitschrift Scherer zuschreibt, ausgeschlossen: sie scheint mir die Art Tomascheks zu zeigen, worin v. Hartels Urtheil mich bestärkte, und die Angabe im Register wird aus falscher Beziehung der Unterschrift der unmittelbar folgenden, mit Scherers Namen unterzeichneten Recension entstanden sein. Theils auf Grund von Aufzeichnungen Scherers theils nach inneren Kriterien sind die namenlosen Recensionen der Österreichischen Wochenschrift eingereiht. Für die anonymen Stücke der Deutschen Rundschau hatte Erich Schmidt aus den Büchern der Verlagshandlung Paetel die Autorschaft festgestellt. Bei dem bibliographischen Nachweis eines Theils der in Wiener und Berliner Tagesblättern und in der Österreichischen Wochenschrift erschienenen Artikel haben mich die Herren v. Hartel, Heinzel, Pniower, v. Weilen mit großer Gefälligkeit unterstützt. Einzelne Nachträge und Correcturen zu dem gedruckten Entwurf des Schriftenverzeichnisses danke ich den Herren Heinzel, R. M. Meyer, Pniower, Edward Schröder, Seelig, R. M. Werner, v. Waldberg, v. Weilen. Doch darf ich mit einer gewissen Genugthung gestehen, daß sich der endgültige, dem zweiten Bande beigegebene Katalog von seinem Vorläufer nicht sehr beträchtlich unterscheidet. Unermittelt blieb eine angebliche Kritik über ein Buch von Horawitz, deren sich v. Waldberg aus einem Gespräch Scherers zu erinnern glaubt.

Freundschaftlich und opferwillig hat Erich Schmidt mir einen Theil meiner Aufgabe abgenommen: der zweite Band ist ganz sein Werk und bei dem ersten hat er mir durch sorgsames Lesen einer Correctur geholfen. Zum zweiten Mal sind wir so in emsiger Arbeit Hand in Hand geschritten: wie uns vier Jahre zuvor der gemeinsame Dienst zu Ehren des großen

Alten und seines weltweiten Divan in stiller Freude vereinte und einander für immer nahe brachte, so haben wir nun mit wehmüthiger Bewunderung einträchtig an dem Lorbeer geflochten, der das Bild unseres zu früh von uns gegangenen Lehrers umkränzen soll.

Als leitender Gesichtspunct stand uns für die gegenwärtige Sammlung von vornherein fest, daß sie keine absolute Vollständigkeit, sondern nur eine möglichst reichhaltige, möglichst charakteristische Auswahl bieten sollte. Nicht aufgenommen wurden danach außer allen in den früheren beiden Sammlungen enthaltenen Aufsätzen im Allgemeinen alle Artikel, die in den verbreitetsten, bequem zugänglichen Fachzeitschriften, besonders in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, im Anzeiger für deutsches Alterthum, in dem Goethe-Jahrbuch, in der Germania, in J. M. Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung veröffentlicht sind. Ausnahmsweise fanden Zulassung die lautphysiologischen Arbeiten aus der Zeitschrift für deutsches Alterthum und dem Anzeiger, weil Scherers Bemühungen, die Phonetik als Hilfswissenschaft der deutschen Grammatik fruchtbar zu machen, ihrer hohen historischen Bedeutung wegen innerhalb der Entwicklung der deutschen Sprachforschung es wohl verdienten, vollständig im Zusammenhang vorgeführt zu werden. Auch sind nicht jedem Lautphysiologen die betreffenden germanistischen Zeitschriften immer zur Hand. Ähnliche Erwägungen haben den Abdruck einiger Kritiken zur Alterthumskunde, im zweiten Bande einiger Recensionen und Aufsätze zur neueren deutschen Litteraturgeschichte herbeigeführt. Aus der Allgemeinen Deutschen Biographie haben wir wiederholt, was uns in den Rahmen unserer Sammlung zu gehören schien; doch waren wir hier einigermaßen gebunden durch die Rücksicht auf Herausgeber und Verleger jenes Werkes, denen wir unmöglich zumuthen konnten, noch vor Vollendung des großen Unternehmens den Wiederabdruck aller Beiträge eines der trefflichsten Mitarbeiter zu gestatten. Schon so sind wir dem Herausgeber, Herrn Baron v. Liliencron, wie dem Inhaber der Verlagsbuchhandlung Duncker und Humblot, Herrn Geibel, tief verpflichtet für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der sie uns einige der hervorragendsten Biographien Scherers zur Verfügung stellten und einen Nachweis aller von ihm herrührenden Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie für das Schriftenverzeichniß einhändigten.

Im Übrigen verfuhren wir stets nach dem Grundsatz, alles Bedeu-

tungsvolle mitzutheilen: alles was entweder noch heute wissenschaftlichen Werth oder anregende Kraft besitzt, oder was in der Geschichte der Wissenschaft eine hervorragende Stelle einnimmt, oder endlich was seines Verfassers wissenschaftliche Eigenart, auch seine schriftstellerische Kunst sowie seine innere Entwicklung besonders deutlich vor Augen bringt. Die kleinen anonymen Besprechungen in der Deutschen Rundschau, von denen im zweiten Band eine Auswahl geboten ist, haben ja an sich recht leichtes Gewicht, aber sie zeigen doch eine erstaunliche Auffassungsfähigkeit, eine Fülle principieller Bemerkungen, und keiner fehlt es ganz an irgend einem fruchtbaren Wink, an einer neuen oder wenigstens originell ausgedrückten Beobachtung.

Von diesem Standpunct aus haben wir auch einigen umfangreicheren Zeitungsartikeln, die nur für den Tag geschrieben waren, hier Raum gegönnt. Gestrengen Richtern sei ausdrücklich erklärt, daß wir darum ihre sachliche Bedeutung nicht überschätzen. Aber wir hoffen, es giebt abgesehen von dem weiteren Publicum, für das diese Sammlung mitbestimmt ist, auch unter den heutigen Germanisten noch Leser, die sich an der harmlosen Bosheit und dem gesunden Humor der gegen die orthographische Reformstrudelei gerichteten Aufsätze erfreuen, die der Gelegenheitsrede über den Wasgenstein in der Sage mit ihren kühnen Constructionen den passenden Maßstab entgegenbringen, die gerade auch den hier wiederholten zuweilen noch recht jugendlichen Erstlingen ihre wohlwollende Aufmerksamkeit schenken, die den lustigen Scherz über den jüngsten Goethe erheitert aufnehmen und die etwas lebhaften Bekenntnisse der Abneigung gegen Ultramontanismus und protestantisches Muckerthum, gegen den Mißbrauch, der mit dem Worte Christlich-Germanisch getrieben wird (1, 667 ff. 672 ff.), richtig zu würdigen wissen. Auch wer gleich mir selbst hier nicht oder nicht ganz auf Scherers Standpunct steht oder nicht seine Consequenzen zieht, z. B. nicht seinen Widerwillen gegen die Kunst Richard Wagners theilt, wird, dünkt mich, zugeben, daß gerade manche Erscheinungen der allerletzten Zeit für das Berechtigte in Scherers Besorgnissen, in seinen Warnungen und seinem Zorn das Auge geschärft haben.

Lange schwankten wir, ob wir zwei ungedruckte Stücke mittheilen sollten: das Concept eines unmittelbar nach Franz Pfeiffers Tod im Colleg gesprochenen Nachrufs, der warm und treffend die Verdienste des verblichenen Gegners um die Kunde der mittelalterlichen Dialekte hervorhebt, und den Entwurf einer umfänglichen gehaltvollen Recension von Pauls Principien

der Sprachgeschichte, stark polemisch, aber auch reich an lebhafter Anerkennung. Beide sind ehrenvolle Zeugnisse für die Gerechtigkeit ihres Autors. Zu ihrer Ausschließung bestimmte mich die Rücksicht auf den zu Gebote stehenden Raum und auch die Erwägung, daß sonst hier nur solche Worte Scherers zum Abdruck gelangen, die er selbst einer weiteren Öffentlichkeit für würdig gehalten hat. Vielleicht daß später an anderer Stelle diese und sonstige mittheilenswerthe Stücke des Nachlasses zu allgemeiner Kenntniß gebracht werden.

Den Verlagsbuchhandlungen von K. J. Trübner in Straßburg, C. Bertelsmann in Gütersloh und G. Grote in Berlin gebührt für die Gefälligkeit, mit der sie, auf die ihnen zustehenden Rechte verzichtend, den Wiederabdruck in ihrem Verlag erschienener Vorreden gestatteten, unser wärmster Dank. Insbesondere hat Herr Elwin Paetel uns dadurch höchst zuvorkommend gefördert, daß er eine große Anzahl von Heften der Deutschen Rundschau, die Artikel Scherers enthalten, für das Druckmanuscript zur Verfügung stellte.

Wir selbst erwünschen als einzigen Lohn und Dank für unsere Bemühung eine tiefgehende und bleibende Wirkung dieser Blätter. Sie sollen, das ist unsere Hoffnung, eine Art Ersatz bieten für den unberechenbaren Verlust, den Scherers vorzeitiges Scheiden der Wissenschaft bereitet hat. Die Kraft seines Geistes ist in dieser systematisch zusammenfassenden, kritisch sichtenden Sammlung concentrirt erneuert und muß aus ihr gereinigt und vertieft hervordringen.

Es steht mir hier nicht zu, im Fluge die Bedeutung ihres reichen Inhalts zu erschöpfen. Kein Unbefangener wird verkennen, daß die eröffnende Abtheilung des ersten und die Gustav-Freytag-Aufsätze des zweiten Bandes zusammen mit Scherers Buch über Jacob Grimm und seiner Müllenhoff-Biographie, deren Erscheinen vorbereitet wird, fortan als die lebendigste, wenn auch nicht lückenlose Geschichte der deutschen Philologie gelten müssen. Zugleich aber geben sie auch den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß und zur gerechten Beurtheilung seiner selbst.

Wer so innig, so aufrichtig und so hinreißend die kindliche Größe der Brüder Grimm, den liebenswürdigen Feuereifer des alten Laßberg, den lautern Enthusiasmus, aus dem unsere Wissenschaft geboren ist, zu lieben und zu preisen versteht, wer so einsichtsvoll und begeistert den nationalen Schriftsteller Gustav

Freytag feiert, der hat mit den edelsten und gesundesten Trieben der Entwicklung unseres Volkes lebendige Fühlung. Gewiß, Scherer war ein hervorragend moderner Mensch, der in hellem, fröhlichem Vertrauen aus der Luft der Gegenwart seine beste Kraft sog, ohne romantische Sehnsucht nach entschwundenen Zuständen, ohne elegische Bänglichkeit über verlorene gute alte Zeiten, ohne verzagten Zweifel an der Zukunft. Aber ebenso gewiß ists auch: er hatte aus seiner Vertiefung in die Vergangenheit sich den Muth getrunken des reinen Lebens, er hatte sich dadurch die Seele jung und frisch bewahrt. Von den verflachenden, erkältenden, corrumpirenden Mächten des modernen Daseins hat er sich niemals niederziehen lassen. Sein Brief an Gustav Freytag (2, 36 ff.) zu dessen siebzigstem Geburtstag, wenige Wochen bevor die Fackel für immer erlosch an einem glücklichen Morgen in Einem Zug geschrieben, — redet daraus nicht die gleiche herzliche Liebe, die gleiche tiefe Leidenschaft für die Herrlichkeit und Größe unserer Nation wie aus der jugendlichen Anzeige des ersten Bandes von J. Grimms Kleineren Schriften (1, 15 ff.) und aus dem ergreifenden Vorwort zum Neudruck der Deutschen Grammatik (1, 21 ff.), das unmittelbar vor den ersten glorreichen Siegen des Jahres 1870, in den Stunden banger Erwartung, Jacob Grimms innerstes Wesen, das Wesen unserer Wissenschaft mit heiligen Worten ausspricht? Getroffen schon von den Schatten seines dämonischen Geschickes wendet er in jenem Brief an den Lehrer und Meister seiner Jugend den Blick zurück auf die Anfänge seines Lebens und umschreibt in großen Zügen den Weg, den er selbst gegangen, und die Wirkung nationaler Wissenschaft wie der mit ihr verbündeten, aus ihr lernenden nationalen Dichtung auf alle Stände, alle Landschaften des Vaterlandes.

Man würde Scherer ganz verkennen, wenn man seine Art mit einem Schlagwort wie 'modern' oder 'großstädtisch' oder 'kosmopolitisch' oder 'ästhetisch' glaubte erschöpfen zu können. Charakteristisch war für ihn vielmehr die Weite und Unbefangenheit des Blicks, die Freiheit von den Dogmen der Parteien und Schulen, von traditionellen Urtheilen und Phrasen. Ich weiß nicht, ob von den deutschen Liberalen 1879, als Bismarck mit der bisherigen Wirthschaftspolitik brach, noch irgend sonst Jemand gewagt oder vermocht hat, so ruhig und scharf den drohenden Conflict zu beurtheilen, so beizeiten vor einer doctrinären Auffassung der liberalen Sache, vor einem Bruch mit den Fürsten zu warnen (2, 218 ff.)? Heute wird es auch in den Reihen des Liberalismus nicht

an Stimmen fehlen, die zugeben, daß die Partei einen politischen Fehler beging, als sie aus wie auch immer berechtigter Verstimmung versäumte, sich für den Fürsten Bismarck bündnißfähig zu erhalten. In jener Zeit gehörte, um das offen auszusprechen, für einen liberal Gesinnten ein ungewöhnliches Maß von Unabhängigkeit.

Unbefangen in seiner Stellung zu den allgemein menschlichen Dingen, zu sittlich-ästhetischen, socialen, politischen Fragen, hat er sich auch auf dem Gebiet der eigentlichen Fachwissenschaft bei aller Treue und Verehrung gegen das Werk seiner Lehrer keineswegs in blinde Abhängigkeit von Schulmeinungen verstrickt: nur so konnte er mitten in der allmächtigen Hochfluth rein geschichtlicher Sprachbetrachtung die Verdienste des von der Wissenschaft nicht beachteten und mit Unrecht belächelten Karl Ferdinand Becker mit warmer Anerkennung hervorziehen (1, 217 ff. 366), nur so von dem aufklärenden Polyhistor Johann Christoph Adelung ohne alle Einseitigkeit und unzeitgemäße Polemik ein getreues Bild geben (1, 213 ff.). Nur so vermochte er sich zu der wahrhaft freien Auffassung zu erheben, die man hier über die Ergänzung, Um- und Fortbildung der Lachmannschen Methode (1, 98 f.) liest. Bewegen sich nicht alle bisherigen gesunden Versuche einer Vertiefung der exacten, der reinen Philologie in der hier bezeichneten Richtung?

Auch sonst enthält gerade die erste Abtheilung des ersten Bandes einen Schatz fruchtbarer methodologischer Erkenntnisse und Anregungen, die theilweise von den hergebrachten Schulansichten weit abgehen. Sie bringt dadurch sogleich von vornherein zum Bewußtsein das, worin überhaupt meiner Ansicht nach der besondere Werth dieser ganzen Sammlung und die unvergängliche eigenartige Bedeutung von Scherers gesammter wissenschaftlicher Erscheinung beschlossen ist. Einen Fundamentalsatz geradezu seiner wissenschaftlichen Methode und zugleich den, welcher am meisten auf Theorie und Praxis der modernen Forschung gewirkt hat, spricht der Schluß seiner Anzeige des ersten Bandes der Zeitschrift für deutsche Philologie knapp und wuchtig aus (1, 201): 'Mit Hilfe der Zustände älterer Epochen haben wir gelernt, die Gegenwart historisch anzusehen; nur mit Hilfe der Gegenwart können wir lernen, zu den wenigen überlieferten Thatsachen der Vergangenheit den Schlüssel des intimeren Verständnisses zu finden'. Er wendet das zunächst auf die Sprachgeschichte an und betont den methodologischen Werth des Neuhochdeutschen und der heutigen Mundarten für die Erkenntniß der Gesetze früherer sprachlicher Entwicklung. Aber er weiß: 'was von der

Sprache, gilt auch von allen übrigen Gebieten des geistigen Lebens'. Diese Anschauung drängte wahrlich hinaus aus den ausgetretenen bequemen Geleisen schulmäßigen Wissenschaftsbetriebes.

Schwerlich hat es je einen Gelehrten gegeben, der Goethes tiefsinnigem Lebensrath: 'Mußt immer thun wie neugeboren' auf dem Felde der Wissenschaft so treu gefolgt ist. Die hergebrachte Schulterminologie freilich gab er ungern preis und öfters hat er die Neigung der deutschen Gelehrten, neue Kunstausdrücke zu erfinden, verspottet (1, 288. 356), aber das hinderte ihn nicht, sich stets um die Sache zu kümmern und hinter dem alten Namen den Kern der Dinge selbst zu suchen. So war ihm z. B. bereits 1865 völlig klar, daß die doppelsinnigen Ausdrücke Hochton und Tiefton, die man neuerdings mit großem Eifer bekämpft hat, nichts weiter besagen als Hauptaccent und Nebenaccent (1, 748, Z. 15), und mit wie offenen Augen er in schwierige metrische Fragen hineinsah, zeigen seine feinen Bemerkungen über das Verhältniß von Tact und Rhythmus in der so vielfach anregenden Besprechung der Waltherausgabe von Wilmanns (1, 629).

Der Inhalt der Abtheilung 'Sprachwissenschaft und deutsche Grammatik' wird vielleicht manchem auf den ersten Anblick veraltet erscheinen. Aber ich möchte gerade für ihn zu ruhigerer, verweilender Betrachtung einladen, die ein ganz anderes Urtheil erzeugen wird. Ruft er doch ins Gedächtniß, wie viel die neueste Entwicklung dieser Disciplin Scherer verdankt. Ein Studium der hier vereinigten Recensionen aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien wird jedem zum Bewußtsein bringen, daß aller wissenschaftliche Fortschritt nur durch langes gemeinsames Zusammenwirken vieler erreicht und jede gelehrte Entdeckung einer reifenden Frucht gleich nur nach einer Periode allmählichen Wachsthums gezeitigt wird.

Die 1, 316 f. ausgesprochene Erkenntniß des doppelten Lautwerthes von goth. gg und die Gleichsetzung von goth. triggvs altnord. tryggr einerseits mit goth. tvaddjê altnord. tveggja anderseits war im Jahre 1868 wohl für alle Germanisten etwas Neues. Scherer hatte hier schon gesehen, was erst in jüngster Zeit voll beachtet ist: den specifisch ostgermanischen[1]) Consonantvorschlag vor den Halbvocalen w und j. Wenn also Braune in

[1]) Vgl. indessen auch Noreen, Altnordische Grammatik² § 246.

seinem lichtvollen kleinen Aufsatz (Beitr. 9, 545 ff.) sich nicht entsinnt, 'eine ausdrückliche Hervorhebung der Einheit' von goth. ddj und altnord. ggj gefunden zu haben, so scheint ihm Scherers Bemerkung entgangen zu sein. Vielleicht daß eine neue Auflage der trefflichen Gothischen Grammatik § 68 Anm. 1. einen Hinweis auf Scherers Kleine Schriften 1, 316 f. bringt. Zwar hat Holtzmann schon viel früher den richtigen Weg gewiesen, indem er 1835 in den Heidelberger Jahrbüchern und 1836 in seinem Isidor (S. 128 ff.) den Parallelismus der Behandlung von jj und ww im Gothischen und Nordischen aufzeigte. Doch scheint Scherer, der Holtzmann nicht nennt, selbständig zu seiner Einsicht gekommen zu sein; denn er beweist in Bezug auf die lautliche Natur des Consonantvorschlags eine von ihm völlig abweichende, im Wesentlichen zutreffende Auffassung. Holtzmann hielt nämlich in jenen früheren Arbeiten wie auch noch 1870 in seiner Altdeutschen Grammatik (I, 1, 22 f. 29. 42 f. 109. I, 2, 60 f.) den dem Halbvocal vorgeschlagenen Laut für einen Nasal, wahrscheinlich durch die gothische Schreibung irregeleitet.

Von dem Banne der Orthographie, von dem Cultus des Buchstabens die Sprachwissenschaft zu befreien hat Scherer mehr als irgend ein anderer Sprachforscher der sechziger Jahre geholfen. Auch dies lehren jetzt die vorliegenden Kleinen Schriften eindringlich genug.

Zu den wichtigsten Fortschritten in der germanischen Lautgeschichte gehört die Erkenntniß, daß unter den Lautzeichen von Mediä im Gothischen und in anderen germanischen Dialekten weiche Spiranten mit verborgen sind. Sie geht auf Scherer zurück, der in der gehaltreichen Recension der Rumpeltschen Phonetik 1870 (1, 243) die Vermuthung äußerte, daß b und g im Gothischen den Laut einer Media und einen zweiten, zwischen Media affricata und tönender Spirans schwankenden besessen habe.

Auf Grund dieser Betrachtung konnte dann 1874 Paul seine Theorie der germanischen Lautverschiebung entwickeln (Beitr. 1, 147 ff.), die das Problem unstreitig bedeutend gefördert hat, wenn auch mancherlei Bedenken über das jedesmalige Alter der zum Beweis herangezogenen Übergänge von Spirans zur Media in deutschen Dialekten bestehen bleiben, worauf Scherer bereits treffend hingewiesen hat.

Sorgsame methodische Deutung der überlieferten Lautzeichen hat Scherer auf dem Gebiet des Althochdeutschen zu einer folgenreichen Aufklärung der hochdeutschen Lautverschiebung geleitet. Seinem Buch 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' gegenüber hob er hervor, daß im Inlaut

zwischen Vocalen die germanische Tenuis als doppelte Spirans (ff, ʒʒ, hh: slâffan, heiʒʒan, sahha) erscheint (1, 266 f.). Darauf baute dann Braune in seinen verdienstlichen Untersuchungen über die fränkischen Dialekte weiter, indem er Scherers Fortschritt den Vorgängern gegenüber gebührend anerkannte (Beitr. 1, 48).

Ungemein werthvoll und reich an Keimen noch in die Zukunft fortwirkender Anregungen erscheinen die vielfachen zerstreuten Bemerkungen über das Verhältniß von Laut und Schrift, von Mundart und Schriftsprache. Das von Dr. Ranisch unter meiner Mitwirkung bearbeitete Register stellt unter den Schlagworten Consonanten, Handschriften, Schriftsprache, Vocale die in Betracht kommenden Äußerungen zusammen. Ich möchte namentlich die Aufmerksamkeit auf die Recension des Buchs von Heinzel über die Niederfränkische Geschäftssprache, insbesondere auf S. 343—349 hinlenken. Wenn nicht alles täuscht, bringen die dort vor 18 Jahren im Gegensatz zu den damaligen jüngeren Forschern vorgetragenen Anschauungen über die Macht der Schreibtradition, über die von verschiedenen Schreibschulen ausgebildeten Typen der Sprache, über das Aufkommen verschiedener Centren einer Amts-, Kanzlei-, Schrift- oder Gemeinsprache gegenwärtig in unserer Wissenschaft siegreich vor und berichtigen die eine Zeit lang ziemlich verbreitete Annahme, wonach Urkundensprache und Dialekt zusammenfallen sollte. Kauffmanns neueste Forschungen über die Geschichte des Buchstabens k in der ahd. Orthographie (Germania 37, 243 ff.) gehen völlig auf dem Wege Scherers und weisen wiederholt auf ihn zurück (a. a. O. S. 243. 247. 260). Um Scherers Antheil an der Aufstellung und Aufhellung dieses ungemein wichtigen Problems, das weit über die Sprachgeschichte hinausgreifend litterarhistorische und bildungsgeschichtliche Interessen aufruft, ganz zu ermessen, muß man übrigens auch Hennings ausgezeichnete Untersuchungen über die St. Gallische Schreibtradition in seiner bekannten Erstlingsschrift heranziehen, die durch Scherer angeregt sind.

Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine Art Instinct entdeckte ihm auch an abgelegenen Stellen wichtige Probleme. So hat sein Hinweis auf den von Kern bemerkten doppelten Lautwerth des neuniederländischen d (1, 273) vielleicht zuerst den Kreisen deutscher Sprachforscher diese für die Beurtheilung der Wandlung der germanischen dentalen Spirans lehrreiche Thatsache bekannt gemacht.

Wie viel Erkenntnisse der neueren deutschen Sprachwissenschaft er zuerst gefunden und gesichert hat, ersieht man im Einzelnen nun bequem aus den hier vereinigten Recensionen von Bornhaks Grammatik der hochdeutschen Sprache (1, 309—314), Schades Paradigmen (1, 315—317), Hahns Althochdeutscher Grammatik (1, 317—335) und Moritz Heynes Arbeiten (1, 563—569. 576—579). Scherer hat sich um die schärfere und genauere Bestimmung der Quantität althochdeutscher und altsächsischer Endsilben bemüht und so die abschließenden Untersuchungen Braunes vorbereitet. Er hat viele Thatsachen der deutschen Lautgeschichte zuerst festgestellt. Überall erweist er sich den gleichzeitigen Mitforschern überlegen durch das Bestreben, die Veränderungen der Sprache aus realen Factoren zu begreifen, möglichst auf feste Gesetze physiologischer Art zurückzuführen, die Wirksamkeit der Formübertragung aufzudecken, die vergangenen Sprachprocesse durch die klar vor Augen liegenden analogen Erscheinungen in lebenden Dialekten zu erhellen. Stets bricht seine eminente Begabung für principielle Erörterung hervor. Die gelehrte bibliographische Übersicht über die Schriften zur deutschen Syntax (1, 358—374) wächst unter seinen Händen zu einer tief dringenden Methodologie syntaktischer Forschung, mit der hinfort jeder Syntaktiker, sei es welches Sprachgebiets immer, sich wird auseinandersetzen müssen. In einer Kritik der Andresenschen Monographie über Jacob Grimms Sprache (1, 388—397) giebt er nicht blos eine methodisch mustergültige Analyse des Grimmschen Stils in seiner Abhängigkeit von Eigenschaften der Persönlichkeit, von bestimmten litterarisch-ästhetischen Doctrinen der Zeit, von großen Mustern, sondern ein außerordentlich fruchtbares Beispiel für Stilcharakteristik überhaupt, voll von Gesichtspuncten und Maßstäben, die er selbst erst später ganz ausgenutzt hat. Ich denke dabei vor allem an die feine Beobachtung über die wirkende Macht des Verbums (1, 391), die dann in seiner Litteraturgeschichte (S. 482) so prächtig für die Analyse von Goethes 'Willkomm und Abschied' verwerthet ist und in der Anzeige des Wilmannsischen Walther (1, 631) wiederkehrt.

Man mißverstehe mich nicht: fern liegt es mir, die Verdienste der jüngeren deutschen Sprachforscher herabmindern zu wollen. Jeder kleinliche Zank um die sogenannte Priorität, um das wissenschaftliche Eigenthum würde gerade Scherers Sinn am meisten widersprechen, obwohl er seinerseits sich stets mit peinlicher Gewissenhaftigkeit bemüht hat klarzulegen, was und wie viel er seinen Vorgängern verdankte. Ich möchte nur das Gefühl des Zusammenwirkens stärken, das auf dem Gebiet der grammatischen Arbeit

nicht genug entwickelt ist; ich möchte die heimliche Eintracht der Forschung in der vielfachen äußeren Zwietracht nachweisen und meinestheils beitragen, daß weniger die trennenden als die verbindenden Mächte in unserer Wissenschaft betont würden.

Sicherlich hat Scherer gerade in seinen grammatischen Leistungen seine eigenthümliche Größe und zugleich die Grenzen seiner Begabung am auffallendsten enthüllt: ein höchst energisches, befreiendes, lichtbringendes Wollen, hinter dem das Vollbringen zurückbleibt; eine Fülle neuer Wegweisungen zu hohen Zielen, denen er selbst dann nicht mit hinlänglicher Consequenz und Vorsicht nachstrebt; eine überraschende Vertiefung und Verfeinerung der Methode, die er selbst nicht immer streng genug handhabt. Er hat das Land der Verheißung als Erster klar und bestimmt gesehen, aber dort angesiedelt und häuslich eingerichtet haben sich erst Jüngere, die sein Rufen und sein Winken angelockt und geleitet hatte.

Ist es darum nicht Pflicht wissenschaftlicher Dankbarkeit, historischer Gerechtigkeit, des Pfadfinders zu gedenken, auch wo die von ihm zum Theil erst nur geahnten Wege durch die Arbeit der Späteren allgemein gangbar geworden sind? Verdient nicht der, welcher neue Probleme zuerst sah und ernsthafte Versuche zu ihrer wissenschaftlichen Lösung machte, mindestens den gleichen Ruhm wie die Nachfolger, die sich, seinen Spuren folgend, über sie hinausschreitend, im Besitze der Wahrheit glauben? Und um wie viel mehr heischen Scherers grammatische Aufsätze fortdauernde Beachtung, da sie so manchen Fingerzeig enthalten, dem man noch nicht nachgegangen ist, so manche Frage aufwerfen, um die sich später Niemand weiter gekümmert hat. Ich hoffe darum auf Zustimmung aller Leser, wenn ich sage: in gewöhnlichem Sinne können diese Abhandlungen überhaupt nicht veralten.

Äußerlich von geringerem Umfang, beansprucht die Abtheilung 'Alterthumskunde' doch hervorragendes Interesse. Ein großer Theil ihres Inhalts wird den meisten Lesern fremd sein. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich gerade von ihm eine starke Wirkung erwarte. Scherer selbst dachte über diesen Zweig seiner Thätigkeit, wie seine Antrittsrede in der Akademie (1, 211) aussprach, sehr bescheiden. Ich meine: allzubescheiden.

Aus den großen Recensionen zum Beowulf (1, 471—496) und zur Germania (1, 497—517) ist sachlich und methodisch noch viel zu lernen. Scherer

hat sich hier mit Energie, Scharfsinn und Erfolg um die Aufhellung dunkler Fragen der germanischen Verfassungsgeschichte verdient gemacht. Seine Erörterungen über den germanischen Staat, germanische Standesverhältnisse, über bestimmte Institute wie Gefolgswesen, Emancipation, Adoption, über Sacral- und Kriegsalterthümer sowie seine vielfach principiell gehaltenen Betrachtungen über germanische Mythologie werden den verständnißvollen Leser auf Schritt und Tritt fördern.

Den Ausschreitungen der vergleichenden Mythologie stellt er im Sinne Müllenhoffs die Forderung einer streng geschichtlichen Mythenanalyse entgegen. Bestimmt sondert er die drei sich immer wiederholenden, ganz verschiedenartigen, aber so oft durch einander geworfenen Probleme aller vergleichenden Culturwissenschaft: Urverwandtschaft, Entlehnung, selbständige aber analoge Entwicklung (1, 166 f. 525. 704). Ich stehe nicht an, die darin liegende methodische Klarheit laut zu rühmen Angesichts der gerade in der Beurtheilung dieser Fragen immer aufs neue hervorbrechenden Verwirrung.

Den Historikern wird namentlich die Kritik der Arnoldschen Ortsnamenforschung (1, 458—467) und der Usingerschen Träumereien (1, 455—458) willkommen sein.

Erst nach Scherers Tod als unfertige Frucht langjähriger Bemühung ist seine Poetik hervorgetreten. In gewisser Beziehung bewegen sich um sie wie um ihren lebendigen Mittelpunct seine gesammten litterarhistorischen und stilgeschichtlichen Studien. Ewig bedauerlich bleibt es, daß er nicht mehr selbst dies Lieblingsbuch zur Reife bringen und in abgeschlossener Gestalt der Öffentlichkeit übergeben konnte. Um so mehr regt sich der Wunsch, alle unmittelbaren Vorarbeiten und Parerga dazu im Zusammenhang zu übersehen. Er wird nun erfüllt durch die Abtheilung 'Poetik' des ersten Bandes und mehrere Essays des zweiten Bandes, insbesondere die Aufsätze 'Zur Technik der modernen Erzählung' (2, 159—170), über niederländische Litteratur und Kunst (2, 176—187), die Besprechung von George Eliots Daniel Deronda (2, 124—141), von Auerbachs Landolin (2, 147—152), G. Kellers Züricher Novellen (2, 152—159) und A. Wilbrandts Kriemhild (2, 173—175): lauter Musterstücke feinsinniger Charakteristik. Aber auch gelegentliche sonstige Bemerkungen muß man zur Abrundung heranziehen: über Thiermärchen und Thierfabel (1, 182 ff.), über die inductive Be-

handlung moralischer Phänomene (1, 204), über Wilhelm von Humboldts Idee der Charakteristik (1, 201—203), über die mythologische Personification (1, 525 ff.), über die primitiven kleinen Prosaerzählungen (1, 299, 527), über Methode und Gesichtspuncte der Stilanalyse (1, 630 f. 642 f.), über das Verhältniß moralischer und ästhetischer Wirkungen (1, 678), über Spielhagens Beiträge zur Theorie und Technik des Romans (2, 280 f.).

Die Abtheilung 'Kritik, Exegese, Litteraturgeschichte' des ersten, und die litterar- und kunsthistorischen Essays, Recensionen und Abhandlungen des zweiten Bandes ergänzen und beleuchten die beiden wissenschaftlichen Hauptleistungen Scherers, die am längsten dauern werden: seinen Antheil an den 'Denkmälern' und seine Litteraturgeschichte, das Werk, das sein Ansehen begründete, und dasjenige, welches seinen Ruhm auf die Höhe führte. Die Arbeit des jungen Schülers Müllenhoffs und die reife Frucht des Meisters gehören trotz dem zeitlichen Abstand auch innerlich zusammen. Denn der wissenschaftliche Grundzug Scherers lebt in beiden: die Philologie mit allen ihren Hilfsmitteln, in der vollendetsten und vertieftesten Ausbildung ihrer Technik soll in den Dienst gestellt werden der Litteraturgeschichte, und diese ist nur zu begreifen als Theil der Geschichte des gesammten geistigen Lebens unserer Nation. Es ist derselbe Scherer, der in den Anmerkungen zu den 'Denkmälern' mittelalterlicher Musik und mittelalterlicher Theologie nachgeht und der in der 'Geschichte der deutschen Litteratur' die Zusammenhänge zwischen der deutschen Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts und der Entwicklung der modernen Geistes- und Naturwissenschaften aufspürt. Hier wie dort regt sich der nämliche Drang, über die engen Grenzen der Fachwissenschaft hinauszukommen: hinaus über Zerstückelung zur Totalität, über todtes Wissen zu lebendiger Anschauung, über die leere Chronologie und Beschreibung zum Begreifen der wirkenden geschichtlichen Ursachen. Und hierin liegt vielleicht der Kern seiner wissenschaftlichen Natur. Wie es sein 'Jacob Grimm' in frühen Jahren verkündete, hat er auf allen Gebieten der Forschung, erst in der Sprachgeschichte, dann in der Litteraturgeschichte, zuletzt in der Poetik, gestrebt, die rein geschichtliche Betrachtung zu stützen und zu vertiefen durch eine philosophische, auf inductiver und empirischer Grundlage ruhende, die nach den allgemeinen Bedingungen und Gesetzen, nach den allgemeinen Formen der mannigfaltigen Entwicklungen

fragt: überall hat er sich bemüht, die historisch-descriptive Methode in eine comparativ-genetische umzuwandeln.

Trotz diesem starken, anhaltenden Zug auf das Allgemeine besaß Scherer — dies war das Geheimniß seiner Begabung — immer Sinn und Blick für die bunte Vielheit der Welt, die feinste Empfindung für das Individuelle und Charakteristische in Leben und Kunst, für die leisesten Schwingungen der künstlerischen Seele. Widersprechende Fähigkeiten flossen in ihm zusammen: ein Hang zu straffer Systematik und ein sorgloser Subjectivismus, bewußtes Nachdenken über Methoden und Principien der Forschung und ein naives Vertrauen auf die eigene Intuition, auf momentane Einfälle, ich möchte sagen: auf sein wissenschaftliches Glück.

Er war ein Kind des Glücks, und wo mancher andere mit Noth und widrigem Wind zu kämpfen hatte, da hob ihn, den rastlos Strebenden, ein gütiges Geschick empor von Stufe zu Stufe. Etwas Sonnenfröhliches war ihm eigen, und wer ihm persönlich nahe kam, fühlte sich davon warm angerührt.

Nun er seinen alten Freunden entrückt ist und sich selbst keine neuen mehr gewinnen kann, richte sich die Macht seiner Person wieder auf aus diesen Blättern.

Ihr Inhalt, dem wir alle rein polemischen Stücke fern gehalten haben, möge wirken als ob die lebendige Stimme seines Urhebers noch redete, als ob er selbst in voller bezwingender Gegenwart wieder leibhaft vor uns stünde: nur milder und friedlicher, umhüllt von dem Schleier, den der Versöhner Tod gewoben hat.

Alten, jungen und jüngsten Genossen des Faches wie allen Freunden unserer Wissenschaft und allen, denen Philologie in diesen Tagen ihrer Verfolgung überhaupt noch eine hohe heilige Angelegenheit ist, an der die Bildung unseres Volkes hängt, trete so die Gestalt Wilhelm Scherers nahe: befreit von den Vorurtheilen, dem Mißtrauen und dem Hader der Parteien. Uns aber, die wir der deutschen Philologie dienen, soll sich als bedeutsame Mahnung sein Wort fest in die Seele prägen, das er wegweisend hier ausspricht, wie es seiner eignen Bahn geleuchtet hat: 'Die altdeutsche Philologie, die Wissenschaft von unserem Alterthum, wäre nicht entstanden ohne einen starken, lebendigen, von unschuldiger Schönheit

trunkenen, in allen Zaubern der Sprache, in allen Wundern des Gedankens schwelgenden Sinn für Poesie.'[3] Jetzt da das Jahrhundert, mit dem unsere Wissenschaft geboren ward, seinem Ende zurollt, auf der Schwelle einer dunklen Zukunft voller Kämpfe um materielle Interessen, geziemt es, diesen Geist zu hegen und zu stärken, der die deutsche Philologie schuf und durch ihre Meister entfaltete, der auch Scherer in seinem tiefsten Innern angetrieben und als dessen Priester er gelebt hat.

Halle an der Saale, den 5. Mai 1893.

Konrad Burdach.

Inhalt.

Theorie und Geschichte der deutschen Philologie.

Sprachwissenschaft und deutsche Grammatik.

Alterthumskunde.

Kritik und Exegese. Litteraturgeschichte.

Poetik.

Universität und Schule.

Theorie und Geschichte der deutschen Philologie.

Rede auf Jacob Grimm.

Gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1885. Berlin, Buchdruckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften, 1885.

Es war am 30. April 1841, als Jacob Grimm zum ersten Mal einen Hörsaal dieser Universität betrat, um mit einer Vorlesung über die Alterthümer des deutschen Rechts eine Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen, welche vier Jahre vorher in Göttingen gewaltsam unterbrochen worden war. Er fand eine Versammlung von mehreren hundert Zuhörern vor, welche seiner schlichten Größe mit lautem, lang anhaltendem Beifall huldigte und ihre Verehrung für den Mann an den Tag legte, der wie kein anderer den vaterländischen Geist unserer Wissenschaft gestärkt, auf weiten Gebieten der Forschung neue Bahnen eröffnet und mit den sechs vertriebenen Göttinger Genossen das allgemeine Rechtsgefühl in Deutschland geschärft hatte.

Jacob Grimm, so lebhaft empfangen, dankte mit sichtbarer Rührung, die noch einige Zeit bei ihm anhielt und über seinen ganzen Vortrag eine milde Wärme verbreitete. Das Schicksal, begann er, habe ihn nicht gebeugt, sondern erhoben, und darum preise er es umsomehr, weil es ihn in die Mitte seiner neuen Zuhörer geführt habe.

Er sprach hierauf von seiner Art, die Dinge zu betrachten, von dem Verhältnisse zwischen Recht und Sprache, von dem Werthe des deutschen Rechts gegenüber dem römischen und von seinen Studien überhaupt.

'Ich habe die Rechte studirt', sagte er, 'zu einer Zeit, wo das eintönige Grau der Schmach und Erniedrigung schwer über Deutschlands Himmel hing. Da ließ das römische Recht mit aller seiner anziehenden Fülle in meinem Sinnen und Trachten eine empfindliche Leere, und das einheimische wurde nicht so gelehrt, daß es mich hätte anziehen können. Ich suchte Trost und Labung in der Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache. Es war eine unsichtbare schirmende Waffe gegen den feindlichen Übermuth, daß in unscheinbaren, aber unentreißbaren Gegenständen Vorzüge und Eigenheiten verborgen lagen und wieder entdeckt werden konnten, an denen unser Bewußtsein mit gerechter Anerkennung haften durfte.'

Wie Jacob Grimm, von frommen und vaterländischen Gedanken erfüllt, sich in der Zeit der Schmach am Studium des deutschen Alterthums aufzurichten suchte und dadurch eine neue Wissenschaft gründete: so wußte

das zertretene Preußen, nach dem unvergeßlichen Königswort, an das wir uns nicht oft genug erinnern können, durch geistige Kräfte zu ersetzen, was es an physischen verloren hatte, und schuf einen neuen Mittelpunct deutscher Forschung und Lehre.

Hier galt es und dort, sich an das Unentreißbare zu klammern. Die Universität Berlin und die Wissenschaft von deutscher Sprache, Litteratur und Alterthum sind aus derselben Gesinnung entsprungen. Die verdientesten Pfleger der germanischen Philologie haben in Universität und Akademie uns angehört. Niemand hat mehr Ursache als wir, den heutigen Tag zu feiern und lebendiges Zeugniß dafür abzulegen, daß wir noch wissen, was Jacob Grimm uns bedeutet.

Aber es wäre nicht in seinem Sinne, wollten wir seinen Ruhm allein verkünden. Als er vor bald fünfundzwanzig Jahren seinem Bruder Wilhelm die akademische Gedächtnißrede hielt, da konnte er nicht umhin, von sich selbst zu sprechen; und so, indem wir von ihm reden, müssen wir des Bruders gedenken, der Leben und Lernen, Haus und Beruf mit ihm theilte.

An einem Dienstag, heute vor hundert Jahren, ist Jacob Grimm geboren. Seines Bruders Geburtstag wird am 24. Februar 1886 zum hundertsten Male wiederkehren.

Die Brüder sind, wie Jacob Grimm sagt, aus dem Schooße des glücklichen Mittelstandes hervorgegangen, der zu jeder gründlichen Arbeit des Lebens stärkt und die freiesten Aufschwünge des Geistes fördert.

Ihr Leben spielte sich bis ins fünfte Jahrzehend wesentlich in der hessischen Heimat ab.

Zu Hanau, wo sich bald ihr Denkmal erheben wird, hat einst ihre Wiege gestanden. Zu Kassel besuchten sie das Lyceum. Jacob bezog 1802, Wilhelm ein Jahr später die Universität Marburg. Beide sollten Juristen werden, wie der früh verstorbene Vater gewesen war. Beide fanden in Savigny einen Lehrer, der sie am römischen Recht zu geschichtlicher Betrachtung anleitete. Gemeinsam fingen sie an, mit geringen Mitteln systematisch Bücher zu kaufen und so den Grund zu der stattlichen Sammlung zu legen, die sie zeitlebens gemeinsam benutzten und die jetzt auf unserer Universitätsbibliothek den strebenden Jüngern der deutschen Philologie in die Hand gegeben ist.

Im Sommer 1805, als Jacob mit Savigny in Paris war, um diesem an den Vorarbeiten zu seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu helfen, faßten die Brüder den Beschluß, sich im späteren Leben nie zu trennen. Um dieselbe Zeit wandten sie, unter romantischen Anregungen, sich dem Studium der altdeutschen Litteratur immer entschiedener zu; und ob Jacob Grimm nach seiner Rückkehr aus Paris in das hessische Kriegscollegium eintrat, ob er unter Jerome Napoleon als Privatbibliothekar des Königs den Staatsrathssitzungen beiwohnte, ob er in der Zeit der Freiheitskriege und der Friedensverhandlungen im Hauptquartier der Verbündeten, in Paris oder in Wien diplomatische Geschäfte zu besorgen

hatte: unverrückbar hielten die Brüder das Ziel einer gemeinsamen Arbeit an der Wiederbelebung des deutschen Alterthums fest. Im Jahr 1807 begannen sie ihre litterarische Laufbahn, und seit 1816 waren sie beide an der Kasseler Bibliothek angestellt. Was sie für ihre äußere Lage wünschten, schien erreicht; und als sich Wilhelm 1825 mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Philologen Mathias Gesner, vermählte, einem Mädchen, das er schon als Kind gekannt und das seine Mutter wie ihr eigenes geliebt hatte: da blieb der brüderliche Bund ungestört; die Gütergemeinschaft ward aufrecht erhalten; sie wohnten zusammen und aßen zusammen nach wie vor; Wilhelms Frau sorgte für Jacob mit schwesterlicher Liebe; Wilhelms Kinder waren von Jugend auf gewohnt, den Onkel wie einen zweiten Vater zu ehren; und Wilhelm selbst bekannte öffentlich, er habe niemals aufgehört, Gott für das Glück und Segensreiche der Ehe dankbar zu sein.

Eine ungerechte Zurücksetzung im Dienste trieb wider alles Vermuthen im Jahr 1830 die Brüder aus der geliebten Heimat nach Göttingen, wo sie nicht blos als Bibliotheksbeamte, sondern auch als Universitätslehrer wirkten. Der Staatsstreich des Königs Ernst August von Hannover trieb sie nach sieben Jahren in die Heimat zurück, wo aber nunmehr an eine Wiederanstellung nicht zu denken war. Ihre äußere Existenz wurde durch litterarische Arbeiten und durch freiwillige, von Leipzig her angeregte Geldsammlungen gesichert, deren unverbrauchte Reste zum Theil noch heut an unserer Universität wissenschaftlichen Zwecken zu Gute kommen. Mit Recht sagte Dahlmann, der Göttinger College und Schicksalsgenosse der Brüder: 'Wer sich für viele opfert, wenn er auch die Hauptsache um seiner selbst willen thut, der darf auch vielen etwas verdanken.' Die That des freien Gewissens, welche den sieben tapferen Göttinger Professoren ihr Amt kostete, war für viele gethan, der Protest gegen einen Rechtsbruch für viele ausgesprochen und weiten Kreisen unseres Volkes zum Bewußtsein gebracht, daß es ein öffentliches Gewissen in Deutschland überhaupt gebe.

Der Lohn blieb nicht aus. 'Wenn Gott', schrieb Jacob Grimm an Dahlmann, 'die Gefahren und Nöthen dieser Zeit gnädig vorübergehen läßt, wird sie keine unglückliche heißen dürfen; so viel Erhebung, Trost und Freundschaft ist uns in ihr geworden, daß die wohlthätigste Erinnerung daran durch unser ganzes Leben dauern wird.'

Die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm des Vierten brachte endlich den Brüdern die lange vergeblich erwartete Genugthuung, die Berufung nach Berlin. Am 15. März 1841 trafen sie hier ein. Jacob war seit 1832 auswärtiges Mitglied der preußischen Akademie: er hatte es in seiner Bescheidenheit eine unpassende Ernennung gescholten, die seiner Gesinnung und seinen Arbeiten nicht gebühre. Jetzt war sie der Faden, an dem er nach Berlin gezogen wurde. Wilhelms Wahl in die Akademie erfolgte bald, und beide haben von dem Rechte der Akademiker, Vorlesungen an unserer Universität zu halten, seit dem Sommer 1841, Jacob bis zum

Sommer 1848, Wilhelm bis zum Sommer 1852, wenn auch nicht ununterbrochen, Gebrauch gemacht.

Gemeinsam haben Jacob und Wilhelm Grimm in ihrer Jugend, indem sie sich, mit Unterdrückung der Vornamen, nur schlechthin 'die Brüder Grimm' nannten, altdeutsche Gedichte, Lieder der Edda, Märchen und Sagen herausgegeben. Darnach schufen sie jeder auf seinem besonderen Gebiet ihre Hauptwerke: Jacob die deutsche Grammatik, die deutschen Rechtsalterthümer, die deutsche Mythologie, den Reinhart Fuchs, die Geschichte der deutschen Sprache; Wilhelm die deutsche Heldensage, die Geschichte des Reims, die Ausgaben des Freidank, des Rolandsliedes, der goldenen Schmiede, des Athis. Und wieder am Abend ihres Lebens waren sie zur Abfassung des 'deutschen Wörterbuches' verbunden, dessen Plan einst nach der Göttinger Vertreibung an sie herangebracht wurde, um sie nöthigenfalls in ihren Einkünften ganz auf die eigene Arbeit zu stellen. Zahlreiche Fachgenossen hatten ihnen, Zeit und Kraft willig hingebend, Auszüge dazu geliefert; eine bloße Redactionsthätigkeit sollten sie Anfangs nur übernehmen. Aber es zeigte sich, daß intensivere Versenkung nothwendig sei. Schon der bloße Entschluß, an ein in mancher Beziehung für sie frembartiges Unternehmen wirklich Hand anzulegen, wurde nicht leicht. Erst 1852 konnte das Erscheinen beginnen. Jacob bearbeitete die ersten drei Buchstaben; Wilhelm hat nur das D vollendet; Jacob drang dann noch bis zu dem Worte 'Frucht' vor: hierauf entsank auch ihm die Feder.

Jacob und Wilhelm Grimm hatten in ihren Schuljahren an einem Tische gearbeitet, später an zwei Tischen in demselben Zimmer, zuletzt in zwei an einander stoßenden Zimmern: auch ihre Gräber liegen dicht beisammen, und fromme Hände werden sie heute schmücken. Der jüngere ist zuerst, der ältere ihm bald nachgestorben. Wilhelm hat am 16. December 1859, Jacob am 20. September 1863 seinen letzten Athemzug gethan.

Die Geschichte der deutschen Litteratur und Wissenschaft hat mehrfach von geist- und kraftreichen Brüdern zu erzählen, die, auf gemeinsame oder verwandte Ziele gerichtet, sich in ihrem Streben ergänzten. Alexander von Humboldt wußte den Makrokosmos zu bewältigen, während sein Bruder Wilhelm in Sprache, Kunst und Staat den Mikrokosmos zu umspannen suchte. Wilhelm und Friedrich Schlegel traten in enger Genossenschaft auf und haben sich in ihren Anfängen sehr wesentlich gefördert. Einem Entdecker in der Wissenschaft von der Natur und vom Menschen, wie Ernst Heinrich Weber, standen zwei gleichgestimmte Brüder zur Seite. Aber eine so innige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, durch alle Wechselfälle des Schicksals festgehalten, durch Hingebung an die edelsten vaterländischen Zwecke geheiligt, von der ganzen Nation mit Rührung geehrt, von drei deutschen Regierungen in ihrer Untrennbarkeit anerkannt, ein gleichsam symbolischer Ausdruck dessen, was treue Liebe der Blutsverwandten ausrichten und bedeuten kann: dafür giebt es kein zweites Beispiel.

Gleichwohl waren Jacob und Wilhelm Grimm kräftige Individualitäten, in seiner Eigenart jeder bestimmt bezeichnet, Jacob freilich der führende, Wilhelm der, der sich unterordnete, doch nicht überall und nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Selbst wo sie gemeinsam arbeiteten, erlosch die Besonderheit nicht.

Jacob war heftig, kühn, ungeduldig und vordringend, von einer ausdauernden, unermüdlichen Arbeitskraft ohne gleichen, in einsamer Thätigkeit am glücklichsten, der Geselligkeit abgeneigt. Er besaß den Muth des Fehlens, ohne den in den Geisteswissenschaften kein großer Wurf gelingt. Er besaß die Begierde des Entdeckers, die sich über alle Hindernisse hinwegsetzt und dem Ruf einer großen Bestimmung rücksichtslos folgt.

Wilhelm dagegen, durch eine schwankende Gesundheit von vornherein zu mäßiger und unterbrochener Thätigkeit gezwungen, wußte das Leben in heiterer Geselligkeit behaglich zu genießen und zu schmücken, seine wissenschaftlichen Arbeiten in ruhiger Vorsicht und geduldiger Sammlung auszubilden, die Gegenstände zu erschöpfen, das Gewonnene wohlgeordnet mitzutheilen und durch anmuthige Milde der Darstellung zu erfreuen.

Jacob war ein Eroberer, der ein neues Reich gründete: Wilhelm half es befestigen und regieren.

Jacob strebte unersättlich von vornherein ins Große, ins Allgemeine: Wilhelm vertiefte sich enthaltsam ins Besondere und stieg doch von da zuweilen zu einem Allgemeineren auf.

Jacob durchmaß eine unregelmäßige Bahn, in der es an Umwegen und Irrwegen nicht fehlte: Wilhelms Entwickelung zeigte keine Sprünge und Umwälzungen; früh ergriff er, was ihm gemäß war und hielt es mit Treue fest.

Dem deutschen Alterthum waren beide unwandelbar zugethan. Aber indem sie die Vergangenheit erforschten, lehrten sie die Gegenwart besser verstehen; und, weit über ihr besonderes Gebiet hinaus, gaben sie den Geisteswissenschaften langdauernde und noch immer nachwirkende Impulse.

Sie haben den Begriff der Philologie erweitert. Sie haben die Genauigkeit der Betrachtung, welche früher nur dem classischen Alterthum und der Bibel gegönnt ward, auf die vaterländischen Dinge angewandt und dadurch jedem civilisirten Volke für sich selbst und der Wissenschaft überhaupt für alle Völker neue Aufgaben gestellt. Sie haben im Verein mit Benecke und Lachmann die Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums innerhalb eines Menschenalters auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, daß sie die in Jahrhunderten gepflegte classische Philologie nicht nur in allen wesentlichen Beziehungen erreichte, sondern sie, nach dem Zeugnisse von Moriz Haupt, in einigen Beziehungen überholte.

Sie haben die zufriedene Liebe, mit der sie einen engen Daseinskreis im eigenen Leben umfaßten, auf die geringsten Thatsachen, in denen sich das Seelenleben unseres Volkes spiegelt, treulich übertragen und die Andacht zum Unbedeutenden, die man ihnen als einen Spottnamen aufheftete, zu

einem Ehrennamen gemacht. Sie haben die strenge Beobachtung und Untersuchung nicht blos auf die geschriebenen Denkmäler beschränkt; sie haben alle bornirten Maßstäbe einer vornehmthuenden Ästhetik hinweggeworfen und in den unscheinbaren Reimen und Erzählungen, an denen sich die Kinder und Bauern ergötzen, den Glanz unvergänglicher Poesie und den unschuldigen Zauber ursprünglicher Menschheit erkannt. Sie haben auch dadurch ein Signal zu weitreichenden Sammlungen des Aberglaubens, der Lieder, der Märchen gegeben, welche sich nach und nach auf alle Länder der Erde ausdehnen; und sie haben, wenn auch unbewußt, die Forderung einer unparteiischen Ästhetik erhoben, welche zunächst nur Erscheinungen und Wirkungen beschreibt und nicht voreilig urtheilt.

Aber sie setzten nur fort und brachten zur Ausführung, was die besten und freiesten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts gewollt hatten. Sie theilten mit Lessing den Haß gegen eine Überhebung, welche ganze Völker und Zeiten als barbarisch verachten mochte. Sie wußten überall die Keime zu pflegen und zu entwickeln, die Herder mit verschwenderischer Hand ausgestreut hatte. Sie gehörten zu den hervorragendsten Vertretern jener großen Epoche der deutschen Wissenschaft, die man sehr unvollständig und nur nach ihrer Schattenseite bezeichnet, wenn man sie als die Epoche der Metaphysik oder Naturphilosophie in den düstersten Farben schildert, statt mit patriotischem Stolze zu sagen, was ohne Anmaßung behauptet werden darf: daß die Deutschen damals einen Fortschritt in den Geisteswissenschaften vollzogen, der alle andern Nationen zu ihren Schülern machte und worin sie bis jetzt nur von wenigen eingeholt, von keiner übertroffen sind.

Unsere moderne classische Dichtung ruhte vielfach auf einer vertieften Erkenntniß des Menschen und der Natur, welche nothwendig auf die Wissenschaft herüberwirken mußte und schließlich an den luftigsten Constructionen des Universums Gefallen fand.

Aber während sich die meisten deutschen Naturforscher von den Dichtern und Metaphysikern verführen ließen, vorschnell Systeme bauten, an Worte glaubten, der Schule Newtons entliefen und die mathematische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts verschmähten: legten die deutschen Philologen, Sprachforscher und Historiker den Grund zu einer neuen geschichtlichen und vergleichenden Methode, zu einer neuen Schärfe, Genauigkeit und Vollständigkeit der Beobachtung, zu einer neuen vorsichtigeren und gerechteren Kritik, indem sie die besten wissenschaftlichen Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts festhielten und sie durch noch bessere bereicherten oder verfeinerten. Selbst jener metaphysische Drang, der vorschnell ein Ganzes erfassen wollte, da er die Theile noch nicht in der Hand hatte, erwies sich für die Geisteswissenschaften als eine Vorschule der vergleichenden Methode, welche mehrfach, was erst nur ein vager Traum schien, zur gesicherten Erkenntniß erhob.

Den Übergang von der vorschnellen Hypothese zur exacten Untersuchung und die Fruchtbarkeit einer, wenn auch zunächst verwegenen Hypo-

these stellt aber niemand in sich mit solcher Reinheit dar, wie Jacob Grimm.

Berückt von den ersten verführerischen Ahnungen eines verwandtschaftlichen Zusammenhangs zwischen europäischen und asiatischen Völkern und schwelgend in den etymologischen Dithyramben einer ungeregelten Sprachvergleichung, mochte Jacob Grimm noch 1815 die Behauptung drucken lassen, an sich seien alle und jede Wörter nur eins; es komme lediglich darauf an, die Kette nachzuweisen, die sie verbinde. Aber schon 1819 errichtete er das erste Gebäude einer vergleichenden Formenlehre der germanischen Sprachen; 1822 entdeckte er die Lautgesetze, auf deren Existenz alle Möglichkeit einer wissenschaftlichen, methodischen und zu verhältnißmäßig sicheren Ergebnissen führenden Sprachvergleichung beruht.

Er hat hier nicht allein das Entscheidende gefunden: zum Theil hat ihm Franz Bopp, zum Theil der Däne Rask den Weg gezeigt; was er für die germanischen Sprachen leistete, hatte Raynouard schon für die romanischen begonnen. Aber gewaltig wuchs sein Haupt- und Lebenswerk, seine 'Deutsche Grammatik' von 1819 bis 1840 über alle Vorgänger hinaus durch die Fülle des Stoffes, die Klarheit des Vortrages, den Reichthum und die Sicherheit unerwarteter Resultate. Sie wurde für Bopp, für Diez, für Miklosich ein Vorbild. Die vergleichende Grammatik der arischen Sprachen überhaupt, die vergleichende Grammatik der romanischen und der slavischen Sprachen ist durch Jacob Grimms Beispiel auf eine höhere Stufe gehoben oder begründet worden.

Nie war ein Gelehrter stärker in die Bande der alten unmethodischen Sprachvergleichung verstrickt gewesen, als Jacob Grimm. Nie hat ein Gelehrter mehr gethan, um eine neue methodische Sprachvergleichung ins Leben zu rufen, als Jacob Grimm. Unmethode und Methode beruhen aber auf einer völlig entgegengesetzten Geistesverfassung. Trotzdem liegen sie bei Jacob Grimm nur drei oder vier Jahre auseinander. Der Act des Überganges, des Durchkämpfens von der einen zur andern, der sich innerhalb dieser drei oder vier Jahre vollzogen haben muß, war für viele gethan und bedingte die größten Fortschritte der modernen Geisteswissenschaften.

Leider wissen wir über den näheren psychologischen Proceß, der ihn begleitete, so gut wie nichts. Der eigentliche Hergang läßt sich nur vermuthen. Der vergleichende Trieb, d. h. die Sehnsucht, über die Vielheit der Erscheinungen hinweg zu einer ursprünglichen Einheit vorzudringen, wurde durch den pantheistischen Zug in der deutschen Wissenschaft, durch die Speculation Goethes über die Metamorphose der Pflanzen, durch die halbmetaphysischen Anfänge der Transmutationstheorie, durch die romantischen und vorromantischen Träume von einem Urvolk, einer Urreligion, einer Ursprache geweckt und genährt. Aber die tumultuarischen Excesse der etymologischen Willkür, die sich Jacob Grimm gestattete, forderten den Widerspruch heraus, führten zur Ernüchterung und Besinnung und gaben

daher den Grundsätzen ruhiger und enthaltsamer Forschung Raum, die, in Savignys solider Schule eingesogen, nur verdunkelt, aber nicht vergessen in seiner Seele geruht hatten.

Erst jetzt gewann er mit Bewußtsein die inductive Methode, zu der er sich in seiner ersten Berliner Vorlesung bekannte, indem er etwa folgendermaßen anhob: 'Es giebt eine doppelte Art und Weise, die Dinge zu betrachten, je nachdem man die Betrachtung oder die Dinge überwiegen läßt. Herrscht die Betrachtung vor, so erhebt sie sich in die Höhe und schwingt sich in großen Kreisen über ihrem Gegenstand, den sie von oben herab fassend bewältiget. Es ist nicht zu verkennen, daß dann der Gedanke behende Kraft gewinnt und aus sich selbst eine ungehemmte Fülle zu entfalten vermag; er wird aber auch unvermerkt genöthigt sein, sich zu senken und, gleichsam auf einem Ruheplatz, auf einzelnen Gegenständen zu verweilen. Wo aber umgekehrt ausgegangen wird von den Gegenständen und aufgestiegen zu der Betrachtung, da bleibt das Verfahren zäher und ruhiger, Gedanken entsprießen erst an ihrer Stelle und pflegen nur ausnahmsweise ihren sicheren Schritt gegen kühneren Aufflug zu vertauschen. Dort also wird immer ein günstiger Gesichtspunct gesucht und eine Ansicht gewonnen; die Betrachtung weiß von vornherein, wo sie sich befindet und wie weit sie reicht. Hier hingegen klimmt sie an den Dingen selbst auf und erlangt bald niedere, bald höhere, meistens aber unberechnete Aussichten. Wenn uns dort ein Gefühl der Unzulänglichkeit menschlicher Augen und Sinne befallen mag, so können wir hier, innerhalb fester Schranke, sicheren Ertrages uns erfreuen.'

'Ich will', fuhr Jacob Grimm fort, 'mit dieser Erwägung lange nicht einen Unterschied zwischen idealer und realer Forschung, noch weniger zwischen philosophischer und historischer Schule aufgestellt haben: denn diese Namen scheinen mir vom Übel, sobald sie über das hinaus, was wirklich in ihrer Entgegensetzung begründet ist, schroffe Parteien einander gegenüberstellen. Was mich betrifft, bin ich mir bewußt, keiner von beiden anzugehören, achte und schätze vielmehr ihre beiderseitigen Bestrebungen auf das willigste und bin bereit, von dem, was ihnen beiden gelingt, zu lernen. Methode und Studium (und das ist weit von solchen Grundansichten verschieden) neigen sich aber bei mir dahin, die Dinge nicht von der Betrachtung abhängen zu lassen, sondern aus ihnen als einem unerschöpften und unerschöpflichen Stoff neue und immer reichere Ergebnisse zu gewinnen.'

Die erste Frucht einer solchen erfahrungsmäßigen, an den Dingen selbst aufklimmenden Forschungsweise und gleich auf ein weites Gebiet angewandt war die 'Deutsche Grammatik', der Grund- und Eckstein von Jacob Grimms deutschen Studien, der Grund- und Eckstein der deutschen Philologie, ein Grund- und Eckstein der Geisteswissenschaften überhaupt.

Durch die Grammatik erst wurden Wilhelm Grimm und Lachmann Jacob Grimms Schüler. Und der Grammatik verdankte er selbst, wie er noch 1858 an Dahlmann schrieb, alles, was er erreichte.

Sie war das Vorbild seiner Arbeiten über das deutsche Recht, über deutsche Mythologie, über deutsche Sitte, und die Gruudlage des deutschen Wörterbuches. Die Sprache blieb immer das Paradigma, wonach er die anderen Lebenserscheinungen beurtheilte.

Durchweg übte er historische Methode, indem er die Wurzeln des Heutigen in der Vorzeit aufzeigte und alle seine Forschung mit der Gesinnung durchdrang, die ihm bei seiner Berliner Antrittsrede für das Recht die Worte eingab: 'Die heimliche, aber ergreifende Stimme der Vergangenheit ruft uns mahnend zu, daß wir durch die Erforschung des alten Rechts uns selbst, unsere Gegenwart und Zukunft, besser verstehen lernen werden.'

Durchweg übte er auch vergleichende Methode. Auf allen Lebensgebieten wies er nach, wie man das germanische Alterthum erhellen könne, indem man die heimische Überlieferung mit den Nachrichten der Alten verbinde. Von der Germania des Tacitus sagte er: 'Durch eines Römers unsterbliche Schrift ist ein Morgenroth in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker beneiden.' Aber erst er selbst hat dieses Morgenroth recht entzündet und für Jedermann offenbar gemacht, daß wir zu den Ursprüngen der Nation bei den Germanen viel weiter vordringen können, als bei den Griechen und Römern und den übrigen Völkern der alten Welt. Indem er den vergleichenden Blick auf die ehemalige Einheit der Germanen gerichtet hielt, lehrte er uns den verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen Deutschen, Holländern, Scandinaviern, Engländern und Nordamerikanern würdigen, der, wie auch die Wechselfälle der Politik diese Völker gelegentlich zu einander stellen mögen, doch schon wiederholt im Laufe der Geschichte seine Macht bewährt hat und wieder bewähren kann.

Jacob Grimm war einer der ersten, die in Herders und Wilhelm von Humboldts Sinne das Sprachstudium nicht blos als ein Mittel ansahen, um in fremde Litteraturen einzudringen, sondern als die Beschäftigung mit einer der erhabensten Äußerungen des menschlichen Geistes, die wie ein selbständiges Wesen sich nach eigenen und festen Gesetzen entwickelt und uns, auch wo eine Litteratur fehlt, tiefe Blicke in das Denken und Fühlen der Völker eröffnet. Jacob Grimm wußte, daß den Wörtern Vorstellungen und Sachen entsprechen, daß daher den Wörtern Aufschlüsse über die Sachen abgewonnen werden können; er zeigte den Weg, um aus der Sprache die Cultur untergegangener Völker zu erschließen.

Niemand hat lebendiger als Jacob Grimm die der Sprache innewohnende Poesie empfunden und für die Erkenntniß der deutschen Sprache, nicht minder aber für seinen eigenen Stil daraus Vortheil gezogen. Er hat die vergleichende Methode auch auf die Poesie angewandt und gezeigt, wie man aus den allitterirenden Gedichten der Deutschen, Angelsachsen und Scandinavier den ursprünglichen Stil der germanischen Poesie errathen und so einen weiten tiefen Hintergrund für die Geschichte der deutschen Dichtung gewinnen könne, die er im Einzelnen nach der Seite des Thierepos, der

lateinischen Dichtung, der kunstmäßigen deutschen Lyrik des Mittelalters und anderweitig zu fördern wußte.

Wo aber die deutsche Dichtung und ihre Geschichte in Frage kommt, da greift nun Wilhelm Grimms Thätigkeit ein. Er wandte die vergleichende Methode auf die deutsche Heldensage an. Er lehrte aus deutschen und scandinavischen Überlieferungen das Ursprüngliche erschließen und aus Trümmern oder zerstreuten Anspielungen verlorene Gedichte annähernd errathen. Er verfolgte auch sonst poetische Stoffe durch viele Litteraturen, poetische Anschauungen durch viele litterarische Denkmäler. Er gab in seiner Geschichte des Reims einen wichtigen Beitrag zur Kunde der poetischen Technik. Er stellte mehrere mittelhochdeutsche Gedichte sauber ans Licht, und wenn er vielleicht in der Schärfe der Textkritik hinter Lachmann zurückstand, so übertraf er ihn bei weitem in der litterarhistorischen Verwerthung, in der erschöpfenden Erläuterung und in den feinen stilistischen Beobachtungen, mit denen er eine umfassende historische Stil-Lehre vorbereitete.

Wilhelm Grimm war mehr Künstler, als sein Bruder. Er hat sich das Hauptverdienst um die deutschen Märchen erworben, die er seit der zweiten Auflage allein redigirte. Er stellte den einheitlichen Ton derselben fest, indem er den Erzählern des Volkes ihre Kunstmittel ablauschte und sie dann mit Freiheit handhabte. Er wußte den anspruchslosen Geschichten einen weihnachtsmäßigen Glanz zu verleihen und doch nichts Unechtes oder Persönliches einzumischen. Er gab den Kindern aller Stände ein unveraltbares Buch in die Hand, dessen Reize sich Jahr für Jahr neu bewähren und von dem eine edle volksthümliche Wirkung ausgeht, weil die volksthümliche Überlieferung darin veredelt ist.

Die Ehrfurcht vor dem Traditionellen, aus welcher die liebevolle Pflege der Märchen entsprang, war dem Wesen der Brüder von Anfang an tief eingepflanzt und ruht auf dem innersten Grund ihres Charakters.

Sie überschätzten das, was sie Naturpoesie nannten, und unterschätzten die Kunst. Sie setzten, wie Savigny, das Bewußte gegenüber dem Unbewußten, die individuelle Arbeit und freie That gegenüber dem Naturwüchsigen und Nothwendigen herab. Sie trauten dem Einzelnen nicht viel zu und erblickten die volle Kraft der Menschheit nur dort, wo ein ganzes Volk ergriffen ist und ein ganzes Volk zu schaffen scheint.

Es war nur consequent, wenn Jacob Grimm 1843 in Rom die typischen Göttergestalten der Antike den modernen Gemälden vorzog, wenn er in jenen das langüberlieferte Urbild bewunderte, in diesen die Phantasie und Willkür des Malers ungern empfand.

Dem Litterarhistoriker drängt sich dabei eine Erinnerung auf.

So hatte mehr als ein halbes Jahrhundert früher auch Goethe in Rom vor den Resten griechischer Schönheit gestanden und begeistert ausgerufen: 'Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.' Wie Jacob Grimm, hat Goethe fortan das

Typische für das wahre Schöne, die bleibenden Verhältnisse dieser vergänglichen Welt für den höchsten Gegenstand der Kunst gehalten und durch die Beschäftigung damit seinem Geiste, wie er sagt, erst die Ewigkeit zu verschaffen gesucht.

Was aber zu den nothwendigen und bleibenden Verhältnissen zu rechnen sei, welche die Ehrfurcht der Menschen herausfordern, darüber gingen die Ansichten von Goethe und Jacob Grimm mehrfach auseinander, ebenso wie die Empfindungen der verschiedenen Generationen, denen sie angehörten.

Mit einer Art von trunkener Andacht sprachen Jacob Grimm und sein Bruder, sprach ihr Freund Achim von Arnim das Wort 'Volk' aus; und sie verstanden darunter gleichsam einen unsichtbaren guten Geist, welcher die Übereinstimmung der Besten leite und in den unteren Schichten unverfälscht wohne: während Goethe mit der nüchternen Unbefangenheit des Weltmannes sich über die Existenz eines wirklichen Pöbels keinen Illusionen hingab und den führenden Einzelnen, der zuweilen die widerwilligen Massen fortreißen muß, niemals übersah.

Aber wenn die Brüder Grimm und ihre Freunde das Vaterland unter die ewigen Güter des Lebens rechneten und, ohne jede poetische Unklarheit, ein unter Preußens Führung geeinigtes Deutschland darunter verstanden, so waren sie glücklicher und reicher als Goethe, der, so viel und so schön er auch sein Leben lang von der Hoffnung gesungen, es doch in schweren Zeiten verlernte, für das Vaterland zu hoffen. Die Brüder Grimm und ihre Freunde sprachen vom Vaterland oft mit dem elegischen Accente der Sehnsucht. Aber sie waren stets von froher Zuversicht durchdrungen. In seiner ersten Berliner Vorlesung sprach Jacob Grimm von dem Aufschwunge der deutschen Sprache seit Klopstock und Lessing und meinte: auf dieselbe Weise werde auch ein deutsches Recht erstehen und aus den alten festen Wurzeln ein hoher Baum mit frischgewölbter Krone erwachsen. Den 1846 in Frankfurt um ihn versammelten Fachgenossen rief er zu: 'Ja, wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwickelungen!' An Dahlmann schrieb er in einem seiner letzten Briefe von unserer Einheit, die uns allein retten könne und bald alle Verluste und Schwierigkeiten, die den Übergang begleiten, überwunden und reichlich ersetzt haben würde.

Wie sich Jacob Grimms politische Sehnsucht erfüllte, so ging seine wissenschaftliche Saat munter auf. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht blos ein mathematisch-naturwissenschaftliches, ein technisch-inductives Zeitalter. Die Geisteswissenschaften blühen, wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sie schreiten nicht zurück, sondern vorwärts. Wenn die genialen Entdecker fehlen, so mangeln doch nicht die wesentlichen Fortschritte der Erkenntniß, welche den Eifer des Untersuchens beleben. Die vergleichende Sprachforschung zieht nach und nach alle Völker der Erde in ihr Bereich. Die fundamentalen Probleme der Lautlehre stehen im Vordergrunde der linguistischen Wissenschaft. Die strengen Grundsätze

philologischer Genauigkeit ergreifen von den fernsten und von den modernsten Sprachen und Litteraturen glücklich Besitz. In die Geheimnisse des Stils und der künstlerischen Technik dringen wir immer tiefer und unbefangener ein. Die Geschichte der Künste wird in immer weiterem Umfange betrieben und wirkt bald verwirrend, bald reinigend auf den Geschmack und die Production. Die Deutschen haben ihren vollgemessenen Antheil an der Ermittelung der Thatsachen, von denen die Steine reden und die aus dem Schooße der Erde fast wie ein Wunder emporsteigen. Und wenn sie die Geschichte des eigenen Volkes erzählen, so bewegen sie sich nicht mehr blos auf den idealen Höhen der Kriege, der auswärtigen Politik, der Verfassungskämpfe und der Litteratur: sie steigen auch hernieder zu den irdischen Mühen der Wirthschaft und der Verwaltung. Die Erfahrungen der Gegenwart kommen den Auffassungen der Vergangenheit zu Gute. Die elementaren Thatsachen der Religion, der Sitte, des Rechtes werden bei allen Völkern aufgesucht. Die Leuchte der Kritik wird immer energischer in die heiligen und profanen Schriften hineingetragen. Es besteht ein nur theilweise bewußter, aber thatsächlicher Zusammenhang aller Principien der Forschung. Die Philosophie erlangt wieder Fühlung mit der Naturwissenschaft, und die philosophische Befruchtung wird den historischen Einzelwissenschaften nicht ausbleiben. Es gedeiht das kühnste Streben ins Allgemeine ebenso wie die peinlichste Sorgfalt am Einzelnen, und in diesen beiden ist alle Tugend des Forschers beschlossen. Sie gedeihen und wachsen, als wenn in lebendigem Vorbilde, sichtbar führend, Jacob und Wilhelm Grimm uns vorangeschritten, weit ausgreifend der eine, sinnig vertieft der andere.

Möchten sie uns allen, die wir forschend uns bemühn, auch ein menschliches Vorbild sein können!

Die Gelehrsamkeit macht zuweilen stolz, selbstgenügsam, eifersüchtig und rechthaberisch. Sie zerstört leicht den Geradsinn und den derben Verstand. Sie pflanzt spitzfindige Gedanken und einen künstlichen Geschmack. Sie hat ganze litterarische Epochen vergiftet durch gespreizte Vornehmheit und eine dünkelhafte Exclusivität. Sie schafft oft falsche Maßstäbe für die Menschen und stellt eine Summe beliebiger Kenntnisse, unter dem täuschenden Namen der Bildung, höher, als die 'alte geheimnißvolle Kraft der Herzen'.

Die Brüder Grimm, das edle Paar, waren von allem Flitter falscher Bildung und leerer Geistreichigkeit unberührt. Sie blieben auf der Höhe des Lebens und Ruhmes einfache gute Menschen. Sie wußten mit den Kindern zu fühlen, wie mit den Weltweisen, Staatsmännern und Dichtern. Ihre prunklose Genialität strahlt mit einem sanften Glanze durch die kommenden Zeiten; denn das Schicksal hat ihnen seine höchste Gunst verliehen: die schlichte Schönheit der Seele.

Jacob Grimms Kleinere Schriften. Erster Band. A. u. d. T.: Reden und Abhandlungen von Jacob Grimm. Berlin 1864. Dümmler.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur k. Wiener Zeitung. Wien, in Commission bei Carl Gerolds Sohn, 1865. Band 5, S. 77—81.

In dem vorliegenden Bande sind sämmtliche kleinere Schriften Jacob Grimms, welche einem weiteren als dem fachgelehrten Leserkreise interessant sein können, vereinigt worden. Wir heißen die Sammlung mit großer Freude willkommen. Wenn ein prunkvoller Titel am Platz gewesen wäre, wo es galt das Gedächtniß eines so einfachen und prunklosen Mannes zu ehren, so hätte sie füglich 'Jacob Grimms Denkmal, von ihm selbst gesetzt' genannt werden mögen.

Wir wissen nicht, daß aus irgend einem der größeren Werke Jacob Grimms, aus irgend einer einzelnen Abhandlung ein so lebendiges und anschauliches Bild seiner ganzen Persönlichkeit zu gewinnen wäre, als aus diesem Buche. Die Vorstellung, welche die deutsche Nation von ihm im Gemüthe festhält, wird sie fortan hieraus schöpfen oder berichtigen. Sie wird erkennen, wenn sie es nicht schon weiß, daß wenige Herzen treuer und wärmer für sie geschlagen haben, als dieses Herz, das nun seit fünfzehn Monaten zu schlagen aufgehört. Sie wird erkennen, daß sie unter den vielen großen Männern, deren sie sich mit Stolz rühmen darf, wenig so gute zählt, wenige, welche aus den Stürmen der Welt so kindliche Reinheit und Unschuld der Seele in ein friedliches Alter gerettet haben.

Die Sammlung beginnt mit den Schriften, in denen Jacob Grimm von sich selbst oder von seinen Freunden redet. Auf die Selbstbiographie (bis 1830), die Broschüre über seine Entlassung, die Reiseeindrücke aus Italien und Scandinavien folgen Festschriften zur Feier Lebender und Trauerreden am Grabe Verstorbener. Der Lehrer seiner Jugend, Savigny, die Männer, welche mit ihm die heutige altdeutsche Philologie begründet: Benecke, Lachmann, sein Bruder Wilhelm, finden sich hier auf solche Weise zu ihm in Beziehung gesetzt.

Daran schließt sich als Epilog gleichsam die Rede über das Alter. Ein Greis am Rande des Grabes zieht die Summe seiner Existenz und hat gegen sein Schicksal keinen Klagelaut auszustoßen. Er kennt, er fühlt alle Schwächen, die unvermeidlichen Genossen des Alters, aber er deutet sie tröstlich in Vortheile um. Eine milde Lebensweisheit quillt ihm von sanften Lippen. Ein stiller schimmernder Glanz lächelt auf uns herab, wie der Mond, der über Wolken hervorsteigt.

Diesen Greis dürfen wir hier an seiner eigenen Hand durch ein langes, gesegnetes Leben begleiten.

Auch die Aufsätze, welche Freunde betreffen, haben ihren Hauptwerth nicht in dem, was sie zur Charakteristik dieser Freunde beibringen, sondern wesentlich in dem, was sie für Jacob Grimms eigene Charakteristik gewähren.

Jacob Grimm war eine Natur von vorwiegend lyrischer Gemüthsstimmung, nicht von dramatischer. Er schildert nicht. Er construirt nicht aus dem Kerne des Individuums dessen einzelne Lebensäußerungen. Er umgrenzt nur, indem er vergleicht. Und er vergleicht nur mit sich selbst.

Dies gilt von der Rede auf Lachmann, es gilt von der Rede auf Wilhelm Grimm. Die letztere hat Herman Grimm, Wilhelms Sohn, ergänzt und dabei über das unvergleichliche Paar noch manchen Zug berichtet, der ihr Bild vervollständigt. Auch andere Theile dieser Gruppe von mehr oder weniger autobiographischen Schriften danken seinen Mittheilungen aus Briefen und aus gelegentlichen Aufzeichnungen Jacob Grimms unschätzbare Bereicherung.

Wir erfahren daraus, wie früh sich bei Jacob Grimm ein Talent zeigte, ganz unbedeutende und zufällige Dinge zu beobachten und fest in sein Gedächtniß zu prägen. Die Erinnerungen aus seiner Kindheit sind voll von solchen Eindrücken. Damit hängt sein wissenschaftliches und nicht minder sein poetisches Vermögen zusammen, das Unscheinbare zu erklären. Verachtete kleine Äußerungen des Volksgemüthes hat er im Staube aufgelesen und ihnen die Prunksäle der Wissenschaft eröffnet. Über einzelne Momente seines Lebens fährt ein plötzliches helles und scharfes Licht hin, so daß sie sich mit allen Einzelheiten uns sinnlich darstellen.

Vor allem auszuzeichnen ist in dieser Hinsicht die Gratulationsschrift zu Savignys fünfzigjährigem Doctorjubiläum. Zwei Besuche bei Savigny werden beschrieben. Der eine bei dem jungen Marburger Professor von 1803, der andere bei dem preußischen Minister von 1847. Dort ein schüchterner Student, dem es bei dem geliebten Lehrer zu Muthe wird, wie in einer höheren Welt, hier ein berühmter Gelehrter, der sich einsam fühlt und beengt unter den Hofleuten und dem vornehmen Wesen. Dort — aber man verdirbt solche Dinge, wenn man darüber redet, das muß genossen und still nachempfunden werden.

Zahlreiche biographische Aufzeichnungen und eine ausgebreitete Correspondenz hat Jacob Grimm hinterlassen, wie uns Herman Grimm S. 22, 23 berichtet, und die Schilderung seines Lebens muß darnach in einer Ausführlichkeit und Vollständigkeit möglich sein, wie bei wenigen großen Männern. 'Für den Augenblick jedoch', sagt Herman Grimm, 'erscheint eine umfassende Darstellung noch unmöglich, da zu viele Verhältnisse nicht mit der Offenheit besprochen werden können, deren es zu einer solchen Arbeit bedürfte.' Wir können uns nicht denken, daß wirklich diese Verhältnisse von solcher Wichtigkeit seien, daß, weil ihre Besprechung unterbleiben müsse, deshalb eine Biographie unterbleiben müsse. Niemand vermöchte diese Biographie zu schreiben, wie Herman Grimm sie schreiben würde. Es ist eine Aufgabe, welche die gegenwärtige Generation zu lösen verpflichtet ist, weil ihr noch die lebendige Anschauung aus persönlicher Nähe gegönnt war. Eine nachfolgende Zeit, wenn ihr die Aufgabe überlassen bliebe, würde lediglich aus beschriebenem Papier ihre Kenntniß des Mannes schöpfen müssen.

Aber auch in anderer Beziehung wäre eine solche Arbeit von Wichtigkeit.

Immer dringender erwächst für uns das Bedürfniß, in die Grundlagen unseres heutigen geistigen Lebens sichere Blicke zu thun. Immer deutlicher stellt sich heraus, daß diese Grundlagen sehr wesentlich durch die Bestrebungen jener Männer gebildet werden, die wir unter dem Namen der Romantiker zusammenzufassen und seit Arnold Ruges Vorgang bis vor wenigen Jahren so hart und ungerecht zu schmähen pflegten.

Jacob Grimm aber gehört ganz in ihre Reihe. Und eine Beschreibung seines Lebens würde zu den wichtigsten Aufschlüssen führen, sie würde die bedeutendste Vorarbeit bilden für eine eingehende Darlegung des Wesens der Romantik. Ein gewaltiges Stück jenes deutschen Lebens würde vor uns auftauchen, das uns schon wie ein verklungenes Märchen anmuthet, obwohl ein halbes Jahrhundert erst seitdem verrollt ist. Eine Fülle der Poesie sproßte damals empor im deutschen Lande, mitten in der bedrängtesten Zeit, ein seltsamer, wunderbarer Blumengarten, hervorragend daraus schlanke Pinien und Palmen, trotz der nordischen Luft. Wohin ist das alles gekommen? War es nicht von dieser Welt? War es ein trügerisches Geschenk neidischer Götter oder war es nur ein flüchtiger Kuß, den der Genius auf Germaniens bleiche Lippen drückte, von aufflackernder Flamme der Leidenschaft getrieben, dann untreu enteilend?

Es war doch mehr. Die Zeit hat freilich ein anderes Gesicht bekommen, mürrisch und eigensinnig blickt sie aus starren, unbeweglichen Augen. Wir sind hart und einseitig, wir sind prosaisch geworden. 'Die Deutschen sollen ein politisches Volk werden.' Ihre Wortführer sind nicht lässig, es ihnen einzuschärfen. Aber ein ewiges, großes, unvertilgbares Feuer ist aus jener poetischen Zeit geblieben, das der Genius angezündet, das treue Priester gehütet haben.

Der war einer der treuesten, dem diese Zeilen gewidmet sind. Auch er aber hatte sich verändert. Man vergleiche die 'Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten' aus Arnims 'Einsiedlerzeitung' im Anhange des vorliegenden Buches, S. 399 bis 403, mit der akademischen Abhandlung 'Über Schule, Universität, Akademie', S. 211 bis 254. Die allgemeinen Gedanken, welche Jacob Grimms Jugend bewegten, sind beinahe vollständig in jenem Aufsatze beisammen, unentwickelt freilich, aber im Keime erkennbar. Es will sich mächtig in ihm regen, weissagende Stimmen flüstern ihm Großes zu, aber er versteht sie nur halb. Er ist dunkel, kann die Worte nicht haschen, in sich selbst gefangen, trennt ihn ein Nebelschleier von der übrigen Welt. Das war 1808, unter dem vaterländischen Elend.

Die akademische Abhandlung athmet den Geist des Revolutionsjahres, die alten, heimlichen, lang genährten Wünsche kamen hervor. Alles schien sich zu erfüllen, was menschliche Hoffnung jemals Gutes und Großes er=

strebt. Jacob Grimm sprach seine Ansichten aus über nothwendige Reformen der Schule, der Universität, der Akademie.

Der Gedanke, in welchem seine Erörterungen gipfeln, ist der der Einheit des Vaterlandes, den er auch in der Wissenschaft ausgedrückt wünscht durch eine gemeindeutsche Akademie. 'Würde jede wissenschaftliche Akademie des ihr anklebenden Örtlichen ledig, so könnte sie die Anhänglichkeit an unser großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erstehendes Vaterland wärmer hegen und nähren.'

Jacob Grimm sprach das am 8. November 1849. Es war eigentlich nichts mehr zu hoffen. Auf Frankfurt war Stuttgart und Gotha gefolgt. Aber Jacob Grimm gehörte der bundesstaatlichen Partei an und eben war der Beschluß der Einberufung des Erfurter Parlaments gefaßt worden und wer, auch wenn er nicht seinen politischen Standpunct theilt, möchte ihn schelten, daß er noch einen Augenblick zögerte, die letzten Aussichten für nichtig zu halten? Als er die Abhandlung zum Druck gab, war die Reaction hereingebrochen und schlaff hingen die Flügel, die kurz vorher noch gemeint hatten, die Sonne erfliegen zu können.

Diese Abhandlung ist weit weniger bekannt, als sie zu sein verdient. An Strenge der Gliederung, an wohlbemessenem Gang, an reizvoller Abwechslung kommen ihr wenige Grimmsche Aufsätze gleich. In unserer Sammlung folgt sie auf die autobiographischen Schriften und leitet eine andere Gruppe von Schriften ein, als deren gemeinsamen Charakter man die Behandlung allgemeiner wissenschaftlicher Probleme bezeichnen kann.

Jacob Grimm hatte mit den wachsenden Jahren in der Wissenschaft immer größeren Raum sich gewonnen. Er stand auf einer Höhe des Lebens, auf der die gewöhnliche Welt tief unter uns liegt, und, wenn wir in ihr auch scheinbar verweilen, dennoch fühlen, daß unsere eigentliche Wohnung anderswo ist. Die höchsten Probleme alles Wissens arbeiten im Kopfe heimlich durcheinander, und wenn wir auch in unseren Arbeiten zu ihnen selbst nicht emporklimmen, wenn wir auch den Berg nicht mehr besteigen, von dem der Blick in das Land der Verheißung trägt, so suchen wir die reinere Luft zu athmen, wo uns der Hauch des Unendlichen berührt. So Jacob Grimm in den vorliegenden Abhandlungen.

Wer aber hoch steht, steht fern sichtbar. Diese Schriften sind nicht blos eine Freude des Gelehrten, sie sind ein unerschöpflicher Schatz des deutschen Volkes, aus dem sich jeder bereichern kann, dessen Neigungen ihn demselben nähern.

Jacob Grimm selbst beabsichtigte, diese Abhandlungen mit den anderen akademischen, welche nun einen zweiten und dritten Band der kleineren Schriften bilden sollen, umgearbeitet herauszugeben. Jetzt hat sich Prof. Müllenhoff in Berlin dem schwierigen Geschäft unterzogen, aus Jacob Grimms Nachträgen und Sammlungen eine sorgfältige Auswahl zu veranstalten und damit die ursprünglichen Texte zu bereichern, wofür ihm der aufrichtigste Dank aller Verehrer Jacob Grimms gebührt.

In dem vorliegenden Bande folgen auf 'Schule, Universität, Akademie' noch vier Abhandlungen, wovon eine bisher ungedruckt, und ein Anhang kürzerer Aufsätze.

Indem wir den Eindruck überschlagen, den wir selbst aus der erneuten Lesung dieser Schriften davongetragen, steigt die ganze Gestalt des Verewigten, wie sie lebte, noch einmal vor uns auf. Wir sehen unter dem weißen Lockenkranz die gedankenvolle Stirn hervorspringen, wir schauen in die hellen, lebhaften Augen, wir meinen die sanfte, etwas bedeckte Stimme zu vernehmen. Das gehört jetzt den Mächten der Tiefe. Uns bleibt sein Geist.

[Anonym.]

Zur Charakteristik Jacob Grimms.

Deutsche Zeitung 1872, 23. Mai, Nr. 140.

Nachdem lange Zeit eine gewisse vornehme Ausschließlichkeit guter Ton war unter den deutschen Gelehrten, ist man jetzt sehr zärtlich und rücksichtsvoll gegen das 'große Publicum', gegen die gebildete Laienwelt geworden. Sogar die von der Münchener historischen Commission angeregte Geschichte der Wissenschaften in Deutschland soll principiell so eingerichtet sein, daß nicht blos der Fachmann, sondern auch der Laie die einzelnen Bände, welche die Entwickelung einer bestimmten Disciplin schildern, mit Genuß lesen könne. Wir glauben nicht, daß viele Laien bis jetzt von dieser Begünstigung Gebrauch gemacht haben. Das Unternehmen leidet an einem inneren Widerspruch. Wir können uns nicht für die Details in der Geschichte einer Wissenschaft interessiren, wenn uns die Details der Wissenschaft selbst fremd sind. Alle Geister zweiten und dritten Ranges bringen das Gebiet ihres Forschens nur um kleine Schritte vorwärts. Diese kleinen Schritte sind dem Publicum ganz gleichgültig. Man muß es auf die großen Probleme, auf die maßgebenden, epochemachenden Fortschritte hinweisen und auf die Geister ersten Ranges, welchen solche Fortschritte gelangen. In der zusammenhängenden Betrachtung einer bedeutenden Individualität, die uns mit ihrem ganzen menschlichen Reize bestrickt, muß uns die Bedeutung der Aufgabe klar werden, deren Lösung sie beschäftigte, wir müssen Einblick in die Methode erhalten, in die eigenthümlichen Geistesoperationen, welche das betreffende Forschungsgebiet verlangt. Auf dieser glücklichen Verbindung von persönlichem und sachlichem Interesse beruht die große Anziehungskraft, welche dem Abschnitte aus der Geschichte der Wissenschaft in Buckles 'Geschichte der englischen Civilisation' innewohnt.

Ein deutsches Buch ähnlicher Art ist kürzlich erschienen, auf das wir hiermit aufmerksam machen wollen: 'Göttinger Professoren. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Litterärgeschichte' (Gotha, Perthes, 1872). Es sind acht populäre Vorträge, gehalten von Göttinger Gelehrten über Göttinger Gelehrte. Abt Dr. Ehrenfeuchter handelt

über den berühmten Kirchenhistoriker Mosheim, Henle über Albrecht von Haller, Sauppe über die Philologen J. M. Gesner und Christian Gottlob Heyne, Zachariä über den alten Staatsrechtslehrer Pütter und den Rechtshistoriker Eichhorn, Grisebach über den gedankenreichen Erforscher der Menschenrassen Blumenbach, Dr. Goedeke über Jacob Grimm, Sartorius von Waltershausen über den genialen Mathematiker Gauß, endlich Waitz über Göttinger Historiker von Köhler bis Dahlmann. Man sieht, alle Facultäten haben beigesteuert, und wenn das Bild der großen Göttinger Zeit, das wir dadurch erhalten, kein absolut vollständiges ist, so ist es doch ein sehr vollständiges. Und die specifische Bedeutung dieser Universität, welche, unfruchtbarer Speculation abhold, den Geist der exacten Forschung seit ihrer Gründung ununterbrochen fortgepflanzt hat, wird aus diesen Schilderungen recht anschaulich. Sollen wir zwischen den einzelnen Aufsätzen unterscheiden, so möchten wir dem über Albrecht von Haller den Preis zuerkennen, weil wir hierin am meisten auch über die Sache belehrt, über den Werth seines wissenschaftlichen Lebens für die gesammte Naturforschung aufgeklärt werden.

Der Vortrag von Goedeke über Jacob Grimm leidet vielleicht daran, daß der Verfasser zu vollständig sein, zu viele Einzelheiten mittheilen wollte. Und doch heben wir diese vor allen anderen Arbeiten heraus, weil Goedeke zu den wenigen persönlichen Schülern Jacob Grimms gehörte und daher eine höchst interessante Schilderung von dessen Universitäts-Vortrag mittheilen konnte, an der es unseres Wissens bisher noch fehlte.

Jacob Grimm — erzählt Goedeke — las über Rechtsalterthümer, Grammatik, Litteraturgeschichte und Diplomatie, erklärte mitunter auch einen alten deutschen Dichter und einige Male die 'Germania' des Tacitus. Manchen ist vielleicht die kleine lebhafte Gestalt, die rauhe Stimme mit starkem hessischen Dialekt auf dem Katheder noch erinnerlich. Er las ohne Heft, ein kleiner Zettel, auf dem ein paar Namen, Worte, Zahlen standen, genügte seinem unvergleichlichen Gedächtnisse. Aber der Vortrag blieb hinter den Erwartungen zurück. Wohl traten häufig die schönen schlagenden Bilder hervor, an denen seine Schriften so reich sind, aber gesprochen wirkten sie nicht wie geschrieben, sie wurden hastig, ruckweise hingeworfen und unterbrachen fast befremdend die nie versiegende Fülle der thatsächlichen Angaben, während sie in seinen Büchern schön eingefügt zur Sache gehören, den Gedanken nicht blos anders wenden, vielmehr unter blumiger Hülle fortentwickeln. Rührend war, wenn mitten im sachlichen Vortrage eine Stockung eintrat und dann rasch gefaßt entschuldigt wurde: 'Mein Bruder ist so krank'. —

Wie bricht in einem solchen einfachen Worte die ganze Gemüthstiefe des Mannes hervor! Nie ist das wissenschaftliche Leben, nie sind die Werke eines Gelehrten in so hohem Grade zugleich Selbstdarstellungen gewesen, wie bei Jacob Grimm. Und das hat der Objectivität seiner Beobachtungen nicht geschadet. Er war ein so reiner Spiegel der Welt.

Höchstens in die Gesammtauffassung des deutschen Alterthums ist etwas hinübergeflossen aus seiner eigenen Individualität. Der Geist sanften Träumens und liebevoller, stiller Betrachtung scheint bei ihm den Grundzug unserer germanischen Vorfahren zu bilden; heute würde man wohl eher auf das Walten verzehrender Leidenschaften den entscheidenden Accent legen.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf die im vorigen Jahre erschienene 'Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm' (Berlin, Dümmler, 1871) hingewiesen, woraus uns am deutlichsten der Schriftsteller Grimm entgegentritt. Die lateinischen Lettern und die kleingeschriebenen Hauptwörter, welche manche von der Lectüre Grimmscher Werke zurückschrecken, sind hier mit dem gewohnten Kleide der deutschen Classiker vertauscht, die griechischen und lateinischen Citate wurden für den Ungelehrten übersetzt, und die Zusammenstellung ist so eingerichtet, daß nichts Aufnahme fand, was nicht ein allgemein menschliches Interesse darböte. Mit dem, was man Nationallitteratur zu nennen pflegt, hängen die Brüder Grimm zunächst durch ihre 'Märchen' zusammen — ein Buch, das in dem Herzen des deutschen Volkes, soweit es über die ganze Erde hin verbreitet ist, so tiefe Wurzeln geschlagen hat, wie außerdem nur die Bibel und die Werke Schillers und Goethes. Was aus dem Volke kam, ist ins Volk zurückgekehrt. Die 'Märchen' bestehen gleichsam für sich, abgelöst von dem Geiste der Erzähler. Dieser Geist selbst aber, wenn man auf ihn hören, wenn man ihn belauschen will, spricht nirgends vernehmlicher, er erscheint nirgends unvermischter als in der 'Auswahl' aus den Schriften des älteren Bruders, in welcher die edelsten Tendenzen der sogenannten Romantik ihren vollkommensten Ausdruck erlangt haben, um als ein bleibendes Erbtheil der Nation auf die nachlebenden Geschlechter überzugehen.

W. Sch.

Zum neuen Abdruck von Jacob Grimms Deutscher Grammatik, 1. Theil.

Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung [jetzt Gütersloh, C. Bertelsmann], 1870. S. XXI—XXX.

Ich will versuchen, ob ich in diesen bewegten Tagen, in denen jedes deutsche Herz vor banger Erwartung pocht, einen Augenblick der Sammlung finden kann, um über mein Verfahren bei Herausgabe des vorliegenden Bandes kurze Rechenschaft abzulegen. Es war ursprünglich meine Absicht, zur Einleitung eine Geschichte der Grammatik zu schreiben, ihre Vorbereitung, ihre Anfänge, ihren ersten Plan, ihre Aufnahme, ihre Umarbeitung in der zweiten Ausgabe zu schildern[1]); für alle solche weitergreifende Pläne ist mir schließlich Zeit und Stimmung ausgegangen.

[1]) Jacob Grimm selbst hat Materialien für ein solches Unternehmen im Handexemplar zusammengetragen. Ich führe nur die Recensionen des ersten Bandes an. Erste Aus-

Die Weltlage, in welche Jacob Grimms Jugend fiel, hat sich zum ersten Male erneut. Die Deutschen empfinden wieder ähnlich wie damals, wo die Brüder Grimm ihre Ausgabe des armen Heinrich mit den Worten ankündigten: 'In der glücklichen Zeit, wo jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche, schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist: wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingiebt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben'.

Nicht ohne Rührung kann man den Satz lesen, mit welchem die Ankündigung schließt: 'Der Ertrag ist zur Ausrüstung der Freiwilligen bestimmt'. Jeder trug sein Scherflein bei, wie klein es immer war. Auch die Brüder wollten nicht zurückbleiben, indem sie das geringe materielle Erträgniß ihrer geistigen Arbeit dem Vaterlande zur Verfügung stellten.

Sie haben der Sache des Vaterlandes einen ganz anderen und viel gewaltigeren Dienst geleistet mit der Wissenschaft, welche auf ewig an ihren Namen geknüpft bleibt. Wenn heute unser Volk weit fester geeinigt dasteht, als vor sechzig Jahren, so hat auch die Wissenschaft der deutschen Philologie hieran ihren bescheidenen Antheil.

Diese Wissenschaft ist gebaut auf das reinste, edelste, heiligste Gefühl, das einen Menschen erfüllen kann, auf die Liebe zu der geistigen Gemeinschaft, der er entstammt, auf die Liebe zu seiner Nation.

Nie war das Gefühl in einem Deutschen mächtiger, als in Jacob Grimm. Sein innerstes Wesen ist Liebe.

Was entdeckt man nicht alles im Antlitz der Geliebten, jedes Fältchen, jeden Schatten der über die Stirn hingleitet, jede Locke die heute anders gelegt ist als gestern, jeden veränderten Zug, der um Mund und Auge spielt. So blickte Jacob Grimm in das Antlitz des deutschen Volkes, so entdeckte er die kleinen unscheinbaren Lebensäußerungen, die man vor ihm vielleicht gesehen, aber nie beobachtet hatte.

Die Liebe sieht alles, die Liebe heiligt auch alles. So verklärend wie für den unbedeutendsten, häßlichsten Gegenstand das Licht, so verklärend ist in der moralischen Welt die Liebe. Die niedrigsten Dienstleistungen werden durch die Liebe zur Idealität erhöht. Das Thierische am Menschen, das Sinnlichste, kann durch die Liebe, die aus dem Innersten der Seele quillt, wie mit einem Strome himmlischen Lichtes übergossen werden. Nicht anders

---

gabe. 1. Gött. Anz. 26. April 1819, von Benecke. 2. Allg. Repertorium der Litt. Leipzig bei Cnobloch. II. 2 S. 67—69. Anfang Mai 1819. 3. Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften (zu der Dresdener Abendzeitung) Nr. 1 vom 1. Juli 1819 (von Böttiger). 4. Münchener allgem. Litteraturzeitung 1819, Nr. 1 von A. e. i. (d. i. Aretin). 5. Kritische Bibliothek 1819, 11. Stück, S. 981—994 von Dk. (d. i. Dölcke zu Hildesheim). 6. Jahrbuch der Berlin. Ges. für deutsche Sprache I (1820), S. 324—332 von Zeune. 7. Jen. L. Z. 1820, Nr. 197, 198 von Lfa. Zweite Ausgabe. 1. Gött. Anz. 1822, Nr. 201 (19. Dec.) von Benecke. 2. Krit. Bibl. 1823, Nr. 3, S. 322 von Schmitthenner. 3. Litter. Convers.-Blatt 1824, Nr. 51, 1. März von 67. 4. Hall. L. Z. 1829, November, von Schwenck.

erhob Jacob Grimm die niedrigsten Daseinsformen des deutschen Volksgeistes in die Lichtregion der Wissenschaft. Bei der Liebe ist jedermann hoffähig; in die germanistische Wissenschaft findet alles Zugang, von der erhabensten Weisheit des tiefsten Denkers bis hinab zu den unverstandenen Verslein, mit denen die Kinder ihre Tänze und Spiele begleiten.

Aber ein anderes ist die Gesinnung, ein anderes sind Thaten. Viele theilten die Gemüthsverfassung, aus welcher die eingehende Beschäftigung mit der Sprache und dem Alterthum des deutschen Volkes entsprang: daß diese Beschäftigung eine Wissenschaft wurde, ist die eigenste That Jacob Grimms und weniger nahe verbundener Genossen.

Der Wissenschaft dienen ist leicht und schwer, wie man es nimmt. Wer in der Einsamkeit seine Heimat hat, der erstarkt im Verkehr mit den hohen Ideen, welche die Geister beherrschen. Aber es kann ein warnendes Gefühl über ihn kommen, als ob er in frevelhaftem Beginnen titanisch die Grenzen der Menschheit überschritte. Nur wer die warnende Stimme nicht achtet, geht zur Größe ein. Und manchmal gewährt ihm ein gütiges Geschick, was er zur Noth entbehren müßte, die ganze volle schöne Menschlichkeit.

Solche Naturen flößen beides ein: ehrfürchtige Scheu und warme Zuneigung. Diejenigen, die ihr Werk fortsetzen, blicken zu ihnen wie zu schützenden Genien empor.

Das fühlte ich schon, als ich im Frühjahr 1860 zum ersten Male Jacob Grimm gegenüberstand. Er war so freundlich, mild und gütig gegen den jungen Studenten, der noch nichts aufzuweisen hatte, als einigen Eifer und guten Willen. Alle Beklommenheit verschwand, mit der ich die Treppe hinaufgestiegen war und im Vorzimmer gewartet hatte. Damals ahnte ich nicht, daß einst das Hauptwerk seines Lebens durch meine Hände gehen sollte, um eine neue Gestalt zu gewinnen.

Es war mir aber wieder zu Muthe wie bei jener Begegnung, als ich im Herbst 1866 zum ersten Mal das Handexemplar der Grammatik aufschlagen und das heimliche Weben des großen Geistes darin belauschen durfte.

Das Exemplar besteht aus acht Lederbänden (jeder der vier Theile in zwei Hälften zerlegt), auf dickem Papier in Quart abgezogen. Der Rand ist bald mehr, bald weniger, oft von oben bis unten mit Nachträgen bedeckt und diese zum Theil mit den kleinsten Buchstaben mühsam auf dem schon stark beschränkten Raum eingeschaltet.

Die Aufzeichnungen aus früherer Zeit sind mit langsam und sorgfältig geführter Feder gemacht, man möchte sagen: mit sichtlichem Behagen am Schreiben als solchem. Es war ihm ein Vergnügen, auf den breiten schönen weißen Rand und das dicke gute Papier gleichsam zu malen. Es war ihm ein Vergnügen, den Reichthum wachsen zu sehen, wie ein Landwirth mit Behagen wahrnimmt, daß seine Scheuern sich füllen. Späterhin werden die Züge oft hastig und undeutlich, man beobachtet den Gelehrten, dessen mannigfaltige Interessen sich verzehnfacht haben, der auf tausenderlei Dinge

achten muß beim Lesen, der einer solchen nachsammelnden Thätigkeit sich nicht mehr mit Genuß hingeben kann.

Mitunter erscheint dieselbe Bemerkung zweimal, weil ein früheres Notat vergessen oder nicht gleich ersichtlich war. Viele Einträge sind so umfassend und wohlgeordnet, daß man annehmen muß, die Excerpte seien vorher auf besonderen Blättern zusammengestellt und ausgearbeitet worden. Einige solcher Citatenzettel, unmittelbar bei der Lectüre flüchtig hingeworfen, sind eingelegt. Ebenso Ausschnitte aus Briefen befreundeter Gelehrter mit brauchbaren Materialien. Die ersten und letzten leeren Blätter enthalten Register und sonstige bemerkenswerthe Notizen von allerlei Art.

Das Handexemplar hat Vermehrungen erhalten vom Druck der einzelnen Bände an bis zum Tode Jacob Grimms. Schon der verschiedene Charakter der Schrift würde das, wie gesagt, darthun. Aber auch die eingelegten Löschblätter weisen auf alle Epochen seines Lebens, mitunter auf hervorragende Momente der Zeitgeschichte hin.

Wir finden Theaterzettel, Concertprogramme, Zeitungsblätter aus Kassel, Göttingen, Berlin und aus anderen Orten, die er nur gelegentlich berührte; ein oder der andere Band scheint ihn selbst auf Reisen begleitet zu haben.

Die erste Kasseler Periode ist durch einige Annoncen vertreten, die um ihrer Wunderlichkeit willen aufbewahrt scheinen: eine 'außerordentliche Amphibien-Sammlung', der 'berühmte Mann, genannt Scapiglione, oder die wunderbaren Haare', und in zwei Exemplaren vorhanden eine Prachtannonce, worin ein sicherer Herr Lesemung aus Bremen dem Publicum die erfreuliche Nachricht mittheilt, 'wie er allhier mit zwei höchst seltenen Thieren, zwei Seefischen, gestern angekommen, selbige sind Delphine oder Meerschweine und sind nach dem Heufisch die grausamsten Seeräuber'.

In Göttingen erinnert eine Kundmachung des hannoverschen Ministeriums an die Unruhen, die im Gefolge der Juli-Revolution ausbrachen; eine litterarische Anzeige der Dieterichschen Buchhandlung enthält unter anderm den dritten Theil der Grammatik, die Hymnen, Wilhelm Grimms deutsche Heldensage.

In die zweite Kasseler Periode fällt schon der Göttinger Lections-Katalog für Sommer 1838, der die Namen der Vertriebenen nicht mehr aufwies (vgl. Kl. Schriften 1, 53) und ebendahin eine außerordentliche Beilage der Kasselschen Allgemeinen Zeitung mit Bulletins über das Befinden des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen vom 4. und 5. Juni 1840; er starb bekanntlich am siebenten.

Der Preußische Regierungswechsel brachte die Berufung nach Berlin. Da fehlt es nun gelegentlich nicht an einem Blatt des 'Kladderadatsch', und ein Theaterzettel vom 20. April 1844 kündigt die erste Aufführung des 'Gestiefelten Katers' im Concertsaale des Schauspielhauses an. Dann folgen Tagesordnungen des Frankfurter Parlaments vom September bis December 1848. Endlich ein Extrablatt der Vossischen Zeitung vom October

1857 mit Bulletins über das Befinden des Königs Friedrich Wilhelm IV. und ein Extrablatt der Volkszeitung vom 26. April 1859 mit Nachrichten aus Turin, Wien, Paris, unmittelbar vor Ausbruch des italienischen Krieges.

Vielleicht erscheint es kleinlich, daß ich diese Dinge erwähne. Aber ganz zufällig sind sie nicht. Jacob Grimm hat das Handexemplar der Grammatik wie ein Archiv persönlicher Erinnerungen behandelt. Soll ich alle die zahllosen Blumen, Blätter, Kränze, Bänder, Federn beschreiben, die darin liegen? Ein paar Bilder ohne Kunstwerth hat er sich ausgeschnitten und aufbewahrt, weil das Motiv ihn wohl gemüthlich berührte: eine Mutter, die ihr Kind aus der Wiege genommen hat und liebkost; ein Bauer, der am Waldesausgang eine schwere Wagenlast vorwärts treibt mit der Aussicht auf die ferne Stadt, sein vermuthliches Ziel. Auf ein Lesezeichen mit dem kreuztragenden Christus in gepreßtem Papier sind die Worte 'Zum Andenken' gestickt. Auf einem Pelargoniumblatt steht von Jacob Grimms Hand '4. Jan. 1824 vom D. [Dortchen Wild? s. oben S. 5] in die Schuhe': offenbar der Rest eines Geburtstagsstraußes. Ein Ahornblatt ist im ersten Band Seite 85 aufgeklebt und ganz mit Tagesdaten beschrieben, zum Theil in feinster Punctirschrift. Das älteste ist 6. 2. 1812, viel älter mithin als die Grammatik, das jüngste ist 8. 11. 1861, zwei Jahre vor seinem Tode. Hat er sich jedesmal notirt, wenn er das Blatt wieder betrachtete?

Im ersten Band Seite 793 ist der aus rosa Papier ausgeschnittene Umriß einer kleinen im Kinderröckchen gehenden Gestalt eingeklebt, wieder mit beigeschriebenen Daten, das erste '19. Oct. 22' und von 1854 an alljährlich bis zum '9. Jun. 63'. Welche wehmüthigen oder freundlichen Erinnerungen mochten sich für den Greis an diese unscheinbaren Kleinode knüpfen?

So beschaffen ist die Quelle, aus der bei vorliegendem Abdruck geschöpft wurde. Ich glaubte, sie genau beschreiben zu müssen. Das Herz voll Liebe, das reiche Gemüth, die Symbolik des innern Lebens verleugnen sich nirgends. Man wird es nicht für eine absichtlich poetisirende Wendung halten, wenn ich sage: im mehrjährigen Verkehr mit diesen ehrwürdigen Bänden war es mir oft, als ob mich der Geist Jacob Grimms sichtbar umschwebte. Ob ich es ihm auch werde recht gemacht haben? —

Meine Aufgabe bestand lediglich darin, den gedruckten Text der Ausgabe von 1822 aus den Zusätzen des Handexemplares zu vermehren. Indessen sind mir schon während der Arbeit zweierlei Meinungen bekannt geworden, welche untereinander sehr entgegengesetzt, aber in der Verurtheilung meines Verfahrens einig sind.

Nach der einen Ansicht hätte ich Jacob Grimms Grammatik von Grund aus umarbeiten und durchweg auf den neuesten Stand der Forschung bringen sollen, was natürlich zum Theil auch eigene Forschung nöthig gemacht haben würde.

Hiervon konnte schon darum keine Rede sein, weil dann Grimms Grammatik aufgehört hätte, Grimms Grammatik zu sein. Eine solche

Bearbeitung hätte z. B. in der Formenlehre fast nur das äußerste Gerüst stehen lassen können. Und selbst was das Gerüst betrifft, sollte ich die alte Eintheilung der Conjugation beibehalten? Sollte ich in der Declination eine beträchtliche Anzahl consonantischer Stämme unter den Anomalien stehen lassen?

Höchstens durfte ich das Verfahren einschlagen, das Müllenhoff für die Heldensage durchgeführt hat. Einzelne als solche kenntliche Zusätze mit Verweisungen auf andere grammatische Werke, konnten jedem Leser die Möglichkeit gewähren, einen etwa veralteten Satz Jacob Grimms zu corrigiren oder damals von ihm begonnene Forschungen in ihrer weiteren Ausbildung zu verfolgen. Ich gestehe, daß dieser Weg für mich etwas Verlockendes hatte, die große und — wie man das zu nennen pflegt — undankbare Mühe würde mich nicht geschreckt haben. Aber als ich einen einzelnen Abschnitt genau durchnahm und mir die nöthigen Zusätze überlegte, erkannte ich die Unausführbarkeit des Planes. Das alte Gefüge wäre beinah gesprengt und die Übersichtlichkeit wesentlich beeinträchtigt worden. Schon jetzt ist es in einigen allerdings wenigen Partien schwierig, über den vielen Zusätzen den Zusammenhang des Textes nicht zu verlieren: wie wäre das erst bei einem so viel weiter reichenden Versuch geworden.

Wenn ich im Beginn der Arbeit noch manchmal zweifelte, ob ich recht gethan auf eigene Zusätze zu verzichten, so habe ich im Verlauf derselben meinen Entschluß gesegnet. Ich wäre physisch nicht im Stande gewesen, die Arbeit zu leisten, und das ohnedies durch meine Schuld verzögerte Erscheinen des Bandes würde ins Unendliche hinausgeschoben worden sein.

Die zweite Ansicht, die mir entgegentrat, forderte unveränderten Abdruck ohne irgend welche Zusätze. 'Sie werden die Grammatik ganz verderben — sagte man mir — einem solchen Denkmal dürfen keine Schnörkel aufgeklebt werden. Und was werden Sie damit erreichen? Wesentlich neue Forschungen, welche ganz ungekannte Gesichtspuncte eröffnen, werden sich in den Nachträgen kaum finden: dergleichen hat Jacob Grimm schon in der Geschichte der deutschen Sprache oder sonst in einzelnen Aufsätzen verwerthet. Es wird also wohl auf neue Beispiele, auf neue Belege für bereits bekannte Regeln hinauslaufen. Aber was nutzen die Belege, nachdem die Regeln gefunden sind? was nutzt es einige ahd. Wörter mehr zu haben, in denen der Vokal a vorkommt? was nutzt es die Beispiele bei den Declinationen und Conjugationen durch einige neue zu vermehren? Vollständigkeit der Belege hat überhaupt nur so lange Sinn, als es sich um die Feststellung des wahren Lautstandes der Wörter, um kurzen oder langen Vocal ꝛc. handelt: damit sind wir ziemlich im Reinen, also welchen Sinn hat es Belege zu häufen?'

Hierauf kann ich erwidern: es ist allerdings richtig, daß die Zusätze zum großen Theil darauf ausgehen, die Belege zu vermehren, und wo sie das nicht thun, sind sie manchmal durch neuere Werke überholt. Aber über die Bedeutung vollständiger Belegreihen denke ich anders. Wie will man

z. B. eine Untersuchung über die Geschichte des altarischen a im Germanischen anstellen, wenn man nicht für alle in Betracht kommenden Vocale die sämmtlichen Belege hat? wie will man eine Geschichte der Suffixe, ihrer Übertragung, ihres Zurückweichens schreiben, wenn die vollständigen Belege für die Declinationen fehlen? wie will man über die geschichtlichen Grenzverrückungen zwischen starker und schwacher Conjugation ins Reine kommen ohne die Übersicht aller concreten Fälle? wie will man überhaupt Sprachgesetze mit Sicherheit erkennen ohne vollständige Induction?

Das ist eben das ganze Wunderbare, das eigentlichst Geniale in Jacob Grimms Grammatik, daß er sozusagen ins Unendliche vorarbeitet.. Er sah keineswegs alles voraus, was mittelst der von ihm gelieferten Materialien sonst noch erreicht werden konnte. Aber es ist als ob ein prophetischer Geist ihm den Weg gezeigt hätte. Selbst Solche, die nach ihm arbeiteten, haben die ganze Bedeutung der Grimmschen Methode nicht völlig durchschaut oder sich gegenwärtig gehalten. Schleicher z. B. hat selbst (Beitr. 2, 125) sein Bedauern ausgesprochen, daß er in der littauischen Grammatik unterließ nach dem Vorbilde Grimms für jeden Laut möglichst erschöpfende Beispiele anzuführen: 'es ist ein großer Fehler meiner Arbeit', fügt er hinzu, 'der mir selbst recht leid ist.'

Eines freilich muß ich zugeben: Jacob Grimms Belegsammlungen sind durch die Zusätze vervollständigt, aber sie sind noch nicht vollständig. Wer etwa Graffs Sprachschatz oder das mhd. Wörterbuch oder die neuerschienenen altnordischen Glossare systematisch ausziehen wollte, würde ohne Zweifel manche Ergänzung liefern können. Wäre daher zu erwarten gewesen, daß irgend Jemand in naher Zeit die ganze Arbeit Grimms wiederholen und dasjenige leisten würde, was die erste oben angeführte Meinung von mir verlangte, so hätte ich mich vielleicht entschlossen, auf die Einschaltung neuer Belege und dann vielleicht auf alle Zusätze zu verzichten. Aber da eine solche Durcharbeitung und Neugestaltung des gesammten grammatischen Stoffes, so viel ich weiß, keineswegs zu erwarten steht: so muß man, glaube ich, einstweilen jede Vermehrung des vorhandenen Materials dankbar hinnehmen, weil dadurch der Fortschritt unserer Wissenschaft sicherlich gefördert wird. Wir sind nicht so reich, daß wir auf die Collectaneen des Meisters verzichten dürften.

Eine wirkliche Neubearbeitung wird wohl ohnedies einen anderen und kürzeren Weg einschlagen müssen. Sie wird, indem sie die germanische Grundsprache umfassend reconstruirt, die Belege, die durch alle germanischen Sprachen in gleicher Weise durchgehen, nur einmal aufführen und so die Änderungen anschaulich machen, welche der ursprüngliche germanische Sprachstoff in den besonderen germanischen Sprachen erlebt hat. —

Was nun die Grundsätze anlangt, die ich im Einzelnen befolgte, so ist der Vocalismus gänzlich unverändert geblieben, weil ja in der dritten Ausgabe eine neue Bearbeitung desselben von Grimms eigener Hand vorliegt, welche ihrerseits bei neuem Abdruck aus dem Handexemplar bereichert wer-

den kann. Nur habe ich auch hier auf den 'Nachtrag' S. 1067—1082 im Text verwiesen; wie das durchgängig geschah, außer daß ich mir ein paarmal erlaubte, wo der Nachtrag nur einen oder den anderen Beleg mehr bot, diesen unmittelbar unter die Zusätze des Textes aufzunehmen.

Die Druckfehler, welche auf S. 1083, 1084 der alten Ausgabe verzeichnet waren, habe ich natürlich verbessert; obgleich dadurch in einigen Fällen Gewaltsamkeit nöthig wurde, wo es sich nicht um eigentliche Druckfehler handelte: râmên war S. 879 nicht blos fälschlich mit kurzem a gedruckt, sondern auch unter 1. als kurzsilbiges Verbum aufgeführt; ich habe es bei 1. gestrichen und unter die Zusätze zu 7. aufgenommen. Eben bemerke ich, daß S. 877 mit Unrecht pisôn, wofür pîsôn gedruckt war, nicht unter 9. gestrichen ist, obgleich es bei 2. richtig unter den Zusätzen erscheint.

Ebenso mußten natürlich die von Grimm selbst nicht bemerkten Druckfehler verbessert werden. Das war manchmal nicht ganz einfach. So S. 704 unter 4. c): die Worte 'wieder ein starkes frîden, frîdens; Schatten' fehlen im alten Text.

In den späteren Partien des Bandes habe ich auch gewagt, falsche Beispiele, die Grimm im Handexemplar ausdrücklich als solche bezeichnete, einfach wegzulassen. In den früheren Partien findet man in solchen Fällen die Anmerkung 'zu streichen' — womit denn doch die Gewissenhaftigkeit etwas zu weit getrieben schien. So habe ich den Gen. Plur. im Paradigma des neuniederländischen Adjectivs S. 754 ohne Weiteres nach Grimms Angabe berichtigt. Auch S. 852 hat J. Grimm die Paradigmen durchcorrigirt, aber ich mußte sie unverändert lassen, weil die falschen Paradigmen im weiteren Text vorausgesetzt werden: die Correctur kann jetzt ein Jeder leicht selbst vornehmen.

Im Übrigen war es strenge festgehaltener Grundsatz, den Text unangetastet zu lassen und die Zusätze durch Einschließung in eckige Klammern davon abzusondern. In Folge dessen mußten die von J. Grimm selbst gebrauchten eckigen Klammern auf irgend eine Weise beseitigt werden, was nur S. 785 beim ahd. geschl. Personalpronomen und beim Paradigma der starken Adjectiva für die flexionslose Form, sowie im Paradigma der schwachen Conjugation S. 845, 868, 891 nicht wohl anging.

Was nun die Zusätze selbst betrifft, so mußte ich natürlich auswählen, und zwar mehr nach Gutdünken als nach einem festen Princip. Ich bilde mir nicht ein, durchweg das Richtige getroffen zu haben. Meine Absicht war, dem Publicum nichts zu entziehen, was in irgend einem Betrachte Nutzen stiften konnte.

Daß etwas schon anderwärts gesagt war, bildete im Allgemeinen keinen Grund der Ausschließung. Es kann doch gewiß nicht schaden, solchen Dingen im Zusammenhange des Systems noch einmal zu begegnen. So findet sich manches schon Bekannte hier wiederholt: S. 858 z. B. was Germania 3, 147 näher ausgeführt steht.

Selbst darin bin ich nicht allzu ängstlich gewesen, einzelnes was in

der Gramm. selbst an Orten steht, wo man es nicht suchen sollte, hier wieder mit aufzuführen: so zu S. 781 die Belege für sig aus den niederd. Psalmen, die sich schon 4, 330 finden; ebenda die Belege für sîner und einer für sînis zu 783. Was hier absichtlich geschah, mag anderwärts unabsichtlich vorgekommen sein, weil ich mich der betreffenden Stelle nicht entsann. Einigemal konnten die Zusätze des Handexemplars durch Verweisung auf die Gesch. der deutschen Sprache ersetzt werden.

Die Form der Zusätze habe ich am liebsten gelassen wie ich sie fand. Auch wie Jacob Grimm gelegentlich zum Latein greift um eine Bemerkung kürzer auszudrücken (z. B. zu 880) ist bewahrt geblieben. Daß Citate aus Otfrid bald nach Halbversen, bald nach Langversen gezählt sind, konnte ich nicht ändern: was half es hier und sonst, die Citate der Nachträge auf die neuesten Ausgaben zu reduciren, wenn man doch im Text die älteren Citate lassen mußte; auch stand der dadurch erreichte Vortheil in keinem Verhältniß zu der Mühe, die es gekostet hätte. Fraglich erscheint mir, ob ich recht gethan S. 843 trisgan beizubehalten, obgleich Rom. 11, 24 jetzt intrusgiþs gelesen wird. Mehreres dergleichen ist ausgeschlossen worden.

Für die Richtigkeit dessen, was in den Zusätzen behauptet oder vermuthet wird, übernehme ich indessen nirgends eine Verantwortung. Wie oft habe ich Ansichten eingetragen, die ich für falsch und unwahrscheinlich halte. Daß manche Einfälle J. Grimms, die ich mittheile, Schaden stiften werden, fürchte ich nicht. Für die wissenschaftlich Unmündigen ist die Grammatik nicht geschrieben. Der Gelehrte der sie benutzt, wird gut thun die Einschaltungen vielfach nur als Anregung zu selbständiger Untersuchung zu nehmen, und jede Angabe genau zu prüfen, ehe er davon Gebrauch macht.

In dem systematischen Aufbau des zweiten Buches fehlt die mittelniederdeutsche Conjugation; das Handexemplar bot einiges, aber nicht hinlängliches Material dafür; ich habe von einer Benutzung desselben ganz abgesehen, werde aber vielleicht in die Lage kommen, es anderweitig zu verwerthen.

Alles was die Lautverschiebung betrifft, ist ohne Zusatz geblieben. Was Jacob Grimm zu S. 585 bis 588 beischrieb, ist entweder schon im 'Nachtrag' S. 1075, 1076 oder in der Gesch. der deutschen Sprache benutzt. Die Gleichungen des Nachtrags erscheinen übrigens im Handexemplar sämmtlich bis auf zwei (πέρας und nodus) durchstrichen. —

Jacob Grimm hat sich in allen seinen Werken immer persönlich über der Arbeit, in vollem Schaffen, ruhelos, erwägend, zweifelnd, berichtigend, umgestaltend dargestellt. Den Schein abgeschlossener Forschung suchte er nie zu erwecken. Auf diesem Wege geht die neue Ausgabe der Grammatik noch um einen Schritt weiter, indem sie seine unfertigen Notizen, die zu künftiger Umarbeitung dienen sollten, dem Publicum mittheilt. Selbst das erste Aufblitzen des Einfalles wird oft sichtbar in den Nachträgen, die Gedanken drängen sich, eine ganze Geschichte derselben ließe sich manchmal

schreiben. Zum Theil hat er sie anderwärts aufgeführt, zum Theil gewiß hätte er die Dinge bei näherer Prüfung verworfen, zum Theil finden wir beinahe druckfertig redigirte Zusätze.

Möge von dem Buche in seiner neuen Gestalt neue Anregung ausgehen. Ich habe seinen Werth erst jetzt ganz, und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz ermessen gelernt, wo ich gezwungen war, es wiederholt Wort für Wort durchzulesen. Das unsterbliche Werk birgt in dem was es ausspricht und in dem worauf es hindeutet, manchen noch ungehobenen Schatz.

Wien, 28. Juli 1870.

Wilhelm Scherer.

Zum neuen Abdruck von Jacob Grimms Deutscher Grammatik, 2. Theil.

Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung [jetzt Gütersloh, C. Bertelsmann], 1878. S. I—XII.

Die Fortsetzung des neuen Abdruckes der Grammatik erscheint leider viel später, als beabsichtigt und versprochen war. Meine Übersiedelung von Wien nach Straßburg mit allem was daran hing, hat mir zuerst nur wenig freie Zeit gelassen, und die erste Hälfte des vorliegenden Bandes (Bogen 1—24, erschienen 1875) mußte in zerstreuten, mühsam gewonnenen Stunden allmählig gefördert werden. Dagegen hatte ich das Glück, die größere zweite Hälfte in ununterbrochener Arbeit während der Sommerferien 1875 in allem Wesentlichen auf einmal feststellen zu können und so gerade in Abschnitten, welche ein gutes Stück altgermanischer Poesie enthalten, die volle Freude des intimen Verkehres mit Jacob Grimm zu genießen.

Die Grundsätze meiner Bearbeitung, welche von den Kennern, so viel ich weiß, allgemein gebilligt werden, sind natürlich dieselben geblieben. Ich bemerke, weil es in der Vorrede zum ersten Band vergessen wurde, daß die mit Ziffern versehenen Anmerkungen Zusätze des neuen Abdrucks enthalten. Die eckigen Klammern, in welche Jacob Grimm die Formeln der starken Verba, die Suffixe u. a. eingeschlossen hatte, wo sie Reihen von zugehörigen Beispielen einleiten, konnten ohne Schaden beibehalten werden. Dagegen blieb weg, was auf der unpaginirten S. 1021 vor dem Absatz 'ob fugam spatii' ꝛc. stand, also die Worte 'Angemerkte Druckfehler, lies' bis 'Es stehen noch andere'. Die Verweisung auf Nachträge ist unterlassen bei 71, 30 (auf 1021) 102, 1. 43. 129. 174, 5. 296, 9. 304, 12. 320, 27 (auf 1021) 348, 40. 406, 44. 495, 48. 496, 30. 526, 50. 594, 33. 642, 23. Falsch ist die Verweisung 492, 40.

Das Inhaltsverzeichniß habe ich mir erlaubt beizufügen; das einfache System des ersten Bandes verlangte keins, hier wird es willkommen sein.

An Recensionen hat Jacob Grimm beim zweiten Bande verzeichnet: 'Gött. Anz. 1826, Nr. 93 von Benecke; Hermes 1827, XXVIII, S. 321

bis 359 von Dr. Schmid; Krit. Bibl. 1828, Nr. 72 von Schmitthenner; ?Schulzeitung 1827, Lit. Blatt S. 53—55; Th. 1 und 2 von Bopp Berl. Jb. 1827'. Und zu 1. 965, 3) findet sich die Bemerkung 'von hier an und das folgende bis S. 985 übersetzt in: the classical journal vd. 39. 1829, p. 1—9 unter der Ueberschrift: on compound words in the ancient languages'. Ob ihm eine gedruckte, aber nie erschienene Recension von Kemble ebenso unbekannt geblieben ist, wie allem Anscheine nach der übrigen Gelehrtenwelt, weiß ich nicht. Ich verdanke ihre Kenntniß Herrn Karl J. Trübner, der sie aus dem Nachlasse Thorpes erwarb und der hiesigen Landes- und Universitätsbibliothek schenkte.

Neben der Überschrift des zweiten Capitels hat Jacob Grimm an den Rand geschrieben 'nach Pott Wurzeln 604 das schwächste Cap. meiner Gramm.' Pott macht diese Bemerkung ganz beiläufig, indem er die Theorie 'als müsse bei Doppelconsonanz im Ausgange der Wörter der hinterste mit Nothwendigkeit auf Seiten des Suffixes liegen' bekämpft und einen großen Theil der von Jacob Grimm statuirten verlorenen oder verwaisten Wurzeln für reine Postulate erklärt, wodurch auch das erste Capitel dieses Bandes betroffen wäre. Im Übrigen sieht allerdings jedermann, daß die Suffixlehre von Jacob Grimm nicht auf denjenigen theoretischen Grundlagen erbaut ist, welche heute für maßgebend gelten. Jacob Grimm selbst hat den Fortschritt, der auch auf diesem Gebiete durch Bopp herbeigeführt wurde, rückhaltlos anerkannt. Aber wiederum konnte die reiche Sammlung des Materials ihren Werth nicht verlieren; immer noch ist auch für die Stammbildungslehre der germanischen Sprachen das zweite Capitel des vorliegenden Theiles die einzige vollständige Bearbeitung, wenngleich für einzelne Suffixe in letzter Zeit Dankenswerthes geleistet wurde und für das Gothische Leo Meyers bekanntes aber nicht genug geschätztes Buch eine neue alle Beispiele umfassende Darstellung geliefert hat.

Die großen Schätze der Gelehrsamkeit, die vielen feinen Beobachtungen, welche die Compositionslehre enthält, die Beiträge zur Bedeutungslehre, welche durch den ganzen Band zerstreut sind, bedürfen keines preisenden Wortes. Es ist ziemlich lange her, daß die Forderung einer Bedeutungslehre ausdrücklich erhoben wurde; aber ein umfassendes System derselben wird so lange fehlen, als man nicht die Synonymik vom Standpuncte der Sprachwissenschaft in Angriff nimmt und als man sich nicht entschließt, für jeden Bedeutungsübergang, den man anzunehmen geneigt ist, ebenso sorgfältig nach Analogien zu suchen, wie man dies bei Lautübergängen zu thun pflegt.

Straßburg, 19. September 1877.

Wilhelm Scherer.

Altes und Neues von Jacob Grimm. Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Sechster Band. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) 1882.

Deutsche Rundschau 1883, Bd. 37, S. 157, 158.

Altes und Neues! Nicht so sehr Neues neben dem Alten, als vielmehr Altes, das uns allen neu ist!

Von Jacob Grimms kleinen Schriften liegen fünf Bände vor. Die Sammlung wurde nach Grimms Tode zunächst in der Absicht einer Auswahl unternommen, welche die zerstreuten akademischen Abhandlungen und die wichtigeren Recensionen nebst Anderem, was eines neuen Abdrucks besonders werth schien, enthalten sollte. Aber das Bedürfniß war damit nicht befriedigt. Mehr und mehr stellte sich der Wunsch ein, eine vollständige Sammlung der kleineren Schriften Jacob Grimms zu besitzen; und dieser Wunsch wird jetzt erfüllt. Das Material, das noch herausgegeben werden soll, ist auf drei Bände berechnet, deren erster hier vorliegt. Es sind demnach die 'schönen Reste' von Jacob Grimms litterarischer Thätigkeit, die man uns darbietet; aber jedermann, der das Buch in die Hand nimmt und auch nur flüchtig durchblättert, wird mit Überraschung sehen, w i e s c h ö n diese Reste sind.

Eine große Abhandlung über das deutsche Adjectivum, sehr vollständig im Stoff, sehr fein in den allgemeinen Beobachtungen, die sich daran knüpfen, erscheint hier zum ersten Mal im Druck. Aber auch alles andere taucht wie neu auf aus den Schatten der Vergangenheit; nur wenige Aufsätze, wie der über die Poesie im Recht, dürften schon früher aufmerksame Leser gefunden haben; einzelnen anderen mag gelegentlich ein Liebhaber nachgegangen sein; — die Masse aber muß für das fachwissenschaftliche und vollends für das nicht-fachwissenschaftliche Publicum als gänzlich unbekannt gelten.

Wie mannigfaltig Grimms Interessen von Anfang an sind, wie keck er sich seinen Weg erkämpft, wie frisch er polemisirt, wie überlegen er die Pedanterei verspottet, wird man aus dem Bande mit Vergnügen sehen. Doch was bedarf es der Recension! Lassen wir das Buch selbst reden! Schreiben wir einige Sätze ab, die wir ohne lange Wahl herausgreifen!

'Poesie schwingt sich auf und kreist in den Lüften; Prosa wandelt still und gerade ihren Gang mit auf dem Erdboden gehaltenen Schritten: etwas aber geht noch schneller wie der Flug, nämlich der Gedanke, welcher frei ist in der Prosa, wie in der Poesie; und der Vortheil dieser besteht blos darin, daß sie ihm ein zartes Edelgewand bietet, oder was die andere in Silber zu zahlen hat, in Gold auslegt . . .'

'Herr Professor Rühs gehört zu den Poesieleugnern, welche sie zwar mit dem Munde bekennen und für eine liebenswürdige, angenehme Erfindung des Geistes halten, aber nicht das Würdigste der Welt in ihr erblicken, nicht glauben, daß sie von Anbeginn die Höhe und Tiefe der Natur

umfaßt hat, und nicht gestatten wollen, daß sie über ihren vermeinten Spielraum hinaus in die übrige Wissenschaft eingreife. Am schlimmsten kommt die epische Poesie weg, die sie ganz unfähig sind zu verstehen; in ihrer Unschuld giebt sie sich selbst für Geschichte aus, nun fragen sie nach Pässen und visirten Certificaten, die es doch zur Zeit noch nicht gab, wo sie ausgegangen; auf ihr redliches Gesicht wollen sie nimmer glauben, und so wird sie Lügen gestraft und am Ende die jämmerliche, aber allen den lästigen Schwierigkeiten kurzweg abhelfende Entdeckung gemacht, daß sie nichts als der Spaß eines späteren Werkmeisters gewesen, der ihr zur Belustigung der Zeitgenossen ein alterthümliches Kleid umgegeben. Von dem Alter und Wunder des Epos, worin die Finger des Schicksals selbst gewoben hatten und dessen Fäden da angeknüpft sind, wohin keine Hand des Dichters reicht, ist keine Ahnung . . .' Es handelt sich um ein Werk von Rühs über die Edda.

Folgendes bei Gelegenheit eines Buches über das Verhältniß altdeutscher Dichtungen zur volksthümlichen Erziehung, wobei besonders von dem Nibelungenlied und ähnlichen Gedichten die Rede war: 'Sein Werth für das Volk ist erkannt und es wird sich gewiß auch schon Eingang unter dem Volke machen; vielleicht mehr von selber, als es durch Schulunterricht geschehen kann. Vaterländische Geschichte und Poesie muß gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und in dem Hause erzählt und besprochen werden, ehe das Kind die Schule betritt, und wenn es aus der Schule nach Haus kommt. Alles aber natürlich und wie es sich von selbst schicken mag. Kinder in sogenannten Erziehungsanstalten sind zu beklagen; wenn sie den Tag über ernsthaft gelernt haben, können sie den Abend nichts erzählen hören; denn die heimische elterliche Vertraulichkeit wird durch nichts anderes in der Welt ersetzt'.

In einer neueren, ziemlich verbreiteten Ausgabe des Nibelungenliedes wird unter den Übersetzungen dieses Gedichtes 'ganz besonders' die von Joseph von Hinsberg hervorgehoben, worin die Stanze herrsche, und die 'nicht nach Verdienst anerkannt werde'. Und ein allerneuester Übersetzer, der sich ebenfalls der Stanze bedient, spricht von Hinsbergs 'geistvoller Erneuerung'. Über denselbigen Hinsberg nun bemerkt Jacob Grimm einige Jahre nach dem Erscheinen seiner Arbeit: 'Von diesem Buche steht nicht viel Gutes zu sagen, und wir wollen dafür auch den Irrthum, wodurch es entstanden ist, in die kurzen Worte zusammenfassen: daß sein Verfasser zu den wohlmeinenden Poesieverderbern gehört. Es ist schon schlimm, wenn Ramler (ein nicht so unschuldiger) an früheren deutschen Dichtern, die er herausgiebt, fleckt und schnitzelt, oder wenn Matthisson einer ganzen Schaar von Vorgängern Liebesdienste anthut, damit sie, glaublich, seinen Mantelzipfel, wenn er zur Unsterblichkeit auffliegt, zu fassen kriegen und ihre Seelen nicht verloren werden. Der Trieb, dergleichen zu thun, ist auch nichts anderes als die Lügenhaftigkeit neuerer Zeit überhaupt, welche Geschichte verfälscht, um einen historischen Roman, oder der alten Dichtung

zusetzt, um einen Kämpfer- und Heldenroman hervorzubringen. Solche Machwerke vergehen freilich wie Heu, aber die Lesebibliotheken zehren davon'.

Hier ein Wort über die Muttersprache! 'Unser edles Deutsch, das, wie der Rheinwein, voll herber Lieblichkeit ist . . .'

Hier einige Urtheile aus der Litteraturgeschichte! Über den Tristan des Gottfried von Straßburg: 'Gottfrieds Gedicht ist eines der anmuthigsten Gedichte der Welt, gleichsam ein Spiegel der Lieblichkeit und herzlichen Liebe, doch nicht ohne etwas Störendes und eine gewisse künstliche Zusammenhangslosigkeit'. Über das Verhältniß der höfischen Epen des Mittelalters zu ihren Quellen: 'So sind ja eigentlich alle Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts aus fremden Büchern übersetzt; allein Gottfried und Wolfram überdichteten, was ihnen zukam und webten aus der roh eingeführten Seide glänzenden Stoff'. Über Goethes Briefwechsel mit einem Kinde: 'Es giebt kein anderes Buch, das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre, und alle Gedanken und Worte wachsen in einem weiblichen Gemüth, das in der ungehemmtesten Freiheit sich aus sich selbst bildet und durch sich selbst zügelt. Solcher Unbefangenheit gelingt das Kühnste und das Schwerste . . . Im Eingang gewährt der Briefwechsel mit Goethes Mutter die reinsten Contraste. Des Dichters Briefe selbst tönen, wie eine bekannte Stimme und in dem gewohnten Maß, das aber doch zuweilen aus der Fassung gebracht wird, zwischen der tieferen Erregung der Schreibenden hindurch'.

Man ahnt schon nach diesen Auszügen, worin der Schwerpunct der gegenwärtigen Sammlung liegt. Die altdeutsche Philologie, die Wissenschaft von unserem Alterthum, wäre nicht entstanden ohne einen starken, lebendigen, von unschuldiger Schönheit trunkenen, in allen Zaubern der Sprache, in allen Wundern des Gedankens schwelgenden Sinn für Poesie. Möge sie in diesem Geist auch weiterhin gepflegt werden!

W. Scherer.

Wilhelm Grimm.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1879, Bd. 9, S. 691—695.

Grimm: Wilhelm (Karl) G., Bruder von Jacob Grimm, altdeutscher Philolog. Er ist zu Hanau am 24. Februar 1786 geboren. Seine Lebensbahn geht fast durchweg mit der des Bruders parallel. Aber von vornherein zeigen wiederholte Krankheiten, daß er seinem Körper nicht die großen geistigen Anstrengungen zumuthen durfte, welche Jacob spielend leistete. Ein Jahr später, als Jacob, im Frühling 1803, bezog er die Universität Marburg; auch er studirte Jurisprudenz; auch für ihn war Savigny der Hauptlehrer; auch er gewann bei ihm Einsicht von dem Werthe geschicht-

licher Betrachtung und einer richtigen Methode beim Studium. Im Frühjahr 1806 wurde er examinirt; die nächsten Jahre brachte er unter fortwährender Kränklichkeit in mäßiger wissenschaftlicher Thätigkeit zu; im Frühling 1809 reiste er auf Veranlassung der Familie des Kapellmeisters Reichardt nach Halle, wo er bis zum Herbste blieb und sich wesentlich erholte. Hierauf besuchte er in Berlin seinen Freund Achim v. Arnim, auf dem Rückwege durch Weimar sah er Goethe, der ihn (an Voigt) als einen 'ganz hübschen', im altdeutschen Fache 'ganz fleißigen' Mann bezeichnet; als ein feiner, artiger, junger Mann wird er auch von Riemer an Knebel empfohlen. Zu Anfang 1814 ist er Bibliothekſecretär in Kassel geworden. Im Mai 1825 hat er sich mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Philologen Johann Matthias Gesner, verheirathet. Jacob schreibt am 14. September 1825 an Görres, der eben Großvater geworden war: er, Jacob, werde diese Würde allem Anscheine nach nie erreichen. 'Doch muß ich melden (fährt er fort), daß wenigstens Wilhelm vorigen Mai Hochzeit gehalten hat mit einem braven, uns allen längst bekannten Mädchen, geheißen Dortchen, denn die Vornamen gelten ja im häuslichen Leben. Unser Beisammenleben und Wohnen und ewige Gütergemeinschaft hat darunter nichts gelitten, wir drei Brüder (der dritte der Maler Ludwig) wohnen und essen zusammen, um uns leichter durchzuschlagen. So verschleißen wir das Leben, äußerlich leidlich, innerlich nach alter Weise arbeitsam und vergnügt. Tage, Wochen und Monate fliegen wie Pfeile davon. Die Gesundheiten könnten wohl besser sein, doch selbst das, wie eine Art Inoculation, schützt wider gähes Sterben.' Gleich nach Neujahr 1830 ging Wilhelm mit Jacob als Unterbibliothekar nach Göttingen, im März 1831 wurde er zum außerordentlichen, im Juli 1835 zum ordentlichen Professor ernannt und hielt im Sommersemester seine erste Vorlesung über das Nibelungenlied. Im Jahre 1837 befand er sich unter den protestirenden sieben Professoren, lebte dann vom September 1838 bis März 1841 in Kassel und hierauf als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wo er am 16. Dezember 1859 starb.

Der Grund von W. Grimms Wesen ist derselbe wie bei Jacob. 'Ein Optimismus der edelsten Art war ihm eigen (bemerkt sein Sohn Herman); überall, auch in der größten Verwirrung der Dinge, suchte und entdeckte er die Richtung zum Guten, die sie nehmen müßten. Er verneinte das Schlechte, so lang er konnte. Erkannte er es offenbar, dann bemäntelte er es nicht, aber er wandte sich fest ab, wenn es ihm entgegentrat. Mit einer wunderbaren Geduld schickte er sich in das Unabänderliche. Das Gefühl des Glückes wuchs bei ihm mit den Jahren; immer heiterer, zufriedener fühlte er sich; bis in seine letzten Tage, ja Stunden reichte das hinein.' Auch er hielt Erinnerungen bis auf das kleinste Detail fest und kehrte gern in Gedanken und Reden zu altgeschehenen Dingen und Verhältnissen zurück. Dieses genaue pietätvolle Festhalten übertrug er auf alle seine wissenschaftlichen Interessen, denen er unausgesetzt sorgsame Pflege widmete. Im

stilistischen Ausbilden und Feilen geht er weit über Jacob hinaus. Er ist geduldiger, mehr im Besonderen glücklich, während Jacob zum Allgemeinen aufstrebt. In Briefen, wie im Gespräch war ihm ein liebenswürdiger Humor, eine schalkhafte Auffassung lächerlicher Menschen und Situationen eigen, welche in seinen Schriften nicht direct hervortritt, aber in seinem wissenschaftlichen und schriftstellerischen Charakter doch als bedeutungsvolles Element überall dort mitwirken mußte, wo es auf unbefangene poetische Betrachtung oder geradezu auf poetische Gestaltung ankam. 'Aufmerksame Anmuth' rühmt Jacob seiner Art, sich auszusprechen, nach und setzt hinzu: 'In milder, gefallender Darstellung war er mir, wo wir etwas zusammen thaten, stets überlegen.' 'Seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden.' Wilhelm war im Leben ein guter Erzähler, und er hat diese seltene Eigenschaft auch als Schriftsteller bewährt: die Kunstform der Kindermärchen, wie sie jetzt vorliegen, rührt von ihm her.

Die erste Sammlung der 'Kinder- und Haus-Märchen, gesammelt durch die Brüder Grimm' erschien 1812 und enthielt 85 Nummern. Daran schloß sich 1815 ein zweiter Band mit 70 Nummern. Im Jahre 1819 erschien die zweite Ausgabe in zwei Bänden, dazu 1822 ein dritter Band Abhandlugen und Anmerkungen. Die Sammlung, die zuletzt auf 200 Märchen und 10 Kinderlegenden gebracht wurde, erlebte, wie bekannt, zahlreiche Auflagen, noch zahlreichere die kleine Ausgabe, eine Auswahl, welche jetzt wohl das verbreitetste deutsche Kinderbuch überhaupt ist. Die Arbeit schließt sich in unserer Litteraturgeschichte unmittelbar an 'Des Knaben Wunderhorn' von Arnim und Brentano. Wie dort die deutschen Volkslieder zu neuem Leben erweckt werden sollten, so geschah es hier mit den Kindermärchen, 'Ich hatte einmal' — schreibt Jacob Grimm am 5. December 1811 an Görres — 'dem Clemens (Brentano) einen weitläufigen Plan zu einem deutschen Sammler gemacht, darin alle mündlichen Sagen gesammelt werden sollten und ganz Deutschland in gewisse Sammelkreise getheilt war.' Damals muß für die Märchen und Sagen schon Vieles gethan gewesen sein. Und Achim v. Arnim war es, der schließlich zur Herausgabe der Märchen den entscheidenden Antrieb gab. Er meinte, als er einmal einige Wochen in Kassel zubrachte, die Brüder sollten nicht zu lange damit zurückhalten, weil bei dem Streben nach Vollständigkeit die Sache am Ende liegen bleiben würde.

Wir wissen von Jacob Grimm selbst, daß er die späteren Ausgaben der Märchen, weil er in die Grammatik versenkt war, also wohl seit 1819, ganz seinem Bruder zur Redaction überließ. In diesen späteren Ausgaben jedoch, von der zweiten an, haben sie erst ihre heutige Gestalt bekommen. Besonders der erste Band von 1812 hatte etwas Fragmentarisches und Ungleichmäßiges gehabt. Es war dort der Versuch gemacht worden, die Überlieferung mit der äußersten Treue, auch der Form nach, festzuhalten; und daher ergab sich, je nach dem Charakter dieser Überlieferung, ein ganz verschiedener Charakter der einzelnen Geschichten. Warum soll aber bei

volksthümlichen Prosaerzählungen, die jedem gehören, der gebildete Schriftsteller auf ein Recht verzichten, das er dem zufälligen letzten ungebildeten Erzähler, seiner Quelle, nothwendig einräumen muß, weil er ihn selten controliren kann: das Recht, von seinem Eignen hinzuzuthun? Wäre dieses Eigene allzu individuell, so würde sich das rächen, der Ton wäre nicht getroffen, und das Volk würde solche Geschichten ablehnen. Über die Arbeit Grimms hat das deutsche Volk aber günstig entschieden. Er hat den natürlichen Ton unserer Volksmärchen idealisirt, indem er die schönsten, besten, naivsten, liebenswürdigsten Züge den mündlichen Erzählern ablernte und sie dann, den Regeln der Erzähltechnik gemäß, nach eigenem Ermessen verwerthete, wo sie am besten angebracht schienen. Er war dabei geleitet, wie jeder von uns, der Kindern etwas interessant zu machen sucht, von einem unbewußten Gefühl oder auch bewußter Kenntniß dessen, was Kindern angenehm zu hören ist, was ihre Phantasie reizt und in Spannung versetzt. Wir besitzen Briefe von ihm an ein junges Mädchen, die ganz im Märchentone gehalten sind; alle Dinge von denen er spricht, bekommen etwas unschuldig Glänzendes wie ein Weihnachtsbaum. Diesen Glanz hat er von der zweiten Ausgabe an über die Märchen gebreitet und ihnen damit wohl erst den Platz erobert im Herzen der Kinderwelt, den sie jetzt einnehmen. Er hat damit aber zugleich das einzige Kunstwerk von dauernder Fortwirkung geschaffen, das aus jener romantischen Richtung auf Erneuerung volksthümlicher Überlieferung hervorging. Was Arnim und Brentano mit den Liedern, Tieck und andere mit den Volksromanen versuchten, hat er mit den Märchen geleistet. Er hat dadurch in der That dem ganzen Volke wiedergegeben, was auf den engen Kreis der unteren Stände eingeschränkt gewesen war. Einzelne Märchenfiguren sind wieder ganz populär geworden; deutsche Kinder, ob arm oder reich, ob niedrig oder hoch geboren, haben an ihnen gleichmäßig Antheil; Anspielungen auf die Märchen werden ebenso sicher verstanden, wie Anspielungen auf die Bibel; die Grimmschen Märchen sind eine Bibel der Kinderwelt. Und mehr und mehr wachsen sie in die europäische Litteratur überhaupt hinein und werden ein internationales Buch. Sie gewinnen damit nur ein Gebiet zurück, das sie ehemals besaßen. Nachweisungen darüber enthält der dritte Band des Grimmschen Werkes; alle die zahlreichen Parallelen aus der älteren deutschen und auswärtigen Litteratur werden zu jeder Nummer beigebracht; 'Zeugnisse' ergeben die Existenz von Märchen im classischen Alterthum, durchs ganze Mittelalter hindurch, im sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten; die Märchensammlungen in allen Litteraturen werden aufgezählt und charakterisirt und so eine Monographie dieser Dichtungsgattung geliefert, von einer Gründlichkeit und Sorgfalt, wie wir sie so früh kaum von einer anderen besaßen. Auch ging eine große Anregung nicht blos zum Märchensammeln, sondern auch zur Märchenforschung und Vergleichung von dem Grimmschen Buche aus. Als Kunstwerk konnte es nicht übertroffen werden; alle anderen Märchen, die von Andersen, die schon 1810 entstandenen von Clemens Brentano, das auf

verwandtem Boden gewachsene 'Heimelchen', haben, so hübsch, ja glänzend schön sie sind, einen zu starken individuellen Beigeschmack, um sich ins ganze Volk auszubreiten. Als Untersuchung aber gab das Buch nur eine Grundlage, und die Wissenschaft hat es allerdings, nach Erschließung indischer Quellen, übertreffen können. Gewiß stecken in den Märchen Reste uralter Novellenpoesie, welche selbst der Mythenbildung vorausliegt; aber sie aufzuweisen ist schwer, vielleicht unmöglich; dagegen die spätere Entlehnung von Volk zu Volk liegt vor Augen, und dafür sind treffliche Nachweise gelungen, welche fortzusetzen und möglichst abzuschließen nächste Pflicht der Forschung ist.

Ähnliche Wirkungen, wie von den Märchen, konnten nicht von den 'Deutschen Sagen' (1816, 1818) ausgehen. Sie waren mehr gelehrtes Werk, als Kunstwerk. Die schönsten, gewaltigsten deutschen Sagen, die aus dem germanischen Epos stammen, auch die aus der französischen Volkspoesie eingedrungenen und so manche andere, waren ausgeschlossen. Was dann zurückblieb, hatte geringen epischen Reiz und oft kleinen Gehalt an Poesie. Die Vorrede prägte den Unterschied zwischen Märchen und Sage fest aus, wie er damit für die wissenschaftliche Terminologie gewonnen wurde. Das Märchen ist zeitlos, ortlos; die Sage haftet an bestimmten Orten oder historischen Personen.

Der Antheil der Brüder an den 'Sagen' läßt sich nicht sondern. Ebensowenig an den 'Irischen Elfenmärchen' (1826), die sie aus dem Englischen übersetzten und mit einer schönen Einleitung versahen, über die Elfen in Irland, in Schottland, und über das Wesen der Elfen: eine ganze Naturgeschichte dieser zarten poetischen Gebilde, zugleich eine Vorarbeit zur deutschen Mythologie.

Das zweite große Verdienst Grimms neben dem, was er für die Märchen that, sind seine Studien über Geschichte der deutschen Heldensage, die ihn ganz nothwendig zu fruchtbarer Beschäftigung mit der altnordischen Litteratur führen mußten. Schon 1808 schied er streng die romantische, d. h. aus dem Romanischen übersetzte, von dem 'Wichtigsten und Größten' in der altdeutschen Poesie, dem Nibelungenliede. Nichts von der romantischen Poesie könne diesem Gedicht an die Seite gesetzt werden. Darin liegt eine Überschätzung, welche z. B. eine starke Ungerechtigkeit gegen den Parzival enthält. Aber die ausschließliche Begeisterung kam seiner wissenschaftlichen Leistung zu gute. An einen Aufsatz 'Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen' (1808) schloß sich die wohlgelungene Übersetzung 'Altdänischer Heldenlieder, Balladen und Märchen' (1811) mit dem reizenden polemischen Nachspiel (Drei altschottische Lieder, nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter, 1813), die Sammlung der Zeugnisse über die deutsche Heldensage in den altdeutschen Wäldern (1813 und 1816) und das daraus entstandene wissenschaftliche Hauptwerk Grimms 'Die deutsche Heldensage' (1829, zweite Ausgabe von Müllenhoff, 1867). Da die Sagen von den Nibelungen, von Dietrich

von Bern, von Ermanarich ꝛc., kurz was wir die Heldensage nennen, das germanische Epos, das zur Zeit der Völkerwanderung entstand, sich Jahrhunderte lang ohne schriftliche Fixirung fortpflanzten, so ist die geschichtliche Entwickelung nur aus Anspielungen zu entnehmen. Diese sammelte Grimm auf das sorgfältigste und lieferte damit eine unumstößliche Grundlage für den wichtigsten und schwierigsten Theil unserer Dichtungsgeschichte. Die allgemeine Ansicht der Heldensage, die er hinzufügte, richtet sich sowohl gegen die mythische, wie gegen die historische Auffassung, womit sich dann freilich ein Verzicht auf alle einheitliche Erklärung verbinden muß, aber sehr weislich der Blick auf rein poetische Elemente offen gehalten wird, von denen man vielleicht allzu früh glaubte absehen zu dürfen.

Auch ein Bericht über 'Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode' (im 'Hermes' von 1820) verweilt mit Vorliebe auf der Heldensage und volksthümlichen Dichtung; er ist noch heute lehrreich und lesenswerth. Vortrefflich redet er z. B. über die Trennung von Volks- und Kunstpoesie in Dänemark (S. 27) und über das Studium des vaterländischen Alterthums im Verhältniß zur Gegenwart (S. 52): wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leisen Übergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so diene auch das Alterthum zur Schärfung des Blickes; man lerne daraus, in dem Unscheinbaren den Keim des Wichtigen sehen, Schwankendes stützen, das Verwirrte ordnen, Brauchbares nicht vorschnell verwerfen. Nächst dem einheimischen sei das scandinavische Alterthum am wichtigsten, weil das germanische Element unserer Bildung sich im Norden reiner erhielt und ungestörter entwickelte. Unter dem Gesichtspuncte gleichmäßiger Rücksicht auf Nordisches und Deutsches ist das Buch 'Über deutsche Runen' (1821) geschrieben, welches für die deutsche Wissenschaft Basis des Runenstudiums überhaupt geworden und zunächst von Grimm selbst in einem Nachtrage 'Zur Litteratur der Runen' (1828, Wiener Jahrbücher Bd. 43) fortgeführt ist.

Eine dritte Hauptrichtung in Grimms Thätigkeit bilden seine Ausgaben altdeutscher Texte. Es sind, nach der Chronologie unserer Litteraturgeschichte geordnet, die folgenden: 'Exhortatio ad plebem christianam' und 'Glossae Cassellanae' (1845, 1846); 'Altdeutsche Gespräche' (1849, 1851); 'Das Rolandslied' (1838); 'Wernher von Niederrhein' (1839); 'Marienlieder' (1856 in Haupts Zeitschrift, Bd. 10); 'Graf Rudolf' (1828, zweite Ausgabe 1844); 'Athis und Prophilias' (1844, 1852 und über die Sage Haupts Zeitschr. 12, 203); 'Freidanks Bescheidenheit' (1834, zweite Ausg. 1860, dazu Berl. Akad. Abh. 1849, 1851, 1855, Haupts Zeitschr. Bd. 11); 'Der Rosengarten' (1836, dazu Haupts Zeitschr. 11, 243. 536, Berl. Akad. Abh. 1859); 'Konrads von Würzburg goldene Schmiede' (1840) und 'Silvester' (1841). Die verschiedensten Litteraturgattungen finden sich, wie man sieht, vertreten: Übersetzungs-Prosa, Glossen, weltliches Epos und geistliche Didaktik des zwölften Jahrhunderts, höfisches und volksthümliches Epos, volksthümliche Didactik des dreizehnten Jahrhunderts. Die Aufgaben,

die er sich dabei vorsetzte, waren sehr mannigfaltiger Art. Die althochdeutschen Texte begleitete er mit einer fast vollständigen Statistik der Lautlehre. Beim 'Rolandsliede', beim 'Athis' stellte er die verschiedenen Fassungen der Sage zusammen, wie er denn auch die Sage vom Polyphem (1857) vergleichend und die Sage vom Ursprunge der Christusbilder (1841) behandelte und bei der 'Goldenen Schmiede' alle Sinnbilder des Mariencultus zusammenstellte. In der Textbehandlung Konrads von Würzburg ist er übertroffen worden, beim 'Wernher von Niederrhein' hat er vieles zu thun gelassen. Aber die Fragmente vom 'Grafen Rudolf' wurden auf das sauberste ergänzt, und der 'Athis' gab nicht blos sprachliche Bemerkungen, welche dem Studium altdeutscher Mundarten auf bedeutende Weise zu gute kamen, sondern auch Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten des höfischen Epos, welche für die historische Stilistik bahnbrechend wurden. Der 'Freidank' bewältigt ein massenhaftes handschriftliches Material, er ist reich mit Abhandlungen ausgestattet, welche den Gehalt des Werkes schön ins Licht setzen, und es knüpft sich daran die Hypothese, der fahrende Sänger Freidank sei mit Walther von der Vogelweide identisch: eine Vermuthung, die sich zwar nicht bewährte, zu deren Beweis aber eine Menge an sich werthvoller Beobachtungen gemacht wurden, in deren Gefolge auch die umfassende Arbeit 'Zur Geschichte des Reimes' (1850) entstand: ein Beitrag zur Metrik von ganz ungewöhnlicher Stofffülle, durchaus grundlegend, wenn auch der Fortführung und selbst der Correctur oft bedürftig.

Grimms Editionen werden als solche von denen Lachmanns und Haupts übertroffen, aber sie übertreffen diese bei weitem durch reiche Beigaben zur litterarhistorischen Charakteristik und Verwerthung.

Nach einer vierten, sonst wenig vertretenen Richtung liegt Grimms Antheil am deutschen Wörterbuch. Er hatte den Buchstaben D gerade vollendet, als ihn seine Todeskrankheit ergriff. Daß die weiten etymologischen Ausblicke fehlen, zeigt scharf seinen Unterschied von Jacob. Dagegen innerhalb des gegebenen historischen Materiales die klarste, anmuthig ruhige Entwickelung der Bedeutungen, die äußerste Sorgfalt und Sauberkeit, 'feine Abgrenzung und Ausführung', wie Jacob sagt. Von seinem ersten Werke bis zum letzten sind dies die Eigenschaften, die ihm vor allen anderen nachgerühmt werden müssen. Er weiß früh zu erfassen, was ihm gemäß ist, und hält es mit Treue fest. Seine wissenschaftliche Entwickelung zeigt keine Sprünge und Umwälzungen. Von Anfang an steht ihm Besonnenheit zur Seite. Ihn an dem Bruder zu messen, ist ungerecht. Er hat sich andere Ziele gesteckt, diese aber in seiner Art ebenso vollkommen erreicht. Beide Brüder zusammen ergeben das Bild eines unvergleichlichen Strebens im Dienste deutscher Wissenschaft, zur Ehre der Nation: die Totalität ihrer Arbeiten umfaßt alle Richtungen, in denen die philologische Erkenntniß des Wesens unserer Nation überhaupt gefördert werden kann. Und zwei verschiedene, gleichberechtigte, gleich nothwendige Arten im Betriebe der Wissen-

schaft erschienen durch sie gleichsam symbolisch ausgeprägt: das großartige Finden und das ruhige Ausbilden.

Litteratur: Großentheils die bei Jacob Grimm [in dem hier nicht abgedruckten Artikel der Allgem. D. Biogr.] angeführte. (Herman Grimm) Vossische Zeitung vom 24. December 1859. Raßmann bei Ersch = Gruber a. a. O. [Sect. I. Bd. 91] 275—307. Briefe in der Germania Bd. 12, 13. Briefwechsel mit Lachmann über das Nibelungenlied, Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 193. 343. 515.

Scherer.

Die Brüder Grimm und die Romantik.

Aus Anlaß des Briefwechsels zwischen Jacob und Wilhelm Grimm.

Neue Freie Presse 1880, 19. November, Nr. 5829, S. 1—3.

Man streitet oft gegen die Behauptung, daß die jüngste Vergangenheit keine geschichtliche Darstellung zulasse, und speciell in der deutschen Litteraturgeschichte möchte man jetzt die lange respectirten Grenzpfähle bei Goethes Tod kühnlich umreißen. Ich bin gerne dabei, und es soll mich freuen, wenn vom Katheder der neueren deutschen Litteraturgeschichte zu Wien und anderwärts auch die Poesie der Gegenwart nach ihrem Werth und ihren geistigen Quellen beurtheilt wird. Wir sind es den Zeitgenossen schuldig, daß wir an ihren Bestrebungen nicht kalt vorübergehen, um den Verstorbenen einen Fleiß und eine Aufmerksamkeit zu widmen, deren zehnter Theil die Lebenden glücklich machen würde, wenn sie anders die Wahrheit ertragen können und nicht von der Eitelkeit unterjocht sind. Aber von historischer Erkenntniß — dies sollten wir nicht vergessen — ist unsere Behandlung der neuesten Litteratur stets weit entfernt. Und das gilt nicht blos von den geistigen Ereignissen nach Goethe, sondern auch von den litterarischen Bemühungen rings um Goethe. Wie hat man diejenigen überschätzt, welche sich im Anfange unseres Jahrhunderts 'die neue Schule' nannten! Und wenn die Mitglieder dieser neuen Schule selbst Litteraturgeschichte schrieben und die jüngste Vergangenheit in ihre Betrachtung hineinzogen, wie ist da die uns heute bekannte historische Wahrheit auf den Kopf gestellt! Und zwar ganz offenbar, weil Klios Griffel vom Parteigeist gestohlen und in blinder Leidenschaft geführt wurde. Wenn ich mit den litterarhistorischen Leistungen der beiden Schlegel zu thun habe, so gerathe ich immer in Versuchung, die beiden gefeierten Häupter der Romantik im Tone Lachmanns abzufertigen und von 'Herrn' Wilhelm oder 'Herrn' Friedrich Schlegel etwas despectirlich zu reden. Wie wird da die Größe des achtzehnten Jahrhunderts verkannt; wie werden Astrologie und Magie und aller Aberglaube in Schutz genommen; wie wird Lessing heruntergedrückt, Wieland

schlecht gemacht, Schiller todtgeschwiegen und von einem für die Poesie ungünstigen Zeitgeiste mitten in der classischen Litteraturepoche gesprochen! Der Zeitgeist war für die Poesie ungünstig, weil die beiden Schlegel kein poetisches Talent hatten. Die Zeitgenossen wurden von der Poesie ab- und zur Philosophie und Geschichte hingerufen, weil die Brüder auf diesem Gebiete noch etwas Erträgliches leisten konnten. Und Goethe allein wurde über die Häupter aller Gleichstrebenden hoch hinweg gehoben, weil die Brüder sich an seine Rockschöße zu hängen und mit ihm in die Unsterblichkeit zu fliegen gedachten.

Die unparteiische Litteraturgeschichte wird die Verdienste der Brüder Schlegel auf ein recht bescheidenes Maß reduciren müssen. Von eigener Productivität steckt wenig in ihnen. Poesie und Wissenschaft haben sie nicht durch originelle Gedanken gefördert. Wilhelm Schlegel hat die durch Klopstock, Wieland, Goethe geschmeidig gewordene deutsche Dichtersprache auf den Shakespeare angewendet: das ist die größte That der älteren Romantik. Sonst haben er und sein Bruder, Tieck und Novalis kaum ein paar Gedichte geliefert, die in unserer Litteratur fortlebten und fortzuleben verdienten. So wenig können wir der ehemals 'neuen' Schule die Bedeutung zuerkennen, die sie sich selbst beimaß. Je weiter wir uns von jener Zeit entfernen, desto bestimmter scheinen einzelne Persönlichkeiten zu steigen und andere zu sinken. Erst jetzt fangen wir an zu merken, welche Lichter noch durch den Nebel der Ferne hindurchglänzen und welche in ihm verschwinden.

Viel productiver als die Schlegel und Tieck war eine jüngere Generation von Schriftstellern, welche der herkömmliche Gebrauch ebenfalls Romantiker nennt: Arnim, Brentano, Görres, Kleist, Uhland, die Brüder Grimm u. A. Aber auch über sie hat sich das Urtheil gewaltig geändert. Arnim und Brentano, die zu ihrer Zeit am meisten Aufsehen machten, sind ziemlich verblaßt; ihr reiches Talent hat sich nicht zu abgeschlossenen Kunstwerken von durchgebildeter Form zusammengefaßt; ihre Persönlichkeit wird erst durch ihre Briefe auf die Nachwelt wirken, wenn solche in größerer Zahl und unverändert zu Tage kommen; was von Brentano in dieser Hinsicht zu erwarten steht, wird aus einigen ganz tollen Beispielen in der Görresschen Correspondenz deutlich, und Arnims edle Natur wird man aus seinen Briefen an die Brüder Grimm erkennen, deren Herausgabe bevorsteht. Die glänzenden Gaben von Görres haben der Wissenschaft keinen dauernden Gewinn gebracht. Der einst vielgelesene Fouqué ist beinahe vergessen. Aber der unglückliche Kleist ist hoch gestiegen und steht neben Grillparzer an der Spitze unserer Dramatiker nach Schiller. Der bescheidene Uhland hat als Dichter eine unverlierbare Stätte im Herzen der Nation gewonnen und als Gelehrter nach seinem Tode in unvollendeten skizzenhaften Schriften eine Wirkung geübt, welche noch immer fortdauert. Und endlich die Grimm! Wie unscheinbar traten sie neben den genannten Dichtern und Gelehrten auf! Wie vornehm glaubte sie einst Wilhelm Schlegel abfertigen

und verhöhnen zu dürfen! Und wie ganz anders lebt dieses Brüderpaar unter uns fort, als die beiden Schlegel! Wie wuchs ihr Ansehen bei Lebzeiten, wie wächst ihr Ruhm nach ihrem Tode!

Ich will hier nicht von ihren wissenschaftlichen Leistungen sprechen: sie haben in ihren Kindermärchen auch ein nationales Kunstwerk geschaffen, wie die ganze übrige Romantik keines aufzuweisen hat. Seit Goethes Jugend herrschte die Tendenz, volksthümliche deutsche Stoffe wieder zum Leben zu erwecken, indem man ihnen eine neue Kunstform verlieh. So wurde Götz von Berlichingen abermals ein populärer Held. So erstand der 'Doctor Faust' zu neuer Glorie. So suchte Tieck einzelne Volksromane theils in epischer, theils in dramatischer Form zu erneuen. So versuchte es Achim v. Arnim mit verschiedenen Dichtungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. So schenkte er seiner Nation in Gemeinschaft mit Clemens Brentano 'Des Knaben Wunderhorn' — ein Buch, das mehr berühmt als gelesen und mehr berühmt als gut ist, aber doch den Volksliedern neue Bahn gebrochen hat . . . Auf derselben Linie liegen die 'Märchen' der Brüder Grimm. Und wie ungeheuer der Abstand zwischen dem 'Faust' und diesen anspruchslosen Erzählungen sein mag, Eines haben sie gemein: unter allen verwandten Bestrebungen sind nur sie mit einem wahren und unverlierbaren Erfolge gekrönt worden.

Nur Goethe und die Grimm oder, um hier genauer zu sprechen, nur Goethe und Wilhelm Grimm haben, indem sie nationalen poetischen Stoff ergriffen, eine Kunstform gefunden, welche die Anerkennung der Nation errang. Alle Versuche Tiecks sind zu Boden gefallen; das Nibelungenlied wird fortwährend neu behandelt, und noch hat keine moderne Gestaltung den allgemeinen Beifall erhalten, noch ist keine epische oder dramatische Bearbeitung als die classische, definitive angesehen worden. Der 'Faust' hat seine classische Form gefunden und die Märchen haben ihre classische Form gefunden. Selbstverständlich, daß die Wiedererweckung des 'Faust' einen unvergleichlich größeren Aufwand an dichterischem Vermögen brauchte; für die Märchen genügte ein enges Anschmiegen an die volksthümliche Erzählungsweise, ein sorgsames Lauschen auf alle überlieferten Mittel und eine freie Anwendung derselben auf die überlieferten Geschichten im wahrhaft kindlichen Sinne und das lebhafte Gefühl für Alles, was Kindern gefällt. Aber gerade diese Bescheidenheit, die auf allen persönlichen Glanz verzichtete, fehlte den übrigen Romantikern; und nur sie vermochte den Schatz zu heben.

Sieht man auf die Märchen und sieht man auf die Wissenschaft vom deutschen Alterthume mit allem, was daran hängt, so möchte man sagen: die ganze Romantik mit ihren patriotischen Tendenzen ist auf die Erscheinung der beiden Grimm angelegt. Sie rücken uns mehr und mehr in den Mittelpunct der Romantik, soweit nicht Lyrik und Drama in Betracht kommen, aber von ihrer inneren Entwicklung und ihrem Leben war, selbst aus ihren Autobiographien, fast nur der äußere Umriß bekannt. Man wird

daher die bevorstehende Publication der Briefe, welche die Brüder mit einander wechselten, freudig willkommen heißen[1]).

Jacob und Wilhelm Grimm waren, wie man weiß, selten getrennt; in den Briefen selbst sieht man den Entschluß, stets vereinigt zu bleiben, im Jahre 1805 auftauchen. Jacob schreibt: 'Wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte Einen anderswohin thun, so müßte der Andere gleich aufsagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte'. Wilhelm antwortet darauf: 'Was du schreibst vom Zusammenbleiben, ist alles recht schön und hat mich gerührt. Das ist immer mein Wunsch gewesen, denn ich fühle, daß mich niemand so lieb hat als du, und ich liebe dich gewiß ebenso herzlich'. Im späteren Leben gelang es den Brüdern, ihren Vorsatz durchzuführen und in Kassel, in Göttingen, in Berlin zusammenzubleiben. Aber in früheren Jahren wurden sie doch mehrfach auseinandergerissen. Jacob reiste 1805 zu Savigny nach Paris, um ihm bei den Vorarbeiten für die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu helfen. Wilhelm hielt sich 1809 seiner Gesundheit wegen längere Zeit in Halle an der Saale auf, ließ sich dort von Reil behandeln und folgte einer Einladung Arnims nach Berlin. Jacob ging als hessischer Legations-Secretär 1814 mit dem Hauptquartier nach Paris, war dann im Juni 1815 beim Congreß in Wien und ging im September zum drittenmale für drei Monate nach Paris.

Aus diesen Lebensabschnitten der Brüder stammt die Correspondenz, die uns jetzt mitgetheilt wird. Die Briefe, die sich auf andere und kürzere Trennungen beziehen, sind einstweilen nicht aufgenommen; aus einem derselben will ich eine Stelle Jacobs hersetzen, worin sich sein schönes Naturgefühl so charakteristisch ausspricht, wie kaum irgendwo sonst. Er schreibt am 3. Mai 1823 an Wilhelm nach Marburg:

'Die frischen Blätter der Kastanien (es ärgert mich, wenn später die steifen Blüten kommen, obgleich die Bienen daran summen) und das Grün der Saat und des Grases ist jetzt prächtig, die Linden schlagen kaum aus, die Nachtigallen sitzen auf kahlen Ästen und wundern sich. An der grünen Farbe kann sich das Auge nicht satt sehen. Überhaupt diese Staublosigkeit, Reinheit und Unschuld der ersten Frühlingstage ist unvergleichlich, der Herbst, den ich sonst gern habe, steht wie ein erfahrener, reicher, schmutziger und fauler Mann da, der Frühling wie ein unwissendes, unvollständiges Kind aber neu und frisch.'

Umfassende Auszüge aus den nunmehr gedruckten Briefen möge man hier nicht erwarten. Den allgemeinen Inhalt erräth man leicht. Aus Paris, aus Wien giebt Jacob, aus Halle, Berlin und Weimar giebt Wilhelm interessante Nachrichten und Schilderungen. Viele Persönlichkeiten, in

---

[1]) Der 'Briefwechsel von Jacob und Wilhelm Grimm' erscheint in den nächsten Tagen bei Hermann Böhlau in Weimar, herausgegeben von Dr. G. Hinrichs unter Mitwirkung von Herman Grimm.

der Wissenschaft und Dichtung jener Tage bedeutend, werden von den Brüdern besprochen mit jenem Blick für das charakteristische Detail, der beide auszeichnet. Die Briefe sind eine reiche Quelle für die Geschichte der jüngeren Romantik, und auch die politische Geschichte kann sich durch manchen bezeichnenden Zug daraus bereichern. Vor allem aber lernen wir die Brüder selbst daraus vielfach in neuer Beleuchtung kennen. Die rührenden Äußerungen ihrer gegenseitigen Liebe, ihres Sinnes für vertraute Häuslichkeit, ihrer großartigen Unschuld und Reinheit in sittlichen, politischen, litterarischen Dingen, ihres herrlichen und lebendigen Patriotismus ziehen sich durch das ganze Buch. Deutlich tritt uns auch ihre Verschiedenheit entgegen: besonders in Einem Puncte. Jacob trennt Wissenschaft und Leben; die Poesie der Vergangenheit ist ihm ein Object der Forschung, die Poesie der Gegenwart ein Object des Genusses. Wilhelm dagegen ist mit Arnim und Brentano der Meinung, daß die Poesie der Vergangenheit auch zu lebendiger Wirkung in der Gegenwart gebracht werden müsse; er will mit Arnim dem ganzen Volke alles wiedergeben, was durch die Flucht der Jahrhunderte hin seinen Werth und seine Festigkeit bewährt habe. Es ist kein Zweifel, daß hierin Wilhelm gegen Jacob Recht behielt. Die alte Poesie hat einen noch immer steigenden Einfluß auf das neunzehnte Jahrhundert gewonnen. Und auch die Grimmschen Märchen verdanken nur jener Überzeugung Wilhelms die Gestalt, in der sie heute Gemeingut sind. In der ersten Auflage sehen sie ganz anders aus; möglichst treu ist die Überlieferung beibehalten mit allen Lücken und Unvollkommenheiten; erst von der zweiten Auflage an haben sie, und zwar ausschließlich durch Wilhelm Grimm, ihre einheitliche Kunstform erhalten.

Die Briefe von 1805 belehren uns, daß ästhetische Interessen der Ausgangspunct für die Bestrebungen der Brüder gewesen sind. In ihre 'liebe' Bibliothek sammeln sie das Beste der neu erscheinenden Poesie. Das Altdeutsche steht gar nicht entschieden im Vordergrunde. Man sieht es aus der Art, wie Wilhelm plötzlich am 24. März 1805 schreibt: 'Ich habe daran gedacht, ob du nicht in Paris einmal unter den Manuscripten nach alten deutschen Gedichten und Poesien suchen könntest; vielleicht fändest du etwas, das merkwürdig und unbekannt'. Neben der Poesie interessirt sie bildende Kunst; ja es scheint, als ob diese sie in einer etwas früheren Zeit noch stärker und stärker als alles Übrige angezogen hätte. Jacob hat sich das ganze 1799 erschienene Gespräch 'Die Gemälde' von Wilhelm Schlegel einmal abgeschrieben. In Paris wünscht er sich die Goethe'schen 'Propyläen' und die Schlegel'sche 'Europa' herbei, um die darin enthaltenen Kunsturtheile mit den in Paris aufgehäuften Kunstwerken selbst zu vergleichen. Und was er über Kunst an seinen Bruder schreibt, zeigt einen selbständigen Geschmack und geläuterte Bildung. Neben Raphael betrachtet er, nachdem er eine gewisse Übersicht gewonnen, fast nur die Gemälde von Lionardo da Vinci und Tizian, viel weniger die Correggios. Raphaels 'Cäcilie' nennt er 'ein trunkenes Bild'. Die 'Mona Lisa' ist ihm so

lieb als Raphaels Porträt. Wie sehr es ihm geläufig, seine Maßstäbe von der bildenden Kunst zu nehmen, zeigt folgender Satz: 'Der Goethe ist ein Mann, wofür wir Deutsche Gott genug nicht danken können; er kommt mir gerade wie Rafael vor, ohne daß ich deshalb Schlegel und Tieck mit Dürer, Eyck, Bellini vergleichen will'.

Diesen ästhetischen Ausgangspunct der deutschen Alterthumskunde und historischen Litteratur-Wissenschaft mögen sich diejenigen zu Gemüthe führen, welche die philologische Betrachtung der ästhetischen entgegenzusetzen pflegen. Zu keiner Wissenschaft hat die Philologie eine nähere Verwandtschaft als zur Ästhetik. Und ein Philologe, der nicht zu ästhetischer Würdigung litterarischer Kunstwerke durchdringt, erniedrigt sich zum Handlanger, wo er Meister sein könnte. Deshalb ist es in der Ordnung, daß der Litterarhistoriker auch die Production der Gegenwart mit wissenschaftlichem Antheile verfolge; ist ihm geschichtlich durchdringende Erkenntniß unmöglich, so mag er zeigen, ob seine ästhetische Bildung ausreicht, um das Dauernde aus dem Wuste des Vorübergehenden herauszufinden.

Wilhelm Scherer.

Freundesbriefe der Brüder Grimm.

Neue Freie Presse 1878, 31. October, Nr. 5093, S. 1—3.

Memoiren sind schon lange eine beliebte Lectüre; aber Deutschland ist arm an politischen Memoiren; dagegen haben seit einiger Zeit Denkwürdigkeiten von Privatmenschen steigende Gunst gewonnen. Die 'Jugend-Erinnerungen eines alten Mannes' erleben Auflage nach Auflage; die Memoiren der Malerin Louise Seidler hatten entschiedenen Erfolg; die weniger gekannten Aufzeichnungen von Ernestine Voß werden — ich wage zu prophezeien — einmal eifrig gelesen werden, als ein rührendes Familien-Idyll: sie sind mir lieber als irgend etwas, was ihr Mann, der berühmte Homer-Übersetzer, geschrieben hat.

Alle diese memoirenartigen Werke haben gemein, daß sie das Gegentheil dessen enthalten, was man in den berühmten französischen Memoiren des vorigen Jahrhunderts sucht. Keine Picanterien, keine Enthüllungen, keine extraordinären Schicksale, keine boshaften, zweideutigen oder unzweideutigen Anekdoten. Es geht darin alles plan und ehrlich zu; wir sehen und lieben Menschen, deren Leben höchst regulär verläuft, aber der Einblick in diese stillen Existenzen macht uns gerade Freude. Das ist ein merkwürdiger deutscher Zug, über den man wohl nachdenken kann. Ich bin weit entfernt von jener nationalen Überhebung, welche den Deutschen einreden möchte, daß sie alle Tugenden gepachtet haben, und von jenem Pharisäismus, der auf das heißere Blut romanischer Völker hochmüthig herabblickt. Ja ich gestehe, daß mir die deutsche und englische Tugend, welche in Dramen

oder Romanen an den großen Leidenschaften grundsätzlich vorübergeht und alle Kunst aufwendet, um einen jungen Mann und ein junges Mädchen unter die Haube zu bringen, zuweilen schon recht langweilig war. Aber was ist da zu machen? Die Richtung steht fest. Die schöne Litteratur dient hauptsächlich den Frauen; die Phantasie der Frauen soll nicht vergiftet werden; was die Mütter lesen, sollen womöglich die Töchter lesen dürfen: das scheint für die litterarische Production ein so ehernes Gesetz, daß sich der Schriftsteller entweder fügen oder auf den Schmuggel legen muß. Dieser ist aber doch kein rechtschaffenes Handwerk; Gift als Gift ist gut und zuweilen, ob heilend oder tödtend, ein Wohlthäter leidender Menschen, aber Gift für Zucker verkauft, wer möchte das empfehlen? Offenheit und Geradheit bleiben so lange das Kennzeichen des Classischen, als wir die erhabenen Muster der Griechen besitzen.

So steht dem Deutschen nur Ein Weg offen: sich dem Nationalgeiste zu unterwerfen und die häusliche Tugend, die großen einfachen Familiengefühle als ein Unantastbares zu behandeln. Das bürgerliche Haus hat seit dem sechzehnten Jahrhundert gestanden wie ein Fels, gegen die rohe Sinnlichkeit der Reform-Epoche ist es mit Löwenmacht vertheidigt worden; die feine verführerische Frivolität des vorigen Jahrhunderts konnte ihm auf die Dauer nichts anhaben; die deutsche Frivolität ist meist so schülerhaft, daß sie nur mitleidiges Lächeln erregt, und ein Werk wie 'Wilhelm Meisters Lehrjahre', das ungescheut die leichten Sitten jener Zeit widerspiegelt, ist nie populär geworden.

Aber ich merke, daß ich zu weit aushole. Ich wollte nur erklären, weshalb Memoiren jener harmlosen Art so großen Erfolg haben konnten. Sie verdanken ihn, kurz gesagt, dem deutschen Cultus des Hauses und der Familie. Memoiren und Briefwechsel aber stehen auf Einem Brette. Correspondenzen sind unverarbeitete Quellen zu Biographien. Und auf eine solche Quelle wollte ich hier aufmerksam machen, die sich mit den genannten Denkwürdigkeiten sehr nahe vergleicht und mir einige Stunden wahrhafter Erbauung verschafft hat.

Ich meine die 'Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm, herausgegeben von Professor Dr. Alexander Reifferscheid' (Heilbronn, Gebrüder Henninger), welche demnächst erscheinen und mir durch die Güte des Herausgebers vor dem Erscheinen zugänglich geworden sind.

Der Name der Brüder Grimm wird allenthalben in Deutschland mit einer Verehrung genannt, die in ihrem besonderen Charakter unvergleichlich ist. Sie tritt bei den Gelehrten anders auf, als bei dem großen Publicum. Die Gelehrten bewundern in Jacob die sprühende Genialität, die phänomenale Arbeitskraft; in Wilhelm die Feinheit, den Geschmack, die Versenkung, die Sorgfalt; zwischen beiden wird genau unterschieden. Für das große Publicum aber sind die Brüder Grimm ein einziger Begriff, die Verfasser der Märchen und des deutschen Wörterbuches; sie haben nichts Gewaltiges, das Scheu erregt und die Liebe nicht aufkommen läßt; sie stehen nicht in

einer unerreichbaren Ferne, daß sich der Beschauer klein fühlt; sie wandeln vielmehr mitten unter dem Volke, zwei schlichte Bürger mit aufmerkendem Ohr und beredten Lippen; sie sammeln die Kinder um sich und horchen auf ihre kleinen Wünsche und erzählen ihnen schöne Geschichten, und sie wissen den Großen von Heimlichkeit und Heiligkeit unserer Sprache zu künden und von den alten verschwundenen Heidengöttern und den Volksgerichten unter der Linde. Das deutsche Volk ahnt in diesen Gelehrten zwei gute Menschen, die einander treu waren bis ans Grab mit einer rührenden, fast mythischen brüderlichen Liebe; mit demselben einfachen Herzen umfaßten sie ihr Volk, und dieses giebt ihnen das Gefühl dankbar zurück.

Man kennt die 'Auswahl aus den kleinen Schriften Jacob Grimms', welche in diesem Blatte seinerzeit so warm und meisterhaft angezeigt wurde. Darin hat man Jacob allein, viel vom Gelehrten, Einiges vom Menschen: aber der Mensch scheint durch den Gelehrten hindurch. In den vorliegenden Freundesbriefen treten beide Brüder auf, nur steht Wilhelm im Vordergrunde, von ihm stammt das Meiste; aber von Beiden muß man sagen: es erscheint uns der Mensch, durch welchen zuweilen der Gelehrte schimmert.

Die Briefe sind gerichtet an Mitglieder eines westfälischen Adelsgeschlechtes, an die Brüder Werner und August v. Haxthausen und deren Schwestern, Frau v. Zuydtwik, geborene v. Haxthausen, Anna v. Arnswaldt, geborene v. Haxthausen, Caroline und Ludowine v. Haxthausen und Andere. Der Herausgeber liefert uns wohl über die beiden Brüder, nicht immer jedoch über die Schwestern genügenden biographischen Aufschluß. Ich selbst habe nur August persönlich gekannt; wenigstens bin ich ihm einmal begegnet, als er gerade für ein Buch Beiträge sammelte, welches in Rußland constitutionelle Einrichtungen befördern sollte. Er war sichtlich darauf aus, sich kein Talent entgehen zu lassen, und sein Gespräch stand in wohlthuendem Gegensatze zu der gewöhnlichen deutschen Art, welche vor Allem wissen will, wer der Unterredner ist, und dann erst horcht auf das, was er sagt; wie Leute, die in der Kunstausstellung nicht zuerst fragen, ob ein Bild schön ist, sondern wer es gemalt hat. Herr v. Haxthausen war ein guter Hörer und ein noch besserer Erzähler. Er glaubte an Geister und Vorbedeutungen und wußte haarsträubende Gespenstergeschichten wundervoll vorzutragen. Ich bemerke gleich, daß ich persönlich nicht an Geister glaube; aber wenn ich mir die Menschen ausnahmsweise unter dem Gesichtspuncte des Geisterglaubens betrachte, so sind mir diejenigen interessanter, die ihn haben, als diejenigen, die ihn nicht haben. Die letzteren kommen mir alle Tage vor; auch Schwindler und Dummköpfe sind nicht selten; aber ein geistreicher Mensch, dessen Ehrfurcht vor dem Unerkennbaren der Welt sich in diese Form kleidet, ist ein Phänomen, das man heutzutage nicht mehr häufig findet.

Herr v. Haxthausen erschien mir auch sonst als Überbleibsel aus einer andern Zeit. In den Anfängen der deutschen Alterthumswissenschaft herrschte ein schönes Zusammenwirken zwischen adeligen Liebhabern und bürgerlichen

Gelehrten. Achim v. Arnim, Joseph v. Laßberg, Hartwig v. Meusebach, August v. Arnswaldt und die beiden Haxthausen sammelten Handschriften, alte Bücher, Volkslieder Märchen und arbeiteten den Brüdern Grimm in die Hände. Das Conserviren, das pietätvolle Aufbewahren alter Sachen gilt für eine aristokratische Tugend, ist aber durch große Schichten unseres Volkes verbreitet. Ich trinke lieber aus einer Tasse, aus der schon mein Vater getrunken hat, als aus einer, die ich mir selbst gekauft habe. Eine Wohnung mit alten, etwas gemischten, vielleicht auch ein wenig abgenützten Möbeln, denen ich das allmälige Zusammenkommen ansehe, ist mir lieber als ein nagelneues pompejanisches Zimmer mit stilgerechtester Imitation, von der berühmtesten Firma geliefert. Dieser conservative Zug, angewendet auf geistige Dinge, auf poetische Besitzthümer unseres Volkes, erzeugte die deutsche Alterthumswissenschaft. Wie schön und natürlich, daß der Adel solchen Bestrebungen nicht fern blieb. Es war damit, wie es Jacob Grimm in den vorliegenden Briefen (1815) allgemein sagt: 'Was jetzt Rechtes und Kräftiges in Deutschland geschehen muß, wird so fortgesetzt werden, wie es anhub, also durch den bürgerlichen und adeligen Geist ohne Unterschied; wer das nicht anerkennen will, geht individuell unter'. Aber dergleichen findet heute nicht mehr statt. Die Stände sind auf dem Gebiete des geistigen Lebens und in gewisser Hinsicht auch gesellig viel strenger geschieden, als um die Wende des Jahrhunderts.

In den Freundesbriefen nun, von denen ich spreche, erblicken wir den reizendsten Verkehr. Die Brüder schreiben aus allerpersönlichster Empfindung und von den allerpersönlichsten Erlebnissen. Niemals hat man noch den Menschen Grimm so tief und lang ins Herz schauen können. Die Herzenstöne erklingen zwar überall in ihren Briefen, aber in gelehrten Correspondenzen nur vereinzelt; hier ist eine ganze Symphonie. Die zartesten Wendungen der Freundschaft, Treue, Dankbarkeit; sinnige Wechselgeschenke, Bücher, Märchen, Lieder, Blumen, Federn; häusliche Erlebnisse, Freuden und Schmerzen, heranwachsende, kränkelnde, sterbende Kinder, große Schicksalswendungen; aber auch schöne Landschaften, romantische oder komische Situationen, lächerliche und merkwürdige Personen, Erinnerungen an gemeinsam Gesehenes und Erlebtes, Vorstellungen von dem, was die Freunde thun und denken mögen, Mittheilungen über Thiere und Blumen, die man liebt — das sind so ungefähr die einfachen Themata, welche durch alle diese Briefe hindurchgehen und mit unerschöpflichem Reichthum der Phantasie und des Gemüthes in zahlreichen Variationen herzbewegende Bilder deutschen Kleinlebens entrollen. Das wissenschaftliche Interesse, das die beiden Gelehrten nicht blos mit den Brüdern, sondern auch mit den Schwestern v. Haxthausen verband, waren die Märchen und Volksüberlieferungen. Eine ganze Anzahl der schönsten 'Kinder- und Hausmärchen' ist den sammelnden Brüdern von dorther mitgetheilt worden; ja die Freude daran hat bei den Damen länger vorgehalten als bei den Männern. 'Mit Ihren Brüdern' — schreibt Jacob 1824 an die ersteren — 'sind wir

zuerst bekannt geworden, die haben aber, nach und nach, an dem, was uns zusammenbrachte, die rechte Lust verloren und sich anderen Neigungen hingegeben; Sie aber halten Farbe und freuen sich noch wie immer an Märchen, Liedern und Sprüchen und theilen uns mit, was Ihnen zukommt, weil Sie wissen, daß wir's noch ebenso gern wie sonst haben und ordentlich brauchen können.' Er fügt hinzu: 'Mein Sinn ist sich auch sehr gleich geblieben, ich könnte noch heute und morgen die Bücher unter den Arm nehmen und in die Schule laufen.'

Jacob bringt in seinen Briefen mehr allgemeine Gedanken, er steht auf einer höheren Warte; die öffentlichen Interessen, die nationalen Angelegenheiten in Wissenschaft und Politik spielen entschieden herein. 'Die Zeit steht jetzt auf einer solchen Spitze, daß kein Tag für den andern bürgt', schreibt er am 25. August 1813. Im September 1815 beschwichtigt er eigenen und fremden Unmuth über fehlschlagende Hoffnungen und verhängnißvolle Mißgriffe: 'Wir, die wir das Reinste und Beste jetzt wollen, stoßen uns täglich an die mittelmäßigen Menschen, welche es nicht begreifen.' Er redet für die preußische Herrschaft in Westfalen und hat scharfe Worte gegen die Vorrechte des Adels. Bald ist der befreundete Görres bedroht: 'Wenn man ihm unrecht ein Haar krümmte', erklärt Jacob, 'wäre ich gleich dabei, öffentlich und namentlich dagegen zu sprechen.' Einmal später giebt er sein Votum zur orientalischen Frage auf Anlaß eines serbischen Volksliedes ab: 'Von so lieblicher, tiefer Schönheit sind fast alle serbischen Lieder, und dieses Volk und die Griechen erlöst die falsche, schlechte Politik nicht aus der Hand der Türken.'

Ein anderer Brief, der an einen Besuch der Freunde in Kassel anknüpft, klingt wie ein ästhetisches und wissenschaftliches Programm. Die ganze Richtung auf Natur und gegen das Künstliche ist um so charakteristischer darin, als die Äußerungen hier unwillkürlich und gelegentlich, ohne jede Absicht herauskommen.

'Sie haben die schönsten Plätze, die mir am liebsten in unserer Gegend sind, gar nicht zu sehen bekommen. Ich denke nur, daß Ihr unstetes Herumgetriebenwerden in Museum, Bildergalerie, Schlössern, Theater und selbst Wasserkünsten sich allmälig in einem ruhigen Bilde der Erinnerung sammeln und angenehmer bleiben wird, als das Gedränge Ihres hiesigen Aufenthalts. Wer immer in Städten wohnt, fühlt, wenn sich sein Herz frisch erhält, ihre Last desto lebhafter. Alles, womit sich die feinen Weltleute vergnügen, hat etwas Habgieriges, Unersättliches und dennoch Langweiliges an sich. Ein schönes Gemälde z. B. gehört in das Wohnzimmer der Leute, welche die abgebildete Person lieb haben und verehren; ein heiliges Gemälde gehört in eine Kirche, wo man betet; eine Gemälde-Galerie aber, wo Geliebt- und Ungeliebtes, Schönes und Häßliches, Heiliges und Unheiliges dicht neben einander an fremder, kalter Wand hängt, scheint mir eine verkehrte Einrichtung, wo ein Gegenstand den andern stört oder gar aufhebt. Auf ähnliche Weise, däucht es mir, wird mit der Musik in der

Oper gefrevelt; wie ganz anders ergreifen Kirchengesang und Volkslieder, die nicht hinter einander her, sondern sparsam und befriedigt genossen werden. Ich halte es in allen diesen Stücken mit dem Manne, von dem Sie erzählten, der nur drei Bücher sein Lebenlang las, die Bibel und einige Geschichtschreiber; er war gewiß seelenvergnügter. Ein Wasserfall, von Menschenhänden gemacht, alle Wilhelmshöher Fontainen setzen uns zwar in Erstaunen, daß die bloße Kunst dergleichen unternimmt und ausrichtet; bei näherer Überlegung spüren wir aber doch etwas Leeres in der Sache, und das rührt daher, weil nichts an seiner wahren, natürlichen Stelle ist; ein kleiner Wiesenbach enthält viel mehr Wahrheit und Poesie, und nun gar ein herrlicher Strom wie der Rhein und sein Fall, wie Schaffhausen!"

Ich habe wörtlich abgeschrieben, weil das Buch noch nicht erschienen ist und daher die Neugierde besser befriedigt wird, als wenn ich blos die Gedanken herausgezogen hätte. Reflexionen knüpfe ich daran nicht; es wäre reichlich Anlaß; vielleicht wird die altväterische Einfachheit von Jacob Grimms Anschauungen belächelt; doch ist eine tiefe Wahrheit darin.

Wilhelm Grimm giebt sich in den Briefen mehr häuslich und gemüthlich, für ihn scheint jeder Augenblick des Lebens geschmückt, er ergreift ihn mit kindlicher Freude, und die Dinge, von denen er spricht, erhalten etwas unschuldig Glänzendes, wie ein Weihnachtsbaum. Auch bricht manchmal eine mir ganz neue Schalkhaftigkeit hervor, welche mit dem liebenswürdigsten Humor lächerliche Begebenheiten und Menschen fixirt, zum Beispiel einen schlaftrunkenen Postmeister, den er auf der Reise trifft, oder einen Herrn seiner Bekanntschaft, von dem man denke, 'er habe sein Gesicht blos zum Spaß vorgenommen', oder eine Dame in Kassel, die etwas von einer Hexe und zugleich von einer wohlwollenden, gutmüthigen Frau habe, u. s. w. Naturgefühl spricht sich manchmal so tief und schön aus, daß dem verständnißvollen Leser die Seele vor Sehnsucht weit wird. Einmal schildert er die Freude, welche ihm Schwäne machen, wie das Stille, Ernste, Ruhige und doch Heitere, das Geistige und Begeisterte, das sie neben dem Ruhigen zu haben scheinen, ihn bewege; sie sähen aus, als wenn Schaum des Meeres sich gebildet und belebt habe. 'Am schönsten', fährt er fort, 'habe ich sie im Anfang der Aue gesehen; ich ging, wie ich gern thue, bei einbrechender Nacht, an einem von den lauen und milden Abenden hinab in die Aue zu dem Wasser, weil ich das besonders gern betrachte, mich erfreut immer das reine, leicht bewegliche Element. Die Trauerweiden hatten noch all ihr Laub, nur war es hellgelb geworden und die dünneren Zweige trieben sich mit sichtbarem Vergnügen in der Luft langsam hin und her. Im Osten leuchteten durch die Fichten und Tannen ein paar dunkelrothe Streifen, während die anderen schon in tiefer Dämmerung steckten. Nun schienen die Schwäne erst recht lebendig zu werden, zogen auf dem Spiegel hin und her, ihr Weiß leuchtete durch die Dunkelheit, und sie sahen wirklich wie übernatürliche Wesen aus, so daß ich mir die Nixen und Schwanenjungfrauen lebhaft vorstellen konnte, bis es endlich finstere Nacht wurde.'

Ganz mit Ehrfurcht aber erfüllt es mich, wenn das Kind, das in jedem braven Menschen steckt, bei den meisten aber stark überwachsen ist, in Wilhelm Grimm so völlig rein herauskommt, wie es mir noch nirgends im Leben oder in der Litteratur begegnet ist. Im Jahre 1825 schreibt er: 'Am 4. Januar haben wir Jacobs Geburtstag gefeiert; glauben Sie wohl, daß er schon vierzig Jahre alt ist, manchmal ist er noch ganz wie ein Kind und ist auch ein so guter und edel denkender Mensch, den ich vor Ihnen einmal loben möchte, wenn sich's schickte.' Dasselbe kann man von ihm selber sagen. Man begreift ganz und gar, daß dieser gute, kindliche Mann unseren deutschen Märchen die Gestalt geben mußte, in der sie allen Kindern aller Stände so vieles Vergnügen machen. Das Buch, das ich bespreche, enthält eine Reihe von Briefen Wilhelms an Malchen von Zuydtwik, eine Nichte der Brüder Haxthausen, die er als wirkliches Kind kennen lernte. Diese sind als Kunstwerke für mich die Krone der Sammlung. Den ersten will ich ganz hersetzen:

'Liebes Malchen! Ich danke dir recht schön für dein Briefchen mit den hübschen Bildern; wenn's nicht selbigen Tag zu spät wär' geworden, so wär' ich selbst gekommen und hätte dich dafür in deinem Stübchen besucht. Jetzt wird's so kalt bei uns, die Blumen können sich vor Frost nicht mehr aufrecht erhalten und legen sich nieder, und die Blätter mögen auch nicht mehr oben an den Ästen sitzen und fallen herab; es ist aber auch kein Spaß mehr oben, und ich möchte in der Nacht selbst nicht da oben sitzen. Was dir hier für ein Wind geht! Du kannst dir's nicht vorstellen; er meint gar, man sollt' ihm den Hut abthun, neulich hat er mir meinen mit Gewalt abnehmen wollen, aber ich hab' ihn festgehalten. Was wär's für ein Spaß, wenn du einmal zu mir kämst, ich wollte dir auch allerlei Hübsches zeigen und wollte auch zusehen, daß ich dir ein weißes Mäuschen schenken könnte, wie ich neulich eins gesehen habe. Wenn man ein schwarzes dazu thut, so meint man, es wär' der Müller und Schornsteinfeger beisammen. Nun leb' wohl, liebes, bestes Kind, und vergiß mich nicht; zum Zeichen meiner treuen Liebe streue ich blauen Sand auf das Geschriebene.'

Aus einem späteren ergreifenden Briefe, wie ihm sein ältestes Söhnchen gestorben ist, mag ich nichts ausziehen; es widerstrebt mir, diese himmlische Rührung und Fassung, den tiefen Schmerz und die tröstliche Poesie nebenbei als Citat zu verbrauchen.

Der Segen einer heiteren Weltanschauung, der Glaube an das Gute und Große war der mindeste Lohn, den das Schicksal einem so herzlich guten Menschen schuldete. Er ist ihm reichlich zu Theil geworden. 'Glaube mir', — schreibt er an Malchen — 'es giebt nicht viele böse Menschen.' Und weiter: 'Glaube mir auch, es giebt keine größere Freude auf der Welt als ein liebreiches Herz, das wir selbst haben oder das uns entgegenkommt, und Friede dabei.' Ein andermal bekennt er: 'Ich behalte von der Vergangenheit fast nur das Angenehme im Sinn, das andere zehrt sich allmälig auf, wie die Sonne auf der Bleiche die Flecken auszieht, oder

wie ich mich in meiner Jugend freute, daß ein Tintenflecken an dem Finger den andern Morgen verschwunden war.' . . .

Ich könnte noch lange abschreiben und mittheilen, und doch würde eine Menge übrig bleiben, was man im Buche selbst nachlesen müßte. Wer Sinn für einfache Menschlichkeit hat, gehe an diese klare Quelle und labe sich.

Das frühere achtzehnte Jahrhundert war eine Zeit voll Künstlichkeit und Schnörkel. Das spätere achtzehnte Jahrhundert strebte an der Hand des Vaters Homer durch alle die Künstlichkeit hindurch den Weg zur unschuldigen, unverstellten Natur zu finden. Und die Menschen, welche in den zwei letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts auf die Welt kamen, durften gleich ohne Umweg so natürlich bleiben, wie sie erschaffen waren. Zu dieser Generation gehören die Grimm; so lange die edle Einfachheit geschätzt und geliebt wird, so lange wird man sie lieben und glücklich preisen. Die Deutschen unseres Jahrhunderts sind freilich auf jener Höhe der Menschheit nicht geblieben; der Pomp und falsche Glanz hat uns wieder umstrickt. Das Damals verhält sich zum Heute wie der echte Nibelungenhort zum — 'Rheingold'. Die meisten heutigen Menschen gleichen dem thörichten Zwerg Alberich, ich meine dem Alberich von der neudeutschen Wahnfried-Façon, der sich von den Rheintöchtern und dann von den Göttern prellen läßt. Glücklich, wer aus diesem Zustande der Verzwergung wieder zur regulären Menschenhöhe aufwächst und statt einer neckenden Rheintochter ein einfach gutes Mädchen — unbildlich gesprochen: statt schimmernden, geschminkten Scheines im Leben, Forschen, Bilden die schlichte, schmucklose Wahrheit sucht, findet und genießt.

Wilhelm Scherer.

Die Brüder Grimm, Neuere Publicationen. 1. **Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von Eduard Ippel. Zweiter Band. Berlin, Ferd. Dümmler,** 1886. 2. **Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Actenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimms, den 24. Februar 1886, zusammengestellt und erläutert von E. Stengel. 2 Bde. Marburg, N. G. Elwert,** 1886.

Deutsche Rundschau 1886, Bd. 47, S. 153—155.

Bücher, die sich auf die Brüder Grimm beziehen, oder in denen vollends die Brüder Grimm selbst zu Worte kommen, bedürfen keiner Empfehlung. Es genügt zu melden, daß sie da sind: und der Antheil des Publicums ist ihnen gewiß.

Der Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus bildet ein schönes Denkmal jener Männer, deren gleichen Deutschland nicht viele gehabt hat. Auf den ersten Band wurde schon

früher in diesen Blättern hingewiesen; der vorliegende zweite beginnt mit dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Gervinus, und schließt mit dem Briefwechsel zwischen Gervinus und Dahlmann.

Aus dem gesammten reichen und mannigfaltig belehrenden Inhalt hebe ich eine einzige Stelle hervor, weil der warme Ton, in welchem Gervinus darin seinen Freund Jacob Grimm preist, jetzt als ein wundervoller Nachklang des vorigjährigen Festes zu dem vielstimmigen Accorde hinzutritt, in welchem das Lob des großen Mannes unter uns verkündet wurde.

Jacob Grimm hatte an Gervinus mit andern Abhandlungen seine Gratulationsschrift für Savigny geschickt, worin er zuvörderst seinen ersten Besuch bei Savigny, zugleich seinen ersten Griff nach den Minnesängern in Savignys Bibliothek, und dann einen späteren Besuch, den ersten in Marburg, den zweiten in Berlin, den ersten bei dem Professor, den zweiten bei dem Minister, schildert: eine Schilderung, welche von jeher und mit Recht als eines der treuesten Selbstporträts gegolten hat.

Gervinus erwidert die Sendung mit folgenden Worten: 'Unter den Aufsätzen, die Sie mir aufgesammelt haben, lieber Freund, muß jeden, der wirklich Freundesgefühle für Sie hegt, Ihre Anrede an Savigny vor allem fesseln. Sie wollen den alten Lehrer und Minister schildern, und Sie schildern sich selbst; in der ersten Scene den jungen Titanen, der schon den gewaltigen Gesichtskreis zieht, den der Mann und Greis durchreisen sollte; in der zweiten den fertigen Mann, der aus jenen Jugendjahren sich erhalten hat, was den Wenigsten beschieden ist, die schlichteste und reinste Natur und Unmittelbarkeit, der die Fratzen der Convenienz noch im hohen Alter, das bei anderen so leicht stumpf macht, nichts anhaben können. Wer Sie nie gesehen hat, muß Sie aus diesen paar meisterhaften Umrissen kennen lernen; und wer nie Ihre ungeheure Thätigkeit aus Ihren Werken erfahren hätte, müßte aus dem jungen Hercules, den Sie da zeichnen, auf die zwölf Arbeiten schließen, und aus der Klaue, die Sie nach den Minnesängern ausstrecken, herausmerken, daß Sie in diesem Reiche einmal der König und Löwe sein würden. Wie verräth alles diese Würde, was Sie auch nur so gelegentlich wegschenken, ohne die Absicht, eine Ihrer königlichen und verschwenderisch reichen Gaben auszutheilen. Ihnen kann man nicht nahen, ohne daß auf die leiseste Berührung nun die reichlichsten reifsten Früchte wie vom Baume fallen. Wenn man erst schütteln dürfte! und wie gesund ist all das bei all dieser Reife und Fülle! Bei andern Forschern der Sprache und des Alterthums geht so gewöhnlich in dem betrachteten Wort und Begriffe das Leben verloren, das uns Weltkindern doch immer das Eine scheint, das noth ist; wie anders ist das bei Ihnen, der Sie aus dem todten Worte das Leben erläutern und dadurch der Sprache auch für den Laien jene Fülle und Bedeutsamkeit geben, die sonst nur der Gewinn und Besitz der Gelehrten ist.'

In dem ersten Bande der Ippelschen Sammlung haben besonders die Briefe Wilhelm Grimms aus der Zeit, da er nach Jacobs Vertreibung in

Göttingen zurückgeblieben war, auf mich einen besondern Eindruck gemacht, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus dem sie andern Lesern mißfielen. Wilhelm Grimm hat eine eigenthümliche Art, Menschen in ihren kleinen Beziehungen charakteristisch darzustellen, welche den Stempel künstlerisch-humoristischen Behagens nirgends verleugnet. Wie sehr muß am Stofflichen haften, wer in den zierlichen komischen Lebensbildern, die Wilhelm Grimm entwirft, nur gewöhnlichen Klatsch erblicken kann!

Kein Zweifel, wenn Jacob Grimm der größere Gelehrte, so war Wilhelm der größere Schriftsteller, oder wenigstens derjenige, welcher die Mittel des Stils mit größerem künstlerischen Bewußtsein handhabte und dem zartere, intimere Mittel des Stils zu Gebote standen.

Auch die Stengelsche Publication, welche die Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen urkundlich darlegt, wirft vorzugsweise auf Wilhelm Grimm neue Lichter. Seine Briefe an den Kasseler Prinzenerzieher und nachherigen Marburger Professor Suabedissen sind voll von interessanten Dingen, von behaglichem Geplauder und scharf bezeichnenden Bildern. Welche hübsche Selbstcharakteristik in folgenden Worten:

'Ich sehe am Schluß Ihres Briefes, daß Sie oder die Leute mir etwas Schalkhaftigkeit zuschreiben; das freut mich, denn ich bin diesen Sommer über oft wochenlang so seriös gewesen, daß ich selbst gezweifelt habe, ob ich noch Spaß verstände. Aber nennen Sie mir diesen Geist nicht einen zweifelhaften oder zweideutigen, denn so viel weiß ich (wenigstens aus meinem sonst wohl gebrechlichen Herzen), daß er nicht neben sich dem Mephistopheles, der lacht, weil er verneint, einen Stuhl setzt. In der Regel sind es auch nur Frauen, welche den Spaß nicht lieben, weil sie ihn nicht verstehen (obgleich sehr gut den Witz) und ihm dann gerne etwas anhängen, oder etwas anderes dahinter suchen, als unschuldige Lust.'

An einer anderen Stelle bemerkt er: 'Mir ist alles, was ohne Ernst getrieben wird, allzeit von Grund der Seele zuwider gewesen, und doch, aus einer Caprice meiner Natur, habe ich allzeit Lust empfunden, das Ernsthafteste, was ich mir ausgedacht, in einem halben Scherz auszudrücken, so wie es mir immer vorkam, als müßte ich einem ernsten Gespräch durch eine scherzhafte Wendung hier und da, so zu sagen, Luft machen, damit es bestehen und fortdauern könne. Ich glaube, es war eine Art Angst, ich möchte bei dem bloßen Ernst die Herrschaft über die Sache verlieren und genöthigt werden, mich auf Discretion zu ergeben; und das wollte ich nicht. Ich weiß in der That nicht, ob ich diese Furcht loben oder tadeln soll, aber ich kann sie nicht los werden und muß meiner Natur nachgeben.'

Einen schönen Beleg für den rührenden Optimismus, von dem Wilhelm Grimm beseelt war, gewährt eine Äußerung, die nach einigen Klagen über körperliches Übelbefinden diese Klagen halb zurücknimmt mit den Worten: 'Was wollte man auch anfangen, wenn man ganz gesund und ungestört wäre; es ist doch kein Platz da, wo man vor Lust springen könnte.'

Als Beiträge zur näheren Kenntniß Wilhelm Grimms erschienen diese

Briefe in einem besonders günstigen Augenblick: am 24. Februar haben wir seinen hundertsten Geburtstag gefeiert. Nur an wenigen Orten Deutschlands durch eine öffentliche Feier; denn das vorigjährige Fest des 4. Januars war von vornherein nicht als eine Erinnerung nur an Jacob Grimm, sondern als ein Ehrentag der Brüder Grimm gedacht.

Aber es wäre eine dankbare Aufgabe, Wilhelm Grimms Bild einmal für sich allein aufzustellen[1]) und den Bruder nur gelegentlich zur Vergleichung herbeizuziehen. Dem Interesse, welches die Nation an der deutschen Philologie nimmt, steht Wilhelm eigentlich näher, als Jacob. Was Jacob für die Grammatik, die Mythologie, die Rechtsalterthümer gethan, läßt sich nicht so leicht klar machen, als die wissenschaftlichen und litterarischen Verdienste seines Bruders.

Wilhelm Grimms Thätigkeit fällt großentheils in das Gebiet der deutschen Dichtungsgeschichte und der deutschen Dichtung selbst. Er hat die Grundlinien gezogen für eine Geschichte der altdeutschen Dichtung, so weit sie auf einheimischer Überlieferung beruht, mit andern Worten: für eine Geschichte der deutschen Heldensage. Er hat zahlreiche Beiträge geliefert für die Geschichte der deutschen Verstechnik, wenigstens für die Geschichte des Reims. Er hat wiederholt ganze mittelalterliche Stoffgruppen in ihrem Zusammenhang und in ihren verschiedenen Fassungen sorgfältig und eingehend erörtert. Er hat den Anfang gemacht zu einer Geschichte des Stils in der altdeutschen Erzählungskunst; und jedes Gedicht, das er, mit liebevollen Einleitungen versehen, herausgab, liefert einen Zug zu seinem eigenen Bilde. Die vergleichende Behandlung poetischer Stoffe, welche jetzt in so großem Umfange betrieben wird, zeichnet auch den dritten Band der 'Märchen' aus, der ganz wesentlich Wilhelm Grimms Arbeit ist. Aber auch die Märchen selbst in der Gestalt, in der wir sie jetzt lesen, sind sein Werk. Er hat ihnen die einheitliche Kunstform gegeben, ihren Stil festgestellt und durchgeführt. Der Meister der Stilbeobachtung bewährte sich in ihnen selbst als ein Meister des Stils.

In der ersten Sammlung von 1812 hatten die Grimmschen Märchen noch etwas Fragmentarisches und Ungleiches gehabt. Es war dort der Versuch gemacht worden, die Überlieferung, d. h. die zufällige Gestalt, in welcher die Brüder das einzelne Märchen bei den Erzählern oder Erzählerinnen des Volkes gefunden hatten, mit der äußersten Treue festzuhalten, und daraus ergab sich, je nach der besonderen Art des Erzählers, ein abweichender Ton der verschiedenen Geschichten. Wilhelm Grimm schaffte diese unschönen Verschiedenheiten seit der Ausgabe von 1819 hinweg, ohne die Treue zu verletzen. Er setzte nur eine ideale Treue an die Stelle der buch-

[1]) Wilhelm Grimms 'Kleinere Schriften' (bis jetzt drei Bände, Berlin 1881—1883) enthalten dazu reiches Material. Die Sammlung ist leider noch immer nicht abgeschlossen. Vielleicht daß ihre Vollendung Anlaß bietet, auf die oben bezeichnete Aufgabe zurückzukommen. Einstweilen sei auf meinen Artikel 'Wilhelm Grimm' in der 'Allgemeinen Deutschen Biographie' [oben S. 34 ff.] verwiesen.

stäblichen. Seine Erzählungsweise ist in jedem Worte echter Volkston. Er wendete keine Mittel an, als die er den volksthümlichen Erzählern ablernte. Aber er wendete sie als gebildeter Künstler an und machte sich frei von den einzelnen Ungeschicklichkeiten oder Trockenheiten der zufälligen ihm bekannt gewordenen letzten Quelle. Der Inhalt blieb selbstverständlich unberührt.

Wilhelm Grimm hat damit das einzige Kunstwerk von dauernder Fortwirkung geschaffen, das aus den Bestrebungen der Romantiker, die volksthümlichen Überlieferungen zu neuem Leben zu wecken, hervorging. Was Arnim und Brentano für die Lieder, Tieck und Andere für die Volksromane versuchten, das hat Wilhelm Grimm für die Märchen geleistet. Er hat dadurch dem ganzen Volke wiedergegeben, was auf den engen Kreis der unteren Stände eingeschränkt war. Deutsche Kinder aus allen Ständen haben an den Märchen gleichmäßig Antheil. Anspielungen auf die Märchen werden ebenso sicher verstanden, wie Anspielungen auf die Bibel; und wenn der Fanatismus der Unbildung diese Märchen ganz kürzlich ein 'ekelhaftes Buch' zu nennen wagte, so wiederhole ich erst recht das Wort: die Grimmschen Märchen sind eine Bibel der Kinderwelt.

Wilhelm Scherer.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Pfeiffers von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, v. Laßberg und Uhland. Wien, Braumüller, 1870. CVII u. 342 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1872, Bd. 23, S. 559—573.

Wie man oft an den schönsten Schätzen achtlos vorübergeht und erst spät erkennt, was man längst hätte genießen können! Da liegt nun seit mindestens zwei Jahren das Buch neben mir auf dem Tisch, dessen Titel diesen Zeilen voransteht, und noch bin ich nicht dazu gekommen, mehr als gelegentlich einen Blick hineinzuwerfen und nur diese oder jene Einzelheit, die ich gerade brauchen konnte, herauszupicken. Es ist aber kein Buch, das man blos aufschlägt, man muß es lesen, von Anfang bis zu Ende durchlesen, um es zu würdigen.

Seine Bedeutung besteht nicht vorzugsweise in dem, was man zunächst darin suchen würde: für die Geschichte der deutschen Philologie ist es nicht so außerordentlich wichtig, wenigstens so weit ich das beurtheilen kann. Viele neue Ansichten, die erst hierdurch ans Licht treten, kann man nicht erwarten. Auch wann Laßberg diese oder jene Handschrift gekauft, wann Uhland seine Pläne über mittelalterliche Dichtungsgeschichte aufnahm und ausführte, auf welche Weise v. d. Hagen seinen Apparat für die Minnesinger zusammenbrachte, wie die Weingartner Handschrift nach und nach bekannt wurde, auf welchen mühsamen Wegen Uhland seine Parzivalstudien förderte u. s. w.: das alles sind keine Thatsachen, für die es nothwendig

wäre, den Wortlaut der Originalquellen zu kennen, die Thatsachen als solche genügen vollkommen. Besonders da die Geschichte der deutschen Philologie doch nach Raumer nicht so bald zum zweiten Male geschrieben werden wird und vielleicht nie die Ausführlichkeit gewinnt, daß wir — wie die Mineralogen und Chemiker das Bekanntwerden der einzelnen Minerale und Stoffe — so das Bekanntwerden der altdeutschen Denkmäler, eines jeden für sich nach seiner geheimen und öffentlichen Geschichte zu verfolgen unternähmen.

Aber freilich in die Stimmung der süddeutschen Germanisten-Kreise wird man durch diese Briefe trefflich eingeführt. Welcher Jubel, wenn irgendwo eine neue Quelle auftaucht! Welche Lust zur Sache! Und welches wundervolle Bild: der wissenschaftliche Verkehr um den Bodensee herum, die gastliche Burg Laßbergs, das Kloster St. Gallen mit seinen Schätzen und all die verschiedenen Geister, die da aus- und einziehen! Der persönliche, der Gemüths- und Empfindungsgehalt, welcher in den Anfängen unserer Wissenschaft mitarbeitete, wird hier auf das herrlichste klar.

Nur wieder fällt zur persönlichen Charakteristik Uhlands nicht eben viel darans ab. Uhland bleibt immer etwas steif und förmlich und zugeknöpft. Laßberg selbst neckt ihn einmal damit: 'Ihre angelegentliche Empfehlung in die Fortdauer meines freundschaftlichen Wohlwollens und um meinen guten Rath bei Ihren bevorstehenden Arbeiten war wohl nur ein Neujahrsscherz von meinem lieben Uhlandus!' Die Neckerei aber reut ihn gleich und er fügt sofort hinzu: 'Ich hätte dies vielleicht nicht sagen sollen; aber dies sei auch die einzige Rache Ihres unveränderlichen' u. s. w. (S. 155).

Selten bricht bei Uhland ein Wort hervor, das lebhafteres persönliches Fühlen verräth. Er legt nichts hinein in seine Briefe. Er hat wohl eine Empfindung, wie sie auch der heutigen Welt nahe liegt: Briefe sind Geschäftssachen und was darüber hinausgeht, ist nur Last. Die hübschen seelenvollen Bilder, woran es auch in seinen wissenschaftlichen Werken selten fehlt, bleiben hier ganz aus. Nur einmal wird er etwas wärmer, aber nicht als Mensch, sondern als Gelehrter: 'Als ich den alten Tannhäuser erhielt — Laßberg hatte ihm die Ballade mitgetheilt — da kam mir vor Freude fast das Tanzen in die Beine wie den schönen Jungfrauen im Walde' (S. 261). Der gute ehrsame Uhland so jugendlich erregt! Aber was er für den Freund, den alten Lassbergære empfand, das ersieht man nur — aus dem Beileidsschreiben an die Wittwe: 'Wie ich auf jeder Reise an den Bodensee, auf dem einen und dem anderen Ufer, gastfrei von ihm aufgenommen war, so wird auch sein Andenken bei jedem späteren Besuche der Gegend in mir lebendig sein. Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg saß Laßberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, so steht das Bild des schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge' (S. 261).

Hier stellt uns denn Uhland selbst gleich auf den richtigen Punct, von dem wir das vorliegende Buch betrachten müssen. Es ist im wesentlichen ein Denkmal für Laßberg, zu dessen Vervollständigung man auch die 'Briefe von Benecke, Jacob und Wilhelm Grimm, Lachmann, Schmeller und Meusebach an Laßberg, nach Pfeiffers Anordnung herausgegeben von J. M. Wagner' (Wien, Gerold, 1868: Sonderabdruck aus Pfeiffers Germania) hinzunehmen muß. Und das ist der große Werth des Buches und die Freude, die es macht, daß dieser edle würdige Mann allen, die ihn nicht mehr persönlich kannten, zum ersten Mal in seiner ganzen liebenswerthen durch und durch deutschen Persönlichkeit daraus entgegen tritt.

Ich nehme nicht gern das Wort Deutsch in dem Sinne in den Mund, wie ich es soeben gebraucht habe. Und doch kann man es sehr oft nicht umgehen, um etwas zu bezeichnen, was sich anders nicht sagen läßt. Jede Nation trägt ein Ideal ihrer selbst im Herzen, das im Grunde durch Selbstbeobachtung gewonnen ist und worin sie das vereinigt anschaut, was sie für ihre besten Seiten hält. Das ist für uns der Idealsinn des Wortes Deutsch und in dieser Bedeutung legen wir es als Maßstab an die Männer und Frauen unseres Volkes.

Was bei Laßberg gemeint, ist eine unvergleichliche Herzenswärme und Gemüthstiefe, eine seltene Bescheidenheit und Selbstlosigkeit, Treue, Festigkeit, Offenheit, Wahrheitssinn, Reinheit und Unschuld des Empfindens.

Es soll immer unvergessen bleiben, was die aufblühenden Studien unseres Alterthums deutschen Edelleuten verdankten, welche, ohne berufsmäßig Gelehrte zu sein, an wichtigen Puncten höchst förderlich eingriffen. So Stein, Arnim, Laßberg, Aufseß und aus dem vorigen Jahrhundert der in der politischen Geschichte mit Recht so übel berüchtigte Schlieffen. Unter ihnen nimmt Laßberg speciell für die Poesie des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eine ganz hervorragende Stellung ein.

Den allgemeinen Umriß seines Lebens hat seine Tochter in einem Briefe an Pfeiffer gezeichnet, den ich meinem gelehrten Freunde J. M. Wagner verdanke und zunächst hier folgen lasse.

'Joseph Freiherr von Laßberg war geboren den 10. April 1770 zu Donauöschingen im Schwarzwald, der Residenz der Fürsten von Fürstenberg, welchen seine Vorfahren schon seit mehr als 100 Jahren dienten. Mit sieben Jahren kam er in die Lehranstalt des Cistercienserklosters Salmansweiler, dann an das Gymnasium zu Donauöschingen. Nach dort vollendeten Studien kam er im Frühling 1785 nach Frankreich zu einem Oheim mütterlicher Seits, Frh. v. Malzen, welcher Major in einem Husarenregiment war. In dieses Regiment trat auch mein Vater ein; da es jedoch nicht der Wille meines Großvaters war, daß sein ältester Sohn Soldat bleiben sollte, so kam er 1786 auf die Universität zu Straßburg, später nach Freiburg, wo er neben juridischen und staatswissenschaftlichen Collegien auch Forstwissenschaft hörte. Im Jahre 1788 kam er an den Hof der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, um sich im Forstwesen zu üben, kehrte aber im

folgenden Jahre nach Haus zurück und wurde von dem Fürsten von Fürstenberg als Jagdjunker angestellt. 1792 wurde er als Oberforstmeister nach Heiligenberg versetzt und vermählte sich, drei Jahre später, mit Marianne Freiin Ebinger von der Burg. Aus dieser Ehe waren vier Söhne, wovon zwei in Militärdienste traten und einer als Regierungspräsident in Sigmaringen sich sehr auszeichnete. Sie sind alle todt. — Im Jahre 1804 wurde mein Vater als Chef des sämmtlichen Forstwesens mit dem Titel Landes-Oberforstmeister nach Donauöschingen berufen, 1806 zum geheimen Rath und 1813 nach dem Tode seines Vaters, an dessen Stelle zum Oberjägermeister befördert. Im vorhergehenden Jahre hatte er das Gut Eppishausen im Canton Thurgau angekauft. Im Jahre 1814 starb seine Gattin und er begleitete im folgenden Jahre die Fürstin Fürstenberg (Elisabeth von Thurn und Taxis, geboren in Regensburg den 30. Nov. 1767, gestorben in Heiligenberg den 21. Juli 1822) zum Wiener Congreß, wo er, wenn ich nicht irre, schon mancherlei gelehrte Bekanntschaften machte, z. B. die von Jacob Grimm, und auch in Besitz der Handschrift des Nibelungenliedes kam. — Erst von dieser Zeit an hatte mein Vater volle Muße sich seinem Lieblingsstudium ganz zuzuwenden und von der stillen Waldeinsamkeit um Eppishausen aus knüpften sich die Bekanntschaften mit Uhland, Schwab und vielen anderen Gelehrten und Freunden der altdeutschen Litteratur an. Im Laufe der Jahre 1820—1825 gab er den Liedersaal heraus. Dann folgte 1826 Ritter Hug von Langenstein, 1830 Sigenot, 1832 das Eggenlied und 1842 Grave Friedrich von Zolre und der Öttinger. Im Jahre 1834 vermählte er sich zum zweiten Male mit Maria Anna Freiin von Droste-Hülshoff, verließ 1838 die Schweiz, um von nun an auf der alten Meersburg am Bodensee zu wohnen, wo er am 15. März 1855 starb.'

Daß er Jacob Grimm schon in Wien kennen gelernt, ist richtig. Laßberg schenkte ihm dort einen Ring mit einem Engelskopf, auf den Jacob Grimm in einem Brief vom December 1828 anspielt (s. die Sammlung von Wagner S. 15).

Jenen allgemeinen Umriß nun zu füllen, all die Freude und all das Leid zu ahnen, was dies Leben umschloß, dazu geben uns die veröffentlichten Correspondenzen reichen Stoff.

'Es ist mir gut gegangen im Leben — schreibt Laßberg 1853, zwei Jahre vor seinem Tode (an Uhland S. 256 f.) — es ist mir gut gegangen im Leben, Gott sei Dank und Lob dafür! Ich habe Freunde gefunden, habe geliebt und bin geliebt worden; schön war das Leben bis in mein hohes Alter. Morgen über acht Tage begehe ich meinen 84. Geburtstag: kommt und helft mir meinen Elfer Wein vollends austrinken. Est mihi cadus vini Manlio sub consule nati! (Der Alte steckt immer voll von lateinischen Citaten.) Aber ach! wie könnten wir fröhlich sein? Der liebe Gott hat meiner guten Frau ihre achtzigjährige Mutter weggeholt: sie starb am ersten dieses in ihrem Bette und so schmerzlos, daß sie wahrscheinlich schon vor der Himmelsthüre stand, ehe sie sich dessen bewußt wurde. Wenn

Ihr nun, Ihr lieben Freunde, über eine Weile höret: den alten Jäger haben sie auch begraben, so sagt: wohl ihm! er war ein treues schwäbisches Herz! er liebte uns und das alte deutsche Vaterland.'

Glücklich, wer auf sein eigenes Leben mit einem solchen Vollgefühl des Behagens zurückblicken kann. Auch anderen erschien Laßberg als eine beneidenswürdige Existenz. 'Was seid Ihr unabhängigen Leute für selige Menschen!' ruft Jacob Grimm einmal aus (bei Wagner S. 20). 'Wie glücklich leben Sie in dem schönen Eppishausen mit der Aussicht in den nahen Wald, die grünen sanft aufsteigenden Gärten und das ferne Gebirge; inwendig im Hause mit stiller, reinlicher, unablässiger Thätigkeit' (S. 25). Aus seiner Welt voll Pflichten, voll Arbeit und Mühe und rastlosem Schaffen, die kaum einmal die kürzeste Erholung gestattet, blickt Jacob Grimm nicht ohne Sehnsucht hinüber in das Leben des Herrn Gevatters, der etwa drei bis vier Stunden des kühlen Morgens im offenen Raum, duftende Blumen neben sich, gelesen und geschrieben hat und dann, wie's ihn gelüstet, herum wandeln, reiten, fahren, schiffen, fischen, jagen, plaudern und sich wieder an den Tisch setzen kann (S. 24). Laßbergs Art athmet ganz diesen Geist des Behagens. Seine Briefe haben etwas Ruhiges, Langsames, Breites und Volles. Und es ist ein eigenes Vergnügen, sie neben den raschen, lebhaften, sprühenden Ton Jacob Grimms zu halten.

Aber treten wir näher und suchen uns die entscheidenden Züge in dem Bilde des Freiherrn mehr im einzelnen zu vergegenwärtigen.

Es hat einer ein schlechtes Buch über die Geschichte des Hauses Fürstenberg geschrieben und sich dafür ein unmäßiges Honorar bezahlen lassen: 'Sie können denken — bemerkt Laßberg an Uhland (S. 166, vgl. S. 76) — wie diese Mißhandlung eines Hauses, dem ich und meine Vorältern über 100 Jahre gedient haben, mich schmerzen muß.' Die Beziehung zu den Fürstenbergs spielt eine große Rolle in Laßbergs Leben, wie denn auch der obige Abriß seiner Biographie damit beginnt. Es ist etwas von mittelalterlicher Lehenstreue in diesem Verhältniß zu dem schwäbischen Dynastengeschlecht und vielleicht auch etwas von mittelalterlichem Minnedienst.

Eine Correspondenz aus Süddeutschland im Feuilleton der „Presse" (XXIII. 52 vom 22. Februar 1870), unterzeichnet K. (Dr. Bacciocco) weiß darüber merkwürdige Dinge zu erzählen.

Karl Aloys von Fürstenberg, der Gemahl der Fürstin Elisabeth, war in der Schlacht bei Stockach (1799) gegen die Franzosen gefallen. Der junge Oberforstmeister stand der Wittwe in unerschütterlicher Ergebenheit zur Seite. Er war der eigentliche Beherrscher des kleinen Landes und — wie sich die Unterthanen zuflüsterten — nicht blos des Landes. Es soll eine Zeit voll von Kämpfen und Conflicten gewesen sein, voll von bitterem Leid und Schmerz für zwei edle Frauen und den Freiherrn, der zwischen ihnen stand. Einmal — so wird berichtet — hatte Frau von Laßberg sich geschmückt, um zu einem Hoffeste zu fahren und in dem Augenblicke, als sie zum Wagen gehen will, bringt man ihr einen kostbaren Haarschmuck, ein

Geflecht von goldenem und silbernem Blattwerk, mit schimmernden Blumen durchwirkt. Aber die unglückliche Frau ahnt, von wem das Geschenk kommt, wirft das Diadem zu Boden und zertritt es unter einem Ausbruche der wildesten Leidenschaft. Und in den verschwiegenen Gemächern des fürstlichen Wittwensitzes Heiligenberg sollen nicht minder aufregende Scenen gespielt haben. Und als später — Laßberg hatte sich auf Eppishausen zurückgezogen und seine Frau war lange todt — ihn die Nachricht traf, die Fürstin liege im Sterben und verlange ihn zu sprechen und er sich aufraffte und nach Heiligenberg eilte: da ließen ihn die Verwandten nicht ins Sterbegemach, und ohne sie gesehen zu haben, tief traurig, mußte er nach Hause.

Wer will entscheiden, wie weit es sich hier um müßigen Klatsch, wie weit um Wahrheit handelt[1]). Und was geht uns auch das intimste Herzensleben dieser Menschen an. Doch will ich nicht verschweigen, daß der im allgemeinen wohlunterrichtete Verfasser des Artikels über Laßberg in den historisch-politischen Blättern Bd. 53 (1864) S. 425—441, 505—522 ähnliche Andeutungen giebt, welche darum wichtig sind, weil sie die Geistesverwandtschaft der Fürstin und des Freiherrn bezeugen.

Sie stand, als Laßberg sie kennen lernte, bereits im achtunddreißigsten Jahre. Keine Frau von ausgezeichneter Schönheit, aber hochgewachsen und wohlgestaltet, kenntnißreich, wohlthätig und gerecht, Freundin Dalbergs, durchdrungen von den Ideen der Aufklärung und Freiheit und für die romantische Litteratur begeistert. Bald nach dem Morde Kotzebues hörte man sie an Laßbergs Tafel sagen: 'Sand war ein ganz reiner Mensch.' Und als ein anwesender Berner Edelmann bemerkte, wenn solche Grundsätze gelten sollten, so wäre nicht gut wohnen auf der Welt, da begnügte sie sich, ihren früheren Ausspruch einfach zu wiederholen.

Ihre Liebe zur 'romantischen Litteratur' bethätigte sie, indem sie den Ankauf der Nibelungenhandschrift C ermöglichte. Laßberg hat das Nähere in seiner Weise anschaulich erzählt (Pfeiffers Germania 10, 507). Es war Gefahr, daß die Handschrift, die in Wien zum Verkauf ausgeboten wurde, nach England verhandelt werden sollte. Laßberg setzte es durch, daß sie ihm zu 250 Speziesdukaten angeboten wurde: 'Das war nun gut! schreibt er. Aber die 250 Dukaten hatte ich nicht, und das war nicht gut; denn die Zeit war kurz und der Weg nach Wien ziemlich weit. Indessen steckte ich meinen Brief ein und ging hinab zur trefflichsten der Fürstinnen, denn es war Frühstückens Zeit. Nach einer Weile hub die beste aller Frauen an

[1]) Jedenfalls kann eine Vermuthung jenes Correspondenten, daß die erste Ehe des Freiherrn vielleicht nur abgeschlossen sei, um — wie er sich ausdrückt — als 'Mantel und Wehr' zu dienen — unbedingt abgewiesen werden. Laßberg war seit 1795 verheirathet. Die Fürstin lernte er erst 1805 kennen, als sie in Donaueschingen nach dem Aussterben des reichsfürstlichen Hauses die Regierung antrat. Ihr Gemahl gehörte nämlich der böhmischen Secundogenitur an, ist daher auch nicht — wie das citirte Feuilleton behauptet — bei Stockach in Vertheidigung seines eigenen Bodens gefallen.

und sagte: Sie haben etwas, das Sie bekümmert, was mag das sein?' In Folge dieser Unterredung wurde die Handschrift gekauft.

Und als die Herausgabe der Monumenta Germaniae angebahnt wurde und sich Laßberg erbot, die Minnesinger zu bearbeiten, bewog er die Fürstin, um das Werk zu fördern, sich mit sechs edlen Westfalen zu verbinden und jährlich 100 Dukaten beizusteuern (Hist. polit. Bll. a. a. O. S. 438).

Diese Frau nun trat dem Freiherrn am 24. Mai 1805 zum ersten Mal entgegen. Er hatte sie an der Spitze seines Forstpersonals beim Einzug in ihr Ländchen an der Donaubrücke zu begrüßen. 'Es war für sein ganzes Leben der entscheidende Tag — erzählen die historisch-politischen Blätter — die Zuneigung, die beide erfaßte, begleitete sie bis an das Grab' (S. 436). Doch war Laßberg in dieser Zeit, in welcher er so viel Einfluß übte und thatsächlich an der Spitze des kleinen Staates stand, nicht glücklich. Ihm fehlte Friede, Heiterkeit und Ruhe (S. 439). Seine Frau verlebte ihre letzten Lebensjahre, nicht ohne trübe Rückerinnerungen, bei ihrem ältesten Sohne Friedrich zu Sigmaringen (S. 441). Als aber zu Donaueschingen der junge Fürst die Regierung antrat, wurde Laßberg seines Dienstes entbunden und dort nicht mehr gern gesehen (S. 440). Der Verkehr mit der Fürstin dauerte indessen ununterbrochen fort. Ihr Tod war für ihn ein harter Schlag. Als sie im Sarge lag, bekränzte er sie mit Feldblumen (S. 509).

Hier treten nun die Briefe an Uhland bestätigend und ergänzend ein. 'Seit wir uns sahen — schreibt Laßberg im Mai 1823, zehn Monate nach Elisens Tod — hat sich für mich vieles, alles möchte ich sagen, auf eine schmerzliche Weise umgewandelt und Sie treffen nur noch die Exuvias des Mannes an, den Sie in Stuttgart sahen. An dem stärkeren Schlag meines Herzens beim Lesen Ihres Briefes (Uhland hatte seinen Besuch angekündigt) fühlte ich seit zehn Monden wieder einmal, daß ich mich noch freuen kann: was mir, seit der Stern untergegangen, der so schön und freundlich auf die Bahn meines Lebens geleuchtet, nicht begegnete' (S. 33). Den ganzen Winter hatte er in tiefster Abgeschiedenheit, blos dem Schmerz um seine hingegangene Gebieterin gelebt. Arbeiten konnte er nicht, und noch im Frühjahr war er zu nichts anderem fähig, als Codices abzuschreiben, wie ein frommer Mönch. Lange zittert der traurige Grundton fort in seinem Herzen. Er fühlt sich einen armen Mann, der den Preis des Lebens verloren hat (S. 34). Er sucht Trost, indem er das Grab seiner ewig angebeteten, nie genug beweinten Gebieterin zu Heiligenberg ausschmückt und dessen Umgebung verschönert (S. 35). Und noch später alljährlich an ihrem Todestage wallfahrtet er dahin (S. 73). Alle Freundschaft, die er von den Menschen erfährt, freut ihn nur, so weit ihn überhaupt noch etwas freuen kann (S. 34. 38). 'Wenn ich je etwas war und konnte — versichert er — so hat die Trauer nun zuviel Gewalt über mich gewonnen, als daß ich mir noch schmeicheln dürfte, etwas Gutes und Großes in meinem

Sinne zu leisten. Non sum qualis eram sub bonae regno Cynarae!' (S. 39, vgl. 231).

'Mögen die Zeit und Ihre Studien Ihnen allen Trost bringen, dessen Sie fähig sind', schrieb Jacob Grimm an den Untröstlichen (bei Wagner S. 12). 'Unser ganzes Leben und Treiben ist ja nach Gottes Willen eine räthselhafte Mischung von Freude und Trauer.'

Ja, es muß eine grundtiefe, den ganzen Menschen durchwaltende Liebe gewesen sein, was den Freiherrn an seine Fürstin band. Welche tragische Verwickelung für einen Mann, der längst gewählt und sich gebunden hat, der in festen Pflichten und Verhältnissen steht. Aber das ist eine Bemerkung, die sich uns öfters aufdrängt, daß scheinbar ganz reguläre Naturen, deren Leben den Eindruck macht, als ob es glatt und ohne Stürme und ohne Überschäumen dahin geflossen wäre, an irgend einem Punct in der allerabnormsten Weise von der ruhigen vorgezeichneten Bahn abgewichen sind. Und indem wir uns ihre Existenz vergegenwärtigen, eröffnet sich oft plötzlich eine völlig unerwartete Aussicht in steile Abgründe und unabsehbare Tiefen. Um so sicherer entwickelt sich dann in solchen Menschen, wenn sie überwunden oder das Schicksal ihren Weg geebnet hat, um so sicherer und bestimmter bildet sich in ihnen der Sinn für das Reguläre und Normale, für den Werth geordneter und legitimer Zustände aus. Und weil sie das Gegentheil durchlebt und durchlitten, so gewinnt ihr Verständniß für das Einfache und Alltägliche etwas Hohes und Geläutertes, wie es die Urtheile der Ahnungslosen zu ihrem Glück nie haben können.

Es liegt immer eine wunderbare Wärme darin, wenn Laßberg sich über die Urgefühle von Mensch zu Mensch ausspricht.

Uhland hat 1831 seine alte Mutter verloren, Laßbergs Brief darnach war nicht in seine Hände gelangt. 'Das that mir leid, schreibt der Freiherr. Denn ein anderer als Sie, mein Freund, könnte glauben, daß ich an dem gerechten Schmerze über den Verlust Ihrer Mutter nicht alle den Antheil genommen, den ich gewiß tiefer als viele empfinde, da auch ich diesen Schmerz in aller seiner Schärfe fühlte, und noch nicht ohne Wehmuth an die Mutter denken kann, der ich alles verdanke, was ich bin. Der Verlust einer Mutter ist immer der größte, den man erleben kann. Denn wo wäre mehr, innigere und frommere Liebe als im Mutterherzen?' (S. 210.)

Bald starb auch Uhlands Vater. 'Daß der gute Vater der lieben Mutter nachgezogen ist, habe ich wohl erwartet!' — so redet Laßberg zu dem Sohne. 'Wenn man lange beisammen in einem Nest gesessen ist und das eine fliegt fort, so mags das andere auch nimmer lange allein erleiden' (S. 214).

Und wieder nach einigen Jahren wird Uhland die Schwester entrissen. Und wieder hat der alte Jäger ein schönes herzliches Wort für ihn: 'Glauben Sie an meine herzliche Theilnahme an Ihrem unersetzlichen Verlust. Eine Schwester ist eine geborne Freundin, die man nur durch den

Tod verlieren kann; ich habe nur noch eine behalten und fühle bei dem Gedanken an die Ihrige wieder doppelt, wie tief mich ihr Verlust verwunden würde' (S. 230).

Laßberg hat eine große gefaßte Art, fremdes und eigenes Leid zu behandeln: 'Gegen die Ordnung der Natur wollen wir uns nicht vergeblich auflehnen und die wohlthätige Hand der Zeit wirken lassen, Gott wird uns auch weiter forthelfen!' (S. 214). 'Unverschuldetes Unglück muß man mit Geduld und Muth tragen und seinen Freunden mit Paraphrasirung seiner Leiden keine lange Weile machen' (S. 198).

Es liegt nichts Ungewöhnliches in solchen Äußerungen an sich, aber etwas durch und durch Empfundenes, wie es nur wenige in sich aufbringen.

Und damit man nicht blos das Traurige heraushöre, muß man die Stellen lesen, in denen das Glück seiner zweiten Ehe in die Briefe voll herein klingt: wie er im März 1836 voll Freude dem Tübinger Freunde die Geburt der zwei Zwillingstöchterchen meldet, die ihm sein geliebtes Weib geschenkt hat, die glückliche Ankunft zweier gesunden lustigen rothhaarigen und blauäugigen Schwabenmädchen, die er Hildegund und Hildegard taufen läßt (S. 227. 229) — und wie er nachher melden kann: 'Die Kinder wachsen wie Spargeln und Hildegard jauchzet schon so laut, daß man sie im obern Stock des Hauses hören kann' (S. 233), und wieder später: die Kinder wachsen zum Erstaunen, sind kräftig, fröhlich und lernbegierig und singen und springen den ganzen Tag. 'Gottlob — ruft er aus — der Abend meines Lebens ist voll stiller Freuden!' (S. 248. 251). Und April 1843 an Pfeiffer aus der alten Meersburg: 'Wir haben einen guten Winter gehabt und freuen uns jetzt des schönen Frühlings, seit acht Tagen ist unser Schloßhügel mit Blüthen bedeckt und die zwei Hilden springen darunter herum wie zwei junge Rehelein' (S. 285).

Und was war Laßberg für ein inniger treuer zartfühlender Freund.

Wie freut er sich Jacob Grimm bei sich zu haben. Die acht Tage sind ihm entflohen wie eben so viele Stunden, so daß er am Ende sich selbst und ihn fragte: Ist es der Mühe werth, beinahe 100 Meilen zu reisen um einer Woche willen? 'Aber — corrigirt er sich — der Mensch ist nie ganz zufrieden, auch wenn er alt ist' (S. 213).

Und wie trauert er um seinen Freund Ittner, den er 1825 verlor (S. 51. 55). Mit welcher Wehmuth gedenkt er all der Vorangegangenen und sehnt sich nach dem Lande, wo sie wohnen (S. 215). Wie schließt er sich nach dem Verlust des ältesten Sohnes (1838) um so fester an die Genossen an: 'Daß es den Freunden wohlgehet, ist ja der höchste Genuß betrübter Leute' (S. 239). Und wie rein und schön und dankbar nimmt er jede ihm erwiesene Freundlichkeit auf! (Vgl. z. B. S. 282.) Einmal hat ihn Emil Braun, damals Student in München, der ihn kaum recht kennt, mit einer vollständigen Abschrift des Frauendienstes von Ulrich von Lichtenstein überrascht. Er berichtet Uhland davon (S. 196): 'O du guter Mensch!

rief ich aus, verdiene ich alter Mann denn auch so viel Liebe! Wie manche Stunde hat der Student sich von seinem Vergnügen abmüßigen müssen, um diese 20000 Verse abzuschreiben. Ich muß gestehen, daß ich in langer, ja sehr langer Zeit nicht so tief gerührt war. Ja, die Pietät ist in der Brust deutscher Jünglinge noch nicht ausgestorben und wird es auch nimmermehr!' Später hat namentlich Pfeiffer in solcher Weise ihm alle erdenkliche Aufmerksamkeit erzeigt. Ihm schreibt er: 'Sie können es nicht wissen, mein theurer Herr Pfeiffer, wie innig wohl es alten Leuten thut, wenn sie von jungen sich geliebt sehen!' (S. 266. 275 f.)

Die Fülle seiner Freundesliebe aber hat keiner wie Uhland erfahren.

Er ehrt und liebt in ihm einen Mann, der seinem Vaterlande theuer sein muß, hätte er auch kein anderes Verdienst um dasselbe, als daß er so oft gezeigt hat, wie theuer ihm das Vaterland ist (S. 39). Er wirbt förmlich um Gegenliebe. Er will den Namen Freund bei ihm verdienen, er will darnach streben, so lang es ihm erlaubt sei mit Uhland zu verkehren (S. 38). Und da ihn Uhland, so wie er wünscht, begrüßt und anredet, da sieht er — mitten in seiner Trauer um die Fürstin Elise — diesen schönen Namen als ein Geschenk an, mit dem das Geschick noch einen lieblichen Schein auf den sonst so freudenlosen Abend seines Lebens herabsenden wolle (S. 45). Und nachdem er Uhland besucht hat, da erscheint ihm wohl an langen Abenden, wenn er einsam im Dunkeln sitzt, da erscheint ihm wohl das Bild des stillen häuslichen Friedens bei dem Freunde: 'Ich sehe Sie in Ihrem blauen und die thätige Frau Emma in ihrem amaranthfarbnen Kleide vor mir wandeln, und denke dann an die glücklichen Zeiten, da auch ich nicht allein in der Welt war, und das führt mich dann weit, weit über die Welt hinaus' (S. 80). Und auf eine erneuerte Einladung Uhlands erwidert er: 'Es war mir wohl bei Ihnen und würde mir wieder wohl sein. Ihre Einladung hat meinem Herzen sehr wohl gethan! Zu sehen, daß mich jemand zu sich wünscht, geht mir über alles' (S. 110). Ein andermal soll Uhland zu ihm nach Eppishausen kommen, um einer bestimmten litterarischen Arbeit willen. Laßberg will ihm dabei helfen, wenn ihm das nützen könne. 'Um Ihnen die Waldeinsamkeit bei mir erträglicher zu machen, könnte ja die gute Frau Emma mit Ihnen kommen; wir wollten recht friedlich mit einander leben' (S. 114).

Alles was Uhland producirt, verfolgt Laßberg mit dem regsten Antheil. Uhlands Lieder und Uhlands Worte machen ihm die Brust warm (S. 253). Und was ihm seinerseits begegnet, eine neue Handschrift, die er entdeckt, ein Ankauf, der ihm glückt, keinem meldet er es früher 'in der Freude seines alten aber noch immer grünen Herzens' (S. 237) als dem theuersten Uhlandus. Diesem gefällig zu sein, ihm wichtige Quellen von auswärts herbeizuschaffen, ihm den eigenen Besitz ganz rückhaltslos anzuvertrauen, ist er unermüdlich. 'Ich habe immer eine Freude etwas nach Tübingen zu schicken, denn beim Auspacken, so bilde ich mir ein, muß mein lieber Uhland doch immer auch ein wenig an mich denken' (S. 202).

Als Uhland Professor wurde, hat gewiß niemand seine Freude so getheilt, wie Meister Sepp von Eppishausen: 'Der Eröffnung Ihrer Lehrkanzel und besonders Ihrer Vorlesung über die Geschichte der Poesie des deutschen Mittelalters möchte ich beiwohnen! überzeugt daß Sie den alten hospitirenden Purschen nicht aus Ihrem Collegium weisen würden' (S. 152). Und ein andermal: 'Ich sehe Sie in Gedanken unermüdet an Ihrer Vorlesung pro captanda et aperienda cathedra beschäftigt, von einer Menge alter Bücher und Handschriften umlagert, manchmal in Ihrer Stube auf- und abschreitend, perlecta mente revolvens, und höre auf einmal Frau Emma rufen: Aber Uhland! die Suppe steht schon lange auf dem Tisch!' (S. 156). Und weiter: 'Wenn Sie, mein theurer Freund! mir den Tag melden wollen, an dem Sie in Tübingen Ihre Vorlesungen eröffnen, so will ich an diesem Tage ein eigenes Thronbesteigungsfest in meinem Hause anstellen' (S. 157). Endlich später (Februar 1831): 'Auf den Sommer, will's Gott, hoffe ich auch einmal auf der alma Eberhardina zu hospitiren und zwar bei einem gewissen Doctor Uhlandus, der mir sehr ans Herz gewachsen ist' (S. 189).

Aber muß ich nicht endlich aufhören mit meinen ewigen Auszügen? Ich gestehe, ich möchte noch lange so fortfahren. Je mehr ich schreibe und abschreibe, desto mehr geht mir selber das Herz auf bei diesen goldenen Herzensworten.

Große eigenthümliche Entwickelungen in den Geisteswissenschaften sind in der Regel abhängig von bestimmten Gemüthsinteressen, an welche sie sich knüpfen. Bei dem Aufblühen der germanischen Philologie zu Anfang unseres Jahrhunderts denkt man gewöhnlich nur an das in der Franzosenzeit bedrohte Vaterland und die aus der Gefahr neu geborne Liebe dazu. Aber das war nicht das Einzige. Eine tiefer liegende Wurzel war der conservative Sinn ganz allgemein genommen, wie er sich in autonomen Kreisen ohne Bureaukratie erhalten hatte; der pietätvolle Sinn für das Bestehende, welchen der revolutionäre Geist der Aufklärung wohl zurückdrängen, aber nicht zerstören konnte. Was ich meine, sagt ein Name viel deutlicher: Justus Möser.

Eine andere Wurzel war die Sentimentalität, der Sinn für das Kleine, übertragen von der Empfindung auf die Beobachtung, die 'Andacht zum Unbedeutenden', wie es abgeneigte Zeitgenossen nannten und an den Brüdern Grimm tadelten, wie wir es aber zu ihrem Lob und Ruhme festhalten wollen.

Sentimentalität von der edelsten kräftigsten Art ohne Kleinlichkeit und Duselei ist Laßbergs Freundschaftscult und seine ganze Methode, Freudiges und Trauriges, Liebes und Leides durchzukosten und durchzufühlen und dieses Gefühl selbst anzuschauen und in der Anschauung wieder zu genießen.

Aber es fehlt auch nicht der conservative Zug in der Form jenes einseitig national und particularistisch gefärbten Unabhängigkeitssinnes, wie wir ihn bei dem schwäbischen Baron nicht anders erwarten dürfen.

'Gegen jeden Nothzwang empört sich sogleich mein ganzes Wesen', sagt er einmal (S. 118). Den revolutionären Volksbewegungen, deren er manche um sich her beobachten konnte, stand er mit einer gewissen vornehmen kühlen Objectivität gegenüber; so 1831 im Thurgau: 'Unsere Leute dahier schreien alle nach Freiheit und Republik; das ließe ich mir gerne gefallen; aber wo sind die republicanischen Männer und republicanischen Tugenden?' (S. 188). Nach außen hin zeigt er sich starr teutonisch, seine Gesinnung trägt die Farbe der Zeit. Nach Paris, versichert er 1827, wäre er längst gegangen, 'wenn keine Franzosen da wären' (S. 84). Aber auch die 'Engelländer' mag er nicht (S. 189). Alles was hoch und heilig ist, heißt ihm deutsch. Doch schlägt das Schwabenthum stark vor. Er spricht in der seltsamsten Verkettung von seinem 'teutschen schwäbischen Herzen' (S. 223), als ob schwäbisch eine Steigerung von deutsch enthielte. Uhlanden, der von einer Reise durch Deutschland zurückkehrt, wünscht er, es möge ihn die schwäbische Erde und die schwäbische Treue wieder mehr als je erfreuen (S. 239). Und nach der ersten persönlichen Begegnung weiß er dem Dichter nichts Größeres zu sagen, als daß er ihn einen schwäbischen Mann von altem Schrot und Korn nennt (S. 9). Aber nicht blos für Menschen und Freunde, auch für Hausrath uwd Eichenholz ist 'schwäbisch' ein preisendes Beiwort (S. 246).

Man kann denn auch sehr deutlich beobachten, wie auf solchem Boden die spätere Spaltung der deutschen Philologie sich vorbereitet, bei welcher der Gegensatz zwischen Süddeutsch und Norddeutsch bekanntlich sehr stark mitspielte.

Laßberg war viel zu verständig, als daß ihm die Bedeutung eines Mannes wie Lachmann, von welchem Benecke in den Ausdrücken des höchsten Lobes sprach (Wagner S. 6), nicht sofort hätte einleuchten müssen. Er nennt ihn einen sehr tüchtigen jungen Mann, der seinem Lehrer Benecke wahrhaft Ehre mache (an Uhland S. 49). Er erkennt schon früh ganz richtig, daß von ihm Bedeutendes für Sprache, Prosodie, Kritik zu erwarten sei (S. 53). Er dankt Uhland für alle Förderung, die er ihm zu Theil werden lassen (S. 83).

Aber wenn er zuerst, einfach die Thatsache constatirend, bemerkt, man müsse gestehen, daß im Norden ungleich mehr Liebe, Eifer und Thätigkeit für die altdeutsche Litteratur herrsche als im Süden, so wird daraus bald Eifersucht: 'Aber diese Norddeutschen laufen uns doch in allem Guten zuvor!' (S. 83). Und die Eifersucht wird Anklage: Uhland solle den Norddeutschen zeigen, daß sie kein privilegium exclusivum auf die altdeutsche Litteratur besitzen, wie es seit einigen Jahren den Anschein nehmen wollte (S. 242). So 1839: es ist schon ganz der gewisse wohlbekannte spätere Ton. Ja der sonst so maßvolle Laßberg läßt sich einmal zu der schreiend ungerechten Bemerkung hinreißen, sein guter Freund Jacob — es ist Jacob Grimm, von dem er spricht! — scheine ihm schon ein wenig von dem preußischen Berliner Winde angewehet worden zu sein (S. 276).

Und gerade wie später in der Zeit des Kampfes gesellt sich zu Eifersucht, Anklage und Ungerechtigkeit schon damals die Überhebung. Noch nicht die persönliche — davon war Laßbergs edler Geist ganz frei, er war so anspruchslos und 'rein gut', wie er es an andern liebte (S. 145. 167) — aber er hat ein geheimes Gefühl, das er sich selbst vielleicht nicht einmal so ganz klar macht: man stehe doch als Süddeutscher der Sache eigentlich viel näher, das letzte und tiefste Verständniß der alten Sprache und Zeit könne doch nur in der einstigen Heimath der staufischen Kaiser gewonnen werden (vgl. S. 91. 146). So redet er ganz seltsam über Grimms Mythologie, bezeichnet sie als verfrüht (S. 231), behandelt sie, als ob sie speciell nur aus niederdeutschen Quellen geflossen wäre, nun müsse mal einer kommen, der die 'oberteutsche' Mythologie vortrage (S. 232, vgl. 222). Und vollends der Brief an Pfeiffer über die Merseburger Zaubersprüche: das sei wohl merkwürdig, aber doch nicht so, daß man die Hände überm Kopf zusammenschlagen sollte, 'und — fährt er fort — zudem uns Oberteutschen nicht so wichtig, da der Fund der von der unsern alten so abweichenden nordischen (d. h. hier norddeutschen) Mythologie angehört' (S. 276).

Stärkeres kann man wohl an wissenschaftlichem Particularismus nicht leisten. Und dabei kommt von der gepriesenen oberdeutschen Mythologie, von der Grimm zu wenig wissen soll, nichts, aber auch gar nichts zu Tage. Und noch heute wüßte kein Mensch anzugeben, wo sie denn eigentlich stecke. Denn das wirklich Vorhandene war bei Grimm nicht vernachlässigt und in der Fortführung der Untersuchungen hat sich Norddeutschland viel ergiebiger und die dortige Volkstradition als treuer und reichhaltiger erwiesen.

Dabei war Laßberg einer der bescheidensten Menschen, die es nur geben konnte. Es ist wirklich rührend, wie er sich Uhland unterordnet, wie er auf eigene Arbeit verzichtet, wenn sie Uhland machen wolle (S. 115), mit welcher Schüchternheit er nach Uhlands litterarischen Unternehmungen fragt (S. 151), wie ihn öffentliches Lob und Ehrenbezeugungen verlegen machen (S. 165. 233. 275). Seine Selbstlosigkeit ging so weit, daß er für Hagen, den Minnesinger-Herausgeber, dessen ganzes unsauberes Wesen ihm mit Recht zuwider war, dessen ungenierte Art sich anzubiedern und die Menschen auszubeuten, ihn vom ersten Augenblick an ärgerte, daß er für diesen Mann doch eigenhändig mehrere Tausend Verse abschrieb, um seine Edition zu fördern.

Die germanistischen Studien sind ihm nicht blos Herzensbedürfniß (vgl. z. B. S. 146), sondern sie erscheinen ihm wie eine heilige Pflicht gegen das Vaterland (S. 165). Seine Begeisterung für die große nationale Vergangenheit hat etwas Religiöses. Wenn er von einem Pilgerzug nach den Stuttgarter Handschriften, von einer Betfahrt ins heilige Land der Staufen spricht (S. 10), so ist das freilich scherzhaft gesagt, aber es spiegelt sich darin die ernsteste Gesinnung. Und man lese einmal, mit welchen Empfindungen es ihn erfüllt und wie er darin schwelgt, auf bedeutungs-

vollen Burgentrümmern zu stehen oder die Stätte zu betreten, an der ein alter Dichter gelebt (S. 76. 105). Vergleicht man damit, welchen Werth er auf historischen Sinn und Kritik legt, wie er als erstes Ziel der Forschung hinstellt, die Thatsachen klar und rein aus den Quellen hervorgehen zu lassen (S. 165): so wird man den Zusammenhang zwischen Sentimentalität, Pietät, Conservatismus und deutscher Alterthumswissenschaft recht lebendig nachfühlen können.

In Laßbergs eigener Forschungsrichtung sind alemannischer Localpatriotismus und Ehrfurcht vor den unmittelbaren Resten der Vergangenheit die hervorstechendsten Züge. Jener zeigt sich in seinen Bemühungen, alemannische Heimat für möglichst viele Dichter des 13. Jahrhunderts zu erweisen. Diese machte ihn zum Sammler und bestimmte die Form seiner Editionen, welche stets reine Textabdrücke blieben, so daß Lachmann es wiederholt für nöthig fand, die Zulässigkeit kritischer Ausgaben vor dem Freiherrn principiell zu rechtfertigen, ja man möchte fast sagen: die Existenz der seinigen zu entschuldigen.

Laßbergs Bemühungen standen einige Zeit, und zwar gerade in ihren Anfängen nicht so vereinzelt in seiner engsten Heimath da, als man denken sollte. Sein Freund von Ittner hat auch altdeutsche Interessen. Laßbergs ältester Sohn begann eine Ausgabe des Schwabenspiegels. Dann ist da ein Hauptmann von Besserer, der an einer deutschen Litteraturgeschichte des Mittelalters arbeitet (S. 186). In Zürich macht man um 1818 große Anstalten zu einer neuen Ausgabe der Pariser sogenannten Manessischen Minnesingerhandschrift (Benecke und J. Grimm an Laßberg, bei Wagner S. 4. 5. 12). Die Herren in St. Gallen wollen ihre **monumenta theotisca inedita** als Supplement zu Schilters Thesaurus drucken lassen (ebend. S. 10. 12). Von Füglistaller wird ein Notker erwartet, er macht nur eine ziemlich zwecklose Übersetzung des Otfried (ebend. S. 17. 22. 28). Stalders schweizerisches Idiotikon soll in neuer Gestalt ausgehen (ebend. S. 17. 22). Orelli und Pupikofer betheiligen sich mehr aus der Ferne und gelegentlich (ebend. S. 18).

Es ist aus allen diesen Bestrebungen so gut wie nichts geworden, gar nichts, was sich mit den Verdiensten Laßbergs und Uhlands nur entfernt messen könnte. Es hatte guten Sinn, wenn in dem vorliegenden Buche, dessen Herausgabe Pfeiffer begann und nach seinem Tode Wagner zu Ende führte, auch Pfeiffer selbst noch jenen beiden sich gesellt als dritter Germanist aus alemannischem Stamme: Uhlands und Laßbergs Briefe an ihn werden mitgetheilt und eine Biographie von K. Bartsch, welche sichtlich nach dem Lobe objectiver Ruhe und Gerechtigkeit strebt.

Schließlich sei erwähnt, daß aus dem Laßbergischen Briefwechsel auch die frühere germanistische Bethätigung eines ausgezeichneten Archäologen, des liebenswürdigen und feinsinnigen Emil Braun, sich etwas genauer erkennen läßt, als dies nach Lachmanns kurzer Erwähnung im Ulrich von Lichtenstein S. 681 der Fall war: Laßberg-Uhland S. 184 f. 196. Wagner

S. 26. 27. 46—48. Es ergiebt sich, daß er ein Schüler Beneckes war. An Laßberg sind noch zwanzig Briefe von ihm vorhanden aus den Jahren 1830—36*). Einer gütigen Mittheilung Wagners entnehme ich, daß er im April 1832 zu Leipzig mit einer Abhandlung über die Angaben von König Alfreds Orosius über Deutschland promovirte und sich im nächsten Jahre in Jena für griechische und altdeutsche Litteratur habilitiren wollte. In eben dieses Jahr aber fällt seine Übersiedelung nach Rom und seine Anstellung am archäologischen Institut.

Wien, 28. Mai 1872. W. Scherer.

Franz Karl Grieshaber.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1879, Bd. 9, S. 663. 664.

Grieshaber: Franz Karl G., deutscher Philolog. Geboren am 12. December 1798 zu Endingen, besuchte er die Schule zu Freiburg im Breisgau und widmete sich ebendaselbst dem Studium der Theologie, mit der er nach dem Beispiele seines geliebten Lehrers Johann Leonhard Hug das der Philologie zu verbinden suchte. Im Jahre 1821 empfing er die Priesterweihe und wurde Gymnasiallehrer zu Freiburg, 1827 zu Rastatt. Seit 1857 im Ruhestande, brachte er seine letzten Lebensjahre in Freiburg zu, wo er am 20. December 1866 starb. Er war ein eifriger Sammler; schon als Student besaß er eine große Bibliothek; aus Handschriften in seinem eigenen Besitze ließ er 'Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts' (Stuttgart 1844, 1846) und die 'Oberrheinische Chronik' (Rastatt 1850) drucken. In der Geschichte der deutschen Philologie steht er dicht neben seinem Freunde, dem Freiherrn v. Laßberg; nur daß außer dem Mittelalter ihm auch das classische Alterthum ein lebendiger Besitz geworden war. Sein schöner Enthusiasmus umfaßt das Locale und Heimathliche mit besonderer Liebe. Die Sammlung 'Vaterländisches' (Rastatt 1842) ist dafür am meisten charakteristisch: eine Schulrede, Beschreibung eines Schulfestes, Beschreibung von Kunstwerken, lateinische Oden, endlich 'Ältere noch ungedruckte Sprachdenkmäler religiösen Inhaltes' (diese auch besonders erschienen); alles zur Verherrlichung des geistigen Lebens, der künstlerischen und litterarischen Thätigkeit im Großherzogthum Baden; durchweg ein höchst unbefangener persönlicher Ton, der eigene Erlebnisse und die Beziehungen zu seinen Freunden fortwährend mit den Gegenständen seiner Behandlung verwebt und dabei wieder hauptsächlich die Freunde als Publicum zu denken scheint. Wissenschaftlich am höchsten steht die Einleitung zu den Predigten, worin er mehrseitige eingehende Charakteristik versucht; die Humanität des alten Predigers

*) Vgl. jetzt: Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald, Gotha 1891. B.

erregt seine ganze Sympathie: er war selbst eine humane, milde, echt religiöse Natur; ein freisinniger, toleranter Katholik josephinischer Richtung.

Augsb. Allgem. Zeitung 1867, 6. Januar, Beilage; F. L. Dammert in v. Weechs Badischen Biographien I, 319.

Scherer.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. CXXIV und 426 S.
Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1880, Bd. 6, S. 237—243.

Der eigentliche Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Herrn von Meusebach ist auf S. 1—254 mitgetheilt. Er ist lehrreich, charakteristisch für beide Theile, eine werthvolle Quelle für die Geschichte der deutschen Philologie. Neben sachlichen Erörterungen, die oft einen breiten Raum einnehmen, stößt man auf schöne menschliche Züge, auf allgemeine Urtheile, auf höhere principielle wissenschaftliche Ansichten. Jeder Jünger unserer Wissenschaft, wenn er zu den Berufenen gehört, muß das Buch mit dem reinsten Genuß und zu reicher Belehrung durchlesen.

S. 6 spricht sich Jacob Grimm über die lateinische Schrift und die großen Buchstaben aus, vgl. S. 96. 97. 106. S. 7 über die Ausgaben von Dichtern des 16. und 17. Jhs.: 'Der Henker hole alles Übertünchen und Bekleistern, und jede Zeit müsse durch sich selbst stehen oder fallen!' S. 66 wunderschön über seinen Bruder: Wilhelm sei einer der liebevollsten Menschen: 'Wenn er krank daliegt, verstehe ich das recht und wenn er mir einmal stürbe, wüßte ich mir nicht zu helfen. In meinen Arbeiten habe ich wenig Hülfe von ihm, weil ich hitziger bin und ihm vorauslaufe, aber er steht mir wie ein heimlicher stärkender Hintergrund bei, den ich nicht entbehren will.' Wilhelm erzählt S. 69 eine köstliche Anekdote von Goethe. Jacob schreibt S. 90 über die Rechtsalterthümer: 'Dieses Buch und hoffentlich alle meine anderen zeigen, daß ich am Vaterland hänge und daß es mir näher liegt als alles übrige Erlernbare, darum schadets auch nicht, daß ich hin und wieder zu weit gehe, denn Jeder der springt muß sich weiten Ansatz nehmen.' Vgl. S. 107: 'Wer seine Arbeit setzt an griechisches oder römisches Alterthum, der hat ein viel reichhaltigeres und geistigeres Material vor sich, und ihm muß die Beschäftigung mit deutscher Philologie, Poesie und Rechtskunde ein mitleidiges Lächeln, ohne alle böse Meinung, abzwingen. Dennoch steckt in einem deutschen Kindermärchen irgend etwas, das uns bei all seiner Barbarei und Roheit mehr anzieht als die ausgebildete griechische Mythe. Woher das rührt? Ich glaube daher, weil

wir jenes in seinen Beziehungen weit vollständiger, das Fremde immer nur halb, einseitig und unsicher begreifen und genießen.' Meusebach möchte S. 111 dem classischen Philologen so viel nicht zugestehen und spricht das schöne Wort, die historische Betrachtung sei ohne Zweifel die genuß- und lehrreichste und nützlichste, 'die nützlichste auch selbst für das Leben und für den Charakter, weil sie demüthig, bescheiden und mild macht, desgleichen autoritätsmaulfrei'. — Merkwürdig klagt Jacob S. 143 aus Göttingen: 'Das Auftreten zu bestimmter Stunde auf dem Katheder hat etwas Theatralisches und ist mir zuwider.' — Ein allgemeines Urtheil Jacobs über Fischart steht S. 97; eins über die niederdeutsche Mundart um 1500, die er zierlicher, gewandter, glätter, als die holperig und grob gewordene hochdeutsche nennt, S. 166. Meusebach redet S. 83 über Murner und den Eulenspiegel, S. 182 über die jetzt mit Recht so beliebte falsche Analogie u. s. w.

Ich habe nur einige Puncte beliebig herausgegriffen. Diese Briefe sind außerdem wohl die lustigsten Gelehrtenbriefe, welche existiren. Meusebach fühlte sich zu Fischart durch eine Wahlverwandtschaft seiner Natur hingezogen. Auch er war voll Humor und Neckerei, die er gern etwas breit entwickelt und sich in Häufung gefällt. Die Brüder Grimm aber gehen auf seinen Ton nicht selten ein und insbesondere Wilhelm bringt die lustigsten Geschichten vor. Meusebach war der Erfinder einer besonderen Gattung von Briefen, womit er diese 'Dichtungsart' (S. 236) erweiterte: der 'Klebebriefe'. Dies ist nun etwas so Verrücktes und Komisches, daß die gegenwärtige Publication davon auch kein annäherndes Bild gewährt, obwohl es doch in höherem Grade möglich gewesen wäre und wenigstens an einem Beispiele hätte gezeigt werden müssen. Meusebach hatte eine reiche Sammlung von komischen und seltsamen Ausschnitten aus Zeitungen und untergeordneten Druckwerken. Er hatte sie theils selbst gesammelt, theils von Anderen sammeln lassen; alle jungen Herren seiner Bekanntschaft achteten für ihn auf seltsame Worte, wunderliche Wendungen, ungeschickt ausgedrückte Gedanken, sonderbare Annoncen, und trugen ihm dieselben zu, sei es daß sie an sich lächerlich waren oder durch Verstümmelung lächerlich gemacht werden konnten. Und diese schätzbaren Materialien verwendete er für seine Briefe, indem er jene Ausschnitte entweder seinen eigenen Sätzen einfügte oder ganze Seiten lediglich daraus componirte. Der Eindruck der verschiedenen Zettel mit ihrem bunten Druck und Papier und der Gedankenzerrbilder, welche mit solchen Mitteln hergestellt werden, die Anschauung eines so gänzlich unzweckmäßigen, mühsamen, zeitverschwendenden, aber durch und durch lustigen Treibens, verbunden mit dem scurrilen anspielungsreichen, auf unaufhörliche Überraschung berechneten Stil ist nun über alle Beschreibung spaßhaft. Ich erinnere mich nicht oft in meinem Leben so gelacht zu haben wie vor Jahren, als mir Herman Grimm einige dieser 'Klebebriefe' zeigte. Davon, wie gesagt, giebt das vorliegende Buch nur eine blasse Vorstellung.

S. 255—300 erhalten wir interessante Documente und Mittheilungen 'zur Berufung der Brüder Grimm nach Berlin': Briefe Friedrich Wilhelms IV., des Ministers Eichhorn, Bettinas u. s. w. Es zeigt sich ganz klar, daß nach dem Könige (S. 293) Bettina das Hauptverdienst dabei hatte, daß aber irgend eine Gegenwirkung von keiner Seite stattfand. Wenn Bettina ihren Schwager Savigny für einen Gegner hielt, so widerspricht der König als Kronprinz (S. 293) dem ausdrücklich; und wir haben nicht das Recht, seine Aussage zu bezweifeln. Daß Savigny und Lachmann nicht alles, was die Brüder damals thaten und sagten, vollkommen billigten und daß es darüber zu zeitweiligen Verstimmungen kam, ergiebt sich gleichfalls; aber man sieht nicht genau, um was es sich handelte, und das ist auch nicht so wichtig zu wissen.

Der Herausgeber hat Anmerkungen von S. 301—426 und eine Vorrede von 124 Seiten beigegeben, ungefähr 250 Seiten Zuthat zu einem Texte von nicht viel größerem Umfange. Ich verkenne nicht den großen Fleiß, Eifer und Spürsinn, den hier ein für Meusebach, Fischart und die deutsche Philologie begeisterter Gelehrter aufgewendet hat; wir alle sind ihm dafür zu aufrichtigem Danke verpflichtet; aber ich gestehe offen, daß ich des Guten zu viel gethan finde. Die Anmerkungen sind zwar scharf, aber sehr klein gedruckt; dazu stehen dann noch kleiner gedruckte Noten unter dem Text, so daß die anhaltende Lectüre, zu der uns der Herausgeber zwingt, ein wahres Augenmartyrium wird. Er hat sich nämlich nicht darauf beschränkt, zu erklären, was der Erklärung bedarf; sondern er hat möglichst viel von sonstigem Material, das sich gerade in seinen Händen befand, in diese Anmerkungen hineingesteckt; so z. B. weitläuftige Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Lachmann. Da nun dieser Briefwechsel mindestens ebenso sehr verdient gedruckt zu werden, wie der vorliegende, und ohne allen Zweifel einmal gedruckt werden wird, so wäre doch gewiß mit der Verwerthung dessen, was er zur Erklärung bietet, genug geschehen, und der wörtliche Abdruck langer Stellen und ganzer Briefe konnte gespart werden. Ich erkläre mich überhaupt auf das Entschiedenste dagegen, daß Anmerkungen als eine bequeme Form benutzt werden, in der man alles Mögliche und Unmögliche vorbringen dürfe, in denen so zu sagen alles erlaubt sei, dergestalt, daß man sich das zur Erklärung wirklich Dienliche oder Nothwendige aus dem Wuste des für den vorliegenden Zweck Überflüssigen, aber vielleicht für andere Zwecke Nützlichen erst mühsam heraussuchen muß, und dabei dieses anderweitig Nützliche seinerseits wiederum möglichst unzugänglich aufgehäuft liegt und oft nicht einmal, auch hier nicht, durch ein Register brauchbarer gemacht wird. Es ist eins der vielen Verdienste des ausgezeichneten, nur von erbärmlichem Concurrenzneide geschmähten Werkes von Franz Lichtenstein über Eilhart von Oberge, daß darin Einleitung und Anmerkungen in ein vernünftiges Verhältniß gebracht und systematische Charakteristik an die Stelle von willkürlich angehäuften Beobachtungen gesetzt ist, wodurch das Buch sich als ein wahres Muster für

die Einrichtung von Ausgaben bewährt. Je mehr es sich übrigens hier um eine principielle Frage handelt, je mehr ich eine ganz weit verbreitete Richtung angreifen muß, desto geringer wird die Schuld des Einzelnen, der sich ihr überläßt.

Dr. Wendelers Einleitung behandelt Meusebachs Verhältniß zu verschiedenen Freunden, zu J. G. Jacobi, zu Ebert, zu Halling, zu Förstemann, zu Haupt. Zum Theil Dinge, welche schon in den 'Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach' (Halle 1879) von demselben Herausgeber erörtert waren. Daß sie dort nicht erledigt wurden, sondern nachträglicher Ausführung bedurften, ist nicht die Schuld des Herausgebers, welchem Meusebachs Nachlaß damals nicht zugänglich war. Aber daß die Ausführung wieder so in die Breite geht, daß wieder so viel wörtlich mitgetheilt erscheint, was sehr gut in die kürzere Form einer selbständigen Darstellung gebracht oder auch ohne Schaden verschwiegen werden konnte, das ist allerdings die Schuld des Herausgebers, und so leid es mir thut, seine redliche Bemühung durch Vorwürfe zu vergelten, so kann ich ihm doch diese nicht ersparen und muß ihm das vielgebrauchte Wort entgegenhalten: 'weniger wäre mehr'. Wenn Halling, ein schwindsüchtig-übereifriger, wissenschaftlich unbedeutender junger Mann, ein schnell aufloderndes und rasch verlöschendes Licht, eine so ausführliche Darstellung verdient, wie müssen dann die großen Sterne behandelt werden, und wie soll man die Geschichte unserer Wissenschaft schreiben? Wir haben den ungeheueren Vortheil, daß im Mittelpuncte derselben dieses unvergleichliche Brüderpaar steht, das bei jeder näheren Bekanntschaft gewinnt und den Antheil eines immer größeren Publicums auf sich zieht und damit zugleich der deutschen Philologie stets neue Theilnehmer gewinnt; wollen wir diese Gunst des Schicksals verscherzen, indem wir dem Publicum zumuthen, sich für Talente zehnten Ranges zu interessiren? Soll denn Fischarts Maßlosigkeit immer neue Maßlosigkeiten erzeugen? Wenn aber Dr. Wendeler seine Behandlung 'regestenartig' nennt (S. IV), so weiß ich nicht, welche Vorstellung von Regesten dabei zu Grunde liegt.

Es sei mir eine allgemeinere Bemerkung gestattet, die sich hier aufdrängt. Unsere Biographien, namentlich die Lebensbeschreibungen von Gelehrten, enthalten oft nichts als eine Geschichte der persönlichen Beziehungen, in denen ein Mann gestanden hat. Nun gehört gewiß Freundschaft zu den großen Segnungen des Lebens und es ist keineswegs gleichgiltig für die Charakteristik eines Menschen, ob er treu gewesen ist, ob andere ihm treu waren, ob er sie an sich zu fesseln wußte oder zurückstieß, ob er seinen Weg einsam vollenden mußte, oder begleitet von den guten Wünschen, von der thätigen Nachfolge dankbarer, begeisterter, herzlich verbundener Genossen. Aber diese Beziehungen sind nicht alles; sie sind ein Theil des Lebens, sie sind nicht das Leben; ja sie sind verhältnißmäßig unbedeutend gegenüber der inneren Entwickelung und gegenüber den Leistungen. Freundschaften, die sich bilden und lösen, können sehr charakteristisch sein für die eigene

Stellung und Richtung — wir finden es ebenso bedeutsam, wenn Goethe in seiner Jugend an Lavater glaubt, wie wenn er ihn als reifer Mann für einen Schwindler hält —; aber was darüber hinausgeht, wo nur die Thatsache vorliegt, daß zwei Menschen sich nähern oder entfernen, daß einer den anderen gut oder schlecht behandelt, darum uns zu bekümmern, sollten wir verschmähen; denn es ist in der Vergangenheit wie in der Gegenwart nichts als Klatsch, der jeden Theilnehmer entwürdigt. Daß aber so oft derartige rein persönliche Verhältnisse in biographischen Darstellungen mit philologischer Gründlichkeit verfolgt werden, das beruht nur zum geringsten Theil auf Freude am Klatsch, zum bei weitem größeren auf der Natur des zugänglichen Materiales, das meist aus Briefen besteht, so daß die freundschaftlichen Verbindungen einen bequemen Faden darzubieten scheinen, an dem man sich durchs Lebenslabyrinth leicht hindurch finden kann. Das aber eben giebt ein falsches Bild und darum bekämpfe ich es. Wir sollen uns nicht von der zufälligen Schwere des Materiales in die Tiefe reißen lassen; wir sollen nicht beherrscht werden, sondern herrschen. Kein Stoff hat an sich Werth, sondern nur durch das, was sich damit anfangen läßt. Wir sollen dem Stoff abgewinnen, was wir für unseren Zweck brauchen können; aber verwerfen, was dafür nicht dient. Und Zweck der Biographie ist stets: ein Individuum in seinem eigenartigen Werden und Vollbringen zu zeigen. —

Ich habe mit dem Herausgeber noch über einige Einzelheiten des Textes zu rechten. Ich werde ihm dabei natürlich keine Fehler aufmutzen, die er in den Anmerkungen bereits selbst verbessert hat: solche Gemeinheiten überlasse ich Herrn — doch wozu der Name? Die Nennung wäre zu viel Ehre für einen Menschen, der sich durch litterarische Unschicklichkeiten außerhalb der guten Gesellschaft gestellt hat und dafür lieber dem Pöbel als ein großer Mann gelten möchte.

Der Herausgeber hat, kurz gesagt, an einigen Stellen seine Texte geändert oder zu ändern Lust bezeigt, wo sie meiner Ansicht nach tadellos überliefert sind. S. 163 steht: 'komme ich auf ein mahl nach Hause, sitzt Lachmann an meinem Schreibtische' — der Herausgeber will 'auf' in 'auch' verwandeln. S. 231: 'und zu Hause hab' ihrer mehrere angemerkt' — der Herausgeber will 'ich' vor 'ihrer' ergänzen, was mindestens nicht mit Sicherheit geschehen kann. S. 368 in einem schönen, allerdings nur abschriftlich vorhandenen Briefe Wilhelm Grimms hat es der Herausgeber für nöthig gehalten, das adverbiale 'blos' zweimal in 'bloß' zu ergänzen und S. 369 'an den Hof gehen' statt 'an (für an'n) Hof gehen' zu schreiben: das letztere ist entschieden wahrscheinlicher. S. 369 schreibt Jacob Grimm: 'das lat. Gedicht, welches Mone edirt hat, rührt aus der 2. Hälfte des 12. Jhs.' — der Herausgeber verlangt 'rührt aus der 2. Hälfte des 12. Jhs. her'. S. 403 nimmt er Anstoß an der Wendung 'zu einem Ganzen anschießen' (wie Krystalle) und möchte lieber 'aufschießen', worunter ich mir nichts denken könnte, denn was aufschießt wird zwar größer, es

war aber schon vorher ein Ganzes. S. 283 corrigirt er in einer Bemerkung Bettinas einen 'inliegenden Brief' in einen 'einliegenden'.

S. 225 steht gedruckt 'während [d]er Anwesenheit Lachmanns'; und durch eckige Klammern pflegt der Herausgeber seine Ergänzungen kenntlich zu machen; überliefert ist also wohl 'währender Anwesenheit', woran nichts zu ändern: Gramm. 3, 270.

S. 246 schreibt Meusebach aus Potsdam: 'Ihr Brief vom 19. Januar, mein geliebter Jacob, gab mir eine ganz eigne Freude; er war der erste, den ich in Berlin von Ihnen empfing'. Das ist freilich nicht correct, und 'aus Berlin', wie der Herausgeber vorschlägt, wäre correcter. Aber ich glaube nicht, daß Meusebach, aufmerksam gemacht, die Besserung für nöthig gehalten hätte. Meusebach fühlt sich am selben Orte mit Jacob Grimm und 'in Berlin' heißt so viel als: 'seit Sie in Berlin sind'.

Ich bin nicht sicher, so genau gelesen oder Bemerktes so genau auf den Rändern notirt zu haben, daß nicht ähnliche überflüssige Besserungen mir entgangen sein könnten. Überflüssige Besserungen aber sind Böserungen.

Am Schlusse der Einleitung oder Vorrede spricht der Herausgeber den Wunsch aus, es möchte die mit Naglers und Heyses Sammlungen vereinigte Meusebachsche Bibliothek im Sinne ihres Urhebers und im Interesse unserer Alterthumskunde nach allen Richtungen hin — ehe es zu spät wird — completirt werden und je länger je mehr anwachsen zu einer Vereinigung der gesammten Litteraturdenkmäler unseres Volkes.

Ich glaube, daß jeder einsichtige Patriot und vollends jeder den vaterländischen Dingen zugewandte Philolog sich diesem Wunsche anschließen wird. Bibliotheken sollen alle Wissenschaften gleichmäßig berücksichtigen und keine Bibliothek ist daher im Stande, für eine einzelne Wissenschaft Vollständigkeit zu erreichen. Aber sollte es nicht möglich und schicklich sein, wenigstens eine deutsche Bibliothek so auszustatten, daß sie im Stande wäre, für Litteratur und Geschichte unserer Nation dieser Vollständigkeit so nahe zu kommen, als es der Natur der Sache nach thunlich ist? Bedenkt man die Ausführung, so erheben sich allerdings sofort weitere schwierige Fragen, welche nicht hier nebenbei aufgeworfen und erledigt werden können und welche, wenn man sie verfolgt, bald zeigen, daß auch die Grundfrage nicht einfach mit ja oder nein zu beantworten ist.

28. 1. 80. W. Scherer.

Eberhard Gottlieb Graff.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1879, Bd. 9, S. 566—568.

Graff: Eberhard Gottlieb G., deutscher Sprachforscher. Sohn eines Arztes, geboren am 10. März 1780 zu Elbing, studirte er seit 1797 in Königsberg, ging 1802 als Lehrer an das Conradische Erziehungsinstitut nach Jenkau, ward 1805 Professor am Gymnasium in Elbing, wo er eine

Töchterschule gründete. Im Jahre 1810 wurde er Regierungs- und Schulrath zu Marienwerder, 1814 zu Arnsberg, nachdem er 1813 Mitglied des Verwaltungsrathes unter dem Freiherrn v. Stein gewesen war und z. B. den Aufruf zu den Waffen an die Mecklenburger verfaßt hatte, worin Aufhebung der Leibeigenschaft versprochen wurde. Enthusiastisch, wohlmeinend, voreilig und unpraktisch, wie er war, veröffentlichte er 1817 eine Schrift über 'Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichtes nothwendige Umwandlung der Schulen' (2. Aufl. 1818). Er verlangte nichts Geringeres als den gänzlichen Umsturz der bestehenden Schulverfassung: das Classensystem sollte aufgehoben werden, alle in einem Jahre schulfähig werdenden Kinder sollten eine Classe bilden und die ganze Schulzeit durch, sieben Jahre lang, in denselben Händen bleiben, so daß gleichsam sieben neben einander fortgehende Schulen in einer Anstalt vereinigt wären. Da der Vorschlag vollständig mißglückte (selbst eine sehr wohlwollende Recension von Herbart mußte ihn für unpraktisch erklären, und an amtliche Durchführung war nicht zu denken), so gab Graff die pädagogischen Bemühungen auf und wandte sich ausschließlich sprachlichen Forschungen zu.

Schon seit vielen Jahren hatte er nach Gelegenheit und ohne bestimmten Plan altdeutsche Wörter gesammelt. Als ihm nun, nach seinem Ausscheiden aus der Verwaltung, ganz freie Muße zu Theil ward; als er gleichzeitig Jacob Grimms deutsche Grammatik kennen lernte, welche ein umfassendes Glossar des althochdeutschen Sprachvorrathes für eines der dringendsten Bedürfnisse der deutschen Philologie erklärte; als ihm endlich zu Königsberg ein günstiger Zufall Lachmanns belehrenden Umgang schenkte: da begann er 1821 seine Lebensarbeit, den 'Althochdeutschen Sprachschatz', auf den sich alle seine sonstigen Publicationen beziehen. Im Jahre 1824 schickte er auf Lachmanns Rath, mit Jacob Grimms und Beneckes Unterstützung, 'Die althochdeutschen Präpositionen' als Probearbeit voraus, eine sorgfältige, höchst erfreuliche lexikalisch-syntaktische Abhandlung, welche ihm sofort eine Professur in Königsberg und die Möglichkeit einer dreijährigen wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien (1825—27) verschaffte. Aus den gedruckten Materialien war der althochdeutsche Sprachschatz nicht herzustellen: es kam darauf an, von wichtigen Werken correctere Texte zu liefern, Ungedrucktes ans Licht zu fördern, die zahlreichen alten lateinisch-deutschen Wörterbücher und Übersetzungen einzelner lateinischer Wörter, kurz die Masse der althochdeutschen Glossen, in Abschriften zu erlangen; nebenbei mochte für die mittelhochdeutsche Litteraturgeschichte neuer Stoff beschafft, unbekannte Denkmäler für die erste Neugierde gewonnen werden. Das Sammelwerk 'Diutiska' (3 Bde., 1826—29) — mit seinen Gedichten an der Spitze der Bände, mit seinen Widmungen der einzelnen Stücke an einzelne Gönner, worunter Goethe und Wilhelm v. Humboldt, mit seinem ganzen fragmentarisch-wahllosen Publiciren und Verzeichnen, ein rechtes Spiegelbild werdender Wissenschaft —, die Ausgaben von Otfrieds Evangelien (unter dem willkürlichen Titel 'Krist', 1831),

vom althochdeutschen Isidor (1836), von verschiedenen St. Gallischen Werken (Aristoteles, Boethius, Marcianus Capella 1837), von zwei Psalmübersetzungen des 12. Jahrhunderts (1839) sind Früchte dieser Reisen. Im Jahre 1834 erschien das erste Heft des Sprachschatzes (6 Bde., 1834—42, Index 1846), dessen letzter Band erst nach dem Tode des Verfassers durch Maßmann ans Licht gefördert wurde. Zeigte das Präpositionenbuch noch die ganze sanguinische Frische einer beginnenden Gelehrtenlaufbahn mit hochgestellten Zielen, so ertönen in der Diutiska schon Klagelaute, die Vorrede zum Otfried erzählt von Augenschwäche und immer wiederkehrenden Nervenübeln, die Vorrede zum Sprachschatz beschwert sich über aufreibende Schmerzen, Sorgen und Kränkungen, und legt ungescheut Zeugniß ab von der verbitterten Stimmung eines Mannes, der die besten Jahre seines Lebens, seine Gesundheit, das Wohl seiner Familie einem von anderen zu wenig geförderten Werke zum Opfer gebracht habe. Gleichwohl erfreute sich dieses Werk der besonderen Gunst des damaligen Kronprinzen, Friedrich Wilhelms IV., und der Verfasser konnte als Akademiker zu Berlin von 1830 bis zu seinem Tode am 18. October 1841 seine ganze Kraft darauf concentriren.

Graffs Bestrebungen, die ausnahmslos dem Althochdeutschen gelten, weisen insofern eine seltene äußere Einheit auf; aber es fehlt die innere Vollendung. Der wohlmeinende weltunkundige Patriotismus seiner Erziehungsschrift begleitet ihn durchs Leben. In seinem Otfrid wendet er Verse Walthers von der Vogelweide auf die Julirevolution an; die 'Ausschreitung der Göttinger Sieben', wie sich ein officiöser Artikel ausdrückt, soll er mißbilligt haben; noch kurz vor seinem Tode wollte er ein politisches Disputatorium von ziemlich abenteuerlicher Natur gründen. Den Sprachschatz denkt er sich auf den Tischen der Frauen; der Otfried soll in den höheren Bürgerschulen gelesen werden; der St. Galler Boethius soll die studirende Jugend zum philosophischen Denken anregen. Der Nutzen des Althochdeutschen für die Auffassung des Neuhochdeutschen wird beständig hervorgehoben, die Forderung eines verbesserten deutschen Unterrichtes daran geknüpft, ohne eine Spur wirklich fruchtbarer pädagogischer Gedanken. Kurz überall die praktischen Tendenzen eines unpraktischen Menschen.

Unpraktisch zeigt er sich denn auch im Sprachschatz, aus welchem leider nicht 'ein alle Zeiten hindurch dauerndes Werk' geworden ist, wie er selbst es hoffte. Einem falschen plattersonnenen Ideal von Wissenschaftlichkeit wurde die Brauchbarkeit aufgeopfert; die Anordnung erfolgte nicht nach dem Alphabet und nach Wörtern, sondern nach Lautclassen und höchst problematischen Wurzeln. In Wahrheit war gerade die Etymologie wenig gefördert, die Methode vergleichender Sprachforschung hatte sich Graff nicht genügend aneignen können; außerdem aber waren auch die Bedeutungen nicht entwickelt, schwierige Stellen nicht erklärt; überhaupt die geistige Durchdringung fehlte: das Werk hatte und hat seinen Werth als eine Sammlung von weitschichtigem Material. Auch so aber fehlt die absolute Vollständigkeit, die

man verlangen darf, und es fehlt, wie in Graffs Editionen, jene peinliche buchstäbliche Genauigkeit, die wir uns heute zur Pflicht machen. Für die althochdeutsche Grammatik, für Lautlehre wie Formenlehre enthält das Werk werthvolle thatsächliche Beiträge; aber in der Theorie ist Graff selten glücklich, seine Polemik gegen das Gesetz der Lautverschiebung ist so verfehlt, wie seine Erklärung der schwachen Declination. So hat denn Graffs großes Lebenswerk nicht gehalten, was ein schöner Anfang versprach. Seine Thätigkeit steht am höchsten, wo er am meisten als Jacob Grimms und Lachmanns Schüler erscheint. Sein Beispiel zeigt, daß für geringere Geister die Hingebung an große Vorbilder besser ist, als das unbedingte Streben nach Selbständigkeit.

Neues Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, Bd. V, S. 58—80.

Scherer.

Bernhard Joseph Docen.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1877, Bd. 5, S. 278—280

Docen: Bernhard Joseph D., altdeutscher Philolog, geb. 1. October 1782 zu Osnabrück als Sohn eines Beamten: die Familie stammte aus Baiern. Er besuchte das katholische Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1799 die Universität Göttingen, um Medicin zu studiren, wandte sich aber bald der Litteratur und Archäologie zu, indem er sich besonders an Heyne anschloß. 1802 ging er nach Jena und Dresden; im Sommer 1803 treffen wir ihn in Nürnberg schon mit altdeutschen Studien beschäftigt, aus denen zunächst sein 'Andenken an Hans Sachs' hervorging. Seit dem Spätherbst 1803 lebte er in München, von 1804 ab an der Staatsbibliothek beschäftigt, durch die zuströmenden Handschriften aufgehobener Klöster gefesselt, durch Aretin (Joh. Christ., s. Allg. d. Biogr. I, 518) vorzugsweise gefördert, 1806 Scriptor, 1811 Custos, bis er am 21. November 1828 starb, unverheirathet, freundlos, eine einsame, wenn auch nicht ungesellige Natur. Um die Ordnung und Katalogisirung der Münchener Bibliothek hat er sich die größten Verdienste erworben: die älteren deutschen Manuscripte beschrieb er vollständig; aber auch z. B. in lateinischen Handschriften gelang es ihm, eine große Menge von unbestimmten Stücken richtig zu bestimmen; das Entlegenste wußte er aufzufinden; überall begegnet man den Spuren seiner zierlichen Hand. Dabei kam ihm seine Vielseitigkeit zu statten, die ihm sonst nicht überall förderlich war. Bildung und Wissenschaft, so nahe verwandt, sind zuweilen Gegensätze. In Docen ist der Fachgelehrte durch den gebildeten Mann gehemmt. Heynes Schule und romantische Anregungen blieben bei geringer persönlicher Originalität maßgebend. Docen dichtet und läßt die sehr schwachen Eingebungen seiner Muse (baierisch-patriotische Poesien,

die Catalani in München und sonstige Gelegenheitspoesie) leider auch drucken. Er zeichnet und übt Kunstkritik, mit Verständniß des Einzelnen, nach gesunden Grundsätzen, im Sinne Goethes. Er schreibt über Bibliothekswissenschaft, über den Nachdruck (für 20jährige Frist), über deutsche Orthographie (für lateinische Schrift mit Accenten und kleine Anfangsbuchstaben), sogar über die Eröffnung der baierischen Landstände. So hätte sich auch seine Thätigkeit für die deutsche Litteratur und Sprache ganz und gar in Broschüren und Journalartikeln verzettelt, wenn er nicht in seinen 'Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Litteratur' (2 Bde. 1807) und in dem mit v. d. Hagen und Büsching herausgegebenen 'Museum für altdeutsche Litteratur' (1809—11) einen weiteren Rahmen für seine immer etwas kurzathmigen Arbeiten gefunden hätte. Er trug sich mit großen Plänen, er dachte an grammatische Vergleichungstafeln, an eine Theorie der älteren deutschen Sprache, an eine Ausgabe von Lessings Schriften; in seinem Nachlasse fand sich ein Stammwörterbuch der jetzigen deutschen Sprache (in zwei Fassungen), es fanden sich Materialien zu einem mittelhochdeutschen Wörterbuch und Vorarbeiten zu einer mittelhochdeutschen Grammatik. Er wußte im allgemeinen, worauf es in der jungen Wissenschaft ankam, er wußte gleichstrebende Genossen auf manche Fehler aufmerksam zu machen, aber er konnte die Wege des Fortschrittes nicht genauer bezeichnen und er hatte nicht Energie und Sammlung genug, um selbst einen großen Fortschritt zu begründen. Er besaß eine umfassende Kenntniß unserer Litteratur und hat die Forschung durch Einzelmittheilungen und Übersichten mannigfach gefördert. Aber wie sein Stil etwas Mühsames und Geziertes behielt und den bündigen sachgemäßen Ausdruck nicht traf, so fehlt ihm bei wissenschaftlichen Combinationen der einfache Gradsinn und die Genialität des unwillkürlichen Treffens. Darum zog er in seinem Streit mit Jacob Grimm über Minnegesang und Meistergesang — s. den Artikel Jacob Grimm [Allgem. Deutsche Biogr. 9, 681] — den kürzeren; darum entging ihm bei dem glücklichen Funde der prachtvollen Titurelfragmente die wichtige Entdeckung, daß er ein echtes Werk Wolframs v. Eschenbach vor sich habe und daß der sogenannte jüngere Titurel nicht von Wolfram herrühre. Aber er hat das große Verdienst, daß er auf vollständige Induction als Grundlage der Litteraturgeschichte drang: dann werde manches, was für sich unbedeutend scheine, durch die Stelle, die es einnehme, bedeutend werden. Nach dieser Richtung hat er selbst die schönste Wirksamkeit entfaltet. Seine Lebensstellung kam ihm zu Hilfe: er hatte wohl Ursache, die Aufhebung der baierischen Klöster in Reimen zu preisen: er pries damit die Grundlage seines eigenen Ansehens, die unerschöpfliche Fundgrube, aus der er alt- und mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler hervorholte. Er ist als Herausgeber entfernt nicht mit Benecke oder vollends mit Lachmann zu vergleichen, er hat die Methode des Edirens und Interpretirens nicht verbessert. Er ist von dem Vorwurf der Heimlichthuerei (woran die Sünde der Verschleppung hängt) nicht frei zu sprechen. Er bewegt sich mit Vorliebe auf

Nebenwegen und überläßt die Hauptstraße anderen Forschern. Aber er ist scharfsinnig und gewissenhaft; er weiß Fragmentarisches an den richtigen Ort zu stellen; er giebt vielfältige Anregung. So für die Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, für die Mystik des 14. Jahrhunderts, für die Anfänge des Volksliedes. Vor allem jedoch hat er im Gegensatze zu manchen romantischen Zeitgenossen, aber in Übereinstimmung mit älteren Forschern, wie Junius, Eckhart, Pez, die große Bedeutung erkannt, welche den litterarisch fast werthlosen kleinen Prosadenkmälern, den lateinisch-deutschen Wörterbüchern und den deutschen Worterklärungen in lateinischen Handschriften des 8. bis 12. Jahrhunderts für die Kenntniß der Sprache zukommt. Diese Glossen und Glossare will er, so weit sie die Bibel betreffen, ihrer Hauptmasse nach auf Hrabanus Maurus zurückführen: eine Meinung, die sich zwar nicht bestätigte, aber doch als Anfang einer gründlichen Untersuchung des inneren Zusammenhangs in diesem weitschichtigen Material stets mit Ehren genannt werden wird. Er hat zugleich durch sein Glossarium theotisco-latinum einen wichtigen Beitrag für das althochdeutsche Wörterbuch geliefert. Diese und überhaupt seine beste Thätigkeit fällt um das Jahr 1807. Von 1813 an etwa mag er den Vorwurf des Unfleißes verdient haben, den ihm Jacob Grimm einmal macht. Auch jene beste Thätigkeit ist nicht viel mehr als gute Handlangerarbeit. Aber man könnte sagen: Docen ist der in einen Handlanger verzauberte Architekt. Denn immer ist sein Herbeischleppen durch die Ahnung des Bauplanes geleitet.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1828, II, S. 803—810 (Schmeller). Ersch-Gruber, Sect. I, Th. 29, S. 334. Raumer, Gesch. [der germanischen Philologie, Leipzig 1870], 343—354. 395 ff. Görres, Briefe, s. Register. Die deutschen Handschriften zu München II, 538—542. Mitth. Halms.

Scherer.

Hans Ferdinand Maßmann.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1884, Bd. 20, S. 569—571.

Maßmann: Hans Ferdinand M., deutscher Philolog und Turner, 'H. F. Maßmann, der die unsaubren Bücher verbrannt hat auf der Wartburg', wie die Unterschrift unter seinem 'Turnwanderlied' (Anfang: 'Turner ziehn froh dahin, wann die Bäume schwellen grün'; Refrain: 'Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!') in Follens 'Freien Stimmen' (Jena 1819) lautet. Er ward am 15. August 1797 in Berlin als der Sohn eines Uhrmachers geboren, der seinerseits aus einem thüringischen Bauernhause stammte und den eigenen Bildungstrieb in seinen Söhnen zu entwickeln bemüht war. Maßmann besuchte das Werdersche Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Herbst 1814 die Universität Berlin, um Theologie zu studiren. Er ging 1815 als freiwilliger Jäger in den Krieg, setzte dann aber seine Studien abwechselnd in Berlin und Jena fort, bis er sie an dem

letzteren Orte 1818 beendete. Er gehörte zu den ältesten und besten Schülern des Turnvaters Jahn und kam als dessen Sendbote nach Jena (Euler, Jahn S. 523). Der Gedanke des Wartburgfestes ist, wo nicht von ihm ausgegangen, so doch unter seiner thätigsten und auffälligsten Mitwirkung durchgeführt worden. Die verhängnißvolle Farce der Bücherverbrennung vom 18. October 1817, bei der er die Hauptrolle spielte, beruhte wohl auf einer litterarhistorischen Erinnerung an das Autodafé des Göttinger Dichterbundes und traf nicht einmal Exemplare der incriminirten Bücher selbst, sondern nur beliebige Maculatur; die Liste war in Berlin festgestellt worden; die Acteurs selbst hatten die wenigsten davon gelesen, und Maßmann saß nachher den Winter über still in Jena und 'las und excerpirte nachträglich die von ihm mit so hohen und zum Theil wüthigen Worten verbrannten Bücher, da ihm doch einfiel, wie lächerlich es sich ausnehmen müsse, wenn er, zur Rede gestellt, eingestehen müsse, den größten Theil derselben noch nicht von weitem erblickt zu haben' (Leo, Aus meiner Jugendzeit S. 165). Zu Ostern 1818 ging er nach Breslau, bestand dort seine Candidaten-Prüfung, wurde Hilfslehrer am evangelischen Gymnasium und Leiter der öffentlichen Turnanstalt; daneben hörte er noch Vorlesungen und wandte sich eine Zeit lang der Mineralogie zu. Im Herbst 1819 ward er ans Gymnasium nach Magdeburg versetzt, kehrte aber 1820 nach Berlin zurück, um ein Handwerk, zunächst das Drechseln, zu lernen und daneben naturwissenschaftliche Studien fortzusetzen. Mit dem Jahre 1821 trat er in die von Dittmar zu Nürnberg gegründete Knabenerziehungsanstalt ein, reiste jedoch bald nach der Schweiz, wo er Pestalozzi noch sah und sprach, und nahm endlich in Berlin seine früh und stets mit Liebe gehegten Studien der Muttersprache bestimmter auf. Im August 1824 trat er eine Reise nach den wichtigsten deutschen Bibliotheken an; in demselben Jahre begann er seine Laufbahn als altdeutscher Philolog mit den 'Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet'; und 1826 setzte er sich in München fest, wo er Turnlehrer am Cadettencorps wurde, 1827 sich habilitirte, 1828 an die Spitze einer allgemeinen öffentlichen Turnanstalt trat, 1829 zum außerordentlichen und 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt wurde. Heinrich Heine verspottete ihn in den Reisebildern als den Demagogen des neuen 'Bier-Athens', behauptete, er könne kein Latein, und bedachte ihn als Marcus Tullius Maßmanus mit seinen ausgesuchtesten Bosheiten (Sämmtl. W. 2, 19; 17, 163, 259; 18, 7). Im Jahre 1842 zog man ihn nach Berlin und übertrug ihm die allgemeine Organisation des Turnunterrichtes; 1846 erhielt er zu Lachmanns Kummer (M. Hertz, Lachmann S. 93 ff.) und Alexander von Humboldts Freude (Humboldt an Varnhagen S. 195 ff.) eine außerordentliche Professur; und als zu Anfang der fünfziger Jahre an den preußischen Turnanstalten eine Änderung in der Unterrichtsmethode eintrat, widmete er sich ganz seinem Lehramt an der Universität. Ein Schlaganfall, der ihn 1860 traf, warf ihn noch nicht gleich darnieder; aber seine Kräfte nahmen von da an ab, und er starb am

3. August 1874 zu Muskau in der Lausitz. — Humboldt empfing von ihm, wie er an den König Friedrich Wilhelm IV. schrieb, 'einen herrlichen Eindruck von Gediegenheit, Klarheit der Ideen, begeisterter Kraft in Wirkung auf die Jugend'. Indessen so warme Verehrer und Freunde er in Süddeutschland besaß, unter den norddeutschen Fachgenossen konnte er es zu einer befestigten und anerkannten wissenschaftlichen Stellung nicht bringen. Ein hingebungsvoller Schüler, der sich ihm 1851 in Berlin näherte, nannte ihn wohl einen Prachtmenschen und bewunderte sein kostbares Gemüth, meinte aber doch, er sei in manchen Dingen etwas flüchtig. Derselbe Schüler (W. Mannhardt, Gedichte S. XIV) schildert ihn, wie er in seiner weißen Turnjacke, über die, berührt von den silbernen Locken, der breite Kragen fällt, am Tische sitzt, dessen eine Klappe für die Mahlzeiten der Familie gedeckt wird, während die andere Seite mit Papieren, Quartanten und Folianten hoch bedeckt ist; unter und neben dem Tische spielten die jüngeren Kinder: 'Ich habe mich gewöhnt', sagte M., 'dabei ungestört zu arbeiten und habe so das unschätzbare Glück, das wenigen Vätern zu Theil wird, dem Gemüth und Herzen der Kinder stets nahe zu bleiben, jeden ihrer Athemzüge, Gutes wie Böses zu belauschen, und pflegen oder beschneiden zu können, was nöthig ist.' — In Jahns Kreise erneuerten sich die Sonderbarkeiten Klopstocks und seiner Jünger. Auch M. wollte so zu sagen ein Mensch auf eigene Hand sein, brachte es aber nur zu einer wunderlichen Originalität. Wie er sich allerlei mechanischer Geschicklichkeiten rühmte, seines Drechselns, Zeichnens, Lithographirens, Holzschneidens, Kupferstechens, seiner Papparbeiten und Krystallmodelle, seiner Mitarbeit an Globen und Reliefkarten, und wie er diese Fertigkeiten auch für wissenschaftliche Zwecke verwerthete: so scheute er als Gelehrter nirgends die äußere Mühe; es schreckte ihn keine Schwierigkeit, kein Umfang, keine Entfernung; er betrat willig die entlegensten Pfade; er setzte seine Zwecke durch wie auf einer anstrengenden Turnfahrt. Aber die Intelligenz des Urtheils hielt nicht gleichen Schritt mit dem Willen zur Arbeit. Selbst die äußere Genauigkeit ließ er vielfach vermissen, weil er sich allzusehr auf die, wie er glaubte, sicher erworbene Geschicklichkeit verließ. Man konnte ihn in hohem Alter auf der Berliner Bibliothek Handschriften abschreiben sehen mit unverwandt auf die Vorlage gerichteten Augen und ohne nur Einmal auf seine eigene Schrift hinzusehen; er sagte: 'Ich hab's im Ductus'. Um die deutsche Philologie hat er sich hauptsächlich als Herausgeber verdient gemacht; keine seiner Editionen entsprach dem Ideal von Glätte und Eleganz, welches Lachmann aufstellte; Seltsamkeiten des Ausdrucks und Confusionen des Stils fielen leicht in die Augen; aber seine ausgedehnten Stoffsammlungen waren unentbehrlich, höchst dankenswerth und nützlich; und nur die auffallend rasche Entwickelung der jungen altdeutschen Philologie bewirkte, daß Maßmann so schnell unzulänglich befunden ward. Nicht umsonst hat Jacob Grimm neben Haupt, Hoffmann, Schmeller und Wackernagel auch ihm den vierten Band seiner Grammatik gewidmet. — Für die Germania des

Tacitus schleppte Maßmann ein ungeheures Handschriftenmaterial zusammen, ohne es zu sichten und ohne seinen Collationen die nöthige Zuverlässigkeit zu geben (Quedlinburg 1847). In das Gebiet des Gothischen fallen die Ausgaben der sogenannten Skeireins (München 1834), der Urkunden von Neapel und Arezzo (Wien 1838), die Gothica minora (Haupts Zeitschr. I, 294), des 'Ulfilas' (Stuttgart 1856—57) und dessen Turiner Fragmente (Germania 13, 271). Althochdeutsche Texte bearbeitete er unter andern in den 'Deutschen Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8. bis 13. Jahrhunderts' (Quedlinburg 1839) und in der zweiten Ausgabe der Fragmenta theotisca (Wien 1841); er ließ außerdem Glossen drucken, gab den sechsten Band von Graffs Sprachschatz heraus und lieferte den Index zu diesem Werke. Unsere Kenntniß von der deutschen Litteratur des zwölften Jahrhunderts bereicherte er durch seine 'Denkmäler' (München 1828), seine 'Deutschen Gedichte' (Quedlinburg 1837) und seine an weitschichtiger Gelehrsamkeit reiche Ausgabe der 'Kaiserchronik' (Quedlinburg 1849—53). Aus dem Bereiche der classischen mittelhochdeutschen Poesie hat er Gottfrieds Tristan mit der Fortsetzung Ulrichs herausgegeben (Leipzig 1843). Seine Edition von Ottes 'Eraclius' (Quedlinburg 1843) und sein 'S. Alexius in acht gereimten mittelhochdeutschen Bearbeitungen' (Quedlinburg 1843) erfuhren Haupts berechtigte Kritik. Den Anfängen der deutschen historischen Prosa gilt 'Das Zeitbuch des Eike von Repgow' (Stuttgart 1857), eine jetzt gänzlich überholte Arbeit. Mit der Geschichte des mittelalterlichen Dramas berühren sich 'Die Litteratur der Todtentänze' (Leipzig 1841) und die 'Baseler Todtentänze' (Stuttgart 1847). Ein genaues Schriftenverzeichniß enthält die Selbstbiographie bei A. v. Schaden, Gelehrtes München im Jahre 1834 (München 1834), S. 68—76.

Vgl. Almanach der k. bayr. Akademie der Wissenschaften 1843, S. 156 ff. Prantl, Sitzungsberichte derselben Akademie 1875 I, 272. Bartsch, Germania 19, 377. F. Voigt, Deutsche Turnzeitung 1874, Nr. 33; 1875, Nr. 9 ff. E. Dürre, Kloß' neue Jahrbücher für die Turnkunst 20, 197.

Scherer.

Josef Diemer.

Presse 1869, 22. Juni, Nr. 171.

Es war im November 1064, als eine gewaltige Volksmenge sich die Donau hinab bewegte, durch Ungarn dem gelobten Lande zu; kleiner als ein Kreuzheer (die Kreuzzüge hatten noch nicht begonnen), weit zahlreicher als sonst die Schaaren frommer Pilger: auf 7000 schätzte man die Theilnehmer. Hoch zu Roß zogen sie einher, mit goldenem und silbernem Geräth, im vornehmsten Schmuck der Kleidung und Rüstung: die ersten

Kirchenfürsten des Reiches, der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Regensburg, Bamberg, Utrecht an der Spitze.

In diesem Pilgerzug ertönte zum erstenmal ein deutsches Lied, das der Bamberger Schulvorsteher Ezzo im Auftrage seines Bischofs gedichtet und ein anderer Bamberger Geistlicher in Musik gesetzt hatte.

Das Lied sang von den Wundern Christi, von dem geheimnißvollen Werke der Menschwerdung und Erlösung und gipfelte in einem Preis des heiligen Kreuzes. Es war ein christlicher Hymnus, der sich dreist mit manchem vielgepriesenen lateinischen messen durfte und unter den Zeitgenossen eine ganz außerordentliche Wirkung hervorbrachte.

Von dem Liede Ezzos datirt eine neue etwa hundertjährige Epoche der geistlichen Dichtung in deutscher Sprache. In den fränkischen wie in den österreichischen Gegenden eiferte man dem gegebenen Beispiele nach. Und diese Epoche ihrerseits bereitet jene hohe Entwickelung ritterlicher Poesie vor, deren stilistische Gewandtheit, künstlerische Durchbildung und psychologische Feinheit uns noch heute in Erstaunen setzt.

Nicht dasselbe Lob freilich könnte unser Geschmack durchweg der geistlichen Litteratur des elften und zwölften Jahrhunderts ertheilen. Aber wir beobachten doch, daß ausgebreitete Thätigkeit herrscht, die ihr Publicum gefunden und befriedigt haben muß.

Große Partien des alten und neuen Testaments werden wiederholt bearbeitet, die ersten Bücher Mosis, die Evangelien, die Geschichte der Judith, der drei Jünglinge im Feuerofen. Legenden der Heiligen schlossen sich an. In Österreich dichtete eine Frau Ava mit Hilfe ihrer Söhne vom Antichrist und vom jüngsten Gericht. Andere, theils Männer, theils Frauen, klagten sich in poetischen Beichten dem erbarmenden Gotte und der Fürbitterin Maria gegenüber schwerer Sünden an. Sogar das Glaubensbekenntniß suchte ein Mönch Hartmann dichterisch zu beleben. Und ein anderer, Namens Heinrich, setzte eine Litanei in deutsche Verse um. Ein Priester Arnold brachte gar die wunderlichste astronomische und andere Weisheit mit Anrufungen des heiligen Geistes in eine sonderbare Verbindung und goß das seltsame Gemisch in ein geduldiges Gefäß ungefüger Reime hinein. Wieder andere wendeten sich sittenstreng an ihre Zeit und suchten, zum Theil mit bedeutender rhetorischer Kraft, zu bessern und zu bekehren, von den Wegen der Weltlichkeit und des Lebensgenusses abzurufen und den übermüthigen Sinn auf das Jenseits zu lenken.

Und keine deutsche Gegend hat damals eine so nachhaltige Thätigkeit auf die geschilderte Poesie gewendet, in keiner ist sie so lange, so entschieden, so consequent gepflegt worden, wie in Österreich.

Alle diese mannigfaltigen Geister mit ihren verschiedenartigen Bestrebungen, was ist aus ihnen geworden? Ezzo, Frau Ava, Hartmann, Heinrich, Arnold, wohin sind sie gerathen?

Versunken in den Staub der Bibliotheken. Schon die Zeit unmittelbar nach ihnen wollte nichts mehr von ihnen wissen. Man ergötzte sich an den

alten Sagen von den Nibelungen, von Gudrun, von Dietrich von Bern, an den neuen von König Artur, Parzival, Tristan: der ritterliche Geschmack dominirte. Dann kamen andere Zeiten, andere Interessen, keines aber führte zu jenen alten Dichtern zurück, bis das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert die Liebe zur vaterländischen Vorzeit theils in patriotischem, theils in wissenschaftlichem Sinn wieder erweckte.

Man strebte allmälig ein Bild auch der Litteratur des elften und zwölften Jahrhunderts zu gewinnen. Man fand dies und jenes. Einzelne Kräfte und Leistungen jener alten Epoche traten wieder hervor, nur der Zusammenhang, die innere Gliederung wollte nicht klar werden. Daß in den Bibliotheken österreichischer Klöster noch Manches verborgen liegen müsse, erkannte man bald. Aus Deutschland kamen Graff, Maßmann, Hoffmann, Mone und durchstöberten einige. In Österreich selbst war Karajan mit unermüdlichem Spürsinn thätig. Man durfte meinen, nichts Wichtiges sei mehr zurück.

Und doch lag da in Steiermark ein kleines vergessenes Chorherrenstift, das in einer dunklen Ecke seiner Handschriftensammlung eine Urkunde der geistlichen Poesie bewahrte, mit der sich nichts, was bis dahin aufgefunden war, an wissenschaftlicher Bedeutung messen konnte. Hier schlummerten Ezzo, Frau Ava, Priester Arnold und andere den Schlaf der Verzauberten und warteten auf ihren Erlöser.

Wer war dieser Erlöser?

Es war der Mann, dessen Namen ich über die vorliegenden Zeilen gesetzt habe: Josef Diemer, der am 4. d. M. als Regierungsrath und Director der Wiener Universitäts-Bibliothek gestorben ist, der still und prunklos, wie er lebte, im größeren Publicum wenig gekannt war, der aber weit hinaus über Österreich in der Wissenschaft hoch geehrt und geachtet dastand.

Josef Diemer war von armen Eltern zu Stainz in Steiermark 1807 geboren. In seinem zehnten Jahre verwaiste er, im zwölften verlor er das geringe väterliche Erbtheil, auf welchem seine materielle Existenz beruhte, und war als armer Lateinschüler in Graz, ohne Freund, ohne Hilfe, auf sich selbst angewiesen. Ein Bischen Suppe, das ihm aus der Küche des Franciscaner-Klosters gereicht wurde, oder das Frühstücksbrot eines barmherzigen Mitschülers war oft sein einziges Mittagsmahl.

Aber des Knaben Kraft erlahmte nicht. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß und ein nie nachlassender Fleiß war das Capital, von dem er sich erhielt. Konnte er sich die Schulbücher nicht kaufen, so mußten die wenigen Minuten vor dem Beginne der Lehrstunde genügen, um aus einem entliehenen Buche sich das Nöthige rasch einzuprägen. Seinen Unterhalt gewann er durch Lectionen.

So brachte er sich durch das Gymnasium und legte die damaligen philosophischen und dann die juristischen Studien mit dem besten Erfolge zurück.

Schon als Student begann er seine bibliothekarische Laufbahn an den Bibliotheken des Joanneums und der Universität zu Graz. 1842 kam er als Scriptor an die Wiener Universitäts-Bibliothek, die er seit 1850 leitete.

Diemer war, so weit ich urtheilen kann, ein vortrefflicher Bibliothekar. Er wußte mit einer verhältnißmäßig geringen Dotation ganz bedeutende Resultate zu erzielen. Die Wiener Universitäts-Bibliothek hat in ihren verschiedenen Fächern eine gleichmäßige Vollständigkeit erlangt, mit der sich viele weit reicher dotirte Bibliotheken nicht messen können. Daß sie noch manches zu wünschen übrig läßt, ist kein Wunder. Und vorschnelle Tadler mögen sich um die Größe der Summen bekümmern, über welche man dort zu verfügen hat. Billige Forderungen, die ihm von kundiger Seite zukamen, hat Diemer stets erfüllt, so weit seine Mittel reichten.

Doch ich wollte nicht von dem Bibliothekar Diemer sprechen: dem Gelehrten gelten in erster Linie meine Worte.

Erst in den letzten Dreißiger-Jahren warf sich Diemer auf das Studium der altdeutschen Litteratur. 'Ohne alle Anleitung, ohne Lehrer schritt ich dazu', so erzählte er selbst. 'Wer in ähnlicher Lage gewesen, der weiß, wie langwierig dieser Weg, und mit welcher Mühe und Aufopferung er verbunden ist. Wohl wäre auch ich durch die Schwierigkeiten, die sich mir entgegenthürmten, entmuthigt, von dem Versuche abgestanden, hätten nicht mein fester Entschluß und immer neu erscheinende Werke des Faches meine Thatkraft stets wieder neu belebt und mir die Mittel geboten, alle Hindernisse zu überwinden.

Hierzu trat noch das mit dem Gegenstande eng verknüpfte vaterländische Interesse und die Überzeugung, daß auf diesem bei uns wenig gepflegten Gebiete zuerst eine Ausbeute möglich sei, und daß meine schwachen Kräfte vielleicht ausreichen dürften, da etwas zur Ehre des Vaterlandes und seiner Litteratur zu leisten.

Um dieses ersehnte Ziel zu erreichen, glaubte ich dem Beispiele jener Männer des Auslandes folgen zu müssen, welche unermüdet im Forschen alle Gauen Deutschlands und auch unsere Lande durchsuchten, um die Bausteine zum Dome der altdeutschen Litteratur zu sammeln.

So nahm ich denn, gehörig vorbereitet und mit den vorhandenen Sprach- und Litteratur-Denkmalen vertraut, mein Ränzlein auf den Rücken und wanderte jährlich in den Ferien in Steiermark, Österreich und Kärnten von Archiv zu Archiv, von einem Kloster und Stifte zum anderen, um deren Bibliotheken und ihre Handschriften zu durchsuchen und so wenigstens eine gründliche Nachlese zu halten.

Meine Forschungen waren nicht vergeblich. Gar manches fand ich, was seither in meinen 'Beiträgen zur älteren deutschen Litteratur' zum Theil für die Wissenschaft verwerthet ist. So erfreulich diese Funde auch waren, so treten sie gegen die im Stifte Vorau, die mir das Jahr 1841 bescherte, weit in den Hintergrund. Ich fand nämlich dort nach gewohnter

Durchprüfung schon fast aller anderen Handschriften zwölf größere Dichtungen des elften und zwölften Jahrhunderts von höchster Wichtigkeit.

Es war nun meine Hauptsorge, diese Dichtungen, wie einiges andere, was ich sonst gefunden hatte, ihrer, der Wissenschaft und des Vaterlandes würdig in die Öffentlichkeit zu bringen. Sieben Jahre arbeitete ich Tag und Nacht bei der mir durch den Bibliotheksdienst und meine Lectionen karg zugemessenen Zeit, um die gefundenen Werke ordentlich verstehen und ihre Beziehungen zu dem anderwärts Vorhandenen kennen zu lernen und so der Aufgabe des Herausgebers zu genügen.'

In der That, um den Vorauer Fund, der unter dem Titel 'Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts' (Wien, Braumüller, 1849) erschien, gruppirte sich mehr oder weniger die ganze wissenschaftliche Thätigkeit Diemers.

Und diejenige Eigenschaft, die allein auch wissenschaftliche wie andere Entdeckungen sichern kann, der gründliche nie ablassende Eifer des Spürens und Suchens charakterisirte Diemer durchweg in seinen Arbeiten. Er gab sich nie zufrieden mit dem Vorhandenen und bereits Erlangten. Er grub immer tiefer und tiefer und hörte nicht auf zu graben, bis Wasser kam. Nie hat er das Werkzeug zu früh aus der Hand gelegt, weil sich nicht gleich Früchte seiner Bemühungen zeigten.

Dieses Gefühl der Beunruhigung durch ein wissenschaftliches Problem, das uns nicht schlafen läßt, das uns quält und neckt wie ein ungelöstes Räthsel, das uns die Wahrheit in der Ferne zeigt wie ein Nebelgebilde, das wir nicht erhaschen können, dies führt allein zu bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen. Und dies Gefühl war in Diemer sehr lebendig.

Es that sich nicht leicht genug. Er war stets bereit, das scheinbar schon Festgestellte abermals zu prüfen, um und um zu wenden, und nach neuen Gesichtspuncten der Betrachtung dafür zu suchen.

Dabei war Diemer von reiner und makelloser wissenschaftlicher Gesinnung. Jeder Tadel, der ihn fördern konnte, war ihm willkommen. Es fiel ihm nicht ein, freimüthigen Widerspruch zu mißdeuten. Er warb förmlich um die Äußerung und nähere Darlegung abweichender Meinungen. Ich habe ihn einmal eigens besuchen müssen, um seine letzte Schrift mit ihm eingehend zu discutiren . . .

Und was war nun das Resultat dieses ernst und pflichttreu vollbrachten Lebens?

Eine Summe neuer, wichtiger Wahrheiten, welche für alle Zeiten mit seinem Namen in der ehrenvollsten Weise verknüpft bleiben.

Klingt das nicht pompös genug? Will man fragen: Was ist der Welt damit gedient?

Das Ansehen der Wissenschaft ist in Österreich noch kein so festbegründetes wie anderwärts. Die populäre Anschauung des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die sich in dem Sprichworte: 'Die Gelehrten, die Verkehrten' ausprägte, scheint bei uns noch nachzuwirken. Man schätzt das

Wissen vor allem nach seiner praktischen Verwerthbarkeit. Auch die bloße Verbreitung des Wissens, besonders wenn sie sich vielleicht glänzender äußerer Form bedient, achtet man oftmals höher, als die eigentliche gelehrte Production. Und selbst in wissenschaftlichen Kreisen sollen ähnliche Anschauungen zum Theil sehr hoch hinaufreichen.

Wer aber den Werth der Wahrheit um ihrer selbst willen begriffen hat, wem eine Ahnung innewohnt von dem stillen Glück des einsamen Forschers, dem ein schwieriges Problem in plötzlicher Klarheit sich enthüllt, dem wird auch der Werth des Lebens nicht fraglich sein, das ich hier in wenigen Hauptzügen vorzuführen versuchte. W. Scherer.

George Friedrich Benecke.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1875, Bd. 2, S. 322—324.

Benecke: George Friedrich B., altdeutscher Philolog. Geboren 10. Juni 1762 zu Mönchsroth im Fürstenthum Öttingen, wohin sein Großvater aus Braunschweig gezogen war, erhielt seine Schulbildung in Nördlingen und Augsburg, wo er durch juristische Bücher, Lexika und dergleichen eines gelehrten Oheims zuerst auf die frühere Gestalt der deutschen Sprache aufmerksam wurde. Studirte seit 1780 in Göttingen, Schüler Heynes; seit 1789 an der Göttinger Bibliothek, seit 1805 auch an der Universität angestellt, gestorben 21. August 1844 unverheirathet als Oberbibliothekar und ordentlicher Professor. Er las über Englisch und Altdeutsch. Zu ersterem lud Göttingen besonders ein, er kannte es genau und galt für einen Anglomanen. Das letztere hat wohl Er in den Kreis des akademischen Unterrichtes eingeführt. Seine Ausgaben altdeutscher Dichtungen ('Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Litteratur' I, 1810, 'Bonerius', 1816, 'Wigalois', 1819, dazu später 'Beiträge' II, 1832; mit Lachmann: 'Iwein', 1827) waren die ersten wissenschaftlichen überhaupt. Von vornherein tritt er als gereifter Mann mit sicherem Können auf. Er ist spät productiv geworden, aber seine Arbeiten zeigen stetigen Fortschritt. Mit Bewußtsein sucht er die Methode der classischen Philologie auf die altdeutschen Dichter zu übertragen. Schon 1810 fordert er kritische Berichtigung des Textes. Schon im Bonerius sucht er das Echte aus allen erreichbaren guten Handschriften herzustellen. Er beschreibt die Quellen, aus denen er schöpft, genau, untersucht die Zuverlässigkeit jedes Schreibers, beachtet die verschiedenen Mundarten. Er führt eine vernünftige, wohlüberlegte (Wigal. S. 481) Interpunction ein. Er strebt nach einer gleichförmigen alterthümlichen Orthographie. Er entwirft die ersten Linien der mittelhochdeutschen Metrik. Er stellt die für alle Zeit gültigen Grundsätze der Einrichtung altdeutscher Texteditionen mit Erklärungen auf: er will nicht durch abgerissene Bemerkungen zu flüchtigem Lesen verleiten: 'das Bequemere dem Gründlichen vorziehen bringt kein Gedeihen' (Bon. S. XVI).

In der Textkritik hat Benecke nach dem gestrebt, was sein großer Schüler Lachmann erreichte, zugleich aber diesem die Aufgabe gestellt und zu deren Lösung Wesentliches beigetragen, z. B. die Wichtigkeit der Reime für das Mittelhochdeutsche geahnt, auf speciellem Gebiete die Entstehung der Minnesingerhandschriften aus Liederbüchern der Fahrenden und damit eine Thatsache von großer Bedeutung erkannt. In der Exegese zeigen die Anmerkungen zum Wigalois und Iwein, in der Bedeutungslehre die Wörterbücher zum Bonerius, Wigalois und Iwein (1833) und die von ihm geschaffene Grundlage zu dem großen von W. Müller und Zarncke ausgeführten Mittelhochdeutschen Wörterbuche (vgl. Haupts Zeitschr. I, 39—56) seine unbestrittene Meisterschaft. Anmerkungen und Wörterbuch arbeiten sich natürlich in die Hände. Beim Bonerius kam es zumeist auf die elementarsten Erkenntnisse der mittelhochdeutschen Bedeutungslehre, besonders im Verhältniß zum Neuhochdeutschen an. Schon damals wußte Benecke, daß die Cardinalfragen dort liegen, wo das Wort in der Sprache geblieben ist, aber die Bedeutung sich geändert hat. Beim Wigalois macht sich das Antiquarische besonders geltend: in Wohnung, Kleidung, Lebens- und Kampfweise, Sitte und Anschauung des deutschen Mittelalters soll eingeführt werden. Im Iwein handelt es sich um die intimen Feinheiten des Sprachgebrauches, um ausführliche Darstellung der Partikeln und Hilfszeitwörter, um Syntax und Stil: in der Begriffswelt tritt Moralisches und Psychologisches, Wörter wie êre, muot und dergleichen hervor. Beneckes Exegese ist aus echt historischem, pietätvollem Sinne, aus folgsamster Hingebung und Versenkung entsprungen. Die Sinnes- und Gemüthsart des Autors wird ihm wie eines Mitlebenden gegenwärtig. So trocken und spröde er sich äußerlich geben mochte, die Quelle seiner höchsten Leistungen ist Weichheit und Kunst des Anschmiegens. Der Ausdruck seiner Begeisterung hat leicht etwas Absichtliches und Gemachtes, aber ihr Wesen ist echt. Es schlummerte einige Romantik auf dem Grunde seiner Seele, und den altdeutschen Dichtern widmete er eine tiefe Liebe. Aber zu dem modernen Nachempfinden gesellte sich in ihm die Verstandesbildung des 18. Jahrhunderts, ihr verdankt er die scharfe Sonderung der Bedeutungen, die präcise, schlagende Fassung der Erklärung, worin die Individualität des Wortes jedesmal so merkwürdig zur Geltung kommt. Man darf sagen: das meiste was er lexikalisch behandelte ist ein für alle Mal festgestellt. Generelle Beobachtungen theilt er leider nur gelegentlich mit; aber wo er es thut, sind sie von großer Feinheit, so über die Entstehung der Partikeln und das Verschwinden vieldeutiger, unbestimmter Wörter (Wigal. S. 739), über die Lebendigkeit echt deutscher, die Leblosigkeit entlehnter Wörter (ebend. S. 514); um jener Lebendigkeit gerecht zu werden, verlangt er für ein Gesammtwörterbuch des Mittelhochdeutschen die Anordnung nach Stämmen. Benecke ist recht eigentlich ein Kenner. Er scheint immer mehr zu wissen, als er sagt. Er hat auf seinem Gebiete etwas Classisches. Grimms Grammatik nennt er eine Naturgeschichte der deutschen Sprache und im Wigal. S. 665 spricht er

von einer vergleichenden Anatomie der Sprachen: wir könnten ihn selbst mit einem Naturforscher vergleichen, der von einer Entdeckungsreise heimkehrt und die neugefundenen Arten und Familien beschreibt und bestimmt: so hat er aus der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Poesie in verschiedenen Beutezügen Wörterschätze geholt und eingeheimst. Es ist kein Zufall, daß die Erscheinung dieses Mannes sich an Göttingen knüpft und daß nahe verwandte Mundarten und Sprachen, Süddeutsch, Norddeutsch, Englisch, den Kreis seiner unmittelbarsten sprachlichen Erfahrung ausmachten.

Brockh. Convers.-Lex. der Gegenwart, Leipzig 1838, I, 439 ff. N. Nekr. d. Deutschen XXII (1844), II, 602—604. Scherer, J. Grimm 89 f. 100. 102 f. 106 [Zweite Aufl. 172 ff. 179 f. 186 f.]. Raumer, Gesch. [der germanischen Philologie, Leipzig 1870], 455. 540. Briefe in Pfeiffers Germania XIII, 118—127. Scherer.

Karl Lachmann.

Kleinere Schriften von Karl Lachmann. I. Zur deutschen Philologie, herausgegeben von Karl Müllenhoff. II. Zur classischen Philologie, herausgegeben von J. Vahlen. Berlin 1876. G. Reimer.

Preußische Jahrbücher 1876, Bd. 38, S. 597—604.

Durch die beiden vorliegenden Bände geht allen, welche in deutscher oder classischer Philologie auf Lachmanns Spuren wandeln, ein lange vergeblich gehegter Wunsch endlich in Erfüllung. Moriz Haupt, von dem wir die Sammlung erwarteten, starb dahin, ohne seine Absicht erreicht zu haben. Jetzt verdienen sich Müllenhoff und Vahlen dadurch unseren Dank.

Was der Philologe dem Philologen über das Buch zu sagen hätte, gehört nicht hierher. Aber da ich vor Jahren in diesen Blättern (Bd. XVI, S. 23 ff.*) eine kurze Charakteristik Lachmanns versuchte, so mag es mir vergönnt sein, aus den vorliegenden Materialien das Porträt mit einigen Zügen zu bereichern.

Lachmann ist im Jahre 1851 gestorben, aber er lebt auf die wunderbarste Weise unter uns fort. Er wird geliebt und gehaßt wie ein Gegenwärtiger und Wirkender. Wer gegen Jacob Grimm polemisirt, der thut es mit dem Respect und mit der Seelenruhe, als ob er einem alten griechischen Weisen gegenüberstünde, dem es ganz gleichgültig sein könnte, was wir heutigen kleinen Menschen über ihn dächten. Wer gegen Lachmann polemisirt, der setzt sich sofort in die Positur des gesinnungstüchtigen und unentwegten Kämpfers; und wenn es sich um besonders starke Fälle handelt, wo Hauptthiebe ertheilt werden, so stellt man dem jungen Helden das Zeugniß aus, daß er den Stier bei den Hörnern gefaßt habe. Über Lachmann reden die Abgünstigen stets so, als ob er lächelnd dabeistünde und voraussichtlich keine Antwort geben würde, durch sein bloßes überlegenes

*) In dem Aufsatze über Jacob Grimm: S. 103 ff. des Separatabdruckes (Berlin 1865), S. 180 ff. der zweiten Auflage (Berlin 1885). B.

Lächeln aber doch das ganze Publicum auf seine Seite ziehen könnte. Man ereifert sich gegen ihn, etwa wie ein Abgeordneter der entschiedensten Minorität gegen einen mächtigen und populären Minister, der unterdessen die Zeitung liest oder gemüthlich mit seinen Collegen plaudert.

Wie kommt es, daß man einem ausgezeichneten Gelehrten nicht die wohlverdiente Grabesruhe gönnt? daß man ihm gleichsam nach seinem Tode noch das undankbare Amt eines verantwortlichen Ministers der Philologie in Deutschland aufnöthigen möchte?

Die merkwürdige Erscheinung wird wohl verschiedene Gründe haben. Der Hauptgrund liegt jedenfalls in Lachmanns eigener Persönlichkeit. Er imponirt durchaus. Er hat etwas vornehm Abgeschlossenes; dabei etwas erschreckend Makelloses. Man traut ihm wenig Erbarmen zu, wenig Nachsicht mit fremden wie eigenen Fehlern. Man fürchtet ihn, auch wenn man ihn liebt. Ein philologischer Nachwüchsling kann vor ihm einen Schrecken bekommen, wie ein sündiger Enkel, der sich plötzlich vor dem Bilde eines tugendhaften gestrengen Ahnen sieht. Lachmann hat eine sichere stolze Art, diese oder jene mögliche Ansicht ohne Angabe von Gründen als 'ungereimt' oder 'verkehrt' zu bezeichnen, daß man nicht nachträglich derjenige sein möchte, dem es gilt.

Stolz aber ist eine Eigenschaft, die nie vergeben wird. Auch ein Todter muß den Haß aller derer dulden, welche ihm zutrauen, daß er sie im Leben achtungslos behandelt haben würde. Und Lachmanns Stolz wirkt darum so erregend, weil man ihn nicht etwa auf Herrschsucht oder andere unlautere Motive zurückführen kann. Es war ihm heiliger Ernst um die Wahrheit. Auch seine erbittertsten Gegner werden ihm im Innersten ihres Herzens nicht leichtsinnige Behauptungen zutrauen. Jedes Wort, das aus seiner Feder kommt, macht den Eindruck des Echten, des mühsam Erworbenen und aus einer starken Überzeugung Geflossenen. Er ist kein Gegner, der mit einer leichten Handbewegung beseitigt wird; und wer sich an ihm vorbeidrücken möchte, der fürchtet, daß er gewaltig hinterdrein kommen könnte.

Die in den vorliegenden Bänden wieder abgedruckten Recensionen zeigen ihn manchmal entsetzlich streng. Aber überall merkt man das gewissenhafteste Streben nach Gerechtigkeit. Einem offenbar unsympathischen Manne wie v. d. Hagen zollt er die Achtung, die er ihm schuldig zu sein glaubt. Den offenbar sympathischen Koberstein und Rosenkranz sagt er schonungslos die Wahrheit. Selbst das grausame Strafgericht über Mone hat einen versöhnlichen Schluß, der den Betroffenen selbst überzeugen konnte, daß nicht persönliche Animosität wider ihn zu Felde liege, sondern Eifer für die Sache. Ganz ebenso finden wir ihn in den Schriften zur classischen Philologie, namentlich in den herrlichen Tibull-Recensionen, welche überhaupt einige der feinsten Seiten seines Wesens enthüllen.

Ich enthalte mich nicht, eine Stelle anzuführen, worin der Cultus der scheinlosen Wahrheit ebenso entschieden zu Worte kommt, wie sein lebhafter

Patriotismus. Er redet auf Anlaß einer französischen Übersetzung des Tibull über den gesunkenen Geschmack des französischen Volkes (Bd. II, S. 142): 'Das reine Gefühl für das Große und Schöne, das in ihm noch war, haben die Greueltage des Freiheitsschwindels erstickt. Die Wissenschaft ist untergegangen und der Charakter hat sich von Grund aus umgewandelt. In dem harten Joche gerechter Sclaverei verlernte nicht nur das entartete Geschlecht die Sprache der Wahrheit und der Natur vollends, sondern es kam auch sogar dahin, sie aus Überzeugung zu verhöhnen. Der leere Sinnenkitzel, den man durch immer neue Mittel in ihm zu erhalten suchte, um es über sein politisches Elend zu verblenden, ist ihm der Abgott geworden. Schreibet in edler Einfalt: man liest euch nicht; versteht ihr aber in den Schwall hochtrabender, aufs höchste geputzter Redensarten spielenden Witz, scharfe Gegensätze, glänzende Bilder, auserlesene Spitzfindigkeiten einzukleiden: ihr seid ein Schriftsteller von gutem Geschmacke. Doch sprechen sie noch, die Dummstolzen, von Griechen und Römern, aber nicht ein Theilchen des römischen und griechischen Geistes ist unter ihnen verbreitet; sie kennen nicht einmal die Werke, die nach dem Willen des Schicksals das Palladium aller wahren geistigen Cultur ewig sein sollen.'

Durch die letzten Worte legt Lachmann zugleich ein Zeugniß ab für die ästhetische Gesinnung, mit welcher die Begründer der altdeutschen Philologie an ihre Aufgabe gingen. Sie waren weit entfernt von jener dünkelhaften Überschätzung des heimischen Alterthums, zu welcher man die Gegenwart verführen möchte.

Die angeführte Stelle ist 1816 geschrieben[1]): 1815 stand Lachmann gegen Napoleon zu Felde, und das erklärt den leidenschaftlichen Ton. Sachlich war das nationale Selbstgefühl der Deutschen damals berechtigt: heute wäre es Überhebung. Man lese wie Lachmann S. 124 über Vossens Verdienste um die deutsche Metrik spricht, die bereits übertroffen seien: 'In wenigen Jahren haben wir Deutsche bedeutende Fortschritte in der Ausbildung unseres Zeitmaßes und in der Vervollkommnung unserer ganzen Verskunst gemacht. Das Ohr ist feiner geworden und erträgt nicht mehr, was es vor einem Jahrzehnd ertrug. Es bedarf nur noch eines Schrittes, nur noch des Vorganges eines großen Meisterwerkes, und unsere deutsche Zeitmessung ist für alle Jahrhunderte geregelt.' Ach die seligen Zeiten, in denen man solche Hoffnungen hegte, in denen die deutsche Verskunst eine ernste und wichtige Angelegenheit war, um die sich ernsthafte gelehrte und gebildete Männer sorglich bemühten. Wer denkt jetzt noch an deutsche Verskunst! Und wie schlecht sind die deutschen Verse geworden! Wenige wissens und fühlens, und den meisten von ihnen ist es gleichgültig. Vielleicht, weil doch nun das Sinken des deutschen Geschmackes auf Einem Gebiete vor Augen liegt, vielleicht besinnt man sich, daß der Geschmack in allen Künsten solidarisch ist; daß man nicht die brotlosen Künste vernach-

---

[1]) Allerdings erst 1826 gedruckt, s. M. Hertz, Karl Lachmann, Beilagen XXXI, Anm.

lässigen darf, wenn man die broteinbringenden heben will; und daß die Grundlage eines geläuterten Geschmackes die classische Bildung ist. Die classische, die griechische Bildung, d. h. der Sinn für die unschuldige Schönheit der hellenischen Dichtung und Kunst; nicht, was jetzt auf unseren Gymnasien mehr und mehr sich ausbreitet, die Aneignung todter Kenntnisse von griechischer Sprache, Litteratur, Geschichte und Alterthümern, das Tractiren der Grammatik als Selbstzweck, dieses ganze äußerliche Treiben, das uns die Philologie escamotiren möchte, um die Sprachwissenschaft an ihre Stelle zu setzen: so daß die Philologie ihre Heimat bald nur noch in den Hörsälen der Archäologen haben wird.

Mit welcher Feinheit redet Lachmann S. 155, 156 über die Auslegung lateinischer Gedichte! Er unterscheidet seine Weise von der seines Freundes Dissen: er lasse Anfangs das Kunstgefühl walten, Dissen den Kunstverstand. Und wie bewährt er dieses Kunstgefühl sogleich! Die Übung kunstmäßiger Interpretation scheint mehr und mehr aus der Mode zu kommen, und das Kunstgefühl wird ebenso wenig gepflegt wie der Kunstverstand, wenn ich nach den Erfahrungen urtheilen darf, welche ich Jahr für Jahr über die Unfähigkeit akademisch gebildeter junger Männer mache, auch nur das einfachste deutsche Gedicht angemessen und sinnvoll zu erklären.

Lachmann hat schriftlich nur einige wenige bedeutende Proben seiner Interpretationskunst gegeben. Er besaß die wichtigste Vorbedingung dazu in hohem Maße: den hingebenden, weichen, anschmiegsamen, ehrfürchtigen Sinn. Das philologische Talent entspringt aus der Tiefe seines menschlichen Charakters.

Man hat darüber gespottet, daß in der trefflichen Biographie Lachmanns von Martin Hertz das Wort 'sittlich' so oft vorkomme. Es entspricht dies aber durchaus Lachmanns eigener Art, Menschen und menschliche Leistungen zu beurtheilen. Das vorliegende Buch ist voll von Zeugnissen dafür. Der 'Eifer für die Wahrheit und wider den Schein' durchzieht schon die frühesten Recensionen, wie er nachher in der Vorrede zum Iwein als die höchste Forderung an den Gelehrten auftritt. Immer sind es sittliche Eigenschaften, die Lachmann rühmt oder die er vermißt. Harte Worte fallen gegen das 'blinde Rathen', gegen den 'sogenannten Scharfsinn, der ohne Fleiß und Streben nach Wahrheit mit trüglichem Schein prunket'. Auch die Bezeichnung 'unredlich' scheut er gelegentlich nicht. Das 'Opfer der strengsten Arbeit' fordert er von einem Herausgeber des Nibelungenliedes. 'Fehler — sagt er — wollen wir uns alle, denke ich, gerne nachweisen lassen, aber nicht Trägheit und Anmaßung. Gott erlöse uns von denen, die es blos gut meinen und weder Gutes thun noch gut thun wollen.' Es liegt ein furchtbarer Ernst in Äußerungen wie diese: 'Darum ist es Pflicht der Redlichen, jedem Unfuge zu steuern, die Mitlebenden vor dem Fluche der Nachwelt zu warnen, der wir, durch unnützes verkehrtes Treiben, die Arbeit, die uns befohlen war, aufladen.' Oder diese: 'Die Achtung der Edlen ist, auch ohne Lobpreisen, zu gewinnen durch Tüchtig-

keit; die Achtung des Pöbels erwirbt man durch unablässiges Schreien, Großthun und scheinbar geistreiches Wesen.' Auch sein Haß gegen die Symbolik und ihre Mythendeutung nimmt eine sittliche Wendung: 'Beklagenswerth ist, wer in gutem Glauben auf solchen Abwegen der Forschung irrt, aber wehe, wer sich hochmüthige Sicherheit und trügliche Künste zu Begleiterinnen wählt! Ihn treffe Verachtung, bis er der schnöden Gesellschaft Urlaub giebt und umkehrt zur Wahrheit und Redlichkeit.'

Ich kann sehr gut verstehen, wie Lachmann zu solchen Äußerungen gekommen ist. Aber ich bedaure, daß er sie nicht unterdrückte. Er hat dadurch ein Vorbild gegeben, das leicht zur Ungerechtigkeit verführen kann. Wer sehr starke, in gewissenhafter schwerer Arbeit errungene Überzeugungen besitzt, wird nur zu leicht geneigt sein, einem widerstrebenden Gegner das Schlimmste zuzutrauen, was man einem Gelehrten nachsagen kann, daß er gegen eigenes besseres Wissen der Wahrheit nicht die Ehre geben wolle. Und doch wird dieser Fall, wie ich glaube, in Wirklichkeit sehr selten vorkommen. Meist sind mangelhafte Bildung oder Methode, geringer Verstand, uncontrolirte Vorurtheile und unbewußter Einfluß der Eigenliebe, der persönlichen Zu- und Abneigung vollkommen ausreichende und sogar überwiegend wahrscheinliche Erklärungsgründe für solche Phänomene. Ich würde bei einem obstinaten Gegner niemals bösen Willen voraussetzen, um nicht seinem Verstande zu viel Ehre zu erweisen. Und sich über schlechte Leistungen sittlich ereifern, mag in vielen Fällen sehr natürlich sein, in den meisten ist es sehr unklug, weil dann ein geschickter Widersacher sofort und mit Erfolg das Publicum an den höchst bestreitbaren aber stets wirkungsvollen Satz erinnern kann: 'Wer heftig wird, hat Unrecht.'

Ich glaube nun, daß Lachmann wiederholt in seinen Beurtheilungen sittliche Begriffe angewendet hat, wo sie nicht hingehören, daß er Trägheit und Arbeitsscheu zu finden glaubte, wo nur ungeschulte Vielthätigkeit; Eitelkeit und Prahlerei, wo nur regelloses Phantasiren vorlag.

Es kann noch heute einem unverdrossenen und bescheidenen Forscher begegnen, daß in einer erregten Stunde die Wolken, die uns umhüllen, wie von selbst zu zerreißen scheinen und daß er auf einen Blick die tiefsten Geheimnisse zu erfassen meint: voll Begeisterung theilt er seine Entdeckungen mit: und über Jahr und Tag stellt sich heraus, daß alles oder vieles Täuschung war. Wie leicht mußten junge strebsame Gelehrte solchen Gefahren unterliegen in den Tagen der intuitiven Methode! Die Welt ist voll Räthsel: sollte zu ihrer Lösung die ehrliche Arbeit allein genügen? sollte nicht manchmal ein glücklicher Moment und verwegenes Rathen mehr dabei helfen? Lachmann würde das gewiß nicht in Abrede stellen, plötzliche Erleuchtungen haben auch ihm den Weg gewiesen, wie jedem großen Gelehrten. Aber er wußte, daß wir nicht fliegen können, daß viele scheinbar ebene Wege in den Sumpf führen und daß nur ruhig zähe Ausdauer, die sich selbstlos und zielbewußt durch das Gestrüpp durcharbeitet, jene Erleuchtungen wahrhaft nutzbringend machen kann. Diese Erkenntniß verlangte er von

allen seinen Fachgenossen auch. Aber wenn sie irgendwo fehlte, in einer Zeit wissenschaftlicher Gährungen und Neubildungen irgend einem Anfänger fehlte: brauchte er darin mehr zu sehen als eben Mangel der Erkenntniß?

Daß Lachmann dabei nicht hochmüthig war, daß er nicht seine Art die Dinge zu behandeln für allein berechtigt hielt, dafür giebt es mehr als einen Beweis. Stets hat er mit Bewunderung und Verehrung zu Jacob Grimm aufgeblickt, der den Muth des Fehlens zu den Tugenden des Gelehrten rechnete. Achtungsvoll hat er sich mit Gervinus auseinandergesetzt, über den heute allerhand kleine Leute theils vom philologischen theils vom litteratischen Standpuncte, ihrer eigenen Trefflichkeit froh, mit überlegener Miene geringschätzig zu reden wagen. Die schuldige Anerkennung zollt er auch dem Freiherrn von Laßberg und vertheidigt dem Andersgesinnten gegenüber seine textkritischen Leistungen, als ob er dafür Nachsicht brauchte. Über den Dilettantismus spricht er ein gerechtes Wort, das sich von dem 'Kampf gegen den Dilettantismus', den heute die Halbgelehrten und Handlanger mit vielem Pochen auf echte Wissenschaftlichkeit zu ihrer eigenen Erbauung führen, vortheilhaft unterscheidet. 'Uns sind auch bloße Liebhaber sehr willkommen — erklärt er — wenn sie bescheiden Einzelnes bemerken, wenn sie Hilfsmittel aus Handschriften oder aus entlegeneren Fächern der Gelehrsamkeit zutragen.'

Soll diese mildere Auffassung, die jedem sein Recht giebt, nur dem guten Willen des Urtheilenden überlassen bleiben? Sollte es nicht möglich sein, dafür allgemeine Grundsätze aufzustellen? Daß unser Recensirwesen nicht in Blüte steht, ist bekannt. Wenn man eine objective Analyse deutscher Bücher zu lesen wünscht, so muß man sie oft in der Pariser Revue critique suchen. Niemand kann wissenschaftliche Bücher kritisiren, wenn er nicht von einem Idealbilde des Gelehrten ausgeht, woran er den einzelnen Mann und die einzelne Leistung mißt. Aber unsere Recensenten construiren sich ihr Ideal meist ganz roh und naiv nach ihren eigenen, vielleicht sehr geringen Fähigkeiten. Worin sie selbst sich stark glauben, das verlangen sie von andern; worin sie selbst sich schwach fühlen, das erklären sie für unnöthig oder verkehrt. Ein wissenschaftlicher Handwerker, der sich mühsam die vorhandenen und erlernbaren Kunstgriffe und Methoden angeeignet hat, wird wenig Verständniß dafür besitzen, wenn jemand diese Methoden zu erweitern sucht. Ein roher Empiriker wird über metaphysische Träumereien klagen, wenn jemand über den Wust einzelner Thatsachen hinaus nach Generalisationen strebt. Ein schwerfälliger oder geschmackloser Fach-Scribent wird denjenigen für einen 'Journalisten' erklären, der die Resultate seiner Forschungen allgemein verständlich darstellt.

Jeder Beruf hat seine Special-Ethik. Auch für den Gelehrten giebt es eine besondere Güter- und Pflichtenlehre. Fleiß und Wahrheitsliebe, die Lachmann immer betont, sind allerdings nothwendig. Aber sie sind Pflichten so elementarer Natur, wie die Gebote 'du sollst nicht tödten' und 'du sollst nicht stehlen'. Näher streift Lachmann an die Forderungen, die ich

meine, wenn er von der Arbeit spricht, 'die uns befohlen war'. Jede Generation, jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben, und aus der Vergleichung dieser Aufgaben mit der individuellen Leistungsfähigkeit ergeben sich die Pflichten des Einzelnen. Wer sich in einer leitenden Stellung befindet und diejenigen, auf die er Einfluß hat, zu falschen Aufgaben verlockt, der lädt eine schwere Verantwortung auf sich. Aber auch wer selbst nur treibt, wozu er gerade Lust hat, was ihm gerade Spaß macht, der ist ein Egoist und versäumt seine Pflicht gegen die Wissenschaft. Es giebt eine Rangordnung unter den Problemen, und wer die höheren, für die er begabt ist, bei Seite läßt, um sich an den niedrigen wohlfeile Lorbeeren zu sichern, der ist nicht bescheiden, sondern ein Verschwender des ihm anvertrauten Gutes oder ein Feigling. Auch Fragen, wie die, ob es unter Umständen erlaubt oder geboten sei, Resultate ohne Beweis zu publiciren, oder unfertige Untersuchungen der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, oder blos Probleme zu stellen, oder auf andere Weise die Fachgenossen anzuregen, anstatt direct die Wissenschaft durch neue Wahrheiten zu bereichern, — alle solche Fragen sind einer allgemeinen Erörterung fähig, die Entscheidung aber kann nur aus dem jeweiligen Stande der Wissenschaft entnommen werden.

Die großen Begründer der deutschen Philologie, Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, Benecke, Lachmann, haben ihre Pflicht auf bewunderungswürdige Weise erfüllt. Jeder hat das seinen Kräften angemessene Gebiet gefunden und den Nachfolgern ein mächtiges Stück vorgearbeitet. Haben die Nachfolger ihrerseits nichts versäumt?

Ich müßte weit ausholen, um diese Frage zu beantworten. Aber ich kann mir nicht denken, daß alles in Ordnung ist, wenn über einen Gelehrten, wie Lachmann, die Ansichten so weit auseinandergehen, daß er von der einen Seite als der Begründer der altdeutschen Textkritik und Metrik verehrt wird, dessen Editionen als schwer erreichbare Muster gelten, während ihm die andere Seite auf allen wesentlichen Puncten Irrthümer, Willkür, falsche Methode und falsche Resultate nachweisen zu können glaubt. Wenn ein solcher Streit unentschieden schwebt, so muß die Entscheidung wohl auf einem Gebiete liegen, das man noch nicht betreten hat, und das auch mit der gewöhnlichen Routine gar nicht zu erreichen ist. In der That sind alle Streitfragen, welche wir jetzt mit Lachmanns Namen vorzugsweise verknüpft sehen, ganz allgemeiner Natur und keineswegs der classischen oder deutschen Philologie eigenthümlich. Die Entscheidung über die höhere Kritik der Homerischen Gedichte oder des Nibelungenliedes liegt in der vergleichenden Poetik, welche die Natur des Epos und die Natur dichterischer Production überhaupt zu untersuchen hat. Die Entscheidung über die Methode der Textkritik liegt in einer Untersuchung, welche die in der Überlieferung litterarischer Werke möglichen und nachweisbaren Veränderungen auf Gesetze zurückführt und diesen Gesetzen gemäß das vermuthlich Entstellte von dem vermuthlich Echten abzusondern versucht. In beiden Fällen aber ist es

nothwendig, sich über die sogenannte exacte Feststellung einzelner Thatsachen zu erheben und etwas mehr philosophische Neigungen mitzubringen, als unter den Philologen jetzt üblich ist. Sollte es nicht auch zu der Berufsmoral des Gelehrten gehören, daß er über die Berechtigung der Methoden theoretisch im Klaren sei, mit denen er zu arbeiten versucht? Die Forderung wird innerhalb der Geisteswissenschaften so selten erhoben, daß es dem Einzelnen kaum zum Vorwurfe gereichen kann, wenn er ihr nicht genügt. Hierin auf Besserung hinzuwirken, Lachmanns Methode theoretisch auszubilden oder umzubilden, das weiße Blatt endlich zu füllen, welches die Logik und Wissenschaftslehre für uns offen hält, das wäre die schönste und würdigste Art, Lachmanns Gedächtniß zu feiern.

Straßburg, 11. November 1876. Wilhelm Scherer.

Karl Lachmann.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1883, Bd. 17, S. 471—481.

Lachmann: Karl L., Philolog. Er wurde am 4. März 1793 zu Braunschweig geboren als der Sohn eines aus der Altmark stammenden Predigers, dessen Vorfahren seit lange im protestantischen Pfarrdienste gestanden hatten. Der Vater war theologischer und pädagogischer Schriftsteller, auch ein wenig Dichter und praktischer Pädagog, gegen seine Kinder streng und hart, immer auf das Lehrhafte und Nützliche bedacht, der freieren Bildung abgeneigt. Die Mutter, eine geborne v. Löben, starb ehe der Sohn das zweite Jahr erreicht hatte. Lachmann machte unter der Leitung des Vaters schnelle Fortschritte; schon im achten Jahre kam er auf das Gymnasium (das Katharineum, das unter der Leitung Heusingers blühte) und verließ es im Frühjahr 1809, um zunächst ein Semester lang in Leipzig Theologie zu studiren und nebenbei ein philologisches Colleg bei Gottfried Hermann zu hören, dann vom Herbst an in Göttingen mit wachsender Vernachlässigung der Theologie und zuletzt ausschließlich unter Heyne, Mitscherlich, Wunderlich und Dissen sich der classischen Philologie zu widmen. Heyne galt ihm und seinen Genossen, unter denen Bunsen, Ernst Schulze, Klenze, Brandis hervorragten, als halb veraltet; Dissen zog sie am meisten an; die romantische Freude an den fremden modernen Litteraturen führte sie zu Shakespeare, Calderon u. a. Lachmann speciell trieb eifrig Italienisch und Englisch und empfing aus Beneckes Vorlesungen über altdeutsche Dichter eine Anregung fürs Leben. Sich in deutschen Versen zu versuchen, lag einem jungen Manne, dem Rhythmus und Reim leicht wurden, damals sehr nahe, auch wenn sein poetisches Talent im Übrigen nicht weit reichte. Lachmann verfaßte fromme Gesänge im Tone des altprotestantischen Kirchenliedes, feierte die Reformation im Stile des Hans Sachs, dichtete patriotische Strophen wie Körner und Schenkendorf und griff gerne zum

Sonett, um persönliche Stimmungen und Verstimmungen zum Ausdruck zu bringen. Er hat später auch Übersetzungen von Shakespeares Sonetten (1820) und von Shakespeares Macbeth (1829) drucken lassen, welche durch allzu genauen Anschluß an das Original gehemmt waren. Seine patriotische Gesinnung führte ihn im Frühling 1815 unter die Waffen; aber er kam nicht an den Feind. Vorher hatte er sich in Göttingen habilitirt; indessen ging er, sobald das Detachement freiwilliger Jäger, dem er angehörte, aufgelöst war, nach Berlin, wo er die Prüfung für das höhere Schulfach ablegte, eine Stelle am Friedrich-Werderschen Gymnasium erhielt und sich im April 1816 an der Berliner Universität mit der berühmten Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" habilitirte. Aber auch in Berlin hielt er zunächst keine Vorlesungen: er kam noch im Sommer desselben Jahres auf eine bessere Schulstelle nach Königsberg, die er 1818 mit einer außerordentlichen Universitätsprofessur vertauschte. Seine Vorlesungen griffen wie seine einstweilen noch spärliche litterarische Thätigkeit in die deutsche und in die classische Philologie ein. Nach beiden Seiten hin zu wirken wurde auch bald in Berlin sein Beruf, dem er mit unermüdlicher Pflichttreue, weithin angesehen und gefürchtet, bis zu seinem Tode am 13. März 1851 nachlebte: 1825 war er auf seinen Wunsch an die Berliner Universität versetzt worden; 1827 erhielt er die Ernennung zum Ordinarius; seit 1829 leitete er die lateinische Abtheilung des philologischen Seminars; seit 1830 gehörte er der Akademie der Wissenschaften an. 15 Jahre lang war seine häusliche Existenz in Berlin eng mit der seines Freundes Klenze verbunden; als dieser starb, begann für ihn wieder ein zum Theil unbehagliches Junggesellenleben, das sich aber durch den lebhaften Verkehr mit vielen ausgezeichneten Männern und durch den fruchtbaren Contact mit jüngeren Genossen und Schülern innerhalb wie außerhalb Berlins schön ergänzte. Er war im Grunde seines Wesens ein einfacher, frommer, treuer und warmer Mensch, der sich das Zutrauen und die Liebe derer erwarb, die ihm wirklich nahe traten. Aber eine gewisse Schärfe verleugnete sich nirgends und konnte leicht verletzen. Die kritische Begabung, auf der seine wissenschaftliche Größe ruhte, machte sich fortwährend auch im Leben geltend. Wie er in friedlichster Geselligkeit am Necken, Höhnen und Spotten seine Freude hatte, so war er im bittersten Ernst ein schonungsloser Tadler und Verfolger dessen, was er für falsch und unerlaubt hielt. Der philologische Herausgeber, der das Echte zu suchen und auf Correctheit zu bringen, gegen die Trägheit, die Willkür, den Leichtsinn alter Schreiber und moderner Setzer unermüdlich zu kämpfen hatte, eiferte überall für die Wahrheit und wider den Schein, für correcte Haltung und gewissenhafte Methode im Forschen und Leben. Den stets wachen Verstand, die gründliche Vorbereitung, das besonnene Urtheil, das ihm eigen war, hielt er für so selbstverständlich und jedermann zugänglich, wie richtiges Lesen und Schreiben; und wo er diese Eigenschaften vermißte, schloß er daher auf sittliche Mängel, die er niemals verzieh. Er glaubte Trägheit und Arbeits-



scheu zu finden, wo vielleicht nur ungeschulte Vielthätigkeit; Eitelkeit und Prahlerei, wo vielleicht nur regelloses Phantasiren vorlag. Aber diese Einheit des moralischen und des intellectuellen Menschen, dem die Besonnenheit der Forschung als heiligste Pflicht erschien, gab seiner Persönlichkeit eine großartige Geschlossenheit, seinen Leistungen eine vollendete Sauberkeit, seinem Beispiel eine hohe erziehende Kraft, die noch heute unter uns fortwirkt. Er hatte das Selbstgefühl eines Mannes, der es mit der Aufgabe, die ihm übertragen, nie leicht genommen und auf seinem strengen Wege große Erfolge errungen hat. Aber er war doch fern von der Überhebung, als ob seine Art die einzig erlaubte; er beugte sich vor der Genialität Jacob Grimms, wie dieser seinerseits die Überlegenheit seines Freundes auf dessen speciellem Gebiete willig anerkannte. 'Er war zum Herausgeber geboren', sagte er in seiner akademischen Gedächtnißrede auf Lachmann: 'Seines gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen.' Alle Feinheit des poetischen Nachempfindens, alles Stilgefühl, alle Aufmerksamkeit auf Silbenmaß, Rhythmus und Reim, alles vielseitige Interesse an der classischen, mittelalterlichen und modernen Litteratur, wie es die Romantik pflegte, und dazu die neue Methode der historischen Schule, wie sie theils auf der Philosophie der Aufklärung, theils auf der im Gegensatze zur Aufklärung gekräftigten Ehrfurcht vor der Vergangenheit beruhte, dieses alles stellte er in den Dienst der kritischen Philologie.

Er begann seine ruhmvolle Thätigkeit mit einer Edition des Propertius, welche 1816 erschien; und gleich in diesem ersten Werk bewies er sich als einen Bahnbrecher: er suchte nicht einen möglichst glatten, sondern einen möglichst echten Text zu liefern. Wie man um dieselbe Zeit anfing, innerhalb der Quellen unserer geschichtlichen Kenntnisse zwischen gleichzeitigen und späteren, ursprünglichen und abgeleiteten zu unterscheiden und die Zeugen nicht zu zählen, sondern zu wägen, so ging auch Lachmanns Bestreben dahin, sich nicht von der oft erdrückenden Masse vorhandener Manuscripte eines alten Autors imponiren zu lassen, sondern seine Kritik nur auf diejenigen zu gründen, welche in der That Überlieferung und nicht etwa die eigenen Einfälle eines gebildeten Schreibers, die glücklichen und unglücklichen Verbesserungen italienischer Humanisten darbieten, und weiter die erkannte Überlieferung zwar mit gebührendem Respect, aber auch mit rücksichtsloser Schärfe und auf Grund einer umfassenden Erforschung von Sprachgebrauch und Metrik des Dichters zu prüfen, vor offenkundigen Verderbnissen die Augen nicht zu schließen, ihre Heilung mit allen Mitteln zu erstreben, aber auch die Kunst des Nichtwissens, wo es nöthig, zu üben. Während er in dieser ersten Ausgabe, nicht ohne Kühnheit, einen lesbaren Text herstellen wollte und einen kritischen Commentar beifügte, gab er 1829 einen neuen Abdruck der Properzischen Elegien, welcher lediglich den Stand der Überlieferung darlegen sollte; und gleichzeitig leisteten Ausgaben des Catullus und Tibullus diesen Dichtern den gleichen Dienst: beim Catull suchte er die verlorene Veroneser Handschrift wieder herzustellen, aus der

alle vorhandenen Abschriften geflossen sind: beim Tibull legte er ein ähnliches Verhältniß klar, nur daß von einem bestimmten Punct an eine zweite gleichfalls verlorene und unvollkommen bekannte Handschrift hinzutritt (vgl. Kleine Schriften 2, 146). Mit gleichem Scharfsinn drang er überall in die Geschichte der Überlieferung ein, welche stets eine Geschichte der allmäligen Verderbniß ist; und wie er für die kritische Regel das schärffste Verhör aller Zeugen verlangte, so für die grammatische die vollständige Induction: beide Forderungen hat er gegenüber Gottfried Hermann schon 1818 entschieden ausgesprochen (Kleine Schriften 2, 2; 7). Neben dieser charakteristischen Grundrichtung steht seine Conjecturalkritik in zweiter Linie, obgleich er sie mit dem größten Glücke leicht und sicher übte. Der neugefundene griechische Fabeldichter Babrius reizte ihn und einige Freunde zur Emendation und zu einer rasch gefertigten Ausgabe (1845); er führte ihn zum Studium des römischen Fabulisten Avianus, der zum Theil aus Babrius schöpfte; dessen Überlieferung ward erforscht, sein Zeitalter bestimmt und ein neuer Text gedruckt (1845). Ein anderer lateinischer Dichter aber, Lucretius, offenbarte Lachmanns kritische Meisterschaft am glänzendsten: auch hier schien sich ein überraschend genaues Bild von der Geschichte der Überlieferung zu ergeben, und die Verbesserung erfolgte auf Grund ausgedehnter Studien in der gesammten römischen Litteratur, von welchen ein ausführlicher Commentar durch zahlreiche, subtile Bemerkungen über Einzelheiten der Metrik und des Wörterbuches, über Lautlehre und Orthographie, Formenlehre und Syntax sowie durch viele Emendationen zu anderen lateinischen Autoren ein beredtes Zeugniß ablegte. Nebenbei ward eine Edition der Fragmente des Satirikers Lucilius bald fertig, die aber erst 1876 durch Vahlens Bemühung ans Licht trat. Den römischen Grammatikern hatte er seine Aufmerksamkeit vorlängst zugewendet, insbesondere den Terentianus Maurus schon 1836 behandelt und in die Kritik des M. Terentius Varro ein neues folgenreiches Princip eingeführt (Kleine Schriften 2, 164). Die Texte der römischen Feldmesser, die er mit Bluhme und Rudorff edirte (Bd. I 1848, Bd. II unter Mommsens Betheiligung 1852), sind durch ihn erst lesbar und aus einer unglaublichen Verderbniß herausgearbeitet worden, obschon seine Gleichgültigkeit gegen ihren Inhalt noch manche Fehler verschuldete; und während er sonst sehr knappe Rechenschaft von seinem Verfahren ablegte, auch wohl nur das Resultat hinstellte und die Gründe zu finden dem Leser selbst überließ, gab er hier eine frische, lebhaft geschriebene Auseinandersetzung, der man die Freude des Findens und Entdeckens, des allmäligen mühsamen, aber siegreichen Vordringens anmerkt. Die Kritik der römischen Rechtsquellen hat er mehrfach, insbesondere in seinem reizenden Versuch über Dositheus (1837) und seinen durch tactvolle Auswahl des Bleibenden unter den Leistungen der Vorgänger noch mehr als durch eigene Observationen und Vermuthungen ausgezeichneten Editionen des Gaius (1841, 1842) gefördert. Und wie er durch die kritische Herstellung der Feldmesser einen Wunsch Niebuhrs erfüllte, so betheiligte sich Lachmann auch durch

die Ausgabe des Genesius (1834) an einem anderen Unternehmen, das Niebuhr ins Leben rief, an der großen Sammlung byzantinischer Geschichtschreiber. Griechische Profantexte hat er sonst, abgesehen vom Babrius, nicht edirt: sein eindringendes Studium der Tragiker war nicht auf Editionen berechnet. Wohl aber widmete er dem Neuen Testamente, dem Originaltexte wie der lateinischen Übersetzung des Hieronymus, jahrelange Sorgfalt. Und wie er im Verkehr mit Schleiermacher die Grundsätze feststellte, denen er folgen wollte, so war es ihm nicht blos ein Bedürfniß des philologischen Kritikers, sondern ein Bedürfniß des frommen Herzens, auch hier die späte Willkür zu beseitigen und zu den Grundlagen der Überlieferung vorzudringen. Er glaubte nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der christlichen Gemeinde zu dienen, wenn er es unternahm die Textgeschichte des Neuen Testamentes zu erforschen und nach festen Principien, unbekümmert um die recipirte Lesart, einen neuen Text darauf zu gründen. Aber eben weil es sich um die heiligen Schriften handelte, wollte er eigenes Urtheil und jede beschränkte Autorität so viel als möglich ausschließen; er verzichtete daher in bescheidenster Fassung seiner Aufgabe gänzlich darauf, die wahre Lesart zu suchen; ja er suchte nicht einmal die älteste, sondern begnügte sich mit der ältesten unter den erweislich verbreiteten, wie sie aus dem Zeugniß der alten griechischen Handschriften, der Übersetzungen und der ältesten kirchlichen Schriftsteller entnommen werden können. Das Ziel, das er sich dabei vorsetzte nnd vorsetzen mußte, nicht blos die einheitliche, sondern auch die in früher Zeit schwankende Überlieferung anschaulich zu machen, ward erst in der großen Ausgabe erreicht, bei der ihm Philipp Buttmann Hilfe leistete und deren erster Band 1842, deren zweiter 1850 erschien; während er in einer früheren Stereotypausgabe (1831, wiederholt 1837 und 1846) sich darauf beschränkt hatte, nur den Text einer der beiden großen Familien, in welche sämmtliche Handschriften zerfallen, der orientalischen, darzustellen. Man sieht, wie verschiedene Wissenschaften, welche dem Philologen ferner zu liegen pflegen, von Lachmanns kritischem Genie ihren Vortheil zogen: es war nur billig, daß die juristische wie die theologische Facultät dem Meister ihren Doctorhut verliehen. Wie einst in den Zeiten des Humanismus die Philologie nach allen Seiten befruchtend wirkte, so kam der bedeutende Fortschritt philologischer Methode, der von Lachmann ausging, sogleich und durch ihn selbst zweien Disciplinen zu gute, deren litterarische Fundamente auf den edelsten Kräften des sinkenden Alterthums beruhen.

Aber er ward auch für die Erkenntniß des Mittelalters und der heimischen Vorzeit fruchtbar. Und wenn Lachmann auf dem Gebiete der classischen Philologie die Textkritik vervollkommnete, so hat er sie auf dem Gebiete der altdeutschen Philologie fast allein gegründet und zugleich zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß er von niemand bis jetzt übertroffen ist. Es gab eine Zeit, wo ihm die mittelhochdeutsche Dichtung viel näher am Herzen lag als die classische Litteratur. Kaum hatte er seinen Properz in erster Fassung herausgegeben, als er sich vorzugsweise altdeutschen Studien

zuwandte. Alle die Erfahrungen, die er in der Schule der classischen Philologie bis dahin gewonnen hatte, stellte er in den Dienst der älteren vaterländischen Poesie. Da gab es noch keine Grammatik, keine Metrik; die vorhandenen Ausgaben waren Abdrücke von Handschriften, und es ließ sich erkennen, daß solche Handschriften die Sprache der Verfasser niemals rein wiedergeben, während es doch möglich schien dieselbe annähernd zu ermitteln. Benecke hatte einige Schritte vorwärts gethan, aber hiermit doch nur einen Anfang gemacht. Lachmann suchte eine mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik zu gewinnen; er erkannte, nach Beneckes Vorgang, die Wichtigkeit der mittelhochdeutschen Reime, welche durch ihre Genauigkeit einen Anhalt für phonetische und orthographische Feststellungen gewähren; er legte sich aus allen ihm erreichbaren Quellen ein umfassendes Reimlexikon an und war schon weit vorgedrungen, als ihm Jacob Grimms deutsche Grammatik zu Hilfe kam und seine Studien ergänzte, berichtigte, festigte, wie er seinerseits Jacob Grimms Arbeiten fördern konnte und dafür dessen lauten Dank erntete. Aber wenn Grimm und Lachmann, seit 1819 in brieflichem Contact, für die Grammatik einander in die Hände arbeiteten, so war er in metrischen Dingen ganz allein auf sich selbst angewiesen. Am 10. Juni 1820 theilte er Jacob Grimm alles Metrische, was er wußte, mit und meinte, es sei wohl nicht viel mehr als was Benecke auch wisse. Aber bald bemächtigte er sich ganz neuer Einsichten, und schon am 2. Juli 1823 übersandte er metrische Bemerkungen, welche die Grundzüge seiner Metrik nun vollständig enthielten (vgl. auch die Mittheilungen an Benecke vom 24. November 1822: Germania 17, 115). Er hatte erkannt, daß die mittelhochdeutsche Metrik von der althochdeutschen, insbesondere von dem unvergleichlich gut überlieferten Otfried aus Licht empfangen müsse. Gestützt nur auf die höchst mangelhaften Ausgaben von Otfrieds Evangelienbuch, welche bis dahin vorlagen, arbeitete er eine umfassende Metrik Otfrieds aus; für jede Regel sammelte er alle Beispiele; Thatsachen, die uns heute ganz geläufig sind und als selbstverständlich erscheinen, hat er nicht blos durch Aperçü, sondern durch mühsame Forschung und durch vollständige Induction gewonnen; die kleineren althochdeutschen Denkmäler hinzuzuziehen und ihre Abweichungen zu notiren, war dann leichte Mühe. Am 16. März 1824 schloß er das Manuscript von etwa 220 engbeschriebenen Quartseiten ab und sandte es an Jacob Grimm, der es mit Bemerkungen begleitete und zum Theil für sich abschrieb. Von dieser Grundlage aus erhellte sich auch die mittelhochdeutsche Verskunst, und Lachmann durfte sich nunmehr ausgerüstet glauben, um wissenschaftliche Editionen altdeutscher Dichter zu liefern: seine 'Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts' (1820) hatte nur vorläufige Proben gewährt, die er jetzt weit zu übertreffen im Stande war. Aber die gedruckten Hilfsmittel reichten nicht aus. Eine wissenschaftliche Reise im Sommer 1824, welche seinen Königsberger Aufenthalt abschloß, führte ihn nach den süddeutschen und schweizerischen Bibliotheken; und mit staunenswerther Arbeitskraft und Sicherheit brachte er in verhältnißmäßig kurzer

Zeit zusammen, was er für seine speciellen Zwecke brauchte, und darüber hinaus noch manches, was den Freunden nützte: althochdeutsche Glossen, die Werke Notkers, den provenzalischen Roman Fierabras, den nachher Bekker herausgab, u. a. In rascher Folge erschienen nun, abgesehen von einem althochdeutschen Lesebuche (Specimina linguae francicae, 1825), seine großen mittelhochdeutschen Ausgaben: 'Der Nibelunge Not mit der Klage' (1826, 2. Ausg. 1841, 3. Ausg. 1851; dazu die Anmerkungen 'Zu den Nibelungen und zur Klage', 1836; ferner: 'Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen, zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt bei Rudolph Ludwig Decker', Berlin 1840); Iwein von Hartmann von Aue (in Gemeinschaft mit Benecke 1827, 2. Ausg. 1843); die Gedichte Walthers von der Vogelweide (1827, 2. Ausg. 1843); Wolfram v. Eschenbach (1833); wozu dann noch Hartmanns 'Gregorius' (1838, dazu der kritische Apparat in Haupts Zeitschrift 5, 32) und Ulrich von Lichtenstein (mit Anmerkungen von Theodor v. Karajan, 1841), sowie in akademischen Abhandlungen 'Das Hildebrandslied' (1833) und die 'Bruchstücke niederrheinischer Gedichte' (1836) kamen. Dazwischen lieferte er auch in seiner Ausgabe von 'Lessings sämmtlichen Schriften' (1838—1840, dazu Kleine Schriften 1, 548) das erste Muster einer philologischen Edition neuerer deutscher Classiker. Aus seinem Nachlasse konnte Haupt einige von ihm hergestellte ältere Minnesänger herausgeben ('Des Minnesangs Frühling' von Lachmann und Haupt 1857), und einzelne handschriftliche Textesconstitutionen althochdeutscher Gedichte kamen noch den 'Denkmälern' (1864) zu gute.

Wie bei römischen und griechischen Texten ging Lachmann auch bei den altdeutschen darauf aus, zunächst die Geschichte der Überlieferung zu erforschen und die besonderen Schicksale jedes einzelnen Werkes festzustellen. Es ergaben sich in der That ganz andere Verhältnisse bei den Nibelungen, andere beim Iwein, andere bei Walther, andere bei Wolfram v. Eschenbach. Es kam auch hier darauf an, nicht den elegantesten, sondern den ursprünglichsten Text zu gewinnen und mit unerbittlicher Consequenz alle Willkür, alle Glättung späterer Schreiber zu beseitigen. Die Orthographie suchte er so einzurichten, daß uns möglich würde mittelhochdeutsche Gedichte 'so zu lesen, wie sie ein guter Vorleser in der gebildetsten Gesellschaft des 13. Jahrhunderts aus der besten Handschrift vorgetragen hätte'; daß insbesondere ohne Künstelei, ohne Überladung mit Accenten oder anderen Zeichen das Versmaß leicht erkannt würde und daß in der Regel Buchstaben, welche verschwiegen werden mußten, auch im Druck nicht erschienen. In der Durchführung der erkannten metrischen Regeln geht er zuweilen vielleicht zu weit: er rechnet nicht mit der Möglichkeit, daß ein Dichter zwar die Regel kennen und im Allgemeinen befolgen, im Einzelnen aber aus höheren Rücksichten des Sinnes, des Zusammenhanges, der poetischen Wirkung sie vernachlässigen mag. Bewundernswürdig jedoch, wie Lachmann von vornherein nicht blos auf die Hauptsachen, sondern auf alle Feinheiten des Auftactes und Versschlusses,

nicht blos auf die allgemeinen Regeln, sondern auch auf die individuellen Abweichungen achtete und allen wichtigeren Dichtern hierin ihre Stellen anzuweisen wußte. Nur durch die auf solche Untersuchungen gegründete Reinheit und Sauberkeit seiner Texte wurde zur Anschauung gebracht, welche ästhetische Cultur in den ritterlichen Kreisen des 12. und 13. Jahrhunderts zu Hause war und schon in der Lautform der feinen mittelhochdeutschen Sprache sich spiegelt.

Wortkarg und knapp ist Lachmann als Schriftsteller stets gewesen und zu ausführlicher zusammenhängender Erörterung hat er sich selten entschlossen. Doch waren es wiederholt metrische Fragen, die ihn dazu veranlaßten. Im Anschluß an Gottfried Hermanns Untersuchungen suchte er über die Metrik und sonstige Technik der griechischen Tragödie Genaueres zu ermitteln in den Schriften 'De choricis systematis tragicorum graecorum libri quattuor' (1819) und 'De mensura tragoediarum liber singularis' (1822), ohne daß er damit den Beifall der Fachgenossen erlangte, was ihn aber so wenig anfocht wie die Fehler, die er selbst darin entdeckte: 'Ich habe ein Buch geschrieben', bemerkt er gelegentlich in einem Brief an Jacob Grimm über die erstgenannte Schrift, '(das Sie ja nicht ansehen sollen, es ist für Stockmetriker, kann aber einst populär werden), weit besser als ich sonst etwas geschrieben habe, aber übervoll der entsetzlichsten Fehler und Inconsequenzen: sie rühren mich gar nicht, ich überlasse ihre Verbesserung einer neuen Ausgabe oder Nachfolgern; ebensowenig rührt mich, daß niemand darüber zu urtheilen wagt, daß Hermann, dem die neuen Observationen an die Seele greifen, noch immer schweigt: denn ich bin überzeugt, daß die Grundsätze wahr und die Ausführung im Ganzen gut ist: ja helfe Gott uns und unseren Nachfolgern weiter, ohne vielfache Irrthümer gehts einmal nicht ab.' Noch 1841 brachte er seine Forschungen wieder in Erinnerung (Kleine Schriften 2, 37) und wieder vergeblich. Doch ist neuerdings wenigstens einer der Sätze, die er zu beweisen suchte, wieder aufgenommen und über die Bedeutung jener Schriften günstiger geurtheilt worden (Moriz Schmidt, Commentatio de Caroli Lachmanni studiis metricis recte aestimandis, Jena 1880). Seine Forschungen über althochdeutsche Betonung und Verskunst fing er 1831 in akademischen Abhandlungen vorzutragen an (Kleine Schriften 1, 358), ohne daß er damit zu Ende kam. Das Meiste über mittelhochdeutsche Metrik enthalten die Anmerkungen zum Iwein; ein kurzes äußerst knapp gefaßtes System derselben pflegte er seinen Zuhörern mitzutheilen (Abdruck bei Müllenhoff, Paradigmata zur deutschen Grammatik, S. 23). Nur beim Hildebrandsliede hat er eine vollständige Rechtfertigung seiner Kritik in metrischer, grammatischer und lexikalischer Hinsicht, Übersetzung und Erläuterung gegeben (Kleine Schriften 1, 407). Selten sind sonst seine Anmerkungen erklärender Natur; und doch gewahrt man, daß er ein ausgezeichneter Interpret gewesen sein muß und mit Bewußtsein auch hier die feinste Methode übte: er läßt nicht den Kunstverstand, sondern das Kunstgefühl

walten; er geht nicht davon aus, den Hauptgedanken eines Gedichtes zu finden, sondern sucht möglichst rein den Eindruck aufzunehmen, Inhalt und Stimmung sich anzueignen und so zu einer stilistischen und ästhetischen Charakteristik vorzudringen, welche den Kunstzweck und die Mittel ihn zu erreichen darlegt. In diesem Sinne hat er z. B. eine Elegie des Tibull kurz behandelt (Kleine Schriften 2, 156) und so den schwierigen Eingang des Parzival in einer besonderen Abhandlung erläutert (Kleine Schriften 1, 480). Auch sein Vortrag über den Inhalt des Parzival (1819: Anzeiger für deutsches Alterthum 5, 290) kann noch heute mit Nutzen gelesen werden. Und wie präcis er Wortbedeutungen anzugeben wußte, zeigt sein Glossar zur Auswahl (Kleine Schriften 1, 176).

Das Kunstgefühl und die scharfe Auffassung des Zusammenhanges, die stricte Interpretation, welche das Ganze wie die Verbindung der Theile keinen Augenblick aus dem Gesichte verliert, ist die Grundlage der von ihm so oft und mit unnachahmlicher Sicherheit geübten höheren Kritik. Achtete er auf entstellende Willkür späterer Zeit, so mußte er insbesondere auch solche Entstellungen zu erkennen suchen, welche den ursprünglichen Vers- und Strophenbestand alterirten, welche in Zusätzen, Interpolationen eigene Gedanken der Schreiber oder alter Kritiker den Verfassern aufdrängten. Überall stellte er sich die Frage, ob ihm ein einheitliches Werk aus einem Guß, aus einer Hand vorliege, oder ob Verschiedenheiten der Abfassung erkennbar seien. Auch eigene unverarbeitete Bemerkungen, Zusätze, Randnotizen des Verfassers konnten in einen Text hineingekommen sein und ihn entstellt haben: beim Varro, beim Lucrez glaubte Lachmann Spuren der Unvollendung zu entdecken; beim Lucrez, beim Horaz verfolgte er die Interpolatoren; bei den Feldmessern lagen Pandekten, ein aus verschiedenen Quellen redigirtes Lehrbuch vor; beim mittelhochdeutschen Wartburgkrieg deutete schon verschiedenes Metrum auf verschiedene Verfasser und andere Handschriften zeigten anderen Strophenbestand. Ein ähnliches Problem war ihm fast im Anfange seiner Laufbahn am Nibelungenlied entgegengetreten. Friedrich August Wolf hatte den einheitlichen Homer bezweifelt; und das Nibelungenlied mit der Ilias auf eine Stufe zu stellen war der enthusiastischen Betrachtung jener Zeit ganz geläufig: mit dieser allgemeinen Ansicht aber konnte sich Lachmann nicht begnügen; war das Werk in der That nicht einheitlich, so mußte sich das irgendwie verrathen; hatten mehrere Dichter daran gearbeitet, so konnten sie unmöglich überall dieselben Voraussetzungen festhalten. Die Schrift 'Von der ursprünglichen Gestalt', mit der sich Lachmann, wie wir sahen, in Berlin habilitirte, führte den Nachweis, daß sich dies in der That so verhielt, und die Anmerkungen zu den Nibelungen suchten zwanzig Jahre später die Forschung zum Abschluß zu bringen, durch das ganze Gedicht hin die Interpolationen bestimmt zu bezeichnen und die 20 echten Lieder mit ihren Fortsetzungen von einander zu sondern. Lachmanns Verfahren war gewiß nicht fehlerlos (vgl. Zeitschrift für deutsches Alterthum 24, 274) und die Begründung verzichtet auch hier auf erschöpfende Argumentation; aber das Resultat war

ein überraschend reines, und für viele philologisch gebildete Männer von unabhängigem Urtheil ist es noch heute im Ganzen und Großen völlig überzeugend, wenn auch die Ansicht, die sich Lachmann von der Entstehung des Gesammtwerkes gebildet hatte, durch Karl Müllenhoff (Zur Geschichte der Nibelunge Not, 1855) eine Fortbildung und Modification erfuhr, welche den Vorzug größerer Wahrscheinlichkeit besitzt. Die Methode, die am Nibelungenlied erfolgreich gewesen war, wandte Lachmann auch auf die Ilias an: denn auch dieses Gedicht schien ihm eine Sammlung erkennbarer Lieder zu sein. Schon im December 1821 theilte er Jacob Grimm die ersten Resultate seiner Analyse mit; 1839 und 1843 (gelesen in der Akademie 1837 und 1841, als Buch zusammengedruckt mit Haupts Zusätzen 1847) erschienen seine 'Betrachtungen über die Ilias', welche die höhere Kritik dieses Epos zu einem abgeschlossenen, überall in zusammenhängender Erörterung präcis begründeten Resultate führten, bei dem er seine Absicht vollkommen erreichte, nur 'ausgefundene Thatsachen zum künftigen Gebrauch hinzustellen, die vielleicht noch im Einzelnen, wo geirrt worden ist, richtiger bestimmt werden können, aber so wenig als möglich Vermuthungen, denen man ebenso wahrscheinliche entgegensetzen dürfte'. Das Maß und die Enthaltsamkeit von Lachmanns höherer Kritik ist ebenso bewundernswerth wie ihr Scharfsinn und Geschmack.

Mußte er sich dabei für die Hauptsachen auf sorgfältige Interpretation stützen, so wollte er doch auch den Versuch machen, ob in Nebenpuncten nicht noch andere Hilfsmittel herbeigezogen werden könnten, welche die oft schwierige Entscheidung über echt und unecht, die Auffindung von Lücken und Zusätzen erleichterten; und die Überzeugung von der hohen Gesetzmäßigkeit aller älteren Poesie gab ihm höchst eigenthümliche Erwägungen ein, welche mit ziemlich sicheren Resultaten seiner niederen Kritik in einer gewissen Analogie stehen. Galt es verlorene Handschriften zu reconstruiren, so suchte er sich ein festes Bild davon zu machen, wie viele Zeilen wohl auf jeder Seite derselben gestanden haben mochten: der **Veronensis** des Catull zählte 30, die Urhandschrift des Lucretius in der Regel 26 Zeilen auf der Seite. Die Verszahl in Wolframs Parzival ist durch 30 theilbar, in Wolframs Willehalm findet sich die Theilung zu 30 Versen vollständig überliefert, und man sieht, daß Wolfram von einer bestimmten Stelle des Parzival an darnach dichtete; Lachmann vermuthete 30 Zeilen auf jeder Seite oder Spalte der Urhandschrift (Scherer, Deutsche Studien 1, 21). Aber auch im Iwein und der Klage ist, wie Lachmann sah, die Zeilenzahl durch 30 theilbar; und im Nibelungenlied, nach Abzug der 13 allerjüngsten Strophen, durch 28 (gleich 7 Strophen). Bei den griechischen Tragikern suchte er nachzuweisen, daß die Verszahl jedes einzelnen strophischen Systems und sogar die Summe aller Verse, welche dem Chor sowie jedem Einzelnen der zwei oder drei Schauspieler zugetheilt war, sowie die Anzahl der Gesänge jenes, der Reden eines jeden von diesen durch sieben theilbar gewesen sei: ein Resultat, das man sonderbar gefunden und niemals ernstlich nachgeprüft hat.

Aber auch die Strophenzahl der von Lachmann als echt anerkannten Nibelungenlieder ist durch sieben theilbar, und hiervon schwieg Lachmann, ohne Zweifel um den Glauben an die Unbefangenheit seiner Kritik nicht von vornherein zu erschüttern und seiner Kritik des Nibelungenliedes nicht dasselbe Schicksal zu bereiten wie seinen Untersuchungen über die griechischen Tragödien: er kann der Natur der Sache nach sich nur bei der letzten Entscheidung über zweifelhafte Strophen durch die Siebenzahl haben bestimmen lassen; an sich wäre die Erscheinung so wenig verwunderlich wie die Dreißige des höfischen Epos, an denen bei Wolfram niemand zweifelt und denen in einem Gedichte von vierzeiligen Strophen die sieben Strophen oder 28 Zeilen sehr wohl entsprechen. Wie aber solche Zahlen nur über Nebensachen entscheiden können, so sind sie nur eine Nebensache für die Kritik. Viel wichtiger ist die ästhetische Reinigung, welche Lachmann den ehrwürdigen Resten epischer Poesie aus Griechenland und dem mittelalterlichen Deutschland zu Theil werden ließ. Der ästhetisch widerspruchsvolle Charakter, den sie in der Überlieferung darbieten, die Mischung der Stile, der sonderbare Wechsel zwischen herrlichen, mittelmäßigen und schlechten Partien ist durch ihn einerseits aufgehoben und andererseits historisch erklärt. So zeugen denn auch seine Bemerkungen über wechselnden Ton in jenen Epen stets von der feinsten stilistischen Bildung, und wenn es auch nachgerade nothwendig ist, den Ton, den Stil nicht mehr blos zu fühlen und durch ein andeutendes Wort zu bezeichnen, sondern ihn streng zu demonstriren, die ganze künstlerische Technik, Composition und Darstellungsweise nach genauer Observation zu analysiren und zu charakterisiren und den Satz individuum est ineffabile so viel als möglich, wenn auch nur immer annähernd, zu widerlegen: so besaß Lachmann doch in seinem 'Gefühl' eine höchst lebendige Anschauung dichterischer Individualität und bewährte sich dadurch als ein philologischer Träger jener Richtung auf das Individuelle, welche Goethe einmal an Lavaters Physiognomik anknüpft. Man lese seine Schilderung der Tibullischen Poesie (Kleine Schriften 2, 134) oder seine kurzen Charakteristiken altdeutscher Dichter in der Vorrede zur Auswahl (Kleine Schriften 1, 159 f., dazu die feine Bemerkung über Freidank 1, 356), oder seine Übersicht über die Entwickelung des deutschen Erzählungsstiles, wobei er die wichtige Parallele zwischen dem 12. und 18. Jahrhundert andeutet, in den Abhandlungen über das Hildebrandslied und über Otfried (Kleine Schriften 1, 408; 453); und man erwäge, wie das Bedürfniß philologischen Anschmiegens ihn zu Übersetzungen aus Äschylus, Sophokles, Plato, den römischen Elegikern, Petrarca, Shakespeare führte, wie er einmal ein Stück Ilias in mittelhochdeutsche Nibelungenstrophen übertrug (der Trierer Philologenversammlung 1879 mitgetheilt von W. Wilmanns), fremde Übersetzungen einsichtig zu beurtheilen wußte (Kleine Schriften 2, 102) und bis zur eigenen poetischen Production in vielerlei Stilarten, in griechischer, lateinischer, alt- und neudeutscher Sprache fortschritt: so wird man sich leicht überzeugen, daß Wilhelm Schlegel, den er später sehr gering schätzte, auf seine Bildung nicht

ohne Einfluß gewesen sein muß oder daß er mindestens in demselben Boden wie der classische Übersetzer des Shakespeare wurzelt.

Aber so wenig Lachmann schriftlich zu interpretiren liebte, so wenig gefiel er sich in litterarhistorischen Charakteristiken und ästhetischen Analysen. Viel mehr lag ihm daran, in der Litteraturgeschichte auf eine sorgfältige Scheidung der poetischen Gattungen zu dringen, ihren Ursprung und ihre Geschichte fleißig zu verfolgen, wie er z. B. die lyrische Gattung der mittelhochdeutschen Leiche mit einer kleinen Monographie bedachte (Kleine Schriften 1, 325) und die specifischen Spielmannsgedichte aus den übrigen altdeutschen Epen absonderte (zu Nib. S. 290), oder die Art des Vortrages poetischer Werke zu verfolgen, wie er für die altdeutsche Poesie in der Abhandlung über Singen und Sagen (Kleine Schriften 1, 461) that, oder chronologische Daten möglichst genau zu fixiren: so bestimmte er die Jahre, in denen die Bücher der Elegien des Propertius oder der Sophokleische Ödipus auf Kolonos (Kleine Schriften 2, 18) oder verschiedene Theile von Wolframs Parzival erschienen; so ging er der Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide nach, indem er die gleichzeitigen Geschichtsquellen heranzog; so hat er zahlreiche andere chronologische Daten in der altdeutschen Litteraturgeschichte zuerst und meist mit Glück bestimmt und dadurch eine genaue Behandlung derselben erst möglich gemacht. Und wenn er in derselben Weise auch die classische, insbesondere die römische Litteraturgeschichte förderte, so hat er doch nur innerhalb der deutschen und auch hier nur einmal einen poetischen Stoff, die Sage von den Nibelungen, eingehend behandelt (1829, zu Nib. S. 333). Während er sich beim Gaius, bei den Feldmessern, beim Neuen Testament, beim Lucrez auf juristische, theologische, philosophische Fragen nicht einließ, in der Ilias sich um die Entstehung der Sage nicht kümmerte, mochte er an dem berühmtesten Stoffe des heimischen Alterthums, den die Romantik mit neuem Glanze verklärte, nicht ebenso theilnahmlos vorübergehen. Mit großer Sicherheit weiß er die verschiedenen Fassungen der Sage gleich Handschriften eines Gedichtes zu gebrauchen, die jüngeren Elemente auszuscheiden, zur ältesten Gestalt vorzudringen, in dieser das historische von dem mythischen Elemente zu trennen und für das letztere einen Grundgedanken zu finden. Nicht alle Resultate hatten Bestand; aber die Methode war ein Vorbild, welches für das Verständniß der gesammten Heldensage maßgebend wurde. Auch hier zeigte er, daß nicht vorschnelle Geistreichigkeit, sondern geduldige Vertiefung die philologischen Lorbeern pflücke, oder wie er selbst es in der Widmung der zweiten Iwein-Ausgabe, wohl dem Schönsten, was er geschrieben, ausdrückt: 'Sein Urtheil befreit nur, wer sich willig ergeben hat.' Mit diesem Grundsatz ist er ein strenger, allen Trägen unsympathischer, aber den Tüchtigen höchst werthvoller Lehrer gewesen. Viele der besten jüngeren Kräfte blickten als Schüler zu ihm auf, mochten sie es nun unmittelbar gewesen oder, wie Moriz Haupt, ihm sonst nahe getreten sein. Und wenn man die mittelbare Fortpflanzung seiner Methode noch Schule nennen darf, so kann man den Geisteswissenschaften,

soweit sie auf schriftliche Überlieferung vertrauen müssen, nichts Besseres wünschen, als daß seine Schule nie aussterbe.

Kleinere Schriften von Karl Lachmann, 2 Bde., herausgegeben von K. Müllenhoff und J. Vahlen (Berlin 1876). G. Hinrichs, Lachmanniana, Anzeiger für deutsches Alterthum 6, 354; vgl. 5, 289. M. Hertz, Karl Lachmann (Berlin 1851). Jacob Grimm, Rede auf Lachmann, Kl. Schriften 1, 145. Scherer, Jacob Grimm (Berlin 1865), S. 103 [2. Aufl. Berlin 1885, S. 180]; Preuß. Jahrb. 38, 597. R. v. Raumer, Gesch. der german. Philol., S. 457, 540. Vgl. auch Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben; Belger, M. Haupt; Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn v. Meusebach und Briefwechsel Meusebachs mit den Brüdern Grimm. Mittheilungen aus Lachmannschen Correspondenzen, außerdem bei Friedländer, Die Homerische Frage; in der Germania Bd. XII, XIII; in der Zeitschr. für deutsche Philologie Bd. II.

Scherer.

Moriz Haupt.

Deutsche Zeitung 1874, 18. 21. Februar, Nr. 765. 768.

Der Tod hat seit einem Jahre grausam gewüthet unter den Reihen der deutschen Philologen. Erst Karajan, dann Hoffmann von Fallersleben, jetzt Moriz Haupt und fast gleichzeitig einer der tüchtigsten unter den jüngern Fachgenossen, mein alter Mitschüler bei Müllenhoff, Dr. Oskar Jänicke in Berlin. Jene drei zuerst Genannten waren auch persönlich eng verbunden, wenigstens in früherer Zeit; das Alter macht die Menschen immer einsamer. Hoffmann und Haupt gaben in den Jahren 1836 bis 1840 zusammen die 'Altdeutschen Blätter' heraus, die erste Zeitschrift, welche die exacte Schule unserer Wissenschaft vereinigte. Karajan und Haupt standen jahrelang in vertrauter Freundschaft nahe. Als ich Haupt zu Ostern vorigen Jahres mittheilte, wie bedenklich es um Karajan stand, da schrak er zusammen und wollte ihm schreiben. Er ahnte nicht, wie bald er ihm folgen sollte.

Moriz Haupt todt! Ich will zu sagen versuchen, was das bedeutet. Ich will mich versenken in das Wesen der gewaltigen Persönlichkeit, die von uns entwichen. Ich weiß nicht, ob ich so viel betrachtende Stimmung aufbringen werde. Es steht mir vor, wie ich ihn zaghaft zum erstenmal besuchte. Alle die Stunden fallen mir ein, die er mir bereitwillig schenkte, alle Belehrung, die ich in Vorlesungen und Gespräch von ihm empfangen, alle Förderung, die er mir auf meinem spätern Lebenswege zu Theil werden ließ, alle guten und schönen Erinnerungen, an denen der persönliche Verkehr zwischen Lehrer und Schüler so reich ist, verfolgen mich schattenhaft und beinahe quälend in diesen Tagen der Trauer; mein Herz bleibt in unaus-

löschlicher Dankbarkeit an das Andenken des Mannes gekettet — wie soll ich mich besinnen, um über ihn zu reden?

Der äußere Umriß seines Lebens wird aus bekannten Quellen in allen Zeitungen jetzt wiederholt. Er war in Zittau 1808 geboren. Die Art seiner Vorfahren tritt uns in Gustav Freytags 'Bildern aus der deutschen Vergangenheit' Bd. IV, S. 325 ff. anschaulich entgegen.

'In den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen' — erzählt Freytag — 'lag in Kleuden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Todtenbette; langer Ärger und Verfolgungen, die er durch seinen Vorgesetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geistliche Gegner suchte die Versöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte, für seine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort.'

Ein Leben in Kampf und Fehde, gedrückt, gequält, verdüstert, aber schließlich mit der Aussicht auf das Emporsteigen der Nachkommen: dieser arme, elend dahinsterbende Lehrer war der Urgroßvater von Moriz Haupt.

Der Großvater, Kaufmann in Zittau, arbeitete sich aus bitterer Armuth durch eigene Anstrengung zum Wohlstand empor. Er war ein streng rechtlicher Ehrenmann. Einfach im Leben und Wollen, jeder Prahlerei feind, schmucklos und klar in seinem Denken; rastlos thätig, dachte er nur darauf, sein Geschäft zu behaupten und zu erweitern, seine Kraft zu steigern. Außerordentlich energisch und concentrirt, arbeitete er täglich zehn bis elf Stunden, nichts zog ihn ab. Aber er wandelte stets auf gerader Bahn, alle kleinen Vortheile verschmähte er. In seinen Urtheilen über Menschen traf er den Nagel auf den Kopf — erzählt der Sohn — doch war er, wie alle rechtlichen Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: 'Der Kerl taugt nichts!' so blieb es dabei.

Der Vater von Moriz Haupt berichtet bei Freytag über einige Jahre seiner Jugend, und vielfach charakterisirt er sich selbst. Durch seine Erziehung in einer ästhetisch aufstrebenden Zeit wurde das Gefühl für das Anmuthige und Schöne in ihm gepflegt. Gedichte wurden gelernt und in der Familie declamirt; Stellen, die man den Kindern erklärt hatte, erklärten sie dann wieder. Dies weckte in dem Knaben den ersten Gedanken, sich den Studien zu weihen, und Anfangs den Wunsch, Prediger zu werden. Aber man lenkte ihn auf die Jurisprudenz. Er ging darauf ein, als er hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Der Wunsch, öffentlich zu sprechen, zog ihn an. Auch als Schauspieler mochte er sich gelegentlich gerne denken; das öffentliche Sprechen übte in jeder Form seinen Zauber: alte Rollen, Rollen, die ihm Autorität gaben, reizten ihn zumeist. Er grübelte nicht, wie sein Bruder, über die Geheimnisse der Welt und Religion. Sein leichterer Sinn, seine Phantasie, die ihn zu den alten Dichtern zog, auch überhaupt sein Gemüth half ihm über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Die Litteraturkenntniß schon des Gymnasiasten war auffallend groß. Latein sprach und schrieb er geläufig. Sein Gedächtniß war außerordentlich stark. Für seine Hauptfehler erklärt er 'Jähzorn bis zur

Schlagfertigkeit', und aufbrausende Hitze, Bitterkeit in der Rüge fremder Fehler ist ihm geblieben. Aber stets war er versöhnlich; sich zu rächen, war ihm unmöglich. Den Ernst des Lebens hatte er kennen gelernt, geliebte Geschwister verlor er, das Gefühl erlittenen Unrechtes war ihm nicht fremd und wurzelte stark in ihm. Aber ein Fonds von Heiterkeit ging ihm nicht aus, Witz und launige Einfälle standen ihm leicht zu Gebote.

So trat er ins Leben. Es verlief anders, als er sich gedacht: ernst und nicht ungetrübt. Er wurde Syndicus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt Zittau, 'ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn'. Aber in den unreifen politischen Regungen des Jahres 1830 wurde die Wucht seiner energischen Persönlichkeit der jüngeren Demokratie unter den Bürgern lästig. Er zog sich, tief verstimmt, von allem öffentlichen Leben zurück, und nie hat er die Kränkung verwunden. 'Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straße ging, eine schöne, finstere Greisengestalt, dann zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen; er aber schritt, ohne rechts und links zu sehen, durch den Haufen.'

Die Wissenschaft tröstete ihn nur halb über den Undank seiner Mitbürger. Er vertiefte sich in historische Studien und gab Jahrbücher seiner Vaterstadt aus dem Mittelalter heraus. Auch lateinische Gedichte sind von ihm gedruckt, Übersetzungen Goethescher, fein und elegant und wohlgelungen.

Die Grundlinien seiner Persönlichkeit kehren im Sohne wieder, fast Zug um Zug. Wer ihn kannte, dem springt die Ähnlichkeit in die Augen. Das Innere wie das Äußere scheint gleichermaßen verwandt. Wie die finstern Augenbrauen sich vom Großvater auf Sohn und Enkel vererbten, so setzt sich auch der tiefste Grund des Wesens von einem zum andern gesteigert fort. Derselbe Charakter, dieselben Neigungen, dieselbe Mischung der Seelenkräfte, fast dasselbe Verhältniß zu den Menschen. Aufbrausende Heftigkeit, tiefer Ernst, dabei schlagender Witz und Humor. Strenge gegen sich selbst und gegen andere — im Grunde der Seele aber eine Weichheit, die wenige kannten, und wer sie kannte, wem er sich mild und gütig erzeigte, dem bleibt es unvergeßlich. Haupt konnte vernichtend tadeln, aber er vermochte auch zu loben wie kein Mensch, seine Anerkennung war wie ein Adelsdiplom. Wem sie zu Theil wurde, der hatte das Gefühl, als ob er über sich selbst hinauswüchse.

Aber auch die Energie und das gewaltige Gedächtniß sind ihm vom Großvater und Vater angeerbt, und von dem letztern der Sinn für lateinische Dichtung, die er übte und liebte und die ein Mittelpunct seiner Studien der classischen Philologie geblieben ist.

Ein großer Unterschied besteht zwischen Vater und Sohn. Was jener erträumt und erstrebt, in diesem hat es sich erfüllt. Der Urenkel des armen Dorfschulmeisters beherrscht das erste Katheder seines Faches. Der Genuß öffentlicher Rede ist ihm vollauf zu Theil geworden, und er sprach außerordentlich gut, aber lateinisch und deutsch wirkte er nicht so sehr durch die fließende Geläufigkeit oder den blendenden Glanz der Perioden, als

durch die markige Kraft und die niederschmetternde Wucht des überlegten, scharf treffenden Wortes.

Wucht, das ist der Begriff, der sich überall zuerst darbietet, wo man sein Wesen zu fassen sucht. Anders als der Vater, hat er eine kaum jemals bestrittene Macht über seine Umgebung ausgeübt. Er brauchte sich nicht verstimmt zurückzuziehen, weil ihm die Zügel des Regimentes einen Augenblick entglitten. Er war eine Herrschernatur. Und er herrschte wirklich in dem Kreise, dem sein lebendiges Interesse angehörte. 'Vor Haupt hatte jeder Respect' — schreibt ein Berliner Freund — 'auch wer ihn haßte oder fürchtete.'

Gustav Freytag hat ihm einige entscheidende Züge entlehnt, um den Professor Felix Werner in der 'verlornen Handschrift' damit auszustatten; sogar das Grundmotiv wird wohl Haupt hergegeben haben. Auch er hat eine Handschrift, nicht des Tacitus, sondern des Livius verfolgt: die letzte Spur führte ihn in das Kloster Cismar der Lübecker Diöcese. Aber niemals freilich hat Moriz Haupt die Selbstbeherrschung so weit verloren wie jener blinde Philolog, der über der Jagd nach dem alten Classiker die nächsten Pflichten versäumt.

Über Haupts Bildungsgeschichte ist nur wenig bekannt. Ein Biograph müßte nachzuweisen versuchen, wie sein Lehrer und Schwiegervater Gottfried Hermann, wie sein älterer Freund Karl Lachmann auf ihn wirkten und wie er sich fortbildete. Das Andenken beider pflegte er mit nie nachlassender Pietät.

Er selbst berichtet in seiner Antrittsrede vor der Berliner Akademie (1854): 'In früher Jugend ward ich von dem deutschen Alterthume, der Sprache und der Dichtung unserer Altvordern angezogen, und zu der Gewalt, die das Heimische auf mich übte, kam der kaum mindere Reiz der neuen, werdenden Wissenschaft. Es war dies vor mehr als dreißig Jahren, wo die deutsche Philologie vor allen durch Jacob Grimm hervorgerufen ward, wo die Reiser, die seine glückliche Hand in die Erde senkte, bald aufsproßten und auf öder und verwüsteter Stätte ein junger Wald emporwuchs. Wer damals dieses Gebiet der Philologie betrat, der konnte nicht blos sich belehren lassen; wie ungeübt auch seine Kraft sein mochte, er mußte mitforschen — und er hatte, selbst in einsamer Stille, ein Gefühl thätiger Theilnahme, während die classische Philologie ihre Sätze den Lehrlingen als überkommene und fertige darbot' . . . . . Zur Erläuterung der hervorgehobenen Worte darf ich aus mündlicher Mittheilung hinzufügen, daß Haupts Beziehungen zu Jacob Grimm mit anonymen Zusendungen begannen, Nachträgen zur Grammatik und dergleichen, welche lange zu Grimms Verwunderung und Freude von Zittau nach Göttingen wanderten, bis der Absender endlich erkannt wurde. 'So bin ich Anfangs', fährt Haupt fort, 'von dem deutschen Alterthume fast allein gefesselt worden, bis dann das griechische und römische und die höhere Schönheit der antiken Poesie mir heller aufgingen und mich festhielten, ohne mich dem Studium

des Mittelalters, und besonders des deutschen, zu entfremden. Ich habe dann von Gottfried Hermann die Richtung auf kritische Philologie empfangen, der ich treu geblieben bin, weil sie meiner Neigung und dem Maße meiner Kraft entspricht."

Nach seiner Universitätszeit lebte er in Zittau bei dem Vater, um ihn nicht allein zu lassen in seiner Verdüsterung. Es war eine Zeit der Sammlung und ausgedehnter Studien. Ehrgeiz besaß er, wie es scheint, gar nicht. Sein Freund Klee holte ihn dort weg, indem er ihn überzeugte, daß er an die Universität müsse. Das führte denn zur Habilitation in Leipzig, und rasch stieg er die akademische Stufenleiter empor. Das Jahr 1848 fand ihn in Amt und Würden.

In einer Leipziger Rede vom 18. Mai 1848 sagt er: 'Aus den alten Geleisen des Denkens und Empfindens sind wir in ungewohnte Hoffnungen, in ungewohnte Sorgen gedrängt, in Hoffnungen für das Vaterland, dessen Einheit und Größe nicht mehr als verlorenes Gut nur den rückwärts gewendeten Blicken erscheint, sondern vor aller Augen steht als hehres Ziel rasch vordringenden Strebens, in Sorgen um das Vaterland, dem größere Gefahren nie gedroht haben, als in dem Drange dieser gewaltigen Zeit. Wohl ist ein grelles Morgenroth vor uns emporgestiegen; es verkündet sturmvolle Tage.'

Der Sturm hat seine eigene Existenz erschüttert. Nicht der Frühlingssturm der Revolution, sondern der eisige Frostwind der Reaction. Scharfe journalistische Angriffe auf Herrn v. Beust, die von Haupt und Mommsen vorzugsweise ausgingen, waren nicht der einzige, aber ein Grund der Absetzung.

Einen Theil dieser Verwickelungen hat mir Haupt einmal ausführlich erzählt; meinem schlechten Gedächtniß ist nur das derbe Wort erinnerlich geblieben, womit er eine versöhnende, aber nach seiner Ansicht schimpfliche Zumuthung der Regierung abwies. 'Das ist eine Infamie!' sagte er dem Beamten, der ihm die betreffende Proposition machen mußte, nahm seinen Hut und ging. Der Bruch war entschieden. Die Absetzung erfolgte.

Damals hat die Berliner philosophische Facultät, nicht ohne Mühe, seine Berufung auf Lachmanns Katheder durchgesetzt.

Er war der würdigste Nachfolger, der für diesen großen Kritiker gefunden werden konnte. Wie Lachmann beherrschte er gleichmäßig classische und deutsche Philologie. Wie Lachmann ist er fast ausschließlich — ich habe seine eigene Erklärung darüber angeführt — der kritischen Seite, den formalen Aufgaben dieser Wissenschaft zugewendet.

Bescheiden trat Haupt in den Kreis der Berliner Gelehrten. 'Ich habe keine Leistungen aufzuweisen' — das sind seine Worte — 'die tief eingriffen in den Gang der Wissenschaft, ihre Grenzen erweiterten oder in unerforschte Tiefe zu den Gründen der Erscheinungen drängen.'

Er sucht in dieser Äußerung geflissentlich die Gesichtspuncte hervorzuheben, unter denen ihm seine Leistungen klein erscheinen mußten. Anders urtheilen die Zeitgenossen und anders wird die Geschichte der Philologie in Deutschland urtheilen.

Haupt gehörte freilich nicht der ersten, großen Gelehrten-Generation unseres Jahrhunderts an, wie Jacob Grimm und Karl Lachmann. Diese waren Bahnbrecher und Zielzeiger; ihre nächst jüngern Genossen konnten nur Helfer sein, sie konnten nur fortsetzen, was jene begonnen. Die neuen Methoden brauchten umfassende Anwendung, diese Methoden selbst waren nicht ohne Weiteres übertragbar, wie man eine neue Maschine fertig aufstellt, die dann in jeder Fabrik nachgemacht und zu deren Gebrauch jeder beliebige Arbeiter geübt werden kann. So sind wissenschaftliche Methoden überhaupt nicht, und die Methoden der Geisteswissenschaften, die Philologie voraus, am allerwenigsten. Die Übertragbarkeit beruht bei ihnen wesentlich auf der innern Verwandtschaft der forschenden Individuen. Und da hätte der deutschen Philologie ein größeres Glück gar nicht begegnen können, als daß ihr neben und nach Lachmann ein Fortsetzer und Mitarbeiter wie Moriz Haupt erstand.

Haupt war vor allem von einer staunenerregenden Gelehrsamkeit.

Die Gelehrsamkeit ist unter den Gelehrten seltener als man denkt. Nicht jeder Forscher ist ein Gelehrter. Es giebt wichtige Entdeckungen, die mit großem Aufwand von Denkkraft aus nur mäßigem Wissen entspringen. Haupts Wissen war ein kolossales. Die entlegensten Gebiete kannte er, und die Fülle der Thatsachen stand ihm leicht zu Gebote. Er hatte in seinem Gedächtniß, was andere nur auf den Repositorien ihrer Bibliotheken. Bei ihm haftete alles. Jedem Historiker, der eine Special-Untersuchung führte, konnte begegnen, daß ihn Haupt auf eine übersehene Notiz aufmerksam machte. Die modernen Culturspracen kannte er alle bis in ihre Feinheiten. Auch böhmisch hat er in Zittau gelernt, und an der Aufdeckung der bekannten tschechischen Litteraturfälschungen gebührt ihm ein wesentliches Verdienst. Die ältere deutsche Litteraturgeschichte und die Erklärung unserer alten Dichter verdanken ihm eine große Masse von Thatsachen, die er feststellte. Die Minnesänger waren zum großen Theil Privatpersonen ohne öffentliche Stellung, die Chroniken melden nichts von ihnen, blos in Urkunden finden wir sie als Aussteller oder Zeugen: kein neu erscheinendes Urkundenbuch daher, welches Haupt nicht auf altdeutsche Dichter hin durchsuchte. Topographien las er mit der größten Passion; in Niederösterreich z. B. kannte er jedes Dorf, denn er hatte die Gedichte des Ritters Neidhart von Reuenthal herausgegeben, in denen zahlreiche niederösterreichische Localitäten erwähnt werden; um diese nachzuweisen, waren die ausgedehntesten Localstudien nöthig.

Aber es genügt nicht, der Thatsachen mächtig zu sein; man muß wissen, wie sie zu verwerthen sind. Jede seiner Vorlesungen begann Haupt mit dem Satze: 'Ich will versuchen, Sie Methode zu lehren.' In der sichern

Handhabung der Methode war er unvergleichlich. Niemand verstand es wie er, das Urtheil zu schulen. Aber wohlgemerkt: er führte nicht zu den höchsten Problemen hin. Er diente einer Wissenschaft, in welcher allzu leicht die Grundfesten zu wanken beginnen. Nicht einen schwindelnden Bau hoch aufzuführen strebte er, sondern er suchte die Fundamente zu sichern.

Das Fundament der Geschichte, der Litteratur- und Sprachwissenschaft ist die richtige Erklärung der überlieferten schriftlichen Denkmäler. Wie kann die vergleichende Sprachwissenschaft gedeihen, wenn wir versäumen, aus den litterarischen Quellen die Bedeutung der Wörter festzustellen? Wie kann eine Geschichte des menschlichen Denkens gelingen, wenn wir die leisen Unterschiede im Gebrauche der Wörter zu fühlen verlernen? Was wäre die Geschichte und Litteraturgeschichte ohne methodische Interpretation? Aber die Interpretation genügt nicht. Die Texte liegen uns nicht vor, wie sie aus der Hand der Verfasser hervorgingen. Der Text Goethescher Dichtungen hat unter Goethes eigenen Augen tiefgreifende Verderbnisse erfahren, und das in dem Zeitalter der Buchdruckerkunst und der wissenschaftlich gebildeten Correctoren. Wie übel hat die Mißgunst der Zeiten erst den griechischen und römischen und den mittelalterlichen Schriftstellern mitgespielt! Die Verbesserung der Texte, was wir im engsten Sinne Kritik nennen, ist eine der elementarsten Aufgaben des Philologen, aber auch eine der wichtigsten. An der richtigen Wiederherstellung einer verderbten Stelle hängen für den Historiker oft die eingreifendsten Erkenntnisse. Wenn in die Kritik und Interpretation das subjective Meinen und Belieben einreißt, wenn hier die richtige Methode verloren geht, so geräth die ganze Wissenschaft ins Schwanken. Wenn die Anatomen plötzlich verlernten, das Messer zu führen, wenn man nicht mehr wüßte, wie ein Muskel zu präpariren, wie ein Nerv bloßzulegen ist, da kämen schöne Ärzte und Zoologen heraus. In der Philologie treten von Zeit zu Zeit solche Erschütterungen ein, wo die Elemente unsicher werden. Die Natur ist immer da und sie corrigirt die Willkür der Menschen. Der mißhandelte Horaz oder Plautus kann nicht seine verschlimmbesserten Verse reclamiren. Ein genialer Philolog kann der Versuchung unterliegen, einen alten Autor wirklich besser zu machen als er war.

Solchen Versuchungen und Versuchen hat sich Haupt stets entgegengestellt. Er hat Achtung vor der Überlieferung und maßvolle Kritik gepredigt. Der Schwerpunct seines Unterrichtes war eindringende und schützende Interpretation. Wie ein Löwe vertheidigte er seinen Autor gegen unberechtigte Erklärungs- und Verbesserungsversuche. Ein Schlag nach rechts — und da lag ein Gegner. Ein Schlag nach links — und da lag ein zweiter. Dann ließ er das Richtige in die Augen springen, daß man gar nicht zweifeln konnte. Was er so hinstellte, das war wie in Stein gemeißelt. Seine Rede klang monumental, er sprach immer kurz, bündig, mit unbeirrbarer Sicherheit. Haupt war ein einziger Interpret. Ich habe etwas Ähnliches nie wieder gehört.

Mit derselben plastischen, packenden Art wußte er seine Verbesserungen zu begründen. Im Augenblicke, wo man ihn hörte, war man jedenfalls überzeugt, es konnte nicht anders sein. Noch prächtiger aber, ihn eine solche Verbesserung finden zu sehen. Dann röthete sich seine Wange und die Freude des Triumphs glänzte ihm aus den Augen. Es war, als ob eine geniale Urkraft ausbräche und alle Wirrniß mit einem Male zerrisse. Haupts Fähigkeit des Treffens hatte nicht ihresgleichen. Alle Befreundeten brachten ihm die verzweifeltsten unter den verderbten Stellen, und selten entließ er den Frager ungetröstet. Man kann auf ihn anwenden, was Jacob Grimm von Lachmann sagte: 'Er war zum Kritiker geboren.'

Der Kritiker ist ein Künstler. Er muß das Werk, das ihm vorliegt, nachschaffen. Er muß das Gedicht, das er in echter Gestalt herstellen soll, nachdichten. Er muß sich in die Seele des Autors versetzen, er muß aus dem Centrum der productiven Persönlichkeit heraus entscheiden, ob ein Dichter so oder so geschrieben haben könne. Wie ein Künstler ist er von Laune und Stimmung abhängig. Er kann sich und dem Stoffe nichts abzwingen; der glückliche Augenblick muß es schenken. Mitten im Schaffen kann die Lust plötzlich ausgehen, und wenn sie nicht wiederkommt, so bleibt die Arbeit ungethan. Einer der schönsten Pläne Haupts ist auf diese Weise unausgeführt geblieben: die altfranzösischen Lieder des sechzehnten Jahrhunderts. Deutsche Studenten jener Zeit, die bei den großen Juristen Frankreichs studirten, hatten sie nach Hause mitgebracht, die meisten deutschen Bibliotheken besitzen davon: Haupt hat alles gesammelt, das Schönste ausgewählt — es sind wahre Perlen der Poesie darunter, und das Meiste ganz unbekannt — ein großer Theil ist sauber ins Reine geschrieben und zur Herausgabe fertig; das liegt seit Jahren und blieb unvollendet.

Haupt war nicht blos ein Künstler: er war ein Virtuos der Conjectural-Kritik. Aber wie maßlos sein oft leidenschaftsvolles Wesen erscheinen mochte, der Grundzug seines wissenschaftlichen Charakters ist maßvolle Energie.

Die Energie bewies er in den ungeheuren Massen an Material und Arbeit, die er zu bewältigen verstand. Die Energie bewies er in der Concentration, womit er alle diese Massen auf Ein Ziel lenkte, womit er sich in die vorliegende Aufgabe, mochte sie an sich noch so klein sein, vertiefte und nichts Zweckdienliches bei Seite ließ. Die Energie bewies er in der Rührigkeit, womit er fremde Kräfte zu gemeinsamem Thun vereinigte. So gründete er die 'Zeitschrift für deutsches Alterthum', die er jahrelang ruhmvoll geleitet. So gründete er mit Sauppe die Sammlung der Schul-Ausgaben lateinischer und griechischer Classiker, welche durch ihre erklärenden Anmerkungen eine vernünftige Methode der Interpretation befördern sollten. So hat er auch auf das gelehrte Ehrendenkmal unserer Nation und Sprache, auf das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, anregend und fördernd eingewirkt. 'Was meinen Sie zu einem Plan' — schreibt Jacob Grimm an Lachmann am 12. März 1838 — 'den der Leipziger

Reimer und Haupt anregen, von einem ausführlichen deutschen Wörterbuche?'

Die Kunst des Maßhaltens bewies Haupt als Kritiker durch den Respect vor dem überlieferten Buchstaben, den er nicht ohne Noth verließ; als Gelehrter überhaupt durch die Selbstüberwindung, womit er Nebensächliches bei Seite warf ('Das Nöthigste für den Philologen ist der Papierkorb!' pflegte er zu sagen), in der Selbstbeschränkung, womit er einem begrenztern Gebiete die treueste Pflege widmete, in dem gesunden Conservatismus, womit er die überlieferten und bewährten Methoden der Philologie fortführte und auf neue Gegenstände anwendete. Er bewies die Kunst als Mensch bei tausend Gelegenheiten — vielleicht nur nicht (um mir das Urtheil eines befreundeten Mannes anzueignen) in dem schweren Ernst, womit er dem Leben gegenüberstand. Aber in der Auffassung der großen Angelegenheiten der Nation hatte er eine wahre Angst vor Maßlosigkeit und Überhebung. Im September 1866, nach den preußischen Siegen in Böhmen, schrieb er mir: 'Uns geht es hier sehr gut, und wir sind nicht hochmüthig, aber froh. Von den österreichischen Zuständen habe ich trotz allem, was der Krieg gelehrt hat, keine deutliche Vorstellung. Aber ich hoffe, daß das deutsche Element sich mitten in der Fäulniß und Zersetzung doch erhalten und bewähren werde .... Grüßen Sie Karajan, dessen Kummer wohl schwer ist.' Dies mitfühlende Wort für den österreichischen Patrioten ist ganz in seiner Art ....

Aber ich muß mich wohl kürzer fassen. Unter dem Schreiben sind mir so viele Einzelheiten aufgegangen, daß ich sie jetzt nicht alle wiedergeben kann.

Der Interpret und der Kritiker: das ist die hervorragendste Seite von Haupt, aber es ist keineswegs die einzige. Die Beschränkung, die er sich auferlegte, ist wirklich eine Selbstbeschränkung, keine Begrenztheit der Natur. Er seinerseits übte nicht vergleichende und nicht psychologische Sprachwissenschaft; aber wer seine Vorlesungen gehört hat, der erinnert sich, wie er etwa eine lateinische Partikel mit Berufung auf Potts etymologische Forschungen erläuterte; wie er auf dem Gebiete der Satzfügung einzelne Beobachtungen zu generalisiren verstand; wie er an auffallenden syntaktischen Erscheinungen niemals vorüberging, ohne eine psychologische Erklärung dafür zu versuchen.

Die Methode der Kritik und Erklärung, die er übte, ist an das lebendige Gefühl des Individuellen geknüpft. Der Schriftsteller als einzelne, endliche und begrenzte Persönlichkeit muß dem Kritiker bis in die letzten Falten des Herzens klar sein. Das hatte Haupt früh erkannt. In seiner Jugend trieb er einmal blos Griechisch und legte weitschichtige Collectaneen an, worin er alles beobachtete und eintrug, was nur irgend zu beobachten war. Eines schönen Tages warf er sie ins Feuer, 'denn das Gefühl des Individuellen wäre mir dabei verloren gegangen', sagte er. Und in der That las er für größere Aufgaben lieber die ganze vorhandene Litteratur

von neuem durch, als daß er systematische Sammlungen angelegt und fortgeführt hätte.

Dies Individuelle, das ist der Stil des Schriftstellers. Aber der Stil ist mannigfach bedingt. Vieles darin theilt der Autor mit andern, weniges ist ihm allein eigen. Das Charakteristische beruht meist in der unbewußten Auswahl. Der eine Stil gestattet größere Freiheit, der andere wird zur vielfältig begrenzten Manier. Ganze Schichten und Gruppen bestimmter Stileigenthümlichkeiten, die sich von einem Dichter zum andern vererben, lassen sich beobachten. Die eigensinnigste Beschränkung der Sprache und Verskunst macht sich oft geltend. Nach dieser Seite hin hat Haupt auf lateinischem wie auf altdeutschem Gebiete die umfassendsten, in ihren Resultaten sehr merkwürdigen Beobachtungen gemacht und damit einem der tiefsten sprachwissenschaftlichen Probleme gedient, ja dieses Problem erst recht deutlich und greifbar hingestellt: die Bedingtheit und Begrenzung der individuellen Rede, das Verhältniß des Wortcapitals, worüber der Einzelne verfügt, zu dem gesammten Wortschatze einer gegebenen Sprache.

Ein anderes Problem der allgemeinsten Art, engverknüpft mit den höchsten Aufgaben der Cultur- und Geistesgeschichte, hat er in seinen Vorlesungen selbst bezeichnet als die Naturgeschichte des Epos. Gemeint sind Beobachtungen über die analoge Entwickelung der epischen Poesie bei den Griechen, Deutschen, Franzosen, Serben, Finnen u. s. w. Von solchen Beobachtungen theilte er mündlich viele mit, seine ausgebreitete Litteraturkenntniß bot ihm dazu den Stoff. In früherer Zeit las er in Parallel-Vorträgen über Homer und das Nibelungenlied. Er bahnte damit eine vergleichende Litteraturwissenschaft an, wie es eine vergleichende Politik, eine Naturlehre der Staatsformen seit Aristoteles giebt. Er zog damit die Consequenz der Anschauungen über das Volksepos, welche Friedrich August Wolf und Lachmann begründet hatten.

Von hier aus muß man nun zurückblicken auf die bescheidenen Worte, womit Haupt sich in der Berliner Akademie einführte. Man wird den edlen Stolz empfinden, der sie eingegeben hat, den Stolz auf die Selbstbeschränkung, die ein ungeheures und ausgebreitetes Wissen in den Dienst scheinbar kleiner und bescheidener Zwecke hingab.

Haupt war weit entfernt, die Philologie isoliren zu wollen. Er wollte sie nur auch nicht herabdrücken lassen. Wie sehr ihm das Ganze der Wissenschaften überall gegenwärtig war, das ersieht man aus seiner Leipziger Rede vom Jahre 1848 über die Beziehungen der deutschen Philologie zur classischen.

Das war schließlich die Quelle der Macht, die von ihm ausging: dieser stolze Philolog stand fest und tapfer ein für die großen Traditionen unserer letzten litterarischen Blüteepoche. Mit der ganzen Wucht seiner imponirenden Persönlichkeit wehrte er dem Verfall, dem uns handwerksmäßige Beschränktheit unter der lockenden Firma des modernen Fortschrittes überliefern möchte. Universität und Schule suchte er zu schützen gegen die

unreifen Experimente, welche die freie Entwickelung des humanen Bildungs-Ideals zu Gunsten einseitiger Fertigkeiten in Frage stellen möchten. Meinen alten Wiener Bundesgenossen im Kampfe für die ungetheilte philosophische Facultät will ich die letzten Zeilen nicht vorenthalten, die ich von Haupt in Händen habe: 'Unsere Universität ist groß' — schreibt er — 'und unsere Facultät ist zahlreich, und der Geschäftslauf ist dadurch erschwert; dennoch glaube ich, daß unsere Facultät keinen hat, der nicht den Segen der Ungetheiltheit erkennt und sich nicht gegen Theilung wehren würde. Eine ungetheilte philosophische Facultät ist Bedingung einer wirklichen Universität.'

Haupt stand fest und unentwegbar in der Vertheidigung des Einfachen und Bewährten. Vor seiner gefürchteten Autorität verstummte manches thörichte Project. Auch Fernerstehende haben sich bei ihren Handlungen unwillkürlich die Frage vorgelegt: 'Was wird Haupt dazu sagen?' Und man scheute zurück vor einem verdammenden Urtheil, das er aussprechen könnte. In Haupt ist eine Säule gestürzt, die ein gut Theil des deutschen Bildungswesens stützte und trug. Wird er jemals ersetzt werden? — —

Sein Tod war glücklich — wie viele sich wünschen möchten, zu sterben. Des Abends hatte er Gesellschaft in seinem Hause, er zog sich früher zurück, klagte über leichtes Unwohlsein. Am Morgen fand man ihn todt im Bette. Er war eingeschlafen ohne eine Spur von Todeskampf und Schmerz, ohne daß die Seinen etwas davon gemerkt.

'Der Eindruck, den sein Tod auf die Menschen machte', schrieb mir ein Freund, 'ist einem Entsetzen ähnlich: als wenn plötzlich eine alte, feste Burg vor unsern Augen von der Erde verschlungen würde.'

In einem fürchterlichen Unwetter, unter Sturm und Schnee, in schneidender Kälte und bei sinkender Nacht gegen 6 Uhr wurde er Sonntag den 8. Februar auf dem Dreifaltigkeits-Kirchhofe begraben.

Straßburg, 14. Februar 1874. Wilhelm Scherer.

Moriz Haupt.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1880, Bd. 11, S. 72—80.

Haupt: Moriz H., Philolog. Er wurde geboren am 27. Juli 1808 in Zittau, als der Urenkel eines armen Lehrers, als der Enkel eines energischen, rastlos emporstrebenden Kaufmannes, als der Sohn eines classisch gebildeten, mit gelehrter Thätigkeit vertrauten Juristen, welcher seine Erziehung bis zum 13. Jahre, wenn nicht ausschließlich, so doch vornehmlich leitete. Das, worauf die Persönlichkeit des Vaters angelegt schien, hat sich im Sohne erfüllt. Ostern 1821 bis Ostern 1826 besuchte er das Zittauer Gymnasium und genoß den Unterricht des Rectors Lindemann in den classischen Sprachen, neben denen er sich auf eigene Hand bald dem Gothischen und Altdeutschen zuwandte — schon vor 1824, nach seiner Versicherung.

Der poetisch-patriotische Reiz des heimischen Alterthums verband sich mit dem Frohgefühl, eine neue Wissenschaft wachsen zu sehen und an diesem Wachsthume thätigen Antheil zu nehmen. Dennoch bezog er Ostern 1826 die Universität Leipzig in der Absicht, Theologie zu studiren, die er doch bald gegen das Studium der Griechen und Römer vertauschte. Gottfried Hermann wurde sein Lehrer und Vorbild. Er erzog ihn zur Einfachheit des Urtheiles. Im September 1830 beschloß Haupt seine Universitätsstudien, am 17. Februar 1831 erfolgte seine Promotion, und er kehrte zu den Eltern zurück. Sein Vater, früher Syndicus, dann Bürgermeister in Zittau, war durch die unreife politische Bewegung des Jahres 1830 von seinem Posten verdrängt worden und nahm sich die Zurücksetzung so zu Herzen, daß er in eine gefährliche Krankheit und dann in tiefe Schwermuth verfiel. Der Sohn stand ihm sieben Jahre lang als Tröster zur Seite, nicht ohne daß die schwere Pflichterfüllung ihm selbst den Glanz des Lebens verdunkelte, während andererseits die lange Muße, die gänzliche Freiheit von Amtsgeschäften irgend welcher Art ihm eine beneidenswürdige Sammlung gewährte und alles, was er vermochte, sicher reifen ließ. In das Jahr 1834 fällt eine entschiedene Erweiterung seines Gesichtskreises und seiner persönlichen Beziehungen. Er ging mit den Eltern nach Wien, dort traf er Hoffmann von Fallersleben und wurde mit den österreichischen Gelehrten und Fachverwandten Endlicher, Karajan, Ferdinand Wolf genau befreundet. Noch im selben Jahre lernte er auch Berlin kennen; der Freiherr von Meusebach, vor allem aber Lachmann waren ihm von dieser Zeit an enge verbunden.

Endlich im Herbst 1837 konnte er daran denken, sich vom Vater zu trennen und sich in Leipzig zu habilitiren. Gottfried Hermann begrüßte in ihm einen durch Wissenschaft, Geisteskraft und eine vorzügliche Gabe des mündlichen Vortrages ausgezeichneten Docenten, und an seiner Habilitationsschrift, den Quaestiones Catullianae, rühmte er 'große Belesenheit, genaue Bekanntschaft mit der Litteraturgeschichte, gründliche Gelehrsamkeit, ungemeinen Scharfsinn, feinen Geschmack, klare Darstellung, ausgebildeten gefälligen Stil, sowie ausnehmende Bescheidenheit.' Mit Vorlesungen über das Nibelungenlied und seinen Liebling Catull eröffnete Haupt seine Lehrthätigkeit, und rasch stieg er die akademische Stufenleiter empor. Am 11. September 1841 wurde er ohne sein Vorwissen auf Hermanns Betrieb zum Extraordinarius ernannt und am 23. November 1843 erhielt er die neu errichtete ordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteratur. Schon 1842 hatte er einem Freunde melden können: 'Seit dem 7. April bin ich am Ziele jahrelanger Wünsche, d. h. mit einer Tochter von Gottfried Hermann verheirathet.' Haus und Amt beglückten ihn, aber das Jahr 1848 riß ihn aus seinem gesegneten Wirkungskreise. Die damals wach gewordenen Hoffnungen auf Einheit und Größe des Vaterlandes haben auch ihn mächtig bewegt und er war nicht blind gegen die Gefahren der Revolution: 'Wohl', sagt er in einer Rede vom 18. Mai 1848, 'ist ein grelles Morgenroth vor

uns emporgestiegen; es verkündet sturmvolle Tage.' Er wurde eifriges Mitglied des deutschen Vereins und die hereinbrechende Reaction schonte ihn so wenig wie seine Collegen und Freunde Theodor Mommsen und Otto Jahn. Alle drei wurden wegen Berufung einer Volksversammlung, die man mit dem Dresdener Maiaufstand in Verbindung glaubte, des Hochverrathes angeklagt, und zwar von den Gerichten freigesprochen, aber auf dem Disciplinarweg ihres Amtes enthoben. Vom 22. April 1851 war das Decret, welches Haupts kurze politische Thätigkeit so brutal bestrafte. Am 13. März desselben Jahres war Lachmann gestorben, und nicht ohne Mühe gelang es der Berliner Facultät, Haupts Berufung an seine Stelle (17. April 1853) durchzusetzen. Hier hat er denn 21 Jahre lang als Universitätslehrer und Akademiker (seit 1861 als Secretär der philosophisch-historischen Classe) gewirkt, mit wachsender Autorität und nie nachlassender Energie, so viel auch der Tod seiner Frau (1855) ihn erschüttern und Nervenleiden ihm seine gewohnte ungestüme Thätigkeit erschweren mochten. Am frühen Morgen des 5. Februar 1874 raffte ihn ein Herzschlag dahin.

Haupt gehörte zu den Gelehrten, welche groß anheben mit breitem Wollen und sich je länger je mehr ins Enge ziehen. Er erfüllte nicht, was seine Jugend versprach. Seine Anfänge erinnern an die Anfänge Jacob Grimms und Uhlands. Die Verehrung Goethes, die Verehrung der classischen Dichtung verband sich mit dem romantischen Ausgreifen nach fernen Sprachen und Litteraturen. Seine ältesten Aufsätze (Recensionen von 1831 an) preisen in poetisch gefärbter, bildlich geschmückter Rede die Poesie im Allgemeinen als eine lebendige Offenbarung des Göttlichen und stellen mit bewußter Klarheit den Gedanken einer vergleichenden Poetik hin. Man glaubt ihn selbst nach so hohem Ziele ringen zu sehen; nach allen Seiten hin erweitert er seine Kenntnisse; volksthümliche Dichtung in jeder Gestalt scheint ihm willkommen, ans classische Alterthum schließt sich das Interesse für mittelalterliches Latein, vom Böhmischen aus tritt er den slavischen Sprachen näher, die romanischen Litteraturen ziehen ihn neben der altdeutschen an; man meint, in einer allgemeinen Geschichte mittelalterlicher Dichtung oder in etwas Ähnlichem müßten sich so mannigfache Bestrebungen zusammenfassen. Aber vermuthlich hat er nie einen solchen Gedanken ernstlich gehegt. Dem jungen Gelehrten fehlte das Selbstvertrauen des Bahnbrechers. Die von Gottfried Hermann empfangene Richtung auf kritische Philologie überwog und dazu kam Lachmanns imponirende, vorbildliche Kraft. Bescheidenheit und Stolz bewogen ihn, das Geschäft des Herausgebers zum Lebensberufe zu wählen: die Bescheidenheit, welche eher das Ziel zu niedrig als zu hoch stecken mag, um nicht in Überschätzung persönlicher Kräfte anmaßend zu scheinen, die Bescheidenheit, welche nicht den Muth des Fehlens hat; — der Stolz, welcher nichts Unvollkommenes an der eigenen Leistung dulden will; der Stolz, welcher sich gegen die drohende Gefahr des Fehlens aufbäumt. Nur auf diesem Wege erlangt man Herrschaft, Sicherheit und befriedigtes Selbstgefühl. In vollberechtigter Polemik schrieb Haupt einmal die

Worte: 'Lachmanns Meisterschaft ist durch die Pfuscher, die seine Arbeiten anrühren, nicht gefährdet; ich habe mir noch niemals Meisterschaft, weder in der Kritik noch in anderem, angemaßt, ich aber weiß auch gar nicht, ob Fachgenossen mich für einen Meister der Kritik halten, aber das weiß ich. daß noch nicht jeder Geselle oder Handlanger mich meistern kann.' Die unbefangene Nachwelt wird Haupt die Meisterschaft ohne Weiteres zugestehen, und für die Philologie ist es ein unberechenbarer Vortheil gewesen, daß Lachmann gleichsam zweimal erschien, daß ihm in Haupt eine so verwandte Natur, eine so ebenbürtige Kraft erstand, welche volle Befriedigung darin empfand, die Art des Freundes sich anzueignen und in Schrift und Lehre fortzusetzen, fortzupflanzen.

Die Forschungsideale seiner Jugend bestimmen die Gegenstände, denen er sein kritisches Bemühen zuwendet. Poesie steht obenan, und wie Lachmann ist er den lateinischen und mittelhochdeutschen Dichtern vorzugsweise geneigt. Aber er greift doch weit darüber hinaus. Seine Proömien zu den Berliner Vorlesungsverzeichnissen, der größte Theil seiner akademischen Abhandlungen und Reden, ein paar kleine selbständige Werkchen, sowie seine Beiträge zu philologischen Zeitschriften sind in drei Bänden Opuscula gesammelt (Lipsiae 1875, 1876). Darin enthüllt sich ein staunenswerther Reichthum litterarhistorischer Anschauung und eine wahrhaft verblüffende, dem Verfasser in unvergleichlicher Weise gegenwärtige Gelehrsamkeit. Das im Anhange gegebene Verzeichniß von Schriftstellern, die er textkritisch behandelt hat, umfaßt beinahe die gesammte griechische und lateinische Litteratur, die Neulateiner mit eingeschlossen. Die Skizze einer Untersuchung über den Roman Apollonius von Tyrus, dessen Ursprung und Verbreitung greift auf die universalen Tendenzen von Haupts Jugend zurück. Das Registrum multorum auctorum des Hugo v. Trimberg (Berl. Monatsber. 1854, S. 142) eröffnet den Blick auf ein weites Gebiet mittelalterlicher Bildung. Haupts Interesse scheint allgegenwärtig. Er verfährt nach dem Grundsatze, den er einmal aufstellt (Opp. 1, 218): 'Die Philologie verachtet wie die Botanik kein Unkraut.' Demgemäß fördert er mit philologischer Sorgfalt sogar das Testament des Schweinchens, das Buch von den Wundern, das von den Paradiesesflüssen, das griechische Kräutergedicht, griechisch-lateinische Übersetzungs- und Gesprächbücher zu Tage. Nimmt man zu dem Eigenen das, was er den Arbeiten anderer an Textesbesserungen und gelehrten Nachweisen, tactvollen Winken, maßgebenden Rathschlägen beigesteuert hat, so erhebt sich das Bild einer Thätigkeit, welche an die Wirkungen gewaltiger Naturkräfte erinnert. Um das, was Haupt darin geleistet hat, abzuschätzen, bedürfte es einer noch größeren Vertrautheit mit allen diesen Denkmälern geistigen Lebens, als er sie besessen. Wie viel davon dauernder Gewinn ist, wird sich nur allmälig ermessen lassen. Anregung und Förderung, sei es auch durch Irrthum, muß überall gefühlt werden, wo er die Hand angelegt hat. Wenn er allgemeinere Probleme, der Politik, der Geschichte, Litteraturgeschichte, Erziehung, berührt, so ist er nirgends originell;

aber er steht immer auf der richtigen Seite, er ist verbündet mit dem besten Geist unseres Volkes, der zu Größe und Ruhm geführt hat. Stets mahnt er zu Bescheidenheit und Mäßigung in einer Sprache von classischer Rundung, festgefugt, wuchtig, epigrammatischer Ausprägung nicht abgeneigt. Und wie leidenschaftlich sein Inneres glühen und im persönlichen Verkehr ausbrechen mochte, sein wissenschaftliches Wesen ist maßvolle Energie. Die Leidenschaft scheint überall gebändigt, kein Vorurtheil und keine Voreiligkeit, die übergierig nach dem Resultate greift, verdunkelt seinen hellen Blick. Er ist umsichtig, ruhig, geradsinnig.

Nach dem kleinen Hefte, worin er 1834 vier mittellateinische Dichtungen ans Licht gab (Exempla poesis latinae medii aevi, Vindobonae), nach dem Fischgedichte des Ovidius und den Jagdgedichten des Gratius und Nemesianus (1838) wurden drei zierliche Bändchen, glatte, saubere Texte, ohne Lesarten, ohne Anmerkungen, das eigentliche Denkmal, welches er als Kritiker lateinischer Dichtung sich selber setzte: seine Ausgaben des Horatius (1851), des Catullus, Tibullus, Propertius (1853) und des Vergilius (1858). Die Metamorphosen des Ovidius (1853), eine Schulausgabe mit deutschen Anmerkungen (enthalten in der von ihm und Sauppe gegründeten Sammlung solcher Ausgaben), gedieh nicht über das erste Bändchen hinaus, weil er sich in Bezug auf Art und Maß der Erklärungen unsicher fühlte; dennoch dürfte seine Leistung geradezu die beste unter allen ähnlichen sein. Wenn neben den Dichtern auch ein Prosatext, die Germania des Tacitus erschien (1855), so geschah es im Interesse der deutschen Alterthumswissenschaft und beabsichtigt war nur eine vorläufige reinliche Herstellung mit handlichem Apparat zum Gebrauche bei Vorlesungen. Seine erfolgreichen Bemühungen um den Philosophen Seneca haben leider in keiner Edition Ausdruck und Abschluß gefunden. Für das Griechische muß der mühevollen Arbeit gedacht werden, die er aus vollständiger eigener Beherrschung des Stoffes an die Vollendung von Gottfried Hermanns Aeschylus setzte (1852). Der zugehörige Scholienband ist leider nie erschienen.

Der Weg, den Haupt zur Lösung textkritischer Probleme einschlug, ist aus der Sammlung kleiner Schriften deutlich erkennbar. Im Allgemeinen kann man sagen: es ist der Weg Lachmanns und Immanuel Bekkers. Gleich Lachmann ließ er sich von der schrankenlosen Willkür italienischer Versemacher des 15. Jahrhunderts nicht blenden (Opp. 1, 143) und fragte nicht nach der schönsten, glattesten, unserem Geschmacke wohlgefälligsten Überlieferung, sondern nach der verhältnißmäßig echtesten, treuesten, ursprünglichsten. Gleich Lachmann und Bekker suchte er vor allem die abgeleiteten Quellen auszuscheiden und in dieser Beziehung sind ihm z. B. beim Propertius und Ammianus Marcellinus Feststellungen gelungen, die so leicht nicht umzustoßen sein werden. Er ging den Citaten aus römischen Dichtern nach durchs späte Alterthum, durchs Mittelalter hindurch. Die Geschichte der Philologie war ihm auf das genaueste bekannt. Mochte er wohl die

Arbeit der Zeitgenossen manchmal unterschätzen und allzu vornehm darüber wegblicken, die großen Vertreter der älteren Philologie, ein Scaliger, Bentley, waren ihm wie Mitlebende gegenwärtig. Er weiß über sie fast so vertraut zu reden wie über Meineke und Bekker, denen er ausgezeichnete Nekrologe widmete. Die wenigen Seiten, auf denen er, um für Leibnizens Beziehungen zur classischen Philologie den richtigen Hintergrund zu gewinnen, in großen Zügen die gesammte Einwirkung des Alterthums auf die spätere Bildung bis zum 17. Jahrhundert überschaut, gehört zu dem Bedeutendsten, was er geschrieben (Opp. 3, 215). Stets ist andererseits sein Blick über die römischen Dichter hinaus auf ihre griechischen Vorbilder gerichtet. Zur Charakteristik der alexandrinischen Poesie wie des Sprachgebrauches hellenischer Dichter überhaupt hat er viele gelegentliche Beiträge gegeben (z. B. über Metonymien Opp. 2, 166; über nach griechischem Muster veränderte Wortbedeutung 2, 402; über Nominalbegriffe aus benachbarten Verben zu entnehmen 2, 301 u. ö.; über freiere Wortstellung bei den Tragikern 2, 184; über Attraction correlater Pronomina 2, 467). Cabinetsstücke in Haupts eigenster Art sind die Abhandlung über die Kritik der Horazischen Gedichte, wenn auch das Schlußresultat nicht Bestand hat (3, 42), und die Betrachtung über Genrepoesie bei den Griechen (1, 252): Untersuchung eines einzelnen Gedichtes, ja einzelner Stellen von Gedichten, aber eingeleitet durch den weiten Umblick, enger Vordergrund bei tiefem Hintergrund. Dieser große Hintergrund, eine hochgebildete Persönlichkeit, allseitig vorbereitet, mit zahlreichen litterarischen Analogien vertraut, gab seiner Kritik das hohe Tactgefühl, den glücklichen Scharfsinn; langjährige Übung verlieh ihm das virtuose Treffen, und alles zusammen machte aus ihm einen Conjecturalkritiker ersten Ranges. Conjecturalkritik wurde immer mehr das erwählte Feld seiner Neigung. Conjecturalkritik hat er 'meist glänzend und überzeugend, immer beachtenswerth' in solchem Umfange geübt, daß der Forscher 'auf Schritt und Tritt in dem ganzen Umkreis des classischen Alterthums seinem fruchtbringenden Wirken begegnet' (Vahlen). Er hat seine Persönlichkeit nie vorgedrängt, sein Belieben dem Stoffe nie aufgedrängt; er unterlag nicht dem Fluche der Virtuosität; er wollte nicht selbst glänzen, sondern seinem Autor den ungetrübten, durch schlechte Überlieferung verdunkelten Glanz wiedergeben. Er verband den Respect vor der reinsten Quelle, den Haß gegen das unreife Conjiciren (man sehe die berühmten Elektraprogramme Opp. 2, 285 ff.) mit dem Gefühle für die Individualität des Schriftstellers. Seine Interpretation, seine Emendation, seine Interpunction, seine Annahme von Interpolationen und seine Echtheitskritik war stets getragen von der Vertiefung in das Individuelle. Er war ein unvergleichlicher Interpret, wovon er mündlich fortwährend, schriftlich nur selten Proben gab. Gedankengang, Zusammenhang zu entwickeln verstand er meisterhaft. Faßte er seine Anschauung von dem Wesen alter oder neuer Dichter in ein ausgeführtes Bild, wie er den Catull, Horaz, Ovid, die römischen Elegiker, den Statius oder Friedrich den Großen als Poeten

gelegentlich charakterisirte, so geschah es allerdings meist nicht im Sinn eines litterarischen Porträtes, wobei die bezeichnenden Züge möglichst lebendig vorgetragen werden, sondern gleichsam farblos im festen Umriß, so daß die stilistische Eigenart vor allem betont wurde und kritische Nutzanwendungen, Folgerungen auf das in ihrem Texte Mögliche oder Unwahrscheinliche sich anknüpfen ließen. Litterarhistorische Thatsachen hat er nicht in großer Zahl festgestellt. Glänzend, wenn auch die Resultate bestreitbar und bestritten, ist seine Abhandlung über die Unechtheit des Epicedion Drusi (1, 315); mit Glück schied er die bukolischen Gedichte des Calpurnius von denen eines anderen Dichters, vielleicht des Nemesianus (1, 358); fleißig stellte er gelegentlich die geringen Fragmente des Grammatikers Irenäus zusammen (2, 434). In allen allgemeinen Beobachtungen über Sprachgebrauch, Poetik und Metrik achtete er auf die Verschiedenheit der Epochen und Dichtungsgattungen (vgl. 2, 184). Zur Lachmannschen Kritik der Ilias gab er werthvolle Beiträge (hinter Lachmanns 'Betrachtungen über die Ilias', 1847). Seine Observationes criticae (1841), welche sich gleich den Quaestiones Catullianae (1837) zunächst an Lachmanns Catull anschlossen, brachten reiche Zusammenstellungen über die Elision und über die Nachstellung der verbindenden Conjunction bei lateinischen Dichtern. An eine Stelle des Properz knüpft er ausführliche Erörterungen über die Namen des Kusses bei den Römern (2, 106) und daran die Mahnung, im Interesse des Lateinischen das Studium der romanischen Sprachen nicht zu vernachlässigen.

Seine eigene Beschäftigung damit lief in den Plan einer Edition französischer Volkslieder des 16. Jahrhunderts aus, wovon er eine frühe Probe gab (Six anciennes chansons françaises recueillies par M. H. A M. le baron de Meusebach, 6. Juin 1835), den er sein ganzes Leben lang festhielt und wovon wenigstens ein Theil aus seinem Nachlasse veröffentlicht werden konnte (Französische Volkslieder 1877).

In der deutschen Philologie noch viel entschiedener als in der classischen, erscheint Haupt als Lachmanns nächster Mitarbeiter und Nachfolger. Trat dies in seinen Beiträgen zu den 'Altdeutschen Blättern', die er mit Hoffmann v. Fallersleben herausgab (1836, 1840), noch weniger hervor, so lag es in seiner Ausgabe des Erek von Hartmann von Aue (1839) deutlich vor Augen. An die Stelle der altdeutschen Blätter ließ er 1841 nach einem umfassenderen Plane die 'Zeitschrift für deutsches Alterthum' treten, worin er alle diejenigen um sich versammelte, welche methodische Forschung und Kritik nach Jacob Grimms und Lachmanns Vorbild übten; und Haupts Schuld war es nicht, wenn sich beim Ausbruche des Nibelungenstreites einige der Mitarbeiter von ihm trennten, um sich ein besonderes Organ zu gründen. Dem Erek folgte 1840 der gute Gerhard von Rudolf von Ems, 1842 die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich von Hartmann von Aue, 1844 der Engelhard von Konrad von Würzburg, 1845 der Winsbeke und die Winsbekin, 1851 die Lieder Gottfrieds von Neifen, 1857 die

ältesten Minnesinger ('Des Minnesangs Frühling' von Lachmann und Haupt), 1858 Neidhart von Reuenthal, 1871 die zweite Ausgabe des Erek, die Erzählungen 'Moriz von Craon' (in den Festgaben für Homeyer) und 'Von dem übelen Weibe', endlich 1876 aus dem Nachlasse die Erzählung 'Zwei Kaufleute' von Ruprecht von Würzburg (Zeitschr. für deutsche Phil. 7, 65). In der kritischen Behandlung Hartmanns von Aue konnte er sich direct an Lachmann anschließen: das von diesem beim 'Iwein' und 'Gregorius' gegebene Muster hat er auf den Rest der Hartmannschen Werke ausgedehnt, für den 'armen Heinrich' konnte er eine Vorarbeit Lachmanns benutzen. Bei dem genannten Werke des Rudolf von Ems handelte es sich um rasche erste Bekanntmachung; zu einer umfassenden Erforschung von Sprachgebrauch und Metrik fehlte damals und fehlt bis heute das vollständige Material. Aber unvergänglich bleibt, was Haupt für einen anderen Epigonen ritterlicher Dichtung, für Konrad von Würzburg, gethan. Seine übrigen selbständigen Editionen galten, abgesehen von den zuletzt aufgeführten Erzählungen, der mittelhochdeutschen Lyrik und Didaktik, dem Minnesang. Auch damit schloß er sich an Lachmanns 'Walther von der Vogelweide' und in 'Minnesangs Frühling' an Lachmanns Vorarbeiten an; und wie ihn die bukolische Poesie der Griechen und Römer viel beschäftigte, so widmete er hier der höfischen Dorfpoesie des Neidhart von Reuenthal besondere Sorgfalt und langjährige erfolgreiche Bemühung. Seine Abhandlung über die böhmische Übersetzung eines der Lieder König Wenzels von Böhmen (1848) gab den Anstoß zur Aufdeckung der tschechischen Litteraturfälschungen. Außerdem sind Lachmanns Iwein, Walther, Wolfram in neuen Ausgaben und nie ohne Gewinn durch seine Hand gegangen; die schwierige Erklärung von Wolframs 'Parzival' hat er mehrfach in besonderen Beiträgen gefördert. Zum gothischen Wortschatze konnte er aus seiner gewaltigen Bücherkenntniß ein entlegenes Zeugniß beibringen (Opp. 2, 407). Althochdeutschen Litteraturdenkmälern hat er nur selten, aber mit Glück, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Die Zeitschrift für deutsches Alterthum enthält viele Editiones principes oder erste kritische Ausgaben von mittelhochdeutschen Gedichten (z. B. Margarethen Marter; Warnung; Bonus; h. Paulus; Alexius und Pantaleon von Konrad von Würzburg; Servatius; Gottfrieds von Straßburg Lobgesang auf Christus und Maria, dessen Unechtheit er übrigens nicht erkannte; Meier Helmbrecht; der Jüngling von Konrad von Haslau; Goldemar zc.); außerdem mannigfache Beiträge, in denen Haupts Scharfsinn und Belesenheit sich fruchtbringend bewährt. Viel hat er für die Gedichte und Sage vom Herzog Ernst gethan. Um volksthümliche Poesie machte er sich ferner durch Verbesserungen zur Kudrun und durch die Entdeckung des Albrecht von Kemenaten als Verfasser dreier Gedichte verdient.

Den ersten Rang unter Haupts altdeutschen Leistungen nehmen der Engelhard, Neidhart und die zweite Ausgabe des Erek ein. Konrad von Würzburg in seiner ausgebildeten Manier eignet sich, wie wenige, zum Objecte stilistischer und metrischer Observationen; und so geläufig war diese

Manier dem Kritiker geworden, daß er eines Tages aus etwa 30 irgendwo gedruckten Versen einer poetischen Legende vom heiligen Pantaleon mit Sicherheit ein Werk Konrads erkennen konnte, was die vollständige Abschrift lediglich bestätigte. Diese Vertrautheit mit Sprache und Stil jenes ausgezeichneten Dichters wurde benutzt, um eines seiner besten Werke aus einem Drucke des 16. Jahrhunderts in die Form des 13. Jahrhunderts zurück zu übertragen, uud die Übertragung darf als unzweifelhaft gelungen gelten, zugleich als einer der höchsten Triumphe philologischer Kritik. Auch führt kein anderes Buch in die Feinheiten mittelhochdeutscher Metrik so gut und angenehm ein, wie Haupts Engelhard. Damit aber war es nicht gethan: ein Problem, das ihn schon bei Hartmann reizte, der Unterschied des Sprachgebrauches höfischer und volksthümlicher Gedichte und die eigensinnigen Beschränkungen in der Wortwahl, welche gewisse Gruppen höfischer Dichter auszeichnen, wurde hier mit einem bewunderungswürdigen Reichthume von Beobachtungen erläutert und dadurch überhaupt dieses Problem innerhalb der deutschen Philologie erst energisch gestellt. — Beim Neidhart konnte er für die schwierige uud wichtige Scheidung des Echten und Unechten an Vorarbeiten von Liliencron anknüpfen. Die Kritik und die Erklärung in lexikalischer wie topographischer Hinsicht hat er so gefördert, daß in 20 Jahren nichts Nennenswerthes nachzutragen war. — Sehr reich ausgestattet und der feinsten Beobachtungen voll ist die zweite Ausgabe des Erek, eine wahre Fundgrube von Gelehrsamkeit. Die gesammte mittelhochdeutsche Litteratur war eigens dafür durchgelesen worden und natürlich mit großem Gewinn. Das Gedicht, einst aus dem 'schweren Wust' einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgearbeitet, erschien jetzt erst auch äußerlich, in seiner ganzen Zierlichkeit, als das wahre Gegenstück zu Lachmanns Iwein. Aber während Haupt in seiner Jugend selbst an eine Ausgabe des französischen Erek dachte, den er an Frische und Raschheit dem deutschen vorzog, an Feinheit diesem nachsetzte, so zog er ihn für die Kritik zwar überall herbei, wo er helfen konnte; aber er dachte nicht daran, die Vergleichung zu einer ausgeführten Charakteristik des deutschen Romans und seines Verfassers zu verwerthen; ja selbst die stumpfe Art, wie andere dergleichen Forschungen mechanisch ohne wahren Lebensblick in eine Dichterseele erledigten, reizte ihn nicht zum Bessermachen. Haupt ist in seinen altdeutschen Arbeiten viel wortkarger als in denen, welche der classischen Philologie gelten. Er schrieb selten eine Abhandlung, selten eine Einleitung, immer nur gab er Text und Anmerkungen. Darin hat er freilich Wörterbuch, Grammatik (besonders Syntax), Metrik, auch die Kenntniß poetischer Motive und die Litteraturgeschichte mannigfach gefördert; die letztere hauptsächlich durch seine Belesenheit in Urkundenbüchern und anderen historischen Quellen, welche es ihm möglich machte, viele litterarhistorische Persönlichkeiten zeitlich und örtlich zu fixiren. Überblickt man die Gesammtheit seiner germanistischen Leistungen, so fühlt man recht das Schwelgen im unausgebeuteten Material, die Freude an massenhaftem Ediren und Observiren.

Seltsam aber, während in der Jugend ihn volksthümliche Dichtung mächtig anzuziehen scheint, so hat er thatsächlich den weit überwiegenden Theil seiner Lebensarbeit der eleganten und gebildeten Poesie, sei es des augusteischen, sei es des staufischen Zeitalters gewidmet. Augenscheinlich wurde seine Lust zu litterarischer Selbstthätigkeit am meisten durch den Reiz strenger Form geweckt. Die anonyme Volkspoesie führt von den Individuen ab in die grenzenlosen Tiefen einer Überlieferung. Wo aber volksthümliche Grundlagen sich mit feinem Vortrage verbanden, wie in der Hirten- und Dorfpoesie der Griechen, Römer und mittelalterlichen Deutschen, da war er recht in seinem Element. In seinem innersten Herzen wohnte eine Gefühlsweichheit, wie sie nicht zum wenigsten die Idylle des vorigen Jahrhunderts unter uns gezeitigt hatte; aber jene bukolische Dichtung besaß ein Element natürlicher Derbheit, das sie weit entfernte von der Sentimentalität moderner Dorfgeschichten. Und auch diese Derbheit war nach Haupts Sinne, der an Producten des 16. Jahrhunderts, wie Dr. Schmoßmanns Predigt, Dicteria Grylli und Dr. Schwarmens Fastnachtpredigt, die in seinem Freundeskreise neu gedruckt wurden, nicht minder an apologischen Sprichwörtern höchst kräftiger Art ein unschuldiges Vergnügen hatte.

Unterscheidet man in Haupts litterarischer Thätigkeit gewisse vorwaltende, enger begrenzte Interessen, so geben die Vorlesungen, die er hielt, ein anschauliches Bild seiner Vielseitigkeit. Da stellen sich neben Catull, Tibull, Properz, Horaz auch Persius, Lucretius, Plautus, Terenz, von den Prosaikern doch nur Tacitus; neben die Römer auch Homer, Äschylus, Sophokles, Aristophanes, Theokrit. An mittelhochdeutschen Dichtern und Gedichten erscheinen Walther, Neidhart, ältere Minnesinger, Parzival, Nibelungen, Kudrun. Neben Interpretationen findet sich Geschichte der altdeutschen Dichtung und römische Litteraturgeschichte, deutsche Grammatik und altfranzösische Grammatik (letztere nur in Leipzig 1843, 1846, 1850). Das Altdeutsche pflegte er in Berlin nur bis 1859, dafür traten die Griechen dann regelmäßig ein. Römische Litteraturgeschichte las er 1860 zum letzten Mal, von da ab blos Interpretationen. Zweimal hat er in Parallelvorlesungen Ilias und Nibelungenlied behandelt (1844, 1857). In den Vorlesungen über die Ilias pflegte er bis zuletzt den Gedanken einer 'Naturgeschichte des Epos' festzuhalten und durch Beispiele zu illustriren, d. h. einer vergleichenden Betrachtung der Volksepen, welche die Art und Weise, wie solche zu Stande kommen, die Eigenthümlichkeit der Interpolatoren, kurz die analogen Lebenserscheinungen durch alle Gedichte ähnlicher Art hin zu verfolgen hätte. Er war sich wohl bewußt, hierin am meisten originell zu sein und ein Problem zu behandeln, dessen Lösung ihn zu einem Bahnbrecher gemacht haben würde, wie es Jacob Grimm und Bopp für die vergleichende Sprachforschung waren (Opp. 3, 2). Ein kleines hübsches Specimen vergleichender Poetik sind die Bemerkungen über apologische Sprichwörter bei Griechen, Römern und Deutschen (2, 394). Sonst finden sich deutsch-classische Parallelen seltener als man denken sollte (bemerkens-

werth 2, 253 analoger Aberglaube; in den Opusc. und zum Erek Untersuchungen über die syntaktische Figur des *ἀπὸ κοινοῦ*, dort und zum Neidhart über Vermischung von Erzählung und Rede und über Ablösung directer und indirecter Rede). Aber mit den Vortheilen, die aus der neuen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts zu ziehen, hat er stets gerechnet. Er war nie ein verbohrter Philolog. Potts 'Etymologische Forschungen' pflegte er viel zu benutzen, die Bedeutung lateinischer Partikeln auf Grund ihrer Etymologie zu entwickeln. Bopps vergleichende Grammatik nannte er ein Meisterwerk klaren Denkens und durchsichtiger Darstellung (3, 220). Auch das psychologische Element der Sprache vergaß er keinen Augenblick, und wo etwa durch syntaktische Erscheinungen die Logik verletzt schien, da wußte er aus unwillkürlichen Seelenbewegungen die Erklärung zu finden.

Braucht es einen symbolischen Ausdruck seiner nach zwei Seiten hin kraftvoll ausgebreiteten Thätigkeit, so gewährt ihn jene Leipziger Rede vom 18. Mai 1848, worin er den Gewinn darzulegen suchte, welchen die Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums der classischen Philologie gewährt. Auch darin spricht er hauptsächlich von vergleichender Sprachbetrachtung, von vergleichender Forschung über das Epos und von vergleichender Mythologie. Er hat sich sein Arbeitsfeld nicht auf der Höhe gewählt, von der er hier frei umblickt. Aber er hat hier in der Tiefe eine intensive und zugleich breite Thätigkeit entfaltet, die auf einen großen Willen und einen mächtigen Charakter hindeutet. Mit der ganzen Wucht seines Wesens, weniger durch theoretische Vorschriften als durch praktisches Beispiel suchte er vom Katheder methodisches Denken und Forschen, sowie methodische Auffassung von litterarischen Kunstwerken zu verbreiten. Eine Schule hat er nicht gegründet, wohl aber viele dankbare Schüler gezogen, die, wenn es eines Schulnamens bedarf, eher nach Lachmann als nach ihm zu nennen wären. Man hat wohl von seinem tyrannischen Wesen geredet, und in der That bedurfte es einer starken Individualität, um sich neben ihm zu behaupten. Aber man wird kaum nachweisen können, daß er eine echte Kraft, auch wo sie ihm nicht sympathisch war, völlig verkannt habe. Unfehlbarkeitsdünkel lag ihm fern; es kostete ihn nichts, seine Ansichten zu berichtigen. Allerdings ist wahr, daß er, lebhaft von einer Meinung ergriffen, dieselbe für sicherer halten und demgemäß darstellen konnte, als sie sich ihm selbst oder anderen später erwies. Aber welchem Gelehrten ist dies nie begegnet? Wir sagen mit Vahlen: 'Wie ihn im Leben seine überlegene Kraft und Strenge hochgeachtet, wohl auch gefürchtet machte, so wird er nach seinem Tode als Muster und Beispiel und als Warner einen nachwirkenden heilsamen Einfluß auszuüben nicht aufhören.'

Vahlen im Almanach der Wiener Akademie 1874, S. 215. Kirchhoff, Gedächtnißrede vom 1. Juli 1875 (Abh. der Berl. Akademie). Prantl, Sitzungsber. der Münchener Akademie, phil.-hist. Classe 1874, II. 164. Gustav Freytag, Im Neuen Reich 1874, II, S. 347. Julian Schmidt, Bilder 4, 359. Zacher, Zeitschr. f. deutsche Phil. 5, 445. Steinmeyer,

Leipz. Illustr. Zeitung 1874, Nr. 1602. Scherer, Deutsche Zeitung 1874, Nr. 765, 768 [oben S. 111]. Bartsch, Germania 19, 238, 373. — Belger, M. H., als akademischer Lehrer (reiche Mittheilungen aus den Vorlesungen), Berlin 1879. — Briefe Haupts an Ferdinand Wolf in den Wiener Sitzungsber. 77, 97.

Scherer.

Karl August Hahn.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1879, Bd. 10, S. 369.

Hahn: Karl August H., altdeutscher Philolog. Geboren am 14. Juni 1807 zu Heidelberg, studirte er 1824—1830 ebendaselbst und (zwei Semester lang) in Halle classische Philologie. Deutscher Unterricht, den er als Hauslehrer in der französischen Schweiz zu ertheilen hatte, brachte ihn auf das Studium unserer Sprache und auf Jacob Grimms Grammatik. Der große Begründer der altdeutschen Philologie selbst, an den er sich im Mai 1833 wandte, rieth ihm, mittelhochdeutsche Handschriften abzuschreiben, Lachmanns Ausgaben zu studiren, überhaupt das Mittelhochdeutsche zum Mittelpuncte seines Arbeitens zu machen, daneben aber Ulfilas und Otfried nicht zu vernachlässigen. Im Allgemeinen hat er dieses Programm befolgt. Ohne besondere Begabung wußte er in engerem Kreise nützlich zu wirken. Er war weit entfernt, glänzen zu wollen. Er hatte den verehrenden Sinn für Größe, der er sich willig unterordnete. In bitterer Lebensnoth, beinahe verhungernd, bot er alles auf, um an seinem bescheidenen Theil ein Diener der Wissenschaft bleiben zu können. Seine Grammatiken (die mittelhochdeutsche 1842, 1847; die neuhochdeutsche 1848; die gothische in der Auswahl aus Ulfilas 1849; die althochdeutsche 1852) schlossen sich eng an den jeweiligen Stand von Jacob Grimms Forschungen an, waren aber größtentheils brauchbare Lehrbücher, ruhend auf eigener ausgebreiteter Lectüre und Beobachtung. Alle beschränken sich auf Laut- und Formenlehre, nur beim Mittelhochdeutschen handelte er auch die Wortbildung ab; an die Syntax wagte er sich ohne Jacob Grimms Vorgang nicht heran. Seine Ausgaben lieferten zum Theil nur Abdrücke von Handschriften ('Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts', 1840; 'Der jüngere Titurel', 1842; 'Das alte Passional', 1845); so weit sie kritisch waren ('Otte mit dem Barte', 1835; 'Kleinere Gedichte von dem Stricker', 1836; 'Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven', 1845) eiferten sie in treuem ernstem Bemühen dem Vorbilde Lachmanns nach, ohne es zu erreichen. Die Elemente der kritischen Technik hatte er sich nicht leicht angeeignet; er übte sie dann mit einer gewissen Pedanterie. Einmal wurde der neue Fund eines mittelhochdeutschen Gedichtes besprochen: 'Wie sind die Reime?' war Hahns erste Frage. An Karajan gewann er früh einen Schüler, der seiner stets pietätvoll gedachte. Als Universitätslehrer hielt

er auf strenge grammatische Zucht. Er hatte sich in Heidelberg 1839 habilitirt und wurde daselbst Extraordinarius, dann 1850 in Prag, 1851 in Wien ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Am 20. Februar 1857 ist er gestorben.

Unsere Zeit 1, 282. Wurzbach [Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 7, 201 f.]. Germania 12, 116.

Scherer.

Theodor Jacobi.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1881, Bd. 13, S. 599, 600.

Jacobi: W. A. Theodor J., deutscher Philolog. Geboren den 31. Januar 1816 zu Neisse in Schlesien und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er im Herbst 1834 die Universität Breslau und wandte sich von juristischen Studien zu geschichtlichen, litterarischen, philologischen, die er seit Ostern 1837 in Berlin fortsetzte. Von Wachler und Stenzel angeregt und in seinen ersten Schritten geleitet, erhielt er jetzt von Ranke und Lachmann die entscheidende Ausbildung. Im August 1839 promovirte er zu Breslau mit einer Dissertation über den Reimchronisten Ottokar. Einige Wochen darauf habilitirte er sich ebendaselbst, und seit dem Sommer 1840 hielt er Vorlesungen, unter andern über Culturgeschichte des Mittelalters, über Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, über Goethe, über deutsche, angelsächsische, altnordische Grammatik und über vergleichende Grammatik. Ende 1843 wurde er außerordentlicher Professor zu Breslau und blieb es, bis er am 23. Februar 1848 starb. In ihm ward eine wissenschaftliche Kraft ersten Ranges dahingerafft, ehe sie ihr Bestes geben konnte. Der Kreis seiner Vorlesungen bezeichnet den Kreis seiner wissenschaftlichen Interessen und die Ziele, denen er zustrebte. Der Geschichte im engsten Sinne diente außer der Schrift über Ottokar (De Ottocari chronico austriaco, Vratisl. 1839), welche den Grund zur Kritik der steirischen Reimchronik legte und noch heute geschätzt wird, nur der Codex epistolaris Johannis regis Bohemiae (Berlin 1841), dessen Einleitung nach culturhistorischen Ergebnissen strebte. Aber ein geschichtlicher Gesichtspunct und der Trieb nach genauer historischer Erkenntniß blieb ihm auch in seinen sprachlichen Studien. Wo Jacob Grimm das Ursprüngliche suchte, da wollte er den Fortschritt erkennen. Wenn bei Jacob Grimm mehr der formelle Verfall der Sprache im Vordergrunde stand, so wollte er auf die damit Hand in Hand gehende geistige Vervollkommnung den Accent legen. Er war der erste deutsche Philolog, der vom Boden der vergleichenden Grammatik aus die Forschungen Jacob Grimms weiterzubilden unternahm. Er suchte nicht blos von Grimm und Bopp, sondern auch von Wilhelm von Humboldt und K. F. Becker zu lernen. Er erkannte den Vortheil, den die grammatische Lautlehre aus der physiologischen ziehen kann. Er verband

die linguistischen und altdeutschen Studien mit dem Studium der neueren und neuesten deutschen Litteratur. Er hat 'Beiträge zur deutschen Grammatik' (Berlin 1843) und 'Untersuchungen über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen' (erstes Heft, Breslau 1847), aber auch über Goethe ('Tasso und Leonore, oder welchen Stoff hatte Goethe?' in Prutz' Litterarhistor. Taschenbuch 1848) und über Friedrich von Sallet (in dem Buch: 'Leben und Wirken Friedrichs von Sallet, herausgegeben von einigen Freunden des Dichters', Breslau 1844) geschrieben. Und überall suchte er von den Erscheinungen zu den Ursachen derselben vorzudringen. 'Jetzt thut es noth', sagte er, 'in die historische Grammatik die Physiologie und die Philosophie hineinzutragen, dem märchenhaften 'es war einmal' Grenzen zu setzen, und was äußerlich geschieht, aus dem geistigen Processe, der es hervorruft, oder aus der Beschaffenheit der menschlichen Organe zu erklären.' Sein wichtigstes Werk sind die genannten 'Beiträge'. Das kleine Buch von kaum 200 Seiten enthielt drei Abhandlungen; jede war in ihrer Art ein Meisterstück und jede wäre in ihrem Gebiet 'epochemachend' zu nennen, wenn das Wort nicht von der litterarischen Reclame so mißbraucht würde. Die erste über den Ablaut löste das Problem nicht, dem sie galt, gab aber principiell ein bedeutendes Vorbild für die Anwendung der Lautphysiologie auf die Erkenntniß des Vocalismus, wie sie etwas früher von Rudolf von Raumer für die Erkenntniß des Consonantismus verwerthet worden war. Die zweite Abhandlung wies den Weg zu chronologischen Bestimmungen in der Geschichte des althochdeutschen Vocalismus und fand nebenbei den Begriff der psychologischen Anticipation für die Erklärung des Umlautes. Die dritte suchte in der Betrachtung der schwachen Conjugation von den Unterschieden der Form aus tiefer in die Bedeutung einzudringen, wo an einen Unterschied der Bedeutung noch gar nicht gedacht worden war. Ebenso faßten die Untersuchungen über die Bildung der Nomina sogleich auch die Bedeutung der Suffixe schärfer ins Auge, als es bis dahin geschehen war und steckten dadurch der Stammbildungslehre neue Ziele. Die Wirkung dieser Schriften war zunächst gering. Später jedoch hat ihnen die verdiente Anerkennung nicht gefehlt, wenn auch das Beispiel, das sie gaben, zum Theil bis heute noch nicht genug zur Nacheiferung anspornte.

Vgl. Weinhold in der Zeitschr. für deutsche Philologie 5, 85—98.

Scherer.

Adolf Holtzmann.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1881, Bd. 13, S. 16—18.

Holtzmann: Adolf H., Linguist und Germanist, geboren am 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, wo sein Vater Professor am Lyceum war, gestorben am 3. Juli 1870 als Professor der deutschen Litteratur und des Sanskrit

an der Universität Heidelberg. Er studirte zuerst, seit 1828, Theologie in Halle und Berlin, wohin ihn Schleiermacher zog; bestand im Juni 1831 in Karlsruhe das theologische Examen und wurde Vicar in Kandern. Aber sein Sinn stand auf Sprachwissenschaft. Mit Staatsunterstützung studirte er seit 1832 von Neuem, hörte in München Sanskrit bei Othmar Franck, arbeitete unter Schmellers Leitung auf der Bibliothek und besuchte in Paris die Vorlesungen von Eugène Burnouf. Eine beabsichtigte Reise nach England wurde dadurch vereitelt, daß ihn Großherzog Leopold von Baden im November 1837 als Erzieher der Prinzen Karl und Wilhelm berief. Die Professur in Heidelberg erhielt er 1852. Seine wissenschaftlichen Leistungen sind von sehr ungleichem Werthe. Die Abhandlung über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises (Karlsruhe 1841) griff mit Erfolg in die schwierigen chronologischen Fragen der indischen Litteraturgeschichte ein. Auch an der Entzifferung der persischen Keilinschriften hat er sich mit Glück betheiligt ('Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften', erstes Heft, Karlsruhe 1845 und Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 1851—1854). Seine 'Indischen Sagen' (Karlsruhe 1845—1847, zweite Auflage, Stuttgart 1855), poetische Übersetzungen aus den indischen Epen, sind eine geschmackvolle, vortreffliche Arbeit und verdienten auch als Beiträge zu einer Kritik dieser Epen Beachtung, aber ein Aufsatz 'Vyâsa und Homer' aus dem Jahre 1852 (Zeitschr. für vergl. Sprachf., Bd. I) kündigte auf Grund einer unmöglichen Etymologie, durch welche der griechische Homeros dem indischen Abstractum samâsa 'Zusammenfassung' gleichgestellt wurde, der ganzen neueren Theorie des Epos Krieg an. In der indogermanischen Urzeit sollten die Epen auf der gemeinschaftlichen Arbeit von Sängern und Gelehrten beruht haben: Sängern, die einzelne Stücke aus dem Sagenschatze herausgriffen; Gelehrten, welche den Zusammenhang des Sagenschatzes bewahrten. Und Epen, wie das Nibelungenlied und die Ilias, sollten sich bei vorurtheilsloser Betrachtung nicht als größere Gebilde aus früheren kleineren Bestandtheilen, sondern als kleinere Überreste früherer größerer und vollkommenerer Werke zu erkennen geben. Dieser wissenschaftliche Traum setzte sich in den 'Untersuchungen über das Nibelungenlied' (Stuttgart 1854) fort, welche die Art von Kritik am Nibelungenlied bekämpfen wollten, die der Verfasser selbst am indischen Epos geübt hatte. Holtzmann gebrauchte dabei den Kunstgriff, die kritische Frage in eine bloße Handschriftenfrage zu verwandeln und versuchte diese mit höchst mangelhafter sprachlicher und methodischer Vorbereitung einem gewiegten Kenner wie Lachmann gegenüber im Handumdrehen zu lösen. Der Werth des Buches stand in keinem Verhältnisse zu dem siegesgewissen Tone, mit dem es auftrat, und zu dem tendenziösen Beifalle, den es fand. Es genügt jetzt, das unter gleichem Titel erschienene Werk von Karl Bartsch zu vergleichen, um zu sehen, daß sich von Holtzmanns Schrift nichts, aber auch gar nichts als bleibendes wissenschaftliches Resultat bewährt hat und daß man ihm im besten Falle nur das Verdienst zuschreiben kann, eine Anregung zu erneuerter

Discussion gegeben zu haben. Als geschickter und gewandter, nur allerdings nicht vornehmer Schriftsteller bewährte sich Holtzmann übrigens auch bei dieser Gelegenheit, namentlich in der Broschüre: 'Kampf um der Nibelungen Hort gegen Lachmanns Nachtreter' (Stuttgart 1855). In der Frage selbst war er völlig verblendet, glaubte einen Kampf der Freiheit gegen die Unterdrückung, einen Kampf der Productivität gegen die Sterilität zu führen und besann sich schließlich nicht mehr auf die elementaren Gewohnheiten philologischer Technik, so daß ihm die Aufnahme von Lachmanns Conjecturen in den Text des Nibelungenliedes als eine Art Verbrechen erschien (Germania 7, 196). Er selbst hat das Gedicht 1857 und in einer Schulausgabe 1858 und 1863, die zugehörige 'Klage' 1859 herausgegeben. In seiner Ausgabe des 'Großen Wolfdietrich' (Heidelberg 1865) verkannte er das Verhältniß der Handschriften ebenso wie die kritisch herstellbare ältere Sprachform. Seine Versuche, den heiligen Pirminius zu einem althochdeutschen Schriftsteller zu machen und den Dichter des Annoliedes zu entdecken (Germania 1, 470; 2, 1—48), sind gescheitert. Seine Schrift 'Kelten und Germanen' (Stuttgart 1855) wollte diese Völker als identisch erweisen und war so haltlos, daß sie keiner Widerlegung bedurfte. Willkürliche Combinationslust und Sucht nach Paradoxien, großer Glaube an den eigenen Scharfsinn und seltene Abhängigkeit von uncontrolirten Vorurtheilen haben ihn wiederholt auf Irrwege geführt. Auch seine Arbeiten über deutsche Grammatik sind nicht frei von Paradoxien. Und auch diese hat er hartnäckig festgehalten. Aber dennoch liegt auf diesem Gebiete seine eigentliche Bedeutung für die deutsche Philologie. Seine Ausgabe des althochdeutschen Isidor (Carolsruhae 1836), seine kleinen Schriften über den Umlaut (1843) und über den Ablaut (1844), weniger seine grammatischen Beiträge zur 'Germania', bezeichnen entschiedene Fortschritte unserer Erkenntniß; und die 'Altdeutsche Grammatik' (Bd. I. Abth. 1, Leipzig 1870; Abth. 2, Leipzig 1875) wäre gewiß sein Hauptwerk geworden, hätte ihn nicht der Tod an ihrer Vollendung gehindert. Die aus seinem Nachlasse herausgegebenen 'Germanischen Alterthümer' (Leipzig 1873), 'Deutsche Mythologie' (Leipzig 1874) und 'Die ältere Edda' (Leipzig 1875) können dagegen nicht als Förderungen der Wissenschaft angesehen werden.

Nekrologe in der Augsb. Allgem. Zeitung 1870, Beil. 188; Germania 16, 242 (Bartsch); Zeitschr. f. d. Phil. 3, 201 (Martin).

Scherer.

Gedächtnißrede auf Karl Müllenhoff.

Gelesen am Leibnizschen Jahrestage den 3. Juli 1884.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1884. Berlin 1885, S. 1—16.

Am 19. Februar 1884 ist Karl Müllenhoff für immer aus unserem Kreise geschieden; und wenn ich heut über ihn spreche, so geschieht es wie an einem frischen Grabe: ich kann nur versuchen, in leichtem Umriß anzudeuten, was die Wissenschaft an ihm verloren.

Müllenhoff trat in diese Akademie vor zwanzig Jahren, als Jacob Grimm ihr eben entrissen war; und unter allen Fachgenossen hat keiner das Werk Jacob Grimms mit solcher Energie fortgesetzt, wie er. Früh wählte er sich eine große Aufgabe; unerschütterlich hielt er daran fest; und beinahe bis zum letzten Athemzuge hat er darin gelebt: er wollte eine deutsche Alterthumskunde schreiben. Er wollte den Ursprung unseres Volkes erforschen, die heidnischen Germanen schildern und das deutsche Heidenthum in seiner Wirkung auf die späteren Zeiten verfolgen. Alle wissenschaftlichen Arbeiten Müllenhoffs stehen mit wenigen Ausnahmen zu diesem Plan in Beziehung und dürfen als Vorarbeiten dazu angesehen werden. Von dem Buche freilich, dem er den Titel 'Deutsche Alterthumskunde' gab und das die Resultate lebenslänglichen Strebens zusammenfassen sollte, hat er nur den ersten Band sowie 22 Bogen des fünften noch selbst in den Druck gegeben und den zweiten Band nahezu, den dritten zum geringen Theil druckfertig hinterlassen. Aber es wird auf Grund seiner Vorlesungen, einiger handschriftlicher Aufzeichnungen und seiner gedruckten Schriften, wenn man nur allen darin enthaltenen Andeutungen sorgfältig nachgeht, im Ganzen und Großen wohl möglich sein, entweder das Bild des Werkes, wie es sich seinem Geiste zuletzt ungefähr dargestellt haben muß, annähernd wieder zusammenzusetzen oder, was seinem eigenen Willen besser entsprechen würde, es auf Grund seiner Vorarbeiten und in seinem Sinne, aber mit selbständiger Ausführung zu vollenden.

Ethnographische Erörterungen machen den Anfang, für welche Kaspar Zeuß in seinem Buche 'Die Deutschen und ihre Nachbarstämme' einen vortrefflichen Grund gelegt hatte. Aber Müllenhoff suchte den von ihm hoch verehrten Vorgänger in allen Puncten zu übertreffen, indem er an den überlieferten Nachrichten strengere Kritik übte und die Probleme vertiefte. Die Frage nach dem allmäligen Bekanntwerden der Germanen glaubte er nur beantworten zu können, wenn er in die Geschichte der Erdkunde bei den Alten eingedrungen wäre. Die Frage nach dem Verhältnisse der Deutschen zu ihren Nachbarstämmen verwandelte sich ihm in die Frage nach der Art und Weise, wie Europa bevölkert oder wenigstens wie die Völker arischen Stammes in Europa ihre Sitze eingenommen hätten.

Im ersten Bande der Alterthumskunde setzte er auseinander, wie das Zinn und der Bernstein frühzeitig die Seefahrer aus dem Mittelmeer in den Nordwesten unseres Welttheils lockten und wie dann auf ihrem Wege

einem Griechen des vierten Jahrhunderts vor Christus, dem Pytheas von Marseille, die wissenschaftliche Entdeckung Brittanniens und zugleich die Entdeckung der Nordseeküste jenseits des Rheins mit einer deutschen Bevölkerung gelang. Die Persönlichkeit des Pytheas bekam eine ungeahnte Klarheit: der Entdecker der Germanen war nach Müllenhoff der erste Gelehrte, welcher daran dachte, die Astronomie auf die Geographie anzuwenden; er war der erste, der die Polhöhe eines Ortes, die Polhöhe seiner Vaterstadt, zu bestimmen suchte; und seine Fahrt nach dem europäischen Nordwesten 'war eine wissenschaftliche Erforschungs- und Entdeckungsreise, die er zunächst unternahm, um das wunderbare große Phänomen der Steigung des Pols und der Neigung des Kosmos gemäß der Veränderung des Horizontes nach Norden hin mit eigenen Augen zu verfolgen und zugleich die Ausdehnung unseres Welttheils und die Zugänglichkeit seiner Länder zu erkunden.' Müllenhoff glaubte aber später, wie er brieflich äußerte, Ein Moment nicht richtig und hinlänglich hervorgehoben zu haben. 'Wollte nämlich', schrieb er mir, 'Pytheas die Steigung des Pols verfolgen, so wollte er sich ohne Zweifel durch eigene Anschauung von der Kugelgestalt der Erde überzeugen, und seine Reise setzt dieses Theorem voraus.'

Der zweite Band zerfällt wie der erste in zwei Bücher, das eine betitelt 'Die Nord- und Ostnachbarn der Germanen', das andere 'Die Gallier und Germanen'. Es handelte sich um die frühesten nachweisbaren Grenzen Germaniens, und das Resultat sollte sein, daß das Gebiet der Oder und der Elbe unterhalb des Gebirges die älteste und eigentliche Heimat unserer Ahnen gewesen sei. In den Zusammenhang dieser Erörterungen gehört Müllenhoffs letzte akademische Abhandlung 'über den südöstlichen Winkel des alten Germaniens', deren Resultate er übrigens in einem Hauptpuncte mündlich mir gegenüber zurücknahm. In demselben Zusammenhange ward er zu einer genauen Erläuterung des dritten Capitels von Jordanes' Getica geführt, worin er eine vermuthlich von dem Herulerkönig Rodwulf herrührende in sich wohlzusammenhängende Beschreibung Scandinaviens aus der Zeit um 500 nach Christus erkannte: eine Entdeckung, deren wesentliche Ergebnisse er in Herrn Mommsens Ausgabe des Jordanes eintrug. Ebenso konnte ich aus seinen Untersuchungen über die Westgrenze vor Jahren schon die schöne und vergleichsweise sichere Beobachtung veröffentlichen*), daß der alte Keltenboden in Deutschland dnrch die Flußnamen auf **apa** oder **affa** charakterisirt ist.

Der dritte Band der Alterthumskunde sollte nach Müllenhoffs Absicht 'aus der Stellung und dem sprachlichen Verhältniß der ältesten, historisch bekannten Völker des mittleren Europas in dem Striche von den Pyrenäen bis zum Kaukasus den Beweis führen, daß die Väter der Germanen nicht später jenen Wohnsitz (an der Oder und Elbe) eingenommen haben können, als die urverwandten Stämme der Italiker und der Griechen ihre Sitze in Italien und Griechenland'. Der Band sollte weiter 'auf

*) In der Anzeige von Arnolds 'Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme', Jenaer Litteraturzeitung 1876, S. 273, s. unten in der Abtheilung 'Alterthumskunde'. B.

Grund der Nachrichten der Römer und Griechen die Ausbreitung und Verzweigung der Germanen um den Anfang unserer Zeitrechnung darlegen'. Hier griff Müllenhoffs Artikel über die Geten von 1857, hier griffen seine akademischen Vorträge über das Sarmatien des Ptolemäus und über die Abkunft und Sprache der pontischen Skythen und Sarmaten, hier griffen seine Untersuchungen über die römische Weltkarte und sein Anhang zu Herrn Mommsens akademischer Abhandlung über das um 297 aufgesetzte Verzeichniß der römischen Provinzen, hier griff endlich seine Quellensammlung Germania antiqua ein. Er wollte nachweisen, daß das Verhältniß der europäischen Sprachen unter einander der geographischen Stellung entspreche, welche die Völker in unserem Welttheile einnehmen. Dieser Stellung, meinte er, müsse auch die Ordnung des Zuges entsprochen haben, in der die europäischen Arier einmal von Osten her einrückten. Die Ahnen der Kelten an der Spitze, hinter ihnen neben einander die Uritaliker und Urgermanen, hinter jenen die Urhellenen, hinter diesen (den Urgermanen) die Littauer und Slaven als ein zweigetheilter Haufe. Die Trennung der Germanen von den Italikern müsse am Fuße der Karpathen, nicht innerhalb des Gebirges erfolgt sein, und die Urgermanen müßten von da aus auf dem nördlichen Wege, um das Gebirge herum, das wilde, wald- und wasserreiche Gebiet an der Elbe und Oder erreicht haben, das so recht eigentlich erst ihre Geburtsstätte werden sollte, wo sie zu einem eigenen und nur sich selbst ähnlichen Volk erwuchsen.

Diesen Bildungsproceß der Nation verfolgte er an der Hand der Sprache, indem er die Lautverschiebung aus dem harten verzweifelten Kampfe des Volkes mit einer lieblosen Natur und das germanische Accentgesetz aus der einseitig kriegerischen Charakterbildung, mit der die Germanen in die Geschichte eintraten, zu erklären suchte. Die Germanen schieden sich nach ihm in Ost- und Westgermanen. Zu den Ostgermanen gehörte der vandilisch-gothische Stamm und die Scandinavier; zu den Westgermanen die übrigen Völker, die Ahnen der Deutschen, Niederländer und Engländer, welche schon in der von Tacitus überlieferten Genealogie der Söhne des Tuisto als ein unter sich näher zusammenhängendes Ganze erscheinen. Die genaue Untersuchung dieser Genealogie führte unseren verewigten Collegen zu wichtigen Beobachtungen, welche einen Grund- und Eckstein seiner gesammten Ansicht des germanischen Alterthums ausmachten, aber erst im fünften und sechsten Bande seines großen Werkes sich völlig entfalten sollten.

Der vierte Band zunächst mußte den Zustand der Germanen, welchen die Nachrichten der Alten vor Augen stellen, innerhalb der weltlichen Sphäre, in Staat und Recht, in Wirthschaft und Sitte darlegen und die gleichzeitigen Berichte fremder Beobachter aus der einheimischen Überlieferung, aus den späteren Verhältnissen erläutern und ergänzen. Schöne Muster für dieses Verfahren stellte er in der mit Herrn v. Liliencron gemeinsam verfaßten Schrift zur Runenlehre und in der Abhandlung über den Schwerttanz auf. In jener suchte er die frühe Existenz der Runen und ihren Gebrauch

bei der von Tacitus geschilderten Prophezeiung durch das Loos nachzuweisen und vertrat beiläufig den wichtigen Satz, daß die germanischen Personennamen die sicherste Quelle seien, aus der wir die Lebensideale unserer Vorfahren entnehmen können. In dieser zeigte er die Fortdauer des von Tacitus beschriebenen Schwerttanzes in zahlreichen jüngeren Zeugnissen auf und gewann zugleich ein genaueres Bild dieses kriegerischen Spieles, als es der Taciteische Bericht für sich allein gewähren würde. Die ganze unsterbliche Schrift des Tacitus wußte er so lebendig zu machen. Vielfach berührte er sich hierbei mit Herrn Waitz' deutscher Verfassungsgeschichte; und mit einem Aufsatz über die deutschen Wörter der Lex salica hat er sich selbst an diesem gelehrten Werke oder wenigstens an einer Beilage desselben betheiligt. Wenn auch Recht und Verfassung ihn nicht in erster Linie anzogen, so glaubte er doch gefunden zu haben, daß die germanische Urverfassung mit der römischen und keltischen identisch gewesen sei, und er vermehrte sonst unsere Kenntniß durch manche glücklich bemerkte Einzelheiten. Aber sein eigenstes Gebiet, an dem er mit ganzer Seele hing, betrat er, wo irgend germanische Poesie in Frage kam. Er achtete auf die ältesten Spuren der Allitteration. Er erörterte in wesentlicher Übereinstimmung mit seinem Lehrer Lachmann die Urform des germanischen Verses in der Abhandlung De carmine Wessofontano. Er stellte in einer anderen lateinisch geschriebenen Untersuchung De antiquissima Germanorum poesi chorica fest, daß die älteste germanische Poesie im Wesentlichen strophischer Chorgesang gewesen und die Keime der epischen, der lyrischen uud der dramatischen Dichtung, unentwickelt, aber entwickelungsfähig, in sich enthalten habe. Er zeigte, wie hieraus eine gemischte Form, Prosa mit eingefügten Versen, und zuletzt das Epos mit fortlaufenden, nicht strophisch gegliederten Langzeilen hervorging.

Der Inhalt der ursprünglichen Chorpoesie aber war mythologisch; der Inhalt des Epos war halb mythisch, halb historisch. Dort haben wir es mit den germanischen Göttern, hier mit den deutschen Heroen zu thun. Dort galt es, sich mit Jacob Grimms 'Deutscher Mythologie', hier galt es, sich mit Wilhelm Grimms 'Deutscher Heldensage' auseinanderzusetzen. Die Religion sollte im fünften, die Heldensage im sechsten Bande der deutschen Alterthumskunde abgehandelt werden.

Zu den wichtigsten Quellen der altgermanischen Mythologie gehören die altnordischen Überlieferungen heidnischen Inhaltes, wie sie hauptsächlich in der älteren und jüngeren Edda vorliegen. Ihnen hat Müllenhoff jahrelange, tief eindringende Untersuchungen gewidmet und einen Theil derselben in dem, was vom fünften Bande der Alterthumskunde gedruckt ist, ausgearbeitet. Im weiteren Verfolge wäre dann eine Entdeckung zur Sprache gekommen, die er zum Theil schon 1847 in dem Aufsatz über Tuisco und seine Nachkommen vortrug, die er später unablässig ausbildete und welche nach der Seite der Ethnographie, der Verfassung, der politischen Geschichte, der Religions- und Litteraturgeschichte ein

gleich helles Licht verbreitete. Ich habe schon vorhin darauf hingedeutet.

Die Existenz von vier urgermanischen Stämmen, zu denen der scandinavische als fünfter kommt, steht durch die Zeugnisse der Alten unzweifelhaft fest. Müllenhoff war in wesentlicher Übereinstimmung mit Herrn Waitz der Ansicht, daß wir die Istävonen in den späteren Franken, die Ingävonen in den Eroberern Englands und ihren deutschen Verwandten, die Herminonen theils in den Thüringern und Hessen, theils in den Alemanen wiederfinden dürfen, und daß in den Baiern sich vandilisch-gothische Elemente, wenn auch nicht unvermischt, erhalten haben. Uralte Scheidungen also leben in diesen noch heute kräftigen und für unser öffentliches Leben nicht gleichgültigen Stammesverhältnissen fort. Von welcher Art aber waren die Stämme zur Zeit des Plinius und Tacitus? Was hielt die Völker zusammen, die sich zu Einem Stamme rechneten? Müllenhoff antwortete: die Religion, ein gemeinsamer Cultus. Sie verehrten eine Stammesgottheit, von der sie abzustammen glaubten und deren Heiligthum sie von Zeit zu Zeit an großen Festtagen in Massen aufsuchten. Müllenhoff aber ging weiter. Er sagte: wir brauchen die Stammculte nicht blos vorauszusetzen; wir haben von allen vier Stammculten deutliche Berichte. Die Göttin Nerthus hielt die Ingävonen zusammen; der Cultus der Tanfana vereinigte die Istävonen; ein Gott, der sich leicht als der Kriegsgott zu erkennen giebt und dessen Heiligthum im Gebiete der Semnonen lag, war der Stammgott der Herminonen; und die germanischen Dioskuren, von denen Tacitus berichtet, gaben den Mittelpunct für die vandilisch-gothischen Völkerschaften her. Aber damit nicht genug! Müllenhoff wußte wahrscheinlich zu machen, daß uns auch die Mythen, die sich an jene Gottheiten knüpften, noch erhalten seien. Insoferne die Stammgottheiten auch Stammväter oder Stammmütter sind und genealogisch an der Spitze der sie verehrenden Stämme stehen, insofern insbesondere das Priester- oder auch spätere Königsgeschlecht, das ihrem Cultus vorstand, seinen Ursprung in gerader Linie von ihnen herleitete, insoferne traten entweder sie selbst oder mythologische Personen, die sich von ihnen abtrennten, aus der Reihe der Götter in die Zahl der Heroen über, und an solchen Helden haftet dann der Mythus in nach und nach immer menschlicherer Gestalt ohne Bewußtsein der alten Bedeutung. So ist nach Müllenhoff Siegfried und sein Mythus aus der Stammesreligion der Istävonen oder Franken in die Nibelungensage aufgenommen worden. So lebt der ingävonische Hauptmythus in dem altenglischen Epos vom Beowulf fort. So gingen die vandalischen Dioskuren in die Sagen von Ortnit und Wolfdietrich über. So wurden Figuren des herminonischen Mythus in die Sage vom Untergange des thüringischen Reiches verflochten.

Hiermit war ein bedeutungsvoller Schritt über Jacob Grimms Mythologie hinaus gewagt. Verfolgte man Grimms Darstellung, so bekam man wohl von einzelnen Göttergestalten ein mehr oder weniger deut-

liches Bild, aber im Gegensatze zur reich entwickelten Mythologie des Nordens fiel die deutsche Mythenarmuth auf. Müllenhoff zeigte, daß ein Theil wenigstens dieser Mythen und gerade der wichtigste, mit den öffentlichen Einrichtungen am meisten verknüpfte in der späteren Heldensage, in den mittelhochdeutschen Volksepen gerettet sei. Auch in der Kudrun, auch in dem Gedichte von Orendel erkannte er uralt-mythologischen Stoff. Überall suchte er historische und mythische Bestandtheile strenge zu scheiden und den zerstreuten Anspielungen auf unsere Heldensage, die Wilhelm Grimm gesammelt hatte und die er selbst zu sammeln fortfuhr, möglichst viel für die geschichtliche Entwickelung der deutschen heroischen Epik abzugewinnen.

Hierin bewährte er sich als Lachmanns Schüler. Lachmanns Vorlesungen hatten sein Augenmerk auf die Geschichte der deutschen Heldensage und Heldendichtung gelenkt; und bald wurde sie ihm der Mittel- und Ausgangspunct seiner Studien. Allen mittelhochdeutschen Heldenepen widmete er specielle Untersuchungen. Er zog ihren Stoff ebenso sorgfältig in Betracht wie ihre Form und ihre Überlieferung. Er wandte Lachmanns kritische Principien auf die Kudrun an. Er suchte in der Streitschrift 'Zur Geschichte der Nibelunge Not' Lachmanns Ansichten über die Entstehung des Nibelungenliedes fortzubilden und die dagegen erhobenen Einwendungen zu entkräften. Er gab in Gemeinschaft mit seinen Schülern Martin, Zupitza, Jänicke, Amelung, denen sich noch Steinmeyer anschließen sollte, das 'deutsche Heldenbuch', eine Sammlung aller mittelhochdeutscher Heldengedichte mit Ausnahme des Nibelungenliedes und der Kudrun, heraus. Und er wandte jene vorsichtige Scheidung des Mythischen und Historischen, welche Lachmann in seiner Kritik der Sage von den Nibelungen gelehrt hatte, auf die sämmtlichen deutschen Heldensagen und auf den Beowulf an.

Es zeigt sich nun, weshalb seine Alterthumskunde mit einer Geschichte der deutschen Heldensage schließen mußte. In dem mittelhochdeutschen Volksepos gelangte uralter geistiger Besitz unserer Vorfahren zu neuer und zum Theil glänzender Wirkung. Das Christenthum vernichtete scheinbar die alten Götter; aber den Heroen konnte es nichts anhaben, und unter diesen Heroen bargen sich Götter. Dagegen vor dem romanischen Geiste, der uns im zwölften Jahrhundert viele neue Stoffe zuführte nnd die ritterlichen Dichter des Mittelalters für das höfische Epos gewann, hielten die heimischen Helden nicht Stand. Sie verfielen einem weniger gebildeten Publicum; die Lieder, die ihnen galten, verklangen im sechzehnten Jahrhundert; und erst die litterarhistorische Bewegung, die zur romantischen Poesie und Wissenschaft führte, blies ihnen von neuem den Hauch des Lebens ein.

Müllenhoff war nun aber weit entfernt, die deutsche Poesie außerhalb der Heldensage zu vernachlässigen. Er hatte sich eine klare und umfassende Vorstellung von der ganzen Entwickelung unserer Dichtung bis ins dreizehnte Jahrhundert gebildet und setzte dieselbe seinen Zuhörern auseinander. Er las außerdem über die ältesten Lyriker, über Walther von der

Vogelweide, über Wolframs Parzival, und es versteht sich von selbst, daß seine Beschäftigung mit diesen Dingen nicht unfruchtbar blieb, sei es, daß er neue Ansichten aufstellte, sei es, daß er unberechtigte Einwendungen gegen Lachmannsche oder sonstige frühere Meinungen zurückwies. Aber im Vordergrunde seines Interesses und seiner productiven Thätigkeit stand immer die volksthümliche Dichtung. In den 'Denkmälern deutscher Poesie und Prosa', die wir zusammen herausgaben, beschränkte er sich auf poetische Stücke und wählte fast nur solche, die der volksthümlichen Poesie angehören, das Wessobrunner Gebet, das Hildebrandslied, ein Runenverzeichniß, Zaubersprüche und Segen, Räthsel und Sprichwörter, Denkmäler ethnographischen und mythologischen Inhalts oder Gedichte, bei denen es darauf ankam, die mythologische Deutung zurückzuweisen, wie er denn auch durch einen Aufsatz über Reinhart Fuchs dem sogenannten Thierepos im Gegensatze zu Jacob Grimm den volksthümlichen Ursprung absprach und so das Material, aus dem wir unsere Kenntniß der Popularpoesie schöpfen, kritisch zu reinigen und vorsichtig abzugrenzen bemüht war.

Der Antheil an volksthümlicher Poesie und ein starkes Heimatsgefühl führte ihn auch über den Kreis des Mittelalters hinaus, indem er die Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein sammelte und sie mit einer bewunderungswürdigen Einleitung versah, welche den ganzen in einem starken Bande vereinigten Stoff unter litterarhistorische Gesichtspuncte brachte und in die Geschichte der deutschen Poesie einordnete. Er ließ sich dabei von einem Begriffe des echten Volksthümlichen leiten, dessen historische Richtigkeit vielleicht bestritten werden kann, den er aber mit den Brüdern Grimm und Uhland theilte und der als ein Ideal in unserer Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts seine Früchte getragen hat. Eine der schönsten dieser Früchte hat er in ihrem Reifen mit wahrer Liebe und Theilnahme verfolgt, den Quickborn von Herrn Klaus Groth, dessen Orthographie er feststellen half, zu dem er Einleitung, Grammatik und Glossar hinzufügte und den er zum Theil ins Hochdeutsche übertrug.

Wie er sich hier als einen Meister in der Darstellung seiner heimatlichen Mundart bewährte, so hat er die Geschichte unserer Sprache durch die Vorrede zu den 'Denkmälern' gefördert, indem er uns die fränkischen Dialekte des Althochdeutschen unterscheiden lehrte, die Entwickelung einer deutschen Gemeinsprache von Karl dem Großen bis auf die Luxemburgischen Kaiser verfolgte und so die Wurzeln der neuhochdeutschen Schriftsprache bloßlegte. Er zeigte, wie man die Eigennamen der Urkunden als sicher datirte Sprachquellen benutzen und darnach undatirte Denkmäler chronologisch bestimmen könne. Er gehörte zu denjenigen, welche den Anstoß zu einer neuen, von Grimm und Bopp abweichenden Auffassung des arischen, zunächst des europäischen Vocalismus gaben. Er trug die deutsche Grammatik in beständiger Fühlung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft vor. Er war in allen germanischen Sprachen fast gleichmäßig zu Hause, übte Textkritik auf dem nordischen und altenglischen Gebiete ganz ebenso wie auf

dem althochdeutschen und mittelhochdeutschen, nicht minder aber auch auf dem griechischen und lateinischen. Er war ein kundiger Etymolog, in jüngeren Jahren sehr vorsichtig und zurückhaltend, im Alter zuweilen kühn, immer aber streng methodisch und jeden Schritt, den er wagte, durch Analogien belegend. Er war insbesondere ein großer Kenner der germanischen Personennamen, die er für grammatische und antiquarische Zwecke auf Grund eigener reicher Sammlungen in umfassender Weise und höchst feinsinnig herbeizog. Er griff, wo es nöthig war, über das germanische Gebiet hinaus, gewöhnte sich früh mit Zeuß' Grammatica celtica zu operiren, schrieb in unseren Monatsberichten über die Geschichte des Auslautes im Altslovenischen, arbeitete sich, um die Nationalität der Skythen festzustellen, in die Sprache des Zendavesta ein und bewies überall dieselbe methodische Sicherheit.

Wenn er zeitlebens mit der vergleichenden Sprachwissenschaft in Fühlung blieb, so hatte er auch im Anfang seiner mythologischen Forschung alle Resultate der vergleichenden Mythologie acceptirt und darauf fortgebaut, ward aber je länger je mehr daran irre, hielt nur wenige Puncte für sicher, legte größeren Werth auf die unter ähnlichen Umständen ähnliche Entwickelung der Mythen und Sagen, und verbreitete im Sinn einer solchen Betrachtung, ausgerüstet mit den reichen Erfahrungen seiner germanischen Sagenforschung über den Stoff der Ilias und Odyssee ein neues Licht. Er wußte Naturmythen glücklich zu deuten, deutete aber nie nach der Schablone, begünstigte weder die Sonne noch das Gewitter und hielt sich stets an die besonderen Umstände und an die zuverlässige Etymologie.

Er war ein ausgezeichneter Kritiker und Interpret. Er baute immer von unten auf, nach peinlichster und gewissenhaftester Untersuchung der Fundamente. Er war gewohnt, nach Lachmanns Beispiel auf die innere Gliederung zu achten, und das konnte ihn auch wohl einmal zu weit führen, wie bei seiner Abhandlung über den Bau der Elegien des Properz. Er war gewohnt, sich nach den Grundsätzen einer strengen Interpretation ein jedes litterarische Product darauf anzusehen, ob es einheitlich aus der Hand Eines Autors hervorging, oder die Spuren nicht einheitlicher Abfassung, Widersprüche, ungeschickte Verbindungen, Kennzeichen nachträglicher Zusätze, an sich trug. Er rechnete ebensowohl mit der vielleicht unterbrochenen und unaufmerksamen Arbeit Eines Verfassers, wie mit der Möglichkeit fremder Einmischung oder der Zusammenschweißung von Werken verschiedenen Ursprungs. Er übte diese Methode der sogenannten höheren Kritik an der Kudrun, am Beowulf, an den Liedern der alten Edda, an anderen Gedichten der Volks- und Kunstpoesie und fast überall mit gleichem Glück.

Durchweg kam ihm sein eminent historischer Sinn zu gute. Er war, wie wenige, geübt, das Sein aus dem Werden, oder vielmehr im Sein das Werden zu erkennen. Sind wir in der Lage, an der Hand einer chronologisch feststehenden Geschichte der Rechtsquellen einen juristischen Satz zu verfolgen und seine Veränderung zu beobachten, so gehört in der Regel

nicht sehr viel dazu, um das Princip der Veränderung zu ermitteln. Besitzen wir die Quellen, die ein mittelalterlicher Annalist ausgeschrieben hat, so ist es nicht sehr schwer sein Werk auseinander zu nehmen, es in seine Bestandtheile aufzulösen und uns an die ursprünglichen Quellen statt der vielleicht unter Mißverständnissen und willkürlichen Combinationen daraus abgeleiteten zu halten. Schwieriger wird schon die Aufgabe, wenn sich der Verdacht solcher Ausschreiberei aufdrängt, aber die ausgeschriebenen Quellen ganz oder zum Theil verloren sind. Es giebt jedoch Mittel, um auch hierüber annähernd ins Reine zu kommen, und Müllenhoff hat zahlreiche Stellen antiker Geographen oder Historiker durch Anwendung des feinsten und scharfsinnigsten Verfahrens auf ihre ursprünglichen Quellen zurückgeführt und demgemäß kritisch benutzt. Drang er hier in die Entstehungsgeschichte compilirter Geschichtswerke ein, so war seine höhere Kritik nichts anderes als ein Versuch, die allmälige Entstehung von litterarischen Kunstwerken zu ermitteln. Aber auch die niedere Kritik, die bloße Textkritik verlangt oft ähnliches Verfahren: die Geschichte der Überlieferung müssen wir zuweilen aus Handschriften ablesen, die alle gleich gut oder gleich schlecht sind und uns durch kein äußeres Merkmal das Geschäft erleichtern, sondern uns allein auf das Urtheil, auf die Abwägung von Wahrscheinlichkeiten, auf die Beobachtung des Princips der Entstellung, kurz auf mehr oder minder glaubliche Vermuthungen, verweisen. Müllenhoff hat auch hierin die schwersten Aufgaben siegreich bewältigt; und der Tact, der ihn im Kleinen sicher leitete, blieb ihm bei den größten Problemen getreu. Aus den Nachrichten des Tacitus über die germanische Religion wußte er herauszulesen, daß die bestehenden Zustände auf einer weitreichenden Umwälzung beruhten, welche den alten arischen Himmelsgott entthronte und den Wodan an seine Stelle setzte. Und so hatte es seine ganze Alterthumskunde im tiefsten Grund auf Geschichte abgesehen. Die innere Entwickelung der Germanen, welche vor der zeitgenössisch beglaubigten Historie liegt, wollte er erkennen und anschaulich machen und vertraute darauf, daß es gelingen müsse, d. h. er vertraute auf die Macht seiner scheidenden und verbindenden, seiner auflösenden und aufbauenden Methode; er vertraute auf die Macht der wissenschaftlich begründeten Vermuthung.

Müllenhoff haftete nirgends an der überlieferten Thatsache. Er wollte stets über die Tradition hinaus auf einen höheren Zusammenhang kommen. Er begnügte sich nicht mit den Einzelheiten, sondern strebte zum Ganzen. Das war aber auf den Gebieten, die er bearbeitete, nur durch Vermuthung zu erreichen, und die fruchtbare Vermuthung setzt eine wissenschaftlich geschulte Phantasie voraus. Der hohe Rang, den Müllenhoff als Gelehrter einnahm, beruht auf dem Werthe seiner Hypothesen und auf der Kraft seiner Phantasie.

Phantasie verlangte er ausdrücklich von dem Forscher, der die Zustände verschwundener Völker in einem einheitlichen Gemälde darstellen will. Phantasie, d. h. nicht Phantasterei, sondern die Kraft der inneren Vergegen-

wärtigung, durch welche wir die überlieferte Thatsache nicht als etwas Todtes anschauen, sondern sie ins Leben zurück versetzen und sie nach unserer allgemeinen Kenntniß menschlicher Dinge zu dem seelischen Grund alles Lebens und zu der Gesammtheit der sonst überlieferten und lebendig aufgefaßten Thatsachen in Beziehung setzen.

Die Kraft der inneren Vergegenwärtigung machte ihm auch abgeschiedene Menschen lebendig, den Pytheas, den Eratosthenes, den Polybius, den Strabo, den Verfasser oder die Verfasserin der Völuspa, den Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide. Zu ihnen gewann er ein ganz persönliches Verhältniß, in Feindschaft und Freundschaft, in Haß und Liebe, in Verachtung und Verehrung. Wie es ihm im Leben begegnen konnte, daß ihm seine Phantasie die Menschen plötzlich verdunkelte und ihm Caricaturen derselben entwarf, gegen die er sich ereiferte, so fing er den 'guten' Strabo, wie er ihn nennt, einmal zu schelten an, erklärte ihn für einen Mann von stumpfen, ja groben Sinnen, von kurzem Verstande, geringer Verschmitztheit und mäßigem Wissen und schließlich für einen argen Tölpel. Das Organ der Verehrung war stark in Müllenhoff ausgebildet und das, was er verehrte, hielt er wie ein Heiligthum hoch. Was ihn an Strabo empörte, war dessen vorschnelle Polemik gegen Eratosthenes. Und so hat er im Nibelungenstreite die Gegner Lachmanns statt der überlegenen Ironie, die vollkommen ausreichte, mit der schwersten Rüstung des sittlichen Zornes bekämpft. Er sah und suchte stets den ganzen Menschen und seinen sittlichen Kern. Das Kleinste hing ihm mit dem Größten zusammen; und so war auch er selbst in jedem Augenblicke ganz. Sein innerstes Wesen erzitterte sofort, wo ihm ein heiliges Princip bedroht schien; und das war oft der Fall, wenn er in der geringsten Sache etwas geschehen sah, was gegen seine Überzeugung lief. Dieser leidenschaftliche Ernst, der den ganzen Mann im Tiefsten aufwühlen konnte und alle seine Kräfte, Gefühl, Verstand, Willen in Gährung brachte, hat ihm manche bittere Stunde bereitet und seine wissenschaftliche Laufbahn fast zu einer tragischen gemacht.

Denn war es nicht ein tragisches Geschick, das Werk eines ganzen wohlangewandten Lebens als Fragment hinterlassen zu müssen? Die schwere Gründlichkeit seiner Natur ließ ihn bei der Alterthumskunde nicht aus der Stelle kommen. Sie zwang ihm eine solche Vertiefung in die Einzelheiten auf, daß das Ganze, das seinem Geiste vorschwebte, überhaupt nicht zu Tage trat. Er mochte wohl theoretisch zugeben, daß der Forscher, der neue Gedanken einzusetzen habe, diese nicht zu lang und zu ängstlich zurückhalten dürfe, sondern die Arbeit der andern rasch zu befruchten habe. Er bestritt nicht, daß hier die Pflicht des entschlossenen Mittheilens höher als die Pflicht der durchgängigen Vollendung stehe. Er mußte anerkennen, daß die mächtig anregende Kraft, die von Jacob Grimm ausging, zum Theil darauf beruhte, daß er den Muth des Fehlens hatte. Er räumte bereitwillig ein, daß die Alterthumskunde, vor zwanzig oder dreißig Jahren mit

einem kühnen Wurfe vielfach unfertig hingeschrieben, jetzt längst mindestens die dritte Auflage erlebt haben würde und daß diese dritte Auflage wahrscheinlich doch viel besser, als die mit solcher Gründlichkeit vorbereitete erste wäre. Aber er war praktisch nicht im Stande, solchen Mahnungen zu folgen; und das letzte lebhafte Aufflammen seines Geistes, mit dem er sich, halb erblindet, entschließen wollte, unter Beihilfe jüngerer Freunde endlich herzugeben und zu redigiren, was er habe, und die noch vorhandenen Lücken seines Wissens unbekümmert stehen zu lassen, — dieses letzte Aufflammen ging nur um wenige Tage der letzten entscheidenden Erkrankung vorher, von der er sich nicht mehr erholte.

Aber seine Wirkung auf die Nachwelt soll darum nicht geringer sein. Der fragmentarische Zustand seines Lebenswerkes enthält eine Aufforderung zu strenger, weiter führender Arbeit in seinem Sinne. Die, welche nach ihm auf der Stelle zu wirken bestimmt sind, die er ehemals unter uns einnahm, werden sich noch lang als seine Schüler fühlen und seinen bahnbrechenden Gedanken gerne jene folgsame Versenkung entgegenbringen, die jedem zum Heile gereicht, der sie übt, und auf die er gern mit den Worten Lachmanns hindeutete: 'Sein Urtheil befreit nur, wer sich willig ergeben hat.'

Vorrede zu Wilhelm Mannhardts Mythologischen Forschungen. Straßburg 1884, S. XII—XXX.

Die vorstehenden Seiten [Vorwort zu Mannhardts Buch] sind das letzte, was Müllenhoff geschrieben oder vielmehr seiner Frau dictirt hat. Im Sommer 1883 trug er mir die mythologischen Aufsätze aus Mannhardts Nachlaß für die 'Quellen und Forschungen' an; indem ich sie freudig acceptirte, sprach ich doch den Wunsch aus, er möge eine Vorrede oder Einleitung hinzufügen, wofür sein Verhältniß zu Mannhardt und ihr beiderseitiges, zum Theil so verschiedenartiges Verhältniß zur deutschen Mythologie das natürliche Thema biete. Er versprach es, und nach dem Abschlusse des fünften Bandes der Alterthumskunde, so weit er im Druck vorliegt, hat ihn kein anderer wissenschaftlicher Gegenstand noch so eingehend beschäftigt, wie diese Vorrede. Er war, wie man sieht, im besten Zuge, daraus eine Art Methodologie der germanischen Mythologie zu machen. Die mythologischen Forschungen der Alterthumskunde kamen der Arbeit zu gute. Er lebte ganz in den Problemen unserer heidnischen Religionsgeschichte, und eben die Vorrede gab noch den Anlaß, daß er mir in den Grundzügen seine Meinung über die Entwickelung des Halsband- und des Dioskurenmythus auseinandersetzte. Ich war von der Wichtigkeit der Sache so durchdrungen, daß ich mir sofort eine Aufzeichnung darüber machte.

Sonst habe ich in meinem langen persönlichen und schriftlichen Verkehr

gerade über mythologische Dinge verhältnißmäßig wenig mit ihm gesprochen oder correspondirt. Die deutsche Mythologie hatte mich in den Anfängen meiner Studien, noch auf der Schule, mit besonderer Macht ergriffen. In der obersten Gymnasialclasse las ich mit Begeisterung die eben erschienenen 'Germanischen Mythen' von Mannhardt; aber auf der Universität, die ich im Herbst 1858 bezog, lagen mir zunächst andere Pflichten ob, und nie wieder bis heute trat mir die Mythologie in den Vordergrund meiner wissenschaftlichen Interessen: nur daß ich auch für sie einen festen methodischen Standpunct zu gewinnen suchte.

Pfeiffers geringe Meinung von Mannhardts Thätigkeit — er reihte ihn kurzweg unter die 'Notizensammler' ein — konnte mich in meiner Anhänglichkeit nicht wankend machen; eher mußte eine Recension der 'Germanischen Mythen' von Adalbert Kuhn, welche nachwies, daß Mannhardts Benutzung des Veda strengen Forderungen nicht genüge, Bedenken erregen. Den Hauptstoß jedoch erhielt meine verfrühte, vornehmlich unter dem Einflusse von J. W. Wolf erworbene Ansicht der Mythologie durch Mannhardt selbst.

Als ich im April 1860 nach Berlin kam, besuchte ich ihn gleich. Ein Empfehlungsbrief von Alfred Ludwig führte mich bei ihm ein. Er nahm mich sehr freundlich auf, schenkte mir ein paar Hefte seiner Zeitschrift für Mythologie und machte mich mit einem Kreise von Freunden bekannt, der soeben festere Formen annahm und sich bald regelmäßig versammelte. So sahen wir uns öfters, und einmal auf dem Heimwege berührten wir die Frage nach den Quellen der deutschen Mythologie. Ich wußte nicht anders, als daß, wie J. W. Wolf im Gegensatze zu Jacob Grimm gelehrt hatte, unsere Volksmärchen altgermanische Mythen enthielten. Auch Mannhardt hatte sie in den 'Germanischen Mythen' so gebraucht. Jetzt verwies mich derselbe Mannhardt auf Benfeys 'Pantschatantra' und zog daraus den Schluß, daß die Märchen zunächst als internationale Novellenstoffe zu betrachten und aus den Quellen unserer Mythologie zu streichen seien.

Um dieselbe Zeit kam das mythologische Problem auf einem Spaziergange mit Müllenhoff zur Sprache: Müllenhoff betonte seinen Gegensatz gegen Kuhn und Schwartz, indem er eine strengere Kritik der Volksüberlieferung verlangte, die man als eine Quelle der Mythologie nur ansehen dürfe, wenn sich altmythologischer Gehalt beweisen lasse. Mannhardts mythologische Erklärung des krimgothischen Liedes (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 5, 166), die mir große Freude gemacht hatte, verurtheilte er kurzweg aus demselben Grunde: er glaubte darin das Vorurtheil zu erkennen, daß jede populäre Tradition mythologischer Natur sein müsse. Die Art, wie Kuhns 'Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen' Bd. 1 (Leipzig 1859) S. 6 in einem Wirth oder Hund Alke die nahanarvalischen Dioskuren (nomen Alcis, Tacitus Germ. c. 43) oder S. 225 in den Externsteinen den altindischen Ahi wiederfanden, konnte ihm unmöglich gefallen. In der Negation eines so vorschnellen Verfahrens war er mit Haupt

ganz einig, von dem das derbe Wort umlief: 'Es wird bald kein rother Hahn und kein stinkender Bock mehr in der Welt sein, der nicht Gefahr läuft, für einen germanischen Gott erklärt zu werden.' Daß ich mit Haupt selbst je über Mythologie eingehender gesprochen hätte, wüßte ich mich nicht zu erinnern. Seine Interpretation der 'Germania' ging wenig darauf ein, und die Mythologie lag seinen Interessen überhaupt fern; während Müllenhoff sie ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Methode nach stets im Auge behielt. Die beliebte Deutung möglichst vieler Mythen aus dem Gewitter hatte an Müllenhoff keinen gläubigen Anhänger gefunden: viele andere Deutungen, behauptete er, seien oft ebenso möglich; Deutung sei überhaupt nicht so wichtig als Geschichte des Mythus. Wie früh er Zweifel an manchen speciellen Vergleichungen zwischen griechischen und indischen Mythen hegte, die Kuhn aufgestellt und durch zum Theil sehr unsichere, ja unmögliche Etymologien begründet hatte, weiß ich nicht zu sagen. In einem Collegienhefte, wonach er deutsche Mythologie 1851 und 1856 gelesen hat, spricht er von ganz ungeahnten Entdeckungen aus dem Veda, führt zum Beispiele nicht blos Djaus mit seinen Verwandten (Grimm Myth. 175; Kuhn Zeitschrift für deutsches Alterthum 2, 231), sondern auch Saramâ (Kuhn Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 125) und Saranyû (Zeitschrift f. vgl. Sprachf. 1, 439) mit ihren angeblichen Verwandten auf und geht überall in seinen Erörterungen von den Gesichtspuncten der vergleichenden Mythologie aus, so weit sie damals gewonnen waren oder sich gewinnen ließen. Eine unvollendete, noch in Kiel aufgezeichnete Untersuchung über Hochzeitsgebräuche beginnt mit den Worten: 'Hat Jacob Grimm die vergleichende Mythologie zuerst von der Sprache aus wissenschaftlich begründet und zugleich der Forschung den aufmerksameren regern Sinn eingepflanzt, das ganze Leben und Dasein alter Völker als bis ins Kleinste von Glauben und Dichtung durchdrungen aufzufassen, so war es doch erst einem treuen Schüler, Adalbert Kuhn, aufbehalten, durch eine Reihe überraschender Entdeckungen auf dem Gebiet altindischer Mythologie die Überzeugung festzustellen, daß die Mythen der indogermanischen Völker nicht etwa blos ihren Grundzügen nach, sondern mit allem, mit Namen und Detail, zum guten Theil ein ebenso altes Erbe sind wie die Sprachen.' Später aber, weiß ich, hatte E. Wilkens Recension von W. Cox Mythology of the Aryan Nations (London 1870) in den Gött. gel. Anz. vom 17. Januar 1872, hinter der er Benfeys berathende Stimme vermuthete, seinen vollen Beifall: es war darin auf die Bedenklichkeit von Identificirungen wie Erinnys und Saranyû, Hermeias und Sârameyas, auf die verwegene Kühnheit einer Deutung der indischen Panis aus dem gothischen fani 'Sumpf' hingewiesen und eine Erklärung des Daphne-Mythus versucht worden, welche im Gegensatze zu der berühmten scharfsinnigen Auffassung Max Müllers denselben, nach der oben [in Müllenhoffs Vorrede] S. X erhobenen Forderung, an der Stelle ließ wo sie ihn fand. Am 19. September 1875 vollends schrieb Müllenhoff an Mannhardt mit Bezug auf Zimmers Untersuchung in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 19, 164 (vgl. Mannhardt ebenda 22, 4): 'In dem zweiten, zu Weihnachten er-

scheinenden Hefte der Ztschr. steht ein Aufsatz, in dem nicht nur **Parjanya** und **Fiörgyn**, sondern auch **Vâta** und **Wodan** identificirt werden. Was Sie dazu sagen, möchte ich seiner Zeit hören. Ich glaube nicht daran und bin überhaupt mißtrauisch, sehr mißtrauisch geworden gegen alle diese Combinationen der neuen, sogenannten vergleichenden Mythologie. Doch das ist ein langes Capitel.'

Müllenhoffs erste kritische Bemerkungen verstand ich nicht ganz. Aber seine Worte hafteten in mir, und ihr Sinn ging mir nach und nach auf. Wann ich seinen grundlegenden Aufsatz über Tuisto in Schmidts Zeitschrift gelesen habe, weiß ich nicht mehr genau; aber ich weiß, daß er mich sofort überzeugte und so zu sagen in meinen geistigen Besitz überging. Müllenhoffs Vorlesungen kamen bei Gelegenheit der Germania, der Litteraturgeschichte, des Nibelungenliedes und der Edda auf mythologische Dinge zu sprechen; aber seine Vorlesung über die Edda ging, als ich sie hörte, auf specielle mythologische Fragen doch entfernt nicht so weit ein, wie man jetzt nach seiner Interpretation der Völuspa im fünften Bande der Alterthumskunde vermuthen könnte. Sein Cardinalsatz über den mythischen Gehalt der Heldensage mußte jedem aufmerksamen Zuhörer geläufig werden; seine Erklärung des Nibelungen-Mythus faßte ich später in einem Vortrage kurz zusammen, wie ich sie im Winter 1860 auf 1861 gehört hatte (Vorträge und Aufsätze S. 101—123); und was in meiner Schrift 'Jacob Grimm' (Berlin 1864) über mythologische Probleme gesagt ist, dürfte im Ganzen und Großen als ein Niederschlag dessen angesehen werden, was ich unter dem Einflusse von Benfeys Märchenforschungen, von Haupts Skepsis, und vor allem von Müllenhoffs Kritik und positiver Lehre gelernt hatte.

Die vorstehenden Erinnerungen wurden hier eingeschaltet, weil Müllenhoff dort, wo seine Vorrede abbricht, angefangen hatte, seinen Einfluß auf Mannhardt zu schildern und ich diese Schilderung nicht anders fortsetzen konnte, als indem ich erzählte, wie meine eigenen durch Mannhardt mitbegründeten Anschauungen einen kritischen Stoß erhielten. Um dieselbe Zeit muß es ihm ähnlich ergangen sein. Die 'germanischen Mythen', bei deren Erscheinen (1858) er 27 Jahre alt war, bezeichnen den Höhepunct seiner früheren Manier; auch in seiner 'Götterwelt der deutschen und nordischen Völker' (Berlin 1860), mit der er Eltern und Geschwister zu Weihnachten 1859 begrüßte, hatte er sich davon noch nicht befreit. Dann aber muß der Umschlag, die Ernüchterung erfolgt sein. Wie Benfeys Pantschatantra auf ihn wirkte, erhellt aus meiner obigen Mittheilung [S. 148]. Daß der Verkehr mit Haupt nicht ohne Wirkung auf ihn blieb, schließe ich aus der Art, wie er ihn in Briefen an Müllenhoff erwähnt. Müllenhoffs Einfluß endlich mag man sich ähnlich denken, wie ich ihn erfuhr; nur daß mit Mannhardt wohl in breiterer Erörterung verhandelt wurde, was mir gegenüber oft nur den Ausgangspunct einer beiläufigen Bemerkung bildete. Und so gelangte er nach und nach zu jener Kritik Jacob Grimms und seiner gleichgesinnten Schüler, die er in der Vorrede zum zweiten Bande der

'Wald- und Feldculte' zusammenfaßte. Er erkannte oder glaubte zu erkennen, daß Jacob Grimm vorschnell alle heutige Volksüberlieferung aus der heidnischen Mythologie abgeleitet, daß er mit Entlehnung, mit christlichem Einfluß nicht genug gerechnet hatte, daß er Personificationen mittelhochdeutscher Dichter mit Unrecht auf Mythologie zurückführte, daß er die Übereinstimmung zwischen nordischer und deutscher Mythologie zu hoch angeschlagen, nordische Götter zu rasch auch den Südgermanen beigelegt, Personificationen von Festtagen wie Ostara und Berchta, spätere Gestalten des Volksglaubens wie Holda, Vorstellungen wie die vom bergentrückten Kaiser ohne hinreichende Gründe ins germanische Heidenthum zurückgeschoben hatte. Er erkannte ferner, daß es unkritisch war, mit Grimms ersten Schülern auf das Zusammentreffen einzelner rein äußerlicher Merkmale hin aus Sagen, Legenden und Märchen gleich auf nordische Gottheiten zu schließen. Er lernte auch an vielen erst für sicher gehaltenen Etymologien und sonstigen Zusammenstellungen der vergleichenden Mythologen zweifeln, und einseitige, verfrühte Theorien über den Ursprung der Mythologie konnten ihm nicht länger imponiren.

Hand in Hand mit der Negation des bisherigen Standpunctes ging das Aufraffen zu neuer positiver Thätigkeit. Er begann so umfassend, systematisch und methodisch Stoff zu sammeln wie nie jemand vor ihm. 'Bleibenden Gewinn' sagt er in der citirten Vorrede S. XIV 'versprach nur eine solche Fortführung des begonnenen Riesenwerkes' (der Grimmschen Mythologie) 'welche zunächst einmal in dem Baumaterial selber sich orientirte und ohne Rücksicht auf ein vorherbestimmtes Resultat die Volksüberlieferungen einerseits unter sich, anderseits mit den zunächstliegenden verwandten Erscheinungen verglich.' Hiermit bezeichnet er das neue Programm, nach dem er arbeitete. Sollte nicht auch hierfür Müllenhoff das Vorbild gegeben haben? 'Einen kleinen, aber schönen, von der späteren Forschung noch nicht ausgenutzten Anfang in letzterer Richtung' fährt er a. a. O. fort 'machte K. Müllenhoff, indem er in der Vorrede zu seiner musterhaften Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen 1845 auf vielfache Berührungen mit der Poesie und Sitte des Mittelalters hinwies.' Müllenhoffs Sagen enthielten aber zum Schluß eine Reihe von Fragen, welche die Sammler orientiren und die Sammelthätigkeit auf die entscheidenden Puncte richten sollten. In ähnlicher Weise hatte Mannhardt schon am 14. März 1855 ein Flugblatt ausgehen lassen, welches einen Kinderliederschatz vorzubereiten bestimmt war. Und ebenso hat er später mittelst Flugblättern für seinen Quellenschatz der Ackergebräuche gesammelt, auf das Deutsche und Germanische nicht mehr beschränkt, sondern alle Nachbarstämme umfassend und zugleich darauf bedacht, aus der heutigen Volksüberlieferung die antiken Feldculte zu erläutern.

Daß mir gegen die Art, wie er seine gesammelten Schätze verwerthete, noch kritische Zweifel blieben, habe ich im Anzeiger für deutsches Alterthum 3, 183 [s. unten in der Abtheilung 'Alterthumskunde'] dargelegt. Von

seiner Sammelthätigkeit selbst muß jeder unparteiische Beurtheiler mit uneingeschränkter Anerkennung, ja Bewunderung sprechen. Er hat dabei eine zielbewußte Sicherheit und Findigkeit, ein Organisations- und Agitationstalent bewiesen, wie es gewiß innerhalb der Geisteswissenschaften noch nicht oft aufgeboten wurde. Die Resultate, die er erzielte, müssen uns ein Sporn sein, den Weg weiterzuschreiten, den er eingeschlagen hat. Was er für die Erntegebräuche gethan, muß fortgesetzt und auf alle Gebiete des ländlichen Lebens und der volksthümlichen Sitte übertragen werden.

Wie sich Mannhardts Verhältniß zu Müllenhoff entwickelte, nachdem der erstere Berlin verlassen, das kann ich aus den zwischen ihnen gewechselten Briefen ungefähr entnehmen. Aus früherer Zeit liegen nur drei Briefe vor.

Zunächst einer vom 17. October 1851, mit welchem der 'stud. germanologiae' Mannhardt zwei in den Liesbüttler Bergen (Gut Hanerau) gefundene Urnenstücke nach Kiel für die Alterthums-Sammlung übersendet. Er dankt darin zugleich für die ihm bei seinem Besuch im vorigen Monat bewiesene Freundlichkeit. Um Ostern wiederholte er den Besuch und schrieb an seine Eltern (Gedichte von Wilhelm Mannhardt, Danzig 1881, S. XV): 'Der Tag ist für mich sehr wichtig und lehrreich. Was mir kein Berliner Professor geben kann, hat Müllenhoff mir eröffnet, den Einblick in die Art der Lachmannschen Schule und Methodik und die nöthige Anweisung, um meinen Studien in dieser Hinsicht die rechte Gründlichkeit zu geben, nebst einer Menge bibliographischer Nachweisungen.'

In einem weiteren Briefe vom 9. August 1855, auf den sich Müllenhoff oben im Eingange bezieht, fordert Mannhardt zur Mitarbeit an der von ihm übernommenen Zeitschrift für deutsche Mythologie auf: vor zwei Jahren hatte Müllenhoff aus Rücksicht auf Haupts Zeitschrift abgelehnt. Mannhardt wünscht, daß die berufensten Vertreter der strengphilologischen Fachwissenschaft durch Mustermittheilungen, geeignete Winke, kritische Verarbeitungen des gegebenen Materials den Dilettanten, die man nicht entbehren könne, den Weg zu methodischem Verfahren zeigen möchten. 'Wolfs Arbeiten' fährt er mit einem kleinen Rückblick auf die früheren Bände seiner Zeitschrift fort 'ließen in vielen Stücken die nöthige Kritik und philologische Sachkenntniß vermissen. Übereilungen wie die schon von W. Müller gerügte Erklärung der Mythe vom Doctor vom Eichelberge auf die Sage der Thrymsquidha, irischer Legendenzüge auf Wuotan dürfen nicht ferner geduldet werden, inhaltlosem Geschreibsel wie 'Muspilli' von Maßmann werde ich die Aufnahme bestimmt verweigern. Dagegen gilt es, an die Stelle unklarer Ideen und vager Vorstellungen bestimmte Begriffe zu setzen, zwischen den Entstehungszeiten unserer Märchen genau zu scheiden, ihre Abstammung und die Art und Weise ihrer Verbreitung im Einzelnen genau zu erforschen, Sagen und Kinderlieder in ihrem Entwicklungsgang und -lauf durch unsere und verwandte, wie fremde Litteraturen möglichst hoch hinauf zu verfolgen; statt des Mißbrauchs der heutigen Orts- und Eigennamen für Sagenkunde

die Mitarbeiter zu fleißiger Durchforschung urkundlichen Materials in ihrem Bezirk anzuhalten; Sitten- und Rechtsgebräuche möglichst in den älteren Formen aufzuspüren und durch alles und in allem Leser wie Mitarbeiter zu immer ausgedehnterem Verständniß und Studium der Muttersprache aufzumuntern. Soll mir, der ich noch Neuling bin und Haupts strenger Schule, der ich nach langer Sehnsucht nun entgegen eile, so sehr bedarf, das gute Werk gelingen, so bedarf ich die freigebige freundliche Unterstützung der Meister. Außer J. Grimm, Wilhelm Grimm, A. Kuhn, Munch habe ich Zacher, Aufrecht und Homeyer gebeten, mir gleich für das erste Heft ihren Beistand zu leihen' . . . Auch Müllenhoff muß zustimmend geantwortet haben; denn der dritte Band wird durch seinen Aufsatz 'Nordische, englische und deutsche Räthsel' eröffnet. Müllenhoff hatte also den freimüthigen Tadel nicht übel genommen, mit welchem Mannhardt seine Aufforderung begleitete: 'In der famösen Nibelungenangelegenheit' schrieb er 'bin ich, Anfangs von Holtzmanns Handschriftenansicht geblendet — (seine weiteren Aufstellungen widersprechen zu augenscheinlich allen wissenschaftlichen Thatsachen, um nicht von vornherein verworfen zu werden) – durch wiederholtes genaueres Studium entschieden zu Lachmann bekehrt, obwohl ich nicht alle Gegengründe der Gegner widerlegen kann. Eine entscheidende Rolle spielt dabei das vielgeschmähte Gefühl; vor allem das erste Lied hat mir, mehr als irgend eines der späteren, die Richtigkeit des Lachmannschen Verfahrens zur Überzeugung und Gewissenssache gemacht. Ihre Schrift löste viele in mir waltende Zweifel und ich bin Ihnen dadurch zu herzlichem Danke verpflichtet, soll ich aber offen sein — und ich weiß, Sie werden mir dies nicht als Unbescheidenheit auslegen — so verletzte mich der leidenschaftliche Ton Ihrer Polemik, der meiner Ansicht nach der Würde der Wissenschaft Eintrag thut. Bei allen Unbesonnenheiten hat Holtzmann doch das Verdienst, die Frage neu angeregt und eine abermalige allgemeinere Durchprüfung der Lachmannschen Kritik hervorgerufen zu haben. So wenig ich berufen bin, Ihnen, verehrter Herr Professor, dem ich noch ganz als Schüler gegenüber stehen muß, etwas derart anzudeuten, drängt mich doch die Verehrung, die ich für Sie hege, mich gegen Sie auszusprechen, damit nicht etwas zwischen uns sei.'

Nach einem undatirten Berliner Billet folgt ein Brief Mannhardts aus Danzig vom 11. November 1862, worin er um Empfehlung seiner 'pommerellischen Volksüberlieferungen' (vgl. oben [in Müllenhoffs Vorrede] S. VII) bittet. Er glaubte soeben erst nach schwerem Siechthum wieder an neue Thätigkeit denken zu dürfen. 'Den vorigen Winter' erzählt er 'schleppte ich mich noch so durch; mitten hineingestellt in den Kampf mit materiellen Sorgen, leiblichen Schmerzen jeder Art, Mangel an Arbeitskraft, fühlte ich mich ganz trostlos, auf ewig von dem hohen Ziel wissenschaftlicher Beschäftigungen, dem ich in äußerster Schwachheit und mit geringstem Erfolge bis dahin wenigstens nachgestrebt hatte, verschlagen und aller der geliebten und verehrten Männer unwerth, die ich als reine Muster in voller Kraft mir voranleuchten

sah, unwerth einer amtlichen Stellung, welche ja eine Lüge und bloßer Schein war, so lange ich nicht die Kraft besaß, sie auszufüllen.' . . . Das Weitere theile ich nicht mit. Die vorstehenden Worte sind eines der vielen vorhandenen Zeugnisse für Mannhardts reine wissenschaftliche Gesinnung. Wenn es je einem Menschen Ernst war mit der Sache, die er vertrat, wenn je ein Mensch demüthig sich beugte im Gefühl der Kleinheit gegenüber den großen Zielen, die uns gesetzt sind, so war er es. Die unverächtliche Thätigkeit, die er in der mythologischen, in Kuhns Zeitschrift entwickelt hatte, die 'germanischen Mythen', die 'Götterwelt', umfängliche und nur unter dem höchsten Maßstab unzulängliche, aber an sich lobenswerthe Bücher, — er pocht nicht darauf, er drängt nicht um eine Anstellung, er macht nicht seine Beschützer verantwortlich — er thut nicht, wie viele thun würden, die weniger werth sind und geringere Ansprüche haben: er denkt nur an seine Unvollkommenheit und seine mögliche Vervollkommnung. 'Sie werden' schreibt er mit Bezug auf die erbetene Empfehlung, 'mein verehrter Herr Professor, der Sie meine Kräfte und Fähigkeiten so genau, wie wenige, kennen, sich in der Möglichkeit sehen, einzuräumen, daß wenigstens diese Arbeit eine solche ist, welche ich so gut wie jeder andere leisten kann, und daß ich sie mit wissenschaftlicher Besonnenheit und Nüchternheit, mit Kritik zu Ende zu führen bestrebt sein werde.' Und nach einer Pause von zwei Jahren, am 17. December 1864, indem er sein langes Schweigen entschuldigt (Müllenhoff hatte ihm die Empfehlung geschickt, auch Jacob Grimm zu einer solchen bewogen): 'Ich will und kann mich nicht vollständig rechtfertigen, aber in Wahrheit darf ich Sie versichern, daß ich alles was Sie mir gethan und gewesen sind — und das ist sehr viel — in treuem Herzen trage; daß ich zumal Ihnen und Haupt die Anregung zu streng wissenschaftlichem Arbeiten, das Streben nach Methode, und bei allem Bewußtsein meiner Mängel doch auch wieder Muth und Selbstvertrauen danke, daß aber auch als ein unvergessener Schatz alle die gemüthreichen Stunden in meiner Erinnerung ruhen, die ich in Ihrer Familie mit durchleben durfte.'

In eben diesem Briefe, also Ende 1864, kündigt er an, daß er nun ernstlich zur Ausführung eines Planes schreiten wolle 'der mich, wie Sie wissen, seit Jahren bewegt, zum Beginn eines Quellenschatzes der Volksüberlieferung.' Auf die Sammlung der germanischen Erntegebräuche war es abgesehen; die Unterstützung der Berliner Akademie ward erbeten und gewährt. So schrieb er auch mir am 13. Juni 1865, daß er nun endlich in die Lage versetzt sei, das Lebenswerk in Angriff zu nehmen, von dem er während unseres Berliner Zusammenseins mit mir gesprochen habe. Ich entnehme daraus, was ich sonst nicht mehr wüßte, daß er schon in der Zeit von Ostern 1860 bis Ostern 1861 oder Herbst 1861 bis Ostern 1862 seine umfassenden Sammlungspläne gefaßt haben muß.

Müllenhoffs Antwort auf den Brief vom 17. December 1864 erfolgte am 9. Februar 1865 und berichtete, daß die erbetene Empfehlung der

Akademie in einem von ihm selbst, Müllenhoff, verfaßten Gutachten erfolgt sei. 'War mir nach Ihrem Briefe auch Ihr Plan etwas nebelhaft und phantastisch, so konnte ich, nachdem ich nun Ihre Eingaben durchgesehen, meinen Entschluß leicht fassen und meine Meinung bald zu Papier bringen. Bei den Behörden haben Sie vielleicht durch die Weitläuftigkeit des ganzen Projects kein gutes Vorurtheil erweckt, aber ich meine Ihnen durch mein Gutachten zu Hülfe gekommen zu sein. Dies verhält sich nach der einen Seite hin sehr skeptisch, ernüchternd und ermäßigend, betont aber nach der andern die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Arbeit desto nachdrücklicher. Ich habe mich an Ihren Auseinandersetzungen wahrhaft gefreut, nur hätte ich sie knapper und manchmal etwas nüchterner gewünscht. Aber mit einer Sammlung, wie Sie sie machen wollen, bin ich ganz einverstanden. Die Grundsätze, die Sie befolgen wollen, sind unzweifelhaft die richtigen, wenn auch die letzte litterarische Ausführung und die Anordnung oder Verarbeitung des Stoffs sich vielleicht noch anders gestaltet. . . . Ich will nur wünschen, daß Ihre Agitation den rechten Erfolg hat. Nach den Erntegebräuchen müssen, wie mir scheint, Hochzeit, Geburt und Tod zuerst daran.' Darauf Mannhardt, freudig dankend, 11. Februar 1865: 'Daß in meinen Auseinandersetzungen, namentlich in einigen Abschnitten des Aufsatzes über den Roggenwolf manches noch schülerhaft breit gerathen ist, empfinde ich selbst. Auch das begreife ich sehr wohl, daß Ihnen vieles, was ich gesagt, sanguinisch und idealistisch vorkommen muß, so wie, daß ich in Anwendung der Gesetze, die ich als die richtigen erkannt, noch ungeübt und nicht scharf genug bin. Ich habe eben meiner ganzen Geistesanlage nach eine nüchterne Betrachtung der Dinge mühsam zu erkämpfen, aber ich ringe stetig darnach. Auf der andern Seite bildet gerade diese Schattenseite meines Wesens seine Stärke und mein Idealismus hilft mir im Leben Schweres mit Leichtigkeit tragen und in meiner Arbeit ausdauern, er giebt mir Wärme und Überredungskraft und so hoffe ich soll gerade dadurch es mir gelingen, meine Agitation — wie Sie selber es nennen — zu einem gedeihlichen Ziele hinauszuführen.' Diese treffende Selbstcharakteristik durfte hier nicht fehlen!

Derselbe Brief thut von den Bruchstücken Meldung, die in Haupts Zeitschrift 12, 530 gedruckt und besprochen sind; und damit beschäftigen sich auch Briefe Müllenhoffs vom 18. Februar und 16. März, Briefe Mannhardts vom 28. Februar, 6. März, 22. März 1865.

Ein Schreiben Mannhardts vom 18. December 1865 meldet, welche Männer außerhalb Deutschlands für die Sammlung der Erntegebräuche ihm hilfreiche Hand leisten. Zum Schluß: 'Welch einen herben Verlust hat doch die Wissenschaft so plötzlich durch den Tod Barths erlitten. Es ist erschütternd, daß die in seinem Geiste aufgehäuften Früchte so langer heldenmüthiger Anstrengungen nun großentheils für immer verloren sein sollen.'

Hierauf eine lange Pause. Im Mai 1871 ein Besuch Mannhardts in Berlin, und am 13. October ein ausführlicher Brief, den Müllenhoff am

16. October sogleich erwidert. Mannhardt spricht aus, wie sehr ihn das Zusammensein mit Müllenhoff und Haupt, ihre liebreiche Theilnahme, ihre freundliche Anerkennung erquickt und ermuthigt haben: 'Wie warm, wie innig ich Ihre Güte empfinden muß, werden Sie ermessen, wenn Sie sich meine ganz isolirte Lage vergegenwärtigen. Von der Fachpresse todtgeschwiegen, von niemandem öffentlich anerkannt, von keinem hier verstanden, sieht man mich Kraft, Zeit und Ersparnisse anscheinend erfolglos einer vermeintlich ganz unnützen und unfruchtbaren Sache widmen — alles das würde mich nicht anfechten, aber ich sehe ein Mutterherz täglich leiden bei dem Gedanken, daß ihr doch nicht ganz unbegabter Sohn es zu gar nichts in der Welt gebracht hat, nicht einmal zu dem Einkommen eines Handwerksgesellen. Und ich kann ihr doch nicht helfen, denn wenn ich auch jetzt noch mich dazu bequemen und für Erwerb arbeitend ein bescheidenes aber bequemes und sicheres Auskommen als Lehrer mir erringen wollte, so dürfte ich das nicht, da es eine Ehrensache wäre, die zwanzig Jahre lang getragene Fahne nicht zu verlassen. Aber bange und für Augenblicke muthlos kann man unter solchen Umständen wohl einmal werden, und da hat Ihre liebevolle Begegnung mich aufs neue aufgerichtet und zu treuem Ausharren ermuntert und meine Hoffnung neu belebt, daß es meiner schwachen Kraft doch noch gelingen werde ein Werk hinauszuführen, welches einigen und zwar nicht blos augenblicklichen Werth haben und mit der Zeit billig denkenden Beurtheilern meine Lebensarbeit als nicht ganz vergeblich, nichtig und inhaltsleer erscheinen lassen werde. Seit Ihre, Haupts und einiger anderer urtheilsfähiger Männer Zustimmung mir die innere Gewähr giebt, daß ich nicht aus eitler Selbstüberhebung mir einbilde, auf rechtem Wege zu sein, gereicht mir umsomehr Ihr Beispiel zur Aufrichtung, der Sie Ihre großen im ersten Bande der Alterthumskunde niedergelegten Forschungen ein ganzes Menschenalter gepflegt haben und reifen ließen, ohne sich aus dem Gerede der ungeduldigen Menge etwas zu machen.'

Um diese Zeit hatte er angefangen, die antiken Culte aus den nordeuropäischen Gebräuchen zu erläutern, und offenbar hierfür Müllenhoffs und Haupts Beifall gewonnen. Er meldet, es seien nun schon 30—40 Fälle, in denen er großentheils bis ins Einzelne hinein Übereinstimmung zwischen den antiken Ackerbauculten und den nordischen Bräuchen 'mit gleicher Bestimmtheit wie bei den Chthonien und bei dem Octoberroß' nachweisen könne. Die Abhandlung über die Chthonien und das Octoberroß waren also wohl am frühesten entstanden; über das letztere Thema giebt er eingehende Mittheilungen. Und am 31. December 1871 schreibt er: 'Meine bisherigen Erfahrungen bei der Ausarbeitung stärken meine Zuversicht, daß die nämlichen Capitel der Mythologie, welche schon Creuzer, Voß, Lobeck, Preller vorzugsweise beschäftigt haben, der Ausgangspunct einer allmälig zur Lösung der wichtigsten Probleme dieser Wissenschaft führenden Entwickelung sein werden. Ich bin freudig gespannt (wenn auch nicht ganz ohne das Bangen, welches das Bewußtsein der Möglichkeit einer Selbst-

täuschung bei jedem, der das menschliche Leben einigermaßen kennt, erzeugen muß) auf Ihre und anderer Urtheilsfähiger Mitfreude, wenn Sie sehen, wie einfach und klar sich fast ausnahmslos die Thatsachen des Demeter- und Dionysoscultus und -Glaubens und was darum und daran hängt zu erklären scheinen und in ihren Analogien belegen lassen mit Hilfe weniger wirklichem Volksgebrauch abgewonnener Gesichtspuncte und bloßer Zusammenstellung der echten Überlieferung aus den Quellen ohne das Beiwerk von Buch zu Buch mitgeschleppter darangeknüpfter Combinationen. Ich fühle, daß ich etwas Größeres in die Welt schicken muß, was nicht blos einen ganz engen Kreis interessirt; die Forschung erscheint reif genug, um sich an das Licht wagen zu dürfen. So will ich noch durchdrungen von der Wärme, welche die Offenbarung eines schönen und einheitlichen Zusammenhanges mir einflößte (die dem schrittweise erlangten Verständniß der einzelnen Stücke des agrarischen Glaubens gefolgt ist) zu Papier bringen, was nach einigen Jahren abgeklärter, aber nicht mehr so frisch dem Leser entgegentreten würde.' Wie schade, daß ihm dies nicht gelungen ist!

Im Mai 1871 bei Mannhardts Anwesenheit in Berlin wurde zwischen ihm und Müllenhoff eine Eingabe an den Cultusminister verabredet, durch welche dem Mythologen ein kleines fixes Jahreseinkommen gesichert werden sollte. Im August sandte Mannhardt diese Eingabe ab, wie aus dem Brief vom 13. October erhellt. Darüber handeln Müllenhoffs Briefe vom 16. October und 25. December, welche günstigen Erfolg in Aussicht stellen, Müllenhoffs Brief vom 15. März 1872 und Mannhardts Brief vom 16. März 1872, die sich auf die erfolgte Bewilligung beziehen.

In einer Nachschrift fragt Müllenhoff am 16. October: 'Kennen Sie Tylor Researches into the early history of mankind? und sein neuestes Werk Primitive culture? Das ist ein sehr gescheidter und sehr verständiger Mann, von dem Sie ohne Zweifel auch für Ihren Zweck manches lernen und erfahren könnten, wenn Sie mit ihm anknüpften.' Mannhardt erwidert (16. Februar 1873): 'Großen Dank sage ich Ihnen für den Hinweis auf Tylors primitive culture, ein Buch das im Verein mit Waitz' Anthropologie für mich von hohem Nutzen geworden ist, unsere Forschungen begegnen sich auf halbem Wege und die Ergebnisse beider stimmen in erfreulicher Weise zusammen.' Vgl. Wald- und Feldculte 2, XXII. In demselben Briefe meldet er, daß er die Nerthus in unserem Volksgebrauch wiedergefunden zu haben glaube, und dies führt er am 22. Februar näher aus (vgl. Wald- und Feldculte 1, 567 ff.).

Im Laufe des Jahres 1873, vielleicht im Herbst, ist Mannhardt wieder in Berlin gewesen, und ein Brief vom 15. Januar 1874 knüpft daran an. Krankheit hatte ihn dazwischen wieder einmal muthlos gemacht. Die Ergebnisse seiner Arbeit erschienen ihm als unsicher. Die vermeintliche Unzulänglichkeit seiner Kraft, seines Wissens und Könnens fiel ihm mit Centnerlast auf die Seele. Der Abgrund einer traurigen und trostlosen Zukunft that sich vor ihm auf. Wesentlich trugen dazu die wiederholten Erwägungen

der Schwierigkeiten bei, die neben einer Reihe anscheinend unumstößlicher und in einander greifender Erkenntnisse der Homerische Hymnus auf Demeter der tiefer dringenden Forschung entgegenstellte. 'Doch' fährt er fort 'was half das Zagen, die Losung hieß vorwärts und mehrere harte Knoten haben sich mir, glaube ich, schon befriedigend gelöst, andere werde ich stehen lassen müssen; aber das bietet ein Räthsel, von welchem Standpunct man auch die Geschichte der Eleusinien betrachte. Die Überlieferung ist zu lückenhaft, die Quellen sind theilweise zu sehr getrübt, zu wenig sicher nach ihrer Herkunft scheidbar und classificirbar, um den Versuch wagen zu dürfen, alles in die Reihe stellen zu wollen.' Sehr erfreulich und förderlich ist ihm bei diesen Studien der Umgang mit Eugen Plew, einem Schüler von Lehrs, der sehr glücklich in Fragen der griechischen Mythologie eingegriffen hat, durch seine Untersuchungen über die Kentauren sich direct mit Mannhardts Forschungen berührte, aber schon am 16. September 1878 starb (vgl. Altpreußische Monatsschrift N. F. 18, 97).

Ein Brief vom 27. Juni 1874 ist vor der Reise nach Stockholm zum Archäologen-Congreß geschrieben. Der erste Band der Wald- und Feldculte war damals im Druck und ward am 30. December an Müllenhoff geschickt, dem er gewidmet war: 'Die Widmung möge Ihnen sagen' schrieb Mannhardt 'wie tief ich empfinde, was ich Ihnen alles zu danken habe, und wenn mich in Furcht und Hoffnung ein Verlangen bewegt, so ist es dies, daß die dargebotene Gabe nicht ganz unwerth erscheinen möge des liebevollen und vertrauenden Eintretens für mich und meine Sache, dessen Sie mich gewürdigt haben, und Ihres Namens, mit dem sich meine Schrift an der Stirne geschmückt hat. Um mich Ihnen mit meiner ganzen kleinen Person vorzuführen, erlaube ich mir, meinen Zeilen ein Lichtbild hinzuzufügen, welches ich — das erste seit langen Jahren — nach meiner Rückkehr aus Stockholm für das von den Mitgliedern des Congresses an Hans Hildebrand gestiftete Album anfertigen ließ. Auch diese schwedische Reise danke ich Ihrer Freundschaft. Es war durch das liebenswürdige Entgegenkommen der schwedischen Gelehrten, ja des schwedischen Volkes eine sehr angenehme, durch herrliche Feste in der lieblichsten Natur verschönte Zeit, die ich im Augustmonat dort verlebte.'

Müllenhoff antwortete am 3. Januar 1875: 'Lieber, guter, theurer Freund! Wie soll ich Ihnen danken! Gestern — erst gestern — wird mir Ihr Packet gebracht und während ich mit tausend Dingen, wie sie der Jahreswechsel in meinem Haushalt mit sich bringt, beschäftigt bin, mir nicht auf den Tisch, sondern in irgend eine Ecke gelegt; ich absolvire erst meine Geschäfte, dann kommen andere, Besuche u. s. w. Nachmittags muß ich in die Singakademie eilen, um Adlers Vortrag über Erwin von Steinbach mit anzuhören, da er mich selbst als Urtheiler berufen hatte, dann hatte ich in Haupts Nachlaß bei Mayer und Müller zu wühlen, was die ganzen Ferien über sich verschoben hatte, endlich kommen Abends Scherer, Nitzsch und eine Reihe junger Freunde — es war ja Sonnabend —

und ich vergesse vollständig das Packet, das ich im Gewühl kaum gesehen hatte. Erst soeben als ich in mein Zimmer trete und mir meine erste Morgenpfeife bereiten will, fällt es mir in die Hände, ich sehe 'Danzig' aufgeklebt, nun erst ahne ich was es enthält, aber doch nicht ganz: die größte Überraschung kam erst, als ich die Hülle abgerissen, eine tiefe herzliche Rührung, die mir das Auge feucht machte und die Arme ausstrecken ließ, um Sie zu fassen und Ihnen mit einem Druck zu sagen, was das Papier nicht vermag. Aber es treibt mich doch Ihnen gleich zu erzählen, wie es mir mit Ihrem Geschenk ergangen ist. Haben Sie tausend Dank! Ich hatte in der letzten Zeit über allerlei Arbeiten Ihr Buch und das Erscheinen desselben fast ganz vergessen, und auch ohne Widmung wäre es für mich eine große Überraschung und Freude gewesen. Über das Buch und seinen Inhalt kann ich Ihnen natürlich noch nichts sagen, ich will Ihnen nur meine Freude darüber und meinen Dank aussprechen. Das Weitere wird demnächst folgen, sobald als irgend möglich werde ich es durchlesen und Ihnen dann schreiben.'

Dazu ist es aber doch eigentlich nicht gekommen. Mannhardt klagt am 21. März 1875, daß er über seinen ersten Band noch von keiner Seite etwas gehört habe, weder Zustimmung noch Ablehnung. Um so ernster nimmt er es mit dem zweiten Bande und anticipirt in bescheidener Weise das Urtheil über den ersten. Fast unvermittelt geht er zu einer politischen Betrachtung über: 'Mit innerster Theilnahme und Spannung, mit Bangen nicht für den allerletzten Ausgang, wohl aber für das Schicksal unseres Volkes und der Civilisation in der nächsten Zukunft, folgt mein Herz den Phasen des gewaltigen Kampfes gegen die Römlinge, einem Kampfe, dem in stiller bescheidener um die nächste praktische Verwerthung noch unbekümmerter Arbeit geistige Hilfsmittel zuzubereiten die innerste Triebfeder ja auch meiner ganzen Thätigkeit ist. Wie schlagend und klar war in diesen Tagen Gneists Rede über die Unmöglichkeit zweier souveräner Kirchen im Staate und über die Verdienste des monarchischen Staates um Unschädlichmachung der faulen Consequenzen des westfälischen Friedens, und wie hat die Gehässigkeit der Ultramontanen sofort seine Aussprüche verdreht und zur Drohung des Religionskrieges ausgebeutet!'

Am 19. August 1875 übersendet er seine in der Zeitschrift für Ethnologie erschienene Abhandlung über lettische Sonnenmythen und äußert neue Sehnsucht, zu erfahren, was denn Müllenhoff eigentlich zu seinem 'Baumcultus', dem ersten Bande der Wald- und Feldculte sage. Müllenhoff antwortet am 19. September: 'Zu meinem großen Leidwesen muß ich Ihnen das Bekenntniß, das beschämende, ablegen, daß ich Ihren Baumcultus noch nicht einmal ganz ausgelesen habe.' Er sei noch nicht über 200 Seiten hinausgekommen, bis dahin aber gefalle ihm die Arbeit sehr und er wünsche dem Freund alles Glück dazu. Steinmeyer und ich hätten ihn gebeten, das Buch im Anzeiger für deutsches Alterthum zu recensiren. 'Aber' fährt er fort 'ich werde mit den Jahren immer träger, langsamer und unproductiver,

und wenn ich Ihr Buch besprechen soll, so müßte es von der principiellen, nicht der materiellen Seite sein, und die principielle Seite wird sich wohl erst mit dem nächsten Theile in ihrem vollen Lichte zeigen. Ihre lettischen Sonnenmythen habe ich noch weniger vornehmen können, aber ich verspreche Ihnen heilig, ich werde meine Mußestunden auf Ihren Baumcultus und die Sonnenmythen verwenden und dann ernstlich überlegen, ob ich etwas Vernünftiges darüber zu sagen habe oder nur zu danken habe.'

Zu Weihnachten 1875 oder Neujahr 1876 war dann Mannhardt wieder in Berlin und ich traf mit ihm dort zusammen. Müllenhoff und ich müssen einmal gemeinschaftlich seine Sonnenmythen mit ihm discutirt haben, in welchem Sinn, ergiebt Mannhardts Brief an Müllenhoff vom 7. Mai 1876: 'Wie es bei solchen Streitfragen leicht zu gehen pflegt, ließ mich die Nothwendigkeit, mich gegen Ihre unerwarteten Bedenken hinsichtlich des Ganzen meiner lettischen Sonnenlieder zu rechtfertigen, nicht zu dem Geständniß kommen, daß mir selbst bei der Ausdehnung, welche die Sonnenmythologie unter meinen Vergleichungen gewinnen wollte, nicht behaglich zu Muthe sei, daß ich dies als eine Art schmerzlicher Niederlage empfinde, insoferne bei Eröffnung eines neuen Gesichtspunctes sofort von allen Seiten zuströmender Stoff sich demselben unterzuordnen drängt, also die betrübende Gefahr unvermeidlich erscheint, aus allem alles zu machen. Umsomehr habe ich, da es mir ja doch nur um Auffindung der Wahrheit zu thun ist und da ich auf Ihr Urtheil den höchsten Werth lege, immer und immer wieder Ihren und Scherers angedeuteten Widerspruch mir im Kopfe herumgehen lassen und den Gründen desselben nachgespürt. Indem ich mir aber zugleich sagte, daß Sie beide in dieser speciellen Sache noch nicht, wie ich, zu Hause sein, noch meine Arbeit (was gewiß kein Vorwurf sein soll) durchstudirt haben konnten wie sie es will, faßte ich wieder Muth, da ich auch bei ernstester Prüfung mich überzeugen zu dürfen glaubte, daß im Ganzen und Großen meine Untersuchung nicht unnütz, noch unwissenschaftlich geführt ist. Ich bin weit entfernt, alle Mythen mit Kuhn, Schwartz und M. Müller sammt ihrer Schule für psychische Reflexe von Naturerscheinungen zu halten, noch weniger ausschließlich für himmlische (solare oder meteorische); ich habe gelernt die dichterische und litterarische Production als wesentliche Factoren in der Ausbildung der Mythologie zu würdigen und die aus diesem Sachverhalt folgenden Consequenzen zu ziehen und in Anwendung zu bringen. Aber andererseits halte ich für gewiß, daß ein Theil der älteren Mythen aus Naturpoesie hervorging, die uns nicht mehr unmittelbar verständlich ist, sondern durch Analogien erschlossen werden muß, welche noch keineswegs historische Identität zu verrathen brauchen, sondern nur gleiche Auffassungsart und Anlage auf ähnlicher Entwickelungsstufe bekunden. Unter diesen Naturmythen beziehen sich einige auf die Zustände und das Leben der Sonne. Die ersten Schritte zu ihrem Verständniß werden gefördert durch eine noch nicht durch kunstmäßige Dichterreflexion getrübte Naturpoesie, wie die lettische, wo ausgesprochenermaßen zum solaren Kreise gehörige mythische

Persönlichkeiten zu einer großen Anzahl poetischer Verbildlichungeu in Beziehung gesetzt werden, für welche folgerichtig zunächst auch aus demselben Naturgebiet eine Deutung versucht werden muß. . . . Meine Methode ist hier dieselbe wie in dem Baumcultus; ich gehe von einem gegebenen ganzen Complex von Thatsachen, deren Ideenkreis im Allgemeinen bekannt und deutlich ist, also festen Anhalt für die Einzelerklärung bietet, aus und erläutere ihn zunächst aus sich selbst und durch sichere Analogien, von da fortschreitend suche ich Dunkleres aufzuhellen. Ich suche die einfachsten Grundvorstellungen und Anschauungen, die Keimzellen auf, aus deren Zusammenwuchs sich in sehr verschiedener Weise mythische Erzählungen bilden. Daß ich es lernte, wo litterarische Tradition ins Spiel kommt, zuerst und vor allem historische Kritik zu üben, sollen Sie mir hoffentlich nach Erscheinen des zweiten Bandes der Feld- und Waldculte bezeugen dürfen; bei den andeutenden und leicht hingeworfenen Vergleichen der Dioskuren- und Argonautensage ist das nicht, so wie es sollte und wie es ohne eine tiefere und umständliche Untersuchung auch nicht geschehen kann, in dem erwünschten Maße geschehen, und ich glaube, das vermissen Sie mit Recht. . . . Jedenfalls danke ich Ihnen die Anregung zu verschärfter Wachsamkeit und Behutsamkeit in Bezug auf jede Combination, und ich danke Ihnen dies von Herzen, habe daraus auch schon für die Schlußredaction des zweiten Bandes Nutzen gezogen, der hoffentlich besser im Stande sein wird, von vorneherein Ihren Beifall zu gewinnen.'

Diesen zweiten Band übersandte er am 6. December 1876 mit erneuerter Bitte um Recension. Müllenhoff aber bittet seinerseits jetzt 10. December 1876, ihn seines, wie er sagt, voreiligen Versprechens zu entbinden. 'Ich bin nicht mehr leistungsfähig', meint er, 'und wenn ich es wäre, so habe ich bei dem ersten Bande gelernt, daß ich zu einer Beurtheilung Ihres Werkes mich wenig schicke; ich komme von einer ganz anderen Seite an die Dinge und würde Sie nur in Hinsicht der Methode vornehmen können; dabei aber würde mir doch gar sehr fehlen, daß ich in dem Bereich des Volksglaubens und der neueren Volksüberlieferungen seit Jahren nicht fortgearbeitet und fortgesammelt habe. Sie brauchen aber diesmal ganz gewiß nicht zu sorgen, daß Sie nicht besprochen werden, von Seiten der classischen Philologen gewiß! Sie können aber eine völlig sachkundige Beurtheilung überhaupt kaum erwarten, da Sie auf einem von keinem oder nur wenigen betretenen Wege und zum Theil mit neuem Material arbeiten. Was Sie gefunden und bringen, nehmen wir dankbar an und machen es uns nach und nach zu Nutzen. Ihr Buch wird allmälig wirken, aber erwarten Sie keinen raschen Erfolg. Gott gebe nur, daß Ihnen Muth und Kraft zum Weiterarbeiten nicht fehlen! Daß Sie nicht vergeblich arbeiten und wenn auch nicht schnell, doch desto nachhaltiger wirken werden, des können Sie gewiß sein!' Mannhardt dankt kurz in einer Neujahrskarte.

Mittlerweile hatte ich die Recension für den Anzeiger übernommen, auch in der Deutschen Rundschau auf Mannhardts Wirken hingewiesen*); und dies, so wie eine Anfrage über brunnentrinkende Drachen, die ich mit Bezug auf [Müllenhoffs und Scherers] Denkmäler XXXV, 5b an ihn richtete, führte zu einer etwas lebhafteren Correspondenz zwischen uns, aus der ich nur folgende Sätze Mannhardts (vom 23. Juni 1877) um ihres sachlichen Interesses willen anführe: 'Ich sitze jetzt mitten in der Arbeit über den Demetercult und hoffe, daß dies die reifste meiner bisherigen Veröffentlichungen werden wird. Eine dabei gelegentlich gemachte Beobachtung möchte ich Ihnen zur Prüfung mittheilen. Ist irgend ein Hinderniß vorhanden, das räthselhafte Wort Phol im zweiten Merseburger Zauberspruch für eine (des fremdklingenden Namens wegen angenommene) Schreibung statt Vol zu erklären? Nimmt man das an, so entsteht

1. Reine Allitteration zu vuoron.

2. Treffender Parallelismus zu Z. 4

Vol und Wodan
Volla und Frîa

3. Vol eine Personification dem Sinne nach wie griech. Plutos (Erntefülle, dann Wohlstand in Friedenszeit), der Form nach wie der heilige Tumbo im Straßburger Blutsegen gebildet, als Synonym zu Paltar (Baldr) 'potens' begreiflich, scharfer Gegensatz zu dem den Wohlstand vernichtenden Kriege Hadu (Hödr). Wie sehr trotz alles Heldenthums den Altgermanen schon früh die Anerkennung der durch die Haus und Hof verwüstenden Fehden bedrohten Segnungen des Friedens geläufig war, zeigen Formeln und Eigennamen wie freoduvebbe, Frithugairns, Frithureiks, Sigufrit. Der in Frieden genossene und geschützte Wohlstand ist die Grundlage alles höheren und edleren Lebens; daher wird Baldr 'der Gute'. Mögen Götter und Menschen sich verschworen haben, ihn aufrecht zu erhalten und nicht zu versehren, der geringfügigste Vorwand und Anlaß genügt ihn zu morden, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Da haben Sie modern ausgedrückt den Keim der Baldermythe. Meiner Auffassung kommt, was Weinhold Zeitschrift für deutsches Alterthum 7, 57 auseinandergesetzt hat, fast ganz nahe. Überlegen Sie sich die Sache einmal und bei Gelegenheit lassen Sie mich Ihre Meinung hören.' Ich will nicht unterdrücken, was ich sofort (am 27. Juni 1877) antwortete: 'Ihre Bemerkung über Phol brauche ich mir gar nicht zu überlegen. Fol statt Phol fordert die Allitteration — ich habe das Müllenhoff einmal oder wiederholt gesagt; er hats nicht acceptirt; warum, weiß ich nicht mehr. Auch der allgemeine Gedanke über Frieden stimmt vollkommen mit meiner Ansicht,

*) Beide Aufsätze folgen unten in der Abtheilung 'Alterthumskunde'. B.

wie sie sich mir seit ein paar Jahren bei Gelegenheit der Behandlung des Nibelungenmythus feststellte. Hödr ist nichts andres als der Krieg. Siegfried als Schlußglied des sich selbst aufreibenden Sieg- und Kriegsgeschlechtes scheint mir ein Ausfluß der Friedenssehnsucht eines im ununterbrochenen Krieg umhergeworfenen Volkes. Doch sind alle meine Gedanken hierüber noch unreif. Ich wag es auch im Colleg nur sie anzudeuten. . . . Das Recht zu der ganzen Auffassung entnehme ich aus Müllenhoffs sicherer Behandlung der angelsächsischen Saxnot-Genealogie mit den Schlachtbegriffen. Sie wissen, bei Schmidt [Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd.] 8, 209 ff., auch Zeitschrift für deutsches Alterthum 11, 291 f. Ich wünschte also recht sehr, daß Sie den Gedanken ausführen.'

Müllenhoffs Correspondenz mit Mannhardt ruhte nun bis in den Anfang des Jahres 1879, wo Müllenhoff (am 18. Januar) ihn nach der mater deum der Ästier befragte und die Antwort erhielt, die er in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 24, 159—168 ihrem wesentlichen Inhalte nach abdrucken ließ. Mannhardts Zurückführung der Taciteischen Nachricht auf die Eberamulete der Ästier (a. a. O. 167) eignete sich Müllenhoff vollständig an und nahm sie in den zweiten Band der Alterthumskunde auf, wie er dem Freund am 23. Februar meldet.

Im Sommer 1879, während der Ferien, kam Mannhardt, sehr krank, auf der Rückreise aus Holstein, wo er vergeblich Erholung gesucht, durch Berlin und bat Müllenhoff wie mich, ihn im Hotel aufzusuchen, weil er nur so uns sehen und sprechen könne — 'wer weiß, ob es nicht das letzte Mal im Leben wäre'; so schrieb er fast gleichlautend an uns beide. Wir waren beide verreist und haben ihn nicht mehr gesehen.

Mannhardts letzter Brief ist vom 11. October 1880 und enthält erst den Dank für den Druck des Aufsatzes über die mater deum der Ästier nebst dem Bericht über einen langen und jammervollen Krankheitszustand, der ihm alles Arbeiten verbot. Jetzt aber glaubte er zur Wiederaufnahme seiner Thätigkeit im Stande zu sein. Müllenhoffs Antwort vom 18. October 1880 klingt froh theilnehmend, was Mannhardt, aber ebenfalls sehr trübe, was die eigenen Verhältnisse anlangt: 'Lieber, theurer Freund! Lassen Sie mich gleich der Freude meines Herzens Ausdruck geben über Ihren in diesem Augenblick eingetroffenen Brief! Ich kann wohl sagen und Sie werden es mir glauben, daß ich seit dem vorigen Frühjahr mit Ihnen gelitten habe. Jedesmal, wenn ich an Sie erinnert wurde und Ihrer gedachte, sei es allein für mich, sei es im Gespräch mit andern, befiel auch mich eine Beklemmung und eine schwere Last bedrückte mir das Herz. Die ist nun, Gott sei es gedankt! wenn auch nicht abgewälzt, doch gelüftet und mit Ihnen empfinde ich ganz die Freude der neuen Hoffnung und des neuen Muthes, die Ihnen aufgegangen ist. Gott erhalte sie Ihnen und

lasse es wirklich nun bald ganz besser werden, damit Sie Ihre Arbeiten wieder aufnehmen können. . . . Mir selbst ergeht es nicht so, wie die Leute glauben, die mich allezeit wegen meines Aussehens beglückwünschen. Die Arbeit geht mir, je länger, je mehr, immer langsamer uud freudloser von der Hand, dazu kommen die Hindernisse, daß ich für Dinge in Anspruch genommen werde, die nur von außen an mich herangebracht werden. So sind mir die ganzen Ferien diesmal verloren gegangen. Und mehr und mehr verdunkeln sich mir die Augen, so daß es schwer hält an der alten Mahnung festzuhalten: Wirket dieweil es Tag ist. Doch stille davon!'

Mannhardts Hoffnungen waren trügerisch. Er starb wenige Monate darnach, am 25. December 1880 im Alter von noch nicht ganz fünfzig Jahren.

Müllenhoffs Befürchtungen aber waren nur zu gegründet. Das Augenlicht hatte er zuletzt fast ganz eingebüßt. Es war im Werk, ihm eine regelmäßige Unterstützung bei der Alterthumskunde zu schaffen, die ihm jede Anstrengung der Augen erspart und ein rascheres Fortschreiten seines Lebenswerkes gesichert hätte, als plötzlich Erscheinungen der Aphasie auftraten und er nach und nach dem Grab entgegengeführt wurde. Er starb am 19. Februar 1884.

Er hatte noch für Mannhardts Nachlaß gesorgt, so weit es ihm zukam. Das vorliegende Heft, für dessen äußere Herstellung er Herrn Dr. Patzig gewann, legt davon Zeugniß ab. Die handschriftlichen Sammlungen Mannhardts befinden sich auf der hiesigen Universitätsbibliothek. Die Denkmäler der lettopreußischen Mythologie, die Mannhardt fast ganz ausgearbeitet hinterließ, wird Herr Bibliothekar Dr. Berkholz in Riga, auf dessen Mitarbeit von vornherein dabei gerechnet war, noch im Laufe dieses Jahres herausgeben.

In der Correspondenz Müllenhoffs über Mannhardts Nachlaß finde ich die Äußerung: 'Hoffen wir, daß die ganze Arbeit, die uns bevorsteht, zu einem alle befriedigenden, frohen Ende geführt werde und daß es uns gelinge, dem theuren Verstorbenen noch Ein Denkmal zu errichten zu denen, die er sich schon selbst gesetzt hat, und das zugleich auch eine Mahnung an die Zukunft ausspricht, was er ihr zu thun hinterlassen hat.'

Möge vor allem von dem vorliegenden Band eine solche Wirkung ausgehen!

Welcher hohe Rang Müllenhoff unter den Mythologen zukommt, zeigt neben dem fünften Band der Alterthumskunde und mehreren älteren Aufsätzen auch der Anfang dieser Vorrede. Welchen hohen Rang er seinerseits Mannhardt einräumt, erhellt aus den brieflichen Äußerungen, die ich mittheilte, und könnte ich auch ohne solche Äußerungen bezeugen. Mannhardts Art, die Volksüberlieferung zu sammeln, und der Gebrauch, den er davon machte, um antike Culte zu erläutern, hatte, von Meinungsverschiedenheiten

im Einzelnen abgesehen, seinen entschiedenen Beifall. Er fing erst an, persönlich sich recht für ihn zu erwärmen, als er ihn in der Wissenschaft auf so gutem Wege sah. Wendet sich erst einmal das Interesse weiterer Kreise wieder den mythologischen Fragen zu, fällt von dem verbreiteten Antheil an den abergläubischen Meinungen der Naturvölker auch für die verwandten und leichter erforschbaren heimathlichen Volksüberlieferungen etwas ab: so wird man erkennen, daß nie jemand mit größerem Ernst und größerem Erfolg seine Kraft auf dieses Gebiet concentrirt und durch sein Beispiel der Zukunft größere Aufgaben gestellt hat, als Wilhelm Mannhardt.*)

Berlin, 19. August 1884. Wilhelm Scherer.

Wilhelm Mannhardt.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1884, Bd. 20, S. 203—205.

Mannhardt: Johann Wilhelm Emanuel M., deutscher Mytholog. So muß er ganz eigentlich bezeichnet werden, denn die deutsche Mythologie war ihm fast ausschließlicher und jedenfalls höchster Lebensberuf. Er wurde am 26. März 1831 zu Friedrichsstadt a. d. Eider im Herzogthum Schleswig geboren, wo sein Vater Jacob Mannhardt das Amt des Predigers an der Mennonitengemeinde bekleidete. Als Mannhardt fünf Jahre alt war, wurde der Vater nach Danzig berufen und dort erhielt Mannhardt durch Privatstunden den ersten Unterricht; 1842 bezog er das Gymnasium und verließ es zu Ostern 1851. Nur mit Unterbrechungen hatte er es besuchen können, denn von Geburt an auffallend klein und schwach und oft dem Tode nahe, ward er in seinem Wachsthum seit dem siebenten Jahr noch durch eine Rückgratsverkrümmung gehemmt, die immer mehr zunahm, viele Übel in ihrem Gefolge hatte, ihn nach allen Seiten hemmte, zu monatelangen Leiden verurtheilte und schließlich seinen Tod herbeiführte. Sein Leben war ein steter Kampf gegen einen schwachen Körper; aber zugleich ein sprechendes Zeugniß, wie geistige Kraft solche Schwächen überwindet, wie die Frische einer liebenswürdigen und regsamen Natur sich behauptet und wie das Glück nicht im Genuß, sondern in gesegneter Arbeit besteht. M. spielte sich nie als Märtyrer auf; er grollte nicht mit dem Schicksal; er erzählte schlicht

---

*) Die darauf folgenden redactionellen Bemerkungen Patzigs bleiben hier fort, ebenso eine Mittheilnng Scherers, daß der Titel des Heftes nach einer ursprünglichen Vereinbarung mit Müllenhoff gewählt sei, während dieser zuletzt allerdings 'Ländliche Bräuche diesseit und antike Cultur jenseit der Alpen' gewünscht habe. B.

vön seinen Leiden, aber nicht um Mitleid, höchstens um Nachsicht zu erwecken. Er war eine dichterische Natur, warmherzig, behaglich, gesellig, menschenfreundlich, enthusiastisch, Optimist und einer heiteren Selbstironie fähig. Aber mit großer Energie verfolgte er den Lebenszweck, auf den er sich früh concentrirte. Die Erzählungen seiner Urgroßmutter und seiner Mutter flößten ihm schon in den ersten Kinderjahren ein Interesse für volksthümliche Geschichten ein. Beckers Erzählungen aus der alten Welt führten ihm mythologischen Stoff zu. Jung-Stillings Selbstbiographie machte ihn mit Volksliedern und Sagen bekannt. Die schöne Melusine und der hörnerne Siegfried wurden ihm zugetragen und weckten in ihm eine tiefe Sehnsucht nach den Gestalten der Sage. Ossian und die Edda traten hinzu und schon 1846 versuchte er sich an mythologischen Gegenständen im deutschen Aufsatz. Bald darauf lernte er das Nibelungenlied kennen und 1848 Grimms 'Mythologie', welche die Richtung seiner Studien entschied. Im Jahre 1849 machte er die ersten Versuche, Sagen zu sammeln und heidnische Alterthümer auszugraben. Als er einst auf der Halbinsel Hela sich bei einem alten Mütterchen nach den 'Unterirdischen' erkundigte, hielt die Gefragte den kleinen Mann mit der rothen Mütze, die er trug, selbst für eines dieser geisterhaften Wesen. Er studirte seit Ostern 1851 in Berlin, wo Lachmann eben gestorben war, hauptsächlich unter Maßmanns Leitung. Zu Ostern 1853 wandte er sich nach Tübingen, wo er am 1. Juni 1854 promovirte. Schon hatte er sich mit vielen Fachgenossen in Verbindung gesetzt, Jacob Grimm, Müllenhoff, Simrock, E. M. Arndt und Uhland besucht. In Johann Wilhelm Wolf zu Jugenheim an der Bergstraße gewann er einen gleichgestimmten Freund, der ausschließlich der deutschen Mythologie lebte und soeben eine eigene Zeitschrift dafür gegründet hatte. Als Wolf im Sommer 1855 starb, übernahm Mannhardt die Redaction dieser Zeitschrift, die es aber nur auf vier Bände brachte (1853—1859 erschienen). Er habilitirte sich in Berlin und las im Winter 1858 auf 1859 sein erstes Colleg über deutsche Mythologie. Aber feste Aussichten auf eine Anstellung boten sich nicht und so kehrte er zu Ostern 1862 in das Haus seiner Eltern zurück. Von 1863—1873 war er Bibliothekar an der Danziger Stadtbibliothek. Am 25. December 1880 ist er gestorben. Sein erstes größeres Werk, 'Germanische Mythen' (Berlin 1858), zeigte ihn unter dem Banne der Anschauungen von Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwartz. Er führte eine Parallele zwischen dem indischen Indra und dem germanischen Donar durch. Er handelte von Holda und den Nornen und suchte die letzteren in deutschen Kinderliedern nachzuweisen (vgl. Zeitschrift für deutsche Mythologie 4, 433). Er beherrschte bereits ein gewaltiges Material der Volksüberlieferung; aber dessen methodische Verwerthung gab zu mancherlei Bedenken Anlaß und für eine sichere Behandlung der indischen Mythologie reichte seine Kenntniß des Veda nicht aus. Auch seine 'Götterwelt der deutschen und nordischen Völker' (Berlin 1860), getragen von einer schönen

Begeisterung für den Gegenstand und in manchen Partien recht lehrreich, hielt sich im Ganzen noch auf dem Standpuncte, den Jacob Grimm begründet und seine nächsten Schüler mit Übertreibungen behauptet hatten. Der beabsichtigte zweite Band dieses Werkes erschien nicht, weil der Verfasser mittlerweile, hauptsächlich unter der Einwirkung Müllenhoffs, seinen Standpunct verändert und sich einer strengeren Kritik zugeneigt hatte. Er suchte sich in den Besitz eines zuverlässigeren und vollständigeren Materials zu setzen, indem er eine umfassende Sammlung der Volksüberlieferungen in Angriff nahm. Auf ein Urkundenbuch, einen Quellenschatz zunächst für einzelne Gebiete der mythischen Tradition, hatte er es abgesehen. Anfangs wollte er, im Anschluß an sein früheres Interesse für die Kinderlieder, mit den 'mythischen und magischen Liedern' beginnen. Dann wählte er die mythischen Gebräuche beim Ackerbau und sammelte und bearbeitete sie mit dem größten Glücke. Er beschränkte sich nicht auf Deutschland und nicht auf die germanischen Länder: er zog die romanischen und letto-slavischen Nachbarn in sein Bereich und wußte mit der verwandten ethnologischen Forschung Fühlung zu gewinnen. Er wußte mit seltener Energie die Wege zu finden, welche zu den Quellen führten, ließ massenhaft Frageblätter drucken, wandte sich an die Schullehrerseminare, an die Gymnasien, an die landwirthschaftlichen Vereine, ging in die Kasernen, um die Soldaten auszufragen und wußte auch die siegreichen deutschen Kriege von 1864, 1866 und 1870 für seine Zwecke nutzbar zu machen, indem er, unbekümmert um Cholera oder sonstige Unannehmlichkeiten, bei dänischen, österreichischen und französischen Kriegsgefangenen Erkundigungen einzog. Er blieb aber in der Anhäufung eines reichen Stoffes nicht stecken; er drang ungeduldig auf Verwerthung, auf Resultate. Er ließ die Schriften 'Roggenwolf und Roggenhund' (Danzig 1865, 2. Aufl. 1866), 'Die Korndämonen' (Berlin 1868), 'Klytia' (Virchow-Holtzendorff, Heft 239, Berlin 1875), 'Die praktischen Folgen des Aberglaubens' (Zeit- und Streitfragen, Heft 97, 98, Berlin 1878), die Abhandlung über lettische Sonnenmythen (Zeitschrift für Ethnologie 1875) und vor allem sein Hauptwerk 'Wald- und Feldculte' erscheinen, dessen erster Theil (Berlin 1875) den Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme behandelte, dessen zweiter Theil (Berlin 1877) antike Wald- und Feldculte aus nordeuropäischer Überlieferung erläuterte und in der Vorrede eine Kritik der bisherigen Mythologie sowie einen Rechenschaftsbericht über die eigenen Bestrebungen enthielt. Eine Anzahl ähnlicher Untersuchungen, welche aus der sicher bekannten nordeuropäischen Volksüberlieferung ein helles Licht auf fragmentarisch bekannte antike Culte fallen lassen, wird aus seinem Nachlasse in den 'Quellen und Forschungen' (Heft 51, Straßburg 1884) erscheinen. Seine Denkmäler der lettisch-preußischen Mythologie wird Dr. Berkholz in Riga herausgeben. Seinen handschriftlichen Nachlaß bewahrt die Universitätsbibliothek zu Berlin. Seine liebenswürdige, innerlich helle Persönlichkeit spiegelt sich in den 'Gedichten'

(Danzig 1881), die nach seinem Tode gesammelt und mit einer Lebensskizze versehen wurden.

Außerdem vgl. G. Mannhardt, Am Sarge Wilhelm Mannhardts (30. December 1880); Danziger Zeitung vom 5. Januar 1881; Vossische Zeitung 1881, Sonntagsbeilage Nr. 6 (H. Pröhle); Altpreußische Monatsschrift, N. F. 18, 320; Bursians Jahresbericht 24, 1 (G. Mannhardt); über Mannhardts Methode und Entwickelung auch Anzeiger für deutsches Alterthum 3, 183 [siehe unten in der Abtheilung 'Alterthumskunde'] und Vorrede zu Quellen und Forschungen 51 [oben Seite 147 ff.]

Scherer.

Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Deutsche Rundschau 1880, Bd. 22, S. 482.

Sehr mannigfaltige Gegenstände werden in diesen Aufsätzen abgehandelt. Wir finden Beiträge zur Sagenkunde und allgemeinen Litteraturgeschichte, zur Mythologie und Religionsgeschichte, Erörterungen über Märchen und Fabeln, Novellen und Schwänke, Volksaberglauben, Sitten und Gebräuche, über mancherlei Sprachgebräuche und Redensarten. Und doch fehlt nicht ein inneres Band. Zwar den Titel halten wir nicht für glücklich. Was man eigentlich Volkskunde nennt, ist nicht charakteristisch vertreten. Aber allen diesen Studien wirklich gemeinsam finden wir die Forschungsrichtung, welche die Brüder Grimm und Uhland in ihren Anfängen zumeist bewegte, die Richtung auf den internationalen, universalen Zusammenhang der Poesie, und allerdings innerhalb des weiteren Gebietes die specielle Achtsamkeit auf die Spuren solchen Zusammenhanges, die sich in der Volksüberlieferung nachweisen lassen. Der Verfasser besitzt die ausgebreitete Belesenheit und den Spürsinn, durch welche allein glückliche Entdeckungen gesichert sind; und vieles Merkwürdige für die geistigen Beziehungen der Nationen ist durch ihn zu Tage gekommen. Wir freuen uns, die wichtigsten seiner Arbeiten in dem vorliegenden Buche gesammelt zu sehen, und wünschen demselben eifrige Leser. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit, und man wird sich daraus leicht überzeugen, daß auch die in moderner Poesie behandelten Stoffe nicht ganz leer ausgehen. Überall sind wir in diesen Dingen noch allzusehr auf das bloße Sammeln und Vergleichen angewiesen; wo nicht bestimmter, breiter litterarischer Einfluß obwaltet, ist schwer zu entscheiden,

ob wir es mit Urverwandtschaft, Entlehnung oder selbständiger aber analoger Entwickelung zu thun haben. Eben deshalb müssen die umfassenden Sammlungen des Verfassers willkommen geheißen werden.

[Anonym.]

Geschichte und Geschichtschreibung unserer Zeit. Von Ernst Petsche. Leipzig, Otto Wigand, 1865. V und 220 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 263—267.

Ein in schlechtem, ja fehlerhaftem Deutsch geschriebenes Buch, das mit vielen Prätensionen auftritt, ohne daß man sähe, was den Verfasser dazu berechtigt. Die Einwirkungen von Buckle, John Stuart Mill und Charles Comte liegen zu Tage. Von des letzteren traité de législation erhalten wir einen confusen Auszug, und ein Hauptthema desselben, die Sclaverei, kehrt durch die ganze Schrift fort und fort wieder. Mill muß gewisse Grundanschauungen über Wissenschaft und Kunst, über Causalität, dann z. B. sein ganzes fünftes Buch über die Trugschlüsse, zur Verwendung liefern (S. 72 ff.), und auch um uns zu erklären, was eine Definition sei, werden er und Condillac incommodirt (S. 113). Die Grundgedanken von Buckles Geschichte der Civilisation werden gleichfalls vorgeführt und gleichfalls nicht in klarster Weise auseinandergesetzt: das glänzende zweite Capitel versteht Herr Petsche sehr wenig zu würdigen. Einen eclatanten Beleg für seine Urtheilsfähigkeit liefert er uns, indem er ganz ruhig und ohne ein Wort der Zwischenrede mit Charles Comte die Cultur von den Ländern ausgehen läßt, wo die Natur den Menschen am meisten zum Unterhalte bot und mit Buckle sie von den gemäßigten Klimaten ableitet. Beiläufig, der letztere wichtige Satz ist keine Entdeckung Buckles (wie auch Bluntschli in seinen kürzlich erschienenen 'Altasiatischen Gottes- und Welt-Ideen' S. 13 annimmt) und niemanden steht es weniger an, ihn für einen solchen zu halten, als Angehörigen der Nation, welche Alexander von Humboldt und Karl Ritter zu den ihrigen zählen durfte (vgl. auch Roscher System der Volkswirthschaft 1, 536). In den inneren Zusammenhang der Geschichte einzudringen, dafür zeigt sich schlecht vorbereitet, wem gegenüber einer Doctrin, welche nur Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinung im Ganzen als Einflüsse der Natur auf den Menschen kennt, nicht einfällt auf die Momente der geographischen Gliederung und der Weltstellung hinzuweisen, auf den großen Gegensatz der Land- und Wasserhälfte der Erde und ihre verschiedene Culturwirkung, auf die Bedeutung der Hochländer für die Völkerentwickelung u. s. w. Den Erörterungen Buckles über den Einfluß

der Natur auf Phantasie und Verstand mußte ein Deutscher doch das achte Buch von Herders 'Ideen' entgegenhalten. Worin der eigentliche Fortschritt Buckles bestehe, worin wir von ihm zu lernen haben, darüber wird man bei Herrn Petsche ebenso wenig ein sicheres Urtheil finden, wie bei denjenigen, welche im Gefühl gewaltiger Überlegenheit einseitig nur das betonen, was Buckle von uns hätte lernen können, dessen allerdings nicht wenig ist.

Über den Zustand unserer heutigen Geschichtswissenschaft und deren Abwendung von einem Theile ihrer größten Aufgaben wäre manch ernstes Wort zu sagen. Aber Herr Petsche hatte offenbar nicht den Beruf sich darüber vernehmen zu lassen; die schon eintretende Wendung zum Besseren zu beobachten, war vollends nicht seine Sache. Das zeigt sich am deutlichsten darin, daß er sich denjenigen zum Hauptgegner wählt, der von allen am entschlossensten den richtigen Weg betreten hat. Und anstatt zu klagen, daß dessen Thätigkeit auf die Masse der Historiker von so geringer Wirkung gewesen, negirt er diese ganze Thätigkeit und will eine Geschichtswissenschaft begründen mit ein paar Gesichtspuncten, die an Armseligkeit und Trivialität ihres Gleichen suchen. Auch wir erheben die Forderung einer allgemeinen Geschichtswissenschaft: aber deshalb der erzählenden Geschichtschreibung die Wissenschaftlichkeit abzusprechen, kommt uns nicht in den Sinn. Wir fordern einen allgemeinen Theil der historischen Wissenschaft, in welchem als e i n e Erscheinung behandelt wird, was zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten unter vielfachen besonderen Abweichungen als dasselbe Allgemeine bewirkt wurde und gewirkt hat. Die Individualität der Erscheinungen ist die Aufgabe der Geschichtserzählung: das generelle Element in jedem besonderen Factum, in jedem besonderen Zustande fällt der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu. Wie der physischen Geographie die Kenntniß des Pflanzenlebens, seiner Bedingungen und der darauf gegründeten Pflanzengeographie zu Hilfe kommt, so daß sie bei der Betrachtung der einzelnen Länder nur daran zu erinnern braucht; so bedürfen wir einer Lehre von den Bedingungen und Folgen der Wirthschaftssysteme, der Staatsformen, der Entdeckungen und Erfindungen, der Methoden des Krieges, der Stufen des Selbstbewußtseins, der individuellen Charaktertypen, der Sprachperioden, der wissenschaftlichen, moralischen und künstlerischen Anschauungen, der Dichtungsgattungen u. s. w., welche die Darstellung überall voraussetzen kann. Die Geschichte ist die Wissenschaft von dem Leben der Völker. Nicht von dem Standpuncte der ganzen Menschheit können wir ausgehen, wie Herr Petsche will, sondern die Völker, von denen wir freilich bisher nicht wußten, daß sie nur 'unbestimmte Mengen von Menschen' (S. 108), daß sie 'nichts Bestimmtes und Ursprüngliches' (S. 209) sind, wie uns Herr Petsche belehrt, sind das nächste uns gegebene Object der Beobachtung. Und mit Beobachtungen müssen wir beginnen, um zu Gesetzen zu gelangen. Das ganze Leben der Völker müssen wir zerlegen in die einzelnen Lebens-

gebiete und innerhalb derselben die Erscheinungen beobachten. Classificationen der Erscheinungen und besondere Beschreibung jeder einzelnen Classe, Gattung und Art werden den Anfang der Forschung bilden und die Frage nach ihren Gründen und Folgen wird von selbst wieder auf die Vereinigung der verschiedenen Lebensgebiete und auf die gegenseitige Wirksamkeit ihrer Erscheinungen führen, die Erklärung dieser Wirkungen schließlich auf den Boden der Psychologie hindrängen, um dort den letzten Aufschluß zu suchen.

Das ganze wirthschaftliche Lebensgebiet nun hat Roscher, wenn auch meist auf der Stufe der Beobachtung stehen bleibend, in unserem Sinne den Blick auf alle Orte und Zeiten gerichtet, durchforscht. Die psychologische Grundlage wird ausdrücklich von ihm anerkannt (Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft § 4; System 1, 37; 'jede Wissenschaft vom Volksleben ist psychologischer Natur', vgl. § 11). Wie kommt nun Herr Petsche dazu, der so wenig Ahnung hat, was im Ganzen noth thue, Roscher wegen der Beschränkung auf das Ökonomische (S. 145) und auf die Schilderung (S. 95) zu tadeln? Hätte er doch beherzigt, was Roscher unter Schilderung versteht, und sich die Mühe gegeben, ehe er versicherte, daß Roschers Methode nicht zur Aufstellung von Gesetzen führe, zu prüfen, welchen Sinn es habe, wenn Roscher selbst von Naturgesetzen und Entwickelungsgesetzen spricht. Vielleicht würde ihn sorgfältiges Eindringen, das erst zu verstehen sucht, ehe es aburtheilt, zu einer fruchtbaren Kritik der Lehre Roschers von der historischen Ursacherklärung (Thukydides S. 200 f. System S. 21 f.) und des Begriffes der historischen Entwickelungsgesetze (vgl. Lazarus in der Zeitschrift für Völkerpsychologie 3, 86 ff.) geführt haben. Er bekämpft Roschers Parallelisirung der Individuen und Völker und ihre Lebensalter: ein Einsichtiger würde untersucht haben, worin ihre thatsächliche Wahrheit bestehe, dabei auf die Bildung von geistigen Gesammtkräften im Volke, welche sich zu einander verhalten wie die Vorstellungsmassen in der menschlichen Seele, hingewiesen, zugleich aber darauf aufmerksam gemacht haben, daß es vorsichtiger sei von Perioden unentwickelter, zunehmender und abnehmender Kräfte zu sprechen, als von Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, weil die Mischungen, welche zwischen Völkern mit abnehmenden und solchen mit zunehmenden Kräften zu entstehen pflegen, nicht wohl mit dem physischen Tode verglichen werden können, den wir vielmehr auch im Völkerleben als ein wirkliches Aussterben von Völkern oder Volksstämmen wiederfinden. Aber berechtigte Einwendungen hat Herr Petsche nirgends erhoben, der unberechtigten ganze Berge aufgethürmt. Zu gehässigen Unterschiebungen, wie daß Roscher in seiner Erörterung der Sclaverei sich Mühe gebe dieselbe zu rechtfertigen (S. 134), daß er dabei den Standpunct der 'herrschenden Classen' einnehme (S. 141), ist Herr Petsche sehr schnell bereit. Aber er hätte um so mehr Grund vorsichtig zu sein, als er schlechterdings unfähig scheint irgend etwas anderes

zu verstehen als seine eigenen Aufstellungen. Es falle irgend ein Wort, mit welchem er einen anderen Begriff verbindet als derjenige, der es ausspricht: so ist er rasch mit diesem seinen Begriffe bei der Hand und benutzt ihn als Hebel der Kritik. Wenn Roscher (Thukydides S. 35), die Ansichten von Wilhelm von Humboldt und Gervinus weiterbildend, den Satz aufstellt, allein die Geschichte als Kunst könne eine Wahrheit geben, die für alle Völker, alle Zeiten in gleichem Grade vollkommen giltig sei: so setzt Herr Petsche S. 188 auseinander, daß die Kunst das Ideale suche, daß das Ideale aber nicht immer der Wirklichkeit entspreche, und daß daher die Geschichte als Kunst keine Wahrheit gebe. Des Capitels über idealistische und historisch-physiologische Methode in Roschers 'System', das Herr Petsche S. 90 ff. doch kennt, brauchte er sich in diesem Zusammenhange natürlich nicht zu erinnern. Weil S. 156 Herr Petsche Freiheit nur dort anerkennt, wo alle Menschen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft frei sind, so muß es unwissenschaftlich sein, von Freiheit der Griechen und Römer zu sprechen. Die Wirkungen der Sclaverei im Alterthum setzt er mit solcher Wichtigkeit auseinander, als ob man in Deutschland davon gar nichts wüßte. Erlaubt er sich zu ignoriren oder kennt er nicht Roschers Aufsatz über das Verhältniß der Nationalökonomie zum classischen Alterthume (Ansichten der Volkswirthschaft S. 1—46, vgl. System 1, § 47) und Knies Politische Ökonomie S. 272 ff.? Dort findet sich alles Wesentliche seiner Darlegungen in der Kürze beisammen. Aber freilich keine so gerechte Würdigung der antiken Cultur wie Herr Petsche sie liefert.

Der Geschichtschreiber muß ohne jedes Vorurtheil das große Werk beginnen, sagt Herr Petsche S. 53, er darf nichts nach seinen eigenen Vorstellungen beurtheilen. 'Er darf die Religion nicht nach seinem religiösen Glauben beurtheilen', fährt er fort, 'die Sitten und Handlungen der Menschen nicht nach seinem sittlichen Standpuncte.' Schlagen wir S. 126 auf: da erfahren wir, daß die Römer und Griechen weder religiös noch sittlich gewesen, daß ihre religiösen Vorstellungen zu den rohesten und ursprünglichsten gehörten, daß ihre sittlichen Begriffe sich von früh an in brutaler Gewalt und in Handlungen offenbarten, die Herr Petsche kaum zu erzählen wagt. Ferner die Römer und Griechen haben fast gar keine 'Fortschritte' gemacht. 'In der Kunst sind sie auf derselben Stufe stehen geblieben, in der Malerei waren sie auf der untersten Stufe, in der Poesie wurden sie stets obscöner, und in der Musik kannten sie die Harmonie nicht' . . . in der That ein Muster- und Meisterstückchen vorurtheilsloser Beurtheilung, ein rechtes Probestückchen dieses Geschichtschreibers, der nach den Entwickelungsgesetzen der Menschheit forscht. Wir wären begierig zu wissen, wie die Entwickelungsgesetze wohl aussehen mögen, die Herr Petsche erforscht hat oder noch erforschen wird, Herr Petsche, der in seinen Erörterungen über Causalität (S. 39 ff.) einen ganzen Schwarm von Trivialitäten und Irrthümern ausfliegen läßt, Herr Petsche, der alle bedeutendsten Erschei-

nungen des historischen Lebens aus Zufällen ableitet: die Culturübertragung (S. 159. 199), den Untergang der Völker (S. 108), ja die Existenz der Völker (S. 109), die Völkerwanderung (S. 201), die deutsche Vielstaaterei — Herr Petsche, der z. B. folgenden Satz zu schreiben fähig ist (S. 63): 'man (wer?) stellt das römische Recht gewöhnlich als etwas Unvergängliches dar; aber (!) es war auch (!) zum großen Theil (!) eine Wirkung der in der Gesellschaft herrschenden Zustände' — oder (S. 65): 'der Anfang eines jeden gesellschaftlichen Zustandes ist die Thatsache oder das Ereigniß.'

Folgen wir Herrn Petsche noch in sein Lieblingsthema, die Sclaverei. Da begegnen wir auch der anfänglichen 'Thatsache oder dem Ereigniß'. Die Ursache der Sclaverei ist nach ihm Gewalt und Unterdrückung, diese aber ein freier Willensact des Menschen, der 'niemals als nothwendig in der menschlichen Natur begründet ist (S. 134). Dieser freie Willensact ist also die 'Endursache' (so drückt sich Herr Petsche regelmäßig aus) der Sclaverei und die Aufgabe der Forschung hiemit gelöst. Mill und Buckle würden sich bedanken für einen solchen Jünger: einen fanatischeren Vertheidiger der unbedingten menschlichen Willensfreiheit und einen strengeren Beurtheiler der menschlichen Zurechnungsfähigkeit hat es nie gegeben als Herrn Petsche. Wo dann wohl eine Gesetzmäßigkeit der Geschichte stecken mag? Denn 'die Gesetze sind', versichert Herr Petsche S. 96, 'denn anderenfalls können sie nicht gefunden werden'. Man denkt unwillkürlich an die Geschichte vom Swinegel? 'wahr mutt se doch sien, anners kunn man se jo nich vertellen'.

Die §§ 67—76 über Unfreiheit und Freiheit in Roschers System der Volkswirthschaft beanspruchen nicht, ihren Gegenstand nach allen Seiten hin erschöpfend zu erläutern. Vor allem die Betrachtung muß hinzutreten, welches die der Entstehung der Sclaverei entsprechenden moralischen Ansichten seien. Für die Begründung der amerikanischen Sclaverei kommt die Ansicht von der Raceninferiorität und die daraus gezogenen Folgerungen in Betracht, für die Sclaverei auf niederen Culturstufen die mangelhafte Unterscheidung zwischen Sache und Person (auch die Frau wurde gekauft, die potestas des Vaters über die Kinder war im römischen Recht ursprünglich der über die Sclaven gleich) und das Verhältniß zum Fremden (hostis, gast). Die Ansichten, daß Menschen Productionsmaschinen seien, durchdringt nicht, wie Herr Petsche S. 144 sich zu sagen erlaubt, das System der Volkswirthschaft von Roscher: hier erfährt es vielmehr Bd. 1, S. 96 unter Berufung auf Schleiermacher eine scharfe Verurtheilung. Aber diese Ansicht ist eine historische, sie hat bestanden so lange Sclaverei bestand und wenn der Beobachter einer auf Sclaverei basirten Volkswirthschaft sie für diese Volkswirthschaft ausspricht, so ist das ganz richtig. Was Herr Petsche freilich nicht begreifen kann, der keine relative Wahrheit anerkennt (S. 106): vielleicht jedoch vermag ein Citat mehr über ihn als Gründe vermögen

würden, so sei er auf Mills Logik 2, 524 (der zweiten deutschen Ausgabe) verwiesen, wo den heutigen Nationalökonomen der Vorwurf gemacht wird, daß sie Behauptungen, welche vielleicht nur auf einen besonderen Zustand der Gesellschaft anwendbar sind, unter so geringen Beschränkungen aussprechen, als ob sie universale und absolute Wahrheiten wären. Die Verschiedenheit der Zustände von vornherein in Rechnung zu ziehen, die von Mill gerügte Einseitigkeit zu vermeiden, ist eben die Hauptabsicht von Roschers 'historischer' Methode. — Herr Petsche kennt nur seinen abstracten Freiheitsbegriff, nicht die Freiheitsbegriffe verschiedener Zeiten und nicht den Werth, den sie darauf legten. Weil Leibeigenschaft kein Schutzverhältniß ist, so kann sie auch nicht daraus entstanden sein, meint Herr Petsche S. 186. Aber wir meinen die Thatsache dieser Entstehung zu kennen, und die Aufgabe der Wissenschaft ist es zu untersuchen, weshalb zu einer gewissen Zeit den Menschen der Schutz den Preis der Freiheit werth war. — Die Begriffe des Herrn Petsche vom Mittelalter stehen womöglich auf einer noch niedrigeren Stufe, als seine Vorstellungen vom Alterthum. Er scheint sich z. B. S. 66 das römische Recht im Mittelalter allgemein in Geltung zu denken. S. 171 läßt er sich über den mittelalterlichen Staat vernehmen wie folgt: Der 'Feudalstaat entstand, indem sich die Anfangs herrschende Macht der Gesellschaft, die Aristokratie, der (als beherrscht?) über ihr stehenden Monarchie freiwillig (weshalb?) oder gezwungen unterwarf, oder sich mit ihr (zu einer Gesammtmacht?) vereinigte. Die beiden andern mächtigen Stände, die Geistlichkeit und der höhere Bürgerstand, entstanden' — nun wie? — 'allmälig': folgen Bemerkungen über das Verhältniß dieser beiden Stände zur Aristokratie, und keine weitere Andeutung dieses Wie. Ich kann leider nicht fortfahren und meine Blumenlese vollständig machen. Herr Petsche zählt wiederholt die Eigenschaften auf, die zum rechten Historiker gehören. Eine sehr wesentliche, kann ich ihn versichern, ist Logik. Die scheint er aber nur in seinem etwaigen Exemplare von Mill zu besitzen.

Ich habe in meinem Leben wenige Bücher gelesen, aus denen ich nicht wenigstens einen fruchtbaren Gedanken oder doch die Anregung oder den Keim eines fruchtbaren Gedankens entnehmen konnte: Herrn Petsches Buch gehört zu den wenigen. Hier sollte es nur Gelegenheit geben einiges zur Sprache zu bringen, woran wie mich dünkt im gegenwärtigen Zeitpuncte ein immer allgemeiner werdendes Interesse hängt. Das Verlangen, dem Geiste der Geschichte tiefer ins Auge zu blicken, als die mehr oder weniger am Buchstaben der Überlieferung haftende Empirie vermag, muß schon weit um sich gegriffen haben, wenn ganz Unberufene den Versuch wagen, es zu befriedigen. In der That haben sich die Symptome gehäuft während der letzten Jahre, daß die Probleme der Geschichte bemüht sind sich ans Licht zu arbeiten und mehr und mehr die Bestrebungen aller Geisteswissenschaften auf sich zu lenken und bei sich festzuhalten. Der Erfolg von Buckles Ge-

schichte der Civilisation ist ein solches gewaltiges Symptom; die gesteigerte Theilnahme, mit welcher Auguste Comtes philosophie positive gelesen wird, ist ein anderes. Die Hauptsätze der physique sociale oder sociologie, welche den 3.—6. Band der letzteren füllen (deren Schwächen schon 1853 Vorländer in der Kieler allgemeinen Monatsschrift S. 937—958 ganz richtig hervorhob), sind in Mills Logik übergegangen und haben, zunächst wohl durch diese, auf Buckle gewirkt. Mill giebt eine Methodologie der Geschichte, welche nur der näheren Ausführung bedürfte, um fast allen wesentlichen Reformforderungen der historischen Wissenschaft Ausdruck zu geben, fast alle wichtigsten Probleme derselben aufzustellen. Er geht vielleicht unmittelbarer auf das Ziel los als irgend eine der deutschen Theorien von Herders Ideen an bis auf die Zeitschrift für Völkerpsychologie und den dritten Band von Lotzes Mikrokosmos: so viel Feines, Vortreffliches, Anregendes, so viele einzelne Wahrheiten auch alle diese Werke enthalten, womit sie den Beweis liefern, wie weit wir jenen in der historischen Praxis voraus sind. Mill und Buckle verfallen in die crassesten Einseitigkeiten bei dem ersten Versuch der Anwendung ihrer Principien, Einseitigkeiten, welche wir ohne die ausdrückliche Betonung dieser Principien längst zu vermeiden gewohnt sind. Ja ich gebe zu, daß uns jene Principien vielleicht nur darum vortrefflich erscheinen, weil ihr Wortlaut die Unterlegung eines Sinnes gestattet, der lediglich von unserer höheren Praxis abstrahirt ist. Auch giebt es einige Probleme, nach deren Formulirung wir uns bei der englischen Doctrin vergeblich umsehen würden, welche gleichwohl zum Theil hervorragende Beachtung bei uns gefunden haben. Ich rechne dahin z. B. was ich die großen Harmonien in der Geschichte nennen möchte, die zusammentreffenden Zustände und Ereignisse, aus deren Zusammentreffen aber neue Bildungen entspringen, welche so am meisten Anlaß zu teleologischen Betrachtungen geben und deshalb am schwersten der Teleologie entzogen werden: alle großen Einflüsse von Volk zu Volk gehören hieher, die großen Gleichzeitigkeiten der modernen Geschichte, welche Ranke überall, sogar (Deutsche Geschichte 1, 32. 137 ff.) über die Gebiete einer thatsächlichen Lebensgemeinschaft der Völker hinaus verfolgt hat. Weniger beachtet sind die Zeitpuncte höchster Kraftentwickelung und ihre regelmäßige Wiederkehr in bestimmten Terminen. — Die Grundsätze der Forschung sind längst nicht mehr so zweifelhaft, als ihre Anerkennung spärlich und ihre Befolgung selten ist. Wovon zunächst auszugehen wäre, das scheint die Kritik dessen, was durch Anwendung der Analogie (zum Theil im Sinne der allgemeinen historischen Beobachtungen, deren wir von Macchiavelli und Montesquieu so viele, auch von Goethe einige wunderbar tiefe besitzen) von Niebuhr und Ritzsch, von Schlosser, Gervinus und Roscher geleistet worden. Den zu betretenden Weg zeichnen am deutlichsten Monographien wie Roschers Buch über die Colonien vor.

Wien. W. Scherer.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgegeben von Dr. Ernst Höpfner, Oberlehrer am Wilhelmsgymnasium zu Berlin, und Dr. Julius Zacher, Professor an der Universität zu Halle. 1. Bd., 1. Heft. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1868. 128 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1868, Bd. 19, S. 663—667.

Außer kleineren Beiträgen von Wackernagel, Weinhold, Leo Meyer enthält das vorliegende Heft größere Arbeiten von B. Delbrück, Konrad Maurer und Kuhn.

B. Delbrück handelt S. 1—21 von der deutschen Lautverschiebung, der Aufsatz liegt dem Leser nicht vollständig vor, erst das zweite Heft soll Fortsetzung und Schluß bringen. Der Verfasser beabsichtigt nicht 'eine befriedigende Erklärung der gesammten Erscheinung', wie sie der Unterzeichnete kürzlich versuchte, sondern es kommt ihm auf die Scheidung des Sicheren vom Unsicheren an, d. h. auf eine Sammlung der sicheren Beispiele, und auch für diese schränkt er sich auf die erste Verschiebung, die Verschiebung vom Arischen zum Germanischen ein, und will nur die regelmäßige Verschiebung, nicht die sogenannten Ausnahmen der Lautverschiebung in seiner Darstellung berücksichtigen. Auch die von Graßmann unzweifelhaft erwiesenen altarischen 'Tenues aspiratae' und ihre Verschiebung berührt der Verfasser nur gelegentlich.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß alle solche Einschränkungen den Werth der Zusammenstellung ein wenig vermindern. Vollständige Vorlegung des gesicherten Materials mußte der Verfasser in erster Linie erstreben. Nur das vollständige Material kann sich wissenschaftlich fruchtbar erweisen als Ausgangspunct für fernere Betrachtungen. So wie die Aufgabe jetzt gefaßt ist, erwartet man mindestens Widerlegung und Zurückweisung der nach des Verfassers Ansicht unsicheren oder unbegründeten Wortvergleichungen. Insbesondere da man dem Verfasser gewiß Unrecht thun würde, wenn man aus seinem Schweigen auf Mißbilligung schlösse. Denn unmöglich kann er Vergleichungen wie χόρτος hortus gards, forare borôn, frango brika, ἀμφί umbi mißbilligen. Sie können nur vergessen sein. Auch andere ziemlich bekannte und schwerlich anfechtbare vermißt man. So ahd. gersta (etwa für ghardh-tâ) κριθή hordeum (Fick Indogerm. Wörterbuch S. 66). So ahd. lâga 'Hinterhalt', gr. λόχος: gehört allerdings zu des Verfassers Nr. 28, ist also vielleicht absichtlich nicht aufgeführt, doch hat sich der Verfasser sonst nicht auf die Verbalwurzeln beschränkt. Umgekehrt ist unter Nr. 93 das Verbum breman, fremere ausgelassen. Goth. manags, altslov. mnogŭ nach Schleicher Beiträge 2, 171, fehlt gleichfalls. Außerdem suche ich vergeblich nach heitar καθαρός; bibar fiber (die weitere Verwandtschaft bei Fick S. 125); ags. blôvan, blôstma, lat. flos, florere; brûkjan frui; ulbandus ἔλεφας; hirni cerebrum u. a. Gleichungen, welche sämmtlich schon J. Grimm aufgestellt hat.

Ich füge nur noch wenige Bemerkungen über Einzelheiten hinzu, die nichts erschöpfen sollen. Zu Nr. 9 goth. gairnei, ahd. gerôn u. s. w. ist die umbrische Wurzel her 'wollen' offenbar der nächste Verwandte. Zu Nr. 21: dem gr. φεύγω, lat. fugio, steht das ags. bûgan der Bedeutung nach am nächsten. Zu Nr. 45: goth. dauns ist ein Femininum, Stamm dauni; dem skr. dhûmá, lat. fumus entspricht also viel genauer das mhd. Masc. toum, ahd. mit seltsamem Schwanken des Anlautes thaum, doum, toum Graff III, 141. Zu 136b hardus: wenn es Absicht ist, daß κρατός nicht angeführt wird (vgl. namentlich κάρτα mit dem gleichbedeutenden hochd. harto), so verstehe ich die Absicht nicht. Nr. 160 hrukjan hat langes û nach der III. Sing. hrûkeith. — S. 7 schließt sich der Herr Verfasser in Bezug auf ik, mikils, kinnus mit Recht der Auffassung von Lottner Kuhns Zeitschrift 11, 177 an: diese Wörter hatten in der arischen Ursprache gh, haben aber im Westarischen (Europäisch-Arischen) die Aspiration eingebüßt, der Lautverschiebung liegt nicht gh, sondern g zu Grunde. Darf man von diesem gegebenen festen Puncte aus nun nicht weiterhin nach einem von der Lautverschiebung unabhängigen und ihr vorausgehenden Verlust der Aspiration suchen? Lottner hat schon a. a. O. das goth. vaúrts mit Wurzel vardh auf diese Weise vermittelt: kann nicht ebenso goth. triggvs, ahd. triuwi mit skr. dhruvâ zusammenhängen? Jedenfalls dürfen wir die Vergleichung noch nicht so bestimmt zurückweisen, wie Delbrück S. 11 thut, und am allerwenigsten darf man sich durch das goth. gg täuschen lassen und Wurzeln mit auslautenden Gutturalen herbeiziehen: s. meine Anzeige von Schades Paradigmen in dieser Zeitschrift [unten in der Abtheilung 'Sprachwissenschaft und deutsche Grammatik']. Auch das scheinbar fehlerhaft verschobene p von greipan Nr. 116 erklärt sich einfach, wenn wir im Schlußconsonanten der Wurzel ghrabh westarischen Verlust der Aspiration annehmen: doch vgl. Graßmann Kuhns Zeitschrift 12, 108, 10. Dieselbe Erklärung gilt für gaskapjan gegenüber skr. skabh Nr. 117, wenn wir nicht auch hier Graßmann a. a. O. 107 f. folgen wollen. Erscheint das p von hilpan (skr. kalp Nr. 140) unverschoben, so könnte darin vor der Verschiebung Erweichung von p zu b durch Einfluß des l (vgl. mhd. wolde, solde u. ähnl.) eingetreten sein: wodurch dann gleichfalls die Regelmäßigkeit des Gesetzes gerettet wird. Eigenthümlich ist, daß vorangehendes i ein Motiv der Störung abzugeben scheint: so im goth. hveits, skr. çvêta Nr. 168; ags. vîcan, gr. ϝείκω; ags. vîc (goth. veihs für veiks), gr. ϝοῖκος, lat. vicus. — Noch ein paar andere Puncte principieller Natur werden gelegentlich berührt, welche eingehendere Untersuchung verdienten: so die Frage der Diphthonge nach weggefallenen Consonanten: außer triggvs vgl. noch bagms, brauen, haubith Nr. 74. 95. 137; man kann zu definitiven Lösungen auch hier nur gelangen, wenn man allen germanischen Sprachen die gehörige Berücksichtigung schenkt. Was hilft es, für das

isolirte goth. bagms Parallelen zu suchen? Wenn Delbrück, um bagms von Wurzel bhû zu trennen, anführt, die Entwickelung eines g aus u sei im Gothischen nicht nachgewiesen, so darf ich entgegnen, daß noch weniger die Entwickelung von u aus g (wie sie im ahd. boum gegenüber bagms vorliegen müßte) im Ahd. nachgewiesen sei. — Im ahd. bôna für bauna aus Grundform bhabhnâ Nr. 81 scheint u aus bh hervorgegangen, also zwischen den tönenden Elementen a und n eine ähnliche Erweichung des labialen Reibelautes wie in ahd. awar für afar, avar. Auch diese Erscheinung fordert zu umfänglicherer Beobachtung heraus. Noch mehr gilt das von dem alten Wechsel zwischen bh und dh, der unter Nr. 78 statuirt wird. Dieser Lautwandel, dessen Anerkennung sehr weittragende Consequenzen haben würde, führt uns in das dunkle Gebiet der Lautgesetze der arischen Ursprache: und ich freue mich, daß sich der Verfasser gelegentlich nicht scheut, dasselbe zu betreten. —

K. Maurers Artikel über die norwegische Auffassung der nordischen Litteraturgeschichte (S. 25—88) habe ich dankbar gelesen und reiche Belehrung daraus geschöpft. Wenn nach Goethe und Buckle den Schotten und Deutschen ein vorwiegend deductiver Sinn in der Wissenschaft eigenthümlich ist, so darf diese Bemerkung auch auf die Norweger ausgedehnt werden, falls anders der 1864 verstorbene Rudolf Keyser als ein echter Typus seiner Landsleute gelten kann. Er webt aus Halbwahrheiten eine Theorie über die Entwickelung der Litteratur überhaupt und hebt mittelst dieser Theorie alle früheren Vorstellungen über die nordische Litteraturgeschichte aus den Angeln, die Thatsachen müssen sich beugen, wichtige Zeugnisse werden hinweg interpretirt, die wenigen festen und historisch gesicherten Puncte verschwinden unter den Wolken der Theorie: das Resultat ist, daß auf sein Vaterland der reichste Glanz altnordischer Litteraturblüte versammelt wird, hier borgen die Culturgenossen Wärme und Licht. Gegenüber diesen patriotischen Ausschreitungen einer immerhin energischen wissenschaftlichen Phantasie setzt Maurer durch eine nüchterne Prüfung und Erwägung des historisch Gegebenen die einfache Wahrheit in ihr Recht ein und fordert für die Isländer den Ruhm der fruchtbarsten litterarischen Thätigkeit innerhalb der nordischen Welt zurück. —

Ad. Kuhns Aufsatz 'Der Schuß des wilden Jägers auf den Sonnenhirsch' (S. 89—119) hat mich nicht überzeugen können. So glänzende Resultate die vergleichende Mythologie geliefert hat, wo sie sicher bezeugte Mythen der europäischen Arier aus dem Veda erläutern konnte: so leicht geräth sie auf Abwege, wenn sie jene Mythen sich erst construiren muß und ihr zur Vergleichung nur secundäre indische Quellen zu Gebote stehen. Beides ist hier der Fall, und ich halte mich für verpflichtet, im Interesse der vergleichenden Mythologie selbst auszusprechen, daß mir schwere Bedenken vorzuliegen scheinen gegen die Methode, durch welche Professor Kuhn

zur Aufstellung seines germanischen Mythus vom Schuß des wilden Jägers gelangt.

Daß der wilde Jäger Wodan sei, ist leicht gesagt und, so weit es wahr ist, bald bewiesen. Aber was ist bewiesen? Etwa daß alles, was vom wilden Jäger erzählt wird, einst von Wodan erzählt wurde. Daß die mythologische Wissenschaft berechtigt wäre, alle Wildenjägergeschichten für Wodansmythen zu nehmen? Das ist entfernt nicht bewiesen. Schon wenn in der nordischen Volkssage Odin 'zum Theil in ganz anderer Gestalt erscheint, als er uns in den altnordischen Gedichten entgegentritt' (S. 119), so muß uns das äußerst bedenklich machen. Die späte Volksüberlieferung aus christlicher Zeit zeigt einen andern Odin als die alte heidnische Poesie desselben Stammes: der heidnisch-mythologische Gehalt der Volksüberlieferung kann nie von vornherein angenommen, muß immer erst bewiesen werden; der heidnisch-mythologische Gehalt der alten Poesie steht außer Zweifel: welche Überlieferung wird die Mythologie höher schätzen, welcher größeren Glauben beimessen, der getrübten heutigen oder der reinen alten?

In der Sage vom wilden Jäger scheint mir ein Punct festzustehen, und darüber darf die Untersuchung sich nicht hinwegsetzen. Die Sage entspringt aus dem sittlichen Motiv einer Polemik gegen die Jagd. Sie entstammt mithin demjenigen Kreise des Volkes, welcher unter der Jagdlust zu leiden hatte; sie setzt einen gedrückten Bauernstand und eine Landwirthschaft voraus, welche mindestens höher entwickelt war als diejenige, die Cäsar und Tacitus schildern. Der Fluch, den auf verwüsteter Flur der Landmann seinem mitleidslosen Quäler nachruft, hat sich in der Sage vom wilden Jäger verwirklicht. Der wilde Jäger ist ein Verdammter. Sein Leben muß aber eine Katastrophe haben. Wie lange hat er durch sein ruchloses Leben die Geduld des Herrn auf die Probe gestellt? Wann traf ihn die rächende Hand des Allmächtigen? Er muß sich in seiner rasenden Jagdlust einmal gegen Gott selbst versündigt haben. Z. B. er jagte am Sonntag: eine Versündigung, die gewiß in Wirklichkeit häufig genug vorkam. Der Sonntag wird im Mittelalter fast wie ein persönliches Wesen dargestellt (Müllenhoff Denkmäler S. 355): die Verletzung des Sonntags kam daher einer Verletzung Gottes selbst schon ziemlich nahe. Diese Verletzung wird dann als Schuß auch wirklich eingeführt, statt Gott kann das Crucifix oder die Hostie oder der Himmel oder die Sonne (Christus ist die Sonne, Wilh. Grimm Goldene Schmiede S. XLVIII, vgl. Kuhn S. 107, wo nur die Berufung auf die Solarljodh nach Maurer S. 58 zu streichen ist) gesetzt werden, und die Sonne hat auch den Mond herbeigezogen.

Das gejagte Thier ist für den ursprünglichen Sinn der Sage gleichgültig. Nur mag an den Teufel gedacht sein, der die Menschen ins Verderben lockt, und man nannte eins der Thiere, in deren Gestalt der Teufel gern erscheint. Wenn der Jäger auf einen Hirsch schießt, so könnte das wieder Gott selbst sein, 'der Hirsch, der durstig zu dem Brunnen der

Jungfrau kommt' (Wilh. Grimm a. a. O. S. XXX). Wahrscheinlich ist der Zug aber nur entlehnt aus der Sage vom frommen, kirchen- oder klostergründenden Jäger: dort steht das Thier in einer ganz anderen Reihe, in der Reihe prophetischer Thiere, welche den rechten Ort oder den rechten Weg zeigen. Wenn Kuhn S. 115 Anm. gelegentlich wieder den Eber in den bekannten altdeutschen Versen der St. Galler Rhetorik (Denkm. Nr. 26) für den Eber des Freyr erklärt, so darf ich dagegen mein Leben Willirams (Philos.-histor. Sitzungsber. der k. Akad. Bd. 53) S. 211 anführen, wo ich diese Verse einem Liede von der Gründung der Burg Ebersberg zuzuweisen suchte, das uns in lateinischem Auszuge erhalten ist.

Die Sage vom Freischützen, welche Kuhn gleichfalls herbeizieht, gehört unter die Geschichten, in denen der Mensch vom Teufel erhält, was ihm Gott nicht gewährt. Der Teufel aber fordert Auflehnung gegen die göttliche Autorität, vom Schützen daher den gotteslästerlichen Schuß. Die ganze Classe dieser Sagen kann für die Germanen allerdings in die Zeit der Einführung des Christenthums zurückgehen: aber nur insofern der Teufel mit den alten Göttern identificirt wurde und man von diesen erbitten mochte, was der Christengott versagte.

Bleibt also gar nichts an mythologischem Gehalt in der Sage vom wilden Jäger? So viel ich sehe, nur eins: die Form der Verdammniß. Das wüthende Heer ist allerdings Wodans Seelenheer, d. h. diese Vorstellung wurde in umgewandelter Gestalt aus dem Heidenthum herübergerettet. Die Phantasie des Volkes konnte von ihr aber freien Gebrauch machen und sie mit Erzählungen combiniren, die an sich alles Heidenthumes baar sind. —

Das Heft schließt S. 124—128 mit einer Anzeige meiner Studien 'Zur Geschichte der deutschen Sprache', genauer: der ersten Hälfte dieser Studien, von B. Delbrück. Es ist hier der Ort nicht, mich mit dem Recensenten über unsere Meinungsverschiedenheiten auseinander zu setzen. Die Hauptdifferenz betrifft die Erklärung der Lautverschiebung, die ich, gestützt auf Brückes Physiologie der Sprachlaute, für eine Erleichterung der consonantischen Articulation erklärte. Dr. Delbrück beruft sich der Lautphysiologie gegenüber auf das unmittelbare sinnliche Bewußtsein des Sprechenden und redet von 'Wegdisputiren', wie etwa jemand erklären könnte, er lasse sich die Bewegung der Sonne nicht wegdisputiren, die er täglich mit eigenen Augen schaue. —

Ich wünsche der neuen Zeitschrift für deutsche Philologie, welche durch das vorliegende Heft eröffnet wird, raschen Fortgang und gutes Gedeihen. Eine Anzahl trefflicher Männer haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt, und das Programm verspricht das Beste: die Zeitschrift will allem Parteitreiben fernbleiben, jede wissenschaftliche Ansicht soll sich in ihr aussprechen dürfen, sobald dies in wirklich wissenschaftlicher Weise geschieht. Sie unterscheidet sich also von Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum nur durch

den theils engeren, theils weiteren Umfang der Gegenstände, die sie in ihren Kreis zieht, der Aufgaben, die sie sich steckt: sie will principiell die neuere deutsche Litteratur ebenso eingehend berücksichtigen, wie die ältere, sie will außer Originalabhandlungen auch Recensionen und periodische Übersichten über die germanistischen Leistungen auf einzelnen Gebieten und in einzelnen Ländern bringen: dagegen sollen Mittheilungen von Texten, durch welche Haupts Zeitschrift zu einem wahren Archiv der altdeutschen Philologie geworden ist, nur in beschränktem Maße in ihr Platz finden. Beide Unternehmungen können mithin sehr wohl nebeneinander bestehen und sich gegenseitig ergänzen. Möge die neue sich für die Weiterbildung unserer Wissenschaft ebenso förderlich erweisen wie die alte.

Wien. W. Scherer.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgegeben von Dr. Ernst Höpfner und Dr. Julius Zacher. 1. Bd., 2. 3. 4. Heft. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1868. S. 129—516.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 41—60.

Das erste Heft vorliegender Zeitschrift habe ich bereits früher in diesen Blättern angezeigt. Ich hatte mir vorgenommen, nach Vollendung des ersten Bandes auf das Unternehmen zurückzukommen und will diese Absicht jetzt durch Besprechung einzelner Aufsätze ausführen.

Das zweite Heft enthält außer Beiträgen von Weinhold, Anschütz und Woeste Recensionen von Höpfner, Gerland, Zacher, den Schluß von Delbrücks Arbeit über die Lautverschiebung; den Anfang eines Aufsatzes von M. Rieger über Cynevulf, der im dritten Heft fortgesetzt und beschlossen wird, zu dessen Ansichten ich mich aber vorläufig weder beistimmend noch bekämpfend verhalten kann; ferner sehr beachtenswerthe Erörterungen von Heinrich Rückert 'zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien'. Außerdem haben E. Martin und E. L. Rochholz beigesteuert.

Martin liefert eine 'Übersicht der mittelniederländischen Litteratur in ihrer geschichtlichen Entwickelung', für die ihm gewiß viele sehr dankbar sein werden und die ich nur gerne mit etwas mehr Detail ausgestattet gesehen hätte. Jedenfalls wird sie beitragen, das Interesse für die mittelniederländische Litteratur und niederländisches Wesen überhaupt bei uns in höherem Maße zu beleben und damit Büchern, wie der demnächst in deutscher Übersetzung erscheinenden Litteraturgeschichte von Jonckbloet, den Weg zu ebnen. Wie vielen Grund wir haben, uns für das kleine stammverwandte Nachbarvolk zu interessiren, konnten noch kürzlich H. v. Treitschkes Aufsätze über die 'Republik der vereinigten Niederlande' zeigen. Es verdiente einmal die Parallele zwischen den Niederlanden und der Schweiz durchgeführt und

die Frage allgemein beantwortet zu werden, wie und in welchem Sinne beide auf das Mutterland zurückgewirkt haben, welche eigenthümlichen Lebensfunctionen diese Sproßstaaten (wenn der Ausdruck erlaubt ist) gegenüber dem Stammvolke erfüllen. Ich darf mich auf diese interessanten Untersuchungen hier nicht einlassen und wollte nur darauf hinweisen, wie nützlich solche Übersichten in der Art der Martinschen für die Vertiefung und Ausbreitung der germanistischen Studien werden können. Die Herbeiziehung alles Germanischen außerhalb Deutschlands müssen wir immer im Auge behalten. Das sind wir schon der treuen Ausführung des Jacob Grimmschen Programmes schuldig. Dazu hilft aber nichts so sicher, als wenn jeder, der auf einem speciellen Gebiete bewandert ist, den Fachgenossen einmal im Zusammenhange darlegt, wie weit er gekommen ist. Wenn z. B. Konrad Maurer sich entschlösse, eine kurze Übersicht der älteren scandinavischen Litteraturgeschichte zu geben, so würde das die altnordischen Studien in Deutschland mit eins mehr fördern, als selbst die ausführlichsten Berichte über neuere dänische, norwegische und schwedische Leistungen können.

Rochholz handelt über das Thiermärchen vom gegessenen Herzen. Die Litteratur desselben wird, so weit ich urtheilen kann, in genügender Vollständigkeit zusammengestellt, aber nicht recht klar disponirt; das dem Märchen zu Grunde liegende Motiv findet Erläuterung und einige Folgerungen werden daraus gezogen. Dankbar ist anzuerkennen, daß die Sache nicht auf Mythologie und physische Deutung hinausläuft. Wer weiß aber, ob man sich dabei beruhigen und nicht schließlich doch in irgend einem Stern oder Wolkenfetzen das Urbild des gefressenen Leberleins entdecken wird. In Bezug auf das Einzelne vorliegender Untersuchung hätte ich indeß manche Einwendung zu machen. Ich beschränke mich auf weniges, Betrachtungen, die sich mehr aus dem hier angesammelten Material ergeben, als daß sie unmittelbar durch Rochholz' Darstellung herausgefordert würden. Nur daß mit Unrecht S. 186 die Deutung Reinharts als 'Rathgeber' wiederholt wird, will ich vorweg notiren; die richtige Erklärung hat Lübben im Oldenburger Gymnasial-Programm von Ostern 1863 S. 14 ausgesprochen: reginhart ist nichts als 'sehr hart, sehr kräftig', wie reginblind 'sehr, äußerst blind'.

Zunächst ist der entschiedene historische Zusammenhang der drei ältesten deutschen Recensionen des 'Thiermärchens' zu constatiren. Ich meine die Erzählung bei Fredegar (A), bei Fromund (B), in der Kaiserchronik (C). Sie knüpft sich ursprünglich (A) an Theodorich den Großen. Baierische Lieder des 10. Jahrhunderts (B) machten aus ihm einen Baierherzog Theodo. Im 12. Jahrhundert (C) ist der Baierherzog geblieben, aber ihm willkürlich ein anderer Name (Adelger) beigelegt. Der römische Kaiser (Leo A, ungenannt B, Severus C willkürlich, etwa um des bedeutungsvollen Namens willen) läßt ihn in feindlicher Absicht zu sich entbieten (AC), Theodorich schickt erst einen Boten und dem erzählt ein Freund des Königs am Hofe (Namens Ptolemäus A) zur Warnung das Thiermärchen. So AC, welche

durch Übereinstimmung für das Ursprüngliche beweisen, in B erzählt der Herzog die Geschichte selbst und läßt sie dem Kaiser melden, um sein Nichtkommen zu motiviren.

Das Thiermärchen setzt, wie sich gleich zeigen wird, auch in A voraus, daß in der parallelen Menschengeschichte der Kaiser dem germanischen Fürsten bereits eine Unbill von geringerem Grade angethan hat, als welche seiner jetzt wartet; der Zug ist aber in A etwas verdunkelt und was BC berichten, scheint specifisch baierisch (s. Gervinus 1, 185), so daß wir das Echte in diesem Puncte nicht mehr erkennen.

Von dem Märchen hat ohne Frage A die älteste Fassung. Der Thierkönig Löwe fällt den Hirsch an, der mit Verlust des Geweihes entkommt, sich durch den Fuchs aber wieder heranlocken läßt, getödtet und ausgeweidet wird. Der Fuchs raubt und verzehrt das Herz, wird beim König verklagt und erwidert: der Hirsch habe gar kein Herz gehabt, weil er sonst nach seiner ersten bei Hofe bestandenen Lebensgefahr gewiß nicht dahin zurückgegangen wäre.

In B darf, entsprechend der Veränderung der Menschengeschichte, auch in der Thiergeschichte der Hirsch sich nicht verlocken lassen, er hat Lehrgeld bezahlt und ist gewitzigt. Bemerkenswerth ist aber, daß der Löwe ins Deutsche übersetzt und ein deutsches Thier, der Bär, an seine Stelle getreten ist. Ursprünglich aber ist sicher der Löwe; das Zusammentreffen des Namens mit Kaiser Leo kann kein Zufall sein. Vielleicht war sie Anlaß zur Verwebung der Fabel mit der Erzählung, welche das Verhältniß Leos und Theodorichs historisch ganz richtig ausdrückt.

In C ist die Fabel, welche mittlerweile ihr selbständiges Leben in der didaktischen Poesie geführt haben mochte, sehr entstellt. Der Thierkönig ist durch einen Mann ersetzt, der Fuchs ist zwar noch der Räuber des Herzens, den Witz aber macht die Frau des Mannes. Die Fabel befindet sich auf dem Wege der Anthropomorphose. Diese ist vollendet in jüngeren Fabeln (Rochholz S. 184. 185), wo auch der Fuchs noch durch einen Menschen verdrängt erscheint.

Vielleicht ist es unrichtig zu sagen: die Fabel befindet sich auf dem Wege der Anthropomorphose in C. Die Schwankdichtung bereits des 10. Jahrhunderts (Denkm. S. 317) verwendet den Zug des Herzessens im Lügenmärchen von Heriger, das auch Rochholz S. 193 f. erwähnt. Leicht möglich, daß man schon im 10. oder 11. Jahrhundert jener Thierfabel einen ganz unter Menschen sich vollziehenden Schwank nachdichtete und daß dieser seinerseits auf die baierische Sage in C einwirkte und dieselbe umgestaltete.

Wie steht es nun aber mit der reconstruirten ältesten Gestalt der Sage, welche wesentlich durch A vertreten wird? Ich habe schon in meiner Schrift über Jacob Grimm S. 152 [2. Ausgabe S. 291 ff.] darauf hingewiesen, daß das 'Thiermärchen' offenbar aus griechischer Fabel entlehnt ist: eine Ansicht, deren Möglichkeit sogar Jacob Grimm selbst (Reinhart S. LII. CCLXVI) nicht bestritt. 'Heldensage' ist für die ganze Geschichte nicht die zutreffende Bezeichnung.

Ich würde sie eher eine historische Anekdote nennen. Die Quellen, aus denen wir sie kennen lernen, sind alle nicht rein volksthümlich. Es giebt im Mittelalter eine Region der Halbbildung, die ihre eigene Überlieferung für sich hat. In dieser hauptsächlich entstehen die Legenden und eine Menge historischer Fabeleien, sowie theologischer Spielereien. Von den letzteren giebt das Elucidarium des Honorius von Autun eine Ahnung. Die historischen Fabeleien werden mit der Kaiserchronik in umfassenderer Weise litterarisch. Aber schon das Annolied und einzelne lateinische Aufzeichnungen gewähren Proben. Classisches und Volksthümliches vermählt sich in dieser Überlieferung, von beiden Seiten her mag Befruchtung und Einwirkung fortwährend stattgefunden haben. Überall wo größere kirchliche Mittelpuncte waren, in Klöstern wie an Bischofssitzen, mochte sich dergleichen ausbilden. Der geistliche Stand zog außerordentlich viele an sich, denen selbständige litterarische Bildung ewig fremd blieb, ohne daß sie sie doch gänzlich unberührt gelassen hätte. Man weiß, wie die Bedienten adeliger Häuser etwas von der Vornehmheit ihrer Herrschaft anfliegt, ohne daß sie doch die Schicht, aus der sie stammen, je verleugnen könnten. Es war eine Art Bedientenstube der mittelalterlichen Bildung, aus welcher der Hauptinhalt der Kaiserchronik herrührt.

In dieser trüben mittleren Region also pflanzt sich offenbar unser 'Thiermärchen' fort. Fredegar hat es nicht aus der deutschen Heldensage genommen. Dem widerspricht wohl schon der schwankartige Charakter der Geschichte, noch mehr der Kaiser Leo und der Rath Ptolemäus, von denen die Heldensage nichts weiß. Und dazu bedenke man, daß die Thiergeschichte Zug um Zug in einer äsopischen Fabel sich wiederfindet. Wenn Grimm a. a. O. S. CCLXII meint, unter Voraussetzung der Entlehnung ließe sich nicht begreifen, weshalb die deutsche Erzählung so manchen schönen Zug der äsopischen hätte fahren lassen, so constatire ich, daß nirgends durch die Weglassung der wesentliche Gang beeinträchtigt erscheint und verweise auf die allgemeine Erfahrung, die man an der Fortpflanzung von Überlieferungen machen kann, daß sehr viele schöne Züge im Laufe der Zeit verloren gehen. Die Krankheit des Löwen ist weggeblieben, weil sie nicht zur Parallelerzählung paßte.

Was das weitere Argument Grimms betrifft, die 'Verbreitung Äsops in Deutschland' sei für so frühe Zeit nicht wahrscheinlich, so genügt es, auf O. Keller, Jahrbücher für classische Philologie Suppl. Bd. 4 S. 322, zu verweisen. Ich denke, etwa in einem italienischen Kloster wird die Sage, die Fredegar erzählt, entstanden sein. Daß man dort die Fabel kannte, wird doch niemand Wunder nehmen; daß sich die Geschichte dann nach Frankreich verbreitete, ebenso wenig.

Wenn nun die griechische Fabel sich im Pantschatantra mit nur unwesentlichen Abweichungen nachweisen läßt (Rochholz S. 189), so glaube ich unbedenklich wieder an Entlehnung. Der Weg, auf dem diese Entlehnung

stattfand, ist hier gleichgültig, es genügt, daß Inder und Griechen in historische Berührung gekommen sind.

Herr Rochholz hat die Frage nach Entlehnung und Herkunft gar nicht aufgeworfen. Und doch wäre das nöthig gewesen, um sich für seine ferneren Erörterungen einen festen Boden zu bereiten. S. 195 spricht er von den tiefen Gründen, welche das einzelne Thier für den Cultus, für die Dichtkunst und Heilkunst vorwiegend empfehlen und welche beim Hirschen alle zusammentreffen sollen; die Untersuchung würde sich doch etwas einfacher gestaltet haben und er hätte nicht nöthig gehabt, die intimeren Beziehungen der Artemis, Buddhas, Odins und des heiligen Oswald zu Hirschen und Hirschkühen in Mitleidenschaft zu ziehen, wenn er sich die Frage so gestellt hätte, wie sie zu stellen ist: wie kommt es, daß an die Stelle des indischen Esels in der griechischen Fabel der Hirsch getreten ist (oder umgekehrt)?

Daß der Fuchs die Rolle das indischen Schakals spielt, ist nicht auffallend. Der Fuchs ist die griechische Übersetzung des Schakals, wie oben in B der Bär die deutsche Übersetzung des Löwen. Aber der Esel brauchte keine Übersetzung. Ich bescheide mich, den Grund vorläufig nicht zu wissen; wenn ich mit den Thiercharakteren der griechischen Fabel vertrauter oder in der Zoologie besser bewandert, oder über das allgemeine Verhältniß griechischer und indischer Fabeln genauer unterrichtet wäre[1]), so würde sich die Schwierigkeit vermuthlich sehr leicht lösen; vgl. einstweilen Keller S. 341. Und die Götter können wir jedenfalls in Ruhe lassen.

So viel von dem Thiermärchen, das Herzessen ist damit noch nicht abgethan. Wie faßt Herr Rochholz die Sache? Ich bin in Verlegenheit, es zu sagen. Es ist bei ihm zwar von Häuten, Ohren, Schwänzen, Lebern, Herzen verschiedener Thiere vielfach die Rede. Aber eine recht klare Auskunft erhält man doch nicht. S. 187 wird im Allgemeinen an die glückbringende Wirkung gegessener Thierherzen erinnert, S. 192 geschieht dasselbe, begleitet von der Behauptung: die Volksmedicin unterscheide den animalischen Körper nach der besonderen Heilsamkeit, die sie seinen einzelnen Gliedern und Organen beilegt und stellt dann Haupt und Herz als den Sitz des Lebens obenan. Zugleich wird eine mittelalterliche Fabel herbeigezogen, worin des Löwen Krankheit unheilbar bleibt, wenn man ihm kein Hirschenherz verschafft.

Die Ansicht ließe sich hören, wenn der Zug blos im Thiermärchen erschiene, in dessen ältester Gestalt die Krankheit des Löwen in der That vorkommt. In den deutschen Fassungen wäre das Motiv unverstanden stehen geblieben. Auch in den Schwank könnte es um seiner komischen Wirkung willen aus der Fabel übergegangen sein.

---

[1]) Auf die schwebende Streitfrage über die Herkunft der äsopischen Fabel kann ich mich hier natürlich nicht einlassen. Die keineswegs musterhaften (s. Eberhard Observationes Babrianae, Berlin 1865) Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel von O. Keller (Jahrb. f. Philol. Suppl. Bd. IV) haben nichts entschieden. Ebenso wenig Lauth in den Münchener Sitzungsber. 1868, 2. S. 42 ff.

Aber erstens wissen gerade die ältesten Aufzeichnungen nichts von einer besonderen Bedeutung des Herzens für die Heilung des Löwen (das Motiv seiner Krankheit dient überhaupt nur zur Einkleidung), zweitens hob schon Grimm hervor: 'Sigurd ißt Fafnis hiarta (Säm. 189 b), auch Loki scheint ein halbgebratenes Herz gegessen zu haben (Säm. 118 b).' Das kann unmöglich alles aus der griechischen Fabel geflossen sein. Bei Loki sieht man nicht, welche Bedeutung der Zug habe: es genügt allenfalls, daß das Herz als Leckerbissen galt und Loki in seiner Rolle bleibt, wenn er den Leckerbissen wegschnappt. Aber Sigurd versteht die Stimmen der Vögel, sobald Fafnirs Herzblut ihm auf die Zunge kommt. Das Motiv muß also ebensowohl den Germanen wie dem Volke, bei welchem jene Fabel entstanden, bekannt gewesen sein und in ihrer Lebens- und Weltanschauung seine bestimmte Bedeutung gehabt haben. Welches ist diese Bedeutung?

Es sei mir erlaubt, eine Stelle aus Tylors Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwickelung der Civilisation (S. 167 der deutschen Übersetzung) herzusetzen: 'Viele der Speisenvorurtheile wilder Racen beruhen auf der Ansicht, daß die Eigenschaften des Gegessenen in den Esser übergehen. So enthalten sich unter den Dayaks junge Männer bisweilen des Rehfleisches, um dadurch nicht schüchtern gemacht zu werden, und vor einer Schweinsjagd vermeiden sie Öl, damit ihnen das Wild nicht durch die Finger schlüpfe; ebenso darf das Fleisch langsam gehender und furchtsamer Thiere von den Kriegern Südamerikas nicht gegessen werden, aber sie lieben das Fleisch der Tiger, Hirsche und Eber, weil es Muth und Schnelligkeit giebt. Zur Zeit des Angriffs der Taipings traf ein englischer Kaufmann in Shanghai seinen chinesischen Diener, der ein Herz nach Hause trug, und fragte ihn, was er da habe. Er antwortete, es sei das Herz eines Rebellen und er trage es nach Hause, um es zu essen und tapfer dadurch zu werden.' Ganz entsprechend heißt es im deutschen Märchen: wer Herz und Leber vom Goldvogel ißt, findet jeden Morgen ein Goldstück unter dem Kopfkissen und wird zuletzt König.

Dazu nehme man zunächst, daß man nach Plinius durch Genuß von Schlangenblut die Sprache der Thiere verstehen lernt; nach deutscher und böhmischer Sage durch Genuß von Schlangenfleisch (Wuttke Der deutsche Volksaberglaube 1859 S. 296). Der Schlange selbst muß die Eigenschaft zugeschrieben worden sein, die Sprache der anderen Thiere zu verstehen. Fafnir ist in Schlangengestalt, als ihn Sigurd erschlägt. Darum versteht Sigurd die Sprache der Vögel, sobald Fafnirs Herzblut ihm auf die Zunge kommt. Er ißt dann Fafnirs Herz und trinkt sein und Regins Blut, damit deren wunderbare Kräfte auf ihn übergehen.

Aus dem Herzessen erschlagener kräftiger Feinde, aus dem Herzessen erlegter kräftiger Thiere konnte sich die Ansicht entwickeln, daß das Herz der werthvollste Theil animalischer Speise sei. Diese Ansicht allein genügt, um das Herzessen des Fuchses in der Fabel zu erklären. Aber es geschieht

zu dem bestimmten Zwecke, um die Pointe der Fabel herbeizuführen. Und dazu ist noch etwas anderes nöthig; daß das Herz als der Sitz des Verstandes betrachtet werde (vgl. Keller S. 340). Ohne diese Voraussetzung kann der Fuchs oder Schakal den Witz, auf den es ankommt, nicht machen. In der indischen Fabel frißt der Schakal Herz und Ohren des Esels. Die Ohren spitzt das Thier, wenn es Gefahr wittert. Ihre Erwähnnng ist ebenso gerechtfertigt, wie die des Herzens.

Ich wollte nicht das Thema Herrn Rochholz' meinerseits erschöpfend behandeln, sondern nur zeigen, wie meines Erachtens die Untersuchung hätte geführt werden sollen.

Vielleicht wirft aber nun unwillkürlich einer meiner Leser die Frage auf: ob ich denn das einheimische 'Thiermärchen' dem deutschen Alterthume überhaupt absprechen wolle?

Ich will die Antwort nicht schuldig bleiben. Ob schon die Germanen des Tacitus Thiermärchen oder Fabeln hatten, das wissen wir nicht. Über einheimisch und fremd ist demnach schwer zu urtheilen. Gewiß ist nur, daß im 7. Jahrhundert bereits im Volke Fabeln umliefen. Gewiß ist aber auch, daß schon in den ältesten Fabeln ein bestimmter praktischer Zweck zu Tage tritt. Die Fabeln werden zur Belehrung der Menschen erzählt, wie oben in der Geschichte von Theodorich und Leo, und diese Belehrung besteht in der Analogie menschlicher und thierischer Verhältnisse. Es wird allerdings kein allgemeiner moralischer Satz daraus gefolgert, aber eine Regel für einen gerade vorliegenden Fall menschlichen Thuns: 'Handle du so, denn ein gewisses Thier hat in deinem Falle ebenso gehandelt und ist durch den Erfolg gerechtfertigt worden.'

Bei Fredegar hat König Theuderich den Theudebert besiegt und verfolgt ihn. Da ermuntert ihn der Bischof von Mainz, er solle das Begonnene vollenden, mit den Worten: 'Es wird eine Fabel im Volk erzählt (rustica fabula dicitur) des Inhalts: der Wolf stieg auf einen Berg und sah, wie seine Söhne zu jagen begannen, da rief er sie zu sich auf den Berg und sprach: So weit eure Augen reichen, habet ihr keine Freunde, außer die wenigen, die aus eurem Geschlechte sind, vollendet also, was ihr begonnen.' (J. Grimm Reinhart S. CXCIV. Müllenhoff Zeitschrift für deutsches Alterthum 12, 409.) Die Geschichte in sich ist nicht ganz klar, ihre Meinung aber vollkommen.

Ebenso berichtet Gregor von Tours 4, 9 vom Könige Theodobald: Als er einem zürnte, weil er den Argwohn hegte, er habe ihn um ein Gut gebracht, soll er folgende Fabel erfunden und ihm erzählt haben: Eine Schlange fand eine Flasche, die war voll von Wein. Da kroch sie durch die Öffnung hinein und sog gierig aus, was darin war. Von dem Weine aber schwoll sie so auf, daß sie durch die Öffnung, durch welche sie hineingekommen war, nicht wieder herauskriechen konnte. Der Herr des Weines kam aber hinzu, als sie eben herauszukommen sich mühte und sagte zur Schlange: Gieb erst wieder von dir, was du verschluckt hast, dann kannst

du frei herauskommen. Durch diese Fabel, fährt Gregor fort, erregte Theodobald große Furcht und großen Haß gegen sich.

Man sieht, es sind Fabeln, echte Fabeln und nichts als Fabeln. Die Bezeichnung Thiermärchen können wir für diese Geschichten ablehnen. Dieselbe Gattung in derselben Weise finden wir in der didaktischen Poesie des 12. Jahrhunderts, in den Gedichten, welche unter dem Namen Spervogels gehen, vertreten.

Jacob Grimm hat die Ansicht von einem ursprünglichen Thierepos der arischen Völker aufgestellt, das farbenreich verwickeltere Schicksale der Thiere erzählte, das seinem Charakter nach ziemlich treu im deutschen Reinhart, im französischen Renart, im niederländischen Reinaert erhalten, wovon jedoch die äsopische Fabel nur ein verkümmerter Niederschlag wäre. Aber gerade die ältesten deutschen Beispiele, wie wir sehen, treten aus dem Charakter der äsopischen Fabel in nichts heraus. Der praktische didaktische Zweck wird überall sichtbar.

Gleichwohl ist zuzugeben, daß der Verwendung der Thiere zu lehrhaften Zwecken objective und von allem Zweck unabhängige Beobachtungen über das Leben der Thiere vorausgegangen sein müssen: ohne das wäre schon die Durchführung der Charaktere in der Fabel nicht möglich. Und so wie es Mythen giebt, um irgend einen factisch bestehenden Zustand, irgend ein beobachtetes Ereigniß der äußeren Natur oder eine bestimmte Institution des Staatslebens etwa zu erklären — wie man z. B. eine Erklärung des Gewitters zu besitzen glaubte, indem man gewisse Vorgänge in der Götterwelt dabei voraussetzte — so gab es auch Thiergeschichten, Thiermythen, um bestimmte Eigenthümlichkeiten der Thiere zu erklären. Diese Erklärung wurde bewerkstelligt gerade wie bei physischen Phänomenen, indem man menschliche Verhältnisse auf die Thiere übertrug, in die Thierwelt projicirte.

Ein hottentottisches Märchen z. B. erklärt, weshalb der Reiher einen krummen Hals besitze. Den hat ihm der Schakal gebrochen. Warum? Aus Rache. Der Schakal hatte der Taube durch Drohungen ihre Jungen abgezwungen, da machte sie der Reiher auf die Grundlosigkeit dieser Drohungen aufmerksam: der Schakal könne ja nicht zu ihr auf den Baum fliegen (Zeitschrift für Völkerpsychologie 5, 64).

In den Erzählungen des amerikanischen Popol-Vuh finden wir, daß die Ratte einmal gefangen wurde und man sie über dem Feuer zu erwürgen suchte; seitdem trägt die Ratte einen unbehaarten Schwanz (Max Müller, Essays 1, 292).

In der Snorra Edda (Gylfaginning 50) wird erklärt, weshalb der Lachs hinten spitz ist. Loki wird in Lachsgestalt einmal von anderen Göttern gejagt. Thor griff nach ihm und kriegte ihn in der Mitte zu fassen, aber er glitt ihm in der Hand, so daß er ihn erst am Schwanz wieder festhalten konnte. Hier ist Thiermythus mit Göttermythus verquickt.

Ich habe die wenigen Beispiele ausgewählt, um zu zeigen was ich meine. Die rohesten Naturmythen sind Erklärungsversuche der umgebenden

Welt, Anfänge der Physik. Auch in den Thiermythen müssen wir Anfänge einer Wissenschaft, der Zoologie, begrüßen. Wir haben viele Nachrichten über solche Thierbeobachtungen und Thiergeschichten bei Völkern auf der niedrigsten Culturstufe, zum Theil in merkwürdiger Übereinstimmung, wobei indeß für manches gewiß Entlehnung anzunehmen ist. So werden einige hottentottische Erzählungen, die gar zu auffallend an den Reinhart Fuchs erinnern, von den holländischen Boers importirt sein (Tylor a. a. O. S. 13 f.).

Es wäre die Aufgabe weiterer Untersuchungen, festzustellen, ob Thiermythen so sehr den Naturvölkern gemein sind, daß wir dieselben nothwendig auch für die früheren Lebensalter der Culturvölker, z. B. für die Zeit der asiatischen Gemeinsamkeit aller Arier, voraussetzen müssen. Uraltes künstlerisches Interesse an den Thieren bezeugen jetzt auch die Sculpturen und Zeichnungen der sogenannten Rennthierperiode Europas.

Die Projection des Menschlichen in die Natur oder Thierwelt ist ein unbewußtes Schlußverfahren der einfachsten Art. Der Mensch hat die Macht, Bewegungen, Veränderungen, Töne hervorzubringen: also wo in der Natur auffallende Veränderungen vorgehen, wo das Ohr seltsam afficirt wird, da muß Muskelkraft im Spiel sein, da muß Stimme erschallen. Noch weit offener liegt die Analogie zwischen Thier und Mensch vor, noch viel leichter greift die Phantasie zu menschlichen Motiven, menschlichen Begebenheiten, um Thierisches zu erklären.

Stehen dann solche Thiergeschichten als Wahrheit durch unvordenkliche Überlieferung fest, so kann die früher unbewußt wirkende Analogie selbst nun beobachtet werden, der Parallelismus von Thierbegebenheiten und menschlichen Verhältnissen kann in's Bewußtsein treten: und auf dieser Vergleichung beruht es, wenn didaktische Anwendungen gemacht werden. Mittelst einer ähnlichen Vergleichung kommen Göttermythen zu praktischer, z. B. medicinischer, Verwerthung. Im ersten Merseburger Zauberspruch muß der mythische Beinbruch von Balders Fohlen und dessen Heilung durch Wodan die Heilung eines wirklichen irdischen Beinbruchs befördern helfen.

Ein weiterer, aber nahe liegender Schritt ist dann die Erfindung neuer Thiergeschichten, bei denen von vornherein didaktische Zwecke in's Auge gefaßt werden. Damit ist die Dichtungsgattung der Fabel gegründet.

Demnach dürfte man ganz allgemein drei Perioden in der Geschichte der Fabel unterscheiden: erstens Entstehung von Thiermythen; zweitens didaktische Verwerthung von Thiermythen; drittens künstlerisch freie Production von Thierfabeln.

Es ließe sich eine Ästhetik auf historischer Grundlage denken, welche durch inductives Verfahren, ausgehend von den geistigeu Zuständen der Naturvölker, dem Ursprung der übrigen Dichtungsgattungen gerade so auf die Spur zu kommen suchte, wie ich es andeutungsweise hier für die Fabel versucht habe. Es wäre nicht allzu schwer, in ähnlicher Weise das lyrische Gedicht, das Drama oder das Epos zu behandeln; für die Naturlehre des

Epos ist am meisten vorgearbeitet. Die Durchführung der Induction wird aber außerordentlich erschwert durch die Masse des Materials, das man bewältigen müßte. Hätte man es jedoch bewältigt, so ließen sich dann vielleicht auch Regeln der Production gewinnen von einer ganz anderen Sicherheit, als welche die bisherige Ästhetik für ihre Aufstellungen in Anspruch nehmen kann. Ganz im Allgemeinen würden wir damit auf den Aristotelischen und Lessingschen Weg wieder einlenken. Aber im Einzelnen wären Verfahren und Resultate sehr weit verschieden.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, von der ich gerne zugebe, daß sie durch die Sache hier nicht mit Nothwendigkeit gefordert war. Aber warum sollte es nicht einem Recensenten erlaubt sein, sich hie und da eine Gelegenheit vom Zaune zu brechen, um Gegenstände zur Sprache zu bringen, die ihm gerade am Herzen liegen und die an sich doch einiger Aufmerksamkeit werth sind? — —

Ich wende mich zurück zu der Zeitschrift für deutsche Philologie, speciell zu deren drittem und viertem Hefte, ohne indeß ihren Inhalt vollständig zu verzeichnen.

Aus dem dritten Heft hebe ich, abgesehen von schon Erwähntem und noch zu Erwähnendem, den Aufsatz von Richard Schröder (Corpus juris germanici poeticum I. Kûdrûn: Ausbeutung der Kûdrûn vom rechtshistorischen Standpuncte) und gehaltvolle Recensionen von Koch (über Stratmanns Altenglisches Wörterbuch) und Weinhold (Selbstanzeige des Buches über Boie) hervor. Aus dem vierten die Beiträge von R. Hildebrand (über eine längs des Rheins auftauchende Formübertragung des Nom. Sing. Masc. auf den Accusativ, und über die Bedeutung der Krypta als Wohnung des Heiligen) und Reinhold Köhler (Nachweis daß, hauptsächlich im 17. Jahrh., Cornelius so viel als üble Laune, Verstimmung, Reue bedeutete). Der dankenswerthe nordische Litteraturbericht von Th. Möbius würde durch starke Kürzung beträchtlich gewonnen haben.

Beide Hefte enthalten auch wieder Beiträge zur Mythologie und Sagenforschung, auf die ich für jetzt nicht eingehen kann. Vielleicht sollte ich es auch nicht? Die Mythologie gilt bei manchen für ein Noli me tangere, jenen auserwählten Sterblichen vorbehalten, welche im Veda zu Hause sind wie gute Protestanten in der Bibel. Aber ich denke, etwas weniger Veda und etwas mehr Unbefangenheit ist manchmal auch eine gute Gabe Gottes. Und so werde ich mir nach wie vor erlauben, über mythologische Dinge meine Meinung zu sagen, wo ich mir eine solche gebildet habe.

Zu dem Aufsatze von Friedrich Koch über das angelsächsische eá (S. 339—344) bemerke ich, daß der Hauptpunct nicht bewiesen ist. Der Diphthong au soll im Angels. so gesprochen worden sein, daß a weit überwog und u nur leise nachklang. Zum Beleg führt der Herr Verfasser die Schreibungen Agustus und Agustinus an, sonst nichts. Aber das sind die vulgärlateinischen Formen dieser Namen, die sich daher ebenso im Gothischen und Althochdeutschen vorfinden, s. Schuchardt, Vocalismus des Vulgärlateins

2, 308—313. 3, 265. Ich kann demnach, wenigstens dem Verfasser gegenüber, meine Erklärung des ags. eá (Zur Geschichte der deutschen Sprache 128. 129) noch immer aufrecht erhalten[1]).

Herr M. Heyne nimmt S. 372 die von Holtzmann Germ. 9, 179 ff. vorgetragene Ansicht wieder auf, wonach das goth. ê, ahd. â stets durch Ersatzdehnung aus früherem a entstanden sein soll. Ich muß der Ansicht in dieser Allgemeinheit den bestimmtesten Widerspruch entgegenstellen und bin sehr neugierig, wie Herr Heyne es anfangen wird, in dem ê gothischer Genitive Pluralis Ersatzdehnung nachzuweisen.

S. 374 macht sich Herr Heyne darüber lustig, daß die Herren W. Uppström, Kern, Bernhardt und ich ungefähr gleichzeitig die unberechtigte Annahme eines gothischen Mediums zurückwiesen, ohne von einander Notiz zu nehmen. Was mich betrifft, so war die betreffende Stelle meines Buches gedruckt oder zum Druck versandt, ehe die Aufsätze der genannten Herren erschienen oder mir zugekommen waren. Das Verdienst der mir bekannten Vorgänger, auch Maßmanns, um die Sache, habe ich genügend hervorgehoben.

S. 275—290 lesen wir einen scheinbar selbständigen Aufsatz von M. Heyne 'über den Heliand', der sich jedoch, abgesehen von wenigen eigenen Bemerkungen, bald als ein bloßes Referat über die (von mir in diesen Blättern 1868 S. 847 ff.*) besprochene) Schrift von Windisch entpuppt. Herrn Heyne hat dabei die Arbeit von Grein über die Quellen des Heliand und Greins mit seiner eigenen übereinstimmende Datirung des Gedichtes (Greins Heliand-Uebersetzung S. 181 — die Ansicht ist zuerst von Middendorf aufgestellt) offenbar noch nicht vorgelegen.

Windisch wies nach, daß der Dichter des Heliand den Commentar des Hrabanus Maurus zum Matthäus benutzt habe und behauptete folgerichtig, der Heliand könne nicht vor 825 entstanden sein. Dem gegenüber macht Grein geltend, daß Hrabans Matthäuscommentar nichts Eigenes enthalte und daß der Dichter die Quellen, aus denen Hraban seinen genannten Commentar schöpfte, selbst vor Augen gehabt habe. Für Greins Beweisführung schien manches zu sprechen. Zarncke äußerte sich im Litterarischen Centralblatt 1869 S. 209 wie folgt: 'Wir wollen an dieser Stelle einer genauer prüfenden Untersuchung nicht präjudiciren, aber auf den ersten Blick scheint es uns allerdings recht wahrscheinlich, daß Herr Grein mit seiner Annahme Recht habe, und daß somit auch die von Windisch für die genauere Datirung des Heliand geltend gemachten Momente hinfällig werden'.

Das ist meine Ansicht durchaus nicht. Der Kern von Greins Beweisführung findet sich Quellen des Heliand S. 116, wo er die Stellen anführt, aus denen sich die Benutzung noch anderer, als der von Windisch angenommenen

[1]) In dem mittlerweile erschienenen Doppelheft des zweiten Bandes vorliegender Zeitschrift S. 147—158 handelt Herr Koch über die angelsächsische Brechung ea. Seine Erklärung war mir nicht neu: es ist meine eigene, zur Gesch. d. d. Spr. S. 140. 141 gegebene.

*) Die Recension folgt unten in der Abtheilung 'Kritik, Exegese, Litteraturgeschichte'. B.

Quellen, mit Sicherheit ergeben soll. Gelegentliche Einwirkung einer Predigt des heiligen Gregorius (Grein S. 112) kann man zugeben, wie auch bei Otfried sich dergleichen findet. Aus Gregors Homilien schöpfte die lebendige kirchliche Lehre der Zeit, wie viel mußte dem einzelnen daraus anfliegen, wie mußte ein treffendes Bild, eine glückliche Antithese in der Phantasie eines Dichters haften und auf seine Production Einfluß nehmen. Aber es ist klar, daß der Poet außer solchen Anregungen auch durchgehends sich gewisser Quellen bedient hatte. Und zwar einerseits der Evangelienharmonie des Tatian als Grundlage, andererseits bestimmter Commentare zu den Evangelien. Um diese Hilfsmittel, die er regelmäßig einsah, handelt es sich für die Untersuchung in erster Linie.

Da sind nun die Belege, aus denen Grein a. a. O. schließen will, daß der Dichter den Commentar Bedas zum Matthäus benutzt haben müsse, keineswegs entscheidend, wie eine Erwägung der betreffenden Stellen jeden leicht überzeugen kann.

Damit fällt aber die Hauptstütze seiner Ansicht zu Boden und er hat nur die Untersuchung von Windisch durch eine kleine Beobachtung ergänzt. 'Gesetzt den Fall, sagt Windisch S. 80, daß Hraban auch diese (acht vorher aufgeführten, dem Hraban scheinbar eigenthümlichen) Gedanken einer mir unbekannten Quelle entnommen hätte, so würde dies doch der Sache, welche wir beweisen wollen, keinen Eintrag thun, denn dann würde durch diese Stellen nur unser drittes Argument verstärkt.' Grein hat in der That diese Windisch unbekannten Quellen nachgewiesen. Windisch hatte aber vollkommen Recht mit der angeführten Behauptung. Sein drittes Argument lautet: 'Es sind in den Erklärungen der Bibelverse im Heliand die nämlichen Autoritäten benützt, wie namentlich im Commentar Hrabans: steht dort ein Gedanke des Augustinus, so findet sich derselbe auch hier; ist im Heliand eine Bemerkung des Hieronymus verarbeitet, so hat auch Hraban dieselbe abgeschrieben.' Dies Zusammentreffen ist, denke ich, entscheidend.

Man vergleiche einmal die Resultate der beiden Gegner. Nach Windisch hat der Dichter für jedes der Evangelien, aus denen seine Hauptquelle zusammengesetzt ist, je einen Commentar herbeigezogen: für den Matthäus den Hraban, für den Marcus und Lucas den Beda, für den Johannes den Alcuin. Wie einfach und verständlich ist das, wie steht es im Einklang mit unseren sonstigen Erfahrungen bei Quellenuntersuchungen mittelalterlicher Geistesproducte. Je geringer die Zahl der Quellen, auf welche die Untersuchung führt, desto sicherer das Resultat. Die von Windisch hervorgehobenen waren die gangbarsten Bücher für solche Zwecke im neunten Jahrhundert. Eben derselben bediente sich Otfried bei seinem Werke.

Nach Grein dagegen hat der Heliandbichter die Commentare Bedas zu allen vier Evangelien und die Werke des Hieronymus über Matthäus und Marcus benutzt, und er hat Stellen dieser Commentare unter einander und mit Äußerungen des Augustinus und Gregorius combinirt, wo zum Theil beim Hraban dieselbe Combination vorliegt (vgl. Grein S. 84 Nr. 44).

Greins Heliandbichter ist demnach fast ein ebenso großer Gelehrter wie Hraban selber. Und doch darf man kaum zweifeln, daß ein Mann, der so fest in seinem Volke wurzelt, wie der Verfasser des Heliand, zwar den Geist des Christenthums mit Treue und Hingebung aufnehmen konnte, aber aller eigentlich theologischen Gelehrsamkeit innerlich fremd gegenüberstand und davon nur so weit Gebrauch machte, um in den Sinn des Bibelwortes einzubringen und sich des sicheren Verständnisses zu bemächtigen. Er nahm, was sich zu seinem Zwecke leicht darbot, auch orientalische Fabeleien vielleicht, die in den Occident eingedrungen waren (s. Schade Liber de infantia Mariae p. 34).

Ich glaube mithin, wenn nicht neue bessere Gegengründe geltend gemacht werden, an den Resultaten von Windisch für Quellen- und Zeitbestimmung festhalten zu müssen.

Darin kann mich auch Herr Heyne nicht wankend machen, wenn er S. 288 meint, was Hraban in seinem Commentar zum Matthäus aufzeichnete, das habe er schon lange vorher in Fulda mündlich gelehrt, aus dieser mündlichen Belehrung habe aber der Verfasser des Heliand geschöpft. Herrn Heyne schwebt wohl ein Collegienheft vor, das später als Buch publicirt wurde. Aber Hrabans Arbeit ist eine Compilation. Wenn er seine Materialien überhaupt zusammengestellt und abgeschrieben hatte, so war das Buch fertig und es konnte sich durch weitere Copien verbreiten: es war 'erschienen.' Denn daß Hraban seine Excerpte im Gedächtniß herumgetragen und dem Gedächtnisse seiner Schüler eingepflanzt hätte, ehe sie einmal aufgeschrieben wurden, das wird wohl niemand behaupten wollen. Arbeiten dieser Art pflanzen sich nur schriftlich fort.

In einem Epilog zu seinem Aufsatze erzählt uns Herr Heyne, daß er sich in die 'altniederdeutschen Verhältnisse etwas eingelebt' habe, daß er sich seine Bücher gründlich vorher überlege, ehe er sie schreibe, daß er nicht die Gewohnheit habe, alles was er wisse oder zu wissen glaube, mit breiter Stimme in die Welt zu schreien, daß seit dem Erscheinen seiner Heliandausgabe Äußerungen über 'Heliandfragen' gethan worden seien, welche glückliche dilettantische Unbefangenheit verrathen, und daß ihm (Herrn Heyne) solche Äußerungen ein halb mitleidiges halb ärgerliches Lächeln abgelockt hätten.

Zur Belehrung für andere, die sich in die altniederdeutschen Verhältnisse weniger eingelebt haben, wird S. 288—289 die Mundart der Heliandhandschriften besprochen. Wir bedauern, die Belehrung nicht dankend annehmen zu können. Aber wer wird sich vor der Behauptung, daß der Monacensis münsterländischen Dialekt darbiete, sofort in Ehrfurcht beugen? Und wer vor allem wird es glauben, daß der Cottonianus nicht in sächsischem, sondern in fränkischem Dialekt geschrieben sei? So muthwillig lassen wir uns die Grenzen, welche Müllenhoff in der Vorrede zu den Denkmälern für das Fränkische gefunden hat, nicht einreißen. Einen Dialekt, der im Consonantismus keine Spur des Hochdeutschen zeigt, wollen wir nicht fränkisch

nennen. Und werden wohl unsere Vorfahren ein im Übrigen sächsisches Denkmal um einiger uo für ô und ähnlicher Kleinigkeiten willen nicht mehr für sächsisch, sondern bereits für fränkisch erkannt haben? Die Behauptung übrigens, der Cottonianus sei bei Herausgabe des Heliand zum Grunde zu legen, hat (soweit ich dafür verantwortlich bin) niemals der Untersuchung über die Heimath des Gedichtes vorgreifen wollen. Gemeint war nur, daß Cottonianus den echteren Text biete. Und das hat Herr Heyne selbst in seiner Ausgabe hinlänglich anerkannt. Die Frage der Heimath aber ist durch die flüchtigen Bemerkungen, welche mit jenen stolzen Sätzen schließen, keineswegs erledigt.

Unmittelbar nach dem Aufsatze von M. Heyne handelt S. 291—309 Wilh. Wackernagel über die altsächsische Bibeldichtung und das Wessobrunner Gebet.

Man erinnert sich vielleicht, daß ich in dieser Zeitschrift Jahrgang 1868 S. 851 [siehe unten in der Abtheilung 'Kritik, Exegese, Litteraturgeschichte'] — ausgehend von dem Nachweis, daß uns zwei alte Zeugnisse für ein sächsisches Gedicht erhalten seien, welches das alte und neue Testament umfaßte, und wovon der Heliand für den zweiten Theil gelten muß — die Frage aufwarf, ob uns nicht in dem Anfang des Wessobrunner Gebetes ein Fragment des sächsischen Alten Testamentes vorliege?

Ohne daß wir von einander wußten, hat Wackernagel sich mit derselben Frage beschäftigt und sie in der vorliegenden Arbeit bejahend beantwortet. Unterdessen bin ich zu dem entgegengesetzten Resultate oder doch zu der Überzeugung gelangt, daß es vorsichtiger sei, an einen Zusammenhang des Wessobrunner Gebetes mit der altsächsischen Bibeldichtung nicht zu denken.

Der Heliand ist nach Windisch zwischen 825 und 835 verfaßt. In der Handschrift, welche das Wessobrunner Gebet enthält, heißt es am Schlusse: Ab incarnatione domini anni sunt DCCCXIIII. Dadurch wird jene Vermuthung scheinbar von vorneherein abgewiesen. Aber ich erinnerte mich, wie häufig Handschriften verschiedenen Ursprungs später in einen Band vereinigt wurden und wie leicht daher die Schlußdatirung sich auf einen anderen als den das Wessobrunner Gebet enthaltenden Theil beziehen könnte.

Diese Vermuthung hat sich bestätigt. Ich habe die Handschrift im Herbst 1869 genau untersucht. Für den Text des Wessobrunner Gebetes ergab sich, wie vorauszusehen war, sehr wenig. Aber daß die Handschrift aus drei ursprünglich getrennten Theilen bestehe, wurde mir unzweifelhaft.

Der erste Theil reicht von Bl. 1—21. Er enthält bis 21a eine Schrift De inquisitione vel inventione sanctae crucis. Der leere Raum auf S. 21a und S. 21b ist mit Wetterregeln ausgefüllt.

Der dritte Theil geht von Bl. 67a bis zum Schluß und ist mit allerlei Weisheit vollgefüllt, im Wesentlichen von einer Hand. Ob die Notizen auf der letzten Seite, worunter jene Datirung, von derselben Hand herrühren, konnte ich nicht entscheiden.

Der zweite Theil, von 22a—66b, beginnt mit einer Art Geographie

des heiligen Landes, die bis 35b reicht. Hierauf Incipit sententia sancti Gregorii. Dann 36b Incipit fides catholica; und was folgt entspricht ziemlich genau der Predigtverordnung von 789, weiterer geistlicher Inhalt (alles vermuthlich Predigtmaterial) schließt sich an bis 57b, wo die gelehrten Excerpte beginnen, die Konrad Hofmann in Pfeiffers Germania 2, 89—95 neu veröffentlicht hat. Diese Excerpte sind metrologischen, geographischen, allgemein gelehrten, aber weniger speciell theologischen Inhalts. Sie schließen mit dem Wessobrunner Gebet. Darnach bleibt eine Zeile leer und es folgt (mit deutlicher innerer Beziehung auf den Schluß des Wessobrunner Gebetes) der Satz Qui non uult peccata sua penitere, ille uenit iterum ubi iam amplius illum non penitebunt nec illorum se ultra erubescit. Auf der letzten, ursprünglich leergelassenen, Seite 66b ist dann von anderer Hand eine Urkunde eingetragen.

Dem Inhalte nach sondert sich, wie man sieht, der zweite Theil abermals in drei Gruppen: 1. jene Geographie; 2. Theologisches zu Predigtzwecken; 3. die vermischten Excerpte. Aber alle drei Gruppen rühren von einem und demselben Schreiber her, der sicherlich auch das Wessobrunner Gebet geschrieben hat. Die 'marcomannische' Rune g, die er für die Silbe ga verwendet, hat er schon Bl. 63a vor kazungali (German. 2, 93), indem er sie gleichzeitig durch ka transscribirt. Ebenso findet sich die (einen großen Anfangsbuchstaben vertretende) Abkürzung für enti (eigentlich et) schon Bl. 37b in einer der halbuncialen Überschriften. Die Überschrift des Gebetes, De poeta, welche ich mit den Versus de poeta et interprete huius codicis (a. a. O. S. 847 ff.) combiniren wollte, hat damit sicherlich nichts zu thun; sie steht ganz auf derselben Stufe, wie die in der Handschrift unmittelbar vorhergehende und ebenso passende oder unpassende De chronica. Die ganze dritte Gruppe, zu welcher das Gebet gehört, wird nicht erst der Schreiber zusammengestellt, er wird sie (mit den Überschriften) bereits vereinigt vorgefunden haben. Auch die Abkürzung für ga hat er ohne Zweifel herübergenommen: die g-Rune ist zuerst etwas unsicher gezogen, wie wenn jemand ängstlich nachmalt, dann ganz flott gemacht.

Es ergiebt sich demnach, daß das Datum 814 sich lediglich auf den dritten Theil des Codex bezieht, daß wir mithin für die Datirung des zweiten, der uns allein angeht, von daher vollkommen freie Hand haben. Aber auch nur von daher, denn die Urkunde auf Bl. 66b zwingt uns wahrscheinlich, noch weiter zurückzugehen. Sie betrifft die Freilassung eines Sclaven Herimot cum licentia Riholfo magistro nostro et rege nostro Carolo und muß nach der letzteren Angabe — da die baierische Herkunft (wenn auch vielleicht nicht aus Wessobrunn, s. Gessert Serapeum 1841 S. 7) außer Zweifel steht — zwischen 788 und 800 aufgeschrieben sein. Worauf sich die genauere Datirung der Monumenta Boica 7, 373 'circa a. 792' gründet, weiß ich nicht. Früher als die Urkunde ist der zweite Theil der Handschrift geschrieben und noch früher (mindestens in den 80er Jahren, unter Thassilo) haben wir die Entstehung der Excerptensammlung anzusetzen.

Wir müssen also zugeben, daß ein sehr beträchtlicher Altersunterschied zwischen dem Wessobrunner Gebet und dem Heliand besteht.

Wackernagel kommt darüber leicht hinweg. Er nimmt im Widerspruch mit der Praefatio an, daß ein dem Heliand in der Handschrift vorangehendes und aus dem alten Testament geschöpftes Gedicht nicht von dem Verfasser des Heliand herrührte. Die Möglichkeit dieser Annahme läßt sich nicht bestreiten. Aber über eine bloße Möglichkeit ist sie auch nicht hinauszuheben. Jedenfalls sagt Wackernagel zu viel, wenn er S. 293 bemerkt: 'Der Dichter der Evangelienharmonie kann nicht auch den vorderen Theil der heiligen Schrift gedichtet haben.' Wie er Z. 38 ff. von der Schöpfung der Welt und den Weltaltern spricht, weise er wohl ganz allgemein auf den Inhalt des Alten Testaments zurück, nicht aber so, daß eine Anknüpfung darin läge, eine Fortsetzung damit bezeichnet, ja irgendwie nur angedeutet würde, es gebe bereits ein solches Gedicht und er kenne dasselbe. Diese Gründe sind keineswegs zwingend, Rückverweisungen sind wenig im Charakter dieser alten Poesie. Man sehe wie z. B. der erste Dichter der Wiener Genesis (Fundgruben 2, 17, 6 ff.) die Schöpfung recapitulirt, um daran die Darstellung des Sündenfalles zu schließen.

Noch mißlicher steht es um den Beweis, daß in dem Anfang des Wessobrunner Gebetes der Eingang jenes vorderen Theiles der sächsischen Bibeldichtung erhalten sei. Der bedenklichste Punct ist von Wackernagel mit Stillschweigen übergangen.

Müllenhoff, dessen Leistungen für das Wessobrunner Gebet Wackernagel sich das Vergnügen macht, scheinbar zu ignoriren, thatsächlich aber theils zu acceptiren, theils zu bekämpfen, — hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Gebet nicht zwei, sondern drei Theile zu unterscheiden und daß diese Unterscheidung sogar durch die Handschrift angedeutet sei.

Ein Irrthum lief dabei mit unter. Müllenhoff glaubte die Unterscheidung aus den großen Anfangsbuchstaben der Handschrift herauslesen zu können. Aber ein großer Anfangsbuchstabe findet sich auch in Dat ero und die Abkürzung für . enti ist, wie ich schon bemerkte, gleichfalls dafür anzusehen. Dasselbe Zeichen sieht man vor dar uuarun auh ebenso vorne am Zeilenanfang ausgerückt, wie das D von Do dar. Aber unleugbare Bestätigung für Müllenhoffs Ansicht gewährt der Umstand, daß dem Anfangsbuchstaben jedes der von Müllenhoff angenommenen Theile, also dem D im ersten Dat, dem D in Do dar niwiht und dem C in Cot almahtico etwas Roth bei- oder eingeschmiert ist. Ganz ebenso ist in den Überschriften der schwarzen Schrift von halbuncialem Charakter (Uncialen mit Minuskel gemischt) Roth beigemalt.

Wer von dieser überlieferten Unterscheidung ausgeht, wie man muß, und sich zunächst die Frage vorlegt, ob die äußerlich unterschiedenen Theile nicht auch innere Verschiedenheiten aufweisen: dem werden sie doch bald erkennbar werden. Die Spuren sächsischen Ursprungs — wozu ich auch dat rechnen muß, trotz Wackernagel S. 299; über pittar, lotar, hlûtar s. meine

Recension von Lexers Mhd. Handwb. in dieser Zeitschrift 1869 [siehe unten Abtheilung 'Kritik, Exegese, Litteraturgeschichte'] — liegen im ersten Theile gehäuft vor, im zweiten findet sich nicht eine. Auch Wackernagel vermag S. 303 —308 nichts Entscheidendes aufzutreiben. Das Schwanken zwischen g und k (S. 308) findet sich meines Wissens in allen baierischen Denkmälern. Gott kann man genannt sein, wie in Minnesangs Frühling 29, 7 der Teufel.

Es treten metrische Beobachtungen hinzu. Ich glaube nicht, daß die Worte dat ero ni was noh ûfhimil in irgend einer germanischen Metrik einen Langvers bilden können. So wenig als die Worte noh paum noh pereg ni was. Diese letzteren emendirt Wackernagel, indem er noh stein oder nî stên hinzufügt. Aber Müllenhoff wird wohl Recht haben, sie als Interpolation zu streichen. Zwei Gedanken spricht der erste Theil aus: erstens die sichtbare Welt existirte nicht; zweitens es herrschte Dunkel. Als Inbegriff der sichtbaren Welt werden Himmel und Erde genannt, die Herrschaft des Dunkels wird ausgedrückt durch die Abwesenheit aller leuchtenden Dinge, (Stern) Sonne, Mond und Meer. Ich weiß wirklich nicht, wie da Baum und Berg Platz hätten. Wenn man sie mit Wackernagel als Ausführung der Erde und Stern, Sonne, Mond als Ausführung des Himmels nimmt, wie unerträglich schleppt dann das Meer nach.

Wir erhalten mithin für den Anfang eine allitterirende Langzeile und eine allitterirende Halbzeile. Wir haben damit einen festen Punct gewonnen: von da aus müssen wir das Folgende beurtheilen, worin ein Verderbniß, die Auslassung des Wortes für Stern, klar zu Tage liegt. Die Auslassung erklärt sich wohl am leichtesten, wenn wir annehmen, daß der Wessobrunner Schreiber in seiner Vorlage fand ni suigli sterro (ich wähle lieber mit Müllenhoff das im Sächsischen nachweisbare, als Wackernagels suegal) ninohheinig, das zweite ni vielleicht durch untergesetzte Puncte getilgt, jedenfalls nur durch Versehen gesetzt, ein Versehen, das durch nohheinig sofort gut gemacht wurde. Dann stand aber nigên in dem sächsischen Original: ênig hätte der Hochdeutsche einfach in einig umgeschrieben, vgl. im Muspilli poum ni kistentit einich in erdu. Damit kämen wir doch zu dem anstößigen Reim nigên: scên oder nohhein: stein, und Müllenhoffs nahe liegende Besserung würde nothwendig, die metrische Ordnung Langzeile mehr Halbzeile abermals ersichtlich.

Ich verkenne nicht, wie unsicher diese Erwägungen sind, und durch Berufung auf die Regel der vier Hebungen wage ich ihre Beweiskraft nicht zu verstärken, da für die altsächsische Poesie diese Regel durch kein sicheres Beispiel verbürgt ist. Aber wenigstens wird auf diesem Wege alles, was die Überlieferung an die Hand giebt, consequent ausgebeutet. Und in Anschlag bringen muß man auch noch folgendes.

Alles was uns am ersten Theil anstößig ist, wird verständlich, wenn wir den Verfasser des dritten für den Urheber halten. Dieser Mönch wollte offenbar Verse machen, er wußte aber nichts von Metrik, als daß eine gewisse Länge der Zeilen, ferner Allitteration oder Reim dazu nöthig sei.

Demgemäß schien ihm die Halbzeile dat ero ni was noh ufhimil zu kurz, er fand zwar keine passende Allitteration dazu, aber schob einen neuen in sich allitterirenden Halbvers ein, wie einer seiner eigenen Pseudo-Verse auch in der zweiten Halbzeile eine besondere Allitteration für sich hat: sô manac gôt forgâpi. Ebenso mag er das anstößige scein angebracht haben, um die Worte noh mâno noh der mâreo sêo durch ni liuhta zu einer Langzeile aufbauschen zu können.

Hierbei gehe ich immer von der Voraussetzung aus, daß dat ero ni was noh ûfhimil keine Langzeile sein kann. Ich habe diese Meinung aber mit einem 'ich glaube' eingeführt, und das kann ich auch jetzt nicht bestärken: wir wissen leider noch zu wenig von der Metrik der allitterirenden Poesie.

Desgleichen muß ich zugeben, daß der zweite Theil, der nichts zwingend Sächsisches enthält, doch eine Umschreibung in's Sächsische verträgt, weil auch nichts zwingend Hochdeutsches in ihm vorkommt.

Damit wären also doch die Merkmale der Verschiedenheit zwischen dem ersten und zweiten Theil in nichts zerfallen?

Doch nicht so ganz. Sie sind nur abgeschwächt. Der Zufall, daß von zwei durch die Überlieferung unterschiedenen Theilen der eine viele Spuren sächsischen Ursprungs zeigt, der andere keine einzige, bleibt immer ein höchst wunderbarer Zufall. Und die Thatsache, daß der eine dieser Theile an einem sonderbar kurzen und nicht weg zu emendirenden Verse leidet, während der andere höchstens durch das Gegentheil metrischen Anstoß giebt, bleibt immer eine höchst auffallende Thatsache. Ferner: nehmen wir einmal an, daß ein Dichter die Gedanken des ersten und zweiten Theiles ausdrücken wollte. Er schildert höchst anschaulich die uranfängliche Leere, das uranfängliche Dunkel. Warum stellt er nicht da mittenhinein das Bild Gottes? Wozu erst die lahme, abstracte Zusammenfassung, welche die Anschauung des Dunkels sogar fallen läßt: 'Als da nichts war, da war Gott'? Auch dies nicht entscheidend, ich gebe es zu, aber immerhin bedenklich. Endlich: in dem einheitlichen Werke eines Dichters, welchen Sinn hätte die Auszeichnung des zweiten Theils? Das bischen Roth, an dem hier so viel hängt, wie wäre es in das Do gekommen ohne äußeren Anlaß? Und besonders hier, wo wir im dritten Theil, der unzweifelhaften Arbeit eines anderen Dichters, genau dieselbe dort unerklärliche, hier wohlerklärliche Auszeichnung finden?

Ich denke, wir werden sehr gerne bereit sein, all dies Wunderbare, Auffallende, Bedenkliche, Unerklärliche durch eine höchst einfache Hypothese zu beseitigen, die — Angesichts der Bezeichnung des dritten Theils — ohnedies von vornherein am nächsten liegt: durch die Annahme, daß wir drei aus verschiedenen Quellen geflossene Stücke vor uns haben.

Wir besitzen in unserer Handschrift eine Gruppe von Excerpten des allerverschiedenartigsten Inhaltes. Besonderes Interesse für Baiern verräth sich darin bei geringer Kenntniß des Lateinischen, und dem entsprechend

Herbeiziehung des Deutschen zur Erklärung. Diese Excerpte gehören zu den allerältesten Denkmälern baierischer Studien und Bildungsbestrebungen. Ob sich aus den geographischen Angaben die Zeit vielleicht noch näher bestimmen läßt, weiß ich nicht gleich auszumachen.

Der Verfasser orientirt sich und andere an der Hand des Isidor und der Dimensuratio provinciarum über die damals bekannte Welt, über die Landmaße und Wegmaße, über das Land, in dem er wohnt, beiläufig über die Etymologie des großen Flusses, den er in der Nähe hat (der Donau), und des Volkes, dem er angehört, dann über sonstige europäische Länder und Städte. Darnach kommt er auf die sieben freien Künste zu sprechen (artes liberales: id sunt per quas libri scribuntur, meint er) und verweilt mit besonderem Lobe bei der ersten, der Grammatik, um sie dann aber doch herabzusetzen gegenüber den christlichen Tugenden der Liebe und Demuth, wörtlich: non est sapientia qui coequari possit caritati et humilitate, quod est radix omnium bonorum. Es scheint fast, als ob er dann auch über andere freie Künste nähere Ausführungen oder Behandlungen einzelner Theile zu geben beabsichtigte. Denn was sich anschließt, de mensuris überschrieben, entspräche der dritten Kunst geumetrica, mensura terrae. Es folgt der vierten gemäß (aretmetica, hoc est calculo), die Deutung von calculus aus *κατάλογος*: de cathalogo, de decem verba legis, und auf diesen Anlaß hin wird ein Lob der verba scripturae aus Hieronymus angeführt. Darnach könnte das Excerpt aus Gregorius (s. zu Denkm. Nr. 86, 4, 44) mit der Überschrift de chronica d. i. nach Wackernagels Erklärung (die Lebensalter S. 24) 'von der Zeitrechnung' der sexta astronomia entsprechen; sieht man die Originalstelle des Gregorius an, so ist auch hier die Absicht geistlicher Deutung unverkennbar. Endlich der Abschnitt de poeta könnte so viel als de poetica sagen wollen, entsprechend der zweiten Kunst rethorica et poetica. Hier wären also Beispiele der Poesie, gleichsam Musterstücke, wieder mit geistlicher Absicht, zusammengestellt: ein sächsisches, ein hochdeutsches verwandten Inhaltes, ein Gebet von eigener Mache.

Übersehen wir das Ganze, so hat sich der Verfasser zuerst auf der Erde umgesehen, dann sich in idealere Regionen erhoben. Alle freien Künste, so viel ihm Material zu ihrer Betrachtung zu Gebote stand, liefen für ihn aus in den Preis Gottes, zu dem er sich schließlich im Gebete wendet, um ganz zuletzt Reue und Buße einzuschärfen.

Ich fürchte nichts hinein-, ich hoffe nur herausgelesen zu haben. Die Deutschen, welche mit den unvollkommensten Hilfsmitteln sich der antik-christlichen Bildung zu bemächtigen suchten, waren wie Kinder, welche die ersten Sprechversuche machen. Ihre Sprache ist ein Lallen, voll von Ellipsen. Es bedarf einer Art von Umarbeitung, um sie zu verstehen.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, von der wir ausgingen. Die Sonderung der Theile hoffe ich wahrscheinlich gemacht zu haben. Der Verfasser der Excerpte bezeichnete den Beginn eines neuen Fragmentes durch

eine farbige Initiale. Auf was für ein Gedicht läßt uns das erste, auf was für eins das zweite schließen?

Für das erste muß die Erwägung, daß ein christlicher Dichter sich eher auf die Bibel oder auf die Theologen, nicht auf unter den Menschen umlaufende Kunde berufen haben würde, und die Vergleichung mit den bekannten Versen der Völuspâ um so mehr Platz greifen, als die Entstehung des Gedichtes, aus dem dies Fragment entnommen ist, in eine Zeit hinaufzureichen scheint, in der es sächsische Poesie mit christlichem Inhalte schwerlich schon gab. Wir hätten demnach, wie Müllenhoff annahm, den Eingang einer Kosmogonie der heidnischen Sachsen vor uns.

Das zweite Fragment dürfte allerdings der Anfang eines christlichen Gedichtes von der Schöpfung sein, aber die Heimath desselben brauchen wir nirgends anders als in hochdeutscher Gegend zu suchen.

Von der ersten Hälfte der altsächsischen Bibeldichtung ist uns demnach nichts erhalten. — —

Es liegt in der Natur der Sache, daß man sich am längsten bei solchen Ansichten aufhält, die man glaubt nicht theilen zu können. Soll ich nun ein förmliches Urtheil über die vorliegende Zeitschrift abgeben (was ich ungern thue), so muß ich allerdings bekennen, daß bis jetzt weder beträchtliche Vermehrungen des gelehrten Materiales, noch bahnbrechende neue Verarbeitungen desselben darin zu Tage getreten sind. Aber es fragt sich, ob man das billiger Weise von einer Zeitschrift erwarten darf. Sie soll zunächst ein Sammelpunct sein für kleinere Arbeiten, die ohne sie gar nicht an's Licht treten oder an irgend einem verborgenen Orte der allgemeineren Kenntniß vorenthalten bleiben würden. Wenn nur das Ganze der Wissenschaft, all die verschiedenen Gebiete, die dazu gehören, vertreten erscheinen. Und was das betrifft, so werden meine Berichte über die große Mannigfaltigkeit des Inhaltes keinen Zweifel gelassen haben. Grammatik, Litteraturgeschichte, Mythologie und Recht sind berücksichtigt. Auf alle germanischen Sprachen und Litteraturen, die altnordische, angelsächsische und mittelniederländische hat sich die Forschung der Mitarbeiter erstreckt.

Nur eines ist merkwürdig selten in den Kreis der Betrachtung gezogen, das Neuhochdeutsche. Nhd. Litteratur und Sprache sind stark zu kurz gekommen.

Leider giebt die Zeitschrift damit nur ein zu getreues Bild des dermaligen Standes unserer Wissenschaft. Die neuere Sprache und Litteratur wird ungebührlich vernachlässigt. Nur wenige sind sich der ungemeinen Bedeutung des Neuhochdeutschen, namentlich in methodischer Beziehung, ganz bewußt. Mit vollem Rechte bemerkt Heinrich Rückert S. 203 des vorliegenden Bandes: 'Es würde sich empfehlen, wenn man als Vorbereitung für die entlegeneren und dunkleren Gebiete der Vergangenheit das Auge für das, was sich in der Gegenwart so zu sagen handgreiflich vollzieht, schärfen wollte. Ein Beobachter, dessen exacte und nüchterne Haltung selbstverständlich vorausgesetzt wird, kann innerhalb eines Menschenalters

hier zu den interessantesten Resultaten gelangen, aus denen sich wenigstens die Methode und die Gesetze für die ältere Periode ableiten lassen, denn diese bleiben auch hier immer dieselben und nur das Material ist einem ewigen Wechsel und einer scheinbaren Tausendgestaltigkeit unterworfen'.

Rückert meint zunächst unmittelbare Beobachtung der Entwicklung heutiger Mundarten. Aber das Neuhochdeutsche überhaupt ist durch den Reichthum des Materiales, das es uns gewährt, und durch die Sicherheit, mit der unser eigenes Sprachgefühl uns den Zugang zu allen Erscheinungen eröffnet, — es ist die Sprache, auf welche wir zu allererst angewiesen sind, wenn es sich um die Erkenntniß der Gesetze handelt. Und was von der Sprache, gilt auch von allen übrigen Gebieten des geistigen Lebens. Wer zur Enthüllung der Ursachen vordringen will, der muß an der neueren Litteratur sich den Blick geschärft haben, damit ihm das verborgene Spiel der geistigen Kräfte auch in der Vergangenheit offenbar werde. Mit Hilfe der Zustände älterer Epochen haben wir gelernt, die Gegenwart historisch anzusehen. Nur mit Hilfe der Gegenwart können wir lernen, zu den wenigen überlieferten Thatsachen der Vergangenheit den Schlüssel des intimeren Verständnisses zu finden. Es wäre über dieses Thema noch viel zu sagen, vielleicht habe ich bald Gelegenheit, darauf zurückzukommen, und meine Meinung an Beispielen zu erläutern. Hoffen wir, daß mehr und mehr die Überzeugung sich Bahn bricht, wie nur die Vertrautheit mit dem sicheren Nahen uns als Wegweiser dienen kann zu dem unsicheren Fernen.

Wien. W. Scherer.

Ansichten über Ästhetik und Litteratur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1793—1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, L. Schleiermacher. 1880.

Deutsche Rundschau 1880, Bd. 22, S. 155—156.

Dieses Büchlein von 190 Seiten birgt einen reichen Schatz. Die Briefe Wilhelm von Humboldts, in denen er sich wirklich giebt und, wie hier, einem vertrauten Freunde sein Inneres aufschließt, ihn Antheil nehmen läßt an dem ganzen Umfange seiner geistigen Interessen, haben eine große anregende Kraft. Alle Nachrichten, die sie enthalten, alle Beiträge zur Litteraturgeschichte, die daraus zu gewinnen sind, stehen in zweiter Linie: Hauptsache sind die Gedanken, die sie in dem Leser wecken. Humboldt wirkt wie ein Gegenwärtiger, heute Strebender. Denn die Probleme, die ihn vor allen bewegen, sind heute noch wie damals — Probleme. Man sieht auch hier wieder recht deutlich, wie sein höchstes Suchen und Wollen sich um die Aufgabe der Charakteristik dreht; er wünscht in einem Individuum, einer Epoche, einem Volke den eigentlich bezeichnenden Zug aufzufinden, der in allen Lebensäußerungen vorhanden wäre und ihnen den

besonderen Stempel aufdrückt. Er will 1793 das Ideal der Menschheit erforschen und damit die Menschen in verschiedenen Zeitaltern und Nationen vergleichen (S. 9). Dann 1795 hat er tiefe Worte über das Wesen des Charakters (S. 39, 44). Er denkt eine Charakteristik des griechischen Geistes zu entwerfen (S. 50). Im Jahre 1797 will er die Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts zum Vorwurf seines Nachforschens machen (S. 64). In Paris, Ende 1797, interessiren ihn wie billig am meisten die Franzosen, speciell die Frage, welchen Weg es mit der litterarischen Ausbildung dieser Nation nehmen werde; die französische Sprache erscheint ihm als eine überall einengende Kette; für die Cultur einer Nation sei schlechterdings nichts so wichtig, als ihre Sprache (S. 87). Später faßt er eine Aufgabe vergleichender Völkercharakteristik in's Auge (S. 96). Und endlich, 1812, glaubt er allgemeine Grundsätze über die Art aufstellen zu können, wie sich von den Sprachen auf die Nationen, ihre Abstammung und Geschichte, ihren Charakter und ihre Bildung zurückschließen lasse (S. 126). Noch immer stehen wir da vor unbeantworteten Fragen. Es fehlt uns eine feste Methode der Charakteristik; jenen überall gleichen, bezeichnenden Zug anzugeben, haben wir noch immer nicht gelernt; und das Bewußtsein ist nicht sehr lebendig, daß alle Geisteswissenschaft wenig taugt, wenn wir es dahin nicht bringen. Wo wir zu charakterisiren gezwungen sind, da greifen wir unbefangen zu und suchen, so gut es eben gehen will, mehr künstlerisch, nach ungefähren Meinem, als wissenschaftlich und nach sicherem Verfahren, die uns auffallenden Eigenheiten zusammenzustellen. In dieser vorläufigen praktischen Art, Menschen, Städte, Nationen zu schildern, hatte Humboldt eine seltene Virtuosität erworben. Auch die vorliegenden Briefe bezeugen es durch ausgezeichnete Urtheile über Goethe, Schiller, die Brüder Schlegel, Theodor Körner. Stets merkt man, daß Wilhelm Humboldt die Menschen beobachtet, untersucht, classificirt, wie ein Botaniker die Pflanzen. Zu- und Abneigung fehlen nicht, aber sie sind ein Ding für sich und haben auf die Art, wie das Bild entworfen wird, keinen Einfluß. — Ein paar Einzelheiten seien noch mitgetheilt. Die Aufgabe des preußischen Gesandten in Rom bestimmt Wilhelm von Humboldt im Jahre 1802 sehr bündig: er müsse darauf hinarbeiten, das Band zwischen dem Papste und den katholischen Unterthanen des Königs 'immer loser zu machen' (S. 110): ein Wort, das noch heute und heute mehr als je Beherzigung verdient. Unsere zweite Mittheilung ist weniger ernst. Kant scheint sich einmal gegen das Biertrinken erklärt und Körner dies erzählt zu haben. 'Für die Anekdote über Kant — schreibt Humboldt — bin ich Ihnen wahrhaft verbunden. Die Philosophie ist doch immer erhabener als die Poesie. Denn Schiller und Goethe tranken immer Bier und Goethe thut es noch jetzt ohne alle Scham, wenn auch Leute dabei sind' (S. 150). — Die schlechte Humboldtsche Handschrift oder vielleicht mangelhafte Correctur wird noch manche Verbesserungen des hier gebotenen Textes nothwendig machen. Z. B. S. 8 'die Feder des abgerissenen Briefes wieder aufzunehmen' — doch wohl

'die Fäden' oder 'den Faden'. Die 'gewöhnlichen Balletvorstellungen' von Seite 67 sind vermuthlich 'Balletstellungen'. S. 131 'Wenn sie (Friedrich Schlegel und Adam Müller) über Goethe und Schiller sprechen' — vielmehr: 'sprachen'.

[Anonym.]

Theod. Distel, Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. Eine Mittheilung bisher unbekannter Briefe. Mit dem Bildniß der Frau von Humboldt nach Schick. Leipzig, J. A. Barth, 1883. 44 S. gr. 8°.

Deutsche Litteraturzeitung 1884, 5. April, S. 508.

Wenige Blätter, aber voll von Gehalt und Bedeutung. Es ergießt sich daraus auf den Leser etwas von der wunderbaren, gefaßten Heiterkeit des Weisen, durch welche Wilhelm von Humboldt in den letzten Lebensjahren alle, die ihm nahe traten, erstaunte. Und wer Tegel kennt, der wird sich unwillkürlich im Lesen an jene traulich-ernste Begräbnißstätte zu Füßen der Hoffnung von Thorwaldsen versetzt fühlen, um welche die Geister der Entschlafenen schweben, deren Bild ihm die vorliegenden Blätter vergegenwärtigen. Humboldts Gedanken kehren immer zu den Problemen zurück, die uns noch heute bewegen, sofern wir ihm nachstreben, und die noch fast eben so räthselhaft vor uns liegen, wie vor seinem tiefsinnigen Geiste: das 'undurchdringliche Geheimniß der Individualität' (S. 36); 'die Frage, was es denn eigentlich ist, wodurch das Poetische poetisch wird' (S. 30). Schiller und Goethe sind ihre Phänomene, in deren Betrachtung und Untersuchung er sich nicht genug thun kann: S. 39 findet man Mittheilungen über Goethes Art im Gespräch. Ist es nicht wie dem neuesten Naturalismus gesagt, wenn er künstlerische Auffassung und persönliche Erinnerung vergleicht? 'Auch hat die künstlerische Auffassung immer den großen Vorzug, daß sie, worin eigentlich das Geheimniß der Kunst besteht, in den Gesichtszügen eines Bildnisses eine Totalität der Momente und Situationen darstellt, da die wirkliche Erinnerung sich nur auf einen einzelnen Moment beschränkt' (S. 28). Er wußte noch nichts von unseren Porträtisten, die mit dem Photographen wetteifern!

Berlin. W. Scherer.

Über das Wesen der Liebe. Von Gustav Teichmüller, Professor der Philosophie an der Universität Dorpat. Leipzig, Duncker und Humblot. 1879.

Deutsche Rundschau 1880, Bd. 23, S. 480.

Ein schönes Thema! Ist es auch schön behandelt? Der Verfasser betheuert wiederholt, daß er seine Leser nicht auf Blumenpfaden führen wolle. Aber er verschmäht die Blümlein nicht, die am Wege wachsen, so weit sie ihm erreichbar sind. Er will nicht poetisch und nicht rhetorisch über den Gegenstand reden. Er will sich nicht an die Phantasie und nicht an's Gemüth wenden. Er will mit seinen Lesern philosophiren und bittet sie von vornherein um Geduld. Glücklicherweise ist die Bitte nicht so nöthig. Das Philosophiren hindert ihn nicht, pointirte Sätze zu bilden. Zuweilen ist er trivial und zuweilen geistreich, aber immer verständlich und lesbar. Auch die scharfe Polemik, die er gegen seine Vorgänger übt, trägt dazu bei, die Aufmerksamkeit wach zu halten. Er ist, was Polemik betrifft, gar nicht blöde. Die Empiriker und Skeptiker sind ihm kurzweg Feinde aller Vernunft und Philosophie. Kant ist ein altersschwacher Philister, über den Aristoteles sich lustig machen würde und Teichmüller sich wirklich lustig macht. Letzterer bemerkt, daß man blind sein müsse, um dem Alten heute noch anzuhängen, dessen Kritik nur groß war in kleiner Umgebung. Wie schlecht nachher Schopenhauer und vollends Eduard von Hartmann bei dem Verfasser wegkommen, wird man sich denken können. In Bezug auf den Gegenstand selbst wäre uns eine Verständigung mit ihm nicht leicht. Wir sind nicht gewohnt, moralische Phänomene als gegeben hinzunehmen, sondern wir fragen nach ihrem Ursprunge und nach ihrer Entwickelung in der menschlichen Gesellschaft. Wir würden nicht wagen, über das Wesen der Liebe zu reden, ohne ihre Erscheinung bei den verschiedenen Völkern der Erde umfassend erwogen und die sämmtlichen Thatsachen in eine aufsteigende Stufenreihe gebracht zu haben, an deren unterstem Ende die rohesten, an deren oberstem Ende die feinsten Formen gefunden würden. Von solchen Grundlagen aus würden sich dann natürlich ganz andere Resultate ergeben, als sie der Verfasser gefunden zu haben meint. Dennoch wird seine plane, verständige und verständliche Darstellung dem Leser eine lehrreiche und nützliche Anleitung zu philosophischer Betrachtung über einen für jedermann anziehenden Gegenstand gewähren.

[Anonym.]

Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Von Ottokar Lorenz. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin. Wilhelm Hertz, 1876. 77. Erster Band. XII und 291 SS. Zweiter Band. VIII und 259 SS. 8°.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1878, Bd. 4, S. 104—109.

Die erste Auflage dieses Buches erschien im Jahre 1870 und führte im Titel die Zeitbestimmung 'von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts'. — Es war damals die Absicht des Verfassers, das 15. Jahrhundert in einem besonderen Bande nachfolgen zu lassen. Er hat jetzt seinen Plan geändert und hat das 15. Jahrhundert auf die Weise eingeschaltet, daß die nach Landschaften fortschreitende und schließlich die allgemeine Reichs- und Kaiserhistorie behandelnde Darstellung jedesmal sich von c. 1250 bis gegen 1500 hin bewegt. Alles was das 15. Jahrhundert betrifft mithin ist hier neu hinzugekommen. Neu sind Königshofen, Justinger, Ebendorfer, Korner, Eberhard Windeck und viele andere.

Dank den Bemühungen von Wattenbach und Lorenz besitzen wir jetzt eine vollständige Geschichte der deutschen Historiographie von ihren Anfängen bis an's Ende des Mittelalters. Ich denke, das ist eine Thatsache, von welcher die deutsche Philologie wenigstens Act nehmen muß. Pflegen wir auch in der Zeit bis zum 13. Jahrhundert selten über das Gebiet der deutschen Sprache hinauszugehen, so daß Schriftsteller wie Widukind oder Otto von Freising in der deutschen Litteraturgeschichte, zu deren Schaden, nicht vorkommen: so muß doch selbst die äußerlichste, an dem Merkmal der Sprache ängstlich haftende Behandlung unserer Litteratur im 14. und 15. Jahrhundert die Historiker berücksichtigen, ja voll mit einziehen. Es ist demnach durch Lorenz ein Stück Arbeit gethan worden, welches nicht bloß der Geschichtswissenschaft, sondern auch der deutschen Philologie ganz unmittelbar zu Gute kommt. Und ich zweifle nicht, daß ich auch im Sinne von Lorenz rede, wenn ich den Wunsch ausspreche daß dieses Gebiet als ein gemeinsames angesehen werden möchte, auf dem sich Historiker und Philologen gegenseitig in die Hände zu arbeiten haben.

Freilich, das was die Historiker vielleicht zunächst bei uns suchen würden, das können wir ihnen nur in eingeschränktem Maße darbieten; so wie anderseits auch wir gerade das uns Wichtigste und Wissenswertheste oft vermissen werden.

Bücher wie das von Lorenz haben einen doppelten Zweck: sie wollen **erstens** Handbücher sein, aus denen man den Werth der Quellen als Quellen kennen lernt; sie wollen dem Benutzer sagen: 'hier ist der Autor glaubwürdig und hier ist er es nicht; hier schöpft er aus vorhandenen, hier aus verlorenen Schriften, hier aus mündlicher Tradition, hier aus eigener Anschauung; hier ist er gut unterrichtet, dort schlecht; hier ist er parteiisch, dort unbefangen; willst du von ihm Gebrauch machen, so mußt du ihn so und so benutzen'. **Zweitens** aber geben sie ein Stück Geschichte

und Litteratur und des geistigen Lebens, man soll daraus den Werth der Quellen als schriftstellerischer Erzeugnisse und als Kunstwerke, als Denkmäler individueller und allgemeiner, temporärer oder localer Eigenthümlichkeit kennen lernen.

Die augenblickliche Tendenz der historischen Forschung begünstigt den ersten Gesichtspunct; der zweite geht ziemlich leer aus. Lorenz spricht darüber in den Vorreden zu den vorliegenden Bänden, und alle, denen eine geistigere Richtung der deutschen Wissenschaft am Herzen liegt, werden ihm darin beistimmen.

Es ist aber ganz ähnlich in der deutschen Philologie, wenn auch die Wendung zum Besseren immer entschiedener sich geltend macht. Man sucht die Methoden zu mechanisiren. Und was sich nicht mechanisch behandeln läßt, das wird für unwichtig ausgegeben, oder die Beschäftigung soll inexacte Tendenzen oder — den schrecklichsten der Schrecken — journalistische Neigungen verrathen. Es wäre in der That sehr schön, wenn wir die Methoden so ausbilden könnten daß sie wie Maschinen wirkten und daß es ganz gleichgültig wäre, ob sie ein Esel oder ein gescheiter Mensch handhabt. Aber vorerst ist für einen so großartigen Fortschritt der Philologie wenig Aussicht vorhanden. Wir sind immer noch darauf angewiesen, mit Hilfe der wenigen Erfahrungen, welche uns eigenes und genauer gekanntes fremdes Seelenleben an die Hand geben, die im historischen Leben sichtbar gewordenen Vorgänge in den Seelen längstabgeschiedener Menschen zu errathen: denn was nicht bis zu diesem Quellpuncte menschlicher Begebenheiten vordringt, hat nur den Werth gut oder schlecht zubereiteten Baumaterials, das seines Architekten harrt.

Altdeutsche Philologie und mittelalterliche Geschichtsforschung treiben Quellenuntersuchungen — aber daß diese Untersuchungen in erster Linie dazu dienen müssen, um uns innerhalb der Individualität eines Autors das ihm Eigene erkennen zu lassen, ja daß die Eigenthümlichkeit auch in der besonderen Art der Auswahl und Combination des fremden Stoffes bestehen könne, das wird meistens vergessen.

Die Mittel, mit denen man das Individuum zu erfassen sucht, sind oft sehr roh, und es manifestirt sich dabei eine Einseitigkeit der Philologie, die sich auf seltsame Weise herausgebildet hat und immer mehr festzusetzen droht. Man redet gern von dem Verhältniß der Philologie zur Geschichte, zur Sprachwissenschaft, zur Lautphysiologie — aber von dem Verhältniß der Philologie zur Ästhetik 'ist leider nie die Rede'.

Und doch kann nicht die einfachste Quellenuntersuchung litterarhistorisch fruchtbar gemacht werden ohne ästhetische Bildung. Ich möchte nicht wiederholen was ich QF. 21, 47 hierüber bemerkt habe. Wenn ein deutscher Dichter ein französisches Gedicht umarbeitet, und sich die Frage erhebt 'aus welchen Gründen hat er seine Quelle verlassen?', so sind wir schon auf das ästhetische Gebiet verwiesen. Denn ein Künstler formt aus künstlerischen Gründen um. Er verschmäht was ihm mißfällt und sucht auszubilden was

ihn entzückt. Sein Geschmack also verlangt Untersuchung und die daraus fließenden Gewohnheiten seiner Darstellungsweise, welche, um festgehalten zu werden, ganz nothwendig gewisse Veränderungen des Originals erfordern.

Auch die Historiker nun sind Schriftsteller, sie sind Menschen und zuweilen Künstler. Wenn man diese Behauptung zugiebt, wie man wohl muß, so wird man auch die Forderung zugeben, welche Lorenz für ein Buch wie das seinige aufgestellt (Bd. 1, S. VI): 'eine durchgreifende und streng litterarische Würdigung der Historiographie, die Untersuchung und Darstellung des großen geistigen Zusammenhanges der Schriftsteller, die litteraturgeschichtlich unentbehrliche Erkenntniß der zusammengehörigen Stilgattungen, der politischen und philosophischen Richtungen, der nationalen Entwickelungen und aller jener Momente, welche eben die Geschichtsschreibung als solche bezeichnen'.

Wenn Lorenz alle diese Dinge anführt, um Selbstkritik zu üben, um hervorzuheben, daß dieselben seinem Buche von Anfang an fehlten, so muß man doch anerkennen daß er auch hierfür werthvolle Beiträge gegeben hat und daß er besonders für wichtige Persönlichkeiten eine lebendige Auffassung bewährt, welche uns die Art der Leute oft sehr anschaulich nahebringt. Ich verweise auf ein sehr charakteristisches Beispiel, die Schilderung des Eberhard Windeck (2, 271—279). Die Methode, welche Lorenz dabei anwendet, wird vielleicht großen Anstoß erregen, aber sie ist die einzig mögliche. Nur indem wir die Elemente der Gegenwart aufsuchen und hervorheben, welche sich dem wesentlichen Gehalte nach in der Vergangenheit ähnlich vorfinden, können wir uns und anderen — vergegenwärtigen. Die Art wie überlieferte und sonst erkennbare zerstreute Züge in unserer Phantasie zu einem einheitlichen Bilde zusammenschließen, mag allerdings oft mit dem dichterischen Proceß auffallend nahe verwandt sein. Aber ist das ein Nachtheil?

Der selige Jaffé erzählte mir einst mit einem Ausdrucke, der zwischen Entrüstung und Spott schwankte: ein sehr großer Historiker habe gesagt, der Geschichtschreiber müsse auch ein Stück von einem Dichter sein. Ich habe schon damals Jaffés Spott oder Entrüstung nicht getheilt, und heute bin ich überzeugt daß der Ausspruch vollkommen richtig ist.

Ich zweifle nicht, daß Lorenz bei künftigen Auflagen seines Buches eine Fortbildung in der Richtung der Litteraturgeschichte anstreben oder wenigstens die Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten weiter treiben und auf die feineren Seiten des Stiles und der Darstellungsgabe ausdehnen wird. An dem einen oder anderen Puncte hätte vielleicht schon jetzt mehr dafür geschehen können.

Der steierische Reimchronist Ottokar ist dem Verfasser so intim bekannt, daß er wohl gerade deswegen, wie es bei intimen Bekanntschaften leicht geschieht, nicht genug daran dachte, die Neugierde der Fernerstehenden gehörig

zu befriedigen und ihnen eine hinlängliche Anzahl bezeichnender Züge zu übermitteln.

Ottokar war ein ausgezeichneter Dichter. Seine gute poetische Bildung belegen zahlreiche nachweisbare Vorbilder aus der besten mhd. Zeit. Und in Bezug auf künstlerisches Vermögen ist er jedesfalls einer der größten deutschen Historiker. Er versteht es wie wenige seinen Stoff zu beleben und zu dramatisiren. Darin besteht sein Vorzug und seine Schwäche als historische Quelle. Die Phantasie hat bei ihm mitgearbeitet, sie hat arrangirt und abgerundet. Die Conception ist bei ihm ganz poetisch, echt dichterisch schaut er Personen und Ereignisse an: die letzte formelle Ausführung, Sprache und Vers verräth allerdings gesunkene Kunst, aber Gervinus (2[5], 197 f.) urtheilt doch mit großem Unrecht über ihn ab. Jene dichterische Conception läßt ihn oft den wahren Sachverhalt ummodeln, und in so fern wäre der Erforschung geschichtlicher Wahrheit mit trockenem Bericht besser geholfen. aber dafür hat er einen Blick für die Charaktere der handelnden Personen, er weiß durch Situation und Rede sie so vortrefflich zu vergegenwärtigen daß ganze Landschaften sich vor uns eröffnen, für welche die Klosterchronisten blind sind. Der Blick in's Innere der Menschen hinein, den die psychologisirende Dichtung der mhd. Blütezeit gewann, kommt hier — und wohl nur hier in größerem Maße — der mittelalterlichen Geschichtschreibung zu gute. Charakteristisch aber für die Litteratur des deutschen Südostens ist dabei das Dramatische, die drastisch erfaßte und ausgebeutete Situation, wie die österreichische Dichtung dergleichen schon in den Satiren Heinrichs von Melk aufzuweisen hatte.

Alle die hier angedeuteten Seiten von Ottokars Persönlichkeit hätten nähere Ausführung verdient, sie sind aber bei Lorenz etwas stiefmütterlich behandelt, so schöne und lehrreiche Betrachtungen gerade dieser Paragraph (1, 200—209) sonst darbietet.

Einem anderen Manne ist, wie ich glaube, noch weniger sein Recht geschehen: dem Johannes Rothe (2, 105—109). Er wird zu sehr bloß als Historiker gewürdigt und seine sonstige Thätigkeit gering angeschlagen. Rothe ist Jurist, Didaktiker, Historiker und Legendenschreiber; Prosaiker und Poet. Er systemisirt in der Thüringischen Chronik seine frühere schriftstellerische Thätigkeit als eine ethische und politische, wobei er theils die Stadt Eisenach theils ein fürstliches und ritterliches Publicum im Auge hatte. Die Ethik und die Politik des Aristoteles citirt er fast mit derselben Bezeichnung (von den gûten setin, von den steten) wie er seine eigenen Schriften classificirt. Er hat für seine bescheidenen Aufgaben von dem großen Philosophen zu lernen gesucht. In dem von Bech dem wesentlichen Gehalte nach ihm überwiesenen Rechtsbuch Johann Purgoldts, Buch IX. X 'entwirft er im Anschluß an Cicero und Aristoteles eine Art von Politik, worin er Rathschläge für die Behandlung der öffentlichen Geschäfte und für das Verfahren und Betragen der Beamten und Gemeindevertreter ertheilt. Überhaupt hat er, auch abgesehen von den gereimten Einleitungen der einzelnen

Bücher, Neigung zu weitläufigen, mehr ethischen und politischen als juristischen Auseinandersetzungen' (Stobbe). Er pflegt zuerst Natur und Geschichte des Gegenstandes zu erörtern, dann wendet er sich zur praktischen Vorschrift. So thut er auch im Ritterspiegel, dessen zweiter Theil (von Z. 2221 an) der Kriegskunst gewidmet ist und reichliche Benutzung des Vegetius aufweist.

Wenn Rothe demnach fast als ein Vorläufer der Politiker der Renaissance angesehen werden könnte, so steckt er anderseits noch ganz in den Manieren und Anschauungen der bürgerlichen Didaktiker des XIII. und XIV. Jahrhunderts, eines Hugo von Trimberg u. a. Aber er hat offenbar Universitätsbildung genossen und zeigt, wie innerhalb des neuen Gelehrtenstandes, mag das Kleid auch immer geistlich bleiben, eine Verlegung des Schwerpunctes nach der weltlichen Seite stattfinden konnte.

Die Litteratur über Rothe hat Lorenz nicht vollständig genug verzeichnet. Die Aufsätze von Fedor Bech stehen Germ. 5, 226. 6, 45. 257. 7, 354. 9, 172. Über die Thüringische Chronik vergl. Witzschel Germ. 17, 129 ff. —

Ich weiß wohl, daß dem Autor diejenigen Recensionen die liebsten sind, aus denen er am meisten lernt. Ich bedaure daher, daß ich eine solche hier nicht schreiben konnte. Über die Quellenwerthe mitzusprechen habe ich weder Lust noch Beruf; und was ich zur menschlichen und ästhetischen Charakteristik aus meinen Litteraturgeschichtsheften beitragen könnte, ist über Anfänge von Beobachtungen nicht hinaus gediehen und bedürfte reiflicherer Durcharbeitung und Neuprüfung als mir in diesem Augenblicke möglich wäre.

Straßburg 18. 9. 77. Scherer.

Ankündigung der Litteraturgeschichte.

Der deutsche Büchermarkt ist seit einiger Zeit mit Litteraturgeschichten überschwemmt. Und doch mangelt es durchaus an einem Werke, welches nicht aus zweiter und dritter Hand, sondern aus den Quellen selbst geschöpft, auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stünde und in künstlerisch freier Anordnung, aber auf das Wesentliche beschränkt, ein umfassendes und anschauliches Bild der geistlichen Entwickelung unserer Nation zu geben versuchte.

Die 'Geschichte der deutschen Litteratur' von Wilhelm Scherer will diesem oft empfundenen und vielfach kundgegebenen Bedürfnisse entgegenkommen. Das Buch will die sicheren Ergebnisse der Forschung zusammen-

fassen und das Gebiet der Hypothesen nur dort betreten, wo es für den Zusammenhang der Darstellung unerläßlich ist, in dem Streite der Gelehrten Partei zu nehmen. Es will nicht durch bloße Inhaltsangaben und Auszüge in dem Leser das täuschende Gefühl erwecken, als ob er die Kenntniß der Litteraturdenkmäler selbst entbehren könnte. Es will vielmehr durch historisch-ästhetische Betrachtung zum Genusse litterarischer Kunstwerke anleiten. Es will nicht möglichst viele Schriftstellernamen anhäufen, sondern allgemeine Richtungen durch strenge Auswahl ihrer besten Vertreter charakterisiren. Es will das Maß der Darstellung nach dem Werthe der Gegenstände einrichten, die Werke ersten Ranges ausführlich, die minderen flüchtig behandeln. Es will in erster Linie die Geschichte der deutschen Dichtung erzählen, aber darüber hinaus stets den Blick auf das gesammte geistige Leben und seinen Zusammenhang mit der nationalen Cultur gerichtet haben. Es will in der Form des Vortrages alles vermeiden, was aufdringlich an den Ton des Lehrbuches erinnert, und doch der Sache nach gerade das liefern, was man von einem guten Lehrbuch erwartet: nicht pedantischen Unterricht über einzelne Thatsachen, sondern zusammenhängende Einführung in das wahrhaft Wissenswürdige. Das Buch betrachtet die Entwickelung unserer Nation nirgends durch die Brille einer bestimmten Partei; es bekennt sich nur zu der berechtigten Parteilichkeit des Litterarhistorikers, welcher alles mit Freude begrüßt, was zur litterarischen Blüte hinführt, und alles mit Trauer beobachtet, was von derselben ableitet. Und insofern will es allerdings nicht blos belehren, sondern auch überzeugen — die Überzeugung wecken, daß das Heil der deutschen Cultur nur dort zu finden ist, wo es unsere großen Classiker zu finden glaubten.

[Anonym.]

Antrittsrede in der Akademie.

Sitzungsberichte der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 3. Juli 1884. Öffentliche Sitzung zur Feier des Leibniz-Tages. 2. Halbband. Juni-December. S. 727—729.

Die deutsche Philologie verfolgt die gesammte Entwickelung unserer Nation, indem sie in ihr inneres Leben einzudringen sucht. Von der Mythologie der alten Germanen und ihren arischen Wurzeln bis zu dem modernsten Gedichte fallen die glänzendsten wie die bescheidensten Äußerungen deutscher Geisteskraft in ihr Bereich. Sie kann sich bald an der unschuldigen Einfachheit eines Naturvolkes erquicken, bald in die zarten Gewebe Goethescher Seelenschilderungen vertiefen. Sie zählt Herder zu ihren Ahnherren und wendet gerne den vergleichenden Blick über die Grenzen

des Vaterlandes hinaus, um nach dem Gesetze der geschichtlichen Erscheinungen zu spähen oder wenigstens die nationale Eigenthümlichkeit schärfer zu erfassen. Sie steht in einem traditionellen und niemals ernstlich getrübten Verhältnisse zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Sie hat von der classischen Philologie vieles gelernt und wird darin gewiß fortfahren, wo es ihr nützen kann. Sie ist ein Theil der deutschen Litteratur selbst, ihre Begründer gehören zu unseren Classikern, und die Art, wie Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt litterarische Dinge betrachteten, gab ihr das große Vorbild einer auf ästhetische Probleme gerichteten historischen und systematischen Untersuchung. Sie hat das Recht, ja die Pflicht, der Litteratur der Gegenwart ihren sympathischen Antheil zu schenken; und es geziemt ihren Vertretern, daß sie die Sprache, die sie forschend ergründen sollen, auch kunstmäßig zu handhaben und sich einen Platz unter den deutschen Schriftstellern zu verdienen wissen. Das Maß der Wissenschaftlichkeit hängt nicht von der Schwierigkeit des ersten Schrittes ab. Die leisen Unterschiede des Sprachgebrauches zwischen heut und vor fünfzig Jahren zu erkennen, fordert schärfere Sinne, als einem althochdeutschen Texte die grammatische Ausbeute zu entlocken, die er etwa bieten kann. Ein todtes Idiom aus schriftlichen Denkmälern zu lernen und unsere Kenntniß davon durch einzelne Beobachtungen zu bereichern, ist leichter, als eine lebende deutsche Mundart, in deren Gebrauch man aufwuchs, zuverlässig darzustellen. Das heimische Sprachgefühl läßt sich immer nur unvollkommen ersetzen, und wer es nicht mit Bewußtsein in sich ausbildet, bleibt ein Fremdling in jedem Sprachgebiet, auf dem er sich ansiedeln mag.

Wenn ich nun gezwungen bin, hier von mir selbst zu reden, so kann ich nur sagen, daß ich mich bemüht habe und künftig weiter bemühen werde, die Vorstellung, die ich von den Aufgaben meiner Wissenschaft hege, zu bethätigen und ihren Zwecken zu dienen. Ich versuchte von der deutschen Grammatik aus die Sprachwissenschaft überhaupt zu fördern, indem ich die erkannten Entwickelungsgesetze der jüngeren Sprachperioden auf die älteren übertrug. Den religiösen und politischen Zuständen der heidnischen Germanen konnte ich bisher nur vereinzelt Aufmerksamkeit schenken, während ich die christliche Litteratur vom achten bis zwölften Jahrhundert seit einer unvergeßlichen Gemeinsamkeit der Arbeit mit einem Lehrer, den wir alle betrauern, nie ganz aus den Augen verlor und innerhalb der späteren Zeiten dem Drama des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der elsässischen und der österreichischen Litteratur, sowie der Geschichte der deutschen Philologie und verschiedenen Schriften Goethes specielle Darstellungen oder Untersuchungen widmete. Gestützt auf diese und andere Vorarbeiten, wagte ich es, ein Gesammtbild der deutschen Litteraturgeschichte aufzustellen, die Perioden derselben genau zu scheiden und zu vergleichen und dabei von der historischen Analogie, an deren methodischen Werth ich fest glaube, einen ausgedehnten Gebrauch zu machen. Herder's 'Ideen' und die 'Geschichte

der deutschen Dichtung' von Gervinus haben früh auf mich gewirkt und mir solche Betrachtungen dauernd nahe gelegt.

Soll ich aber sonst aussprechen, wem ich unmittelbare oder mittelbare, stärkere oder geringere geistige Förderung verdanke, so kann ich fast nur Männer nennen, welche zu diesem erwählten Kreise gehörten oder noch gehören. Bei den Herren Bonitz und Vahlen lernte ich in Wien die Elemente philologischer Methode. Lachmann war lange todt, Wilhelm Grimm eben gestorben, als ich meine österreichische Heimat zum ersten Male verließ, um in Berlin die schon auf der Schule mit Bestimmtheit ergriffeneu deutschen Studien fortzusetzen. Aber Bopp, Homeyer und Trendelenburg, sowie die Herren Leopold von Ranke und Albrecht Weber sind meine Lehrer gewesen; Jacob Grimm zeigte mir ein ermunterndes Wohlwollen; Moriz Haupt gönnte mir seine persönliche Unterweisung; Müllenhoff eröffnete mir die Grundgedanken seiner deutschen Alterthumskunde, ließ mich rückhaltlos seiner schweren Gedankenarbeit zuschauen, führte mich iu die gelehrte Welt ein und blieb mir lang ein theilnehmender Leiter. Ich durfte mich der preußischen Akademie verbunden glauben, schon bevor sie mich durch ein äußeres Band in ihre Gemeinschaft aufnahm; und wenn dieses Band jetzt ein engeres wurde, so ist mir zu den vielen Pflichten der Dankbarkeit, die ich einzelnen Mitgliedern, lebenden wie todten schulde, eine neue Pflicht des Dankes Ihnen allen gegenüber erwachsen.

Johann Bödiker.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1876, Bd. 3, S. 15.

Bödiker: Johann B., deutscher Grammatiker. Bauernsohn, geb. 1641 bei Stettin, † 1695, beliebt beim Hofe, als Factor des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin. Seine Schulgrammatik, 'Grundsätze der deutschen Sprache', 1690 giebt knapp und praktisch gefaßte Regeln ohne systematische Ordnung, im Allgemeinen auf Schottelius bauend, aber ihn fortbildend und die Fixirung unserer Schriftsprache fördernd. Unter der Wortfügung, dem 'Hauptstück in der Sprachkunst', mengt er Syntax und Stilistik; unter der Wortforschung Flexion, Wortbildung und Etymologie. Er behauptet die Einsilbigkeit der deutschen Stammwörter. Er nimmt viele Sprachmischungen an, sein hochgelobtes Deutsch hat fast an allen europäischen Sprachen Antheil, das Latein z. B. ist aus Griechisch und Deutsch, das Griechisch aus Hebräisch und Deutsch entstanden. Bödikers beabsichtigtes Wörterbuch ist nicht erschienen.

Küster, Altes und Neues Berlin, I. 975. — Ersch-Gruber. — Raumers Unterricht [im Deutschen] 53, Geschichte [der germanischen Philologie] 186.

W. Scherer.

Johann Christoph Adelung.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1875, Bd. 1, S. 80—84.

Adelung: Johann Christoph A., Lexikograph und Grammatiker, Predigersohn aus Spantekow (Pommern), geb. 8. August 1732, besuchte die Gymnasien zu Anklam und Klosterbergen und die Universität Halle, war 1759—61 Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt, privatisirte seit 1763 zu Leipzig, bis er 1787 zum Oberbibliothekar in Dresden ernannt wurde, † 10. September 1806. Schon 1757 begann er eine litterarische Thätigkeit der vielseitigsten Art, die er mehr als 20 Jahre lang fortsetzte und die sich stellenweise bis zu bedenklicher Höhe steigerte. Jeder Gegenstand war ihm recht, für den er sich günstigen Markt versprechen durfte. Eine Reihe von Publicationen folgen der Zeitgeschichte von 1740 bis zum baierischen Erbfolgekriege auf dem Fuße nach und richten die Ereignisse gleich fürs große Publicum her; trockene Thatsachenhäufung, durch den seichtesten Pragmatismus verbunden; Sammelwerke der Staatsacten, politische Briefe u. s. w. traten ergänzend hinzu. Seine Übersetzerthätigkeit war massenhaft und erstreckte sich auf alle Gebiete des menschlichen Wissens, auf Diplomatik so gut wie auf Metallurgie, auf die Werke des Philosophen von Sanssouci so gut wie auf englische und französische Geschichtsbücher. Als Journalist war er nicht minder universell: er schrieb mehrere Jahre hindurch die Leipziger politische Zeitung und das damit verbundene Allerlei; er gab mineralogische Belustigungen, ja ein militärisches Taschenbuch heraus; er ist der Begründer des Weißeschen Kinderfreunds, und noch 1785—1786 dirigirte er die Leipziger Gelehrte Zeitung. Selbst litterarische Handlangerdienste, wie das allgemeine Verzeichniß neuer Bücher zusammenzustellen, verschmähte er nicht. Er bearbeitete eine Geschichte der Philosophie (und Mathematik) für Liebhaber, und unter dem picanten Titel einer Geschichte der menschlichen Narrheit hat er Männer und Frauen verunglimpft, welche zu den edelsten Erscheinungen der Menschheit gehören: es sollte dem geschmackvollen und aufgeklärten Weltmanne der 80er Jahre schmeicheln, auf jene 'Schwärmer' vornehm herabblicken zu können. Adelung besaß den Instinct für das Zeitgemäße und einen ordnenden Verstand, der leicht und sicher wie eine Maschine wirkte und sich nirgends gehindert sah, weder durch Tiefsinn, noch durch Phantasie. Er besaß eine ausgebreitete Bücherkenntniß und ein entschiedenes Talent zu generalisiren und zu simplificiren. Als

eigentlicher Gelehrter kann er nur in mittelalterlicher Latinität (Zusätze zu seinem Compendium des Ducange, Glossarium manuale, 1772—1784), in Gelehrtengeschichte (Fortsetzung des Jöcher 1784—1787) und auf dem Gebiete der Sprache gelten. Überall aber ist er mehr Sammler und Ordner, als Forscher. Lehrbücher abzufassen war er höchst geeignet. Seine 'Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften' (1771) war für die niederen Schulen bestimmt und erlebte mehrere Auflagen; daraus entwickelte sich sein 'Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten' (1778—1781) für Realschulen, und dieser lief in eine 'Geschichte der Cultur' aus, welche etwas erweitert 1782 auch selbständig erschien. Diesen Titel, den Namen also der Culturgeschichte, scheint er eingeführt zu haben anstatt des bis dahin üblichen 'Geschichte der Menschheit'. Die Form solcher Betrachtungen war durch Voltaire, die Methode hauptsächlich durch Montesquieu, in Deutschland durch Winckelmann in Schwung gekommen: Adelung faßt nur zusammen und formulirt. Aber er verlangt, die Culturgeschichte solle den Grund nicht blos der Universalgeschichte, sondern auch der Gelehrten- und Religionsgeschichte ausmachen, und das Buch giebt ihm seine eigenthümliche Stellung innerhalb der deutschen Aufklärung. Weit mehr thut dies freilich noch sein 'Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart' 1774 bis 1786. Daran schlossen sich grammatische Werke 'Deutsche Sprachlehre für Schulen, zunächst für die preußischen', 1781 (Auszug daraus 1781), 'Umständliches Lehrgebäude' (1782) und eine 'Stylistik' (1785—1786); das 'Magazin für die deutsche Sprache' (1783—1784) ging als rechtfertigende und erläuternde Zeitschrift nebenher. Mit diesen Leistungen erhob sich Adelung endlich über sein bisheriges Litteratenthum, ja er vertiefte sich in seiner Weise von dem festen Halt aus, den er nun ergriffen: der Plan einer Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur wurde gefaßt, das Studium der altdeutschen Dichter lebhafter betrieben ('Chronologisches Verzeichniß der schwäbischen Dichter' 1784, 'Püterich von Reicherzhausen' 1788) und alle Sprachen der Erde in den Kreis seiner gelehrten Thätigkeit gezogen. Da bestimmten ihn in Dresden, wer weiß welche Rücksichten, sich auf sächsische Geschichte zu werfen und riesenhafte Materialien für ein Unternehmen aufzuhäufen, von welchem dann doch nur einzelne Bruchstücke zu Tage kamen. Daneben erhielt nur die zweite Auflage des Wörterbuchs (1793—1801) wesentliche Bereicherung und Verbesserung, und in seinem Todesjahre erschienen die ersten Anfänge jener 'Sprach- und Litteraturgeschichte' als 'Älteste Geschichte der Deutschen', jener allgemeinen Sprachkunde als 'Mithridates' Bd. 1, die asiatischen Sprachen umfassend. Mit Benutzung des hinterlassenen Stoffes und unter Betheiligung Wilhelm von Humboldts und Friedrich Adelungs ließ Vater die europäischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen folgen. Wie wenig auch für eine wissenschaftliche Zergliederung gethan war, das Werk hat Segen gestiftet, wäre es auch nur durch den Gebrauch, den Humboldt davon machen konnte, und ist noch durch kein

ähnliches ersetzt. — Adelungs sprachliche Arbeiten haben eine theoretische und eine praktische Seite. In jener Hinsicht strebt er die höchsten Forderungen der damaligen Wissenschaft zu erfüllen; in dieser bemüht er sich um das Richtige, um die richtige Sprache, um den richtigen Stil. Er will dabei nicht Gesetzgeber sein, aber er läßt sich das Gesetz von der hochdeutschen, d. h. für ihn von der obersächsischen Mundart dictiren. Er versichert zwar 1781 einmal, er sei weder der Geburt noch der Verbindung nach ein Kursachse, sondern ein freier Weltbürger, und blos die deutlich erkannte Wahrheit leite ihn. Aber in der That war es die Beschränktheit seines moralischen und ästhetischen Standpuncts, welche ihn leitete. Gellert stand ihm höher als Klopstock und Goethe. Gellert war ganz eigentlich sein Classiker. Die Sprache, den Stil, den Geschmack des Gellertschen Zeitalters wollte er schützen gegen die Neuerer, wie Voltaire die Sprache des Siècle de Louis XIV. gegen Rousseau und seinesgleichen. Adelungs Theorie der Cultur, sowie die Analogie auswärtiger Schriftsprachen schienen ihm Recht zu geben. In Griechenland, im alten wie im neuen Italien, in Frankreich, in der altdeutschen Zeit, überall habe sich die Mundart der cultivirtesten Provinz zur Schriftsprache erhoben. Was aber ist Cultur? Auf den ursprünglichen sinnlichen Menschen wirkt nur die dunkle Empfindung des Bedürfnisses. Dies entsteht durch Volksmenge im beschränkten Raum, durch engeres sociales Leben. Cultur und Bevölkerung wachsen mit einander vom kleinsten denkbaren Anfang an in geometrischer Progression. Die wachsende Bevölkerung verlangt immer intensivere Wirthschaft, nach der Reihe entstehen Jäger- und Hirtenleben, Ackerbau, Handel, Gewerbe: Wohlstand, Bequemlichkeit und Überfluß erzeugen erst die Poesie, dann die bildende Kunst, endlich die Wissenschaft. Der Staat wird blühend, aber nun reißt auch Luxus ein und mit ihm kommt Verderben der Sitten, Üppigkeit, Krankheiten, kurz der Verfall. In Deutschland war die Zeit der schwäbischen Dichter eine solche Blüteperiode, und von der Reformation ab stellen sich die Bedingungen der Cultur in Obersachsen ein, der obersächsische Dialekt wird Schriftsprache, Gellert und seine Genossen bezeichnen einen neuen Höhepunct, jetzt aber werden Symptome des Verfalls bereits sichtbar. Adelung wünscht ihn aufzuhalten, auch er ist gegen Rousseau, gegen die Physiognomik, gegen die Überschätzung des bloßen Genies, ebenso aber gegen allzu große Aufklärung des Volkes und in aller Zahmheit auch ein wenig gegen den Staat Friedrichs des Großen. Er ist für positive Religion, aber nicht für das officielle sächsische Lutherthum. Er ist ein gemäßigter Conservativer in Politik, Religion, Litteratur und Sprache. Adelungs Wörterbuch hat durchaus die Aufgabe, welche sich alle Wörterbücher aller europäischen Nationen früher stellten: es soll eine Codification sein. Die Sprache der guten Schriftsteller soll sich bequem überschauen lassen; nichts Veraltetes, nichts Provinzielles soll darin vorkommen, außer höchstens mit beigefügter Warnung. Bei jedem Wort erfahren wir Aussprache, Ortho-

graphie, Flexion, Construction und Gebrauch, namentlich die Stilart, der es entspricht. Bestimmte Angabe des Begriffes und der verschiedenen Bedeutungen sorgt für die Verbreitung klarer und deutlicher Begriffe, dieses wichtigste Requisit der Aufklärung. Ein mäßiger verständiger Purismus wacht über der Reinheit des nationalen Idioms. Die Etymologie sucht, anknüpfend an Wachter, Frisch, hauptsächlich aber an Fulda, unter Herbeiziehung der übrigen germanischen Sprachen das wissenschaftliche Interesse am Wort zu befriedigen. Es war ein den Zeitgenossen geläufiges Compliment, Adelung habe als einzelner Mann geleistet, was sonst nur ganzen Akademien gelungen sei. Oder erinnerte man sich an Samuel Johnsons ähnliche Verdienste um das Englische, so glaubte man dem Landsmanne in wesentlichen Puncten den Preis ertheilen zu dürfen. Die etymologischen Versuche leiten zu Adelungs Grammatik über: sie ist ganz durchsetzt von der Ansicht über den Ursprung und die Entwickelung der Sprache, welche er mit leichter Modification aus Herder entnahm und mit seiner Culturtheorie in Einklang brachte. Sprache und Erkenntniß sind gleichen Schritt gegangen, vom Dunklen zum Klaren. In der sinnlichen Epoche der Menschheit ist die Sprache entstanden, aus dem sinnlichen Zustand der Seele muß man die Erklärung für ihre ursprünglichsten Erscheinungen suchen. Adelung führt alle deutschen Wörter unmittelbar auf den Anfang zurück, auf jene Nachahmung natürlicher Schälle, jene Abbilder der tönenden Natur, welche er neben den Empfindungslauten für die Grundlage aller Sprachen hält. Er glaubt das Fundament der Etymologie als Wissenschaft gelegt zu haben. Die Consonanten, deren Bedeutung er charakterisirt, sind der wesentlichste Theil jedes Wortes, die Vocale, welche von u bis i eine Art natürlicher Tonleiter bilden, drücken nur Höhe und Tiefe aus. Die ältesten Redetheile sind Interjection und Adverbium, die älteste Epoche kennt nur unverbundene einsilbige Wurzelwörter. Aus dunkler Empfindung der Arten der Begriffe oer Kategorien des Dinges, des Handelns rc. entsteht Flexion und Ableitung. In der Lehre von den Redetheilen hatte ihm Meiner (Philosophische Sprachlehre, 1781) vorgearbeitet, ebenso in der trefflichen Satzlehre. Adelung will die deutsche Sprache rein aus sich, unabhängig von der lateinischen Grammatik darstellen, aber es begegnet ihm in Folge dessen, daß er z. B. das flexionslose Adjectiv als Adverbium ansieht. Er erhebt die Forderung historischer Sprachbetrachtung, aber ohne zu ahnen, was darin liegt. Die Anerkennung der Grammatik als einer selbständigen, von philosophischem Geiste getragenen Wissenschaft war das große Ziel, das ihm vorschwebte. Ebenso consequent stellt er ferner die Lehre vom Stil als ein wissenschaftliches Ganzes auf. Auch hier geht er überall auf die 'ersten Gründe' zurück, und psychologische Gesichtspuncte werden geschickt verwerthet, die Redefiguren z. B. eingetheilt nach den verschiedenen Seelenkräften, auf die sie wirken. Vor allem aber sucht er auch hier für seine geliebten Obersachsen zu wirken und die Neuerer herabzudrücken, deren Vorzug nur in

der größeren Lebhaftigkeit des Stils bestehe. Das Sächsische war entschieden seine Achillesferse. Die Begünstigung der Obersachsen brachte ihn auch mit denjenigen in Zwiespalt, welche sonst in einer Linie mit ihm standen oder seine Verdienste laut anerkannten, mit den Berlinern und mit Wieland. Später (1804) griff ihn Voß auf das heftigste an. Kein Geringerer aber als Jacob Grimm hat dies eine Ungerechtigkeit genannt und die treue und fruchtbare Arbeit des Mannes in Schutz genommen. Doch war es gerade Jacob Grimm, der wie Lavoisier alle seine Vorgänger so sehr verdunkelte, daß sie nur mehr als schattenhafte Namen fortleben. Pflicht der Geschichte ist es, Adelung nicht an seinem großen Nachfolger, sondern an seinen eigenen Vorgängern zu messen. Und dann blüht auch für ihn ein bescheidener, aber unverwelklicher Lorber. An consequenter lichtvoller Durchbildung seiner Ansichten aus einem großen anthropologischen Zusammenhange heraus ist ihm noch niemand gleich gekommen; und Gesetze für die Praxis zu finden, haben wir allzu sehr verlernt. Es war nur in der Ordnung, daß Adelungs Lehre die Schulen von ganz Deutschland eine Zeit lang beherrschte.

Meusel, Gelehrtes Teutschland. Jördens I. 13 V. 70 VI. 537. Ebert bei Ersch und Gruber I. 404. Raumer, Unterricht [im Deutschen] 69. Geschichte [der germanischen Philologie] 210.

Scherer.

Karl Ferdinand Becker.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1875, Bd. 2, S. 224—225.

Becker: Karl Ferdinand B., deutscher Grammatiker. Geb. 14. April 1775 zu Lyser an der Mosel, zwei Jahre im Priesterseminar zu Hildesheim, neunzehnjährig Lehrer am Josephinum daselbst, seit 1799 aber der Medicin zugewandt, studirte in Göttingen, eine Zeitlang Director der Salpeterfabrication im Harzdepartement, 1814 Vorstand mehrerer Militärhospitäler zu Frankfurt a. M., 1815 praktischer Arzt in Offenbach, † 4. September 1849. Er war eine frische, anziehende Erscheinung. Aus eiserner Meditation und vertiefter Gedankenarbeit blickte er hell und fest ins Leben. Er fand seinen eigentlichen Beruf, als er 1823 sein Haus und seine Familie zu einer kleinen Erziehungsanstalt erweiterte. Der Unterricht, den er ertheilte, führte ihn zurück zur Sprachforschung, der er sich schon 25 Jahre früher als Schulmann mit Vorliebe zugewandt hatte. Er war beinahe ein Fünfziger, als er neu begann: aber seine litterarische Thätigkeit zeigt aufsteigende Kraft: 'Wortbildung' 1824, 'Organismus' 1827, 'Ausführliche

deutsche Grammatik' 1836. 1839, 'Deutscher Stil' 1848, davon zum Theil Schulbearbeitungen und neue Auflagen.

Man merkt, daß seine Bildungsjahre in eine vorzugsweise philosophische Epoche fielen. Anknüpfend an Wilhelm von Humboldt, aber gerade das Eigenthümlichste in dessen linguistischen Ansichten verkennend, erneuerte Becker die philosophische Sprachlehre des vorigen Jahrhunderts, welche eine Geschichte des menschlichen Verstandes, eine sinnliche Logik sein wollte. Er wußte sehr wohl, daß die Sprache die Dinge und ihre Verhältnisse nicht so darstellt, wie sie uns heute erscheinen oder wie sie an sich sind, sondern nur so, wie sie in der Kindheit des Menschengeschlechts von einer noch ganz in sinnlicher Anschauung befangenen Intelligenz aufgefaßt wurden. Aber anstatt diese sinnliche Auffassungsweise zum Angelpuncte der Forschung zu machen und die verschiedenen Methoden zu ergründen, in welchen verschiedene Sprachen ihrer Aufgabe gerecht werden, behandelte er das Denken oder vielmehr gewisse logisch-metaphysische Kategorien wie eine Naturkraft, durch welche die Sprache unmittelbar hervorgerufen werde. In dieser Macht des Gedankens, der sich den Laut unterwirft, sah er das Organische der Sprache. Wie die Physik zur vergleichenden Anatomie, so sollte sich seine Grammatik zur comparativen verhalten. Er setzte die historische Forschung überall voraus, aber er war weder ihrer Resultate noch ihrer Methode vollkommen mächtig: wo er als Etymolog eigene Schritte wagt, ist er gestrauchelt. Er hoffte durch Intuition und Deduction mit einem Male zu erringen, was lange geduldige inductive Arbeit voraussetzt. Er wollte vom Neuhochdeutschen aus erreichen, was streng genommen nur das Resultat der letzten Analyse aller auf den ursprünglichsten Zustand reducirten Sprachen sein kann. Die Frage: Existiren im Sprachgefühl des Redenden grammatische Kategorien, die derselbe lautlich nicht bezeichnet? beantwortete er mit Ja und unterschied demgemäß zwischen logischer und grammatischer Form: 'Alle Sprachen bezeichnen durch Betonung und Wortfolge auf vollkommene Weise die logische Form, indeß sehr viele Sprachen, nämlich alle nicht flectirenden Sprachen, die grammatische Form nur unvollkommen bezeichnen'. — Die Logik (aber keineswegs die formale) sollte das Regulativ der Grammatik werden. Nicht die Form, sondern die Bedeutung war Grundlage des Systems. Von ihr ging die Darstellung und Anordnung aus. Es wurde nicht das Feste, sinnlich Faßbare, die Form, vorgelegt und daran die Frage nach ihrer Bedeutung geknüpft. Sondern das Unsichere, Vermuthete, Erschlossene gab den Faden der Belehrung her. Diese pädagogisch gewiß verfehlten Anschauungen haben gleichwohl, getragen durch manche verwandte Tendenzen in Wissenschaft und Unterricht, etwa 30 Jahre lang die deutsche Schule beherrscht und auf die grammatische Behandlung sowohl der modernen wie der classischen Sprachen tiefgreifenden Einfluß geübt. Man hat recht gethan, sie wieder zu verlassen, aber man hat noch lange kein Recht, ihren Urheber als Sprachforscher bei Seite zu schieben. Stein-

thals Kritik (Grammatik, Logik und Psychologie 1855) war ohne Verständniß für das Echte und Bedeutende in Becker. Becker ist nicht blos ein guter Beobachter auf dem Gebiete des Neuhochdeutschen, sondern er hat sich auch das Verdienst erworben, uns fast gleichzeitig mit dem vierten Band von Grimms Grammatik, welcher nur den einfachen Satz darstellte, eine vollständige vergleichende Syntax des Neuhochdeutschen zu schenken, wobei das Alt- und Mittelhochdeutsche sehr eingehende Berücksichtigung fand und auch die übrigen germanischen sowie die verwandten Sprachen herangezogeu wurden, letztere in umfassenderer Weise als selbst bei Grimm. Dabei bot das Ausgehen von der Muttersprache als dem Gegenstande unserer unmittelbaren sprachlichen Erfahrung große Vortheile, die sich keine linguistische Betrachtung darf entgehen lassen. Auch Beckers Stillehre ist voll von feinen Bemerkungen. Und was seine allgemeinen Ansichten über die Sprache betrifft, so wird niemand leugnen, daß die Natur der Dinge d. h. auch die Kategorien jedenfalls ein Factor mit in dem Proceß des Ursprungs der Sprache sind. Deshalb muß die Forschung darüber Aufschluß suchen, welche Kategorien in einer bestimmten Sprache wirken und wie sie darin zum Ausdruck gebracht sind. Daß eine ähnliche Forderung wenigstens durch Becker festgehalten schien und daß er für das Neuhochdeutsche dieselbe so energisch zu erfüllen trachtete (freilich in dem Irrthum, damit etwas für alle Sprachen Gültiges zu liefern), das war es wohl, was ihn einem Philosophen wie Trendelenburg werth machte. Einige fundamentale Erscheinungen in dem Leben der Sprache, die Unterscheidung zwischen Begriffs- und Formwörtern, die fortschreitende Individualisirung aus wenigen Grundformen, den Überfluß der Wortformen, den die Sprache benutzt, um Unterschiede der Bedeutung zu bezeichnen (Differenzirung) ꝛc., hat Becker ganz richtig erkannt. Es wäre Zeit, daß eine productive Kritik das Fruchtbare in seinen Anschauungen für die deutsche Wissenschaft zurückzuerobern suchte.

Neuer Nekrolog XXVII (1849) 2, 722. Helmsdörfer, Becker der Grammatiker, Frankfürt 1854. Raumer, Unterricht [im Deutschen] 80. Geschichte [der germanischen Philologie] 625.

W. Scherer.

Erduin Julius Koch.

Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1882, Bd. 16, S. 375.

Koch: Erduin Julius K., Litterarhistoriker. Geboren zu Loburg im Magdeburgischen am 13. Juni 1764, Lehrer am Pädagogium der Realschule zu Berlin seit 1786, dann 1790 zugleich Prediger in Stralau, seit

1793 Prediger an der Marienkirche in Berlin. Aber wegen unwürdigen Lebenswandels mußte er 1815 seines Amtes entsetzt werden; doch machte man einen Versuch, ihn an der Breslauer Bibliothek zu verwenden. Seine Neigung zum Trunk erwies sich als unüberwindlich. Er wurde in das Landarmenhaus zu Kreuzburg aufgenommen, wo er erst am 21. December 1834 starb. Sein 'Compendium der deutschen Litteraturgeschichte' (erster Band 1790, zweite Ausgabe 1795; zweiter Band 1798) war der erste Versuch, das bis dahin angewachsene ungeordnete Material von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod vollständig zu verzeichnen und in eine vorläufige Ordnung zu bringen. Koch gab eine chronologische Übersicht, wobei die Jahre 768, 1137, 1347, 1519 als Haupteinschnitte genommen wurden, und führte dann auf die Dichtungsarten vertheilt alle ihm bekannten Producte der deutschen Poesie auf. Er gab allerdings nur die Titel und biographischen Daten über die Verfasser; aber auch so lieferte er ein nützliches Hilfsmittel des Studiums, das fürs 16. und 17. Jahrhundert lange unentbehrlich war und erst durch Goedekes 'Grundriß' ersetzt wurde.

Hoffmann von Fallersleben und Gustav Freytag im Weimarischen Jahrbuch Bd. 1, S. 58—72.

Scherer.

A. Sohr, Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Weimar, Böhlau, 1880. XVI u. 318 S. 8°.

Deutsche Litteraturzeitung 1881, 14. Mai, S. 801. 802.

'Bis zu meinem sechzigsten Lebensjahre' — sagt die Verfasserin in der Vorrede — 'hatte ich nie die Feder im Dienste schriftstellerischer Production geführt'. Man merkt aber nicht oder nur ganz selten, daß man es mit einem Erstlingswerke zu thun hat. Frl. Sohr hat ihre Aufgabe nach einem klar vorgezeichneten Plane mit voller Sicherheit gelöst. Sie strebt nach möglichster Objectivität; bescheiden tritt sie selbst hinter ihrem Stoffe zurück und läßt vielfach andere für sich reden; aber sie weiß die Originalstellen, die sie mittheilt, so geschickt zu wählen, so richtig zu begrenzen und so natürlich zu verbinden, daß ihr Werk durchaus keinen bunten Eindruck macht und daß man von Anfang bis zu Ende gefesselt bleibt. Verfasserin macht nicht den Versuch, den Gelehrten in seiner gelehrten Thätigkeit zu schildern und seine Leistungen zu beurtheilen: hier kommen Beilagen von E. Hermann und P. Cauer zu Hilfe. Aber indem dergestalt Erörterungen aus dem eigentlichen Texte des Buches verwiesen werden, welche, um erschöpfend zu sein, nothwendig fachmännisch werden müßten, sichert sie ihrem Buche und ihrem verewigten Freunde die Theilnahme eines größeren Publicums, das sehr wohl gegen Rückerts wissenschaftliche Productionen gleichgültig bleiben

und sich doch für seine Persönlichkeit interessiren kann, insofern es überhaupt geneigt sein mag, einem prüfungsreichen deutschen Gelehrtenleben seine Aufmerksamkeit zu schenken. Denn unverdient prüfungsreich war dieses Leben; und alle, denen es leichter geworden, mögen daran Demuth und Dankbarkeit gegen das Schicksal lernen. Die Objectivität, deren sich die Verfasserin befleißigt, wirkt hier wahrhaft künstlerisch; wenn sie unerörtert läßt, weshalb Heinrich Rückert von Seiten des Ministers v. Raumer so schlecht behandelt ward (S. 190) und so eine der Verschuldungen des reactionären Cultusministers gewissermaaßen als selbstverständlich hinstellt (vgl. S. 176 f.) — oder wenn sie mit keinem rühmenden Worte ausdrücklich hervorhebt, daß Rückert trotz seinen schlimmen persönlichen Erfahrungen in Preußen keinen Augenblick an Preußens deutschem Berufe irre ward: sie scheint ihm das so wenig als ein besonderes Verdienst anzurechnen, wie Rückert selbst und wie jeder Mann von reinem sittlichen Empfinden es sich anrechnen würde. Einen eigenthümlichen Vortheil des Stoffes hat die Biographie gleichfalls sehr geschickt verwerthet: ihr Buch zerfällt in sieben Capitel, und in sechsen derselben steht Friedrich Rückert als ein Lebender und Überragender im Hintergrund. Sie hat dadurch einen wichtigen Beitrag zu der Biographie des Vaters geliefert, welche wir schmerzlich entbehren. Und sie hat zugleich, indem sie den Sohn an einem Größeren maß, ihrem Helden die richtige Stelle angewiesen. Sie sucht ihn nirgends in künstlichen Glanz zu versetzen. Sie legt ohne je in panegyrischen Ton zu fallen, den Accent auf seine menschliche Vortrefflichkeit und zeigt, wie sich die Entwickelungen unserer Geschichte seit 1848 in einem treuen deutschen Herzen spiegelten.

Berlin. W. Scherer.

Bausteine.

Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Erste Reihe. Berlin, Otto Janke. 1879.

Deutsche Rundschau 1879, Bd. 20, S. 499.

'Bausteine': behauene und unbehauene und von recht verschiedenem Gewichte. Lauter anderwärts schon gedruckte Aufsätze, Recensionen, Feuilletons, zum Theil sehr lose Blätter, bei deren Zusammenheftung der Verfasser mit etwas zu großer Pietät gegen sich selbst verfahren ist. Daß Herr Professor Dahn sich genöthigt sah, Quitzmann's 'älteste Rechtsverfassung der Bajuvaren' zweimal zu widerlegen, hat nichts auf sich; aber daß wir beide Widerlegungen — beide längst überflüssig — hier hinter einander lesen müssen, ohne daß auch nur Ein neuer Gedanke dabei laut würde, ist wirklich stark. Dahns Erzählung 'Sind Götter?' (zweite Auflage, Leipzig,

Breitkopf und Härtel, 1878) verdient warmes Lob; wir halten sie für das Beste, was er dichterisch producirt hat; aber wenn mit Bezug darauf 'Skepticismus und Götterleugnung im nordgermanischen Heidenthum' behandelt werden sollte, so mußte es doch gründlicher und zusammenhängender geschehen, als durch Anführung von einigen Quellenstellen. Die vielen mythologischen Aufsätze, an deren Spitze gewöhnlich das Lob Jacob Grimms verkündigt wird (das Lob ist vollauf gerechtfertigt, aber nicht die Wiederholung!), zeigen, daß der Verfasser diese Wissenschaft keineswegs beherrscht. Dagegen wird man die Arbeiten über die Germanen vor der Völkerwanderung und über die Völkerwanderung selbst, worin er seine eingehenden Studien dieser Epoche verwerthet, mit Nutzen lesen. Durch das ganze Buch hin finden sich phantasievolle Stellen, dichterische Anschauungen zerstreut, denen man Vertiefung und maßvolle Verwerthung wünschen möchte. Kurz, der Charakter des Zufälligen, Zusammengewehten sollte dem Werke nicht so aufgeprägt sein; dann würde man gern manches Lehrreiche genießen.

[Anonym.]

Bausteine.

Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Dritte Reihe. Berlin, Otto Janke. 1882.

Deutsche Rundschau Bd. 32, S. 156.

Die Auswahl dieser gesammelten Aufsätze ist nicht streng, wie wir schon beim ersten Bande zu bemerken Gelegenheit hatten [oben S. 221]. Gar zu unbedeutende Sachen werden wieder abgedruckt, von denen man meinen sollte, daß sie selbst im Augenblick ihrer Entstehung nicht einmal den Autor befriedigen konnten und um so weniger nach so langer Zeit das Publicum. Wie die Correctur augenscheinlich ohne Sorgfalt gelesen ist, so fehlt auch innerlich ein Streben nach Vollendung, es fehlt das Bedürfniß, welches für jeden Schriftsteller eine heilige Pflicht sein sollte, seine Sachen so gut zu machen, als er irgend kann. Dahn scheut sich nirgends vor der Trivialität. Auch als Dichter verdirbt er sich die schönsten Wirkungen, weil er mehr mit den gewöhnlichen als mit den vornehmen Instincten des Publicums Fühlung sucht. Doch verleugnet sich nirgends ganz sein ungemeines Talent. Man wird auch in dem vorliegenden Bande genug Zeugnisse davon finden. Wir verweisen insbesondere auf die Reisebriefe aus Tirol und Italien, die im Jahre 1862 geschrieben wurden und nebenbei interessante Aufschlüsse über die Entstehung des 'Kampfes um Rom' geben, und auf die Aufsätze 'Schlachtfelder von Beaumont, Mouzon und Sedan', 'Kriegsbilder', 'Aus den Tagen von Sedan', welche sämmtlich Meisterstücke

der Schilderung enthalten. Dagegen ist es merkwürdig, wie selten in den zahlreichen Recensionen über dichterische Werke ein geistvoller Gedanke, eine frappante Beobachtung begegnet — und der Recensent ist doch selbst ein Dichter! Ebenso vermißt man in den Auslassungen über gelehrte Dinge jene Eigenthümlichkeit principieller Betrachtung, welche allein solchen flüchtigen Versuchen einen höheren Werth giebt. Wie wenig hat der Verfasser über Lessing zu sagen! Wie wenig Zutreffendes über Buckle. Und wie selbstverständlich sind die Äußerungen über die nothwendige Gründlichkeit in der Geschichtschreibung (S. 70), bei denen sich der Verfasser sogar wundert, daß er nach zwanzig Jahren noch ebenso denkt und sich, ohne es zu wissen, im Jahre 1881 über denselben Gegenstand beinahe wörtlich ebenso ausgedrückt hat. Auch diese unbewußte zweite Auflage seiner Gedanken werden wir übrigens in einem vierten Bande der 'Bausteine' wieder zu lesen bekommen.

[Anonym.]

Sprachwissenschaft und deutsche Grammatik.

Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte. Von Konrad Hermann, Dr. ph. und a. o. Professor an der Universität Leipzig. Dresden, Rudolf Kuntze 1865. IV. und 115 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865, Bd. 16, S. 205—208.

'Die wesentliche Natur der Sprache', heißt es S. 92 der vorliegenden Schrift, 'ist überall die eines Mittels für die Bezeichnung des Denkens und sie tritt in der That immer mehr in die Stellung eines bloßen dienenden Instrumentes für dieses letztere ein, während sie zu Anfang allerdings mehr in der Eigenschaft eines freien künstlerischen Selbstzweckes aus der schaffenden Thätigkeit des Volksgeistes entsprang'. Vgl. S. 87 und S. 97: 'Jedes Wort der Sprache ist an sich ein Werkzeug für die Vertretung oder Bezeichnung eines bestimmten Begriffes'. Da der Herr Verfasser keinen Unterschied zwischen Bezeichnungsmittel, Werkzeug, Instrument macht — wie sollte er auch? — so wird uns hier gesagt: die Sprache ist nicht das, was ihre wesentliche Natur ist, sondern sie tritt nur in dasselbe immer mehr ein. Sie entsprang aber zu Anfang (!) mehr (!) in der Eigenschaft von etwas, was nicht ihre wesentliche Natur ist. Doch wir wollen uns nicht auf dieser Stelle festheften, sondern uns von dem Herrn Verfasser auf den Kern seiner Ansichten hinführen lassen. Er sagt S. 1: 'Der Mensch und die Sprache sind beides eine lebendige Synthese von geistigem Inhalt und sinnlicher Wirklichkeit oder Form; auch bei der Sprache aber ist die innerste Hauptfrage die nach dem bedingenden Grunde des in ihr gegebenen Beisammen dieses doppelten verschiedenen Principes'. Das heißt, dünkt mich: die Hauptfrage ist die nach dem Ursprung der Sprache. Aber was erfahren wir darüber? Die Sprache ist durch einen Act der freien und genialen Schöpfung des Volkes entsprungen wie das Kunstwerk durch einen solchen des einzelnen Künstlers (S. 4). Der Mensch hat sich nicht bloß die Sprache als das äußere Bezeichnungsmittel der Gedanken, sondern eben in derselben zugleich mit sein eigenes Denken ursprünglich aus sich heraus erschaffen (S. 60). Die erste Erschaffung der Sprache ist für den Menschen der Act eines umfassenden Begreifens oder einer großartigen Erleuchtung gewesen (S. 61). Doch S. 102 wird uns gesagt, es handle sich in der Gegenwart gar nicht mehr um die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der

Sprache: denn das ist ohne Zweifel an dieser Stelle mit der 'Auflösung oder Erklärung des abstracten Problems der Sprache an sich' gemeint. Mithin handelt es sich — falls ich den Herrn Verfasser richtig verstanden habe, dessen ich freilich nicht sicher bin — in der Gegenwart nicht mehr um die innerste Hauptfrage der Sprache. Aber keineswegs, weil sie bereits gelöst wäre. Vielmehr sei ihre Lösung, versichert der Herr Verfasser, ebensowenig möglich, als der Naturwissenschaft vergönnt sei 'das Gras selbst wachsen zu sehen' (S. 102). Nichtsdestoweniger haben wir den Herrn Verfasser selbst eine Meinung über den Ursprung der Sprache äußern hören, welche freilich weder 'vollkommen genau erschöpfend' noch 'rein naturwissenschaftlich exact' ist. — Die Ansicht des Herrn Verfassers vom Wesen der Sprache ist an die Spitze dieser Anzeige gestellt. Vielmehr: eine Ansicht, denn er hat deren mehrere. S. 75 sagt er, seiner wissenschaftlichen Auffassung der Sprache liege die 'Gesammtanschauung als von einem gleichsam naturgemäß sich entfaltenden Organismus' zum Grunde. Und S. 76 bezeichnet er als die charakteristische Anschauung seiner Sprachwissenschaft, daß in ihr der Gedanke als die innere Substanz und die Sprache als seine untrennbare äußere Form zu einer sich organisch entwickelnden Lebenseinheit zusammengefaßt werde. Dieser Ansicht stellt er zwei andere Ansichten gegenüber, welche, meint man, nicht die seinigen seien. Aber die eine derselben von der Sprache als dem kunstmäßig erfundenen Zeichen für das Denken äußert er selbst, wie wir gesehen haben, an anderen Orten. Und von der zweiten Ansicht, die Sprache sei das von sich aus bedingende und gestaltende Organ für die Ausbildung des inneren Denkens, sagt er unmittelbar, nachdem er sie angeführt hat, es werde durch sie der wesenhafte Kern des Verhältnisses von Denken und Sprechen noch genauer (als durch seine eigene Ansicht) getroffen. Sofort erhalten wir dann eine neue Belehrung über das 'wahre Verhältniß des Denkens zur Sprache', worin — offenbar unbewußt — alle drei Ansichten durcheinander gemengt werden. So viel wenigstens stellt sich klar heraus: der Herr Verfasser ist bei dem Dualismus Sprechen und Denken, *γλῶσσα* und *λόγος* stehen geblieben. Soll aber dabei stehen geblieben werden, so ziehen wir noch Herders Ausführungen in den Fragmenten denen der gegenwärtigen Schrift bei weitem vor. — Die eigentliche Absicht des Herrn Verfassers geht übrigens dahin: gegenüber der vergleichenden Sprachwissenschaft, welche ihm lediglich als Glossologie erscheint, den Standpunct des Logos, den der Philologie, wie er sagt, zu betonen. Aber in der vergleichenden Sprachwissenschaft selbst ist sehr bald nach der Begründung ihrer Etymologie die Nothwendigkeit einer Bedeutungslehre hervorgehoben worden: durch Agathon Benary. Und an der Absicht eine solche zu liefern, haben die vergleichenden Sprachforscher, G. Curtius vor allen, festgehalten. Bloß mit den Lauten zu operiren ist keinem je eingefallen. Die Auffassung der Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft und als Glottik, welche der Herr Verfasser bekämpft, ist ganz allein von Schleicher ausgegangen und hat fast bei niemand Beifall gefunden. Wenn der Herr

Verfasser vollends sich als Grammatiker den Etymologen entgegensetzt, so ist er einfach daran zu erinnern, daß die vergleichende Sprachwissenschaft mit der Grammatik begann, und daß alle Welt darüber einig ist, die Vergleichung müsse sich künftig auch auf die Syntax erstrecken. Den Vorwurf nur darf man der vergleichenden Sprachwissenschaft vielleicht machen: daß sie allzu oft bei den Erscheinungen stehen bleibe und nicht tief genug das Bedürfniß ihrer Erklärung empfinde. Hier aber gerade tritt Steinthals Wirksamkeit ein, und ich wüßte nicht, wo in der gesammten Sprachwissenschaft nun noch ein anderer Standpunct Platz fände, der weder historisch noch philosophisch in Steinthals Sinne wäre, es müßte denn ein philosophischer im Sinne Beckers sein. Einen modificirten Becker kann man den Herrn Verfasser in der That nennen. Und wunderbar ist die Naivetät, mit der er in seinem 17. Abschnitte S. 56—58 über Logik und Grammatik spricht, als ob es so ein Buch wie Steinthals 'Grammatik, Logik und Psychologie' gar nicht gäbe*). Für den Herrn Verfasser charakteristisch ist dabei, wie er in einem Athem 'jede' Grammatik eine besondere Art und (!) weitere Ergänzung der Logik nennt, dann wieder philologische oder besondere und philosophische oder allgemeine Grammatik unterscheidet und die letztere als eine 'verbindende Region' zwischen die erstere und die Logik stellt, in welcher alles concrete Denken der Sprache auf das abstracte Denken der Logik zusückzuführen sei. Dieses Zurückführen bezeichnet er dann anderwärts als die philologische Hermeneutik oder als die 'geordnete oder rationelle' Erklärung der sämmtlichen Spracherscheinungen im Einzelnen, und setzt es der Steinthalschen Sprachbetrachtung entgegen, als welche das abstracte Problem der Sprache an sich oder das Wie des Entstehens der Spracherscheinungen zu erklären strebe. Das hindert ihn jedoch nicht zuzugeben (S. 101), nicht auf logischem, sondern nur auf psychologischem Wege könne die Sprache in dem, was sie ist, wahrhaft von uns erklärt werden, und die Richtung eben auf diese Erklärungsweise Lazarus und Steinthal zuzuschreiben. Was der Herr Verfasser für die Aufgabe der philosophischen Grammatik hält, zeigt dann wahrscheinlich seine mir unbekannte 'philosophische Grammatik' (1858) und — der 32. Abschnitt der vorliegenden Schrift noch näher, der eine 'Theorie des Satzes' giebt und jedenfalls einen interessanten Beleg dafür bietet, was sich in der Sprache mit der Kategorie des Ansichseins alles ausrichten läßt.

Ich erwähne noch einige Einzelheiten. Der Titel verspricht eine Darstellung der Entwickelung des Problems der Sprache in der Geschichte, und diese erhalten wir in der That. Nur der Anfangs- und Endpunct seien herausgegriffen: Abschnitt 3 über die Physiker und Thetiker des Alterthumes und Abschnitt 13 über Herder, Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm. In jenem werden wieder die neuesten Forschungen ignorirt. Das Unsichere der Überlieferungen ist dem Herrn Verfasser nicht unbekannt, aber nach

*) Scherers Ansicht über Steinthals Beurtheilung Beckers s. oben S. 218 f. B.

ihm liegt z. B. die Lehre, die Sprache sei φύσει, im Geiste der Denkweise Heraklits. Ich denke, wovon sich zeigen läßt, daß es nach dem ganzen Standpunct einer Lehre unmöglich sei (vgl. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern S. 171), das wird doch wohl nicht im Geiste dieser Lehre liegen könneu. — Was soll man dazu sagen, wenn der Herr Verfasser S. 48 Wilhelm von Humboldt mit Schelling, Jacob Grimm mit Hegel parallelisirt. Giebt man auch zu, daß in der ersteren Parallele eine halbe, übrigens nicht neue Wahrheit liegt (vgl. Haym, Humboldt S. 111 ff.): so ist doch die zweite so schief als möglich (die Trichotomien findet der Herr Verfasser sogar bei Jacob Grimm wieder!), und beide Gleichungen wird nur statuiren, wer nicht weiß, daß die Naturphilosophie ihren eigenen sprachwissenschaftlichen Vertreter an A. F. Bernhardi, das Hegelsche System an K. Heyse gefunden hat. Ebenso ist dem Herrn Verfasser S. 112 die Sprachwissenschaft Steinthals nichts anderes als die Anwendung der Herbartschen Philosophie auf das Problem der Sprache, während sie doch nur die Überzeugung enthält, welche heute von vielen getheilt wird, die im Übrigen nicht zu den Anhängern Herbarts gerechnet werden können, daß die einzige wissenschaftliche Psychologie die Herbartsche sei und daß auf diese zurückgegangen werden müsse, wo irgend von Psychologie ein wissenschaftlicher Gebrauch gemacht werde. — Der S. 25 aufgestellte Unterschied zwischen Philologie und Geschichtswissenschaft ist mir unverständlich. Diese soll 'was es überhaupt von Cultur auf der Erde giebt' nur nach seinem materiellen oder thatsächlichen Gehalte, jene auch nach seiner geistigen Denkform und nach seinem unmittelbaren lebendigen Fühlen für uns vertreten. Folgt S. 35 eine teleologische Ansicht der Geschichte. — S. 72 steht zu lesen: 'Ist von Anfang alle Sprache allerdings wohl aus einer onomatopoetischen Nachschaffung des Wirklichen durch Anschluß an das eigene Tönende und sich Bewegende in demselben entstanden, so hat dann freilich der Zufall oder die Convention den Lautzusammensetzungen oft eine ganze Reihe anderweiter, ihrem eigentlichen Wesen fremder Bedeutungen zugetheilt'. Diese Stelle mit Ausrufungs- und Fragezeichen zu versehen, überlasse ich dem Leser. — Daß in den neueren Sprachen der Abfall der Flexionen den Accent auf die Silben des Stammes zurückwerfe, wie S. 89 behauptet wird, ist doppelt unrichtig. Denn keineswegs haben alle neueren Sprachen den Accent auf der Stammsilbe. Und im Deutschen, wo dies allerdings der Fall ist, war umgekehrt die Zurückziehung des Accentes die Ursache nicht des Abfalles, aber der Vocalschwächung der Flexionen. — Ich bin nicht fertig, aber ich breche ab. Das Eigenthümlichste an der vorliegenden Schrift ist ihre sehr sonderbare Interpunction.

Wien. W. Scherer.

———

Vergleichende Sprachwissenschaft.

National-Zeitung 1869, 30. October.

Grammatica celtica, construxit J. C. Zeuss. Editio altera curavit H. Ebel. (Fasc. I. Berolini 1868.)

Keine andere Wissenschaft darf so sehr als eine eigenthümliche Schöpfung des deutschen Geistes gelten als die vergleichende Sprachwissenschaft. Franz Bopp, ihr Begründer, hat still gelebt und ist still gestorben, ohne daß das große Publicum seiner Nation sich viel um ihn kümmerte. Nur die allgemeinsten für alle Zeit festgestellten Resultate seiner Forschung, die Thatsache z. B. eines indogermanischen Urvolkes, das die meisten europäischen und einige asiatische Nationen in sich befaßte, haben mehr oder weniger das Interesse aller Gebildeten erregt. Jede Wissenschaft hat eben eine äußere und eine innere Geschichte. Jene ist eine Geschichte der Resultate. Diese ist eine Geschichte der Methode. Die Ausbildung der Methode geht in stetiger Entwickelung ununterbrochen fort. Die Geschichte der Resultate bewegt sich gleichsam in Sprüngen. Nicht jedes Jahr bringt uns Fortschritte der Erkenntniß, wie die Spectralanalyse. Nur von Zeit zu Zeit werden große Entdeckungen gemacht, die das Auge der staunenden Menge auf sich ziehen wie gewaltige Naturphänomene.

Dem ersten Staunen, der ersten Freude über das Resultat folgt doch auch die neugierige Frage nach dem Wege, auf dem es gewonnen worden. Und so sind manche bedeutende Beispiele des methodischen Verfahrens auf dem Gebiete der Naturwissenschaften schon in weite Kreise gedrungen und die bahnbrechenden Geister haben die Befriedigung, daß von Tausenden und Tausenden ihre scharfsinnigen Schlüsse nachgedacht, die Mittel, deren sie sich bedienten, gekannt und die erfinderische Kraft, welche dieselben unermüdlich in Bewegung setzte, bewundert werden. Mit den Naturwissenschaften hat man oft die vergleichende Sprachforschung als eine verwandte Wissenschaft zusammengestellt.

Der Vergleich ist nicht ganz unrichtig und seine Berechtigung zeigt sich nirgends klarer als wenn man die Methoden dieser Wissenschaften ins Auge faßt. Auch die Sprachforscher gehen auf die Erkenntniß von Lebensgesetzen aus. Auch die Sprachforscher haben ihr Mikroskop und haben ihre chemische Analyse, und der Scharfsinn ihrer Erwägungen, Combinationen, Schlüsse giebt dem der Naturforscher wenig nach. Ohne daß schon neue augenfällige Resultate von weitgreifender Bedeutung erzielt wären, hat die linguistische Methode in den letzten Jahren eine unvergleichliche Ausbildung und Vervollkommnung erlangt.

Sollen wir aber den Gelehrten namhaft machen, der die Methode zur größten Feinheit, die Analyse zur Erkenntniß der verborgensten Momente des Sprachlebens gebracht hat, so ist es Heinrich Ebel, dessen neueste Arbeit wir an der Spitze dieser Zeilen aufgeführt haben.

Wer ist Heinrich Ebel?

Ebel ist Gymnasiallehrer in Schneidemühl und nebenbei die größte lebende Autorität auf dem Gebiete der celtischen Sprachen.

Ein Deutscher war es, Kaspar Zeuß, der für die celtischen Sprachen wurde, was Jacob Grimm für die germanischen gewesen ist. Und wieder ist es ein Deutscher, der jetzt das kolossale Werk von Zeuß, eine vergleichende Grammatik aller celtischen Sprachen, in neuer Bearbeitung, vermehrt, bereichert, berichtigt, der gelehrten Welt vorlegt. Die sonstigen Arbeiten von Ebel sind in Fachzeitschriften und Schulprogrammen zerstreut und nur seine früheren celtischen Forschungen sind in englischer Übersetzung als Buch zusammengedruckt erschienen. Jene Arbeiten erstrecken sich aber auf alle Gebiete des Sprachkreises, die Franz Bopp vorzugsweise behandelt. Von allen indogermanischen Sprachen, u. a. von den älteren italischen und germanischen, den älteren und neueren slavischen Dialekten besitzt Ebel specielle Kenntnisse, Kenntnisse, die er durch ausgezeichnete Untersuchungen bewährt hat. Neben diesen Kenntnissen ist ihm die hervorragende Fähigkeit eigen, sich auf neuen Gebieten rasch zu orientiren, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, das Allgemeine in den Erscheinungen, das Gesetzmäßige zu erfassen und das Einzelne unter große Gesichtspuncte zu ordnen. Darum gerade kommt ihm, wie gesagt, in der feinsten, scharfsinnigsten, besonnensten Handhabung der Methode niemand gleich. Franz Bopps Katheder in Berlin steht seit zwei Jahren verwaist. Wie es heißt, weil man vergeblich einen würdigen Nachfolger suche. Man besitzt Heinrich Ebel und man sucht?

Sch.

Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen von Dr. Friedrich Brinkmann, Oberlehrer. I. Band. Die Thierbilder der Sprache. Bonn, Adolph Marcus. 1878.

Deutsche Rundschau 1879, Bd. 18, S. 327

Ein wichtiges Buch, schon seiner Absicht und Anlage nach. Der Verfasser will eine Übersicht sämmtlicher in den modernen Sprachen, d. h. hier im Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen gebrauchten Metaphern geben. Er will ein natürliches System derselben liefern, indem er die Naturgegenstände und Naturerscheinungen, sowie den Menschen im sprachlichen Ausdrucke verfolgt und jedesmal sowohl die von sinnlichen Gegenständen wie für diese Gegenstände gebildeten Metaphern abhandelt. Vorausgeschickt ist eine Theorie der Metapher, welche für Ästhetiker wie Sprachforscher des Neueren und Brauchbaren manches bietet: wir verweisen insbesondere auf die Erörterung der sprachlichen Formen, in denen die Metapher auftritt (S. 44—93). Auch über die Art, wie sich

der Charakter eines Schriftstellers oder einer Nation in den Metaphern auspräge, finden sich anregende Bemerkungen: insbesondere wird der Versuch gemacht, eine Charakteristik des spanischen Volkes aus den im Spanischen gebräuchlichen Metaphern zu entwerfen. Den Hauptgewinn aus dem vorliegenden Werke aber wird die Bedeutungslehre ziehen. Die Forderung einer Bedeutungslehre als Theil der Grammatik ist oft erhoben; aber um eine solche Disciplin wirklich zu begründen, hat es bisher an umfassender und concentrirter Arbeit gefehlt. Hier wird ein wichtiges Gebiet derselben endlich im großen Stil in Angriff genommen und in einer Form behandelt, welche auch weiteren Kreisen angenehme Belehrung gewähren kann. Trifft man doch auf allen Seiten jene volksthümlichen Redensarten, für die beim deutschen Lesepublicum stets eine gewisse Sympathie zu finden ist. Daß der Verfasser die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht selbst handhabt, ist freilich ein Nachtheil; auch sonst erscheint er nicht ganz sicher in etymologischen Fragen: aber die neueren Sprachen, die er begünstigt, bieten den Vortheil einer großen Litteratur und einer nach allen Seiten hin gesicherten, durch lebendiges Sprachgefühl unterstützten wissenschaftlichen Erkenntniß. Die einschlägige Litteratur hat der Verfasser wohl nicht vollständig genug herbeigezogen; so scheinen ihm die Arbeiten von Ludwig Tobler in Lazarus' und Steinthals 'Zeitschrift für Völkerpsychologie' unbekannt geblieben zu sein. Aber wie viel man auch im Einzelnen vermissen oder anders wünschen mag, das Unternehmen als solches ist ein höchst verdienstliches, dem wir schönen Erfolg und gesicherten Fortgang von Herzen wünschen.

[Anonym.]

Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte. Von Fritz Bechtel. Weimar, Hermann Böhlau. 1879.

Deutsche Rundschau 1879, Bd. 21, S. 334.

Die Arbeit trägt das Motto: 'Die Sprache ist ein Wörterbuch verblichener Metaphern'. Der Verfasser, ein Schüler von August Fick, folgt den kühnen Wurzelanalysen seines Lehrers, indem er Antwort auf die Frage zu geben sucht: wie gelangten die Indogermanen zu ihren Wörtern für die Begriffe des Tastens, Schmeckens, Riechens, Hörens und Sehens? Die fünf Sinne in ihren sprachlichen Reflexen auf indogermanischem Gebiete werden uns vorgeführt. Es wird dadurch ein wichtiger Beitrag zu der noch so arg vernachlässigten Geschichte der Bedeutungen und zu einer historischen Synonymik gegeben und eine Reihe von Betrachtungen vorgelegt, welche nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Psychologie und Poesiegeschichte hervorragende Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen.

Ohne Zweifel werden viele das angewendete Verfahren zu kühn, die Resultate nicht gesichert genug finden. Aber so lange Ficks Ansicht der indogermanischen Wurzeln nicht widerlegt ist, darf von dieser Grundlage aus weiter geforscht und geschlossen und der Versuch gemacht werden, ob der eingeschlagene Weg nicht auch für die Bedeutungslehre merkwürdige Aufschlüsse ergebe. Die Bedeutungsübergänge, welche der Verfasser annimmt, hat er so viel als möglich aus der lebendigen Poesie belegt; und die allgemeinen Resultate, zu denen er gekommen ist, legt er kurz in der Vorrede dar. Der Indogermane benennt nicht die Empfindung als solche, sondern er nennt sie meist nach der Beschaffenheit des Objectes, auf welche sie gerichtet wird, oder nach der Quelle, aus der sie fließt. Hören und Tönen haben sprachlich denselben Ursprung; ebenso Sehen und Leuchten, Riechen und Rauchen. Die vergleichende Sprachwissenschaft arbeitete bisher nur selten der Philosophie in die Hände; um so mehr ist es Pflicht, litterarische Erscheinungen zu beachten, welche diese beiden Wissenschaften einander nähern können.

[Anonym.]

H. Steinthal, Gesammelte Kleine Schriften I. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Recensionen. Berlin, Dümmler, 1880. VI und 450 S. gr. 8°.

Deutsche Litteraturzeitung 1881, 2. April, S. 516.

Die hier gesammelten Abhandlungen und Recensionen stammen größtentheils aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Doch enthalten sie nicht alles, was der Verfasser in der genannten Zeitschrift über sprachwissenschaftliche Dinge veröffentlicht hat: 'Alles was zu polemisch erscheinen konnte ist weggelassen'. Überdies entnimmt man leicht aus dem Inhaltsverzeichnisse, daß die Sammlung nur aus den fünf ersten Bänden der Zeitschrift für Völkerpsychologie schöpft: über die Gründe dieser Beschränkung bemerkt die Vorrede nichts. Mit dem Verfasser im Einzelnen über die Auswahl zu rechten, kann nicht unsere Aufgabe sein. Ebenso wenig würde es sich geziemen, an die gegenwärtige Sammlung allgemeine Bemerkungen über Steinthals Verdienste um die Sprachwissenschaft zu knüpfen. Daß die Erklärung sprachlicher Erscheinungen vielfach aus der Psychologie geschöpft werden müsse, wird heute wohl niemand mehr bestreiten; aber man wird im Einzelnen nicht viele Fälle namhaft machen können, in denen Steinthal solche Erklärungen gegeben oder von seinem Standpunct aus die Entscheidung zwischen entgegengesetzten Ansichten gefördert hat. Am fruchtbarsten in diesem Sinne darf wohl der bekannte Aufsatz über Assimilation und Attraction (in dem vorliegenden Buche S. 107—190) genannt werden, dessen Principien für die Lehre vom Um-

laut und Assimilation mit Unrecht (auch vom Referenten) bei Seite geschoben wurden. Neben den zahlreichen Arbeiten aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie findet man noch sechs andere aus anderen Zeitschriften: eine Recension über Heyses Lehrbuch der deutschen Sprache vom Jahre 1849, Aufsätze über die Sprache der Taubstummen, zur Sprachphilosophie, über die Liebe zur Muttersprache u. a. Leider fehlen hier die genaueren Verzeichnisse des Inhaltes, welche in der Zeitschrift für Völkerpsychologie die Übersicht erleichtern.

W. Sch.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Unter Mitwirkung der Herren L. Adam in Rennes, G. J. Ascoli in Mailand . . . W. Wundt in Leipzig und anderen (!) Gelehrten des In- und Auslandes. Herausgegeben von F. Techmer, Docenten der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig. I. Band. 1. Heft. Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithographirten Tafeln. Leipzig, Verlag von Joh. Ambr. Barth, 1884. XVI und 256 S.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1884, Bd. 10, S. 377—380.

Wird in zwei Halbjahrsheften erscheinen. Der Band zum Abonnementspreise von 12 Mark. Die lange Reihe der im Titel ausdrücklich genannten Mitarbeiter habe ich nicht wiederholt. Dem Titel gegenüber findet man eine wohlgelungene Abbildung des herrlichen Wilhelm-von-Humboldt-Denkmals vor der Berliner Universität. Die Enthüllung dieses Denkmals wird im Beginne der Einleitung berührt; zwei Briefe Humboldts sind Seite VI—IX mitgetheilt (= Distel, Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren, Leipzig 1883, Seite 19. 33; Nr. 1 und 8); für das zweite Heft wird ein ungedrucktes Manuscript Humboldts in Aussicht gestellt: — unter besseren Auspicien konnte die neue Zeitschrift nicht beginnen.[1]) Daß dieselbe neben den vorhandenen eine besondere Aufgabe hat, muß sie durch die That beweisen; und wenn von dem ersten Heft auf die folgenden geschlossen werden darf, so wird sie es beweisen. Ich habe aus dem vorliegenden schön, obgleich für meinen Geschmack und meine Augen mit zu vielen verschiedenen Buchstabenformen, gedruckten Hefte viel Anregung und Belehrung geschöpft; und hoffe daß es auch anderen so ergehen wird. In der Anordnung der Aufsätze waltet ein gewisser künstlerischer Sinn für Composition, der die bloße S a m m l u n g zu überwinden und sie einem

---

[1]) Auf die Sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt, herausgegeben und erklärt von H. Steinthal (Berlin 1884) sei bei dieser Gelegenheit mit warmer Empfehlung hingewiesen. Das Werk bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt in unserer Erkenntniß von Humboldts sprachwissenschaftlichen Ansichten. [Vgl. auch oben S. 201 ff.]

Ganzen anzunähern sucht. Wir werden vom Allgemeinen zum Besonderen geführt.

Nach Wilhelm von Humboldt tritt Pott auf. Nach ihm der Herausgeber selbst. Potts und Herrn Dr. Techmers Aufsätze liefern gleichsam die Propyläen. Pott, in dem wir neben Rask und Jacob Grimm den Begründer der methodischen Etymologie, einen der ersten strengen Wächter der Lautgesetze verehren, arbeitet unter dem Titel 'Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft' seinen früheren Entwurf 'Die wissenschaftliche Gliederung der Sprachwissenschaft' (Wurzelwörterbuch, Bd. 2, Abth. 2, S. V—LXIV) von neuem um. Dr. Techmer faßt die Resultate seiner Phonetik kürzer zusammen und ergänzt sie in beigefügten Anmerkungen.

Zu Potts Artikel ließen sich in bibliographischer Hinsicht manche Nachträge geben. So viele Bücher man erwähnt findet, die man nicht kennt, so könnte man an manche wohlbekannte hier zufällig vergessene erinnern. Sogleich zu S. 3 an Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (erst S. 14 angeführt) oder, wenn S. 31 eine Würdigung der Verdienste der Inder um die Grammatik gewünscht wird, an Benfeys Geschichte der Sprachwissenschaft S. 35—100 oder, wenn S. 29 die Svarabhakti zur Sprache kommt, an Johannes Schmidts Vocalismus Bd. 2. Schwebende principielle Fragen werden mehrfach gestreift, aber nicht näher discutirt, so die Analogiebildung und die Tragweite der Lautgesetze. Den Eigennamen bewahrt Pott seine alte Liebe und giebt S. 33—39 reiche und dankenswerthe litterarische Nachweisungen. Die wichtige Frage nach ihrem Bildungsprincip, z. B. nach dem principiellen Unterschied zwischen der Menschen- und Götterbenennung im Germanischen, wird nicht aufgeworfen. Wohin gehört eigentlich die Lehre von den Eigennamen innerhalb des Systems der Sprachlehre? Ich denke, in die Syntax und zwar in die Lehre von den Wortclassen, speciell in die Lehre von den Arten der Substantiva.

Aus der Arbeit von Techmer führe ich nur an daß er sich gegen die Bellsche Vocallehre ausspricht und S. 156—159 dessen berühmtes Werk Visible speech kritisirt. Den Unterschied zwischen tönenden und tonlosen Consonanten hält er natürlich durchweg fest.

Auch der dritte Aufsatz dient noch zur Einführung: eine Übersicht über die Zeichensprache von Garrick Mallery und Auszüge aus dessen größerem Werke Sign language among North American Indians (Washington 1881), welche denen, die dasselbe nicht besitzen, gewiß sehr willkommen sein werden.

Hierauf wirft Friedrich Müller die Frage auf: Sind die Lautgesetze Naturgesetze? Er beantwortet sie mit nein, indem er darauf aufmerksam macht daß Lautgesetze wie die Moden ihre bestimmte Zeit haben, während der sie nur wirken. War das erst zu beweisen? Ist nicht selbst der Vergleich mit der Mode schon dagewesen? Gewiß darf man in strenger theoretischer Sprache die Lautgesetze nicht Naturgesetze nennen. Ich meinerseits

wiederhole meinen alten Satz: 'Die Lautgesetze sind nur empirische, keine echten Gesetze', Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 17 Anm. Sie sind an Zeit und Ort gebunden; sie sind weder allgemeingültig noch ewig; sie sind nur Thatsachen, die ihren Grund in Gesetzen haben müssen, welche Gesetze wir aber noch vergeblich suchen. Von der ganzen theoretischen Erwägung hängt aber praktisch wenig ab. Von praktischem Werth ist nur die Frage, ob Lautgesetze ausnahmslos wirken, ausnahmslos in dem Sinn, den wir in der Sprachwissenschaft immer damit verbinden, nämlich für die bestimmte Entwickelungsstufe einer bestimmten Sprache, und für diese Frage bringt Friedrich Müller allerdings eine merkwürdige Beobachtung bei (falls er die Thatsachen richtig deutet): ein im Neupersischen durchgeführtes Lautgesetz soll schon in der Sprache des Avesta entstehen. Ähnlich glauben ja auch wir z. B. das vocalische Auslautgesetz oder die hochdeutsche Lautverschiebung auch dort, wo sie später ganz durchgeführt wurde, in nur getheilter Durchführung, also in allmäliger Entwickelung zu beobachten; und es darf daher immerhin gefragt werden, ob solche lautliche Moden, solche Lautneigungen nicht auch local und temporär Unterbrechungen ihrer Entwickelung erfahren, stecken bleiben können und daher vielleicht nicht zur allgemeinen Wirkung und Durchführung gelangen. Vermuthlich aber wird auch dann sich der Grund erforschen lassen oder wenigstens ein bestimmter Grund vorausgesetzt werden dürfen, aus welchem die nur bedingte Ausbreitung, die unvollständige Durchführung sich erklärt.

Max Müller findet den griechischen Zephyros in einem vedischen Jâhusha wieder und erinnert im Eingang an eine ganze Reihe von Gleichungen der comparativen Mythologie, von denen ich einige für zweifelhaft halte und lieber aufgeben möchte anstatt anzunehmen, daß in der 'ältesten und vorhistorischen Periode der Sprachgeschichte die phonetischen Gesetze nicht immer mit derselben Strenge hervortreten als in der späteren Sprachgeschichte'. Aber darin bin ich mit Max Müller vollkommen einverstanden, daß 'eine wissenschaftliche Theorie der alten Götterlehre nur möglich ist auf Grundlage einer wissenschaftlichen Etymologie der alten Götternamen'. Eine Gleichung wie die von Dyaus, Zeus und Tius gehört allerdings zu den 'sicheren Balken', auf denen das Gerüst beispielsweise der germanischen Religionsgeschichte erbaut werden muß.

Halb mythologisch ist die Frage nach dem grammatischen Geschlecht, die M. Lucien Adam in Nancy im Anschluß an sein größeres Werk Du genre dans les diverses langues (Paris 1883) und im Gegensatze zu G. Oppert (On the classification of languages, Madras 1879) erörtert.

Mr. A. H. Sayce leugnet die Verwandtschaft der arischen Personalendungen des Verbums mit dem Personalpronomen, in durchaus nicht überzeugender Weise. Für die Suffixe der dritten Person habe ich diese Hypothese selbst bekämpft, und stichhaltige Einwendungen gegen meine Argumente sind mir nicht bekannt geworden. Aber an der Verwandtschaft des Suffixes der ersten Person mit den Pronominalstämmen der ersten Person,

an der Verwandtschaft des Suffixes der zweiten Person mit dem Pronominalstamme der zweiten Person muß ich entschieden festhalten. Was beweist die Bemerkung (S. 223), daß nur im Griechischen tw in s übergehe? Würde es denn den mindesten Unterschied machen, wenn der Lautwandel noch in mehreren anderen arischen Einzelsprachen oder in allen oder in keiner vorkäme? Handelt es sich doch dabei um einen Lautwandel der arischen Ursprache, der nur aus dieser selbst, bei dem Versuche, ihre innere Entwickelung vor der Völkertrennung zu ermitteln, festgestellt oder zur Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann.

Den Schluß macht Brugman mit einer ganz vortrefflichen Untersuchung 'Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen', die in ihrer strengen kritischen Haltung als entschiedener Fortschritt in der Behandlung des Problems begrüßt werden darf.

Unsere Leser erkennen nach diesem kurzen Berichte von selbst, daß sie es mit einem bedeutenden, in großem freien Sinne begonnenen Unternehmen zu thun haben, welches, jeder Förderung werth, auch den deutschen Philologen viele Aufschlüsse oder doch Fingerzeige verspricht. Denn sollte es auch nicht specielle Fragen unseres engeren Gebietes berühren, was indessen mehrfach der Fall ist, so bleiben wir doch nur den besten Überlieferungen unserer Wissenschaft und unserer modernen classischen Litteratur getreu, wenn wir jede Regung des Philologenhochmuthes von uns abwehren, den Blick über die Heimat hinaus auf alles Menschliche richten und uns nicht in der Beschränkung gefallen, sondern nach Kräften die Universalität erstreben.

4. 5. 84. W. Scherer.

Das natürliche System der Sprachlaute und sein Verhältniß zu den wichtigsten Cultursprachen, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik und Orthographie. Von Dr. H. B. Rumpelt, Privatdocent an der Universität zu Breslau. Hiezu 1 gedruckte und 4 lithographirte Tafeln. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1869. XII und 228 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 632—660.

'Als Leser — erklärt der Verfasser S. 10 — sind weniger die Sprachgelehrten im engsten Sinne des Wortes als vielmehr die Freunde der Sprachwissenschaft überhaupt in's Auge gefaßt worden.' Und er bekennt weiter, wie schon der Titel andeutet, daß ein praktisches Ziel, die Reform der deutschen Orthographie in phonetischem Sinne, ihm vorgeschwebt habe. Wie weit es dem Verfasser gelungen sein wird, auf das Interesse eines größeren Publicums zu wirken, kann ich schwer entscheiden. Ich glaube aber, daß er für diesen Zweck wohlgethan hätte, von einer näheren Be-

schreibung des Stimm- und Sprachorgans auszugehen, wie eine solche kürzlich von Czermak Populäre physiologische Vorträge (Wien 1869) S. 71 ff. in musterhafter Weise geliefert wurde. (Roßbach, Physiologie und Pathologie der menschlichen Stimme, I. Physiologie der Stimme, Würzburg 1869, ist mehr für den medicinischen Fachmann berechnet und schließt sich in allem, was Sprache betrifft, viel zu sehr an Merkel an.)

Was den wissenschaftlichen Inhalt des vorliegenden Buches betrifft, so brauche ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst zu versichern, daß ich den Standpunct des Verfassers in Bezug auf die Orthographie vollkommen theile, wenn ich mich auch — wie sich zeigen wird — einigen ihm eigenthümlichen Vorschlägen durchaus nicht anschließen kann. Im Übrigen ist das Buch im Wesentlichen eine Auseinandersetzung des Systems von Brücke mit wenigen Abweichungen, auf die ich zurückkomme, und mit einer etwas veränderten Terminologie. Auch hat der Verfasser in umfänglicherer Weise, als dies in Brückes Plan liegen konnte, Beispiele aus den verschiedenen europäischen Culturspracheu, insbesondere aus dem Deutschen, beigebracht und in dem Abschnitt über den Affricationsproceß speciell die Lautverschiebung einer eingehenden Erörterung unterzogen.

Lege ich den Maßstab an, der in wissenschaftlichen Dingen der einzig entscheidende ist, wie viele Thatsachen neu entdeckt oder in Bezug auf ihren inneren Zusammenhang neu beleuchtet wurden, so kann ich nicht verhehlen, daß ich mir von dem Buche mehr erwartet hatte. Namentlich für die Feststellung des Lautwerthes der Buchstaben in solchen Sprachen, welche wir nicht mehr unmittelbar beobachten können, z. B. in den älteren Epochen unserer Muttersprache, ist hier nur wenig geleistet. Und doch wäre das eine der anziehendsten und wichtigsten Aufgaben für denjenigen, dem Physiologie und Geschichte der Sprache gleichmäßig am Herzen liegen. Doch will ich dem Verfasser einen Vorwurf hieraus nicht machen: jeder hat das Recht, Ziel und Plan seiner Arbeiten sich selbst zu stecken und zu entwerfen.

Die Polemik gegen J. Grimm scheint mir nicht ganz passend. Das weiß man nun nachgerade, daß Jacob Grimm für lautliche Forschungen in Brückes nnd Rudolf von Raumers Sinne kein Verständniß hatte und am allerwenigsten selbst darauf aus war. Es ist also unnöthig, diese Bemerkung fort und fort und bis zum Überdruß zu wiederholen und in allen Tonarten zu variiren.

Ich nehme nun das Buch im Einzelnen durch.

S. 16. Die Bemerkung, daß eine scharfe Grenze zwischen harten und weichen (tonlosen und tönenden) Lauten theoretisch nicht existire, sondern beide Arten von Lauten durch unmerkliche Zwischenstufen in einander übergehen können, ist schwerlich richtig. Oder giebt es auch unmerkliche Übergangsstufen zwischen Flüsterstimme und lauter Stimme? Hat nicht die Flüsterstimme ihr forte und ihr piano wie die laute Stimme? Ist nicht das leiseste piano der lauten Stimme noch immer auf das schärfste getrennt

von der vox clandestina? Richtig ist nur, was Brücke in dem vorliegenden Buche S. 62 brieflich äußert, daß zwischen der tonlos (d. h. zum Flüstern) verengten und der weit offenen Stimmritze eine continuirliche Reihe von Abstufungen vorhanden sind. Also z. B. zwischen geflüsterter Media und Tenuis, aber nicht zwischen geflüsterter und tönender Media. Sehr anschaulich stellen sich die Unterschiede dar bei Czermak S. 83, Fig. 26.

Auf derselben S. 16 wundert sich der Verfasser, daß kein Volk das Bedürfniß gefühlt hat, tönende und tonlose Nasale und Halbvocale in der Schrift zu unterscheiden. Ich weiß nicht, was er sich unter tonlosen Nasalen (Resonanten) vorstellt; sie sind unmöglich: vielleicht also nur ein zufälliger Irrthum. Was die Halbvocale betrifft (der Verfasser bezeichnet r und l als solche), so ist die Sache allerdings auffallend. Aber es käme zunächst darauf an zu wissen, in wie vielen Sprachen denn tonloses und tönendes r, tonloses und tönendes l neben einander existiren. Eine Sprache, die nur eines von beiden besitzt, kann natürlich auch nur ein Zeichen dafür verwenden. Vielleicht existiren die Laute nur dort neben einander, wo der Unterschied zwischen tonlos und tönend überhaupt verwischt ist, wie im Neudeutschen. Ferner ist zu erwägen, daß bei den meisten Verschluß- und Reibelauten zu dem Unterschied zwischen tönend und tonlos noch secundäre Momente treten, welche die Auffassung der Differenz erleichtern. — Das Altarische hat ohne Zweifel blos tönendes r besessen. Daher der r-Vocal, den wir wohl schon für die ostarische Ursprache voraussetzen müssen. Daher Übergänge des s in r nur in solchen arischen Sprachen, welche in älteren Sprachperioden ein (dem Altarischen ebenfalls fehlendes) tönendes s zulassen. Demgemäß müssen wir auch l in den arischen Sprachen für ursprünglich tönend halten. Daher wohl Übergänge des d in l (und umbrisch r), aber nicht, wie manche wollen, des t in r nachzuweisen sind. Daher die entschieden tönende Rolle, welche l und r in der germanischen Lautverschiebung spielen (Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 82).

Über die Behandlung des Vocalismus in §§. 5. 6. wäre viel zu sagen. Es wird darauf ankommen, ob der Verfasser richtig beobachtet hat. Dann ergäbe sich die interessante Thatsache, daß unser (dem i näheres) é keine Kürze, unser (dem a näheres) ò keine Länge, unser (dem u näheres) ó und ô keine entsprechende Kürze neben sich haben.

Der Bemerkung J. Grimms, daß die etymologisch verschiedenen mhd. e und ë durch die heutige Aussprache noch unterschieden werden, widerspricht der Verfasser S. 37 Anm. Schweizer-Sibler dagegen (in Kuhns Zeitschrift 19, 299) bestätigt J. Grimms Behauptung, wenigstens für das Schweizerische. Nur haben dann allerdings e und ë die Aussprache, die man für die älteste Zeit voraussetzen muß, getauscht. Das aus a entstandene e muß ebenso wie das aus ai entstandene ê einen dem a näheren offenen, hingegen das zum Theil aus i entstandene ë einen dem i näheren geschlossenen Laut gehabt haben: so sollte man wenigstens meinen.

Die zwischen a und i einerseits, zwischen a und u andererseits mitten inneliegenden Vocale hat Herr Rumpelt gegenüber den von Brücke entworfenen Reihen je um ein Glied verkürzt. Mit Unrecht. Er würde mit seiner Tabelle schon dem Ungarischen gegenüber z. B. nicht auskommen. Das Ungarische unterscheidet á (sehr rein und hell) a, ö, o, O. Die mir als regulär bekannte Aussprache von a in Wahl steht zwischen ungarisch á und a. Der Laut des ungarischen á ist mir in dem Munde gebildeter Deutscher nie vorgekommen. Wohl aber besitzt ihn der österreichische Dialekt als Umlaut von a, welches seinerseits sich österreichisch mehr dem o genähert hat, etwa wie ungarisch a.

Eine exacte Untersuchungsmethode für die feineren Vocalabstufungen hat erst Helmholtz angegeben. Dessen 'Tonempfindungen' sind jedoch vom Verfasser gänzlich unverwerthet geblieben.

S. 37. Die 'zwei Momente', welche ein langer Vocal dauern soll, sind ein etwas unklarer Ausdruck. Es wird auf das relative Maß, auf die doppelte Zeitdauer der Kürze Gewicht zu legen sein. Die absolute Dauer dürfte je nach der Schnelligkeit des Sprechens sehr verschieden sein. Daß (S. 39) das a in ihr sahst bei sorgfältiger Sprache etwas kürzer sei als das in du sahst, bekenne ich nicht zu fühlen.

S. 40 scheint der Verfasser ahd. mâl und mahal zu verwechseln, und das von ihm vorausgesetzte emezzihic ist nicht vorhanden. Schreibungen wie arprahastun für arprâstun müssen mit Schreibungen wie stehic hohubit verglichen werden (Zur Geschichte S. 30) und sind nicht blos dem ahd. eigenthümlich: auch das Umbrische zeigt die Schreibung aha für â und Ähnliches, und altpersisch begegnet z. B. Dârayavahus für Dârayavaus. Bei Diphthongen deutet sie auf das Vorhandensein dessen, was Brücke Halbdiphthongen nennt (vergl. fürs ahd. die zweisilbige Scansion -hēĭm bei Ermoldus Nigellus 4, 179 gegen Rumpelt S. 49, wo ahd. ei als 'echter Diphthong' hingestellt wird), bei langen Vocalen auf zweitönige, circumflectirte Aussprache (Zur Geschichte S. 469 f.).

S. 49. Falsches über die Aussprache des goth. ai und au. Ich notire das nur und verweise wie für anderes, was ich nicht berühre, auf Schweizer-Sidlers Anzeige bei Kuhn 19, 299.

S. 51. Daß die 'nordischen Sprachen' gar keine Diphthonge haben ist richtig, wenn nur das Neuschwedische und Neudänische gemeint sind. Aber schon auf das heutige Norwegisch, Isländisch und Färöisch paßt die Behauptung nicht, ganz abgesehen von den älteren Sprachzuständen.

S. 54 oben wird das 'interdentale' l (Brückes l[1]) nur aus der individuellen Sprache angeführt. Aber hier wie anderwärts macht man die Beobachtung, daß sich in der einen Sprache nur als individuelle Abweichung findet, was eine andere nach bestimmten Regeln als allgemeines Gesetz darbietet. Vergl. Zur Geschichte S. 141: das englische ll in mill, rill ist — wenn ich recht berichtet bin — stets das interdentale. Es klingt fast

wie dl. Und dl, ddl giebt Rask als die regelmäßige Aussprache des isländischen ll nach Vocalen und Diphthongen an (Kortfattet Vejledning, 4. Aufl. S. 9 § 22). Dieselbe Aussprache berichtet Aasen Norsk Grammatik S. 30 aus einigen Gegenden Norwegens: daher Übergang in dd S. 108 (s. auch Kuhns Zeitschrift 13, 79 f.). Vergl. das dd für ll des Logudoro-Dialektes (Delius, Der Sardinische Dialekt S. 7)?

S. 57 ff. spricht sich der Verfasser über das ahd. f mit einer Bestimmtheit aus, welche kaum schon für erlaubt gelten kann. Die nhd. Aussprache Briewes, Wolwes u. s. w. für Briefes, Wolfes u. s. w. kenne ich nicht als allgemeindeutsch, wie denn der Verfasser selbst S. 121 f. mit Recht die Einschränkung hinzufügt 'wenigstens hier in Schlesien'. Wenn Jacob Grimm darauf aufmerksam macht, daß nur das germanischem f entsprechende ahd. f auch mit v wechselt, so ist dies für die Trennung des Lautes von dem aus germ. p hervorgegangenen f meiner Ansicht nach vollkommen entscheidend, und Graffs Untersuchungen, auf die sich Herr Rumpelt beruft, können wenig helfen. Genaue Feststellungen über die Verbreitungsgebiete der einzelnen Bezeichnungsweisen wären allerdings willkommen, ja unumgänglich für endgültige Lösung der Frage. Es scheint, daß die beiden f hauptsächlich in fränkischen Dialekten zusammenflossen. Aber auch dort nicht ganz. Das aus p verschobene f ist eigentlich ff und wird nach kurzem Vocal in der Regel, nach langem manchmal so geschrieben.

Übrigens bemerke ich jetzt, daß ich Herrn Dr. Rumpelts früheres Werk (Deutsche Grammatik. I. Lautlehre. Berlin 1860) bei Abfassung meiner Studien 'Zur Geschichte' doch nicht hinlänglich zu Rathe zog. Die von mir daselbst S. 70 geäußerte Ansicht, das v für f im Inlaut sei tönende Labialspirans, findet sich bereits bei Dr. Rumpelt a. a. O. S. 326 f.

Für sicher halte ich sie jedoch keineswegs. Wer weiß, ob nicht v in mhd. grâve, hoves, wolves den Laut des holländischen v hatte?

Das ist freilich selbst noch ein dunkler Laut. Das Blatt S. 61. 62, worauf der Verfasser die Angaben von Professor de Vries und Brücke über diesen Laut mittheilt, ist eines der werthvollsten und lehrreichsten seines Buches. Ich habe im August vorigen Jahres ebenfalls mit Prof. de Vries und Prof. Sicherer in Leiden über die Sache verhandelt, ohne daß ich zu einer befriedigenden und unzweifelhaften Auffassung gelangt wäre. Nur eine Überzeugung holte ich mir aus dem Gespräch, daß wir Deutsche uns doch vielleicht irren, wenn wir unser w ohne Weiteres dem franz. v gleichsetzen. Die Holländer mit ihrer feinen Unterscheidung zwischen f, v, w sind am meisten berufen, hierüber zu urtheilen. Als ich voulez-vous aussprach, um de Vries von der Identität des deutschen w und französischen v zu überführen, lachte er und fand gerade in meiner Aussprache einen Beweis für seine Behauptung. Aus der Art, wie er meinen Fehler nachahmend übertrieb, erkannte ich, daß unser w zwischen französischem v und englischem w stehen müsse: und zwischen deutschem w und englischem w scheint das holländische w zu stehen. Solche feine Übergänge sind nicht auffallend, wo es

sich um das mehr oder weniger des beigemischten Vocals handelt. Vergl. auch de Vries bei Rumpelt Deutsche Grammatik, S. 327 Note.

Andererseits konnte ich mich von der Identität des französischen und holländischen v doch nicht überzeugen, und glaube jetzt, daß Brücke Recht hat, wenn er vermuthet, das holländische v möchte zwischen geflüstertem w und reinem f schweben. —

Ich möchte hier eine Bemerkung einschalten über die bekannten Übergänge des b in f, des d in th, des g in h, welche nach gothischem Lautgesetz am Wortende oder vor dem Nominativ-s erfolgen. Eine slavische Analogie führt Schleicher an, Kuhns Zeitschrift 14, 400. Man könnte zunächst sich versucht fühlen, die Erscheinung an jene Ausnahme der Lautverschiebung anzuknüpfen, nach welcher eine altarische Tenuis zwischen tönenden Elementen sowohl zur Media als zur Spirans verschoben werden darf. Und vielleicht lassen sich die nicht sehr zahlreichen Fälle, in denen g und h wechseln, hierauf zurückführen. Aber z. B. für biudan, bauth oder für graban, grôf reicht man mit einer solchen Erklärung nicht aus.

Schon Grimm Grammatik 1, 213 hat mit goth. f für b den altsächs. Auslaut bh oder f für b verglichen. Dieser entspricht aber einem Inlaute bh zwischen Vocalen, der seinerseits im ags. und altnord. als f sich wiederfindet und im Altnordischen (vereinzelt Altsächsischen) ein ähnliches dh für d zur Seite hat.

Ich möchte demnach die Frage aufwerfen: sollte nicht das goth. b und d einen doppelten Laut gehabt haben: den der Media und einen zweiten, der zwischen Media affricata und tönender Spirans schwankte, wie vermuthlich bh und dh (geschrieben als durchstrichen b und d)? Vergl. Weinhold Alemannische Grammatik S. 119. Wenn der letztere in den Auslaut zu stehen kam, so wurde er mit demselben Recht durch tonlose Spirans vertreten wie nhd. (und althochd. im Isidor) der tönende Verschlußlaut durch den tonlosen. Auch vor dem tonlosen s des Nominativs ist die Assimilation begreiflich. Tönende Spirans für inlautende Media aber hat mancherlei Analogie, vgl. Diez, Romanische Grammatik 1 (3. Aufl.), 234 f. 280 f., Weinhold Bairische Grammatik S. 138. Besonders nahe dem Gothischen vergleicht sich prov. z für d: einzelne Handschriften, wenigstens die des Boethius, wenden dieses z nicht an, sondern belassen dafür d (laudar veder wo sonst lauzar, vezer). —

S. 67, wo der Übergang von th in f besprochen wird, wundert man sich, goth. thliuhan, ahd. fliohan und Ähnliches nicht erwähnt zu finden. Indessen wäre viel Anlaß zu derartigen Nachträgen. So gleich S. 74, wo für die tönende Aussprache des ahd. s Schreibungen wie mennisgo für mennisco, sbrehhan für sprehhan u. dgl. angeführt werden konnten.

S. 84—86 wendet sich der Verfasser gegen Brückes Auffassung des sch als eines zusammengesetzten Lautes, worin die Articulation des s und χ gleichzeitig hervorgebracht würde. Dr. Rumpelt hält es vielmehr mit

den indischen Grammatikern für das cacuminale (cerebrale) Reibungsgeräusch (s^2 Brückes) und ich gestehe — ohne einer neuen Prüfung Brückes vorgreifen zu wollen, — daß Dr. Rumpelts Auffassung für mich viel Einleuchtendes hat. Professor Dubois-Reymond erklärte mir einmal im Vorbeigehen, daß er das sch für ein einfaches Reibungsgeräusch sui generis halte: ich weiß nicht, ob damit etwas wesentlich anderes gemeint war, als was Dr. Rumpelt behauptet. Auf ganz falscher Fährte ist Merkel, vergl. Zur Geschichte S. 52 Anm. — Zur Unterstützung von Dr. Rumpelts Meinung möchte ich noch anführen, daß man t^2 + sch oder d^2 + franz. j hinter einander aussprechen kann, ohne irgend etwas dazwischen vorzunehmen als Aufhebung des Verschlusses. Ganz anders bei k^1 + sch oder g^1 + franz. j, wo man die Veränderung der Articulationsstelle deutlich fühlt.

S. 86—92 polemisirt ebenfalls gegen Brücke. Brückes mouillirte Laute des zweiten Gebietes sollen dorsale sein. Ich muß mich über diese Frage eines Votums enthalten, da ich augenblicklich keine Gelegenheit habe, z. B. die polnischen ś und ź zu hören. Das gn in Champagne, das ll in famille bin ich außer Stande zu continuiren, wage aber gegenüber S. 91 die Unmöglichkeit einer continuirlichen Aussprache nicht zu behaupten.

S. 98. Daß man in Österreich Gesaγk, Gesaγges d. h. den gutturalen Resonanten mehr k oder g) ausspreche, ist eine falsche Beobachtung. Wir sprechen Gesaγγ, Gesaγγes. Höchstens Uγgarn könnte vorkommen.

S. 115 behandelt die Gemination im Auslaut. Der Verfasser beruft sich auf die ahd. und mhd. Schreibung, läßt aber die goth. mit dem Neuhochdeutschen übereinstimmende außer Acht. Man schreibt Fall, Herr, kann u. s. w., soll aber Fal, Her, kan sprechen. Und schon S. 44 wird von der 'Unsitte' der Gemination im Auslaut geredet. Aber ich gestehe, daß ich die Richtigkeit dieser Ansicht nicht einzusehen vermag. Ich habe immer geglaubt und glaube es noch, daß im Neuhochdeutschen alle betonten Silben lang sind entweder von Natur oder durch Position, und in den angeführten Wörtern höre ich den langen Consonanten, wofern nur das Wort thatsächlich d. h. auch im Satz betont ist.

Man antworte z. B. auf eine dringende Aufforderung mit dem zweifelnden wenn ich k a n n — wird nicht deutlich der Consonant ausgehalten? Ebenso ich k a n n dich nicht loslassen oder ich k a n n es nicht. Dagegen ich kann dich v e r s i c h e r n oder ich kann es nicht v e r a n t w o r t e n, wo man streng phonetisch allerdings kandich und kanes schreiben müßte. Nicht minder aber klingt in wir können uns nicht v e r h e h l e n das können eigentlich wie könen. Es hat daher auch guten Sinn, das Wörter wie an, in, man, bin, Wörter formeller Function, die im Satze meist unbetont dastehen, ohne Positionslänge geschrieben werden.

Vermuthlich hat man im Mittelhochdeutschen diese Worte nicht anders gesprochen als wir heute thun (obgleich das keineswegs mit unbedingter Sicherheit hinzustellen ist). Die Gemination fiel im Inlaut (valles, herren, kunnen), wo das l r n Silbe schließen und beginnen, mehr ins Ohr als im Auslaut am Silbenschluß.

S. 119. Daß wir Lob, Dieb, Bad, Tag nicht mit tönender Media am Schluß sprechen, ist gewiß. Daß geflüsterte Media erklinge, möchte ich nicht gerade behaupten, aber ein genauer Beobachter sollte es doch untersuchen. Meist wird wohl allerdings bei jenen b, d, g die Stimmritze weit offen stehen. Aber doch ist, wie bei den obigen Geminationen, unsere heutige Schreibung in ihrem Recht. Zutritt oder Wegfall des Stimmtons ist einmal für das Neuhochdeutsche nicht mehr einziges Kennzeichen der Media und Tenuis. Der charakteristische Laut ist ebenso sehr von Schwäche oder Stärke des Verschlusses, von Schwäche oder Stärke der Explosion abhängig. Und das b in Lob explodirt doch gewiß nicht so stark wie das p in Paar; das d in Bad gewiß nicht so stark wie das t in Taube; das g in Tag gewiß nicht so stark wie das k in Kalb. Man muß nur nicht die norddeutsche Aussprache Batt, Tack ins Auge fassen, sondern die süddeutsche Bâd, Tâg. Nur die letztere ist die 'schriftgemäße'. Eine Orthographie, welche tönende und geflüsterte Media ohne Unterschied durch b, d, g bezeichnet, hat keine Ursache, im Auslaut von Lob, Dieb u. s. w. zu p, t, k zu greifen.

S. 121 f. müht sich der Verfasser wunderlich ab, zu erklären, weshalb im Hochdeutschen die Verbindung von einfachem langen Vocal und darauf folgendem harten Consonanten nicht beliebt sei. Er sucht physiologische Gründe dafür. Hätte er sich doch lieber einer sehr bekannten etymologischen Thatsache erinnert. Daß langer Vocal mehr t nichts Seltenes sei, giebt er selbst zu. Nun, woher sollen denn p und k kommen? Niederdeutsch (germanisch) p und k sind zu Spiranten verschoben, neue p und k sind aus germ. b und g nicht entstanden, die Consonantumlaute zeigen sich als Geminationen oder Tenues affricatae: also woher sollen echte hochdeutsche p und k kommen?

Die ganze Erörterung über die Behandlung der Stammsilbe (der Accentsilbe) im Neuhochdeutschen wäre mannigfacher Berichtigung fähig und bedürftig, welche ich nicht im Einzelnen zu geben versuche. Aus welchen Motiven bald der Vocal gedehnt, bald der darauf folgende Consonant geminirt wird, ist leider noch nicht gehörig untersucht: auch dieser Vorgang muß seine Gesetze haben. Am dunkelsten erscheinen mir Wörter wie Mutter, Futter, Waffen, lassen, die ihren mhd. langen Vocal einbüßen, um den Consonanten zu verdoppeln. Die dehnende Wirkung des Accents wird schon im Althochdeutschen sichtbar.

S. 139 wird die Angabe Rosens beigebracht, wonach im Ossetischen die Tenues 'so völlig hauchlos gesprochen werden, daß sie Ausländern ungemein schwer fallen'. Der Verfasser führt es im Gegensatz zu der deutschen

Art an, die Tenuis fast als Aspirata zu sprechen. Er konnte an S. 19 erinnern: die ossetische Tenuis wird wesentlich keine andere als die der Magyaren und Slaven sein. Und das ist auch wohl die normale Tenuis der meisten Sprachen. Unter den Deutschen sprechen die Westfalen ein sehr schönes reines k mit Kehlkopfverschluß. —

Aus dem Abschnitt 'Rückblick und Umschau' (§. 24) hebe ich die interessante Erörterung über das irische Lautsystem hervor (S. 188—193). Die hierauf folgenden Vorschläge des Verfassers für unsere Orthographie habe ich zum Theil bereits angeführt und die bestehende Schreibung dagegen in Schutz genommen. Ich muß das noch in einem Puncte thun, in Bezug auf die Zischlaute. Der Verfasser wünscht verschiedene Zeichen für tonloses und tönendes s: jenem soll s, diesem ſ ausschließlich zugewiesen werden. Und so will der Verfasser z. B. weiſen (indicare) und weisen (album reddere) unterscheiden, während er doch z. B. hasse, lasse, messe schreibt. Wenn mein Ohr nicht ganz stumpf ist, so darf ich auf das bestimmteste behaupten, daß das s in weissen genau so lange ausgehalten wird wie das s in hasse. Beide sind geminirtes tonloses s. Ich verweise auf diese Zeitschrift 1869 S. 755 [s. unten], wo ich nicht Füsilier als Beispiel für inlautend tonloses und einfaches s hätte anführen sollen: das wird im Deutschen wohl überhaupt nicht vorkommen, außer bei solchen, welche das s in lesen, rasen u. dergl. fälschlich tonlos sprechen. Im Übrigen kann ich lediglich auf meiner Ansicht beharren, daß wir am besten thäten, das ß gänzlich über Bord zu werfen und die in lateinischen Drucken übliche Schreibung allgemein zu adoptiren. Die Unterscheidung von ss und ß ist nur eine Methode der Bezeichnung des langen und kurzen Vocals. Und wenn wir doch sonst diese Bezeichnung aufgeben, wenn wir die Doppelvocale, Dehnungs-h u. s. w. abschaffen wollen, warum sollen wir allein das ß beibehalten? Ich weiß wohl, was man dagegen einwenden kann. Man kann sich auf die Regel berufen, daß doppeltem Consonanten kurzer Vocal vorhergehe. Aber hier steht mir die praktische Erfahrung der zahllosen lateinischen Drucke zur Seite, welche meines Wissens noch keinen unschuldigen Vocal um seine rechtmäßige Länge gebracht haben. —

Es bleibt mir noch die Partie des vorliegenden Werkes zu erwägen, welche mich am unmittelbarsten interessirt hat, der §. 22 über den Affricationsproceß. Leider hat der Verfasser meine Erörterung über die Lautverschiebung (Zur Geschichte S. 63—91) noch nicht benutzt: es wäre mir werthvoll gewesen, sein Urtheil zu vernehmen, und unsere Auseinandersetzung hätte sich einfacher zu Ende bringen lassen. Ich will jetzt nicht blos auf seine, sondern auch auf andere abweichende Meinungen Rücksicht nehmen.

Die Partie meines Buches, die von der Lautverschiebung handelt, hat zum Theil Beifall gefunden, so bei Justi, bei dem Recensenten der Revue critique, noch kürzlich bei Schweizer-Sidler (Kuhns Zeitschrift 19, 300). Andere konnten sich gerade damit nicht einverstanden erklären: ich nenne

Delbrück (Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 126), H. Chavée (Revue de linguistique 2, 125), L. Tobler (Germania Neue Reihe 1, 483 f.). Georg Curtius in der neuesten (dritten) Auflage der Griechischen Etymologie S. 394 Anmerkung vermißt bei mir jede eingehende Prüfung der von ihm selbst gegebenen Auffassung des Vorganges und vermißt weiter 'hier wie anderswo' durchschlagende Gründe für meine keck hingeworfenen Behauptungen.

Ein kleines Korn von Wahrheit muß ich in dem Vorwurf anerkennen. Ich habe mich nirgends bemüht, Gründe zu häufen. Ich habe dem Leser manche zu finden überlassen, die der Zusammenhang an die Hand giebt. Ich habe geglaubt, daß — gewisse methodologische Gesichtspuncte einmal statuirt — sich die Folgerungen oft von selbst ergeben, und daß die Discussion der Methode das Wichtigste, ja das allein Wichtige sei. Ich habe mich aber leider auch in dem Methodologischen vielfach nur auf Andeutungen beschränkt und überhaupt wohl viel zu sehr auf die Willigkeit der Leser gerechnet.

War das ein Fehler, so bin ich hinlänglich gestraft durch die Nothwendigkeit, alle diese Fragen, die ich mit einem Male abgethan hoffte, von neuem behandeln zu müssen.

Aber ich glaube nicht, daß mir bei der Lautverschiebung oder irgendwo sonst durchschlagende Gründe für meine Behauptungen gefehlt haben. Und ich glaube nicht, daß ich von den gangbaren Meinungen irgendwo ohne Noth und ohne die gewissenhafteste Prüfung abgewichen bin.

Ich will das für die Lautverschiebung zu beweisen suchen, und bedaure nur, daß ich — um nicht zu weitläufig zu werden — die Thatsachen, um deren Erklärung es sich handelt, hier durchweg als bekannt voraussetzen muß.

Um Curtius Schritt für Schritt zu folgen, zuerst ein Wort von den sogenannten Aspiraten der arischen Sprachen überhaupt, wobei es sich namentlich um die Frage handelt, ob die Aussprache der indischen weichen Aspiraten auch die der altarischen weichen Aspiraten war oder ob diese nicht vielmehr als weiche Affricaten (mediae affricatae) anzusehen wären. In jenen folgt auf b, d, g der Hauchlaut h (hierüber hat am eingehendsten und exactesten Brücke gehandelt in den phil.-hist. Sitzungsberichten 31, 221 ff., eine Abhandlung, welche Curtius nicht citirt), in diesen folgt auf b, d, g die weiche Spirans derselben Articulationsstelle. Was die harten 'Aspiraten' betrifft, so ist die Aussprache als Tenuis affricata von den altindischen Grammatikern ausdrücklich bezeugt, während die neueren indischen Mundarten ebenfalls nur die Tenuis mit nachstürzendem h darbieten (vergl. z. B. Max Müller Vorlesungen 2, 140).

Vielleicht möchte man gleich von hier aus die Folgerung wagen: die weichen 'Aspiraten' hätten ohne Zweifel denselben Entwickelungsgang von der Affricata zur eigentlichen Aspirata durchgemacht. Dies läßt sich aber noch auf anderem Wege und zwar direct für das Altarische wahrscheinlich

machen. Und hierauf kommt es an, da wir doch vom Sanskrit nicht ohne Weiteres auf die arische Ursprache schließen dürften.

Zu den wenigen sicher erkannten Lautgesetzen der altarischen Ursprache gehört die Behandlung der Lautgruppe tv, welche uns namentlich im Suffix der zweiten Person und im Ablativsuffix (Zur Geschichte S. 301 ff.) vorliegt.

Wir finden als Vertreter des Stammes tva unter andern die Formen tha und dha. Sie müssen auf Assimilation beruhen. Aber was wäre das für eine Assimilation, mittelst welcher an die Stelle von v ein h träte? Nein, von Assimilation kann in tha gegenüber tva nur dann die Rede sein, wenn der tonlose Verschlußlaut t den tönenden Reibelaut v in einen tonlosen, der dentale Verschlußlaut t den labialen Reibelaut v in einen dentalen verwandelt. In der Form dha hat zunächst v auf t eingewirkt und es tönend gemacht, um dann seinerseits durch d auf die dentale Articulationsstelle gezogen zu werden. Vergl. Zur Geschichte S. 236.

Also die Laute, welche aus tv entstanden, sind Affricatae. Und damit ist das Vorhandensein dieser Lautgattung im Altarischen bestimmt nachgewiesen.

Aber fällt damit nicht die Arendt-Curtiussche Erklärung der griechischen Aspiraten zu Boden?

Diese enthalten nämlich als Verschlußlaut entschieden eine Tenuis, während sie doch etymologisch größtentheils den altarischen Mediae affricatae entsprechen. Und jene Erklärung ist wesentlich darauf gegründet, daß in den altarischen 'weichen Aspiraten' auf die Media der bloße Hauch folge. Der Hauch fordert weit geöffnete Stimmritze: was ist natürlicher, als daß auch bei dem vorangehenden Verschlußlaut die Stimmritze geöffnet wurde und so statt der Media eine Tenuis (nur nicht die Tenuis mit Kehlkopfverschluß, sondern die gewöhnliche deutsche Tenuis) entstand? Hat nicht Brücke a. a. O. nachgewiesen, daß in der neuindischen weichen Aspirata der Verschlußlaut als Media d. h. mit tönender Stimme angefangen wird, dann aber als Tenuis explodirt? Werden wir uns also nicht leicht vorstellen, daß in diesem gleichsam halbirten Laut die beiden Hälften einander gleich werden, und zwar in dem Sinne gleich werden, daß der härtere Theil, welcher dem Bedürfniß des folgenden Hauches seine Existenz verdankt, den weicheren nach sich zieht?

Ganz gewiß, die Erklärung leuchtet ein. Und ich beabsichtige auch nicht, ihr zu widersprechen. Ich glaube, daß wirklich auf griechischem Boden eine Media a s p i r a t a vorhanden war, halte sie aber hier wie bei den Indern für eine secundäre Entwickelung aus ursprünglicher Media a f f r i c a t a.

Worin besteht denn der Unterschied der beiden Laute?

Es ist einfach h an die Stelle eines tönenden Reibelautes getreten Darin aber erkennen wir einen Vorgang, der sonst gerade auf demselben Boden häufig und unzähligemal, ja mit Regelmäßigkeit eingetreten ist. Jot

und v, deren sich das Griechische entledigte, sind tönende Reibelaute. Es sind mit geringer Änderung der Articulationsstelle dieselben Spiranten, welche die altarische gutturale und labiale Media affricata nach meiner Ansicht enthielt. In dem zusammengesetzten Laute ist h an die Stelle getreten, in dem einfachen nicht minder. Außerordentlich leise Aussprache der Spirans muß vorangegangen sein, wie bei dem s, das sich gleichfalls in den Hauch verflüchtigte[1]). Was das Indische betrifft, so hat die Verhauchung keineswegs so allgemein die tönenden Spiranten ergriffen, aber um so entschiedener die in den Affricaten enthaltenen: skr. h für altar. bh, dh, gh ist bekannt; im Prakrit können alle skr. Aspiraten in h übergehen. Muß man annehmen, daß solche Übergänge durch Assimilation beider Bestandtheile der Affricata zur bloßen tönenden Spirans vorbereitet wurden? Im Griechischen haben wir den Verlust eines urspr. bh (Curtius S. 439 f.) zu vergleichen. Im Sanskrit mag gerade diese Neigung zu einer Fixirung der Aspiraten geführt haben. Leisen Unterschieden gegenüber, welche die Gefahr der Vermischung ursprünglich getrennter Laute nahe legen, arbeitet die Sprache solche Differenzen manchmal genauer aus und hält sie um so entschiedener fest.

So also steht die Sache bei den Mediae affricatae. Etwas anders verhält es sich vielleicht mit den Tenues affricatae und aspiratae, schon im Sanskrit wie es scheint, und auch im Griechischen, nachdem die Mediae aspiratae zu Tenues aspiratae geworden waren. Diese letzteren gingen dann leicht in die Tenues affricatae über, wie Roscher in Curtius' Studien I. 2. S. 121 ff. nachwies.

Ich nehme also an, daß die altarischen Tenues affricatae (an deren Vorhandensein ich mit Graßmann glaube) sich im Griechischen unverändert erhielten, daß sie aber einen gewaltigen Zuwachs durch die ursprünglichen Mediae affricatae erhielten. Oder vielleicht sind die wenigen Tenues affricatae den verwandten Mediae auf halbem Wege entgegen gekommen? Ich würde auch in dieser Annahme nichts Ungereimtes oder Unwahrscheinliches sehen. Daß ein Laut erst in einen anderen übergeht, um dann zu seiner früheren Gestalt zurückzukehren, kommt vor. Wir haben ein Beispiel am germ. â, das im Hochdeutschen durch die Färbung ê hindurch wieder 'zu sich selbst kam' (Zur Geschichte S. 126). Und ein ähnlicher Rückgang liegt im österreichischen Dialekt vor, wenn der Umlaut e (ä) wieder zu hellem a wird.

[1]) Curtius wünscht S. 383 eine Erklärung dieses Überganges. Sie liegt, wie mir scheint, lediglich in der leisen Hervorbringung. Für alle Erklärung von Lautübergängen ist das Wesentlichste, daß man sie gleichsam nachzuerleben suche. Bringe ich ein tonloses s zuerst stark, d. h. mit möglichster Verengung des Mundcanals und möglichst viel und heftig ausströmendem Athem, hervor, dann immer leiser und leiser, so wird akustisch zwischen einem solchen s und dem Hauchgeräusch nur mehr geringer Unterschied obwalten. Die Controle des Ohres hört auf und die Verengung wird nicht mehr vorgenommen, nur die ausgeathmete Luft schlägt an die Wände der Rachenhöhle. Ebenso ist es bei j und v, nur daß das 'leise' auch auf den Stimmton zu beziehen ist, der zuerst ins Flüstern übergeht, um zuletzt ganz wegzufallen.

So kann der tonlose Spirant in der Tenuis affricata den Weg des s (zu h) eingeschlagen haben. Die Feindseligkeit gegen die Spiranten überwog in jener Epoche der Sprache alle Rücksichten. Sie hat ihren Willen durchgesetzt, sie befindet sich im Besitz einer Reihe von harten Aspiraten, die ihr eine neue Unbequemlichkeit auferlegen. Und diese sucht sie loszuwerden, indem sie einen früher befehdeten Laut in neue Ehren einsetzt. Man kann das eine unbewußte Reue der Sprache nennen, wenn man an bildlichen Ausdrücken Vergnügen findet.

Man wird solche Vorstellungen ohne Zweifel zu künstlich, zu complicirt finden. Aber das sind Redensarten und keine Gründe. Ein Streit mit Gründen kann sich nur um die Frage drehen, ob ich Recht habe, die altarischen sogenannten Aspiraten für Affricaten zu halten. Was dann mit den Tenues affricatae im Griechischen geschah, während die Mediae affricatae ihre Metamorphosen durchmachten, das muß dahin gestellt bleiben. Aber beide angegebenen Möglichkeiten sind vorhanden. — Ich komme nun zur Lautverschiebung.

Curtius argumentirt so: 1) Die Verschiebung der Media affricata zur Media wird von den eranischen Sprachen, den lettoslavischen, den celtischen und zum Theil auch vom Lateinischen getheilt; folglich hat die germanische Verschiebung ebenfalls hiermit begonnen. Und 2) 'der Übergang von g, d, b in k, t, p in den germanischen Sprachen erklärt sich aus jenem Zusammenhange, der zwischen sämmtlichen Lauten einer Sprache in der Art stattfindet, daß sich diese wechselseitig compensiren. Die einmal eingetretene Verwandlung eines dh in d trieb auch das ursprüngliche d aus seiner Stellung, so daß das alte d zu t ward und endlich das neue t wieder das schon längst vorhandene alt überlieferte zu th verschob'.

Es ist auf den ersten Blick klar, daß diese ganze Argumentation auf zwei Säulen ruht. Und wenn diese zwei Säulen zusammenbrechen, so stürzt auch die Argumentation zu Boden.

Die erste Säule ist der Satz: ein Lautübergang, den viele verwandte Sprachen mit einander gemein haben, muß in der einzelnen Sprache früher eintreten, als ein Lautübergang, der nur von wenigen getheilt wird, oder vollends ein Lautübergang, der einer Sprache eigenthümlich ist.

Ich glaube, jeder Unbefangene und Curtius selbst muß zugeben, daß mit diesem Satze seine erste Folgerung steht und fällt. Jede Möglichkeit von der außergermanischen Verschiebung der Mediae affricatae auf den Anfang der germanischen Verschiebung zu schließen, ist uns genommen, wenn der Hilfssatz, den ich formulirte, nicht richtig ist. Denn von einem Lautgesetz der arischen Ursprache kann nicht die Rede sein, da das Sanskrit, Griechische und zum Theil das Lateinische dem widersprechen. Und ebenso wenig darf man von einer gemeinschaftlichen Verschiebung der Mediae affricatae zwischen den darin übereinstimmenden arischen Sprachen reden. Denn wie könnte man das Eranische aus seinem näheren Verbande mit dem Indischen

reißen? Und was würde vollends aus den italischen Sprachen. Halb wären sie mit den anderen gegangen, halb hätten sie sich ausgeschlossen.

Darf man nun behaupten, daß der angeführte Satz Stich hält?

Vielleicht hat schon die bloße Aufstellung genügt, um seine Unrichtigkeit unzweifelhaft zu machen. Zu was für weitgehenden Folgerungen würde er uns zwingen! Er würde die beglaubigte Sprachgeschichte geradezu ins Gesicht schlagen. Die Palatalisirung, der Zetacismus müßte in Uralterthum hinauf rücken. Der germanische Übergang von s in r müßte dem Lateinischen und Lakonischen zu Liebe gleichfalls sehr weit zurück reichen: und doch hat das Gothische noch nichts davon und müssen das Lateinische und Lakonische gegenüber der italischen und griechischen Ursprache hierin als verhältnißmäßig jung bezeichnet werden. Der Übergang von Dentalis vor Dentalis zu s (und weiterhin oft beider zu ss) scheint allen arischen Sprachen mit Ausnahme des Sanskrit gemein: folglich müßte sie im Zend älter als die Palatalisirung der Gutturalen sein. Aber diese letztere hat das Zend mit dem Sanskrit entschieden gemeinschaftlich begonnen. Also ist sie thatsächlich doch älter als jener Lautübergang.

Aber warum Beispiele häufen? Nachweislich jüngere Lautübergänge wie die hochdeutsche Verschiebung wären nur als Wiederholungen urältester erlaubt. Und dies alles im vollkommensten Widerspruch gegen das Grundgesetz, das für alles physische und geistige Leben gilt: unter gleichen Bedingungen werden zu jeder Zeit und an jedem Ort die gleichen Wirkungen entstehen.

Doch was würde unter dem Curtiusschen Gesichtspunct aus der germanischen Lautverschiebung selbst?

Curtius ist nicht consequent. Consequent ist aber Graßmann (dem sich Delbrück anzuschließen scheint), wenn er Kuhns Zeitschrift 12, 110 ungefähr so schließt: 1) Die Verschiebung der Affricaten mit Verlust des Reibelautes findet sich am häufigsten in den arischen Sprachen, folglich war dies der erste Act der germanischen Lautverschiebung. 2) Die Verschiebung der Tenues zu Affricaten oder Spiranten findet sich ebenfalls, aber weniger häufig in den verwandten Sprachen (Curtius S. 455 f.), folglich war dies der zweite Act der germanischen Lautverschiebung. 3) Die Verschiebung der Media zur Tenuis 'findet, abgesehen von einzelnen wohl mehr zufälligen Berührungen, nichts Entsprechendes auf dem nichtgermanischen Sprachgebiete' — folglich war sie der dritte Act der germanischen Lautverschiebung. 'Sie diente — wie Herr Graßmann sagt — offenbar dazu, um das durch die ersten beiden Verschiebungen gestörte Gleichgewicht der Laute wieder herzustellen'.

Wo bleibt hier die Ansicht von Curtius? Dh vertreibt das d, d vertreibt das t, t wird zu th: wo bleibt diese Verfolgung und Flucht? Nach Graßmann wird 1) dh zu d, 2) t zu th, 3) d zu t. Die Ansicht ist nur consequenter in sich, aber sonst um nichts besser begründet als die von Curtius.

Aber jedenfalls dürfte sie Curtius S. 393 nicht eigentlich als eine Unterstützung der seinigen aufführen.

Man erwäge endlich noch die ossetische Verschiebung, die sich freilich nur auf den Anlaut erstreckt. Wenn schon auswärtige Analogien entscheiden sollen, so ist dies die weitgehendste und daher gewiß die beachtenswertheste. Ich nehme an, daß Bopps Darstellung Vergl. Grammatik 1, 119—121 richtig ist, die man am bequemsten in Arendts Register S. 65. 66 übersieht. Was finden wir da?

Nur eine Media affricata, die dentale, ist zur Media verschoben. Die Medien sind geblieben, die Tenues durchweg zu Spiranten oder Aspiraten verschoben. Beweist das nicht klar gegen Curtius? Sein erster Act nur in einem Articulationsgebiet, sein zweiter gar nicht, sein dritter dagegen vollständig vorhanden. Kann da noch davon die Rede sein, daß der erste den Anstoß für den zweiten und dritten gegeben habe?

Die zweite Säule der Curtiusschen Beweisführung ist das, was Curtius die Compensation, was Graßmann das Gleichgewicht, was Steinthal (Zeitschrift für Völkerpsychologie 3, 254) die Sympathie der Sprachlaute nennt: d und t leiden unter dem Schlage mit, der das dh betrifft. Man könnte es ebenso gut die Antipathie nennen: d läuft vor dem dh davon und t wiederum vor d.

Existirt nun ein solches Davonlaufen der Laute vor einander? Kann das irgend sonst nachgewiesen werden?

Curtius hat es nicht versucht. Wohl aber Herr Arendt in Kuhns Zeitschrift 12, 442 mit den Worten: 'Etwas Ähnliches finden wir auch im Verhältniß des Sanskrit zum Zend: skr. s wird zu zend. h; deshalb kann dann auch h nicht bleiben und wandelt sich in z. Es wird sich gewiß noch vieles dergleichen anführen lassen'.

Die einzige beigebrachte Analogie beweist nichts. Woraus will man schließen, daß die Wandlung von 'h in z' später stattfand, als die von s in h? Und die behauptete Thatsache selbst ist zweifelhaft. Es ist sehr zweifelhaft, ja sogar höchst unwahrscheinlich, daß zend. z aus h hervorgegangen, denn z vertritt immer eine tönende Gutturalis (Media oder Media affricata), während die Quellen von h auf allen Articulationsgebieten, aber immer nur aus der Region der Affricaten fließen.

Weitere Beispiele aufzusuchen ist nicht meine Pflicht. Vielleicht fällt jemand auf die Geschichte des germanischen s. 'Gothisch tonlos s und tönend z: althochd. und altsächs. s wird tönend, folglich muß z zu r werden'. Das scheint recht einleuchtend, ist aber grundfalsch. Die Verwandlung in das (älteres z, d. i. tönendes s voraussetzende) r ist viel allgemeiner verbreitet als das tönende s. Im Scandinavischen, im Englischen finden wir zwar das aus s hervorgegangene r, aber wir finden nicht, daß diejenigen s, welche nicht r wurden, den Stimmton bekommen hätten. Und wie reimt es sich mit der Sympathie der Laute, daß das alte r nicht vor dem

neuen flüchtete? Es konnte ja zu l werden. Aber freilich, was wurde dann aus dem alten l?

Die Sache verhält sich vielmehr umgekehrt. Weil ein früheres tönendes s zu r wurde, so hatte nun das tonlose s gleichsam freien Raum, um sich auszudehnen, und konnte seinerseits tönend werden. Ob diese Möglichkeit auch Veranlassung war?

Ich will es weder bejahen noch verneinen. Aber erwägen muß man es auch für die Lautverschiebung (was ich früher noch nicht gethan). Zu meiner Ansicht von dem Verlaufe derselben würde es sehr wohl stimmen. Das t wird th, folglich bekommt d Raum, sich auszubreiten nach der Seite von t hin, und nun wird für dh die Bahn frei nach d.

War das eine Veranlassung der Lautverschiebung, so war es nur eine secundäre. Die freien Bahnen wären nicht eingeschlagen worden, wenn nicht die Bequemlichkeit der Articulation daraus Vortheil ziehen konnte. Ein solches Verhältniß kommt bei allen Entwickelungen vor. Motive zu einer Änderung des bestehenden Zustandes sind gleichmäßig bei x und y vorhanden: eine Kraft K wirkt dort und hier auf die Veränderung hin. Aber sie ist durch ein Hinderniß H gebunden. Wird H z. B. bei x entfernt, während es bei y fortwirkt, so wird bei x ein neuer Zustand eintreten, aber y in dem alten beharren.

In der Lautverschiebung ist meiner Ansicht nach K der Trieb nach Erleichterung der Articulation, nach Arbeits- und Kraftersparniß bei Hervorbringung der Muten. Das Hinderniß H ist das controlirende Ohr, der Träger des Sprachbewußtseins, welcher die drei unterschiedenen Lautstufen sehr wohl kennt, aber doch nur um den Unterschied sich bekümmert. Die Scheidewand H zwischen d und t fällt, sobald t zu th geworden ist. Für t aber war der Raum frei, weil der Lauth th, wie ich ihn fürs Germanische fasse, nämlich als tonlose Spirans, bisher noch ganz fehlte.

Doch ich gerathe zu weit und greife mir vor. Und noch ist nicht alles gegen Curtius gesagt. Wenn die Laute nicht entfliehen vor einander, so bleibt für seine Ansicht noch immer ein Ausweg. Man dürfte nicht drei Acte der Verschiebung unterscheiden: das Ganze könnte sich auf einmal vollzogen haben. Sofort als dh ins Schwanken gerieth, begann auch d und in Folge dessen auch t zu schwanken. Eine kurze Übergangsepoche folgte, in der das Sprachgefühl die drei Laute nur zu sondern wußte, als den einen, der zwischen dh und d, den anderen, der zwischen d und t, den dritten, der zwischen t und th schwebte. Vollzog sich die Entwickelung allmälig, so konnten Vermischungen gar nicht ausbleiben. Aber ist eine solche plötzliche Revolution irgend wahrscheinlich? Ja, ist sie auch nur denkbar und möglich? Würde nicht im Sinne meiner eben versuchten Betrachtung stets das d als Hinderniß für dh, stets das t als Hinderniß für d gewirkt haben?

Aber damit nicht genug. Curtius traut den Germanen einen Unter-

scheidungstrieb zu, wie ihn die Slaven, Celten, Iranier nicht besessen haben. Daran würde ich keinen Anstoß nehmen. Insofern eine Sprache überhaupt Laute unterscheidet, giebt es auch eine conservative Macht in ihr, welche diese Grenzen nicht verwischen lassen will. Soferne dieselben gleichwohl im Laufe der Zeit verwischt werden, geschieht dies auf Puncten, wo die conservative Macht eine gewisse Schwäche bekundete oder von einer stärkeren Gewalt überwunden wurde.

Meinetwegen also, in dem Puncte der einfachen und mit Reibegeräusch begleiteten Verschlußlaute soll der germanische Sprachconservatismus keinen Spaß verstanden und eifriger die Grenzen bewacht haben, als der slavische, celtische und iranische. Meinetwegen, d. h. ich will das zugeben, was die Vergleichung mit den außergermanischen Völkern betrifft. Aber wenn wir den germanischen Sprachgeist mit sich selbst vergleichen, was ist dann unser Resultat?

Da treffen wir doch auf bedenkliche Nachlässigkeiten und der wachhabende Sprachgeist hat sich vielfach 'Mangel an pflichtmäßiger Obsorge' zu Schulden kommen lassen.

Das niederdeutsche dh wird (ich weiß nicht genau wann) zu d, ohne daß sich das alte d zu t verschoben hätte: Vermischung tritt thatsächlich ein. Vor der hochdeutschen Verschiebung haben mehrere dh neben r, l, n ihre Affrication verloren und werden demgemäß zu t verschoben (Zur Geschichte S. 73, aber schon Grimm Grammatik 1, 408). Vor der germanischen Verschiebung haben (vielleicht gemeinschaftlich westarisch) manche gh und vermuthlich noch andere Affricaten den Reibelaut aufgegeben (siehe diese Zeitschrift 1868, S. 664)*): die Laute sind ebenfalls in ihrer verstümmelten Gestalt der Verschiebung unterworfen worden. Ja, in der germanischen Lautverschiebung selbst sind Vermischungen vorgekommen: die Tenuis finden wir bald als Spirans, bald als Media im Germanischen wieder, und die germanische Tenuis umfaßt zwei Laute, die ursprüngliche Tenuis affricata und die ursprüngliche Media.

Was für ein wunderlicher launischer Sprachgeist das! Vor der Verschiebung, in der Verschiebung, nach der Verschiebung läßt er Mischungen zu. Und doch ruht auf seinem Haß gegen alle Grenzverrückungen die ganze wunderbare 'Sympathie' der germanischen Mutae! Credat Judaeus Apella.

Ich weiß nicht, ob ich nach dem Urtheil meiner Leser nun berechtigt bin zu vermuthen, daß die beiden Säulen der Curtiusschen Beweisführung — niedergerissen sind?

Aber Curtius beruft sich auf die Zustimmung, welche seine Auffassung bei anderen gefunden hat. Er nennt Lottner, Graßmann, Arendt, Steinthal: jeder der genannten Gelehrten unterstütze die erwähnte Erklärung durch einzelne besondere Beobachtungen, und Steinthal hebe mit Recht hervor, wie bedeutungsvoll es für das Gesammtleben der Sprachen sei, daß eine

*) Oben S. 177. B.

jede sogar in dem System ihrer Laute ein Ganzes bilde, in welchem sich alles wechselseitig bedinge.

Steinthals Bemerkungen beziehen sich auf die Curtiussche Erklärung der Lautverschiebung nur unter der Voraussetzung, daß sie bewiesen sei: zur Unterstützung des Beweises selbst bringt er nichts bei. Die Behauptung selbst, wie sie Curtius formulirt, daß jede Sprache in dem System ihrer Laute ein Ganzes bilde, worin sich alles wechselseitig bedinge, wird durch die Geschichte nicht bestätigt: zahllose Vermischungen ursprünglich getrennter Laute sind bekannt. Das allgemeine Gesetz der wechselseitigen Compensation der Laute ist nicht anderwärts festgestellt, sondern nur ad hoc erfunden.

Graßmanns Ausführungen sind nur zum Theil eine Bestätigung, zum Theil aber eine wesentliche Modification der Auffassung von Curtius, wie wir sahen. Von Arendt war ebenfalls die Rede. Bleibt nur Lottner (Kuhns Zeitschrift 11, 204).

Lottner kommt am Schluß einer trefflichen Erörterung über die Ausnahmen der Lautverschiebung zu dem Resultat: 'Durch die Bemerkung, daß die Aspirata am regelrechtesten verschoben sei, weniger die Media, am wenigsten die Tenuis, erhält die Ansicht von Curtius neue Unterstützung'. Aber die sogenannten Ausnahmen in der Verschiebung der Tenuis (Media statt Spirans zwischen tönenden Elementen) wird sich uns als vollkommen begründet in dem Hang des ganzen Processes erweisen und die Ausnahmen in der Verschiebung der Media wird jetzt niemand mehr zugeben. Aber wenn es sich auch so verhielt, wie Lottner annahm: was wäre damit bewiesen? Mittelst welches Hilfssatzes will man wahrscheinlich machen, daß der Übergang, der die wenigeren Ausnahmen bietet, relativ der frühere sein müsse? Ist die Sprache etwa am Anfang besser eingeübt als später? Kommt es ihr zu Gute, daß sie den ersten Act der Verschiebung mit anderen Sprachen theilt? Nachher aber, auf sich allein angewiesen, trifft sie die Sache nicht mehr so gut? Ist die germanische Sprache wie ein ungeschickter Chorist, der unter seinen Genossen ganz gut singt, aber wenn er plötzlich vortreten und zwei Tacte Solo singen soll, zu stocken und zu detoniren beginnt?

Ich meine also, daß weder Curtius selbst noch einer seiner Nachfolger die fragliche Erklärung bewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht hat. Die Verbreitung einer lautlichen Umwandlung gestattet keinen Schluß auf ihr Alter. Das Gleichgewicht sämmtlicher Sprachlaute existirt nicht. Die Correctheit der Durchführung ist unabhängig von der relativen Chronologie.

Damit sind die angeführten Argumente widerlegt. Aber ist damit auch die Ansicht selbst zurückgewiesen. Es kommt vor, das richtige Ansichten mit unrichtigen Gründen empfohlen werden. Ist das hier vielleicht der Fall gewesen? Trifft die Erklärung von Curtius doch das Wahre?

Ich antworte abermals mit nein. Aus zwei Gründen.

Erstens mit Rücksicht auf die Schwierigkeit, die ich bereits oben S. 646 [254] berührte. Wenn die drei Acte der Verschiebung in der von Curtius gewollten Ordnung nach einander erfolgen, so waren Vermischungen unausweichlich. Wenn dh zu d wurde, ehe mit d eine Veränderung vorgegangen war, so fielen eben das neue und das alte d zusammen, wie im slavischen und anderwärts. Dagegen hilft nichts. Und man kann die Curtiussche Ordnung nur durch die Annahme retten, daß eben alle Verschiebungslaute gleichzeitig in's Schwanken kamen, die Verschiebung so zu sagen plötzlich eintrat. Der leiseste Beginn, die leiseste Anwandlung bei dh, machte sich sofort auch bei d und bei t geltend.

Auf die allgemeine Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme habe ich nun schon oben hingedeutet. Aber ihre Unrichtigkeit läßt sich auch strict beweisen aus der Verschiebung vieler Tenues zu Medien statt zu Spiranten.

Eine Erklärung dieses Vorganges hat Arendt in Kuhn-Schleichers Beiträgen 2, 305 versucht. Die Ausnahme findet sich nur zwischen tönenden Elementen. Die Tenuis ist tonlos, die Media tönend. Also hat eben die tönende Umgebung diesen ihren Charakter der Tenuis mitgetheilt. Anstatt der Aufeinanderfolge: a) Berührung der Stimmbänder, b) geöffnete Stimmritze c) Berührung der Stimmbänder — ist der Zustand der Stimmritze von a und c auch für b beibehalten worden. Scheint das nicht klar und einleuchtend?

Ganz gewiß. Nur wo bleibt die Lautverschiebung? Wir sehen, daß altarische Mediae affricatae, die westarisch ihre Affrication einbüßten, germanisch sich als Tenues wiederfinden. Wir sehen, daß germanische Mediae affricatae, welche ihre Affrication verloren, im Hochdeutschen durch Tenues vertreten werden. Soll der ursprünglichen Tenuis eine bessere Behandlung gegönnt worden sein? Soll jenes Tönendwerden, jene Erweichung die Tenuis von der Lautverschiebung eximirt haben? Warum hat denn sonst tönende Umgebung den Proceß nicht aufgehalten oder gestört? Wußte denn die Kraft, welche die Verschiebung bewirkte, etwas von den Wirkungen jener anderen Kraft, welche zur Erweichung zwang? Und überlegte der Sprachgeist etwa, wie ein Finanzminister sprechen könnte: der Bürger A zahlt schon Erwerbsteuer, wir wollen ihm nicht auch noch die Einkommensteuer auflegen? Der Laut t hat schon Erweichung ausgehalten, wir wollen ihn nicht auch noch mit Verschiebung belasten?

Es sind drei Fälle denkbar (vergl. Zur Geschichte S. 82 f. Anm.). Die Erweichung kann vor, in oder nach dem Proceß der Lautverschiebung stattgefunden haben. Wenn vor der Verschiebung, so muß sich die alte Tenuis, neue Media, wieder als germanische Tenuis; wenn nach der Verschiebung, so muß sich die alte Tenuis, verschobene tonlose Spirans, als germanische tönende Spirans darstellen. Beides ist nicht der Fall. Also bleibt nur

die dritte Möglichkeit: die Erweichung geschah in, d. h. während der Verschiebung, sie fällt chronologisch zwischen die Acte dieses Processes.

Setzen wir die Erweichung zwischen Curtius' ersten und zweiten Act, so kommt durch den zweiten Act selbst wieder die Tenuis heraus. Setzen wir sie zwischen Curtius' zweiten und dritten Act, so ist alles in der Ordnung. Die Media ist eben Tenuis geworden, nun entsteht eine neue Media, welche die Zahl der durch den ersten Verschiebungsact gegründeten vermehrt; von dem dritten Act, der die ursprüngliche Tenuis betrifft, bleibt sie nun aber verschont.

Also — müssen die Verschiebungsacte nach einander, nicht gleichzeitig stattfinden. Damit ist aber nicht etwa auch die Curtiussche Reihenfolge bewiesen: die Ausnahme der Erweichung läßt sich auch bei anderer Ordnung sehr wohl verstehen, wie sich gleich zeigen wird.

Dies wäre mein erster Grund. Der zweite ist die Rücksicht auf die hochdeutsche Lautverschiebung, welche unter den Voraussetzungen von Curtius völlig räthselhaft bleibt.

Die Curtiussche Tenuis bewegt sich nur, weil die Media ihr nachrückt. Und die Media bewegt sich nur, weil die Media affricata ihr nachrückt. Die Media affricata ist also die erste —

Und wenn die erst nicht wär,
die zweit und dritt wär nimmermehr.

Nun besaß das Hochdeutsche aber nur eine Media affricata, die dentale. Es konnte mithin nur auf dem dentalen Gebiet eine Lautverschiebung im Hochdeutschen stattfinden (vergl. Zur Geschichte S. 79), die Labialen und Gutturalen mußten bleiben wie sie waren. Gleichwohl haben auch diese sich verschoben; gleichwohl besitzen wir ahd. Denkmäler, in denen zwar die dentale Media affricata unverschoben, Medien oder Tenues oder beide aber verschoben erscheinen.

Wer also die Curtiussche Ansicht festhalten wollte, müßte — falls es ihm gelänge, das erste von mir dagegen angeführte Argument zu widerlegen — dann auch noch die Grundverschiedenheit der ersten und zweiten Lautverschiebung (die bis jetzt niemand behauptet hat) nachweisen, oder doch zwingend darlegen, daß man mit Unrecht bei ähnlichen Processen einen ähnlichen Verlauf annehme.

Es wird mir nunmehr freistehen, auf meinem eigenen Wege die Erklärung der Lautverschiebung zu suchen.

Bleiben wir vorerst bei der germanischen Verschiebung stehen, so müssen wir zunächst annehmen, daß die verschiedenen Processe nach einander und nicht gleichzeitig sich vollzogen, und wir müssen sie so anordnen, daß Vermischungen nicht möglich sind, außer so weit solche thatsächlich eintraten. D. h. der Laut, der durch die Verschiebung entsteht, darf unverschoben nicht mehr oder überhaupt nicht vorhanden sein.

Das wird erreicht durch die Ordnung: Tenuis, Media, Affricata. Aus der Tenuis wird tonlose Spirans, früher nicht bekannt. Aus der Media

wird Tenuis: die frühere Tenuis ist bereits aus der Welt geschafft. Aus der Affricata wird theils (soweit sie Media affricata ist) Media, theils (so weit sie Tenuis affricata ist) Tenuis: die Media existirt nicht mehr, di Tenuis fließt mit der aus alter Media entstandenen zusammen.

Die 'Ausnahme der Erweichung' wird verständlich, wenn man ein anderwärts erkennbare Erscheinung herbeizieht. Ich meine den Übergan von tönendem Reibelaut zur Media affricata (Zur Geschichte S. 71 f.) der freilich noch nicht so allgemein nachgewiesen ist, wie man wünsche möchte. Die Frage fällt indessen so ziemlich mit derjenigen zusammen, o die der germanischen Media und dem hochdeutschen d zu Grunde liegende Laute, die Laute, welche von der Verschiebung zur Media betroffen wurden tönende Spiranten oder Mediae affricatae waren.

Die Geschichte jener Tenues stellt sich demnach so dar. Durch de ersten Act der Verschiebung wurden sie zu tonlosen Reibelauten. Dies wurden zwischen tönenden Elementen tönend, also weiche Spiranten, un zwar geschah dies vor dem Eintritt des dritten Actes. Denn dieser dritt Act verschob sie zu Medien. Gleichviel ob die tönenden Reibelaute un mittelbar oder durch Mediae affricatae hindurch ihre definitive Gestalt an nahmen: ich komme auf diesen etwas zweifelhaften Punct noch zurück.

So weit würde man mit der äußeren Auffassung der Thatsachen der ger manischen Lautverschiebung kommen, wenn man sich auf diese allein beschränkte Und die innere Erklärung hätte dann keine Schwierigkeit. Jeder einzeln Act schlösse eine Erleichterung der Consonantenbildung in sich. An Stell des Kehlkopfverschlusses und Mundcanalverschlusses (bei den Tenues) trit bloße Verengung des Mundcanals. An Stelle der zum Tönen genäherte Stimmbänder tritt weit offene Stimmritze. An Stelle jener Doppellaut in denen auf den Verschlußlaut noch das entsprechende Reibungsgeräusc folgt, tritt der einfache Verschlußlaut: die begleitenden Spiranten werde ganz beseitigt. Das alles ist deutlich Arbeitsersparniß. Die zur Hervor bringung der in der Sprache vorhandenen Verschlußlaute (sei es, daß si für sich bestehen, sei es, daß sie von einem Spiranten begleitet sind) nöthig Muskelthätigkeit wird verringert.

So weit, wie gesagt, könnte man in der Betrachtung der germanische Verschiebung gelangen, wenn wir auf sie allein angewiesen wären. Abe da ist die Wiederholung des Processes im Hochdeutschen. Ich sage: di Wiederholung des Processes. Ist das streng richtig?

Genauer ausgedrückt, muß man sagen: die hochdeutsche Verschiebun ist mit der germanischen insoferne identisch, als ihr identische Laute z Grunde liegen; insoferne ähnlich, als ihr ähnliche Laute zu Grunde liege Wo das Hochdeutsche weder identische noch ähnliche Laute besaß, da konnt eine Verschiebung nicht eintreten. So bei f und h.

Aus der hochdeutschen Verschiebung nun aber lernen wir (was ich hie nicht von neuem ausführen will), daß die Media nicht sogleich zur Tenuis sondern nur zur geflüsterten Media verschoben wurde. Wenn die geflüstert Media doch auch hier zur Tenuis sich wandelte, so veranlaßte sie daz

lediglich ein Bedürfniß der Differenzirung. Es sollte ein schärferer Unterschied hergestellt werden zwischen der geflüsterten Media und der neu entstandenen, durch den dritten Verschiebungsact ins Leben gerufenen reinen Media. Eine reine Media entstand nur bei den Dentalen, daher auch bei ihnen nur eine neue Tenuis.

Ähnliche Ausbildung feinerer Unterschiede, um eine bestehende Differenz überhaupt festhalten zu können, glaubten wir oben S. 642 [249] im Sanskrit zu beobachten. Dürfen wir, müssen wir nun annehmen, daß bei der germanischen Verschiebung der Proceß derselbe war, daß auch dort nicht unmittelbar die Media in die Tenuis überging?

Ich glaube ja. Es liegt uns bei demselben Volke derselbe Proceß vor. Der äußere Verlauf ist gleich: die drei Acte finden sich in derselben Ordnung wieder (Zur Geschichte S. 80). Die nächsten Motive sind gleich. Auch die ferneren Motive glaube ich als identisch nachgewiesen zu haben (Zur Geschichte S. 137 ff. 146): beide Mal führte Begünstigung des Vocalismus zur Vernachlässigung des Consonantismus. Bei dieser durchgängigen inneren und äußeren Einheit, sollte die Sprache in Bezug auf die Media das eine Mal so, das andere Mal anders gefühlt haben? Sollte sie sich das eine Mal in gewaltsamerer, das andere Mal in zarterer Weise Erleichterung verschafft haben? Auch die außerordentliche Seltenheit einer Verwandlung von Media zu Tenuis in den arischen Sprachen dürfte für meine Ansicht ins Gewicht fallen. —

Das Vorstehende ungefähr waren die Hauptgedanken, welche mich bei meiner Darstellung der Lautverschiebung leiteten. Nur schlug ich einen etwas kürzeren Weg ein. Die Widerlegung von Curtius schien mir in der Herbeiziehung des hochdeutschen Processes zu liegen, den er gänzlich außer Acht gelassen hatte. Das Wesen der zweiten Verschiebung suchte ich des näheren zu ermitteln und übertrug das Gefundene ohne Weiteres auf die erste. Die Berechtigung solchen Verfahrens leitete ich aus der anerkannten inneren Einheit beider Vorgänge ab. Und das ist meine Meinung noch heute. Der ganze Apparat von Gründen, den ich jetzt herbeigeschleppt, scheint mir überflüssig, weil er in der früheren Fassung meiner Ansicht ungesagt doch drinlag.

Ich wende mich nunmehr zu meinen Recensenten.

Delbrück ist mit mir darüber einverstanden, daß physiologische Betrachtungen eine wichtige Rolle bei der Erklärung der Lautverschiebung spielen müssen. 'Aber — fährt er fort — man wird auch zugeben, daß sich physiologisch vieles als möglich denken läßt, was doch im gegebenen Falle nicht wirklich ist, und daß daher die Thatsachen nie so zurecht gelegt werden dürfen, wie sie physiologisch am leichtesten erklärt werden können, sondern daß der Thatbestand erst nach anderer Methode festgestellt sein muß, ehe man ihn durch physiologische Behandlung erläutert.'

Ich fühle mich diesen Bemerkungen gegenüber so unschuldig wie ein neugeborenes Kind, und würde sie am liebsten für eine ganz beiläufige

Äußerung ansehen, wenn nicht der Zusammenhang mich zwänge, dieselben auf mich zu beziehen. Gleichwohl sind es genau die Grundsätze, die Delbrück aufstellt, welche mich bei allen meinen Arbeiten geleitet haben. Und ich kann mit dem besten Willen nicht ausfindig machen, wo ich dieselben verletzt hätte. Es war höchst unnöthig, mich mit den Feinheiten der ahd. Aussprache abzuquälen, wenn ich mich mit physiologischen Möglichkeiten begnügen wollte.

Delbrück will ferner nicht zugeben, daß die Aufklärung für die germanische Verschiebung aus der hochdeutschen geholt werde. Es möge in der verschiedenen Richtung unserer Studien liegen, daß er meiner Behauptung, der hochdeutsche Verschiebungsproceß liege klarer vor uns, nicht zustimmen könne.

Was heißt das? Habe ich als Germanist mir die indogermanischen Thatsachen nicht gegenwärtig genug gehalten? Oder hat Delbrück als Indogermanist sich die germanischen Thatsachen nicht gegenwärtig genug gehalten? Delbrück wird wohl das erstere gemeint haben, ich bin geneigt das letztere zu glauben. Denn während er mir aus dem Indogermanischen nichts Neues beibringt, ja sogar Altbekanntes außer Acht läßt, scheint er mit dem Althochdeutschen doch weniger vertraut zu sein und hätte mir daher in diesem Gebiete einigen Glauben schenken können.

'Wie schlimm ist es doch — fährt er nämlich fort, um seine Behauptung zu begründen, — wenn man sich, wie auch Scherer thut, mit Ausdrücken wie strengalthochdeutsch behelfen muß statt einer geographischen Bezeichnung!'

Bedauere widersprechen zu müssen. Aber der Ausdruck strengalthochdeutsch ist für uns eine geographische Bezeichnung. Niemand, der das Wort heute noch in den Mund nimmt, wird etwas anderes damit meinen als einen Gesammtnamen des baierischen und alemanischen Dialektes.

'Wie vieles ist z. B. noch unklar in der hochdeutschen Behandlung des inlautenden b (Lottner Kuhns Zeitschr. 11, 188)!'

Ich erlaube mir, auf Zur Geschichte S. 70 zu verweisen. Es ist nicht bei jedem einzelnen ahd. Worte klar, welche germanische Form demselben zu Grunde liegt. Aber das Verhältniß im Großen ist ganz klar und auch bei Lottner a. a. O. durchaus richtig dargestellt. Das dort besprochene angelſ. und altn. f steht lautgesetzlich für b. Für altar. Tenuis zwischen tönenden [Elementen] muß man sich immer gegenwärtig halten, daß im Germanischen selbst mundartlich verschiedene Verschiebung möglich war: *δάκρυ* dacruma (lacrima) erscheint gothisch mit der Media (tagr), in allen anderen germanischen Sprachen mit der Spirans. Findet doch in verschiedenen Formen desselben Wortes verschiedene Behandlung der altar. Tenuis statt: agſ. seódhan, snîdhan, aber Plur. Prät. sudon, snidon; ahd., mhd. und neuhd. regelrichtig lautverschoben siodan, snîdan, aber sutum, snitum (nhd. sieden, schneiden, aber sotten, schnitten): Grimm. Gramm. 1, 252. 408. Wurzeln sut und snit.

'In wie vielen Puncten mag das Althochdeutsche in Bezug auf die Aussprache der Consonanten schon lässiger geworden sein, als das älteste Germanisch!'

Hier setzt Delbrück eine historische Möglichkeit an die Stelle einer physiologischen Wirklichkeit. Möglich ist ein solches Lässigerwerden natürlich. Aber dann muß es die Untersuchung eben aufzuzeigen im Stande sein. Was soll also die grundlose Verdächtigung des Althochdeutschen? Ich meine im Gegentheile bewiesen zu haben, daß bezüglich der hier in Betracht kommenden Consonanten das Althochdeutsche noch der feinsten Unterscheidungen fähig war.

'Ich glaube vielmehr — fährt Delbrück fort — die Aufklärung ist zu holen aus den übrigen indogermanischen Sprachen, und der Anfang der Erklärung ist zu suchen in der älteren germanischen, nicht in der jüngeren hochdeutschen Verschiebung.'

Der Anfang der Erklärung — soll es nicht vielmehr heißen: die Erklärung des Anfangs? Im Übrigen folgen nun die uns schon bekannten Sätze mit derselben Bequemlichkeit des Schließens, welche oben bereits charakterisirt wurde. Ich habe dort die Hilfssätze ergänzt, deren Herbeiziehung vorausgesetzt wird, und versuchte diese Hilfssätze zu widerlegen. Aber ich will meinen Freund Delbrück ausreden lassen.

'Ist dieser Grundsatz richtig (daß man nämlich die Aufklärung aus den verwandten arischen Sprachen holen müsse), so muß man als erste Frage die aufwerfen: was für Erscheinungen, die der germanischen Lautverschiebung analog sind, findet man in den verwandten Sprachen? Da hat man denn, wie bekannt, für die Verwandlung der weichen Aspirata zahlreiche, für die Aspirirung der Tenuis mehrere Analogien. Diese beiden Erscheinungen können also im Deutschen jede für sich, unabhängig von einander eingetreten sein. (— Was für eine bedenkliche Theorie: die Unabhängigkeit des Lautwandels abhängig von einer auswärtigen Analogie! —) Die Analogien fehlen aber gänzlich für die Verwandlung der Media in die Tenuis. Das ganz Singuläre, Verwunderliche und Exorbitante dieser Verwandlung' —

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich einen Augenblick unterbreche. Ich will nur meinem Gegner Bopps Vergl. Gramm., zweite Ausgabe 1, 121 ins Gedächtniß zurückrufen, wo gesagt wird: 'Hinsichtlich der Verschiebung der alten Mediae zu Tenues gleicht das Neuarmenische dem Germanischen, indem es den zweiten, dritten und vierten Buchstaben des Alphabets (für gr. β, γ, δ) die Aussprache p, k, t gegeben hat.' Vergl. auch S. 368. Aber weiter!

'Das ganz Singuläre, Verwunderliche und Exorbitante dieser Verwandlung möchte uns die physiologische Betrachtung gern wegdisputiren, aber ich glaube ohne Erfolg. Die Media ist, um Ebels treffliche Terminologie anzuwenden, ein Drucklaut, die Tenuis ein Stoßlaut. Zur Hervorbringung eines Stoßlautes gehört mehr Kraft als zur Hervorbringung eines Drucklautes.

Folglich ist trotz alledem und alledem die Verwandlung der Media in die Tenuis eine Erhebung oder Verstärkung.'

Ich habe meinen tiefen Respect vor Ebel stets so laut und deutlich geäußert, daß es mir wohl erlaubt ist, unverholen zu sagen: jene Bezeichnung (Kuhns Zeitschr. 13, 263) scheint mir gänzlich verfehlt und beruht nur darauf, daß Ebel, wie er bei Kuhn 13, 395 gesteht, sich 'noch nie davon hat überzeugen können', daß bei den Medien im Gegensatze zu den Tenues die Stimme mittöne. Es erweckt kein günstiges Vorurtheil für die Arbeiten Ebels 'zur Lautgeschichte', daß der Name Brückes darin nicht genannt wird. Ich bekenne offen, daß mir die Physiologie der Physiologen lieber ist als die Physiologie der Linguisten. Darum läßt es mich auch sehr kalt, wenn mir Monsieur Chavée den Mangel einer gesunden Lautphysiologie (**faute d'une saine physiologie des articulations**) vorwirft und meine Ansicht exemplificirt wie folgt: **ainsi** *daṃ* **devient** *tam*, **parce que l'explosive forte** *t*, **exigeant plus d'efforts musculaires, est plus facile à prononcer que la très douce** *d!* Es ist freilich nicht ganz leicht sich von einem Sprachgebrauch zu emancipiren, worin sich fort und effort begegnen. Auch im Deutschen ist die geläufige bildliche Bezeichnung 'hart' die Hauptschwierigkeit: das Harte macht natürlich mehr Mühe als das Weiche: man beißt so viel leichter in ein Stück Brot als in einen Stein! Ich kann die Herren sämmtlich nur ersuchen, Brückes einschlägige Arbeiten, insbesondere die mit Raumer gewechselten Streitschriften zu studiren. Und an Delbrück insbesondere richte ich noch die Frage: Angenommen, aber nicht zugegeben, daß mit Druck und Stoß die richtige Unterscheidung gefunden wäre, in welcher Physik haben Sie gelernt, daß der Stoß als solcher größeren Kraftaufwand erfordere als der Druck? Oder giebt es auch dafür eine unmittelbare mir fehlende Evidenz, welche man demjenigen, der sie besitzt, nicht wegdisputiren kann?

'Eine solche Erhebung oder Verstärkung (wie die der Media zur Tenuis) ist gegen alle Analogie. Folglich kann dieser Vorgang nicht isolirt aufgefaßt werden, sondern muß mit den beiden anderen in Verbindung gesetzt werden. Ich bleibe daher im Allgemeinen bei der Auffassung stehen, wie sie Georg Curtius und nach ihm Graßmann uns gelehrt haben.'

Die fehlende Analogie hat bereits Bopp nachgewiesen, wie ich zeigte. Aber wir brauchen sie nicht blos unter den Verschlußlauten zu suchen. Wenn tonloses f aus tönend v oder b, wenn ch aus g wird, so ist es derselbe Vorgang. Finden wir dergleichen im Allgemeinen nicht häufig auf arischem Gebiete (ob es außerhalb desselben fehle, hat noch niemand untersucht), so begreift sich das recht gut. Kein Mensch verwundert sich, durch Assimilation p, t, k aus b, d, g werden zu sehen. Nun, die unveränderten b, d, g werden eben auch einer Assimilation, den vorhergehenden oder nachfolgenden oder umgebenden Vocalen und sonstigen tönenden Elementen, ihre gesicherte Existenz verdanken.

Wenn ich also fände, daß wirklich b in p, d in t, g in k übergegangen wäre, so würde mich das nicht wundern. Die Muskelthätigkeit mittelst welcher die Stimmbänder einander bis zur Berührung genähert und gehörig gespannt werden, daß sie tönen, — diese Muskelthätigkeit hätte sich die Sprache gespart. Ob sich das im Neuarmenischen so verhielt, weiß ich nicht. Im Althochdeutschen und darum wahrscheinlich auch im Germanischen verhielt es sich anders. Und ich darf mich billig verwundern, daß mein Recensent mich so ungenau gelesen hat, um mir jene früher erwähnte Ansicht zuzuschreiben, die ich nirgends aussprach. Vielmehr nehme auch ich eine Differenzirung an, aber nur eine schärfere Differenzirung des schon Differenten, und ich nehme sie nicht an (wenn ich so sagen darf) vermöge eines apodiktischen, sondern eines assertorischen Urtheils. Unter den zwei physiologischen Möglichkeiten entscheide ich mich für die sprachliche Wirklichkeit, so weit das Althochdeutsche eine Vermuthung darüber gestattet.

Wenn Delbrück meine Darstellung der Lautverschiebung von Anfang bis zu Ende durchaus zu verwerfen scheint, so verhält sich Ludwig Tobler dazu im Ganzen beistimmend, im Einzelnen aber, und zwar in Cardinalpuncten, gleichfalls ablehnend.

Er meint, die hochdeutsche Verschiebung könne nicht als ein Ereigniß für sich, sie dürfe nur als Fortsetzung der germanischen betrachtet werden. Das gestörte Gleichgewicht des Lautbestandes sollte durch die erstere hergestellt werden. Man müsse eine gewisse Solidarität und Continuität des Lautgefühles annehmen, um die Bewegung zu erklären.

Tobler hat dabei wohl nichts anderes im Auge als jene Art immanenter Teleologie, die wir als Compensation oder Sympathie der Laute bereits oben kennen gelernt. Aber er vergißt, daß Gleichgewicht thatsächlich nicht eintrat, jene unverschieblichen f und h wurden nicht von der Stelle gerückt. Wenn die Bewegung das Gleichgewicht zum Ziele hatte, so ist sie keineswegs zum Abschluß gelangt.

Wenn also mein Recensent Unrecht hat, die hochdeutsche Lautverschiebung als abhängig von der germanischen hinzustellen, so wird auch seine Folgerung hinfällig: daß man deshalb die zweite nicht zur Aufklärung der ersten benutzen dürfe. Die erste Verschiebung müsse aus dem altarischen Lautstande erklärt werden. Bei diesem aber handle es sich zunächst um eine gründliche Revision des gesammten Thatbestandes, ohne welche man Gefahr laufe, mit unbekannten oder imaginären Größen zu rechnen.

Habe ich das letztere gethan? Hier kann ich mich Tobler gegenüber auf Delbrück und Curtius berufen, welche mit mir darin einverstanden scheinen, daß dieser Thatbestand uns im Wesentlichen erkennbar vorliege. In der Behandlung der 'Ausnahmen von der Lautverschiebung' herrschte ein stetiger Fortschritt, der die Sache immer klarer und einfacher gestaltete. Die Frage über die Ursprünglichkeit einer labialen Media ist für die

Erklärung der Lautverschiebung ziemlich gleichgültig: daß unter den von der Verschiebung betroffenen Lauten sich bereits die labiale Media befand, steht außer Zweifel. Und die Frage nach der ursprünglichen Beschaffenheit der Aspiraten habe ich doch gewiß nicht vernachlässigt.

Toblers weitere Einwürfe betreffen die von mir vermutheten ferneren Motive der Verschiebungsprocesse. Der Widerspruch, den er in meinen Ansichten findet, ist aber nur scheinbar vorhanden. Nur daß beidemal der Vocalismus im Vordergrunde der Spracharbeit, des Sprachinteresses stand, daß beidemal der Vocalismus mit einer gewissen Sorgsamkeit geflegt und gehütet und darüber der Consonantismus nachlässiger behandelt wurde, habe ich behauptet. Und das genügt, scheint mir, um das Phänomen zu erklären.

Meine Differenzen mit Dr. Rumpelt werden sich, so weit sie nicht bereits im Vorstehenden ihre Erledigung fanden, auf eine einzige Frage reduciren lassen.

Ich nahm für die germanische Verschiebung durchweg, für die hochdeutsche im Inlaut zwischen Vocalen unmittelbare Verwandlung der Tenuis in die tonlose Spirans an. Dr. Rumpelt will mit Raumer die Mittelstufen Aspirata und Affricata statuiren.

Herrn Rumpelts Gründe (S. 145) sind folgende: 1) der sofortige Übergang von Muta zu reiner Spirans würde einen Sprung voraussetzen, 'wie ihn die Lautverschiebung sonst gar nicht liebt'. Aber ich verweise ihn auf seine eigene S. 149, wo er ganz richtig die unvollkommen gebildete Muta in einer Weise beschreibt, daß der Übergang zur Spirans nahe liegt — und eben solchen Übergang, nur von tönendem Verschlußlaut zu tönendem Reibungsgeräusch, bringt er aus romanischen Sprachen bei.

2) Die Sprachdenkmäler selbst weisen darauf hin; 'denn selbst an den Stellen, wo später die reine Spirans ihren festesten Sitz hat (inlautend nach langem Vocal), steht ahd. und mhd. in der Dentalclasse immer noch das Zeichen des Doppelconsonanten z, dessen Lautwerth in der älteren Zeit unmöglich viel von ts verschieden gewesen sein kann'. Herr Rumpelt irrt zunächst, wenn er meint, daß gerade nach langem Vocal die Spirans eintrete: sie findet sich überall nach Vocalen, langen und kurzen, wenn nur nicht Consonantumlaut die Tenuis verdoppelt hatte. Und was die Aussprache des z betrifft, so vergl. Zur Geschichte S. 101. Das hochdeutsche s bezeichnet immer den tönenden Laut, vergl. oben S. 637 [243]. Es ist durchaus nicht wunderbar, daß gute mittelhochdeutsche Dichter den Reim **küssen** : **güzzen** vermeiden (Rumpelt S. 162), wenn sie das ss tönend, das zz tonlos sprachen. Die Verwendung des Zeichens z für zwei Laute, für ts und für tonlos s macht keine Schwierigkeit. Der Schreiber, welcher ts als einfachen Laut empfand, war in Verlegenheit: er sollte drei Laute wiedergeben und besaß nur zwei Buchstaben dafür. Bei der Wahl entschied die Empfindlichkeit des althochdeutschen Ohres für den Unterschied von tönend und tonlos (die z. B. das Schwanken zwischen b, p und g, k und die

Notkersche Regel herbeiführte): z als ts und z als scharfes s haben gegenüber dem tönenden s noch immer den Charakter der Tonlosigkeit gemein [1]. Nur der Übersetzer des Isidor sucht genauer zu scheiden, indem er für den tonlosen Laut ebenfalls s gebraucht, aber z gleichsam als Determinativ voranschickt. Indeß ein sicheres Sprachgefühl bedarf keiner subtilen Orthographie. Darum fand diese Feinheit weder Anklang noch Nachahmung. Das z bedeutete eben zwei Laute, wie das goth. ai, au und gg.

3) Bei den Labialen und Gutturalen findet sich im Althochdeutschen recht oft ph, pf, f und ebenso ch, cch, h innerhalb eines Stammes neben einander. Und 'wenn der Laut des Doppelconsonanten überhaupt in einem Stamme auftritt, so darf man wohl annehmen, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, wo derselbe in dem betreffenden Stamme durchweg geherrscht hat'. Herr Rumpelt scheint zu übersehen, daß auch ch doppelte Geltung hat, und in der einen mit k, cch, kk, in der anderen mit hh wechselt. Was sonst die von ihm angeführten Beispiele betrifft, so wird sprecchest (Graff 6, 372) wohl nur ein Schreibfehler sein; die Stelle ist Notker Ps. 101, 2: Hattemer 2, 358a' bietet in der That das richtige sprechest. Vergl. übrigens Zur Geschichte S. 72 f. Anmerkung. Und seine labialen Beispiele scaffe, sceffe, scaphit u. s. w. verlieren alles Auffallende, wenn man sie — wie man muß — auf die germanischen Präsensstämme skapa und skapja vertheilt.

Dies ist eben gerade das Entscheidende für meine Ansicht, daß sich Tenuis affricata und tonlose Spirans im Althochdeutschen gesetzmäßig gegen einander abgrenzen. Und diese Grenzen müssen sich festgestellt haben, als die neuen Laute entstanden, Angesichts des unverschobenen Consonanten. Wenn niederdeutschem pp ahd. pf, niederdeutschem p ahd. ff entspricht, so kann das nicht hinterher wieder so eingerichtet worden sein und anfänglich durchweg pf gestanden haben. Differenz, Mischung und nachher wieder die alte Differenz im selben Sinne: das kommt nicht vor. Wenn daher germanisch durchweg die Spirans steht, so nehme ich an, daß dies wie im althochdeutschen Inlaut nach Vocalen nicht erst allmälig im Laufe der Zeit, sondern gleich bei der Verschiebung so eintrat.

Ferner möchte zu erwägen sein, daß die Existenz wirklicher Tenuis affricata — wenn die Tenuis der nachfolgenden Spirans assimilirt wurde — sich mindestens als gedoppelte Spirans hätte fortpflanzen müssen. Ja man kann fragen, ob sie sich überhaupt fortgepflanzt hätte, wenn sie in dem ersten Acte der germanischen Verschiebung entstanden wäre. Mußte sie denn nicht im dritten Acte die Affrication verlieren und wieder als Tenuis dastehen? —

---

[1]) Die Westfalen, welche das anlautende s gerne tonlos sprechen, neckt man in Berlin mit der Behauptung, sie sprächen z. Der Westfale sagt nach Berliner Quellen z. B. Zammelzurium.

Die sonstige Darstellung der Lautverschiebung bei Herrn Rumpelt enthält mancherlei Unklarheit. Er findet die Ursache des Processes S. 150 in dem allmäligen Verlust der Aspiraten bei den westlichen Völkern und 'in dem bei den Germanen daraus hervorgehenden Bestreben, diesen Mangel zu ersetzen'. Er meint S. 153 f., es spiegle sich in der Lautverschiebung 'ein großartiger und ungefähr gleichzeitiger (?) Proceß des Völkerlebens: denn — fragt er — was war die Völkerwanderung anders als die Völkerverschiebung?' Daß die Namen bei Cäsar und Tacitus bereits die Lautverschiebung voraussetzen, scheint ihm nicht beizufallen.

Den althochdeutschen Übergang von th (dh) zu d stellt er S. 157 mit dem niederdeutschen auf eine Stufe. Er vergißt, daß im Niederdeutschen und einigen Dialekten des Hochdeutschen jenes th oder dh im neunten Jahrhundert und viel später noch existirte, daß aber gleichzeitig im Alemannischen und Baierischen die Verwandlung in d feststand; daß mithin jener Übergang, wo er vermöge der Lautverschiebung eintrat, nicht mit einem Proceß, der sich unabhängig davon und in weit späterer Zeit vollzog, zusammengeworfen werden darf.

Daß das althochdeutsche schwankende b, p und g, k nichts anderes als die oberdeutsche geflüsterte Media ausdrücken solle, hat der Verfasser bereits in seiner deutschen Grammatik S. 252. 306 — aus der sich überhaupt manches hier wiederholt — ganz richtig vermuthet, und [er] kommt in dem vorliegenden Werke S. 156. 157 darauf zurück. Die erstere Stelle hätte ich Zur Geschichte S. 78 anführen sollen. Die Consequenzen daraus hat er weder damals noch jetzt scharf gezogen. Und was heißt das S. 156: man spreche diese Laute (b und g) in Gebirgsgegenden mit starkem Hauch?

Wie die oberdeutsche Media einem an feinere Unterscheidung gewöhnten Ohre erscheinen muß, dafür gewährt Knigges Reise nach Braunschweig im 11. Capitel einen Beleg. Er führt eine oberdeutsche herumziehende Schauspielerin ein, deren Aussprache er notirt wie folgt: U ich Unklickliche! Tass mich toch nie tie Sohne peschinnen hätt! Und tu unkeratner Sonn! u. s. w.*) Man sieht, er hörte das g und b wie die romanischen Schreiblehrer der Deutschen. Daß bei Notker auch für das neue (aus dh hervorgegangene) d sich t findet, ist bekannt. Die geflüsterte Aussprache der labialen und gutturalen Media hat auch die dentale angesteckt. —

Wenn ich nun schließlich selbst sagen soll, wie ich mich zu meiner früheren (Anfang 1867 geschriebenen) Darstellung der Lautverschiebung heute verhalte, so würde ich dieselbe namentlich in drei Puncten modificiren.

Erstens befriedigt mich meine Auffassung des ersten hochdeutschen Verschiebungsactes nicht mehr. Ich übersah, daß im Inlaut zwischen Vocalen nicht die einfache, sondern doppelte Spirans erscheint. Das ist ein auffallender Unterschied vom Germanischen. Wie soll man ihn zurecht

*) Vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache[2] S. 120. B.

legen? Natürlich muß der zu Grunde liegende Laut ein anderer gewesen sein, wenn auch ein ähnlicher. Also eine Tenuis natürlich, aber von etwas verschiedener Beschaffenheit.

Das Althochdeutsche selbst setzt zweierlei Tenues voraus. Die eine im Anlaut, im Inlaut nach den Liquiden und im Consonantumlaut: diese ergiebt verschoben Tenuis affricata. Die andere im Inlaut zwischen Vocalen: diese ergiebt, wie eben erwähnt, verdoppelte Spirans. Dazu kommt als dritte die alt- und westarische Tenuis, welche in der germanischen Verschiebung einfache Spirans ergab.

Die dritte ist ohne Zweifel die Tenuis mit Kehlkopfverschluß. Mit ihr glaubte ich die zweite früher identisch, was um des abweichenden Verschiebungsresultates willen nicht angeht. Die erste hielt ich früher für die physiologische Aspirata. Aber auch das scheint mir bedenklich. Der Consonantumlaut stellt sich altsächsisch als Consonantverdoppelung dar (sittean, wrekkeo u. s. w.). Verdoppelung bedeutet Dauer des Verschlusses. Man muß also, da das anlautende t von tandh (goth. tunthus, ahd. zand) ebenso verschoben wurde wie das tt in sittan, ersteres gleichsam als tt, mithin ttandh, ansehen. Was heißt das?

In der Sprache kommen auch die physiologisch secundären Momente zu eigenthümlicher und charakteristischer Verwendung. Die magyarische Tenuis wird sich wesentlich nicht von der romanischen unterscheiden. Beide sind Tenuis mit Kehlkopfverschluß. Aber erstere klingt härter, bei ihr scheint der Verschluß fester, er wird mit größerer Gewalt, mit größerem Aufwand von Athem geöffnet. Dieses secundäre Moment muß die sprachliche Forschung bei allen Lauten in Betracht ziehen. Beides, der festere Verschluß und der größere Aufwand ausgeathmeter Luft, werden einander proportional, weil gegenseitig durch einander bedingt sein.

Sollte man nun annehmen dürfen, daß jener länger dauernde Verschluß auch ein festerer war? Dazu würde stimmen, daß die Verschiebung ihn nicht vollständig zu lösen im Stande war, daß sie ihn nur gleichsam zur Hälfte in Spirans verwandelte.

Wäre das richtig, so würde dann die physiologische Aspirata für den Inlaut zwischen Vocalen frei, und die doppelte Spirans ließe sich wohl erklären. Aus ph, th, kh wäre erst gleichsam fh, zh, χh und hieraus begreiflich ff, ʒʒ, χχ (geschrieben hh, ch) geworden.

Zweitens bedarf die Media affricata neuer Untersuchung in einem Sinne, den ich schon oben S. 650 [258] andeutete. Es wird sich darum handeln, ob wirklich ahd. dh als Media affricata zu betrachten ist, oder ob ein unmittelbarer Übergang von tönender Spirans zur Media möglich wäre. Dann ferner, ob nicht vielleicht die altarischen Mediae affricatae, welche der germanischen Verschiebung zu Grunde lagen, bloße tönende Spiranten geworden waren, ehe sie von dem dritten Acte der Lautverschiebung ergriffen wurden. Man könnte wohl meinen, daß dann die Gefahr einer Vermischung mit j und v nahe gelegen hätte. Aber diese Laute mit ihrem zwischen Vocal und Con-

sonant schwankenden Charakter haben wohl damals und in der arischen Ursprache die von Brücke Grundzüge S. 70 beschriebene vocal-consonantische Aussprache gehabt.

Drittens möchte ich, wie ebenfalls oben S. 645 [253] bereits angedeutet, die 'Zur Geschichte' S. 79 behauptete Unabhängigkeit der drei Verschiebungsacte doch nicht mehr so unbedingt hinstellen. Es ist denkbar — und wenn man den Gesichtspunct erst scharf ins Auge faßt, wird man es vielleicht noch wahrscheinlich machen oder beweisen können — es ist denkbar, daß ein Zusammenhang unter den drei Acten insofern obwalte, als gleichsam einer dem andern Platz macht. Wenn im Hochdeutschen das t nicht mehr zu th wie im Germanischen, sondern mit veränderter Articulationsstelle zu z wird, so kann dies dadurch veranlaßt oder wenigstens dadurch erleichtert worden sein, daß ein anderes tonloses s im Hochdeutschen nicht mehr existirte. Wir erinnern uns, daß sämmtliche s tönend geworden, d. h. vielleicht auch nur: in den von früheren tönenden s (jetzt r) freigelassenen Raum eingerückt waren.

So weit meine Revision der Lehre von der Lautverschiebung. Es sollte mir leid thun, wenn ich dem Leser zu breit und ausführlich geworden wäre. Aber muß ich denn nicht, wenn ich sehe, daß der mir natürliche Lakonismus der Sache schadet und als unbegründet erscheinen läßt, was nur nicht mit weitläufiger Erörterung alles Für und Widers vorgebracht wurde?

Wien, 5. Juli 1870. W. Scherer.

Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer. Von Ernst Brücke. Zweite Auflage. Mit zwei Tafeln in Steindruck. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1876. VI und 172 S. 8⁰.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1877, Bd. 3, S. 71—77.

Die erste Auflage von 134 (enger bedruckten) Seiten erschien 1856. Was das Buch in den zwanzig Jahren gewirkt hat, auseinanderzusetzen versuche ich nicht, obgleich ich damit einen Theil des Dankes abtragen würde, welchen die Sprachwissenschaft dem Verfasser schuldet. Ich will nur in aller Kürze sagen, wie sich die zweite Ausgabe zu der früheren Fassung verhält. Kleinere Zusätze, Änderungen, Umstellungen, Auslassungen erwähne ich in der Regel nicht. Auch rein stilistisch hat der Verfasser sorgfältig gefeilt. Über die arabischen Sprachlaute wird durchweg jetzt mit größerer Bestimmtheit geredet, da eigene Studien ihn dazu befähigten, deren Resultate er schon 1860 in den Beiträgen zur Lautlehre der arabischen Sprache (Wiener Sitzungsb. philos. histor. Kl. 34, 307 ff.) niederlegte. Beobachtungen mit dem Kehlkopfspiegel sind hinzugekommen, und die Modificationen des Systems, welche die Abhandlung über eine neue Methode

der phonetischen Transscription von 1863 (ebenda 41, 223) enthielt, finden sich hier natürlich an ihreu Stellen überall wieder.

I. Abschnitt. Geschichtliches. Zu S. 5 eine Anmerkung über Valentin Ickelsamer, welcher zuerst die Lautirmethode empfohlen habe in dem Buche 'Von der rechten weis, aufs kurzest lesen zu lernen'. Marburg 1534. Brücke entnimmt die Angabe aus Heyses Ausführlichem Lehrbuch; ich weiß nicht zu sagen, worauf sie beruht. Ickelsamers Teutsche grammatica ist, wie R. v. Raumer Der Unterricht im Deutschen S. 10, 11 nachwies, im Jahre 1531 oder bald darnach erschienen. Darin berichtet er: Nun hab ich vormals auch, von der rechten weyse lesen zu lernen ettwas trucken lassen, aber nit so gründlich vnd deutlich, als yetzt in disem büchlin (Reichard Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst S. 31). Aber Reichard konnte dieser Schrift trotz aller Mühe nicht habhaft werden (ebenda S. 33) und Raumer bemerkt: 'Wir kennen sie nur aus Ickelsamers eigener Anführung'. Das Büchlein müßte jedenfalls vor 1531 zum ersten Mal erschienen sein. Daß Ickelsamer eine Art Lautirmethode empfahl, erhellt aber auch aus seiner Grammatik: 'also worts oder sillabes weyse — sagt er — (d. h. als be, ce, de, ef u. s. w.) seind die buochstaben dem lesen lernenden mehr hinderlich dann dienstlich' (Raumer S. 14).

II. Abschnitt. Kehlkopf und Kehlkopflaute. S. 9—11 jetzt richtiger über das h, nach Czermak. Die Stimmbänder sind einander dabei genähert, ihre Stellung liegt zwischen der weit offenen, womit z. B. f oder ch hervorgebracht, und der stark verengten, womit beim Flüstern der Ton der Stimme ersetzt wird. Wenn dabei von einer 'Lautfärbung des h' gesprochen wird, so ist, so viel ich sehe, dieser — übrigens leicht verständliche — Begriff nirgends näher erklärt.

S. 12 Zusatz über die anlautenden Vocale im Französischen und Deutschen. Die ersteren werden direct aus der zum Tönen verengten, die letzteren aus der verschlossenen Stimmritze gesprochen. Brücke bringt damit die Aussprache sonst stummer Consonanten vor anlautenden Vocalen im Französischen zusammen. Vgl. Transscr. 247. Dieselbe Erscheinung findet sich in deutschen Dialekten (österr. a bock, a hund; aber an ochs, an esel und anderes dergl.; Winteler Kerenzer Mundart S. 73), seltener in der Schriftsprache: aber auch da klingt z. B. das unbetonte der vor Consonanten anders als vor Vocalen, wenigstens bei manchen sonst reines Deutsch redenden Individuen.

S. 13 Näheres über das plattdeutsche Kehlkopf-r nach Beobachtungen mit dem Kehlkopfspiegel. Desgleichen S. 14 über das arabische ain.

III. Abschnitt. Die Vocale. S. 18—22 findet man jetzt eine kurze und klare Auseinandersetzung der Vocaltheorie von Helmholtz und Donders. In der Beschreibung des u und i S. 23, 24 kleine Zusätze.

S. 26 Beobachtungen mit dem Kehlkopfspiegel: der Kehlkopfausgang ist beim a bedeutend mehr verengt als beim ä. Beim Übergang in die dunklere Färbung des a, nach o hin, öffnet er sich wieder mehr.

Zu S. 27 = 21 der ersten Ausgabe: das kurze e in werden ist dialektisch, für die Declamation gewiß nicht zu gestatten.*)

S. 28 'das dialektische ü der Südostdeutschen, speciell der Wiener, entspricht nicht dem u^i, sondern dem i^u. Es ist mir unbegreiflich, wie man diesen Zwischenlaut zwischen i und u^i hat läugnen können.' Daß er existirt, ist gewiß nicht zu bezweifeln; aber in Wienerischem Munde möchte ich ihn nur, wenn ich mich so ausdrücken darf, für einen Compromißlaut halten. Der unbefangene Wiener spricht i für das umgelautete u: in iberi z. B., das ist überhin (hinüber), klingen die beiden i ganz gleich; im Plur. Wirm von Wurm höre ich dasselbe i wie in i wir (ich werde, mhd. wirde), das aber allerdings in beiden Fällen zuweilen (wohl durch das vorhergehende w) getrübt erscheint. Der nicht Unbefangene, der mit dem u^i der Schule aufzufallen und der Affectation geziehen zu werden fürchtet, aber andererseits mit dem i nicht ein Zeugniß von mangelhafter Bildung ablegen möchte, spricht weder das eine noch das andere, sondern i^u. Und so mag auch das i^u, wenn es in Myrte, Physik erklingt, lediglich darauf beruhen, daß man für das besondere Zeichen einen besondern Laut sucht, der weder mit i noch mit ü zusammenfällt.

S. 31 f. hat die frühere Auseinandersetzung mit R. v. Raumer (erste Ausgabe S. 24, 25) eine andere Gestalt bekommen; wie denn auch der in der ersten Ausgabe S. 26 Raumer gewidmete Abschnitt weggefallen ist.

S. 33—36 die Lehre von den Diphthongen ist sehr erweitert; ich gehe nicht näher darauf ein.

S. 37, 38 in dem Abschnitt vom Nasenton zwei Bemerkungen von Czermak eingeschaltet.

Zu S. 39 = erste Ausgabe S. 29. Giebt es im Deutschen wirklich keine Nasenvocale? Ich meine, es giebt ihrer sogar sehr viele und von allen Gattungen. In der Regel werden alle vor Resonanten stehenden Vocale nasalirt. Wenn das nicht der Fall wäre, wenn wir in ich dang das a nicht nasalirt sprächen, so hätte wohl nie die Fabel aufkommen können, daß das französische dans wie dang auszusprechen sei, und unsere Einjährigen würden nicht von den Unteroffizieren zu der Aussprache Trenk für train gezwungen. Vgl. Zur Geschichte der deutschen Sprache 110. Französ. dõ (wenn ich õ für genäseltes o setze) tritt ohne Zweifel gerade so für don ein, wie österr. mã (dunkles a) für man, unser Mann: d. h. durch Nasalirung des Vocals und nachherigen Abfall des Resonanten. Aber daß dieser Resonant jemals guttural gewesen wäre, ist unglaublich; vergl. Brücke S. 67. Die Nasalirung geht dann in süddeutschen Dialekten auch wieder verloren (Winteler S. 71). Der ganze Vorgang ist typisch und läßt sich sonst nachweisen oder voraussetzen. Daß der früher nasalirte Vocal bei Verlust der Nasalirung gedehnt werde, scheint häufig, aber nicht nothwendig.

IV. Abschnitt. Die Consonanten. Durch eine Überschrift innerhalb

*) Dieser und der vorletzte Absatz dieser Seite stehen im Originaldruck in eckigen Klammern. B.

des Abschnittes wird genauer gesagt, daß es sich zunächst nur um die einfachen Consonanten handelt. Es sind dann fünf Bedingungen der Hervorbringung unterschieden statt der früheren vier, indem die l-Laute jetzt nicht mehr den Reibungsgeräuschen untergeordnet, sondern für sich gestellt werden.

S. 45 f. wird die Lehre von den Tenues mit offener und geschlossener Stimmritze eingeschaltet. Ebenso S. 52.

S. 48 finde ich eine Bemerkung von Max Müller citirt, wonach die Römer, 'als sie mit den Deutschen in Berührung kamen, deren w nicht durch ihr schon damals labiodentales v ausdrücken konnten, sondern für dasselbe im Anlaute gu schrieben.' Es muß wohl Romanen heißen, denn die Römer schreiben u: Veleda, -uarii, Inguiomerus u. s. w. Und das germanische w war vermuthlich nicht w[1], sondern hatte den Laut des englischen w. Über den Vorschlag des g vor w vergl. Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1868 S. 855 [unten S. 316 f.].

S. 56 ist jetzt das welsche ll als tonloses l bestimmt, was ich nach der Mittheilung eines Zuhörers, der in Wales sich die Aussprache angeeignet hat, bestätigen kann.

S. 57 über das polnische ł wie in der Phonet. Transscription S. 243 und über ein norwegisches l[3].

S. 58 über das cerebrale r, dessen Möglichkeit Brücke in der ersten Ausgabe S. 42 bezweifelte.

S. 59 f. eine früher hingestellte Meinung über die verschiedene Rolle des Gaumensegels beim k und t jetzt nach directer Beobachtung, zu der ein chirurgischer Fall Gelegenheit bot, bezweifelt.

S. 60 werden jetzt drei Arten des k unterschieden, vergl. Transscription S. 238.

V. Abschnitt. Rückblick auf die einfachen Consonanten und ihr System. S. 69—72 über Silbenbildung und Accent mit Rücksicht auf des Verfassers Physiologische Grundlagen der nhd. Verskunst, vergl. S. 53, 54 der ersten Ausgabe. Auch jetzt wird der Accent nur, so weit er Tonverstärkung, nicht Tonerhöhung ist, behandelt. S. 75 ist die Bemerkung hinzugekommen, daß die Stärke des Ausathmungsdruckes niemals unterscheidendes Merkmal der Consonanten sei, hiedurch seien vielmehr die Unterschiede des Accentes bedingt.

S. 76—78 über die süddeutsche geflüsterte Media, über geflüstertes w, s und j. Ich habe schon oben S. 66 [unten S. 293] gesagt, daß und warum ich an der geflüsterten Media irre geworden bin.*) Ich möchte jetzt hinzufügen, daß mir auch geflüstertes w, s und j sehr unwahrscheinlich ist. Um ein geflüstertes weiches s hervorzubringen, muß ich mich anstrengen, dann aber höre ich das Kehlkopfgeräusch ganz deutlich: von der Anstrengung empfinde ich nichts und das Kehlkopfgeräusch vernehme ich nicht, wenn ich auf österreichische Art Sohn, sagen, sitzen hervorbringe. Wenn ich die Wortgruppe

*) Vergl. auch die ältere Auseinandersetzung unten S. 277 ff. B.

sei so gut oft hinter einander flüstere und dann plötzlich bei dem s von sei oder dem s von so innehalte, so höre ich deutlich ein rein tonloses s. Derselbe Klang fällt mir dann auch bei unbefangener Wiederholung ohne plötzliche Unterbrechung ins Ohr, stärker beim s von sei als bei dem von so, weil sei stärker betont ist als so. Also auch in durchweg geflüsterter Rede ist das österreichische anlautende s tonlos. Es muß aber vielleicht, laut wie geflüstert, als kurz oder schwach gegenüber dem französischen anlautenden s bezeichnet werden. — Im österreichischen w und j höre ich überhaupt kein Reibungsgeräusch; doch mag es local oder individuell vorkommen. — Wenn, wie Brücke anführt, in Süddeutschland Namenregister unter B und P in einer Columne und unter D und T in einer Columne geführt werden, weil man die Laute in der Aussprache mangelhaft unterscheidet; so stimmt das mit der Praxis der mundartlichen Wörterbücher überein und kann sehr wohl darauf beruhen daß b vom p und d vom t überhaupt nicht unterschieden sind, sondern in der reinen romanischen Tenuis zusammenfallen.

Der Abschnitt über die Tenues aspiratae der ersten Ausgabe Seite 57—60 ist hier weggeblieben. Dafür ist S. 78 die Bestimmung des holländischen v hinzugekommen. Die Stimmbänder sollen dabei wie beim h gestellt sein.

S. 80 über die Benennung der Resonanten: dieser Name rührt von Czermak her. Die den Philologen geläufigere Bezeichnung 'Nasale' ist darum weniger gut, weil man eigentlich nasale Consonanten zum Unterschiede von nasalen Vocalen sagen müßte.

VI. Abschnitt. Die zusammengesetzten Consonanten. Brücke hält seine Erklärung des sch fest; x und z sind für ihn nicht zusammengesetzte Consonanten, sondern 'Gruppenzeichen' (S. 82). — S. 86 ein erklärender Zusatz: die Classification fasse nur Stellungen der Sprachwerkzeuge ins Auge, nicht Geräusche und nicht Bewegungen: es wird daher auch nicht ein prohibitives und eruptives p oder t oder k unterschieden. Vergl. S. 67. 75. Über diese Frage hat ausführlich, im entgegengesetzten Sinne L. F. Leffler gehandelt in der gelehrten Schrift **Några ljudfysiologiska undersökningar rörande konsonantljuden. I. De klusila konsonantljuden. (Upsala universitets årskrift 1874.)** — S. 89 Neues über das rz der Polen.

VII. Abschnitt. Über die Stellen des Lautsystems, an denen Vocale und Consonanten einander berühren. Frühere Überschrift: 'Verschmelzung eines Consonanten mit einem Vocal'. Der Abschnitt handelt wie früher vom englischen w und y, ist aber ganz umgearbeitet. Diese Laute werden jetzt, ohne daß Brücke den Ausdruck gebraucht, als 'mitlautende Vocale' anerkannt. Bloß für englisch year, also vor i, wird y^1 verlangt.

VIII. Abschnitt. Mouillirte Laute. S. 96. 97. Die Mouillirung kann auch bewirkt werden, indem man nicht durch die jot-, sondern durch die i-Stellung hindurchgeht. Im italienischen gli ist das gl oft nichts als ein

dorsales l. — S. 97. Warum es den Deutschen oft nicht gelinge, die mouillirten Laute richtig hervorzubringen. —

Über die drei letzten, mehr historischen, Abschnitte fasse ich mich kürzer. Wären nicht die indischen und griechischen Laute besser je einem besondern Abschnitte zugetheilt statt daß sie jetzt im neunten zusammengefaßt werden?

Verändert ist die Erörterung über die indischen Gaumenlaute, Rudolf von Raumers Verdienst um die Sache kommt S. 102 (unten) zu Ehren. S. 105 erklärt der Verfasser seine Beistimmung zu der Ansicht von Miklosich, daß das r an und für sich und ohne Beihilfe eines Vocals silbenbildend auftreten könne (vergl. Jagić im Archiv für slavische Philologie 1, 456): eine Ansicht, welche in dieser Fassung kaum angefochten werden kann.[1] — S. 106 über indisch v nach Max Müller.

Ebenda S. 106: 'Forbes giebt an, daß die Verschlußlaute der Dentalreihe wirklich dental, also d^4 und t^4, gebildet werden' und so fand es auch Brücke für das Hindustani. Ich kann hierbei nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß Professor Kern in der neuen von ihm, Dr. Cosijn, Dr. Verdam und Dr. Verwijs redigirten holländischen Zeitschrift Taalkundige bijdragen 1, 175 ff. die bestimmte Versicherung giebt, der Buchstabe d entspreche im Neuniederländischen zwei wohl zu unterscheidenden Lauten. Er beschreibt ihre Hervorbringung; sie scheinen mit Brückes d^4 und d^1 zusammenzufallen und werden einander als Zahn- und Zungenbuchstaben, als dental und lingual entgegengesetzt. Der erste entspricht etymologisch dem gothischen th, der zweite dem gothischen d. Ich gestehe, daß die Sache für mich etwas Räthselhaftes hat. Ich bin schlechterdings außer Stande, die beiden Laute, wenn sie rein hervorgebracht werden, d. h. wenn d^4 nicht etwa von einem leichten Reibungsgeräusch z^4 begleitet ist, dem Klange nach zu unterscheiden. Ein geborener Holländer, den ich in der Lage war sofort mündlich um Auskunft zu bitten, erklärte seinerseits, daß ihm der Unterschied unbekannt sei. Und Donders Physiologie S. 17 weiß nichts davon. Ich darf wohl hoffen, daß Herr Professor Kern die Güte hat, uns noch nähere Aufschlüsse zu geben.

Bei Gelegenheit der indischen Aspiraten kommt nun Brücke S. 107 auf die deutschen Tenues zurück, die er doch von den Tenues aspiratae unterscheidet, weil bei jenen kein wirkliches h entstehe. Die Erörterung der Aspiraten selbst ist sehr wichtig, besonders S. 113, wo der Übergang von der Affricata zur Aspirata, um diese uns jetzt geläufigen Benennungen anzuwenden, schön und einfach erklärt wird. Für die Medienaspiraten repro-

[1] Wenn aber Miklosich Vergleichende Grammatik 2, VIII kn kv für unaussprechbar erklärt, so muß ich das bestreiten. Ich kann mir ein Wort wie knkvt construiren und dasselbe nicht blos sprechen, sondern auch singen (wobei ich unter v natürlich den tönenden Reibelaut verstehe).

ducirt Brücke jetzt seine Beobachtungen an Said Muhammed. — Ich noti beiläufig, daß nach S. 112 Brücke von Engländern t^4s^4 statt s^4 und d^4 statt z^4 sprechen hörte. Vergl. S. 128. 133 Note.

Was die Erörterung des griechischen Lautsystems S. 117—134 a langt, so ist in die Vocallehre nur eine Bemerkung über das v eingeschalt (S. 119), der Consonantismus aber umgearbeitet. Die S. 128. 129. 1: erwähnte toscanische Aussprache des c vor a, o, u bald als kχ, bald a χ ist doch recht erwägenswerth für die Lautverschiebung. Wie denn au diejenigen, welche etwa Lust bezeigen sollten, das zwischen Vocalen stehen österreichische w für b unmittelbar auf das vorgermanische bh zurückzuführe die neugriechischen w^2 z^4 y^2 für β δ γ bedenken mögen.

Der X. Abschnitt behandelt wie früher, aber nach den Beiträgen z Lautlehre umgearbeitet, die Systematik der Sprachlaute bei den Araber Der XI. Abschnitt ist den systematischen Bestrebungen der neueren Zeit z gewendet, die nur bis auf Lepsius herab verfolgt werden, die Bemerkung über Lepsius selbst mit geringen Veränderungen. Die Besprechung d Buches von Max Müller aus dem Jahre 1855 ist weggefallen, ebenso d XII. Abschnitt über phonetische Transscription, der jetzt durch die bekann akademische Abhandlung ersetzt ist.

'Es ist nicht meine Absicht — sagt der Verfasser am Schlusse — dieser neuen Auflage der gelehrten Welt ein kritisches Sammelwerk üb die verschiedenen Ansichten in der physiologischen Lautlehre zu bringen, so dern denjenigen, welche sich mit der letzteren bekannt machen wollen, ein Leitfaden, der sie auf möglichst kurzem Wege zum Ziele führt'.

Ich meinerseits muß es wohl bedauern, daß sich Brücke nicht üb manche schwebende Controverse ausgesprochen hat; aber gewiß war er ni dazu verpflichtet. Ein Buch ist um so mehr berechtigt, seine ursprüngli Gestalt festzuhalten, je mehr diese schriftstellerisch den Anforderungen ein geläuterten Geschmackes entgegenkommt. Und das ist bei Brückes Grun zügen in hohem Grade der Fall. Sie führen uns nicht blos auf de kürzesten, sondern auch auf dem angenehmsten Wege zum Ziel. Der St ist leicht und sicher gegliedert, ohne künstliches Fachwerk von Abtheilung und Unterabtheilungen. Die Darstellung ist einfach, klar und anschauli dabei aber durch sichere überlegte Führung voll Reiz und Bewegung. I eingeflochtenen Bemerkungen orthoepischer Natur, die Beziehungen a Selbstgehörtes und Selbstbeobachtetes aus lebenden Sprachen, der leise p sönliche Accent, mit welchem forschend Verbundene, wie Miklosich, Czerm Schuh, genannt werden, bringen eine schöne Abwechselung — und eine n höhere Wirkung hervor: hinter den Sachen erscheint, durch die allerdi cretesten Mittel des Stils, der Verfasser selbst in seiner wissenschaftlich Thätigkeit, im Verkehr mit philologischen, physiologischen, medicinisch Collegen, mit dem Ägypter Hassan, mit dem Inder Said Muhammed; n finden Erinnerungen an das heimatliche Platt; wir sehen ihn in Wi und auf Reisen, bald in England, bald in Florenz oder Venedig, über

mit feinem Ohre lauschend dem lebendigen unbefangenen Wort und mitten in den flüchtigen Genüssen des Gespräches bedacht auf lautphysiologischen Gewinn. Mit einem Wort: es ist ein so menschliches Buch, wie es in allen Wissenschaften nur wenige giebt. Und auch darum wird es für uns noch lange hin das eigentliche Lehrbuch der physiologischen Lautlehre bleiben.

16. 1. 77. Scherer.

Die Vocale und die phonetischen Erscheinungen ihres Wandels in Sprachen und Mundarten. Eine physiologisch-sprachwissenschaftliche Untersuchung von G. Humperdinck. Zum Programm des Progymnasiums zu Siegburg. Herbst 1874. Siegburg, Druck von C. F. Dämisch, 1874. 45 S.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1877, Bd. 3, S. 77—79.

Eine bemerkenswerthe kleine Abhandlung, die aber, so viel ich sehe, wenig bemerkt worden ist: wie sie denn auch in Sievers' Grundzügen unter der 'Litteratur' S. 146 fehlt. Deshalb will ich hier einiges daraus und darüber mittheilen.

Der Verfasser stellt, wie Böhmer — siehe oben S. 68 [unten S. 295] — eine elfgliedrige Vocalscala auf. Er kritisirt bescheiden und verständig die Ansichten von Brücke und führt in die Terminologie der Vocallehre die Ausdrücke Apertur und Constrictur ein. Er behandelt dann diejenigen Vorgänge des Vocalwandels, die er auf Aperturverminderung (S. 26ff.) und auf Aperturvermehrung (S. 34 ff.) zurückführen zu können glaubt; d. h. dort den Wandel von a in der Richtung nach i und u, hier den Wandel von i und u nach a; also was ich als Gang vom Centrum in die Extreme des Vocalismus, und umgekehrt, bezeichnen könnte.

Die Aperturverminderung findet er hauptsächlich bei Vocalen in tonschwachen Silben und bei langen Vocalen (Färbung und Diphthongirung); die Aperturvermehrung in kurzen Vocalen betonter Silben. Diese letztere nimmt er auch (ohne Rücksicht auf circumflectirte Aussprache) bei der Diphthongirung an, sofern daraus echte Diphthongen entstehen. 'Denn, fragt er, was ist denn ai au ou anders als aj av̌ ov̌?' Mit v̌ bezeichnet er den 'Halbvocal' oder, wie er sagt, 'Halbconsonant' = engl. altd. w, altgriech. Digamma, lat. v'. Das a oder o in diesem aj av̌ ov̌ ist ihm daher ein kurzer Vocal wie ein anderer; und er stellt für die Diphthongirung des î und û folgende Reihen auf:

î : ij — ẹj ej äj ȧj

û : uv̌ — ọv̌ ov̌ ȧv̌

die dem j vorhergehenden Zeichen bedeuten die Mittelstufen vom i gegen das a hin; die dem v̌ vorhergehenden Zeichen die Mittelstufen vom u gegen das a hin. Am Schlusse steht die neuhochdeutsche Aussprache von ei und au.

Er deutet im Zusammenhange damit die Möglichkeit an, daß schon in vorhistorischen Processen ein a durch Aperturverminderung aus e und o hervorgehen konnte, so daß ostarisches a gegenüber westarischem e und o als jünger anzusehen wäre (S. 43). Es ist nur eine aufgeworfene Frage und sie hat sich auch wohl schon anderen im Stillen aufgedrängt. Die Ansichten von Miklosich über den r-Vocal müssen gleichfalls darauf hinführen. Und es ist uns jedesfalls nützlich, wenn wir uns des einfachen altarischen Vocalsystems a i u; â î (ai) û (au) nicht vorzeitig als einer sicheren Errungenschaft freuen dürfen. Denn 'der Besitz macht ruhig, träge, stolz', sagt Lessing.

Der Verfasser behandelt endlich S. 44 die Monophthongirung von Diphthongen, die er auf Assimilation des einen Lautes an den anderen zurückführt.

Auch die Motive solcher Wandlungen werden gelegentlich wie S. 30. 36 berührt und eine Bemerkung auf S. 19 über das dem engl. a ähnliche a der Gardeleutnants läßt bedauern, daß der Verfasser nicht auch ästhetischen Motiven, wie dem Streben nach Eleganz und Feinheit, näher nachgegangen ist. Eine vornehme lässige Trägheit in der Sprechweise kann mancherlei Veränderungen hervorbringen und dergleichen Moden mögen auch ins Volk dringen. 'Die Verwechselung eines Consonanten mit dem andern — sagt Goethe einmal — möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vocale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen'. —

Ich notire noch S. 6: 'Jene Silbentrennung, welche die Grammatik (oft nicht ohne häuslichen Streit) vornimmt, ist nicht Sache der Phonetik'.

Die Halbsilben und Halbvocale des Verfassers — er meint r l n silbenbildend (S. 9. 21. 22) — wollen mir nicht gefallen, d. h. der Name und die darin liegende Degradirung; denn an der Sache zweifle ich natürlich nicht. Alle diese Halbvocale können auch lang sein und sind es zum Theil in wirklichen Sprachen. Ja r und l könnten an sich auch in tonlosem Zustande silbenbildend auftreten, wie das š in der Stillschweigen gebietenden Interjection š (continuirt) oder št, welche letztere im Französischen chut! geschrieben wird. Habe ich richtig beobachtet, so wird allerdings zuweilen — wohl unter dem Einflusse der Schrift — ein geflüstertes ü in diesem chut! gehört, und auch bei der Aussprache št dem š in der Regel die ü-Färbung gegeben.

Zum Widerspruch und zur Discussion wäre auch sonst mehrfach Gelegenheit. Aber ich ergreife sie nicht. Meine Absicht war nicht: zu recensiren, sondern nur zu referiren. Vergessen werden, unbeachtet bleiben, wenn man redlich gearbeitet hat, ist für mein Gefühl etwas so Peinliches, je nach Umständen Schmerzliches oder Empörendes, daß ich es jedem ersparen möchte, von dem eine tüchtige Leistung in meinen Gesichtskreis tritt.

17. 1. 77. Scherer.

Allerlei Polemik. IV. Die neuhochdeutsche und althochdeutsche Tenuis-Media.*)

Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1876, Bd. 20, S. 205—213.

Herr J. F. Kräuter hat in Reicherts und Dubois' Archiv 1873 S. 449—477 einen Aufsatz über das physiologische System der Sprachlaute und in Kuhns Zeitschrift 21 (1872) S. 30—66 einen anderen über die neuhochdeutschen Aspiraten und Tenues veröffentlicht, welche allem Anscheine nach nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen. Beiläufig sei auch noch auf desselben Verfassers Arbeit über neuhochdeutsche und antike Verskunst (Saargemünd 1873) hingewiesen, die meinem augenblicklichen Interesse ferner liegt. Den vorgenannten Aufsätzen stehen zwei Dinge im Wege: einmal hat sich der Verfasser noch nicht als historischer Sprachforscher bewährt und dann verhält er sich zu Brücke in einer Weise, welche den schärfsten Tadel herausfordert.

Es steht außer allem Zweifel, daß eine genaue physiologische Auffassung der Laute einer lebendigen Sprache unabhängig von aller historischen Betrachtung möglich ist. Ja ich kann mir denken, daß unter Umständen geschichtliche Kenntnisse nur dazu dienen, die Vorurtheile zu vermehren, unter denen jene Auffassung ohnedies stets leiden wird. Aber gleichwohl, da augenblicklich das Interesse an der Lautphysiologie besonders unter den historischen Sprachforschern wach ist und auf dem Gebiete der Sprachgeschichte seine schönsten Früchte tragen kann, so wird man immer geneigt sein, nach der directen Verwendbarkeit neuer Ansichten zu fragen, und derjenige wird am leichtesten durchdringen, der, in historischen Dingen der Methode vollkommen mächtig, nicht blos die Theorie und die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit und die Geschichte in neues Licht setzt.

Nach den Untersuchungen Rudolf von Raumers, deren Verdienst wir stets dankbar erkennen müssen, hat sich erst Brückes System für die historische Sprachwissenschaft wahrhaft fruchtbar erwiesen. Und Brücke steht so hoch über allen anderen, daß neben ihm geradezu niemand oder doch kein anderer entfernt so wie er in Betracht kommt[1]). Was soll man nun sagen,

*) Vergl. zu diesem Aufsatz die späteren Bemerkungen über Fortes und Lenes unten S. 287 f.; über die süddeutsche geflüsterte Media und geflüstertes w, s, j unten S. 292 ff., oben S. 271 ff.; auch Zur Geschichte der deutschen Sprache² S. 117 ff. 140 ff. 602 ff. B.

[1]) Ich stelle einige neuere Litteratur zusammen. Gar nicht in Betracht kommt Carl Bruch, Zur Physiologie der Sprache, Basel 1854, wo man z. B. S. 39 eine Begründung des 'eingeschobenen' d und t in lat. prodesse, in franz. a-t-on finden kann. Sprachlichen Zwecken fern bleibt Roßbach, Physiologie und Pathologie der menschlichen Stimme (I. Physiologie der Stimme, Würzburg 1869). Ansprechende Darstellungen von Brückes System geben Czermak, Populäre physiologische Vorträge (Wien 1869) S. 71—124 und Hermann Meyer, Stimm- und Sprachbildung (bei Virchow-Holtzendorff 6, 263—294; Heft 128, Berlin 1871). Kilian, Theorie der Halbvocale (Straßburg 1874) versteht unter den Halbvocalen alle mit Stimmton hervorgebrachten Consonanten und führt sie auf Schwingung der oberen Stimmbänder zurück (vergl. dagegen Sievers Litterarisches Centralblatt). Von August Deppe, Die Laute der deutschen Sprache ist meines Wissens erst ein Heft (Heidelberg 1872) erschienen. Zu dem Buche von Oskar Wolf, Sprache und Ohr (Braunschweig 1871) scheinen mir insbesondere die Beobachtungen über die Tonstärke der verschiedenen Sprachlaute (S. 71) wichtig, vgl. Kräuter bei Kuhn S. 57.

wenn Herr Kräuter sich ausführlich etwa mit Herrn Merkel herumschlägt und dann Brücke gegenüber sich damit begnügt in einer Note dessen Ansichten für 'ganz unrichtig' oder für 'verfehlt' zu erklären (bei Kuhn S. 35. 63) oder auf deren eingehende Widerlegung zu verzichten (ebd. S. 60). Wir können uns doch unmöglich mit der einfachen Versicherung begnügen (Reichert-Dubois S. 452): 'Ich bemerke nur, daß ich jede Abweichung von dem Herkommen oder von der Auffassung neuerer Physiologen reiflich erwogen habe und daß ich glaube, in jedem einzelnen Falle die Begründung meiner Gegner als verfehlt nachweisen zu können'.

Derartige Bedenken sollen mich aber nicht hindern anzuerkennen, daß, so viel ich von der Sache verstehe, Herr Kräuter ein feiner und scharfer Beobachter ist, der in einigen Fällen unsere Kenntniß entschieden gefördert hat und es gewiß noch in manchen andern thun wird, wenn er nicht versäumt diejenigen Mittel anzuwenden, durch welche er allein seinen Überzeugungen Nachdruck geben und Geltung verschaffen kann. Nicht jeder Sprachforscher, der willig auf physiologische Betrachtung eingeht, hat ein scharfes Gehör, nicht jeder kann sich eine eigene Meinung bilden. Auch ich kann es z. B. nicht. Ich kenne alle Täuschungen, denen man ausgesetzt ist, und daher kann ich mein Mißtrauen gegen mich selbst nur in seltenen Fällen überwinden. Vielfach also bin ich darauf angewiesen, in diesen Fragen mich an andere Forscher zu halten. Ich werde mich aber nur demjenigen vertrauensvoll anschließen, dessen Vorsicht, Umsicht und Selbstkritik ich kennen gelernt habe. Brücke besitzt diese Eigenschaften in hohem Maße. Ob Herr Kräuter sie besitzt? Ich glaube, der Widerspruch gegen Brücke würde ihm dann nicht so leicht werden. Auch wenn er ein Experiment beschreibt und daran die Bemerkung knüpft, wem es nicht gelinge solche Versuche nachzuahmen, der beweise nur, daß es ihm an dem nöthigen Geschick dazu fehle: so vergißt er dabei die andere Möglichkeit (die Richtigkeit des Experiments vorausgesetzt), daß dasselbe vielleicht nicht klar genug beschrieben wäre.

Es wäre sehr wünschenswerth, daß Herr Kräuter sein 'physiologisches System' noch einmal veröffentlichte, aber begleitet von einer eingehenden Kritik des Brückeschen und von sprachlichen Erläuterungen, die es für uns fruchtbarer machen würden.

Vorweg erwähne ich eine Ansicht, welche mit einer von Purkinje aufgestellten (siehe Brücke S. 108) übereinstimmt und welche mir bewiesen zu sein scheint, siehe Kuhn S. 62 ff., Reichert-Dubois S. 463. Die Tenues p, t, k werden im Nhd. vor m und n nicht als Verschlußlaute der betreffenden Articulationsstellen gesprochen, sondern dadurch, daß ein durch das Gaumensegel und die hintere Schlundwand gebildeter Verschluß gelöst wird. Wenn man ein Wort wie Pumpmeister spricht wie man es zu sprechen pflegt und nicht etwa das zweite p aspirirt, als ob es am Wortende stünde, so wird der Lippenverschluß, der beim ersten und beim zweiten

vorhanden sein muß, dazwischen gar nicht aufgehoben, und doch ist eine wirkliche labiale Tenuis ohne solche Aufhebung nicht möglich.

Sehen wir ab von dieser besonderen Art der Verschlußlaute. Herr Kräuter hat ferner unzweifelhaft bewiesen, worin er mit Brücke und anderen zusammentrifft (vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 62), daß die neuhochdeutschen vor Vocal anlautenden p, t, k, d. h. die so geschriebenen Laute, nicht Tenues, sondern Tenues aspiratae sind. Hinter dem durch Eröffnung des Verschlusses entstehenden Geräusche wird noch ein h vernehmbar. Ganz scharf hatte dies schon, allerdings mit gewissen Einschränkungen, Schmeller hervorgehoben, sieh die Stellen bei Kräuter Kuhns Zeitschrift S. 32 f. Herr Kräuter sucht nun mit großer Sorgfalt festzustellen, wie weit im Neuhochdeutschen die geschriebene Tenuis auch wirklich als solche erklinge. Leider hat er uns nicht in den Stand gesetzt zu urtheilen, wie weit seine Beobachtungen gelten. Er sagt uns, Gebildete und Ungebildete aus verschiedenen Gegenden Deutschlands hätten seine Wahrnehmungen anerkannt, 'so daß an Beobachtungsfehler so wenig gedacht werden könne als an rein individuelle oder dialektische Erscheinung' (Kuhns Zeitschrift 35). Wie unvortheilhaft sticht diese allgemeine Versicherung von der Genauigkeit Schmellers ab, welcher stets Land, Stadt und Gebildete unterscheidet und nie versäumt, das Verbreitungsgebiet der betreffenden Erscheinung zu umgrenzen. Wahrhaftig, dieser königlich baierische Jägeroberleutnant (als solcher unterzeichnet Schmeller bekanntlich noch seine Vorrede zu den Mundarten Baierns) hat im Jahr 1821 bereits eine Vorsicht und Umsicht und eine Schärfe der Beobachtung an den Tag gelegt, welche für uns Nachlebende beschämend ist. Ich werde denn auch unten in der Lage sein, was die anlautende Tenuis aspirata betrifft, auf die Einschränkungen Schmellers zurückzukommen.

Was lehrt nun die Physiologie von der reinen Tenuis der romanischen und slavischen Völker, welche ohne Zweifel auch die altarische Tenuis war und im Neuhochdeutschen Herrn Kräuter zufolge z. B. vor und nach tonlosen Reibelauten (Werks, Raths, Deutsch, Trost, Strom u. s. w.) gehört wird? Nach Brücke ist Kehlkopfverschluß dazu nöthig. Nach Kräuter (bei Reichert-Dubois S. 466) ist ein solcher nicht erforderlich. Ich enthalte mich meinerseits jeglichen Urtheils, wünschte aber gar sehr, daß es Brücke gefallen möge, sich über die Frage von neuem zu äußern.

Über die reine Media herrscht allseitige Übereinstimmung, wenigstens zwischen denen, die für mich in Betracht kommen. Sie wird mit Stimmton hervorgebracht, während bei der Tenuis davon keine Rede ist. Czermak S. 120 erwähnt die merkwürdige Erscheinung, er erwähnt sie vor einem thüringischen Publicum, daß 'gewisse deutsche Stämme, z. B. die Sachsen und Thüringer diesen doch so auffallenden Unterschied des Mitlautens und Nichtmitlautens der tönenden oder geflüsterten Stimme, wie es scheint, weder aufzufassen noch am richtigen Orte zu erzeugen im Stande sind'. Und er berichtet ferner, was ich hiemit weiter verbreiten möchte, daß Schleicher diesen Mangel für partielle Taubstummheit zu erklären pflegte.

Daß aber die Mitteldeutschen nicht allein schuldig sind, kann man z. B aus der Abhandlung von Bruch S. 28 f. ersehen, um anderer zu g schweigen. Auch Schmeller hat über diese 'Harthörigkeit' (Mundarte Baierns S. 150 Anm.) zu klagen. Das üble Privilegium der Thüring und Obersachsen scheint zu sein, daß sie nicht einmal die Tenuis aspira von der Media zu sondern wissen.

Daß die gewöhnliche süddeutsche Media, besonders im Anlaut v Vocalen, keine solche reine tönende Media ist, auch darüber herrscht al seitige Übereinstimmung. Und wenn wir uns der symbolischen Ausdrüc 'hart' und 'weich' bedienen wollten, so würde man ferner wohl das no unter allseitiger Übereinstimmung sagen dürfen, daß diese süddeutsche Med 'härter' sei als die romanische und slavische.

Aber worin besteht die Härte? Was ist der Laut physiologisch?

Brücke meint, es sei eine Media, die mit Flüsterstimme hervorgebrac werde. Die Flüsterstimme, vox clandestina, ist ein Reibungsgeräusch der verengten Stimmritze, welches beim flüsternden Sprechen immer u überall genau in derselben Weise verwendet wird wie der Stimmklang bei lauten Sprechen. Mittelst dieses Reibungsgeräusches bringen wir die g flüsterten Vocale hervor, mittelst dieses Reibungsgeräusches auch die geflüstert Medien.

Dagegen erklärt Kräuter (bei Kuhn S. 35): 'in den hochdeutsch Mundarten lauten die d und t, die b und p, die g und inlautenden genau gleich, und zwar wie die romanischen t, p, c, durchaus nicht wie d schriftdeutschen t, p, k im Anlaut vor Vocalen.' Was wir als Med schreiben, wäre mithin für die süd- und mitteldeutschen Dialekte als d reine Tenuis anzusehen. Herr Kräuter kommt S. 49 f. darauf zurück u führt verschiedene Zeugnisse an. Aber hier wie anderwärts ist er in d Beiziehung von Zeugnissen nichts weniger als wählerisch. Er nimmt w ihm paßt, hier wirft er süddeutsch und mitteldeutsch zusammen, und d Behauptung einer vermuthlich sächsischen Schulgrammatik, Ende und En hätten genau denselben Laut, ist ihm höchst willkommen.

Auf Schmeller, einen Zeugen von ganz anderem Werth, beruft er s mit Unrecht. Schmeller sagt (Mundarten Baierns, ich citire nach d Nummern der Regeln S. 80 ff.) 396, b laute wie ein italienisches b, al wie echte tönende Media, am Anfange der Wörter, doch nicht sicher, u zwischen italienischem b und p (echte Media und echte Tenuis) schwanken Unter 399 wird dann die letztere Aussprache nochmals besonders aufgefüh mit der Bemerkung, daß der Hochdeutsche, mit einer ihm eigenen Unsicherhe zwischen b und p am Anfange der Wörter keinen consequenten Unterschi zu machen wisse. Der Bericht wiederholt sich für anlautend d 438, 4 und für anlautend g 465. Überall nimmt Schmeller Schwanken zwisch der reinen Media und der reinen Tenuis an. Zu vergleichen sind die Rege über p, t und k 615, 668, 515 (vergl. 416 und 513, 516). Das p s meist den ihm zukommenden Laut behalten, die Verweisung auf 399 bekund

aber auch hier wieder das Schwanken, wie denn in der That meines Wissens ein Wort wie paar ganz in einer Reihe mit deutschen Wörtern steht, denen anlautend b gegeben wird. Desgleichen vom t: 'zu Anfang der Wörter behält es seinen gehörigen Laut, nämlich den des italienischen t; doch wird es an dieser Stelle auf dem Lande, in der Stadt und von den Gebildeten häufig mit d verwechselt.' Die eben besprochene Tenuis aspirata an dieser Stelle hören zu lassen, wird von Schmeller durchweg als Affectation und als eine Unsitte der Declamatoren und Schauspieler bezeichnet. Das mag für 1821 und für Baiern richtig gewesen sein. Die Macht des Schriftdeutschen ist seitdem gewachsen und damit das Bedürfniß, p, t, k durch beigefügte Aspiration vom b, d, g gesondert zu halten. Anders dagegen verhält es sich mit k nach Schmeller: dieses ist 'wohl in ganz Hochdeutschland' im Anlaut vor Vocal vom g streng gesondert. Wenn auch das g in echte Tenuis schwankt, das k hat niemals diesen Laut, es klingt wie kh d. h. wie ein reines k mit nachfolgendem vernehmbaren Hauche. Diese Beobachtung ist wahrscheinlich ganz richtig, vergleiche schon die Äußerung von Kempelen, die ich Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 62 ausgezogen habe. Ich kann als geborener Österreicher meine eigene Gehörsunvollkommenheit zum Beleg aufführen: es wird mir schwer, die reinen Tenues p und t aufzufassen, aber mit ziemlicher Sicherheit erkenne ich das reine k. Es ist mir zuerst im Munde von Westfalen aufgefallen, dann habe ich es bei Rheinländern gefunden. Schmeller meint, in ganz Niederdeutschland pflege das k den Hauch nicht zu bekommen: was nicht richtig sein dürfte. Ein Unterschied der Tonstärke findet nicht etwa statt: bei Wolf S. 71 wenigstens stehen k und t einander gleich. Wie vortrefflich aber diese Sonderstellung des k zur Sprachgeschichte stimmt, das brauche ich nicht erst hervorzuheben. Es ist im Allgemeinen eben so unvermischt geblieben wie die Laute analoger Entstehung, das pf und ts (z). Und mittelhochdeutsche Handschriften, welche regelmäßig oder oft ch für neuhochdeutsches k, daneben manchmal oder selten p für b, aber niemals oder so gut wie niemals k für g und t für d darbieten, fallen uns sofort ein. Wer Belege braucht, den verweise ich — ohne lange zu wählen — auf Wernhers Marienleben in der Ausgabe von Feifalik, auf die Millstätter Handschrift, auf die Nibelungenhandschrift C, worüber Zarncke Ausgabe 3, S. 401 f. (vergl. Germ. 4, 429) genauer als Holtzmann Ausgabe S. XV. Will man ein Gegenbild von verhältnißmäßig reinem Mittelhochdeutsch, so bieten sich die Minnesängerhandschriften BC und A dar. Vgl. Grimm Grammatik 1, 430, 1073. Daß diese Handschriften alemannisch, wohl speciell schweizerisch sind, ist bekannt: ich möchte wissen, beiläufig gesagt, wie man ihre Orthographie auffassen will bei der Annahme, daß in der mittelhochdeutschen Zeit nur die Dialekte geschrieben worden seien. Soll etwa ch bloß die heutige schweizerische Aussprache bedeuten und diese Aussprache erst in neuerer Zeit eingeführt worden sein? Schade nur, daß bei Notker schon ch Regel ist; ebenso in den von Henning behandelten St. Gallischen Urkunden Quellen und Forschungen 3, 134, 135, 141 und sonst.

Eine künftige wissenschaftliche mittelhochdeutsche Grammatik muß über den eben berührten Unterschied die sorgfältigsten umfassendsten Beobachtungen anstellen. Aber sie muß mit statistischer Methode arbeiten und darf nicht das Vereinzelte auf eine Linie mit dem Überwiegenden stellen.

Wenn im Mittelhochdeutschen p für b viel häufiger ist als k für g, so beruht das einfach darauf, daß k auch für ch mit eintritt und daher für die 'härtere Media' nur g übrig bleibt: k aber tritt für ch mit ein, weil dieses auch die gutturale tonlose Spirans zu bezeichnen hat. Keineswegs darf daraus auf rein mediale Aussprache des g geschlossen werden: dem steht die Schreibung von Fremdwörtern wie das gelegentliche gollier, gulter und das constante galander entscheidend entgegen.

Hierauf hat Paul Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? (Halle 1873) S. 25 (vergl. S. 26) mit Recht hingewiesen. Aber mit Unrecht erklärt er mittelhochdeutsches g für die reine Tenuis.

Es ist merkwürdig, mit welcher unbefangenen Einseitigkeit Paul sein Vorurtheil zum Gesetz erheben will: entgegenstehende Ansichten, aus welchen sich die Thatsachen mindestens eben so gut erklären, werden als nicht vorhanden betrachtet.

Drei Möglichkeiten liegen überhaupt vor oder sind bis jetzt namhaft gemacht.

Erstens. Annahme von Kräuter und Paul fürs Neuhochdeutsche, von letzterem auf das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche übertragen: die gemeindeutsche Media wird oberdeutsch als reine Tenuis gesprochen; durch die hochdeutsche Lautverschiebung wäre also wirklich p, k für germanisch b, g entstanden wie hochdeutsches t für germanisch d.

Zweitens. Annahme von Schmeller für das heutige Baierisch, auf das Althochdeutsche sehr wohl übertragbar: es findet wirkliches Schwanken zwischen reiner Media und reiner Tenuis statt.

Drittens. Annahme von Brücke fürs Neuhochdeutsche, von mir übertragen auf das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche: die hochdeutsche Media wird auch in lauter Rede mit Flüsterstimme hervorgebracht.

Zu entscheiden, wie die Sache im Neuhochdeutschen steht, maße ich mir nicht an.*) Das mögen diejenigen ausmachen, deren Gehör feiner ist als meins. Jedenfalls muß die ältere Sprache hier für sich betrachtet werden. Daß Veränderungen stattgefunden haben, zeigt schon die Dentalreihe: neuhochdeutsches d steht durchaus auf einer Stufe mit b, g; neuhochdeutsches t ist in der Schriftsprache ebensowohl Aspirata wie p und k. Eine einfache Übertragung des am Neuhochdeutschen Beobachteten auf frühere Epochen wäre nur dann möglich, wenn sich alle Erscheinungen daraus erklärten.

Ich muß aber vorläufig, bis meine Bedenken widerlegt sind, dabei stehen bleiben: sollte die erste Annahme auch für das Neuhochdeutsche richtig sein, für das Altdeutsche reicht sie nicht aus.

*) Vergl. oben S. 245. B.

Wenn nach der hochdeutschen Lautverschiebung germanisches d als t, aber germanisches b und g schwankend als b, p und g, k geschrieben werden: so kann der in der Dentalreihe entstandene Laut unmöglich von derselben Qualität sein wie die in der Labial- und Gutturalreihe entstandenen. Entweder ist t nicht die reine Tenuis oder die b-p, g-k sind nicht reine Tenues.

Aber t ist aller Wahrscheinlichkeit nach die reine Tenuis. Wäre es die Tenuis aspirata, so könnte die Vermischung bei Notker oder im alten Physiologus nicht eintreten, so wenig wie sie zwischen g und ch eintrat. Diese Vermischung ist nicht ein wirkliches Zusammenrinnen, sie beruht nur auf ungenügender Sonderung zweier nahverwandter Laute, welche das spätere Alemannisch wieder ganz gut auseinander zu halten weiß. War das t die reine Tenuis, so mußte die ursprünglich reine Media d wohl jene fragliche Qualität des b-p und g-k bekommen, um der Gefahr einer Vermischung ausgesetzt zu werden. Diese Vermischung ist nach Schmellers Beobachtung thatsächlich eingetreten, indem die reine Tenuis t zu dem mittleren d-t herabsank.

Wenn ferner die althochdeutschen b-p, g-k mit der reinen romanischen Tenuis zusammenfallen, warum hat man bei den frühesten Versuchen, das Hochdeutsche zu fixiren, nicht die Tenues p, k zu ihrer Bezeichnung gewählt? Oder wenn g für die romanische gutturale Tenuis gewählt war, warum herrscht denn in Wörtern wie gollier, kulter Schwanken? Wenn b für die romanische labiale Tenuis gewählt war, warum herrscht in Wörtern wie bech, baradîs Schwanken? Ja wie kommt es, daß in einigen solcher Fremdwörter hier wie dort sich die Schreibung der Tenuis weit überwiegend festgesetzt hat?

Wie will man die baierische Schreibung w für b und b für w erklären (vergl. Schmeller Regel 409, 410, 682) oder den Übergang von anlautend j in g (Schmeller Regel 503), wenn b und g allen Stimmton verloren hätten? Doch ist hier nur w für b ganz entscheidend, da man jenem b für w, diesem g für j eine besondere tönende Qualität zuschreiben könnte.

Ich weiß daher einstweilen der Folgerung nicht auszuweichen: die härtere hochdeutsche Media, an welche sich die Tenuis der Fremdwörter anschloß, war mit dieser Tenuis nicht identisch.

Man mag nun Schmellers Beobachtung gemäß und der althochdeutschen Schreibung gemäß reelles Schwanken annehmen, oder sich für Brückes Flüstermedia entscheiden: jedesfalls hat man, wie es scheint, nur zwischen diesen beiden Annahmen die Wahl. Und die imponirenden elf Paulschen Argumente (a. a. O. S. 25—29), so weit sie überhaupt in diesen Zusammenhang gehören, erklären sich aus dem schwankenden Mittellaute der Tenuis-Media, wie sie einstweilen heißen mag, vollkommen gut. Den Mittellaut von echter Tenuis zu unterscheiden, waren die alten Schreiber nicht immer fähig: ob in egge mügge rügge vielleicht echte Tenuis vorliegt, läßt sich bis jetzt nicht sagen: war sie vorhanden, so ist ihre gelegentliche Bezeichnung durch gg statt durch ck gar nicht wunderbar. Vergl. auch Heinzel Nieder-

fränkische Geschäftssprache S. 142 Anmerkung. Die romanischen, slavischen, ungarischen (Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 471) Entlehnungen aus dem Deutschen werden nur dann zu verwerthen sein, wenn der deutsche Dialekt, aus welchem entlehnt wurde, sich unzweifelhaft bestimmen läßt.

3. 4. 76. Scherer.

Die Kerenzer Mundart des Cantons Glarus. In ihren Grundzügen dargestellt von J. Winteler. Leipzig und Heidelberg, Winter, 1876. XII und 240 S.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1877, Bd. 3, S. 57—70.

Von der Eisenbahnstation Mühlehorn am südlichen Ufer des Wallensees gelangt man auf den Kerenzerberg. Zur Kirchengemeinde Kerenzen gehört das Dorf Filzbach, aus welchem der Verfasser des vorliegenden Buches stammt. Er giebt im Wesentlichen eine Darstellung seiner eigenen Mundart, die er K nennt, — denn 'das Studium der lebenden Sprache muß ausgehen vom Individuum', sagt er S. VII. Er giebt in der Vorrede mit Recht ausführlich die Gründe an, aus denen er seine persönliche Sprache für einen echten Volksdialekt halten zu dürfen glaubt. Die Toggenburger Mundart (T), die er ebenfalls früh kennen lernte, hat er nach eigener Erinnerung und nach den Mittheilungen eines geborenen Obertoggenburgers (beide Quellen stimmten nicht durchweg überein) zur Vergleichung herbeigezogen.

Gelegentlich fallen dann wichtige Bemerkungen über die schweizerischen Mundarten im Allgemeinen.

So S. 59 f. Dem gothischen inlautenden kk oder kj entspricht in K ein kk (nach Wintelers Schreibung k), in T die Affricata kχ. Dieser Unterschied geht durch alle Schweizermundarten; er ist 'ein so durchgreifender und an Constanz alle andern Unterscheidungsmerkmale dermaßen übertreffender' — sagt Winteler — 'daß ich es für die nächstliegende Aufgabe einer vergleichenden Behandlung dieser Mundarten erachte, diesen Unterschied an der Hand ausreichender Tabellen durch die verschiedenen Landschaften statistisch zu verfolgen und eine erste Eintheilung darauf zu gründen.' Eine Reihe anderer Merkmale weniger durchschlagender Art gehen — wie der Verfasser weiter bemerkt — mit diesem Hauptmerkmale parallel.

Oder S. 122: 'Analogien zu der neuhochdeutschen Diphthongisirung alter Längen fehlen in K gänzlich, jedoch bietet T einiges Derartige in Übereinstimmung mit wohl den meisten Schweizermundarten dar.' Beispiele: drei für drî, Bou für Bû, nöü für nû. Die Schrift 'Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte' (Leipzig 1868) S. 75 schreibt den Diphthong den 'ebneren Gebieten der Schweiz' zu; Winteler bestimmt genauer: an T d. h. an die Neuerung schließen sich an Berner

Oberland und Mittelland, Aargau, Zürich, Thurgau, St. Gallen; das Alte bewahren mit K die innere Schweiz, auch Wallis und das zugehörige Graubünden. Und dazu die Anmerkung: 'es soll auch Mundarten mit den ersten Ansätzen der Diphthongisirung (für ü) geben, so zwischen Bern und Luzern.'

Man sieht aus solchen Proben, denen sich manches Ähnliche hinzufügen ließe, daß der Verfasser durchweg von den großen Fragen des mundartlichen Studiums bewegt ist. Die Mundart seiner Heimat, sein persönlicher Dialekt ist ihm ein 'Substrat zu einer Reihe von Ausführungen über lautphysiologische Materien, Transscription und Methode des Studiums am lebendigen Sprachkörper' (S. VII). Aber alle diese Ausführungen sollen in erster Linie der mundartlichen Forschung und speciell der Erforschung der deutschen Schweizermundarten dienen.

Die Dialektforschung hat nicht so rasche Fortschritte gemacht, wie man einst erwarten durfte. Weinholds Dissertation (April 1847) enthält die These: Dialecti populares majore studio dignae sunt quam singulorum poetarum medii aevi opera. Über den Satz ließe sich auch heute noch streiten: ich führe ihn hier nur an als Zeugniß für einen regen Eifer, der jedesfalls nicht blos theoretisch geblieben ist, sondern die mundartlichen Studien thatkräftig gefördert hat. Am 27. Juli 1852 starb Schmeller; im Herbst desselben Jahres schloß Weinhold seine Schrift Über deutsche Dialektforschung (Wien 1853) ab. Bald darauf, 1854, übernahm Frommann die Redaction der von Pangkofer gegründeten Deutschen Mundarten: ungefähr gleichzeitig erschien Müllenhoffs Glossar zum Quickborn, A. v. Kellers Bitte um Mitwirkung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes, Friedrich Pfeiffers Aufforderung zum Stoffsammeln für eine Bearbeitung der deutschschlesischen Mundart, Lexers erster ähnlicher Aufruf in der Carinthia.

Mit dem Wiederaufleben der 1859 eingegangenen Frommannschen Zeitschrift fällt das Erscheinen des Buches von Winteler bedeutsam zusammen. Vergleicht man damit etwa — um eine der besten Arbeiten aus dem letzten Jahrzehend zu nennen — Regels schönes Buch über die Ruhlaer Mundart (Weimar 1868), so springt auf den ersten Blick in die Augen, worin der charakteristische Fortschritt besteht: in der schärferen lautlichen Auffassung und Beschreibung, in der genaueren, feinere Unterschiede bezeichnenden Orthographie. Winteler entspricht damit einer Forderung, welche von Jahr zu Jahr lauter erhoben wurde und der auch schon andere nach Kräften zu genügen bemüht waren. So die wackeren Siebenbürger Sachsen in ihren mundartlichen Arbeiten: Johann Roth in seiner Laut- und Formenlehre der starken Verba im Siebenbürgisch-Sächsischen (Hermannstadt 1872, Abdruck aus dem Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, N. F. X. Heft 3), J. Wolff in den Mühlbacher Programmen 'Über den Consonantismus des Siebenbürgisch-Sächsischen' und 'Über die Natur der Vocale im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt' (Hermannstadt 1873 und 1875).

Mit Regels Monographie theilt Wintelers Arbeit den Vorzug, daß der Gegenstand der Betrachtung ein in sich einheitlicher, verhältnißmäßig eng begrenzter ist. Ich gestehe, daß ich die Begrenzung noch strenger gewünscht hätte: so dankenswerth die Mittheilungen aus T sind, sie wirken manchmal verwirrend und erschweren es dem Leser, das eigentliche Object im Auge zu behalten und sich ein klares Bild davon zu machen. Es hätte sich vielleicht empfohlen, sie in kleinerem Druck als Zusätze einzufügen.

Ich berühre hiemit dasjenige, was mir als der Hauptfehler des trefflichen Buches erscheint. Es ist nicht gut componirt, und auch die Darstellung im Einzelnen könnte lichtvoller und anschaulicher sein. Man findet z. B. gleich im Anfang mundartliche Wörter in des Verfassers Transscription; aber die Regeln dieser Transscription kennt man nicht, man trifft sie auch nirgends beisammen; sie sind über die drei ersten Abschnitte des Buches verstreut. Wenigstens hätte eine Tabelle vorhergehen müssen, etwa in der Vorrede, mit Verweisung auf die begründenden Stellen. Solche Verweisungen würde durchgehende Paragraphenzählung erleichtert haben, während jetzt die Paragraphen innerhalb der Abschnitte und Capitel gezählt werden. Die physiologischen Erörterungen wären viel leichter aufzufassen, wenn der Autor dem verbreitetsten System, dem Brückeschen, gegenüber Stellung genommen und das Neue, was er zu sagen hatte, daran angeknüpft hätte. Ich vermuthe, daß ihm doch niemand folgen kann, der nicht mit diesen Fragen von anderwärts her vertraut ist. Wird nicht auch mehr anatomisches Detail gegeben, als nöthig war? Vor allem aber: die Beschreibung der Mundart mußte strenge gesondert werden von der physiologischen Theorie und von den Fragen der Lautbezeichnung. Den Ausdruck Sandhi wollen wir doch nicht in anderem Sinne nehmen als die indische Grammatik, und die Lehren vom Accent und seinen Wirkungen, von der Quantität u. dergl. nicht damit zusammenwerfen. Die Flexion würde um so deutlicher geworden sein, je mehr sich die Darstellung an die in sonstigen Grammatiken übliche Weise anschloß.

Ich hebe das alles nicht hervor, um Recensentenpflicht zu üben: der Werth des Buches als gelehrte Leistung bleibt davon fast unberührt, und bedenkt man, was der Verfasser über seinen Bildungsgang mittheilt (S. X 'zwar bin ich leider in meinem Leben nur zu viel Autodidact gewesen'), so wäre es vielleicht gerechter, darüber ganz zu schweigen. Aber aus einem andern Grunde muß es zur Sprache gebracht werden.

Das Buch ist ein so ausgezeichnetes — ausgezeichnet durch treue, fleißige, vorsichtige Beobachtung, durch feines Aufhorchen und gewissenhaftes Wiedergeben, durch Vertiefung in den Gegenstand und liebevolles Verweilen auf jeder Einzelheit — daß es ohne Zweifel (wenigstens hoffen wir so) Vorbild und Muster für ähnliche Arbeiten werden wird. Dr. F. Staub (Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern S. 2) sagt nicht zu viel, wenn er dem Verfasser eine 'mehr als gewöhnliche Begabung' zuschreibt. Aber eben darum kann ich gegenüber einer Erstlingsschrift unumwunden

aussprechen: daß sie meiner Ansicht nach wohl ein Muster der Forschung, nicht aber ein Muster der Darstellung abzugeben vermag.

Daß in Rücksicht auf historische Auffassung, Erklärung der Erscheinungen, Herbeiziehung der Litteratur noch mehr geschehen konnte, hat Herr Winteler bereits selbst hervorgehoben: dies erwarten wir aber zunächst nicht von Monographien wie die vorliegende. Dagegen hätte ich wohl gewünscht, daß der Verfasser noch genauere Mittheilungen gemacht hätte über die Art und Weise, wie er bei seiner 'Autophonographie' (S. 37) verfährt. Je sorgfältiger ein Dialektforscher über alle Einzelheiten der Methoden sich äußert, mittelst deren er seine Beobachtungen gewinnt, desto fester begründet werden seine Angaben erscheinen.

Ich erlaube mir, noch einige Einzelheiten zur Sprache zu bringen und gelegentliche Bemerkungen daran zu knüpfen.

S. 7 f. unterscheidet der Verfasser zwischen harten, weichen und tönenden Lauten. Hier und sonst macht er sich leider eine eigene Terminologie zurecht, wo die vorhandene und jetzt verbreitetste Brückesche vollkommen ausreichte. Man hofft nun wenigstens die Wintelersche Terminologie bei Sievers wiederzufinden: das ist aber auch nicht der Fall. Es giebt keine stärkere Schädigung der lautphysiologischen Studien als die Einführung solcher neuen Terminologien. Wir müssen bedenken, daß manche Forscher, deren Theilnahme wir wahrhaftig nicht entbehren können, der Lautphysiologie überhaupt noch abgeneigt sind: die kaum gewonnenen werden sich wieder zurückziehen, wenn ihnen zugemuthet wird, für jedes neue Buch eine neue Terminologie zu lernen. Und eine Annehmlichkeit ist das auch für uns andere nicht.

In einem besondern Falle hat, wie es scheint, die Betrachtungs- und Benennungsweise von Winteler in seltsamer Weise auf Sievers eingewirkt. Ich meine die unglücklichen Fortes und Lenes, über die sich Winteler S. 19 ff. im Allgemeinen mit hinlänglicher Klarheit ausspricht.

Was wir tonlose Reibelaute nennen, f, s, š (sch), χ — das erscheint in K theils so theils als ff, ss, šš, χχ: haf& (über den Sinn des & siehe unten) 'hafen' gaff& 'gaffen'; jes& 'gähren' ess& 'essen' u. s. w. Wir alle kennen diesen Unterschied, er beruht nach Winteler S. 20 auf größerer Energie der Exspiration und Articulation und, dadurch bedingt, auf längerer Dauer des ff, ss u. s. w. Die Verdoppelung des Schriftzeichens entspricht also einer längeren Dauer des Lautes, und Brücke redet in solchen Fällen von langen und kurzen Consonanten, wie man lange und kurze Vocale unterscheidet (Phonet. Transscription S. 262). Winteler legt auf den Unterschied der Intensität das größere Gewicht und redet lieber von Fortis und Lenis. Wenn unsere Beobachtungsmittel einmal schärfer geworden sind, so werden wir vermuthlich Stärke und Dauer gesondert betrachten, denn es ist durchaus nicht nothwendig daß sie zusammenfallen, vergl. Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1870 S. 638, 659 [oben S. 244 f. 267]; Kräuter oben [in seiner Anzeige von Sievers' Grundzügen der Lautphysiologie im 3. Bande des Anzeigers] S. 14.

Den Unterschied der Fortis und Lenis findet nun Winteler auch, sehr begreiflich, in den Verschlußlauten. Aber K kennt keine tönende Media. Es kennt nur Laute, die dem französischen p t k in pipe, toute, coq entsprechen (S. 20, 25) und welche Winteler als Lenes bezeichnet*), weil auch ihnen entsprechende Fortes gegenüber stehen. Die natürliche Bezeichnungsweise war, wie mich dünkt, p t k für die Lenes, pp tt kk für die Fortes. Leider aber vermischt Winteler zuweilen etymologische und phonetische Rücksichten (vergl. S. 8, 31 harte Aussprache des w) und er nimmt auch Rücksicht auf das 'System der Laute' seiner bestimmten Mundart (S. 25). Nur praktische, nicht theoretische Rücksichten haben ihn abgehalten, wie er sagt, seine Lenes und Fortes als b d g und bb dd gg zu unterscheiden. Es ist klar, daß er dadurch die Identität seiner Lenis mit slavischer und romanischer Tenuis ganz ohne Noth verwischt haben würde, aber immerhin wäre das Verhältniß der Lenes zu den Fortes bei Verschlußlauten wie bei Reibelauten durch die gleiche Symbolik ausgedrückt gewesen. Leider hat es Winteler vorgezogen für die Lenes b d g, für die Fortes p t k zu gebrauchen. Ein großer Übelstand! Die dem Neuhochdeutschen analoge Bezeichnungsweise wird viele Leser verführen, nach Maßgabe ihrer Mundart die ihnen geläufige Aussprache von b d g p t k zu substituiren. Winteler selbst hat sich durch seine Schreibung verführen lassen, S. 57 von 'erhaltenem welschem c' zu sprechen in Wörtern, die er kwint&, kwart& schreibt, während vielmehr in Wörtern wie gamf'r, goff'r& das 'welsche c erhalten' ist. Aber theoretisch ist bei Winteler alles in Ordnung. Wenn er innerhalb der Verschlußlaute seiner Mundart nur Lenis und Fortis unterscheidet, so steht es jedermann frei, zu diesen Ausdrücken Tenuis ergänzend hinzuzufügen. Bei Sievers aber ist aus der Wintelerschen Verschlußfortis die Tenuis, aus der Wintelerschen Verschlußlenis die Media geworden; und es ist daraus das Unding einer tonlosen Media entstanden: Grundzüge der Lautphysiologie S. 66, 68. Ich sage 'Unding', denn ich weiß nun nicht, wie er Angesichts der klaren Wintelerschen Angabe der Nothwendigkeit ausweichen kann, die romanischen und slavischen einfachen Tenues für tonlose Medien zu erklären, den Romanen und Slaven demgemäß die reinen Tenues überhaupt abzusprechen, außer wo sie in der Schrift verdoppelt auftreten.

Ich habe leider gar keinen Sinn für den germanischen Individualismus, wo er sich in neuen wissenschaftlichen Terminologien äußert. Die Ungarn haben, wenn ich mich recht erinnere, einmal die ganze Apothekerterminologie magyarisiren wollen: das kann vielen Leuten das Leben gekostet haben. Auf dem Wege fortwährender Änderungen verkleinert der einzelne Schriftsteller sein Publicum und es wird ein wissenschaftliches Babel herbeigeführt, während doch alle europäischen Völker, die an der heutigen wissenschaftlichen Bewegung betheiligt sind, eine möglichst einheitliche Terminologie wünschen und erstreben müssen.[1]) —

---

*) Vgl. hierzu Wintelers Berichtigung und Scherers Erwiderung Anzeiger 4, S. 111 f. B.

[1]) Aus diesem Grunde spreche ich lieber von Ariern als von Indogermanen. Die Be-

S. 30 (vergl. S. 6) bemerkt der Verfasser, daß die drei Laute w l j in K stets 'rein tönend, niemals weich sind, d. h. sie bestehen in bloßer Modification des Stimmtons durch die jeweilige Articulation, ohne daß an der Articulationsstelle ein gleichzeitiges Geräusch entstünde.' Es kann also z. B. l, ganz abgesehen von der Articulationsstelle, viererlei Wesenheit haben: es kann rein tönender Laut, es kann tönender Reibelaut, es kann tonloser Reibelaut sein und es kann auch die bloße Articulation, die partielle Absperrung der Mundhöhle, sowohl die Bildung dieser Sperre als ihre Aufhebung, es kann mithin ein rein tonloses l statuirt werden, daß sich zum tönenden wie t (tonloser Verschlußlaut) zu d (tönender Verschlußlaut) verhält. Ob Sievers S. 56 unter seinem 'tonlosen l' diesen Laut oder den tonlosen Reibelaut versteht, erhellt nicht. Der tönende Reibelaut kommt bei ihm vor als 'halbsonores, spirantisches l', aber mit der Bemerkung: daß dieser Laut irgendwo als regulärer Vertreter des rein sonoren l gebraucht würde, sei ihm nicht bekannt. Die Spirans wird dadurch gleichsam zu einem Laute zweiter Classe, wie auch der 'velare Explosivlaut' nur als nasale Degeneration geduldet wird. Nun, wenn das nicht starrer Schematismus ist, wie ihn Sievers dem System von Brücke vorwirft, so weiß ich nicht, was starrer Schematismus heißt. Sievers nämlich hat beschlossen, in seinem Systeme die Liquiden unter den reinen Stimmtonlauten aufzuführen: daß das l auch tonlos und Reibelaut ist, darf daher nicht in Betracht kommen. Und wollen wir nicht von dem Kreise unserer sprachlichen Erfahrung etwas bescheidener denken, als daß wir unsere lautphysiologischen Systeme davon abhängig machen? Ein einziger genauer untersuchter deutscher Dialekt, eine einzige genauer beschriebene auswärtige Sprache kann diese Kartenhäuser umwehen. Unser Streben muß stets bleiben, das System so einzurichten, alle Möglichkeiten zum Voraus so zu berechnen, daß uns die Erfahrung nichts an die Hand zu geben vermag, was nicht schon längst darin seine Stelle gefunden hätte. Da alle lauterzeugenden Factoren bekannt sind, so muß ein solches System an sich möglich sein: es war Brückes Ziel, es muß das Ziel seiner Nachfolger bleiben.

Aber, um zu Winteler S. 30 zurückzukehren, wenn er von rein tönenden w und j spricht, so scheint er diese Laute von den Vocalen u und i zu unterscheiden. Und doch muß die Art der Hervorbringung dieselbe sein, nur die Rolle, welche sie innerhalb der Silbe spielen, macht den Unterschied. Ein Diphthong iá mit dem Ton auf dem zweiten Vocal ist dasselbe wie ja mit 'reintönendem j'. Kräuter nennt diese reintönenden j und w mit-

---

zeichnung 'Arisch' ist in die gesammte Litteratur der Franzosen und Engländer übergegangen. Das schöne bequeme bildungsfähige Wort steht bei den Dichtern, Journalisten und allen andern Schriftstellern so fest, daß wir wenig Aussicht haben, es mit unserm schwerfälligen 'Indogermanisch' zu verdrängen. Ich weiß freilich, daß ich tauben Ohren predige. Wie wird denn der deutsche Gelehrte Rücksichten auf englische und französische Schriftsteller nehmen! Wenigstens liest er nichts so gern und so gewissenhaft als beiläufige Anmerkungen: und darum habe ich die Sache hier beiläufig in einer Anmerkung zur Sprache bringen wollen.

lautende i und u; Sievers nennt sie Halbvocale: wenigstens kann ich nach Wintelers Beschreibung nur die Sieversschen Halbvocale darin erblicken. Sievers selbst urtheilt S. 91 anders: das Wintelersche w ist ihm ein reducirter Spirant. Gleich darauf aber bemerkt er, die reducirten Spiranten j und w fielen beim Wegfall ihres Reibungsgeräusches mit den reducirten Halbvocalen i und u zusammen. Also müßten die Winteler'schen j und w ein Reibungsgeräusch haben: das aber leugnet Winteler gerade. Oder waltet ein Mißverständniß meinerseits ob?*) Ich werde mich gern belehren lassen. Vergl. noch Kräuter oben [Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur Bd. 3] S. 11. —

Von S. 42 an behandelt der Verfasser die etymologischen Verhältnisse des Consonantismus der Mundart K. Ich vermisse hier eine Angabe über das Princip, das ihn leitete. Mich dünkt: nachdem die reguläre Entsprechung im Verhältniß zum Schriftdeutsch oder zu einer älteren germanischen Mundart angegeben war, mußten alle etymologisch dunklen Wörter und selbstverständlich alle Ausnahmen von der regelmäßigen Entsprechung beigebracht werden. Letzteres scheint der Verfasser gethan zu haben, ob auch Ersteres, weiß ich nicht.

S. 46 werden Formen aufgeführt, die einer näheren Betrachtung werth sind (ich bezeichne die Vocale nur ungenau): Verba wie grüetse büetse flœtse rætse (zu ræss, ahd. râzi) šmeitse etse snûtse und Substantive wie gruets šuts (Schuß) wats (Eifer, vergl. ahd. wezzen, mhd. wetzen?) guts (Guß) ruts (Zorneswallung; etwa das Schnauben, verwandt mit mhd. rûzen) šlits šnûts (Schnurrbart, vergl. Schnauze) šnôts (dummstolzer Mensch, vergl. der schnötzen Wulst, Fettstück Schmeller 3, 502; Höfer 3, 108). Über die einzelne Form ist sehr schwer zu urtheilen, wie viel kann auf Übertragung beruhen! (Die Aufzählung scheint nicht vollständig: S. 173 finde ich šbrotse, ahd. sprozzo, das viel räthselhafter ist als die vorstehenden Beispiele.) Aber im Ganzen läßt sich sagen, daß Einschiebung des t wie in der unbetonten Silbe (seg^{e}tse, ahd. sëgansa: es ist wohl nur nts für ns, was sich leicht begreift) für die Wurzelsilbe nicht wahrscheinlich ist; und das tš für š kommt gar nicht in Betracht, da es sich in ganz anderen Mundarten ebenso findet (siehe z. B. Lexer Kärntisches Wörterbuch XIV, Kraßnig Lautlehre des oberkärnt. Dialektes, Villach 1870, S. 32). Bei kurzer Wurzelsilbe entspricht etse got. atjan (in fraatjan) der Regel des Consonantumlautes; in den Substantiven liegen wenigstens i-Stämme vor, oder i-Stämme gaben das Vorbild: dem šlits entspricht mhd. slitz (vergl. glitz, ritz, spitz); wie von niuze nutz, von driuze urdrutz, so ist von schiuze schutz, von giuze gutz möglich. Nach langem Vocal will Grimm kein z (ts), nur ȥ zugeben: er geht so weit zu behaupten, criuze sei jüngere Form statt criuȥe (Gr. 1², 163). Ahd. hueiȥi hält er für die allein berechtigte Form, aber Graff 4, 1246 hat weizces aus dem Windberger

*) Vergl. hierzu Wintelers Berichtigung und Scherers Erwiderung Anzeiger 4, 111.

Psalm 147, 3 (S. 663 der Ausgabe). Neben snûtse setzt Winteler mit Recht ahd. snûzjan an, Graff oder Maßmann 6, 852 fälschlich snûzan: der Laut ts ist durch snuce emungo 'Mon. 2' (Handschrift des 11. Jahrhunderts) bezeugt. Ferner flœtse ist nicht auf K beschränkt, vergl. Grimm im Deutschen Wörterbuch unter flöszen, flötzen (siehe auch Flotz). Also Consonantumlaut nach langem Vocal ist möglich, wenn er auch in die Schriftsprache seltener Eingang gefunden hat. Ein sicheres Beispiel will ich noch anführen.

Mehrere slavische Wörter für Hölle scheinen auf deutsche zurückzugehen, siehe Miklosich, Die christliche Terminologie der slavischen Sprachen (Wien 1875, Denkschriften der Wiener Akademie XXIV) S. 49 f. Das neuslovenische vice purgatorium hat Miklosich einleuchtend vom ahd. wîzzi supplicium, tartarus (Graff 1, 1117) abgeleitet: siehe auch Fremdwörter in den slavischen Sprachen (Wien 1867, Denkschrift XV) S. 63. Das mhd. wîȥe scheint nur in Reimen auf bîȥe glîȥe vlîȥe u. dergl. vorzukommen. Aber der germanische Stamm ist wîtja-, Consonantumlaut war möglich und daß er wirklich eingetreten ist, steht außer Zweifel. Graff 1, 1121 bietet wenigstens das abgeleitete wicinet aus 'Bib.' 8. 13 (beidemal zu Johel 2, 18 zelatus est, wie mir Steinmeyer mittheilt). In Roths Deutschen Predigten S. 46 liest man kurz hinter einander ein gevelligez wize, gecruciget unt gewicenet, diu scantlichen wice (aber die scantliche itewize), diu wice unt daz sere. In einer St. Florianer Handschrift des XV. Jahrhunderts Germ. 21, 347 Zeile 11 ist überliefert swaz gelaubiger sel in den weiczn sei. Dasselbe Gebet scheint sich in dem Cgm. 73 zu befinden, woraus Schmeller 4, 205 zwei Verse anführt: und eben da giebt Schmeller noch reiche Belege für den Laut ts in dem Worte, theils aus Handschriften, theils aus der lebenden Mundart.

Ältere schweizerische Beispiele für ts als Consonantumlaut nach kurzem Vocal, wo das mhd. und ahd. z zeigt und nach langem Vocal führt Weinhold Alemannische Grammatik S. 149 an: gutz, schutz, gruotz, grüetzen büetzen als willkommene Bestätigung für K.

S. 64. Gothisches germanisches th findet sich in K, abgesehen vom Pronominalstamm ta und einigen anderen Wörtern, regelmäßig als t widergegeben (romanisch tt). Vergl. Tobler bei Kuhn 22, 126 ff. Daraus will Winteler, indem er dies kurzweg 'die oberdeutsche Entsprechung' nennt, die 'so lange vertheidigte und bestrittene Schreibung teutsch' ableiten. Aber da tuisch, tiutsch, tûtisch bekanntlich schon in mittelhochdeutschen Handschriften vorkommt, in denen von dieser 'oberdeutschen Entsprechung' sonst nichts zu spüren ist, so muß es damit eine besondere Bewandtniß haben, über die ich keine unsicheren Vermuthungen äußern will. — Auf derselben Seite eine Bemerkung über tuňk'l: sie war vielmehr unter t = goth. d einzureihen nach ahd. tunchal, mhd. tunkel, wie noch Luther schreibt (siehe Weigand). — S. 65 'in Übereinstimmung mit dem Neuhochdeutschen heißt es türb&, T tûrp& = ahd. zurba, zurf'. Aber das neuhochdeutsche Torf

ist niederdeutsch, auch in K liegt jedesfalls Entlehnung vor, vergl. Stalder 1, 328.

Natürlich liest man den ganzen Abschnitt über den Consonantismus in stetem Hinblick auf die Lautverschiebung, wie denn schon Winteler selbst S. 29 f. nicht umhin kann, dieses Problem zu berühren. Aber gerade sein Buch zeigt, daß die Betrachtung einer einzelnen heutigen Mundart noch wenig dazu hilft. Wenn die oberdeutschen Dialekte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sich auf der Stufe von K befanden, so hat die mittelhochdeutsche Schriftsprache eine Macht gehabt, welche der heutigen nichts nachgab. Aber durch die Lautverschiebung kann der heutige Zustand vollends nicht herbeigeführt sein, da im achten und neunten Jahrhundert d und t gerade im Oberdeutschen noch streng aus einander gehalten wurden. Wenn dann bei Notker im Anlaut Vermischung einzutreten scheint, so beschränkt sich das eben auf den Anlaut und pflanzt sich nicht fort. Gleichviel aber, es kommt zunächst auf die Zeit unmittelbar nach der zweiten Lautverschiebung an: wenn d und t getrennt blieben, so können sie sich nur als reine Media und reine Tenuis unterschieden haben, nicht als Wintelers d und t d. h. romanisch t und tt. Wie sollte wohl das got.-germ. d nicht blos seinen Stimmton eingebüßt, sondern sich sofort in eine starke oder lange Tenuis verwandelt haben? Auch die Schreibung tt im Inlaut ist den oberdeutschen Mundarten bekannt, und was sollte sie wohl bedeuten, wenn nicht romanisch tt? Dann aber bleibt für das d aus germ.-fränk. th, dh nur die reine Media übrig. Die spätere Vermischung wird eingetreten sein, indem d die schwankende Beschaffenheit von b und g annahm. Lange aber muß eine Kluft zwischen dem ahd. d und t geblieben sein, denn wenn die überall conservativen Artikelformen noch heute gegenüber dem sonstigen tt ihr anlautendes t bewahren, so muß die Umwandlung auf demselben Wege vor sich gegangen sein, wie die hochdeutschen z ins Kölnische drangen, wo nur dat und wat widerstehen. Nicht etwa d geht zu t über und fällt nun mit althochdeutschem t zusammen, sondern ahd. t bewegt sich nach tt, während d mehr und mehr den Charakter von t annimmt; und tt zieht dann die meisten ahd. d zu sich herüber: ein Rest bleibt unberührt.

Überall haben die Mundarten Formübertragungen im weitesten Umfange walten lassen, und so kann nur eine Zusammenfassung mehrerer auf die ältere Lautform führen. Bei dem Eingangs berührten Unterschiede der Schweizerdialekte in Bezug auf inlautend kχ oder kk z. B. müssen wir wohl annehmen, daß kk an die Stelle von einst allgemeinem kχ getreten ist, welches dann zu der althochdeutschen Schreibung ch stimmt.

Wenn Winteler S. 30 vermuthet, der schweizerische Consonantismus sei vielleicht mit dem oberdeutschen überhaupt identisch, so muß ich dagegen für das mir bekannte Österreichisch Einsprache erheben. Mein Votum wiegt freilich nicht schwer — ich bin in meiner Kindheit gegen die Mundart soviel als möglich abgesperrt worden und habe später nur selten davon Gebrauch gemacht, ich muß daher meine Wiener Freunde bitten, meine Angaben (die

sich nur auf die allgemeinsten Verhältnisse beziehen) zu bestätigen oder zu widerlegen.

In der mir bekannten österreichischen Mundart also, d. h. in Wien und nördlich von Wien längs der Straße nach Znaim bis etwa an die mährische Grenze, sind d und t im Wesentlichen zusammengefallen, und der Laut ist von derselben Qualität und wird ebenso behandelt wie der von b und g. Ich würde ihn geflüsterte Media nennen, wenn mir nicht gegen diese Bezeichnung nun doch Zweifel aufgestiegen wären.*) Wenn ich mich eine Zeit lang übe, die Medien b d g mit Flüsterstimme hervorzubringen, so werde ich dann fähiger, das Kehlkopfgeräusch akustisch wahrzunehmen. Aber wenn ich unmittelbar darnach unbefangen in der Weise des Dialektes Wörter ausspreche, die in hochdeutscher Schreibung mit b p d t g anlauten, so höre ich nichts von diesem Kehlkopfgeräusch, sondern ich höre dieselben Laute wie in meiner Aussprache der französischen p t c[1]) — es fragt sich freilich, ob diese Aussprache richtig ist, ob ich das von Franzosen Gehörte richtig aufgefaßt und richtig nachgemacht habe.

Ich glaube also, daß im Anlaut nicht geflüsterte Media, sondern reine Tenuis erklingt. Daraus kann unter Umständen lange oder starke Tenuis werden, was oft von rhetorischen Accenten abhängen mag. In dem Sprichwort In der Noth frisst der Teufel Fliegen wird das t von Teufel als reine Tenuis gesprochen, aber wer das Wort im Zorne fluchend gebraucht, der verweilt auf dem Anlaut.

Ziska schreibt in den Österreichischen Volksmärchen (Wien 1822) ganz consequent brunn und brôlhôns (wir würden eher brålhåns setzen) troß schriftdeutsch Brunnen und Prahlhans; er schreibt daif'l (Teufel) dua^{r}n (Turm) dua^{r}d (dort) zaid (Zeit) denkd (denkt) schlechta (schlechter): überall meint er einen Laut, der nicht schriftdeutsch p t, d. h. die Aspirata ph th ist und der vermuthlich ebenso klang wie sein schriftdeutsches b, d.

Was den Angaben von v. Muth (Die bairisch-österreichische Mundart, Wien o. J.) S. 24 zu Grunde liegt, ist klärlich dasselbe. In Kärnten muß die Tenuis noch viel deutlicher erklingen und der Wintelerschen Fortis entsprechen, siehe Lexer S. XIII. XIV. Kraßnig a. a. O., der die Mundart des mittleren Gailthales darstellt, unterscheidet zwischen te^{a}rf darf, tumm dumm, tamiš (dämlich), tuk^{e}n ducken und drum, drim^{a}r Trümmer offenbar wie Winteler zwischen Fortis und Lenis in tarff u. s. w. und drî drek f^{r}druss u. s. w. (wobei vielleicht das folgende r beachtenswerth). Aus der Art, wie er nur dasjenige hervorhebt, was dem Neuhochdeutschen wider-

*) Über das sogenannte 'geflüsterte w, s. j' s. oben S. 271; Scherers frühere Behandlung des Problems oben S. 245. 277 ff. B.

[1]) Ich meine die Articulation, welche Brückes k^{2} entspricht; ich habe in Paris ganz bestimmt (so weit ich als ein wenig Geübter mich so positiv ausdrücken darf) auch vor a. z. B. in quatre, quatorze, k^{1} gehört. Es ist das eine Feinheit, welche schon in früheren Epochen obwalten und zu dem ch von cheval u. dergl. führen mochte. Wobei indeß die helle Färbung des a Berücksichtigung verdient.

spricht, sollte man fast schließen daß sich im Allgemeinen t und tt wie nhd. d und t gegenüber stehen, was doch nach Lexers Behandlung der Sache kaum zu glauben ist. Für p lauten dagegen die Angaben ganz zweifellos. Für die Gutturalreihe muß man auch im Anlaut zwischen k, kk (Kraßnig schreibt ggaisn kleines Haus, ggupf Kuppe, gguggn Gucken, wie ruggn Rücken, muggn Mücke) und kh unterscheiden: das inlautende gg ist Wintelers k für die eine Classe von Schweizermundarten, oben S. 57 [284].

Es wäre nun zu untersuchen, ob nicht manchmal die reine österreichische Tenuis zur tönenden Media wird, wenn dem Anlaut, der sie enthält, ein tönendes Element vorhergeht. Mit einiger Sicherheit wage ich die Media für den Inlaut zwischen Vocalen zu behaupten: theils muß sie da früher vorhanden gewesen sein, theils ist sie noch vorhanden.

Nehmen wir die hochdeutschen Verba geben, reden, mögen, sehen (der Wurzelvocal klingt in den drei ersten gleich, dem i näher; in dem letzten dem ä näher, das h von sehen ist dem g zum Theil gleich: i mâch, i sich, â und i lang; du mâkst, du sikst, â und i kurz; aber II. Plural es mekts, es sechts mit kurzem e). Wenn man kem, ren, meŋ, seŋ ohne Nasalirung des e spricht, so hat man die österreichischen Formen dieser Infinitive. Darin daß die Nasalirung mangelt, die uns durchaus das Natürliche ist, wenn wir Resonanten unmittelbar nach Vocalen sprechen, zeigt sich die Media. Diese Media ist allerdings nichts als der Verschluß zum m n ñ; und wenn man Media nur gelten lassen will, wo sich der Verschluß auch wider öffnet, so streite ich nicht: auf die Namen kommt es nicht an. In kem tönt die Stimme fort vom e an, sie wird nicht unterbrochen für ein p. Die nächste Vorstufe ist also die zweisilbige Form kebn, nicht kepn: doch mag erwogen werden, ob sich kem etwa aus keqm entwickeln konnte: q ist das Zeichen für den 'velaren Explosivlaut', den 'faucalen Schlaglaut' oder die 'nasale Degeneration' (recht angenehm, diese dreierlei Benennung, die man anwenden muß um verstanden zu werden!). Wir besitzen ihn z. B. in laidd'n Ziska S. 28 läuten, hidd'n Hütte. — In welchem Umfange die österreichische Mundart noch um einen Schritt weiter geht und den vorhergehenden Vocal nasalirt, weiß ich nicht: in ham für haben geschieht es.

Vor der Endung -er ist, soviel ich weiß, die dentale Media theils rein erhalten, theils durch Erweichung eingeführt in Wörtern wie schnaida (Schneider), muada (Mutter), vâda (Vater), Pêda (Peter) vêda (Vetter). Dagegen heißt es âwa (aber), hâwa (Hafer), biawa'ln (Ziska S. 20 schreibt, vielleicht nach der Mundart einer andern Gegend, biaba'ln; Plural des Deminutivs von bua Bub) khaiwl (Demin. von Kalb); schwâcha (Schwager), flasch'ldrâcha (Ziska S. 19: Fläschel-, Fläschchenträger).

Weiter will ich diese Betrachtungen hier nicht verfolgen, sie genügen, um zu beweisen, daß der Consonantismus von K nicht zugleich der allgemein oberdeutsche ist. —

Über den Rest des Wintelerschen Buches habe ich weniger zu sagen.

Im Vocalismus setzt er zehn verschiedene Glieder der Reihe u bis i an die die Stelle von Brückes neun. Er giebt ein reines a nicht zu und schreibt jedem der fünf Vocale zweierlei Färbungen zu, dieselben werden unterschieden durch gewöhnlichen und mageren Druck, bloß für die beiden Färbungen von a wird aus 'praktischen Gründen' ein anderes Verfahren beliebt: dem dunkleren a steht das hellere & gegenüber. Für o und u bedeutet der magere Druck die tiefere Nüance, für e und i die höhere.

Sievers nimmt diese Vocalreihe gleichfalls an, er bezeichnet die Färbungen durch die Exponenten 1 und 2, aber wieder bleibt es bei a und &, und dem Leser wird nicht die Wohlthat erwiesen daß er sich unter dem Exponenten 1 ein für alle Mal die dunklere, unter dem Exponenten 2 die hellere Schattirung vorstellen kann. Eine Reihe u^1 u^2 o^1 o^2 a^1 a^2 e^1 e^2 i^1 i^2 würde ich sofort behalten, während ich mich jetzt stets künstlich auf die äußerliche Symmetrie besinnen muß, daß die Extreme gleich bezeichnet sind und von da zur Mitte fortgeschritten wird.

Überzeugt bin ich nicht von der Nothwendigkeit, das reine a fallen zu lassen. Das italienische a steht entschieden in der Mitte zwischen Wintelers a und &, wenn ich mir diese Laute richtig vorstelle. Böhmer hat in seiner Abhandlung De sonis, Roman. Studien 1, 296 (Halle 1872), die ich auch bei Sievers nirgends erwähnt finde, alle Unterscheidungen von Winteler und Sievers bereits vorgenommen, aber das reine a beibehalten, so daß sich für ihn elf Abstufungen ergeben. Das alles aber sind freilich nur Nothbehelfe, so lang uns exacte Beobachtungen fehlen. — Andere, geringere, und zum Theil nur auf praktischen Rücksichten beruhende, Modificationen von Brückes Vocaltafel siehe bei Donders De physiol. der spraakklanken, in het bijzonder van die der nederlandsche taal (Utrecht 1870) S. 10 und bei van Helten Taal en letterbode 6 (1875) S. 97.

S. 118 wird ein österreichisches kurzes a 'mit wiegendem Einsatz' z. B. in $\mathrm{w^{oa}ss}$ = was angeführt, das ich zwar bei Nichtösterreichern öfters erwähnt fand, das mir aber wenigstens aus dem oben bezeichneten Gebiete nicht bekannt und auch sonst in Wien nie vorgekommen ist. Unser wås hat keinen wiegenden Vocaleinsatz und ist kurz oder lang je nach dem Satzaccente.

S. 125 'in den Verben der u-Classe hat das ungebrochene û = iu das gebrochene io in KT verdrängt. Was im Neuhochdeutschen in lügen, trügen Ausnahme ist, erscheint also hier als Regel bis auf die zwei Verba flie& fliehen, tsi& ziehen'. Man hätte hier gern eine Übersicht, welche starken Verba dieser Classe überhaupt noch vorhanden sind. Der Wunsch wiederholt sich bei anderen Classen, und auch S. 161 wird er nicht erfüllt. Läge das Material vor, so wäre der Grund der Erscheinung leichter zu erforschen. Schon althochdeutsch findet man biugan fliugan liugan triugan niubhan sliuffan triuffan u. dergl. D. h. vor Labialen und Gutturalen (vor hh, aber nicht vor h) tritt mundartlich die Brechung des iu nicht ein, Grimm, Gramm. 1³,111 f.; Maßmann, Fragmenta theotisca S. 37 b; Sievers,

Murbacher Hymnen S. 13. Es wäre nun interessant zu sehen, ob in KT etwa mehr Verba dieser Classe mit labial und guttural schließender Wurzel erhalten sind als mit dental schließender Wurzel; man müßte nur zugleich erfahren, welche Verba häufiger und welche seltener gebraucht werden.[1]) Der Trieb, die gebrochenen und nicht gebrochenen Formen dieser Classe auszugleichen, waltet (veranlaßt durch die Verba mit innerem û wie sûg& und durch die i-Classe?) in der Mundart wie im Neuhochdeutschen. In tsi& und fli& ist die Entscheidung auch ebenso für den gebrochenen Vocal gefallen. Wenn in den übrigen der entgegengesetzte Weg eingeschlagen wurde, so darf man sich jener althochdeutschen Formen erinnern, die zum Theil aus alemannischen Quellen stammen. Vergl. Weinhold, Alemannische Grammatik S. 63 f. 88. 327. Rapp in Frommanns Mundarten 2, 479 setzt übrigens züχo ziehen an; Stalder zühen neben regulärem ziehen 2, 472. 481.

Citate trage ich nicht weiter nach, sonst wäre z. B. zu S. 148 f. (der Infinitiv mit k- d. i. nhd. ge- neben mögen) auf Reifferscheid in Zachers Ergänzungsband S. 319 ff.; zu S. 154 ff. (Scheidung einer ersten schwachen transitiven, einer zweiten schwachen intransitiven Conjugation) auf Stalders Dialektologie S. 178 ff. zu verweisen.

S. 150 'Hilfsvocal': es ist wohl 'Bindevocal' gemeint.

Wenn S. 152 das -i der I. III. Singularis Präsentis Conjunct. von den früheren 'schwereren Endungen' des Conj. Präs. abgeleitet wird, so kann das wohl nicht ohne Weiteres zugelassen werden. Auch Rapp bei Frommann 3, 70 meint, das e, ê des Conj. Präs., das er übrigens für die I. III. Singularis richtig kurz anzusetzen scheint, habe sich 'in i gesteigert'. Aber wenn der Conj. Prät. in der I. III. Singularis keine Endung zeigt, in der II. Singularis mit dem Conj. Präs. in der Endung -ist übereinstimmt: so ist zu bemerken daß im Althochdeutschen sich das e* der I. III. Singularis Conj. Präs. zu dem ê der II. Singularis gerade so verhält wie das i der I. III. Singularis Conj. Prät. zu dem î der II. Singularis dieses Modus. Der Conj. Prät. der schwachen Verba zeigt in der

[1]) Auf den Gebrauch kommt es an, das oft Wiederholte wird als Regel gefühlt: wenn die größere Zahl der Verba hinzuträte, so wäre das ganz willkommen, aber nöthig ist es nicht: die heutige Zahl braucht auch nicht derjenigen zu entsprechen, bei welcher sich die Ausgleichung vollzog. Die große Häufigkeit von tôm und gêm, stêm bewirkt ahd. salbôm und habêm; die große Häufigkeit der Verba, welche gehen, stehen, geben, setzen, machen bedeuten, bewirkt die ostarischen Verba auf -âmi. Dies habe ich zu erwidern, wenn meine 'Behauptung' (ich habe das besondere Glück, daß meine sprachwissenschaftlichen Ansichten immer nur als Behauptungen citirt werden) durch den Hinweis auf die tausende von Verben der ersten Hauptconjugation im Sanskrit gegenüber den weniger zahlreichen der zweiten Hauptconjugation widerlegt werden soll. Es kommt sogar innerhalb der zweiten Hauptconjugation zunächst wahrscheinlich nur auf die Verba an, in denen â der Endung mi vorhergeht. Zwischen ihnen und den Verben auf â schwebt zunächst der Streit, er wird dann durch die mächtigen Verbündeten auf der Seite -mi, worunter das sehr mächtige asmi, zu Gunsten von âmi entschieden. Im Griechischen büßen die Verba auf ursprünglich â-mi schon dadurch an Macht ein, daß â sich nicht bloß zu ô färbt. Über Wesen und Alter der Formübertragung vergl. jetzt Brugmann in Curtius und seinen Studien 9, 317 ff.

I. III. Singularis: -ti, und das erklärt sich aus dem altalemannischen -tî. Sollten nicht diese schwachen Conjunctivformen des Präteritums zunächst die schweren Endungen der Conjunctivformen des Präsens in der II. III. schwachen Classe angesteckt haben (etwa zuerst in Verbis, deren Stammsilbe auf d, t ausging)? Von da war der Weg gebahnt zum Conjunctiv Präs. der I. schwachen und der starken Conjugation. Dagegen blieb der starke Conjunctiv Prät. sich selbst überlassen: keine Analogie wirkte auf ihn ein und jetzt ist er im Aussterben begriffen (S. 149). — Man vermißt eine Bemerkung über den Gebrauch des Conj. Präsentis.

Das Buch mündet in 20 interessante Textproben. deren Klang man sich nach der genauen Schreibung des Verfassers mit Vergnügen und im Allgemeinen ohne große Schwierigkeit vergegenwärtigt. Eine Art Padapâtha und eine neuhochdeutsche Übersetzung erleichtern das Verständniß; Erläuterungen treten hinzu; und so kann man zum Schluß den üblichen Dank für reiche Belehrung mit aufrichtiger Überzeugung abstatten.

31. 12. 76. Scherer.

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Von Heinrich Rückert. Band 1 und 2. Leipzig, Weigel, 1875. X und 400, VI und 378 S. 8°. —

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1876, Bd. 1, S. 185—197.

Der erste Band geht bis 1500, der zweite bis Gottsched. Ein dritter und letzter ist in Aussicht gestellt. Das Werk bildet nun den Abschluß eines deutschen Gelehrtenlebens, das reich an hohem Streben und — reich an Entsagung gewesen ist . . . .

An Rückerts Ausgaben allerlei zu tadeln ist nicht schwer. Und diejenigen, für welche die Aufgabe der Philologie mit Editionen beschlossen ist, mögen sich im Bewußtsein eigenen Talentes und eigener Fingerfertigkeit wiegen, indem sie ihm die nöthige 'Entschiedenheit' absprechen. Für uns andere ist es das Werthvollste an Rückerts wissenschaftlichem Charakter, daß er über die elementaren Functionen der Philologie hinaus nach einem großen Zusammenhange der Forschung gestrebt hat. Durch den Versuch, Geschichte und Philologie zu vereinigen, hat er einen idealen Typus gelehrter Thätigkeit aufgestellt und den Nachkommenden als Vorbild hinterlassen. Und wenn diese Vereinigung sich in ihm noch nicht so fruchtbar erwies, wie sie sein könnte, wenn er in seinem Sinne noch nicht die Meisterschaft erreicht hat; so ist es eine alte Erfahrung, daß stets mehrere streben müssen, damit einst ein Günstling des Glückes erlange. Aber 'Homeride zu sein, auch als erster, ist schön.'

Ich muß offen sagen, daß es mir nie ganz leicht geworden ist, Rückerts Bücher und Aufsätze zu lesen, und daß ich diese Erfahrung auch an dem vorliegenden Werke wieder gemacht habe. Die Schuld liegt gewiß weniger an ihm als an mir. Rückerts Stil ist voll von Conjunctionen, Adverbien, Einschränkungen, Zwischensätzen, Anspielungen, zufälligen Übergängen. Es fehlt eine scharfe augenfällige Gliederung. Es begegnen manche schon etwas verbrauchte Wendungen einer gewählten Durchschnittssprache. Die Darstellung bewegt sich in gleichmäßigem sanftem Flusse, sie ist niemals stark, grell oder blendend, auch wo es dem dargestellten Gegenstande gemäß wäre. Die Thatsachen treten nicht auf, wie sie nach meinem Geschmacke sollten: in geschlossenen Reihen und doch jede rund für sich. Sie sind stets in eine Wolke von Worten gehüllt, welche für mich verfinsternd wirkt. Auch dies zwar beruht auf einer sehr ehrenwerthen Eigenschaft: Rückert möchte die genaue Wahrheit, er möchte nicht zu viel und nicht zu wenig sagen: er möchte kühnere Formulirungen, die ihm unvorsichtig scheinen, zurückweisen: aber er übersieht dann oft, daß er nur den kühneren Ausdruck für einen Gedanken bekämpft, den er vollkommen theilt. Manche Untersuchungsreihen mehr hypothetischer Art scheint er überhaupt zurückzuweisen, weil es ihm vielleicht vorkommt, daß sie bei weniger enthaltsamen Forschern mit zu großer Sicherheit auftreten. Aber er übersieht, daß diese Sicherheit oft nur in der äußeren Form des Vortrags liegt und daß es darauf gar nicht ankommt, weil ein völlig deckender Ausdruck doch nie gefunden wird, sondern daß die Hauptfrage die ist: ob man den Dingen zu Leibe geht oder nicht, ob man gewisse feinere Untersuchungen, für welche die Grundlagen unzweifelhaft gegeben sind, überhaupt anstellt oder sich ihnen entzieht unter dem Vorwand, dabei komme nichts Sicheres heraus. Dicht daneben hat dann Rückert selbst einige kühne Conjecturen, fast ohne es zu wissen, vorgebracht, weil es ihm natürlich war, auf einem vertrauten Gebiete die Überlieferung zu ergänzen oder weil sich manche Anschauungen einmal in ihm festgewurzelt hatten und er die Beweiskraft entgegenstehender Gründe daher nicht hinlänglich empfand. Ich werde mich im Folgenden nicht scheuen, meinen Widerspruch auch in schärferer Weise geltend zu machen; meine eigentliche Absicht jedoch ist, einige für Rückert charakteristische Meinungen hervorzuheben, seine Stellung zu schwebenden Controversen anzudeuten und dadurch eine nähere Ansicht von seinem wissenschaftlichen Standpuncte im Allgemeinen, von dem gegenwärtigen Buche im Besonderen zu geben.

Der erste Band zerfällt in zwei Bücher, wovon das erste die äußere Geschichte der hochdeutschen Sprachentwickelung bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erzählt.

Den Ausgangspunct bildet Ulfilas. Sein Tod wird noch mit Waitz in das Jahr 388 gesetzt; alle Bedenken gegen die einheitliche Abfassung seiner Bibelübersetzung sollen sich bei näherer Prüfung als schwankende Hypothese erweisen: ich darf mich begnügen jetzt Bernhardts Vulfila S. XIX ff., XXV, XXXV zu citiren. Doch giebt Rückert die Möglichkeit

zu, daß sich Ulfilas bei seiner Arbeit, 'ähnlich wie später unser Luther, der Hilfe vereinter Kräfte bedient habe.' Er will nur nicht, daß man es nachzuweisen versuche. Ähnlich ist auch anderwärts bei Bibelübersetzungen verfahren worden, z. B. in neuerer Zeit auf der Insel Man.

Die Zusammenfassung des Gothischen und Scandinavischen als Ostgermanisch hält der Verfasser S. 7, 8 für unzureichend begründet. Die Stammbaumtheorie als solche greift er nicht an. Aber die Hauptscheidung besteht nach ihm zwischen dem Scandinavischen und den übrigen germanischen Sprachen.

Auch gegen die Behandlung der Malbergischen Glosse durch Kern verhält sich Rückert S. 11, 12 ziemlich skeptisch. Über die Geschichte des Hochdeutschen vor dem achten Jahrhundert sollen blos 'Conjecturen und Hypothesen' möglich sein: daß uns die Eigennamen einen gewissen Anhalt gewähren, hat der Verfasser wohl erwähnt; aber nicht scharf betont, daß wir die Geschichte deutscher Lautbezeichnung von den Namen, welche die Römer überliefern, bis zum achten Jahrhundert ohne Unterbrechung verfolgen können. Wir erblicken ununterbrochene Tradition: und das ist doch auch ein Stück Sprachgeschichte. Ja, er denkt darüber ganz anders, wie sich aus S. 74 ergiebt: keiner der älteren Schreiber des achten Jahrhunderts soll an irgend ein Princip der Lautgebung gedacht haben. Was dabei herauskommt, wenn ein altdeutscher Schreiber kein Princip hat oder kennt, das zeigt die Aufzeichnung des Georgsliedes. Die andern also hatten ein Princip, sie folgten einem System, auch König Chilperich und seine drei neuen Buchstaben sind von Rückert ganz vergessen. Vgl. S. 202 ff.

Die Runenschrift führt Rückert S. 17 zwar auf das phönicische Alphabet zurück, aber irgendwelche 'Abhängigkeit von dem griechischen oder lateinischen Schreibsystem' will er nicht zugeben. Die Übermittelung soll nicht von Europa, sondern von Asien her, aus dem Osten oder Südosten erfolgt sein: 'ob aber schon in Asien, d. h. wenn wir mit Recht an einer älteren asiatischen Heimat unseres Volkes festhalten, ist fraglich.'

S. 23 die Vermuthung daß es bei den Deutschen schon zur Zeit des Tacitus neben der Poesie 'vorwiegend epischen Gehaltes' eine 'an feste Normen gebundene Darstellungsweise in prosaischer Form, wie wir sie in den Sagas der scandinavischen Germanen finden' gegeben habe. An den vorwiegend epischen Gehalt der Poesie glaube ich nicht, man müßte denn auch die Hymnen des Rigveda 'vorwiegend episch' nennen. Aber die Möglichkeit prosaischer Erzählungen, etwa von der Art der irischen, mit deren Charakter uns Windisch bekannt gemacht hat, muß ernstlich erwogen werden.

S. 61 heißt es von der gothischen christlichen Litteratur: 'sie scheint sogar den Versuch nicht gescheut zu haben, sich das altererbte Geistesgut der nationalen Sage und Tradition anzueignen und im neuen Geist zu verarbeiten.' Was ist gemeint? Ich weiß es nicht.

Karl der Große wird S. 67 durch einige merkwürdige Wendungen eingeführt, die wunderlich Hegelisch klingen. 'Verfolgt man die innere

Entfaltung der Idee, welche durch die concreten Persönlichkeiten der ersten Karolinger thatsächlich gemacht wurde, so wird man in . . . Karl dem Großen zunächst die begrifflich vollzogene Vereinigung des christlichen Königs im Stile Pippins und des christlichen Priesters im Stile des Bonifacius erkennen.' Außerdem sei er der verklärte Karl Martell. Den uns geläufigen Anschauungen nach würde man eher von physischer und geistiger Vererbung sprechen.

S. 71 'aber jene von ihm (von Karl dem Großen) eigenhändig niedergeschriebene — so lauten die klaren Worte Einhards und es ist kein Grund, sie künstlich mit Hilfe eines lateinischen Idiotismus umzudeuten — Sammlung epischer Lieder des fränkischen Volkes' . . . Das entscheidende Wort lautet einfach scripsit. Aber aus Einhards Capitel 25 erfahren wir: temptabat et scribere . . . sed parum successit labor praeposterus et sero inchoatus.

S. 73 'die Anfänge der deutschen Litteratur dürfen nicht so von dem Eingreifen Karls des Großen abhängig gedacht werden, daß man das Vorhandensein älterer, von seiner Anregung unabhängiger geschriebener Denkmäler in deutscher Sprache leugnen wollte.' Wohl gegen mich gesagt. Rückert weiß auch S. 74, daß die erhaltenen Überbleibsel 'mit jedem neuen Jahrzehnt seit dem ersten Drittel des achten Jahrhunderts immer häufiger werden.' Den Isidor und das Zugehörige bezieht er indeß auch auf die Zeit Karls des Großen; den Kreis, für welchen die Übersetzungen bestimmt waren, sucht er in den höchsten weltlichen Würdenträgern des Hofes und Staates und in deren jugendlichem Nachwuchs. Eine ursprünglich fränkische Niederschrift sämmtlicher Monseer Fragmente scheint er aber nach S. 75 nicht anzunehmen, obgleich er S. 77 bemerkt, daß viele Denkmäler jener Zeit die Spuren zwei und dreifacher Umschreibung in andere Mundart zeigen.

Nach S. 80 hat Otfried den Reim eingeführt, wenn auch Petruslied ('der sogenannte Petrusleich' sagt Rückert) oder Samariterin höchst wahrscheinlich vor ihm gedichtet seien. Otfried habe die allein zureichende Form der geistlichen deutschen Volksdichtung zuerst, d. h. zuerst in großartiger Fülle ins Leben gerufen. Auch für die eigentliche Volksdichtung kam die Stunde, 'wo sie sich dem Andrang des neuen Luftstromes nicht mehr absperren konnte.'

Von Otfrieds Evangelienbuch kennen wir vier Handschriften: eine von ihm selbst corrigirt, eine andere im Auftrag eines bestimmten Bischofs geschrieben, eine dritte so prächtig daß sie ein für den Hof bestimmtes Dedicationsexemplar gewesen sein mag — die vierte nicht näher zu fixiren, aber für sich allein schwerlich fähig, die Vermuthung umzustoßen, daß Otfrieds Gedicht keine große Verbreitung erlangte. Und von da aus soll der Reim in die Volksdichtung gelangt sein? Aus diesem dicken Buche voll Predigt und Commentar, dessen ästhetische Beurtheilung sprachgeschichtlich keineswegs,

wie Rückert S. 80 will, gleichgültig ist? Jedes kurze Lied, das eine interessantere Begebenheit des alten oder neuen Testamentes drastisch erzählte, konnte größere Wirkung thun im Volke. In der That constatirt Rückert selbst S. 98, daß Otfried ohne Nachfolger blieb: das ist nicht einmal ganz richtig, ich verweise auf Sanctgallen und die Psalmbruchstücke, die man wohl auf sein Vorbild zurückführen könnte.

In der Frage der Hofsprache und Schriftsprache steht Rückert wesentlich auf Seiten Müllenhoffs. Er bekämpft zwar den Ausdruck Hofsprache (S. 96, 128), den er dann doch selbst gebraucht; er bekämpft eine Ansicht, welche dem Einflusse der kaiserlichen Kanzleisprache eine Art mystischer Zauberkraft für das Einigungswerk der deutschen Schriftsprache ihrer Zeit zudecretirt (S. 180): d. h. er bekämpft Übertreibungen, welche meines Wissens in Wahrheit nicht existiren. Nur S. 181 unten scheint er sich mit einer bestimmteren Wendung gegen eine wirklich aufgestellte Meinung zu erklären, die er S. 240 aber doch selbst zu theilen scheint.

Rückerts Bundesgenossenschaft in diesen Fragen ist uns von hohem Werthe. Hier kommt ihm seine historische Bildung zu Statten und sein reiner Sinn, dem eitle Sucht nach Paradoxien fern lag.

'Wie es zu machen ist — sagt er S. 139 — um aus der schmutzigen Schale der zufälligen Fahrlässigkeit und Rohheit (der erhaltenen Abschriften) den glänzenden Kern der feinsten Kunst und der durchgebildetsten Technik herauszuschälen, das gezeigt zu haben bleibt Lachmanns Verdienst. Im Einzelnen mag eine Vertiefung und Bereicherung der wissenschaftlichen Erkenntniß seine Resultate bezweifeln, verwerfen oder ergänzen; das Princip der positiven Kritik, wie er es gefunden und praktisch verwerthet, wird nur da angefochten werden, wo man seinen eigentlichen Inhalt nicht begreift. Er hat nicht, wie ihm von solchem befangenen Standpunct aus vorgeworfen wird, ein Phantasiegebilde des Mittelhochdeutschen der Wissenschaft aufgedrängt, er hat die Augen geöffnet, eine der zartesten und kunstvollsten Schöpfungen der sprachbildenden Kraft des menschlichen Geistes, eben diese mittelhochdeutsche Kunstsprache, sehen und begreifen zu lernen.'

Vergleiche über das Mittelhochdeutsche insbesondere noch S. 123 ff., 137, 141 f. Auch sonst hat der Verfasser für die ganze Entwickelung einer von den Mundarten sich entfernenden, mehr und mehr einer gewissen Einigung entgegenwachsenden Sprache seit Karl dem Großen auf manche übersehene oder nicht hinlänglich beachtete Momente aufmerksam gemacht: S. 97, 101, 159 f., 181. Er giebt wohl mit Recht S. 158 auch für die Zeit nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts keine unbedingte Herrschaft der Mundarten zu, obgleich die Sache relativ immer so erscheinen muß. Vortrefflich ist die Ausführung über das Mitteldeutsche S. 168 ff. Doch vermeidet Rückert die Combination mit dem Fränkischen des elften und zwölften Jahrhunderts.

Im Einzelnen habe ich mancherlei Bedenken.

Daß die Kaiserin Agnes den Williram begünstigte (S. 103), ist mir ebenso wenig bekannt wie daß Williram ein äußerst fruchtbarer theologischer Scribent gewesen (S. 104).

S. 110 wird von den 'nur dürftig erhaltenen, gewiß aber einst reich vertretenen latinisirten Umgestaltungen von Scenen und Motiven aus der deutsch-fränkischen Thiersage' gesprochen.

Mit dem Namen Friedberger Christ und Antichrist zeigt sich Rückert S. 119 unzufrieden. Er nennt das Gedicht ein großes volksthümliches Epos von den Wunderthaten Christi auf seiner irdischen Wallfahrt und meint, es sei 'mindestens nicht jünger' als Williram.

S. 121. Unter den Gründern des neuen ritterlichen Stiles fehlt der wichtigste: Eilhard von Oberge. Der Pilatus soll 'dieselbe, ja vielleicht noch eine geistvollere Ausbildung der Verstechnik' als Veldekes Aeneis zeigen.

S. 125. Die 'zwei oder drei armseligen Reime, die man als Beweise für Walthers Österreicherthum immer wieder vorführt' würde man nach Rückert 'bei ruhigem Blut einfach eine Lächerlichkeit, aber nicht einen sprachgeschichtlichen Beweis nennen.' Es sind nicht zwei oder drei, es ist sogar nur ein einziger. Als eine Lächerlichkeit erscheint er mir aber doch nicht, obgleich mein Blut bei der Frage nach Walthers Heimath greisenhaft ruhig bleibt. Doch würde es mir freilich nicht einfallen ihn 'einen sprachgeschichtlichen Beweis' zu nennen. Nur ihn gar nicht mit in Rechnung zu ziehen, würde ich für oberflächlich halten.

Die Übersetzung von Nortperts Tractat De virtutibus soll 'oberdeutsch-fränkisch, etwa ostfränkisch' sein nach S. 127. Ich finde durchaus keinen genügenden Anhalt für diese Behauptung. Überhaupt verstehe ich nicht recht die ausgezeichnete Stellung, welche dem Pilatus und diesem Tractate als Zeugnissen für die Gemeinsprache zugewiesen wird.

Nach S. 186 ff. scheint es fast, als ob der Verfasser nicht gestatten wollte, daß wir unser 'subjectiv-modernes' ästhetisches Urtheil auf die Poesie des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts anwenden, sondern als ob wir uns mit der Erkenntniß begnügen müßten, daß sie der Zeit selbst genügte. So weit gehe ich in der historischen Objectivität nicht mit. Aber ich weiß nicht, ob ich Rückert recht verstehe. Denn gleich S. 188 spricht er selbst von der 'relativen Unvollkommenheit' der litterarischen Producte dieser Zeit. Ich sehe übrigens in der allgemeinen Schilderung nirgends recht concrete Physiognomien durchscheinen, an denen doch wahrhaftig kein Mangel ist.

Das zweite Buch behandelt 'das deutsche Sprachbild in seiner Construction am Ende des Mittelalters' in vier Abtheilungen: Lautlehre, Wortbildung (Flexion, Stammbildung, Composition), Wortvorrath, Satzfügung. S. 200 ff. allerlei Skepsis gegen das Urgermanische und Indogermanische, das seien bloße Abstractionen, eine bloße Abstraction aber könne nie die individuellen Züge des concreten Lebens erzeugen 'die doch allein berücksichtigt werden müßten, wenn man eine Geschichte, also etwas ganz

Concretes' der deutschen Sprache geben wolle. Dieses Spielen mit concret und abstract! Und wie wenig concret sieht nun das aus, was Rückert als Geschichte giebt! Die Entwickelung vom Indogermanischen zum Germanischen möge man durch mehr oder minder annehmbare Conjecturen nachzuweisen suchen: 'Geschichte der deutschen Sprache kann man solche, an sich recht verdienstliche Experimente der Combinationsgabe nicht nennen.' Auch nicht: 'Zur Geschichte der deutschen Sprache'? Dabei giebt Rückert doch zu, daß man das Gemeinsame in dem Bildungstypus der verwandten Sprachen herausfinden könne. Auch die Genesis der deutschen Sprachbesonderheit erhalte dadurch eine neue und fruchtbare Begründung. Diese Begründung kann doch nur darin bestehen, daß man das Besondere mit dem Gemeinsamen vergleicht und sich fragt: wie ist das Besondere aus dem Gemeinsamen geworden? Wenn das nun jemand wirklich zu thun versucht, dann mißbilligt es Rückert. Oder er billigt es zwar, aber man soll das Resultat nicht Geschichte nennen — als ob Geschichte von dem Mehr oder Weniger dessen, was man wissen kann, abhinge; und als ob es auf den Namen überhaupt ankäme. Diese Art bequemer selbstzufriedener Skepsis aus der Wolke herab und unzufriedene Abweisung bestimmterer in irdischem Ringen erworbener oder auch nicht erworbener, aber wenigstens angestrebter Resultate anderer Forscher findet sich mehrfach. Und sie tritt in so schwankender unbestimmter Sprache auf, daß der Verfasser eigentlich jede Einwendung mit den Worten zurückweisen könnte: das war ja gar nicht gemeint.

Nach diesem Eingang war ich sehr angenehm überrascht auf den folgenden Seiten über die Begünstigung des Vocalismus vor dem Consonantismus in der deutschen Sprachentwickelung, über das germanische Accentgesetz und dessen Wirkungen Ansichten ausgesprochen zu finden, welche den meinigen ganz nahe stehen. Das ei für î, au für û, eu für iu werden aber unter das Accentgesetz wie zufällig mit eingereiht, ohne daß man recht sieht, wie sie dahin gehören. Die Berufung auf den 'natürlichen Instinct des Sprachgefühls' S. 240 kann wenig helfen. Die zweitönig circumflectirte Aussprache (Zur Geschichte der deutschen Sprache 469 f.) als nächste Voraussetzung hätte Rückert, wie ich glaube, ganz wohl in den Rahmen seiner sonstigen Anschauungen einordnen können. Auf die neue Erklärung des Consonantumlautes als eine Art Ersatzgemination für das weggefallene j S. 238 begnüge ich mich hinzuweisen.

Die ganze Auseinandersetzung ist leider, wie ich fürchten muß, nicht populär genug. Wer nicht schon selbst eingeweiht ist, wird vieles schwer verstehen. Besonders wenn sich eine so falsche und irreführende Terminologie einmischt wie S. 244, 248, wo von einem 'stärksten' und 'geringeren' Eigenton geredet wird — neben der richtigen Unterscheidung nach der Tonhöhe. Was Eigenton sei, wird nicht gesagt. Ein Wort wie 'wurzelecht' neben und für 'wurzelhaft' S. 248 dürfte befremdend wirken.

Auch von der Lautverschiebung wird ein Laie durch Rückert schwerlich eine klare Anschauung gewinnen. Hier wie in allen folgenden Abschnitten

befindet sich der Verfasser in der seltsamen Täuschung, daß fortlaufende Rede in wohlgegliederten Perioden deutlicher sei als eine Tabelle oder ein Paradigma. Aber Tabelle und Paradigma gewähren jedem einen sinnlichen Eindruck; der Rückertsche Redefluß entbehrt die eindringliche phantasiebeherrschende Kraft selbst für den Fachmann.

Für die Erklärung der Lautverschiebung mag Rückert nun wieder keinen Gebrauch machen von dem Vorwiegen des Vocalismus und der daraus entspringenden Vernachlässigung des Consonantismus. Er erwähnt die Sache nicht einmal S. 251 als eine mindestens mögliche Art, sich die unbekannte Ursache vorzustellen. Er bemerkt vielmehr: 'ob man sich dies unbekannte Etwas mehr leiblich oder geistig denken wolle, ob man Klima und Boden und seine Einwirkungen auf die leibliche Constitution eines Volkes und somit auf seine Sprachwerkzeuge voranstelle, oder die Berührung mit andern Völkern und Sprachen, oder ob anderes der Art, was in das Gebiet der internationalen Culturgeschichte gehört, herangezogen wird: jeder solcher Erklärungsversuch, oder auch ein Compromiß zwischen mehreren von ihnen, schiebt die Beantwortung der Frage nur weiter zurück, giebt sie aber nicht.'

S. 261 wird v 'die eigentliche Signatur des gebildetsten Mittelhochdeutsch, besonders im westlichen und mittleren Deutschland' genannt. Damit ist eine bekannte Thatsache auf einen recht schlagenden, wenn auch vielleicht nicht ganz richtigen Ausdruck gebracht. Die Natur und Geschichte des v verdiente längst eine besondere Untersuchung.

Ich notire noch einige wenige Einzelheiten: S. 269 über Vermehrung der Neutra im Laufe der Sprachgeschichte; S. 285 Wunderliches über gothisch sa (das t der Wurzel soll in s übergegangen, der Nominativ der eine 'freie That' des Althochdeutschen sein); S. 293 desgleichen über Entstehung von Nomen und Verbum; S. 301 f. desgleichen über die reduplicirenden Perfecta (wenigstens wird das trügerische heialt richtig aufgefaßt).

In der Flexionslehre fällt mir auf, daß Rückert viele Formübertragungen bespricht, wie es die Natur der Sache verlangt, ohne einmal den Vorgang als solchen deutlich hinzustellen. Er redet lieber von Neubildungen und dergleichen, auch wo wir ziemlich gut Bescheid wissen wie bei der hochdeutschen II. Sing. Ind. Prät. (S. 315).

S. 325 wird consonantischer Ablaut genannt jene bekannte Erscheinung, welche vom Consonantumlaut ausgeht und durch Übertragung fast das Ansehen eines ursprünglichen Sprachmittels erhält: Tenuis statt Media mit verstärkender Bedeutung. Gerland hat der Sache eine vielfach interessante, gedankenreiche Monographie gewidmet (Iterativa und Intensiva, Leipzig 1869). Bei erneuter Behandlung müßten auch die anlautenden k, ch für g in kitze, krimmec, kripfen u. s. w. herbeigezogen werden. Vielleicht hat ursprünglich die Wechselwirkung der Mundarten die Doppelformen geschaffen, wie es Müllenhoff für Krimhild statt Grîmhild annimmt:

fränkisch g wird hochdeutsch k, wandert als k ins Fränkische zurück und wird dann hochdeutsch ch.

S. 343 konnte über die Betonung der Composita bestimmter gesprochen werden. Es ist kein Zweifel: die Regel der absteigenden Betonung gilt nur für das einfache Wort, Hochton und Tiefton beziehen sich auf Wurzelsilbe, Ableitungs- und Flexionssilbe. Im Compositum treffen zwei Hochtöne zusammen, die Worteinheit entsteht dadurch daß der eine sich dem andern unterordnet, im componirten Nomen der zweite dem ersten. Wir haben daher von höherem Hochton und tieferem Hochton zu reden. Der tiefere Hochton steht aber immer höher als irgend ein Tiefton. Ich bezeichne den Hochton überall mit Acut, den Tiefton überall mit Gravis, die höhere Stufe durch Verdoppelung, also um bei Rückerts Beispielen zu bleiben: mäti-bálgs, þűsündìfáþs, ắbànt-múos. In der Geschichte der Ableitungssilben bei Rückert wäre manches klarer geworden, wenn er aus der althochdeutschen Betonungslehre den Satz entlehnt hätte: schwerere Ableitungssilben werden wie Compositionsglieder behandelt.

Lebendiger und anschaulicher wird die Darstellung beim Wortvorrath. Worte und Wortgruppen werden verfolgt und die Wandelungen der Bedeutung oft hübsch dargelegt. 'Sie sind verständiger, aber auch kälter geworden' heißt es S. 359 von einer Anzahl moralischer Begriffe. Die Beobachtung geht durch. Man vermißt aber doch einheitliche Gesichtspuncte, unter welchen die sämmtlichen Thatsachen eingereiht wären. Bei tugent z. B. wird S. 360 nicht mit Bezug auf die bekannte Stelle bei Berthold von Regensburg gezeigt, daß die Predigt nach einem deutschen Wort für ihre kirchliche virtus verlangt, daß sie kein anderes findet als tugent und daher mit zorniger Absicht die alte höfische Bedeutung bekämpft. Damit war zugleich auf eine Reihe von deutschen Begriffswandelungen hingewiesen, welche auf dem Bedürfniß deutscher Repräsentanten für lateinische Wörter beruhen: vergl. Heinzel zu Heinrich von Melk 1, 1. Ebenso aber haben auch romanische Worte eingewirkt, z. B. cortesia und mesura. Das ganze Problem bedarf umfassender Behandlung. Die Schrift von Adolf Arndt Quid in significatione verborum patrii sermonis inter saec. XII ex. et XIII in. ac nostri temporis vocabula discriminis intercedat exemplis demonstratur (Halle 1873) genügt entfernt nicht.

Das Gebiet der Fremdwörter, welche nicht bloß culturhistorisch, sondern für den eigensten Charakter des Deutschen und des Neuhochdeutschen insbesondere so — um mit Rückert zu reden — so 'unendlich' wichtig sind, wird auf drei Seiten (S. 370—372) abgemacht.

In dem syntaktischen Capitel finden sich manche hübsche Einzelheiten, aber eben — Einzelheiten. 'Wie jeder einzelne Bestandtheil des Satzes durch solche Herabsetzung der lebendigeren und wärmeren Anschaulichkeit in den Beziehungsformen zu einer so viel starreren und unbehilflicheren Haltung genöthigt wurde, so mußte auch die Aneinanderreihung derselben, die

Wortfolge sich immer mehr des ihr noch zustehenden Restes freier Beweglichkeit entäußern' (S. 381): das ist eine von den wenigen Generalisationen, auch diese nicht glücklich im Ausdruck und nicht fruchtbar im Gedanken.

Ich habe beim Lesen viel an Jänicke gedacht. Manches würde unter seinen Händen bestimmtere Gestalt gewonnen haben, wenn er seinen großen letzten Plan hätte ausführen können: eine Geschichte unserer Sprache in ihrem Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen.

Ich vermisse bei Rückert jene Fülle neuer Anschauungen, welche eine wirkliche Durchforschung des fast unberührten vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ergeben mußte. Wo es die Auffassung im größten Umriß gilt, da befinde ich mich fast überall mit ihm in Übereinstimmung. So ist sein ganzes zweites Buch erfüllt von der verständnißvollen Bewunderung der mittelhochdeutschen Sprache und des mittelhochdeutschen Stiles. Und daß die Mystiker noch ganz dazu gehören, das hat er ebenso deutlich gefühlt wie den Geist der mittelalterlichen Renaissance unter Otto II. und III. (S. 102) oder die Verwandtschaft zwischen der Sprachmengerei des sechzehnten und des elften Jahrhunderts (Bd. II S. 157, vergl. S. 315). Ich möchte dabei die Frage aufwerfen, ob es nicht auch für unsere Sprachgeschichte sehr förderlich wäre, wenn wir die Zeit von etwa 1350 bis etwa 1650 als eine Übergangsperiode betrachten und das Neuhochdeutsche erst mit Schottelius beginnen wollten. Sowie wir im Allgemeinen Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch einander entgegensetzen, da meinen wir ohnedies immer die Sprache um 1200 und die Sprache um 1800. Luther wäre dann der Höhepunct, das Kraftcentrum der Übergangsepoche. Ich glaube, er bekommt da eine richtigere Stellung als im Beginne des Neuhochdeutschen.

Hiermit wende ich mich zu Rückerts zweitem Bande, welchen die Schilderung Luthers eröffnet.

Luther erscheint bis jetzt als der eigentliche Held des Werkes, auf welchen der erste Band hinweist und neben welchem die übrigen Persönlichkeiten des zweiten Bandes, selbst die meistbegünstigten Opitz und Leibniz verschwinden. Rückert hat auch Gottschalls Neuen Plutarch I (1874) mit einer Biographie Luthers eröffnet, so daß die Studien seiner letzten Lebensjahre sich ganz vorzugsweise um das persönliche Centrum unseres sechzehnten Jahrhunderts gedreht haben müssen. Hier sind der Sprache Luthers und ihren Wirkungen etwa die ersten 175 Seiten gewidmet. Und das ist nicht zu viel. Wie weit Rückert nach den Schriften von Mönckeberg, Wetzel, Frommann, Opitz, Dietz, Lohmann Neues oder Abweichendes giebt, suche ich nicht festzustellen. Das Nachprüfen ist bei ihm überall schwer. Die Verbindung von Popularität und Wissenschaftlichkeit, welche schon manches schöne deutsche Unternehmen der letzten Jahre geschädigt oder gefährdet hat, wird auch die Wirkung dieses Buches ohne Zweifel beeinträchtigen. Der Gelehrte findet meist bloße Behauptungen, sie können ihn bei

eigener Untersuchung fördern als Gesichtspuncte oder Fragestellungen; aber sie können ihm die eigene Untersuchung nicht ersparen. Der Ungelehrte aber findet zu vieles, was er nicht versteht oder was ihn nicht interessirt, er wird nicht rasch genug vorwärts und ans Ziel geführt. Meiner Ansicht nach sollten wir jene Verbindung fahren lassen: gelehrte Untersuchung für die Gelehrten, eine kurze gut und anschaulich geschriebene Zusammenfassung der Resultate für die Ungelehrten.

Rückerts Erzählung bewegt sich citatlos fort, ohne Anmerkungen, ohne irgend eine Verweisung. Er hat nicht gerade Ungelehrte, er hat nur nicht Fachgelehrte im Auge. Aber ein Publicum, dem er — namentlich im ersten Bande — oft so schwierige Erörterungen zumuthet, das wäre gewiß dankbar für nähere Erklärungen und Begründungen. Wird Macaulays Geschichte von England dadurch weniger populär oder wird sie dadurch weniger ein Kunstwerk, daß sie Anmerkungen enthält? Es haben viele die Anmerkungen verbannt, sind aber noch keine Künstler geworden.

Im Ganzen muß ich sagen, daß mir Rückerts zweiter Band viel besser gefallen hat als der erste. Es ist mehr entschieden Neues darin, alles liest sich leichter, die Eindrücke, die man empfängt, sind nicht so farblos, einige gut gezeichnete Porträte prägen sich ein. Vielleicht würde eine letzte Feile hier und da nachgeholfen haben, das Lieblingswort 'Grimasse' hätte bei der Correctur noch einige Beschränkung seines Gebrauches erfahren können.

Wollte ich mich hier wieder auf Einzelheiten einlassen, so würde ich mich hauptsächlich gegen die Unterschätzung der Litteratur vom Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und gegen die Überschätzung Opitzens wenden. Die neulateinische Dichtung verachtet Rückert allzu sehr. Und bei der Würdigung Opitzens beachtet er nicht genug, daß dessen Metrik in umfassender Weise vorbereitet war. In sehr viel umfassenderer Weise als man bisher nachgewiesen hat. Und besonders zur Zeit von Opitzens Auftreten muß das Bewußtsein der nöthigen Reform schon sehr allgemein geworden sein.

Der Magister Wolfhart Spangenberg citirt in seinem 'Anmuthiger Weißheit Lust-Garten' (1621) viele seiner älteren Gedichte: alle aber hat er metrisch umgearbeitet und nach den neuen Regeln geglättet.

Aber ich will jetzt, wie gesagt, von weiteren Erörterungen absehen, und nur einen Punct noch berühren, der mir durch Rückert nicht hinlänglich aufgeklärt erscheint.

Der Schluß des zweiten Bandes beschäftigt sich mit Gottscheds Reise nach Wien: Gottsched habe den Anfang zur Wiedereroberung der katholisch-jesuitischen deutschen Landschaften gemacht, welche der deutschen Bildung so schmählich entrissen worden seien (S. 378). Schon früher wird Karl V. 'von Natur ein verwälschter Fläming, ein echter Fransquillon reinsten Wassers' scharf mitgenommen (S. 206), desgleichen sein Nachfolger (S. 208.

225): daß sie nicht ordentlich deutsch konnten, tadelt Rückert mit Recht, und er dehnt seinen Tadel auch auf das am kaiserlichen Hofe gesprochene Deutsch aus. Wenn dennoch die Sprache der kaiserlichen Kanzlei in Rhetoriken und Stilistiken als mustergültig empfohlen wird, so führt er das einfach auf Ungeschmack oder Servilität zurück.

Die Thatsache aber bleibt bestehen und es war doch wohl nicht gut gethan, so leichtherzig daran vorüberzugehen. Es fragt sich, wie lange dauerte eine solche Autorität, wie weit wurde sie geachtet, und in welchem Umfange wurde diese Achtung praktisch. Ich will ein Zeugniß aus dem Jahre 1734 anführen, auf das mich vor Jahren Erdmannsdörffer aufmerksam machte und dessen Prüfung uud Verwerthung ich anderen überlasse.

Johann Gottfried von Meiern, k. Großbritannischer und churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Hof- und Kanzleirath zu Hannover, bemerkt in der Vorrede zum ersten Bande seiner Acta pacis westphalicae publica: er habe in seiner 'historischen Erzählung' sich auf das genaueste an die Relationen der Gesandten gehalten und deren eigene Worte und Redensarten beibehalten. 'Und aus eben diesen Ursachen — fährt er Seite 25 fort — ist es denn auch geschehen, daß die Schreib-Art nicht so rein und pur hat eingerichtet werden können, als solche zu unsern Zeiten, nicht nur unter denen Gelehrten erfordert wird, sondern auch wirklich an denen Höfen und Cantzleyen, zur größten Ehr und Ruhm unsers deutschen Vaterlandes, in Übung und Schwang gebracht ist. In welchem Stück sonderlich Wien, die höchste Schule der Welt, so, wie in andern, also auch hierinnen, den Vorzug, mit Recht, vor allen übrigen, behauptet: dahingegen man zur Zeit des Westphälischen Friedens in den Gedancken gestanden ist, es könne in unserer Mutter-Sprache fast nichts geredet noch geschrieben werden, woferne nicht das alte Rom aus seiner Zunge etwas dazu herleihete'.

Und weiter S. 26: 'nur allein der käyserliche Hoff hat die Ehre der deutschen Zunge noch allemahl beständig aufrecht erhalten, und wird man selten ein käyserlich Schreiben, auch von denen ältesten Zeiten aufweisen können, worein fremde Wörter wären eingemischt worden; weil man wohl gewußt hat, daß keine Sprache majestätischer sey, als die unsrige, und daß sich durch selbige alles sagen lasse, was man wolle und gedencke'.

Ich kann die Stelle wohl anführen, ohne meinerseits in den Verdacht der Servilität zu kommen.

Straßburg, 26. 12. 75. Scherer.

Grammatik der hochdeutschen Sprache. Zum Verständniß des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen für die oberen Classen gelehrter Schulen wie für das Privatstudium bearbeitet von Dr. G. Bornhak. Nordhausen, Förstemann. 1. Theil: Die Orthoepie und Etymologie 1862. VIII u. 84 S. — 10 Sgr. — 2. Theil: Die Wortbildung 1867. VI u. 300 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd. 18, S. 653—659.

Das vorliegende Buch ist für die oberen Classen der Gymnasien bestimmt. Der Herr Verfasser spricht sich des Näheren über seine Absichten in der Vorrede zum ersten Bande aus. Eine richtige Kenntniß der Handhabung der neuhochdeutschen Sprache könne nur mit Hilfe der alten Grammatik erreicht werden, da sie uns Formen erkläre, die wir ohne sie unbewußt und deshalb falsch gebrauchen. Aber man biete dem Schüler nur etwas Halbes und Unvollständiges, wenn man beim grammatischen Unterrichte vom Mittelhochdeutschen ausgehe: es müsse daher mit dem Althochdeutschen angehoben werden.

Ich kann mich auf eine Erörterung dieses Princips, mit welchem ich keineswegs einverstanden bin, hier nicht einlassen. Ich werfe nur die Frage auf: ob, die Tendenz des Verfassers zugegeben, er seine eigene Absicht erreicht, d. h. ein zum Unterricht im Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen brauchbares Handbuch geliefert haben würde.

Für den ersten Theil fällt die Antwort unbedingt verneinend aus.*)

'Dem deutschen Lautwesen liegt das reine a zu Grunde, aus welchem bei Erweiterung des Mundes das i, bei Zuspitzung das u entstand'. Diesem Satze und allen sonstigen Versuchen, in denen man sich bestrebte, a für eine Art Urlaut auszugeben, liegt die unklare Vorstellung zu Grunde, als ob die Mundstellung, in welcher das a hervorgebracht wird, mit der natürlichen Lage, dem Indifferenzzustande der Sprachorgane identisch sei. Nach Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache (1866) S. 37 ist aber im Ruhezustande der Mund geschlossen. Und wie dem auch sei: man versuche nur, um die primitive Physiologie des Verfassers zu würdigen, ein a zu sprechen und dann den Mund weit aufzumachen, während man die Stimme forttönen läßt, ob wohl durch eine solche 'Erweiterung des Mundes' ein i entsteht? Man würde auf diesem Wege das i gewiß ebenso vergeblich suchen, wie der Schulmeister in Immermanns Münchhausen.**)

Weniger mit groben Fehlern durchspickt finde ich den vor Kurzem erschienenen zweiten Theil, welcher der Wortbildung gewidmet ist, aber unter diesem Titel auch die Flexionslehre noch einmal und zwar jetzt auf sprachvergleichender Grundlage behandelt.

---

*) Die hier folgenden Beispiele von Fehlern bleiben fort. B.

**) Hier folgen wieder Belege. B.

Zwar den Gymnasien zuzumuthen, daß sie sich dieses 2. Theils als Lehrbuch bedienen, das kann auch der Absicht des Verfassers selbst unmöglich mehr entsprechen. Und unter erfahrenen Lehrern würde darüber gewiß keinen Augenblick Meinungsverschiedenheit obwalten können. Es ist deutlich, daß der Herr Verfasser seinen Plan geändert und beträchtlich erweitert, so sehr erweitert hat, daß von dem gebotenen Stoff nur der allergeringste Theil (strengere Beurtheiler würden vielleicht sagen: nicht der allergeringste Theil) wirklich in die Schule gehört. Indes auf 900 Seiten ließe sich gewiß eine brauchbare Wortbildungslehre schreiben, und wer möchte leugnen, daß eine solche höchlich willkommen sein müßte, wenn sie nur alles, was seit 1826 und 1831 (d. i. seit dem 2. und 3. Bande von Jacob Grimms Grammatik) zur Förderung der Sache geschehen ist, sauber und sorgfältig verzeichnete, insbesondere von den Resultaten der indogermanischen Sprachvergleichnng den gehörigen Gebrauch zu machen verstünde, da doch einmal die eigenen Leistungen der altdeutschen Philologie auf diesem Gebiete wie bekannt verschwindend, ja beschämend gering sind.

Ich habe mich längst gewundert, daß für das Deutsche sich niemand um das dankbare Amt des Vermittlers mit der vergleichenden Sprachwissenschaft zu bewerben sucht, welches für das Griechische Georg Curtius, für das Lateinische Corssen mit so großem und verdientem Erfolge durchführen. Ob nun Herr Dr. Bornhak sich eine solche Aufgabe gesetzt hat oder nicht: genug daß er in dem vorliegenden Buche die außergermanischen Sprachen durchweg herbeizieht und also auf eine Prüfung nach dieser Seite hin gefaßt sein muß. Ich weiß nicht, ob die nachfolgenden Bemerkungen ausreichen werden, um ihn zu überzeugen, daß er leider ohne genügende Bewältigung des Stoffes, ohne hinlängliche Vertrautheit mit den neueren Forschungen, ohne gehörige Ausbildung eines selbständigen und kundigen Urtheils, kurz ohne die nöthige Vorbereitung an seine Aufgabe herangetreten ist.

Über die Einleitung zunächst ließe sich nicht gut ein motivirtes Urtheil abgeben ohne ausführliche Erörterungen von zweifelhaftem Werth und Nutzen. Denn es ist der Ursprung der Sprache, womit sich der Verfasser darin beschäftigt. Ich bemerke nur, daß die Vergleichung mit des Herrn Verfassers Quelle, dem System der Sprachwissenschaft von Heyse (nicht von Steinthal, wie der Herr Verfasser citirt), §. 34 ff. nicht gerade zur Anerkennung eines großen Talentes kurzer und klarer Reproduction führen würde. Der große Fortschritt, welchen in der Erfassung und Lösung des Problems Lazarus' Leben der Seele Bd. II und Steinthals Grammatik, Logik und Psychologie S. 225 ff. bezeichnen, scheint spurlos an dem Herrn Verfasser vorübergegangen zu sein.

Die schwierige Lehre vom Personalpronomen (§§. 8—11) ist auch bei Bopp und Schleicher noch in einem Zustande der Unsicherheit und des Schwankens, daß wer nicht durch eigene Forschungen die Sache zu fördern weiß, sich auf eine Erklärung der Formen lieber gar nicht einlassen sollte.

Meiner Ansicht nach war a der ursprüngliche Pronominalstamm der ersten Person, welche noch in dem Flexionssuffix -a der I. Sing. Perf. Activi und in Grundform a-gh-ám, gothisch ik erscheint. Der Superlativ dieses a müßte a-ma lauten, und auf Verstümmelungen von ama, auf die Grundformen am oder ma gehen fast alle übrigen Casus dieses Pronomens zurück. So steht beispielsweise deutsch un-s neben dem sanskritischen Pluralstamm a-sma, wie die componirte Negation un- neben dem a privativum des Sanskrit und Griechischen, die Grundform ist hier wie dort an.

Die gothischen Dative mis und thus werden nur mit geringer Wahrscheinlichkeit aus hypothetischen Urformen masmin, tvasmin erklärt. Richtiger hält man sie wohl mit Kuhn (Bd. 15 S. 428 ff. seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung) für einstige Genitive von der Form masja, tvasja. Daß griech. μοί, σοί durch Verstümmelung aus mabhjam, tubhjam entstanden seien, daran ist gar nicht zu denken: es sind alte Locativformen. In dem sanskritischen Gen. Sing. máma steckt nicht eine 'sonst nirgends vorkommende Genitivendung ma', sondern der reduplicirte Stamm ma. Goth. meina ist nicht durch Vocalsteigerung aus mama oder mana hervorgegangen, sondern mittelst Suffix -eina aus dem Stamme ma gebildet, wie silubr-eina vom Stamm silubra: S. Bugge in Kuhns Zeitschrift 4, 241 ff. Trotz der soeben erwähnten Genitivendung ma läßt der Herr Verfasser in demselben Athem den sanskritischen Genitiv der 2. Person tava 'durch Reduplication des Stammes tva aus tvatva, wie mama aus ma-ma' entstehen. Dies letztere ist übrigens gleichfalls unrichtig: neben dem Genitiv tava vom Stamm tva steht der Genitiv sava vom Reflexivstamm sva, der doch nicht gut auf svasva beruhen kann. Weder der Ausfall des t aus tvatva, noch der Ausfall des s aus svasva läßt sich durch genügende Analogien rechtfertigen. Vielmehr liegt einfach in tava und sava Gunirung des u(v) der Stämme tua und sua vor.

Dies alles bezieht sich auf §. 8 unseres Buches, ich greife außerdem noch den §. 11, die Dualformen, heraus. Skr. âvâm, juvâm (wir beide, ihr beide) d. i. â-va-ám, yu-va-ám, gehen keineswegs auf Composition mit tva 'du' zurück, sondern (was schon aus den vom Herrn Verfasser gewöhnlich benutzten Hilfsmitteln zu lernen war) das Element va bedeutet so viel als dva 'zwei', wie im Zend auch in den selbständigen Formen der Zweizahl dva und va, in Composition auch im Sanskrit und sonst dvi- und vi- neben einander auftreten. In den gothischen Nominativen Dualis vi-t, ju-t sehen wir in dem t einen regelmäßig lautverschobenen Rest der Form dva. Die gothischen Stämme der obliquen Casus un-ka und in-kva (igqa) lassen sich ebenfalls mit den Grundformen am-dva und ju-dva vermitteln.

In dem Element sma, das im Plural die Stämme a-sma für die erste, ju-sma für die zweite Person bildet, darf man sicherlich nicht mit dem Herrn Verfasser einen Ausdruck der dritten Person suchen. Sma, in unverkürzter Form sama, ist Superlativ des Pronominalstammes sa und bedeutet 'all, jeder', mithin a-sma 'alle Ich', ju-sma 'alle Du'.

Unter der Überschrift 'Pronominal-Declination' werden in §§. 13 bis 18 nicht bloß die pronominalen, sondern alle Declinationssuffixe überhaupt durchgenommen und ihre ursprüngliche Gestalt mit Rücksicht auf die verwandten Sprachen näher bestimmt. Hierbei macht sich nun ein Hauptfehler des Buches in höchst störender Weise geltend. Es will eine sprachvergleichende Wortbildungslehre des Deutschen geben, ohne eine sprachvergleichende Lautlehre vorausgeschickt zu haben: denn die wenigen unvollständigen und zum Theil unrichtigen Worte über die Lautverschiebung im ersten Band können unmöglich für eine solche gelten. Über die sogenannte Steigerung der Vocale handelt erst Bd. 2 S. 134, obgleich schon früher von diesem Begriff Gebrauch gemacht wird. Und kein Wort über die etymologische Entsprechung der Vocale, kein Wort über die germanischen Auslautsgesetze.

Schon im 2. Bande von Kuhns Zeitschrift, also vor 15 Jahren, ist das gothische Auslautsgesetz von Westphal aufgestellt und dadurch eigentlich erst der Grund gelegt für ein wahrhaft wissenschaftliches Verständniß der germanischen Formen. Und doch hat keine neuere zusammenfassende Darstellung der deutschen Grammatik für nöthig gefunden, darauf Rücksicht zu nehmen. Immer noch wird je die urverwandte Gestalt eines Casussuffixes mit der germanischen verglichen und die Veränderung einfach constatirt, jener Consonant sei abgefallen, dieser bewahrt, jener Vocal verkürzt, dieser verloren, ein dritter unverändert geblieben: alles wie zufällig und ohne daß ein waltendes Gesetz sichtbar würde. Nirgends aber die einfache Regel ausdrücklich vorgelegt: das Gothische duldet nur s und r (nicht m und t oder andere Consonanten) im Auslaut; es duldet nur u (nicht a und i) in der letzten Silbe des Wortes. Dazu muß allerdings für das Althochdeutsche (und ebenso für das Altsächsische und Angelsächsische) noch bemerkt werden, daß dort auch schließendes s mit wenigen Ausnahmen verloren geht.

Es ist klar, wie leichtfaßlich mit dieser Regel in der Hand die germanische Formenlehre dargestellt werden kann. Die ursprüngliche Einheit der Flexion mit der griechischen und lateinischen ergiebt sich wie auf einen Schlag.

Im Einzelnen hat der Herr Verfasser z. B. nicht gewußt, daß dem deutschen Substantivum die Dativform abhanden gekommen und dafür durchweg die Locativform eingetreten ist. Auch im Dativ Feminini goth. gibai (vom Stamm gibâ), worin Schleicher noch das Dativsuffix ai anerkennt, muß meiner Ansicht nach das im Littauischen und Zend erhaltene Locativsuffix ja, also Grundform gibâ-ja angenommen werden. Denn aus âi müßte nach dem Auslautsgesetz goth. a werden, wie sich am Dativ Sing. Masc. und Neutr. der Adjectiva und Pronomina, z. B. thamma, Grundf. tasmâi, zeigt. Es ist ferner nirgends gesagt, daß die masculinen i-Stämme im Singular in die a-Declination übergegangen sind. Es ist endlich ein Irrthum, daß als Zeichen des Genitivs jemals âs oder s ge-

funden werde: das Genetivsuffix ist sja für die masculinen und neutralen a-Stämme, überall sonst aber as, welches letztere im Gothischen durch das Auslautsgesetz s wird, im Hochdeutschen aber ganz verloren geht. Für sja dagegen trat überall s ein, indem das j sich dem s assimilirte (ssa) oder spurlos verschwand (also sa) und das a gleichfalls der Regel gemäß abfiel. Daß der Genitiv gibôs auf die Grundform gibasja zurückgehe (S. 25), wird nur derjenige behaupten, der nicht weiß oder sich nicht gegenwärtig hält, daß â in diesem Worte der Themavocal ist, was der Herr Verfasser doch S. 141 selber lehrt. Im althochdeutschen blintera, blinteru das e als lang anzunehmen (S. 25 f. 248) hat keine Berechtigung; vielmehr muß aus der unzweifelhaften Kürze des Vocals im Althochdeutschen, Angelsächsischen und Altnordischen auf kurzes e (ai) auch im Gothischen geschlossen werden: es ist also blindaizôs und ebenso im Plural blindaizê, blindaizô zu schreiben.

Die §§ 26. 27 über die Adverbialsuffixe geben zu mannigfachen Bedenken Anlaß, die hier unmöglich alle geltend gemacht werden können. Was das Suffix von ahd. hiar (hier) anlangt, so hat Ebel in Kuhns Zeitschrift 5, 237 wahrscheinlich gemacht, daß darin das skr. Suffix tra, also die Grundform hidra, hedra stecke. Ebenso läßt sich thâr sehr wohl auf thadra (unverschoben tatra) zurückführen. Was daneben die accusativischen hera, dara betrifft, so werden goth. hidrê, altnord. hedhra, thadhra (angels. hider, thider) auf ein germanisches Suffix drâ schließen lassen, das mit dem skr. Suffix trâ der Form wie der Bedeutung nach auf das vollkommenste übereinstimmt.

Das Adverbialsuffix -ba (z. B. raíhtaba, arniba, harduba) erscheint auch in der Form bai, jedoch nur in ibai und jabai. Für beide darf baja als Grundform angenommen werden, darin ist das j entweder ausgefallen und das darnach durch Contraction aus baa entstandene bâ verkürzt, wie in iddja (ich ging) für ija aus ijaja — oder das j ist geblieben und das schließende a nach dem vocalischen Auslautsgesetze abgefallen, wie in den Imperativen nasei, sandei, habai für nasija, sandija, habaja. Jenes erschlossene Suffix bhaja aber begegnet uns mit Erweichung des bh zu v im Dativ des zendischen Personalpronomens mâvaya (mir), und es ist klar, daß altlateinisch mihei (für mibhei), tibei, sibei (ferner ubei, ibî) ebenso darauf beruhen, wie altpreußisch tebbei, sebbei und altslovenisch tebě, sebě.

Die andere, wie sich leicht nachweisen läßt, allen germanischen Sprachen gemeinsame Adverbialendung ô (goth. samaleikô, ahd. viele Adverbia auf licho, alts. lîco, angels. lîce) kann von den griechischen Adverbien auf ως nicht getrennt werden, die, wie niemand bezweifelt, alten Ablativen auf ât entsprechen, womit sich hinwiederum altlat. facilumêd und die jüngeren lat. Adverbia auf e vergleichen. Das schließende t oder d mußte im Germanischen dem Auslautsgesetze gemäß abfallen. Auch das ahd. Adverb dô, duo (da) und die Präposition zuo dürften ihrer grammatischen Form nach hierher gehören.

Die Präposition goth. at, ahd. az (S. 52) kann, wenn man die Lautverschiebung nicht bei Seite setzen will, mit skr. adhi nicht verglichen werden: siehe Pott, Etymologische Forschungen 1, 284 der 2. Aufl. Sie gehört meiner Ansicht nach mit zuo zu einem Pronominalstamme ada, der z. B. in skr. adas (jenes) erhalten ist, und von welchem auch die griechische Postposition δε (z. B. οἶκόν-δε) abstammt.

Die Präposition in (S. 55) beruht auf einem Locativ ani, allerdings vom Pronominalstamme ana. Zu demselben Stamme gehört aber auch nach Potts unzweifelhaftem Nachweise die Negation ni, Grundform na und in Composition un, Grundform an, welches keineswegs durch Metathesis aus na entstanden ist, wie S. 72 behauptet wird.

Von goth. faúra unserem vor (S. 65), hat Kuhn längst den skr. Verwandten in der Präposition purâ aufgezeigt. Neben diesem Instrumental ist ahd. furi, unser vür, wieder ein Locativ. Gothisch erscheint es als faúr. Um die Form zu begreifen, muß man sich wohl erinnern, daß im Altindischen das i des Locativs bald lang bald kurz gebraucht ist. Im Germanischen mußte das kurze i abfallen wie in faúr, das lange î verkürzt werden wie in furi.

Man wird nicht erwarten, daß ich in ähnlicher Weise wie bis hierher das ganze Buch durchgehe, um abweichende Meinungen zu begründen. Vieles, was ich noch berühren müßte, wird in meinen Studien zur Geschichte der deutschen Sprache zur Behandlung kommen. Dem Herrn Verfasser alle die Schriften und Aufsätze herzuzählen, durch welche vieles in seiner Darstellung zum Voraus antiquirt ist, fühle ich mich nicht berufen. Neuen Gedanken von bleibendem Werth bin ich nirgends begegnet, und Anordnung und Vortrag lassen überall zu wünschen übrig.

Eine Ausnahme von diesem Urtheil bildet höchstens der vierte Abschnitt, die Lehre von der Composition. Zwar wäre manches schärfer gefaßt worden, wenn der Herr Verfasser die Dissertation von Ferd. Justi: Die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen (Marburg 1861) gekannt hätte. Und auch an Fehlern im Einzelnen ist durchaus kein Mangel. Dennoch aber darf der Herr Verfasser das Verdienst für sich beanspruchen, der erste nach Bopp, und in umfassenderer und durchgreifenderer Weise als Bopp, die von der indischen Grammatik ausgeprägten, für die indogermanische Zusammensetzung erschöpfenden Kategorien auf die deutschen Composita angewandt zu haben. Diese Partie des Buches ist daher in der That willkommen und belehrend.

Wien. W. Scherer.

Paradigmen zur deutschen Grammatik (Gothisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch). Für Vorlesungen von Oskar Schade. Zweite Auflage. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1868. IV und 100 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1868, Bd. 19, S. 853—855.

Wie voriges Jahr Müllenhoffs 'Paradigmata zur deutschen Grammatik' (Berlin, Hertz, 1867), so sind nun auch Schades Paradigmen in neuer Auflage erschienen. Wir begrüßen darin ein erfreuliches Symptom des Aufschwungs, den der altdeutsche Universitätsunterricht in den letzten Jahren genommen hat. Wollte ich mich mit dem vorliegenden Werkchen im Einzelnen durchweg auseinandersetzen, so müßte ich allzu vieles lediglich aus meinem Buche 'Zur Geschichte der deutschen Sprache' (Berlin, Duncker, 1868) wiederholen. Hoffentlich wird des Herrn Verfassers 'Anhang zu den Paradigmen zweiter Auflage' Anlaß zu fruchtbaren Discussionen über streitige Puncte geben. Einstweilen nur wenige Bemerkungen. Gegen die Grundformen der vocalischen Substantivdeclination S. 5 ließe sich viel einwenden: das Genitivsuffix des Plurals erscheint bald als m, bald als êm; der Genitiv Singularis der a-Stämme lautete nicht dagais, vaúrdais, sondern dagasja, vaurdasja, wie H. Ebel längst nachwies; der Acc. Sing. von gibâ- ist als gibân, der Nom. Acc. Sing. von vaúrda- als vaúrdan anzusetzen: daran hat, so viel ich weiß, bis jetzt niemand gezweifelt, und der Verfasser selbst giebt S. 76 dem 'Verbalsubstantiv' (Infinitiv), das er doch wohl für ein Neutrum hält, die Grundform (rinna-)na-n. — Der Ansatz des Nom. Acc. Plur. als faihju ist sicher falsch. Von vornherein hat man nur zwischen faihva und faihiva oder faihava die Wahl. Für die zweite Alternative spricht, daß in der Regel alle vocalisch anlautenden Casussuffixe Gunirung des gunafähigen Stammauslautes im Germanischen verlangen. Außerdem das Althochdeutsche: die Formen fihju (von Schade S. 11 aus mir unbekannten Gründen in Klammern gesetzt) und fiho sind bei Graff 3, 428 ff. belegt: fiho (feho, fieo) nur bei Notker, was den Ansatz eines alten fihô für fihau für fihava wenigstens nach dem Stande unserer jetzigen Kenntniß bedenklich macht: jenes fihju aber ist ein unzweifelhafter Beleg für ursprüngliches fihiva. Wenn das von Schade angesetzte fihu überliefert wäre (aber fihu, greges in 'Sg. 913' kann Sing. sein), so müßte es für ursprünglich fihû aus Grundform fihuva angesehen werden. — Weshalb Schade den gothischen Dat. Plur. faihjum S. 5 und S. 11 statuirt, während er doch S. 6 ganz richtig die Grundform faihums (eigentlich faihumis) ansetzt, verstehe ich nicht. — Aus den S. 6 aufgestellten ursprünglichen Gen. Plur. balgijêm, anstijêm würde man nimmermehr die gothischen Formen balgê, anstê begreifen: diese gehen vielmehr auf balgajâm, anstajâm mit Ausfall des j zwischen den gleichen und dann contrahirten Vocalen zurück. Ähnlich wie der Dativ balga sich aus der Grundform balgaji durch Ausfall des j ergab: aus balgai wurde balga nach dem vocalischen Auslautgesetz wie daga aus dagai: der den Masculinis der

a-Declination gleiche Nom. Dat. Acc. Sing. zog dann auch den Genitiv in diese Analogie hinüber. So muß man wenigstens nach dem Althochdeutschen annehmen: das gothische balgis könnte auch direct auf balgijis oder balgijas beruhen. Überhaupt kann es nicht als gerechtfertigt gelten, wenn bei Aufstellung der Urformen einseitig nur das Gothische berücksichtigt wird. Wodurch ist denn S. 7 der althochdeutsche Gen. Plur. kĕpô begründet? — Die unmögliche schwache u-Declination S. 12 und S. 14 ist schon von anderen gerügt. — Der Genitiv Sing. von mênôths lautet nach Uppström (Pfeiffers Germania 11, 95 unten) in der Handschrift nicht mênôths, sondern mênôthis: und das hatte doch schon Heyne Ulfilas S. 228 für die goth. Grammatik verwerthet. Desgleichen läßt S. 72 der Verfasser Uppströms Collation unberücksichtigt, wenn er in der III. Sing. Conj. Präs. noch die Endung -aith neben -ai erwähnt. — Warum ist im Gen. Sing. Masc. Neutr. der gothischen Adjectiva S. 30. 32 vilthjis (dieses sogar als ob es belegt wäre), vôthjis, hrainjis, hardjis angenommen? Es war doch natürlicher, die Regel durchzuführen, wenn man nicht das Bekenntniß des Nichtwissens vorzog: Holtzmann Germania 8, 260. — Auch die Grundformen der Conjugation S. 76 geben zu Bedenken Anlaß: 'I. Dual. rinn-a-v(a)s': daraus wäre ja rinnaus geworden, was nach gothischem Lautgesetz keine weitere Veränderung erfahren hätte. Man muß nothwendig rinnavasi voraussetzen, was durch das vocalische Auslautsgesetz rinnavas, durch Ausfall des v zwischen den Vocalen und Contraction der beiden a zur Länge rinnâs, goth. rinnôs ergab. Über den Ausfall des v vgl. Zur Geschichte S. 251 f. und Leo Meyer Flexion der Adjectiva im Deutschen (Berlin 1863) S. 44. — Die vâs und mâs der I. Dual. und Plur. Conjunctiv sind wunderlich; wie denn nicht minder die Moduscharaktere des Conjunctivi sich seltsam bunt hier präsentiren. Die III. Plur. Ind. Prät. runnundi statt runnund beruht wohl auf einem Druckfehler. — Was die Tabellen zur Lautlehre betrifft, so will ich nur Einen Punct hervorheben. Es ist in der Rubrik der Nasale (S. 2) der gutturale Nasal vergessen, der im Gothischen in der Regel durch g ausgedrückt wird. Außerdem aber müßte meines Erachtens in der Rubrik der Spiranten neben dem gothischen v noch ggv angesetzt werden. Diese Buchstabenverbindung drückt zum Theil allerdings die Lautfolge ngv aus, z. B. in aggvus, ahd. engi, und insofern gehört sie dem gutturalen Nasal an. Durchweg jedoch kann man sie nicht so auffassen, obgleich das bisher unbedenklich geschehen ist, vergl. insbesondere J. Grimm Kl. Schriften III, 126. Gothisch triggvs ist zunächst mit altn. tryggr zu vergleichen, und wenn daneben ahd. triuwi steht, so fällt dadurch Licht auf goth. bliggvan neben ahd. bliuwan und auf goth. glaggvus neben ags. gleáv, ahd. glâo. Diese Wörter (vielleicht auch bagms für baggvms, ahd. boum) reihen sich dadurch den zahlreichen Fällen verschiedener Sprachen an, in denen dem w eine Gutturalis vorgeschlagen wird: in ahd. hnîgan für hnîgvan neben goth. hneivan haben wir den Vorschlag auf Seite des Althochdeutschen. Das langobardische Guôdan für

Wôdan ist bekannt, nicht minder romanisch Guillaume, Gautier u. a. für anlautend germanisch W: vergl. schon Grimm Gramm. I, 139 Anmerkung (2. Ausg.), dann Geschichte der deutschen Sprache S. 295 f. 691 f.*) Aus den anderen germanischen Dialekten erwähne ich nur färöische Formen wie snùgva, trùgva, bùgva u. ähnl. neben altnord. snùa, trùa, bùa (Heyne, Kurze Laut- und Flexionslehre S. 141). Eine merkwürdige auswärtige Analogie gewährt eine altbaktrische Mundart, in der man bregvat, hvôgva für brvat, hvôva findet (Spiegel, Altbaktrische Grammatik S. 348). Über das welsche gv Grimm Geschichte 296. Das gothische ggv für v vergleicht sich zunächst dem gothischen ddj für j in iddja, daddjan, vaddjus, tvaddjê, welchem altnordisch gleichfalls gg entspricht. Eine doppelte Geltung des ggv anzunehmen, wird sich niemand bedenken, der mit Grimm dem ai und au eine doppelte Geltung zuschreibt, die nur wie in unserem Falle durch Herbeiziehung der übrigen germanischen Sprachen für jedes einzelne Wort sicher zu stellen ist. Für die Nasalirung, die nach der gangbaren Meinung in den genannten Wörtern eingetreten wäre, wüßte ich absolut keine Erklärung.

Wien. W. Scherer.

K. A. Hahns, Althochdeutsche Grammatik. Nebst einigen Lesestücken und einem Glossar. Mit Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaft bearbeitet von Adalbert Jeitteles. Dritte vielfach veränderte und vermehrte Auflage. Prag, Tempsky, 1870. XV und 132 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1873, Bd. 24, S. 282—300.

Die althochdeutsche Grammatik von Hahn leistete von vornherein nicht das, was man seiner mittelhochdeutschen Grammatik und seiner Auswahl aus Ulfilas nachrühmen darf. Sie war kein praktisches Schulbuch, die sclavische Abhängigkeit von Jacob Grimm stiftete darin Unheil, und der Verfasser war in keiner Weise ausgerüstet, den schwierigen Stoff zu bewältigen. Die erste Ausgabe kam 1852 heraus; die 1843 erschienenen vortrefflichen 'Beiträge zur deutschen Grammatik' von Theodor Jacobi waren darin nicht benutzt und dadurch allein schon gewisse Partien im Dunkel gelassen, welche ohne Mühe hätten klar, durchschaubar und in ihrer gesetzmäßigen Begründung aufgestellt werden können.

Eine Bearbeitung des Buches fand eine dankbare Aufgabe vor: d. h. sie konnte alles von Grund auf neu machen und unter einer schon bekannten Firma wichtige Fortschritte der Wissenschaft, mit selbstgewonnenen vermehrt, in bequemer Form dem deutschen Universitätsunterrichte zuführen. Dazu mußte sie freilich in die rechten Hände gelegt werden. Und das war leider nicht der Fall.

*) Vergl. auch oben S. 271. B.

Die zweite Auflage erschien 1866 'bearbeitet von Adalbert Jeitteles', hierauf 1870 unter etwas pomphaft erweitertem Titel die 'dritte vielfach veränderte und vermehrte Auflage', 'mit Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaft bearbeitet', von demselben Herrn Adalbert Jeitteles. Die Fortschritte der Wissenschaft müssen nicht groß gewesen sein zwischen 1866 und 1870, wenn man darauf von dem Unterschiede dieser beiden Ausgaben schließen soll. Oder war vielleicht des Bearbeiters Wille und Fähigkeit zu gering, um sie aufzufassen und zu verwerthen?

Fassen wir einmal den ersten Abschnitt der Lautlehre, den Vocalismus, ins Auge. Dieser war bekanntlich bei Hahn dadurch entstellt, daß er die von Jacob Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache vorgetragene Vocaltheorie ohne Weiteres acceptirte, ohne alle Rücksicht auf das, was besonnene sprachvergleichende Methode dagegen einzuwenden hatte. Seitdem sind nun die Anschauungen der Linguistik durch Schleichers Compendium so sehr Gemeingut geworden, daß man ohne Unbilligkeit auch Herrn Jeitteles einige Kenntniß derselben zumuthen darf. Keine Spur davon. Noch immer wird â auf ia, î auf ui zurückgeführt, und ein flüchtiger Einfall Jacob Grimms dergestalt auf Jahre hinaus denen, die altdeutsch lernen, immer wieder beigebracht.

Über ô hatte Hahn die Bemerkung, in Bildungen, Ableitungen und Flexionen deute es auf den Diphthong ua zurück (auch dies aus Grimms Vocaltheorie in der Geschichte der deutschen Sprache); wo dieser Fall auch in Wurzeln vorkomme, müsse es für eine dialektische Besonderheit angesehen werden. Vollständig außer Acht gelassen also, daß ô, mit dem Gothischen übereinstimmend, die ältere Form dieses Diphthongs ist, und allen althochdeutschen Dialekten ursprünglich gemein, und daß hieraus erst uo und ua geworden sind.

Herr Jeitteles behält das in der zweiten Ausgabe wörtlich bei, indem er Hahns citatloses Beispiel 'fôr für fuor' durch zwei mit Citaten versehene Beispiele ersetzt. Er fügt aber noch einen eigenen Artikel über ua, uo hinzu, worin er die Geschichte der deutschen Sprache anführt und gothisches ô zwar nicht auf ua nach Grimm, sondern ganz sinnlos — denn Jacob Grimms Grundgedanke war: Combination der reinen Kürzen a i u als Kern aller Längen und Diphthonge — auf uo zurückführt und dabei noch feierlich die größere Alterthümlichkeit des Althochdeutschen gegenüber dem Gothischen betheuert — ahnunglos, daß das Gothische in diesem Puncte mit den verwandten Sprachen übereinstimmt und daß das ô eine Färbung des â ist und daß dies sich begreifen läßt und in einem weiteren großen Zusammenhange von Erscheinungen steht, während das 'ursprüngliche' ua, vollends uo in der Luft schwebt.

Herr Jeitteles fährt fort: 'Was das ua betrifft, so haben es jene bairisch-fränkischen Denkmäler, die auch ia für io zeigen, z. B. überall bei Otfried, ebenso die meisten in alemannischer Mundart geschriebenen Quellen der vornotkerischen Zeit.' Der Ausdruck 'bairisch-fränkisch' ist kostbar

Wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, so kann er nur sagen wollen: jene fränkische Dialektnuance, die mit dem Bairischen verwandt ist. Diese hat aber gerade nicht ua und nicht ia, sondern uo und io. Und Otfried gehört nicht ihr, sondern dem Südfränkischen an, das dem Alemannischen näher steht. Über alle diese Dialektverhältnisse zu orientiren, beiläufig, ist dem Verfasser gar nicht eingefallen. Was denkt sich also ein Anfänger unter 'bairisch-fränkisch'.

Herr Jeitteles schließt, nach einer richtigen Bemerkung über Schwanken zwischen uo und ua im Weißenburger Katechismus, mit den Worten: 'Im Tatian und Notker ist uo durchgedrungen.' Durchgedrungen! In der Dialektnuance, welcher der Tatian angehört, war ua nie vorhanden.

Das Ganze nun in der dritten Auflage wörtlich beibehalten, nur daß das überall ('überall der Otfried') in allenthalben geändert und aus dem ursprünglichen uo (recte ua nach Grimms Meinung) durch Druckfehler no geworden ist. Außerdem Folgendes hinzugefügt: 'Beide Formen, ua und uo, erleiden übrigens schon frühe die Schwächung in ue, die in verschiedenen Quellen mit jenen vollen Formen wechselt. Vergl. z. B. ze tuenne K. 29, 37, 41; stuen Muspilli vergl. 25.' Die Bemerkung an sich ist richtig, obwohl keineswegs neu, die Beispiele sind falsch: tuenne steht für tuoene, tuaenne, d. h. durch einen seltsamen mir noch nicht klaren Vorgang wird das zweite Element in uo, ua durch den darauf folgenden Flexionsvocal verdrängt; stuen im Muspilli aber entspricht dem gothischen stôjan und, wie man auch sonst darüber denken mag, jedenfalls ist u lang und e gehört der Flexion. — Und auf seine neuern Beispiele ist Herr Jeitteles so stolz: 'An nicht wenigen Stellen gelang es — sagt er in der Vorrede — die Belege zu den grammatischen Lehren passend zu vermehren oder statt aus Graff oder Grimm geschöpfter Citate solche aus den Quellen hinzuzuthun.' Merkwürdige Weltanschauung! Es ist wirklich ganz gleichgültig, woher in einer Grammatik für Anfänger die Beispiele genommen werden, — man kann sie auch, wenn man sie aus Graff oder Grimm hat, nachher in den Quellen nachschlagen, — das Einzige, worauf es ankommt, ist, daß diese Beispiele richtig seien. Das aber wäre ein sehr großes Verdienst, das sich Herr Jeitteles so leicht hätte erwerben können, wenn in einem solchen Buche das ganze im Graff aufgespeicherte Material ordentlich, sauber und übersichtlich vorgelegt würde.

Ich habe früher wohl manchmal Hahns althochdeutsche Grammatik meinen Zuhörern empfohlen. Das geschah, weil ich selbst die erste Ausgabe als Lernender in der Hand gehabt und viel benutzt, und weil ich mir die neuen Auflagen nie recht angesehen hatte. Ich bereue das jetzt aufrichtig. Das Buch gehört zu den schlechtesten, die mir vorgekommen sind. Es ist ganz unbrauchbar, und für den Anfänger geradezu schädlich.

Damit es nicht den Anschein hat, als ob ich zu rasch ein so verwerfendes Urtheil fälle, will ich das Bändchen zwar nicht durchcorrigiren,

aber doch noch einiges zur Charakteristik desselben anführen. Und damit dem Leser und mir die Sache nicht zu langweilig werde, sei es mir erlaubt, einige selbständige Beiträge zur althochdeutschen Grammatik einzuflechten, welche diesem oder jenem vielleicht willkommen sein mögen.

S. 2, Z. 11 ein sehr sinnstörender Druckfehler: s statt e.

ai nicht 'vorzugsweise alemannisch' wie Herr Jeitteles aus Weinholds bairischer Grammatik S. 71 f. lernen konnte.

au ou. Das ganze Gerede über die einzelnen Denkmäler, in denen dieses oder jenes oder beide stehen, ist überflüssig und verwirrend. Dagegen was man erwartet, daß au (wie ai) ältere Form, ou (wie ei) jüngere Form ist, wird nirgends gesagt; daß eine Zeit lang Schwanken herrscht, würde sich daraus von selbst ergeben haben.

S. 3 ia soll 'durch Zusammenstoß zweier Silben nach Abfall dazwischen stehender Consonanten' entstanden sein. Über die sogenannten reduplicirenden Verba, welche hier als Beispiele erwähnt werden, siehe unten. 'Aber auch in andern Fällen' — fährt der Verfasser fort — 'z. B. in miata (goth. mizdô), fiar (goth. fidvôr) Otfried I. 19, 23.' Ich bitte, wo sind denn in mizdô die zwei durch Consonanten getrennten und durch deren Wegfall zusammengeflossenen Silben? Nach des Verfassers Recept müßten wir statt goth. mizdô ahd. miô erwarten. Und das fiar mit dem feierlichen Citat aus Otfried. Da wäre es doch besser gewesen, Graff 4, 671 aufzuschlagen und zu lernen, daß die Formen feor fior fier die gewöhnlichen sind und in Otfrieds fiar der Diphthong ia gerade so für io steht wie sonst.

iu entweder Diphthong oder Umlaut von û. Nach vernünftiger Methode würde zuerst der ursprüngliche, von Umlauten unberührte Vocalstand des Althochdeutschen hingestellt und dann erst die Veränderungen in späteren Jahrhunderten nachgetragen sein. Ein so unpädagogischer Mißgriff wäre natürlich Hahn nicht begegnet, diese Neuerung blieb Herrn Jeitteles vorbehalten. Und für iu als Diphthong führt er glücklich außer biutis lauter Beispiele an, in denen das iu auffallen muß: tiuf, siuh, diup: man erwartet überall io, welches denn auch neben iu vorkommt. Wenn dann das iu in pliuwu durch Zusammenziehung aus goth. bliggva entstanden sein soll, so ist das bekanntlich nicht wahr, sondern bliggva steht für blivva, und das iu in dem Worte verdankt vielmehr dem nachfolgenden w sein Dasein.

ê 'als Verdichtung von ia provincielle Eigenheit.' Weder Verdichtung von ia noch provincielle Eigenheit: ê erscheint ganz allgemein in den ältesten Denkmälern, daraus ist ia jüngere Diphthongirung durch die Mittelstufe von ea, welche S. 5 als 'Spielart' von ia aufgeführt wird.

Ich befinde mich noch immer auf den zwei ersten Seiten. Ich kann in dieser Ausführlichkeit natürlich nicht fortfahren.

S. 5. 'ai Diphthongirung von e, z. B. aigi für egî'. Es ist nachgewiesen, daß aigi vielmehr die älteste Form mit der ältesten Gestalt des Umlautes für agî ist.

'ao für ua, uo.' Dieser Fall ist von Weinhold Bair. Grammatik S. 74 ausführlich belegt, vergl. auch Denkmäler zu LIV. 17, Pfeiffer, Forschung und Kritik 2, 34. Es wäre aber wohl einer ausführlicheren Untersuchung werth. Wenn im 8. und 9. Jahrhundert gaot für goat guot, resp. gôt, steht, so entspricht das im 10.--12. Jahrhundert einem gout für guot. Und dieses kommt thatsächlich vor, gerade auch im Bereich des baierischen Dialektes wie jenes ao. Wenn in den Monumenta Germaniae Cŏnrat durch Cuonrat aufgelöst wird, so haben wir das oft tadeln hören. Aber es fragt sich, ob mit Recht. Auch in den 'Denkmälern' ist regelmäßig überliefertes ŏ als uo dargestellt. Aber die Überlieferung gewährt daneben ou, z. B. XC, 140 geoubeda, XCI, 14 gouthlichi. Und so bin ich bedenklich, ob hier nicht eine wirkliche charakteristische Lautgestaltung vorschnell verwischt wurde. Besonders da nach Schmeller Mundarten Baierns S. 77 'an den nördlichen Zuflüssen der Donau' noch heute ou herrscht: bouch, bloud, brouder. Vergl. das nach Weigand südwetterauische bouch 'Denkmäler' zu XXXIII, F, 68. Auch das von Hahn nachgewiesene oi für uo, dem sich das nach Schmeller a. a. O. spessartische oi in goid, bloid, broider vergleicht, gehört hierher. Anders Weinhold Bairische Grammatik S. 103 f.

Die ganze Kategorie der 'Spielarten' bei Hahn-Zeitteles taugt nichts. Es handelt sich darum, für jeden dieser Vocale und Diphthongen die richtige Stelle in der Geschichte und darnach im System des althochdeutschen Vocalismus zu finden: ae ist nur andere Schreibung für e; ai in aigi gehört unter 'Umlaut' (vergl. Airbo für Aribo Haupt Zeitschrift 11, 44?); ao ist in der Regel Mittelstufe für die Monophthongirung des au zu ô, im Hildebrandslied taoc von einem Schreiber gesetzt, der zwischen dem niederdeutschen ô und dem hochdeutschen au, ou nicht sicher zu wählen wußte; ea Mittelstufe der Diphthongirung des ê (zu ea, ia); ei für e (einti, eingil) gehört vielleicht unter 'Umlaut' und ist dann jenem ai in aigi gleichzuachten, Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 144; eo ältere Form, wofür später io; ie für i, î bei Notker gehört in das Capitel 'Consonanteinflüsse auf benachbarte Vocale', das man freilich hier vergebens sucht; oa Übergangsform, die zwischen ô und uo, ua liegt. Die Diphthongen eu und ui erfordern eine besondere Betrachtung.

Für eu unterscheidet Hahn 'zweifachen Gebrauch': 1. 'für iu z. B. euwih für iuwih': das ist die ältere Form des aus au durch Färbung des a zu e und i hervorgegangenen Diphthongs; 2. 'eine Art Umlaut des au z. B. freuwidha für frauwidha': diese Schreibung ist nicht richtig, es muß heißen: frewidha und frawidha. Und damit ist die Sache erklärt. Es handelt sich nicht um einen Umlaut des Diphthongs au, der in dem Worte damals kaum schon existirte, sondern um einen Umlaut des a. Bekanntlich ist die Lautverbindung (aw) ow später zu (auw) ouw geworden, sofern sie nicht früher schon sich zu âw gewandelt hatte. Jener Umlaut gehört in eine Zeit, in welcher das kurze a noch unangetastet war: ouw hat erst verhältnißmäßig spät den Umlaut öuw erhalten.

Für das ui statt iu hätte man bei Weinhold Bairische Grammatik S. 109 mehr Belege erwartet. Diejenigen, die er giebt, sind zum Theil nicht bairisch, sondern aus dem mitteldeutschen Theil der Vorauer Handschrift entnommen. Die Aussprache ü für iu muß so alt sein als die Bezeichnug des Umlautes von û durch iu, denn dieser Umlaut kann nie anders als ü gelautet haben. Vielleicht aber ist das ui ein Beweis, daß sich iu auf dem Wege zu ü befand. War etwa die Aussprache iü gebräuchlich, so konnte das Sprachgefühl unsicher werden, welcher der beiden akustisch wenig verschiedenen Bestandtheile des Diphthongs vorausging und welcher nachfolgte. Es ist auch zu beachten, daß die Mehrzahl der Fälle Namen sind, deren erstes Compositionsglied Luip und Liut: l aber attrahirt den dumpfen Laut, Zur Geschichte der deutschen Sprache 31. In mitteldeutschen Quellen dagegen sucht sich reines Sprachgefühl gegen das mundartliche û zu wehren, verkennt nur die richtige Stelle des i.

Ob aber das Wort fuir hierhergehört, möchte ich bezweifeln. Die Schreibung scheint weiter verbreitet, als sonst der Laut ui. Daß es im Weißenburger Katechismus Z. 100 steht, habe ich mich selbst überzeugt. Auch im Tatian kommt es vor, nicht ausnahmslos, aber nur in diesem Worte (Sievers S 47). Das Muspilli hat siuh piutit kitriufit arliugan, aber (Müllenhoffs Altdeutsche Sprachproben 1871) Z. 11, 24 fuir, Z. 60 vuiru, Z. 63 sogar vugir. Die ältesten althochdeutschen Sprachquellen, Vocab. S. Galli und Gl. Ker. gewähren ebenfalls fuir. Dieses setze ich daher unbedenklich als ursprüngliche Form an, aber nicht fuir mit dem Diphthongen ui, sondern fu-ir, (fu-jïr) fugir; das fyur des Isidor nnd der Fragmenta theotisca mag den Übergang bilden zu fiur, welches in allen germanischen Sprachen (mit Ausnahme des Gothischen) der Form des Wortes zu Grunde liegt. Also eine Bildung aus der Wurzel pu mittelst des Suffixes ira. Letzteres ist aber für ir eingetreten wie griechisches πύϱ (Curtius Etym. 269) zeigt. Daneben πυϱ- Bildung mit bloßem r? Eins bleibt auffallend: daß ir ohne Gunirung des Wurzelvocals angetreten ist. Haben wir etwa im Germanischen von vornherein 2 Formen anzunehmen: fû-ir und fiu-ir?

Über den Ablaut S. 6 kramt Herr Zeitteles wieder eigene Weisheit aus. Daß Bopp, Jacobi und Holtzmann unter einander keineswegs übereinstimmen, daß auch andere Ablautstheorien aufgestellt sind und daß die Hauptrolle dabei Accent und Färbung spielen: hiervon keine Ahnung. War es nicht besser, wenigstens das, was Hahn gab, ruhig beizubehalten, ohne Zusätze zu wagen? Dann hätte er auch den Schriftfehler 'wridhi' vermieden und nicht gezeigt, daß er 'guna' für ein Femininum hält. Man bekommt wahrhaftig Lust, die verbrauchtesten Recensentenwendungen hervorzusuchen und dem Verfasser ein Si tacuisses zuzurufen.

In dem Abschnitt über die Brechung läßt er glücklicherweise wieder Hahn allein das Wort, der nur vollständig im Irrthum war, wenn er die

Brechung des iu zu eo, io nicht vollkommen auf eine Stufe mit der von u zu o stellt.

Die Lehre von der Brechung an sich aber bedarf freilich einer Reform. Sie ist lange nicht so einfach als man sie darzustellen pflegt.

Altarisch kurzes a wird bekanntlich im Europäischen theils zu e theils zu o gefärbt, theils bleibt es unverändert. Im Gothischen geht die Färbung zu e weiter bis i, die Färbung zu o weiter bis u: nima nimam nam numans, dem i wie dem u liegt nichts als a zu Grunde; altarisch saghas (sanskr. sahas), germanisch sëgës, gothisch sigs. Vergl. Arminius, Herminones, Irmin. Im Althochdeutschen wird die weitere Färbung des e zu i, des o zu u in der Regel ebenso vorgenommen: aber sie wird aufgehalten, wenn ein a der Flexion oder Ableitung folgt: nimu nimis, aber nëmam, ganoman.

Diese althochdeutsche Wahl und Entscheidung muß bereits erfolgt sein, ehe noch das vocalische Auslautsgesetz seine Wirkung erzeigt: in wëg, wolf und dergleichen verdanken ë und o dem durch das vocalische Auslautsgesetz aus der letzten Silbe hinweggeschafften a ihre Existenz, ihre Erhaltung. Es muß ferner, das ergiebt sich nebenbei, das im Althochdeutschen bald als o bald als u erhaltene â (= aa) sich bereits vor dem Eintritt des Auslautsgesetzes zu ô gefärbt haben, sonst würden wir nicht nimu (Grundform nimâ, älter nëmâ, ursprünglich namâ), sondern vielmehr nëmu vorfinden. Ebenso muß das a des Präsensstammes im Imperativ, ehe es abfiel, die Färbung ë oder i angenommen haben: wir hätten sonst nëm (Grundform nëma, ursprünglich nama), nicht nim, welches dem gemäß für nimë, nimi steht.

Außer dieser erhaltenden Kraft hat das a der Ableitungs- und Flexionssilbe nun aber auch noch eine andere. Es ist kein Zweifel, daß unter dem Einflusse eines solchen a wurzelhaftes u regelmäßig in o verwandelt oder — wenn man so will — in o gebrochen wird, gleichviel ob es sich um ein selbständiges u oder um ein u als Theil des Diphthongen iu handelt. Die ablautenden Wurzeln mit innerem u geben der Belege genug an die Hand: biuta biutis butum; aber biotam gibotan. Diese Brechung des u durch a ist Regel.

Dagegen ist nicht Regel die Brechung des i durch a (zu ë). Das beweisen wiederum die ablautenden Verba. Die mit innerem i haben ausnahmslos: garitan gastritan gadigan und dergleichen. Doch kommt ausnahmsweise allerdings auch diese Brechung vor. Die Fälle sind zusammengestellt von Schleicher in Kuhns Zeitschrift 7, 224. 11, 52. Sieben Beispiele im Ganzen, wovon übrigens ër, das geschlechtliche Pronomen der dritten Person, anders aufzufassen ist: hier war nie ein a der*) Ableitung vorhanden, es steht wohl nach falscher Analogie von dër hwër, unter Einwirkung von ëz, gothisch ita (Grundform idám). Im Isidor noch ir, wie auch wista und

*) Im Originaldruck steht: 'nie in a die Ableitung'. B.

lirnên neben wësta lërnên sich erhalten haben. Die übrigen Fälle sind lëbên, stëc stëga, ëssa, wëhha.

Die Sache ist wichtig auch fürs Gothische, das bekanntlich einige aì aufweist, die unabhängig von nachfolgendem h und r sind. Sie scheinen sämmtlich auf Färbung des a zu beruhen: vaìla, jaìns, aìththau, aì in der Reduplicationssilbe, -aì III. Sing. Conj. Präs., Nom. Plur. Masc. st. Adj., -aìzê -aìzô -aìzôs. Und daher wird es zweifelhaft, ob baìtrs (Wurzel bit) auch dazu gerechnet werden dürfe und nicht vielmehr báitrs aufzufassen sei; altnordisch beitr scheint freilich unsicher bezeugt.

Wir haben mithin althochdeutsch ein zweifaches i, je nachdem es auf ursprünglich i oder a, und zweifaches u, je nachdem es auf ursprünglich u oder a beruht. Wir haben ein zweifaches o: für a oder u. Wir haben ein dreifaches e: 1. ë aus a, regulär; 2. ë aus i, ausnahmsweise; 3. e aus a durch Umlaut.

Tabellarisch stellen sich die kurzen Vocale, wenn wir im Althochdeutschen vom Umlaut, im Gothischen von allen aì und aù absehen, so dar:

Altarisch		a		i	u
Europäisch	ë	a	o	i	u
Althochdeutsch	ë,i	a	o,u	i,(ë)	u,o
Gothisch	i	a	u	i	u

Nach dieser Abschweifung wende ich mich wieder Hahn-Zeitteles und ihrer Lehre von der Assimilation zu. Zeitteles hält es für nöthig, den von Hahn gegebenen Beispielen ëbono wuntorôtun hungorogon die Citate aus Otfried beizuschreiben, die es ihm aufzufinden 'gelang'. Und außerdem leistet er die Bemerkung: 'Vereinzelt tritt diese Lautveränderung selbst in Wurzeln auf, z. B. juhu für jihu Denkm. 182, 4, 7, 11 ff.' Aber erstens: in dem angeführten Denkmal steht giuhu neben iuhu, es ist also iu an die Stelle von i getreten, nicht u. Und zweitens das Denkmal ist nicht althochdeutsch, sondern altniederdeutsch, daher es in der von ihm citirten Ausgabe die Überschrift 'Sächsische Beichte' trägt: altsächsisch ist aber bekanntlich nicht althochdeutsch.

Auch die Erscheinung der Assimilation bietet noch dunkle Partien dar, unter denen sich vielleicht wichtige Sprachgeheimnisse verbergen: ebono für ébanò begreift sich, der tieftonige Vocal hat es über den unbetonten davon getragen. In wúntòrôtùn aber hat nicht der Accent, sondern die Quantität entschieden, und in hungorogon für húngàragòn ist zwar og wohlverständlich, aber ar ist nach der Regel stärker betont als on. Überblickt man die Beispiele bei Grimm Gramm. I[3], 87 und bei Kelle Otfried 2, 433 ff., so fühlt man sich versucht, die Regel so zu fassen: der assimilirte Vocal gehört der Ableitung, der assimilirende der Flexionsendung an: der veränderliche und darum charakteristischere Theil des Wortes trägt es über den constanten und unveränderlichen davon (und daher von zwei Ableitungssilben die neu

hinzutretende über die der Wurzel näher verbundene, z. B. suntiringon für suntaringon). Jener Vocal ist stets a, dieser stets e i o oder u. Aber nur ein geordnetes Verzeichniß sämmtlicher althochdeutscher Beispiele würde lehren, ob die Regel richtig ist und ob alle scheinbar widerstrebenden eine andere Auffassung zulassen. Wenn z. B. sibini für sibuni zu stehen scheint, so findet sich doch ein siban daneben, sibini kann also für sibani eingetreten sein, und die Regel wäre bewährt. Der Unterschied aber zwischen constanten und veränderlichen Wortelementen wäre sehr merkwürdig.

Nächst der Wurzelsilbe hätten die Flexionssilben die meiste Kraft. Die Herrschaft der Wurzelsilbe war unantastbar. Aber die zweite Rolle spielen jene Silben, auf denen die Function des Wortes innerhalb des Satzes beruht. Dies aber prägt sich nicht in der Betonung aus, sondern nur — wenn ich so sagen darf — in dem Lichte, das eine Silbe ausstrahlt, in der Farbe, die sie ihren Nachbarn mittheilt. Und wenn dabei e, i, o, u sich thätig verhalten, a aber leidend, so kommen uralte Gegensätze wieder zur Geltung, die auch in der Conjugation mitspielen: ein unbetontes a der Wurzelsilbe kann ausfallen, i und u bleiben unverletzt; a ist der Indifferenzvocal, nur die andern gelten als charakteristisch.

Assimilirende Kraft der Wurzelsilbe in Bezug auf Vorsilben und vorangehende oder nachfolgende Ableitungsvocale ist bisher noch wenig beobachtet worden, vergleiche darüber die zweite Auflage der Denkmäler, Anm. zu LXXII 'Lorscher Beichte'. In Compositis gerathen dann zwei Wurzelsilben mit einander in Streit, bald ist die eine stärker, bald die andere. Vergl. die Beispiele bei Kelle Otfried 2, 437. Das i in armilîh, samilîh, giwarilîh verdankt gewiß dem î von lîh seine Existenz. Dagegen wird in êregrehtîn, wegerihtî, lobosam, botoscaf der Vocal des ersten Compositionsgliedes sich geltend machen. Was freilich nicht sicher ist, da auch unabhängig davon a, o und e als Compositionsvocale sich vertreten.

Die 'Schwächung' S. 9 rührt im Wesentlichen noch von Hahn her. Dagegen läßt sich viel einwenden: in ei für ai, ou für au liegt doch wohl nicht Schwächung vor, die beiden Elemente des Diphthongs haben sich nur einander mehr genähert. Auch uo und ua sind nur daraufhin zu betrachten. Wogegen allerdings ie für ia und io hierher gerechnet werden mag. Dieses fällt denn auch chronologisch mit den Erscheinungen zusammen, in denen wir vorzugsweise 'Schwächung' erblicken, mit der entschiedenen Annäherung der vollen Flexionsvocale an das farblose e des Mittelhochdeutschen.

Was Hahn noch außerdem zur Schwächung rechnet, scol, holôn für scal, halôn, das ist gewiß keine. Diese Wandlung des a in o findet sich vor l, n (fana, fona, giwon) und h (joh, oh. mohta): also vermuthlich consonantische Assimilation, wie sie auch vorhergehendes w bewirkt (wola, wocha, chona goth. qvinô, und die Formen von Wurzel kvam).

Über die Wandelbarkeit der Quantität redet wieder im Wesentlichen Hahn. Herr Zeitteles begnügt sich, ihm einige vermeintliche Stilfehler zu corrigiren, 'ist's' in 'ist es' zu verwandeln und Grimms 'ganz

eigenthümliche Weise' in eine 'eigentümliche Weise' abzuschwächen. Er läßt etwas unentschieden, was Hahn 'geschienen' hatte. Und er vermehrt die Beispiele, in denen kurzer Wurzelvocal gedehnt sein soll, durch ein falsches (goth. ût). Übrigens ist alles Hergehörige schon besprochen. Daß dâhta brâhta dûhta auf alte Nasalirung des a und u zurückgehen, weiß man hinlänglich. Zur Geschichte der Vierzahl sei bemerkt, daß ahd. fëdvôr zu Grunde liegen muß, woraus zunächst fewôr (vergl. altſ. und agſ.), dann mit Ausfall des w und Verkürzung des ô (umgekehrt wie in hweo für hwêo) feor. Der Diphthong durchläuft dann die gewöhnliche Entwickelung.

Hier sind wir mit dem Vocalismus zu Ende. Über althochdeutsche Betonung erfährt man kein Wort. Haben meine Leser noch zum Consonantismus Lust? Ich meinerseits bin müde. Auch stoße ich im Anfang dieses neuen Capitels gleich auf so colossale Fehler, Verwirrungen und Mißverständnisse, daß es mir wirklich leichter wäre, den ganzen Abschnitt neu zu schreiben, als alle Einzelheiten zu corrigiren, zu entwirren und in Ordnung zu bringen. Wie es mit den physiologischen Grundbegriffen bestellt ist, sei mir erlassen, zu beschreiben. Wie die Lehre von der Lautverschiebung aussieht, sei verschwiegen. Hier war es die Aufgabe des Bearbeiters, Müllenhoffs Abgrenzung der fränkischen Mundarten in das Lehrbuch einzuführen, den Sinn des Schwankens zwischen b und p, zwischen g und k zu erklären und das gesetzmäßige Verhalten der althochdeutschen Verschiebungslaute zu den gothischen nachzuweisen. Was Consonantumlaut sei, und daß es so ein Ding überhaupt gebe, erfährt man nirgends. Auch was der Unterschied zwischen z und ȥ bedeute, und wie sich letzteres zum s verhalte, wird nicht gesagt.

Darüber kann man denn freilich auch bei andern Leuten oft die wunderlichsten Vorstellungen treffen. Hat doch neulich jemand behauptet, sb neben sp und sg neben sk beweise, daß b und p Tenuis seien; denn das tonlose s werde niemals tönend. Umgekehrt, das s ist im Althochdeutschen so sehr tönend, daß es selbst in den alten Gruppen sp sk st (denn auch hierfür kommt sd vor) die Tenuis sich assimilirt und in dem Sprachgefühl gewisser Schreiber zu Medien gemacht hat. Wenn s nicht tönend war, wie in aller Welt konnte es denn vom ȥ unterschieden werden? Oder hatte das ȥ vielleicht noch eine Spur des t in sich, sprach man watssar; obgleich nicht opffan, obgleich nicht brekchan? Und wann verschwand ein solches t? Und woher rührt die gelegentliche Vermischung zwischen ȥ und s im Auslaut? Wenn jemand die altkarantanischen Monumenta Frisingensia genauer daraufhin untersuchen wollte, in denen Slavisch durch lateinische Schrift wiedergegeben ist, so würde er, glaube ich, finden, daß in der Regel z dem tonlosen, s dem tönenden Laut entspricht. Aus dem an sich räthselhaften Tönendwerden der lingualen und dentalen Spirans (s und th) erklärt sich allein die Möglichkeit eines hochdeutschen d aus (dh) th.

Ein sehr schwieriger Punct des althochdeutschen Consonantismus, über den eine Specialuntersuchung wünschenswerth wäre, ist die Behandlung der

Media im Auslaut. Mittelhochdeutsch tritt bekanntlich regelmäßig die Tenuis ein. Wie weit ist das schon althochdeutsch der Fall? Am meisten kommt dafür natürlich d (gleich goth. th) in Betracht, siehe Holtzmann Altdeutsche Grammatik S. 287 f.

Der zweite Abschnitt der vorliegenden althochdeutschen Grammatik, die Flexionslehre, ist im Allgemeinen nicht so schlecht wie der erste.

In der Lehre von der starken Declination hat Herr Zeitteles wenigstens die Resultate der bekannten Abhandlung von Franz Dietrich einzutragen gesucht. Freilich mit mangelhaftem Verständniß. S. 22 bemerkt er zum Paradigma kêpa: 'Ob der Dativ Sg. ursprünglich auf u ausging, wie Dietrich annimmt, ist schwer zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß die Endung â, die auch dem goth. ai näher zu stehen scheint, schon in den ältesten Denkmalen auftritt; neben ihr freilich auch u und ô.' Jeder Urtheilsfähige würde gefunden haben, daß der Ausgang -u als die älteste althochdeutsche Form des Dativ Sg. bewiesen ist; er würde dann wissen, daß â dem goth. ai um nichts näher steht als u, daß dagegen u dem ursprünglichen Ausgang âi lautgesetzlich vollkommen entspricht; daß die Endung a aus dem Genitiv eingedrungen ist (Formübertragung vermuthlich nach dem Muster von Nom. Acc. anst, Gen. Dativ ensti), und daß es endlich keinen Sinn hat, ô anzusetzen, welches vielmehr dem u gleichwerthig dasteht und wie dieses zunächst nur dem Dativ angehört.

Im schwachen Masculinum und Neutrum sind die Paradigmata falsch: hanôno, hanôm u. s. w. ist anzusetzen. Herr Zeitteles selbst führt ja discoom auf. Offenbar hat ihn das Gothische irre geleitet.

Die 'pelasgischen Sprachen' S. 23 rühren auch von Herrn Zeitteles her.

In der Lehre von der Conjugation hat sich der Bearbeiter dagegen sehr bescheiden zurückgehalten und in der Regel Hahn das Wort gelassen. Man möchte wünschen, daß dies durchaus der Fall gewesen wäre. Wir würden dann die schöne Bemerkung S. 47, daß in Formen wie reof reofun das io in eo gebrochen sei, freilich entbehren müssen; aber vielleicht wäre es ihm eingefallen, den Druck- oder Schreibfehler Hahns, durch welchen Otfried eine Form hriaf zugeschrieben wird, zu verbessern.

Auch S. 48 würde Hahns: 'Eine reine Abweichung ist es, wenn I. III. Sing. Präs. Conj. zuweilen a für e zeigt' — wenigstens nichts Unrichtiges enthalten haben; was man von des Herrn Zeitteles: 'Eine Abweichung von alterthümlichem Gehalt ist es, wenn' u. s. w. leider nicht behaupten kann. Alterthümlich ist dabei gar nichts.

Daß die I. III. Sing. Präs. Conj. und die I. Prät. Sing. Conj. 'nach dem Gothischen zu urtheilen' ursprünglich langen Vocal gehabt haben mögen, versichert uns Herr Zeitteles zweimal, S. 49 und S. 56. Die Richtigkeit dieser Vermuthung wird durch ihre Wiederholung nicht erhöht. Herr Zeitteles konnte wissen, daß man einem gothischen ai nie ansieht ob es

Diphthong oder kurzes e ist, und daß in der III. Sing. Conj. Präs. gerade das Althochdeutsche für die Kürze spricht. Er konnte auch wissen, daß goth. gibau sich aus gibajam, ahd. gebe oder geba aus gebaim, goth. gêbjau aus gagabjâm, ahd. gâbi aus gagabîm erklären.

Für den Ursprung der schwachen Perfectbildung hatte Hahn nur verwiesen auf die Geschichte der deutschen Sprache. Sein Bearbeiter entnimmt daraus; das goth. -da ahd. -ta entspreche lat. dare (S. 50). Warum entlehnte er der Erörterung Grimms nicht lieber den Hinweis auf unser thun? Der Irthum Grimms in dieser Stelle ist längst erkannt, und jedermann weiß, daß unser thun vielmehr mit τίθημι verwandt ist.

Auf S. 56 f. rühren die Bemerkungen 1, 4—7 und 9 vom Herausgeber her (der es versäumte die unrichtige Bemerkung 2 zu streichen). Darin wird die Verwandlung des auslautenden m in n eine 'Kürzung' genannt. Ja wohl Kürzung! d. h. das m verliert einen Strich und ist dann ein n? Auf andere Weise wüßte ich wirklich nicht, worin die Kürzung stecken soll. — Unter 8 ist Jacob Grimms Beobachtung über -tôm -tôt -tôn des Plurals der schwachen Perfecta eingetragen, aber das -tî des Conjunctivs vergessen; nnd die eben dahin gehörigen und von Hahn angeführten Formen des Isidor fälschlich weggelassen. Es würde sich zugleich ergeben haben, daß nicht lediglich eine Eigenthümlichkeit des alemannischen Dialektes vorliegt.

Im Übrigen hat Herr Zeitteles in der ganzen Partie von der Conjugation nur Citate eingetragen. Bei den Verba präterito-präsentia verläßt ihn plötzlich die Citatenwuth S. 58—62, um dann ebenso plötzlich bei dem Verbum wëllan S. 63 wieder auszubrechen, bei tuon S. 64 schwächer zu werden und auf den beiden letzten Seiten sich endlich vollkommen zu beruhigen.

Kläglich ist die Unsicherheit, mit welcher Herr Zeitteles über die Quantität der Flexionssilben urtheilt. Ein Beispiel habe ich schon gegeben, an weiteren ist kein Mangel. Wenn er sich doch hätte darauf beschränken wollen, zu constatiren, was im Anfang des IX. Jahrhunderts noch als lang gefühlt und in den Handschriften bezeichnet wird, und demgemäß die Paradigmata einzurichten. Auf die feineren Unterschiede würde man dann in einer Elementargrammatik gerne verzichten.

Bekanntlich ist ein ursprünglich langes â im Althochdeutschen nirgends mehr als lang nachweisbar. Wenn wohl in den Schriften der Sangaller die Feminina wie geba im Nom. Acc. Plur. den Circumflex bekommen (gebâ), so scheint das nur ein erdachter Unterschied. Im IX. Jahrhundert sind Nom. Gen. Acc. Sing. und Nom. Acc. Plur. einander gleich: alle zeigen a, aber niemals wird gebaa geschrieben.

Einige ursprüngliche germanische und altarische â werden zu Anfang des IX. Jahrhunderts constant als a, andere constant als o gefunden mit der bekannten Färbung, griech. ω.

Andere ursprüngliche germanische und altarische â schwanken zu derselben Zeit zwischen o und u, o setzt sich nachher durch, um seinerseits bald

durch e verdrängt zu werden. Ja in manchen Fällen trifft man o oder u nur mehr in den allerältesten Denkmälern, die übrigen haben es ganz verloren. Oder es ist vielleicht überhaupt nicht mehr nachweisbar und spurlos verschwunden: so das ehemals lange goth. a in ita ahd. ëz, in blindana ahd. blintan, in nimaina ahd. nëmên, in nemeina ahd. nâmîn; das unverändert lange î und ê der letzten Silbe in den beiden zuletztgenannten Beispielen beweist, daß diese Silbe nicht ursprünglich auslautete, und dem starken blintan goth. blindana steht schwach blinton oder blintun goth. blindan charakteristisch gegenüber.

Ich habe den Gegensatz zwischen jenen constanten Vertretern des â und diesen veränderlichen, flüchtigen, leicht verschwindenden Elementen dadurch zu erklären gesucht, daß ich annahm: in jenem Fall sei nach der Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes noch wirkliche Länge vorhanden gewesen, in diesem Falle jedoch â (oder besser ô) durch das Auslautsgesetz zu o oder u verkürzt worden. Dazu stimmt, daß das Gothische dort in der Regel Länge (ê oder ô), hier kurzes a aufweist (Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 114 f.). Die tiefere Erklärung liegt in einer altarischen Unterscheidung von â = aaa und â = aa. Jene bleiben auch nach der Wirkung des Auslautsgesetzes noch immer lang, diese verkürzen sich.

Schwanken zwischen a und e im Anfang des IX. Jahrhundert verräth einstiges altarisches ai: so in der III. Sing. Conj. Präs. nema oder neme aus namait, so im Nom. Plur. Masc. der starken Adjectiva: blinta oder blinte aus blindai.

Wie aber steht es mit i? Zweifelhaft ist namentlich eins: das i der i-Stämme im Gen. Dat. der Feminina, im Nom. Acc. Plur. der Masculina und Feminina. Es scheint nicht, daß dieses i zu Anfang des IX. Jahrhunderts noch als ein langes gefühlt wurde. Für die Erklärung dieser Formen kommt alles hierauf an. Goth. anstais, anstai; Plur. gasteis, ansteis ergeben sich lautgesetzlich aus den Grundformen anstajas, anstaji; gastijas, anstijas. Ist nun der ahd. Nom. gasti, ansti jenem gothischen gleich? Das ebenso lautende ansti des Gen. Dat. Sing. würde dann auf die Grundform anstijas, anstiji zurückgehen; das j wäre im Althochdeutschen wie im Gothischen bewahrt, der Vocal der Flexionssilbe durch das Auslautsgesetz getilgt. Das dann auslautende î müßte wie â und ô im Anfang des IX. Jahrhunderts nicht mehr als lang gefühlt worden sein.

Es ist aber auch eine andere Erklärung möglich. Der ahd. Gen. Plur. gesteo ensteo geht bekanntlich auf gastijâm anstijâm zurück mit Ausfall des j zwischen Vocalen. Wie wenn dieser Ausfall auch in jenen fraglichen Formen anzunehmen wäre? Oder ist vielleicht gar keine Gunirung des Stammesauslautes eingetreten, so daß anstjas, anstji zu Grunde lägen? In beiden Fällen wäre das althochdeutsche i jener Casus seit der Wirkung des vocalischen Auslautsgesetzes nicht mehr lang gewesen.

Ich wollte diese Schwierigkeit nur hervorheben, ohne sie für jetzt lösen zu können. Eine umfassende neue Untersuchung der Quantität althoch-

deutscher Flexionen ist nothwendig. Sie wird am besten verschoben bleiben bis die Glossen in neuer Bearbeitung und handlicher Ausgabe vorliegen. Wie die zu Anfang des IX. Jahrhunderts noch als lang gefühlten Flexione im Laufe dieses Jahrhunderts schwankend werden und sich der Kürze zu neigen, hat jüngst Wilmanns aus den Reimen Otfrieds scharfsinnig z zeigen gesucht.

Es sei mir schließlich erlaubt, noch über die reduplicirenden Verba ei Wort zu sagen. Das auch von Hahn vorgeführte keronische piheialt m den Consequenzen, die man daraus gezogen hat, ist, scheints, nicht un zubringen.

Dieses einmal vorkommende piheialt soll neben goth. haihald beweise daß der Reduplicationsvocal im Ahd. ei war, und dann soll durch hia hialt healt hêlt entstanden sein. Das ist lautgesetzlich unmöglich: nirgen hat sich ahd. ei zu î monophthongirt. Und die chronologische Aufeinande folge der Perfectformen ist gerade die umgekehrte: hêlt und ähnliche sind d ältesten (Weinhold, Bairische Grammatik S. 284 ff. belegt: fêl, wêl, fênc, gênc lêz, slêf, plês; meez), dann kommt healt, dann hialt, endlich hielt vollkomme im Einklang mit den Lautgesetzen: ê hat auch sonst sich zu ea, ia (oder io ie diphthongirt. Theils ist es noch im Ahd. selbst, theils in den germa nischen Sprachen nachweisbar: vergl. Theodor Jacobi, Beiträge S. 12 wo nur nicht alles im Einzelnen richtig gefaßt erscheint. Z. B. agſ. mê langobardisch mêta, althochdeutsch in der ältesten Reichenauer Glosse sammlung mêta, dann meata miata (Graff 2, 703 f.), goth. fêra, ah fêra feara fiara (Graff 3, 579, 668—670). In den Hraban. Glossen cee (Graff 5, 701), Emmeraner Glossen zeerida (ibid. 702), Glossen Jun. zearrer (ibid. 700), gewöhnlich ziari zieri u. s. w. In den ältesten al hochdeutschen Glossen skeere, dann skioro skiero (Graff 6, 537). Got altſ. agſ. altn. hêr, ahd. hear hiar (Graff 4, 696). Goth. mês, ahd. mea mias (Graff 2, 874) Agſ. cên, gl. Ker. Pa. kên, chên, später chie (Graff 4, 451). Hieher auch wohl ahd. krêg (Graff 4, 589) mhd. krie Auf die Fremdwörter hat bereits Jacobi a. a. O. hingewiesen. Wenn di Formen chrechi, chreachi, kriachi vorkommen (Graff 4, 591), so wir Angesichts von Graecus doch wohl die zuerst genannte die älteste sei vergl. Raetia Riez. Ferner fĕbris fiebar (Graff 3, 385). Aber au brĕve briaf (Graff 3, 301 f.), spĕculum, spiagil (Graff 6, 326), tĕgula zegulun, zeagal ziagal (Graff 5, 626), aus unorganisch verlängertem ĕ und prêst priast priastar (Graff 3, 369) aus prêstar für presbyter m Ersatzdehnung. Gelegentlich kommt in diesen Wörtern ei vor, auch in de Perfectis, aber ganz selten, vorübergehend und vereinzelt, wie umgekehrt i für ei gefunden wird. In den Handschriften A der Fuldaer Beichte (z Denkm. LXXIII, 9. 10. 15. 16) biheilt, furleiz, gihezi, forlezi (letzte beiden mit übergeschriebenem i nach e) irrt eigentlich der Schreiber, desse Vorlage ê gewährt, in der Auflösung desselben und setzt ei statt ie.

Von ê in hêlt und analogen Formen ist also auszugehen. Jenes heialt setzte ein Schreiber, der zwischen healt und hialt schwankte, wie der Aufzeichner des Wiener Hundsegens deiob schreibt im Zweifel ob deob oder diob. Wenn auf jenes piheialt Kero 57 unmittelbar die Präposition anao folgt, so bessert jedermann aano. Mehr Autorität hat jenes piheialt auch nicht, als dieses anao.

Das von uns angenommene hêlt nun seinerseits kann nicht aus heilt hervorgegangen sein: denn die Monophthongirung von ai zu ê ist im Althochdeutschen an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft, welche hier nicht zutreffen. Andererseits sind die meisten jener ahd. ê nicht mit voller Sicherheit zu beurtheilen: so weit ein Urtheil möglich ist, werden wir auf Ersatzdehnung eines kurzen e geführt; agſ. mêd steht z. B. neben meord für mërd, goth. mizdô. also mêda mêta wohl für merda merta: vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 430 Anm. Aber darauf allein und das wenige, was sich sonst ergiebt, würde man nichts zu bauen wagen.

Auch das Gothische lehrt nichts. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: goth. ai an sich sagt uns gar nichts, erst die übrigen germanischen Sprachen lehren uns, ob wir den Diphthongen ai oder kurzes e vor uns haben. Also háihald oder haíhald?

Den Aufschluß gewährt das Angelsächsische. Jacob Grimm hat zu Andreas 614, zu Elene 1023 und 1105 die entscheidenden Formen behandelt. Wir haben von hâtan das Perfectum heht goth. haihait neben jüngerem hêt, von lâcan leolc goth. lailaik neben jüngerem lêc, von redan reord goth. raírôd, von ondrœdan ondreord und ondreard neben jüngerem ondrêd. Dazu noch leort, welches für leolt goth. lailôt stehen muß, in jüngerer Gestalt lêt, von lætan.

Man sieht: alle diese Formen stehen in einem ganz bestimmten Verhältniß zu den entsprechenden gothischen. Der Wurzelvocal ist verschwunden, der Reduplicationsconsonant ist erhalten: Vorstufe muß Verkürzung des Wurzelvocals gewesen sein. Der Reduplicationsvocal aber lautet ea neben eo in ondreard ondreord, eo in allen übrigen, e in heht. Ob letzteres e kurz oder lang, das wissen wir nicht. Aber ea steht niemals für ê, ein eá für goth. au ist unmöglich, bleibt nur ea für agſ. ä, also ondrärd. Auch eo steht niemals für ê: das Fremdwort mêse meóse mŷse (Ettmüller 226) lat. mensa wird niemand anschlagen; ebenso wenig preost neben ahd. prêst. Das eo tritt für e gerade wie ea für ä nach bestimmten Gesetzen ein, welche hier zutreffen: das tiefe Timbre, mit welchem r und l gesprochen werden, bewirkt den Nachklang hinter dem halben Vocal. Demgemäß steht leolc für lelâc, reord für reræd, ondreord für ondedræd, leort für lelœt, und das e in heht ist kurz. Das goth. ai ist kurzes e. Zu leolc verhält sich aber lêc wie meord zu mêd, d. h. das lange ê steht durch Ersatzdehnung.

Lehrreich ist besonders ondreord für ondedræd. Diese Perfecta reduplicata sind ein ganz exceptionelles Gebiet, worin Dinge geschehen, die anderwärts in der Sprache nicht möglich wären. So wie durch einreißende

Verschweigung des Wurzelvocals die Integrität des Wortes in Frage gestellt ist, so tritt auch die Correctur ein. Strenge Durchführung der Regel würde zu ondedrd, etwa onderd, schließlich ondêd führen. Da bilden die übrigen nicht reduplicirten Formen des Wortes ein Correctiv: dr tritt in den Anlaut. Ich weiß mich im Augenblick nicht besser auszudrücken, als: die Sprache ahnt, daß ondêd entstehen müßte, sie beugt rechtzeitig vor durch ein an sich ganz irreguläres, nach keiner Regel zu rechtfertigendes ondreord. Wir sehen hier an einem Musterbeispiel, wie offenbar in allen mit Doppelconsonanz (außer st sp sk) anlautenden Worten verfahren werden mußte. Vergl. über die ganze Frage: Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 11. 17. Das Wesentliche hatte schon Ettmüller Lexicon anglosax. (1851) S. LX f. richtig gesehen,

Die Kürze des Reduplicationsvocals läßt sich nun aber auch noch auf andere Art beweisen: aus dem Althochdeutschen selbst. Einmal durch das wohlerhaltene Perf. redupl. der Wurzel dha : tëta. Dann durch die folgenden Erwägungen.

Der bisher geschilderte Weg, auf welchem ursprünglich reduplicirende Perfecta einsilbig werden, war nicht der einzige. Er galt nur für Verba mit innerem a, â und ai. Nur für diese sind im Ahd. die Perfecta mit ê nachweisbar (für ai: meizzan, mêz). Nur für diese (eigentlich nur für â und ai) beweisen jene angelsächsischen merkwürdigen Reste.

Die Wurzeln mit innerem a mögen vorangegangen sein, das a fällt immer am leichtesten aus. Die anderen genannten folgten nach und verkürzten sich nach derselben Methode.

Nicht so die Wurzeln mit innerem ô, au und û. Sie haben sich zwar im Allgemeinen nach jenem Vorbilde gerichtet: die wenig zahlreichen Verba dieser Gattung konnten nicht allein gegen so viele ihre Perfecta reduplicata unverletzt behaupten. Das Verfahren aber war ein anderes. Das Muster wurde nur in drei Dingen nachgeahmt: in Bewahrung des Reduplicationsvocals, in Verlust des oder der zwischen Reduplicationsvocal und Wurzelvocal stehenden Consonanten, in Verkürzung des Wurzelvocals. Nicht aber auch in der gänzlichen Verschweigung des Wurzelvocals.

Um es anschaulicher zu machen: das Perfectum von slâfan hätte etwa folgende Formen durchlaufen: seslâf (goth. saizlêp), seslaf, slelaf (nach ondreord), slelf oder slerf (nach leort), slêf. Dagegen plôzan pluozan: pepluoz, pepluz, pleluz, ple-uz. Ebenso stôzan: stestôs, stestoz, ste-oz. Ebenso scrôtan: scescrôt, scescrot screscot, scre-ot. Ebenso bûan bûwan, wovon wir die III. Plur. Indic. nehmen wollen: bebûwun, bebuwun, be-uwun. Die Endpuncte der Bewegung wären pleuz pliuz (vergl. liuf, übrigens auch eo: hreof), steoz stioz, screot scriot, beu biu.

Jene letzten zweisilbigen Formen, die der Einsilbigkeit unmittelbar vorausgehen, sind bekanntlich mit dem hiatusfüllenden r (vergl. scri-r-um, bi-r-um: Müllenhoff in Haupts Zeitschrift 12, 397—399) erhalten in

ple-r-uzzîn caple-r-uzzi, ste-r-oz ste-r-ozun, kiscre-r-ot, bí-r-uun bí-r-uuuîs.

Diese Formen beweisen erstens die Verkürzung des Wurzelvocals: denn wenn man auch sterôz ansetzen könnte, wie will man plerûz rechtfertigen?

Sie beweisen zweitens, daß diese letzten Acte des Kampfes gegen das zweisilbige Perfectum reduplicatum in eine Zeit fallen müssen, in welcher in stôzan, scrôtan das ursprüngliche au monophthongirt und in pluozan das ursprüngliche ô diphthongirt war, sonst würden wir nicht dort o hier u vorfinden. Das führt uns frühestens in die erste Hälfte des achten Jahrhunderts (Jacobi a. a. O. S. 113. 115). Wenn wir ao, die Mittelstufe zwischen au und ô, nicht als Länge zu dem o in steroz gelten lassen wollen, so dürfen wir genauer sagen: frühestens gegen 750. So mögen denn im Laufe des siebenten Jahrhunderts die Perfecta reduplicata zuerst angegriffen worden sein.

Jene Formen beweisen drittens — und darauf wollte ich kommen — Kürze des Reduplicationsvocals. Denn wenn sich e in bí-r-uun zu i färbt, so war es nicht lang und dies wird auch dadurch bestätigt, daß unmöglich ein ca. 775 entstandenes stêoz sich um 800 bereits den übrigen eo so weit gleichgestellt haben konnte, um wie diese in io überzugehen.

Was ist wohl der Grund des verschiedenen Verfahrens bei Wurzeln mit innerem ô au û? Wie gleichgültig man gegen ein a der Wurzel war, ist schon hervorgehoben. Zwischen dem Reduplicationsvocal e und dem ai oder ei der Wurzel herrscht kein großer Unterschied der Klangfarbe: ei konnte wegfallen, ohne daß der Verlust eines charakteristischen Tones sich dem Ohr stark bemerklich machte. Dagegen e und jene dumpferen Klänge stehen so weit von einander ab, daß die Vernachlässigung eines u oder o der Controle des Ohres schwerlich entgangen wäre.

Der Unterschied geht durch alle nachgothischen Sprachen durch. Im Altnordischen entweder ê oder jó: nur geht blôta merkwürdiger Weise nach der a-Analogie, wenn ich so sagen darf, Perf. blêt. Das jó ist eingeschränkt auf die Verba mit ursprünglich innerem au und û, zu denen durch falsche Analogie auch spýju goth. speivan tritt: s. Wimmer, Altnord. Grammatik S. 109. 110.

Am schwierigsten zu verstehen sind die angelsächsischen ehemals reduplicirenden Verba, mit Ausnahme der oben behandelten Formen. Was ich zur Aufhellung der übrigen glaube bieten zu können, theile ich unter allem Vorbehalt mit. Eine so heikle Frage wird wohl nicht mit einem Male gelöst.

Ganz klar sind zunächst die Verba mit dem dunklen Wurzelvocal: blôtan (ahd. pluozan) bleot, das kennen wir und setzen unbedenklich bleót an für ble-ot, d. h. eo als Diphthong, nicht als Repräsentant von e in reord. Ebenso hropan hreóp, vêpan (für vôpjan) veóp, grôvan greóv, rôvan reóv, spôvan speóv, hlôvan hleóv.

Ebenfalls bekannt sind uns hleápan (ahd. hlaufan) beátan heávan. Ihre Perfecta hleóp beót heóv unterliegen derselben Beurtheilung, sie stehen für hle-op, be-ot, he-ov.

Völlig neu tritt uns eine andere Kategorie entgegen, die dem gothischen saian oder saijan Perf. saisô entspricht; sâvan seov, mâvan meov, þrâvan þreov u. s. w. Auch hier sind die Mittelstufen offenbar sesôv sesov se-on, mithin seóv meóv u. s. w. Das Gothische wird hier vom Ags. bestätigt, während die Färbung grêtan gaigrôt, flêkan faiflôk sich durch ags. grætan grêt als eine verhältnißmäßig späte und specifisch gothische erweist.

Da nun jene saian vaian mit ihren saisô vaivô sich den Verbis mit a im Präsens und ô im Perfectum anreihen, so nimmt es nicht Wunder, daß ags. veaxan im Perf. veox für vôx, spanan speon für spôn (Grein Sprachschatz 2, 467) aufweisen, mithin in die nächstverwandte reduplicirende Classe übergegangen sind.

So weit ist keine Schwierigkeit. Sie wird vielmehr gerade durch die Classen dargeboten, welche nach unseren obigen Auseinandersetzungen als Vorbild der soeben erörterten gelten müssen.

Nicht allerdings durch die Classe mit inneren æ goth. ê ahd. â: neben reord dreord leort, später rêd drêd lêt, steht slæpan slêp, grætan grêt ganz regelmäßig.

Aber wohl bei der Classe mit innerem â (goth. ai, ahd. ei). Neben leolc heht, später lêc hêt, steht svâpan, sveop, scâdan sceod. Wie ist das aufzufassen? Am nächsten, scheint mir, liegt die Möglichkeit eines Überganges in die Classe sâvan seóv: das â des Präsens bot den Ausgangspunct der Formübertragung.

Und ganz seltsam stellt sich die Classe mit innerem a dar. Wir haben Präs. fealle, Perf. feoll, ferner ebenso vealle veoll, healde heold, vealde veold, vealce veoli. Dagegen spanne spênn, fange fêng, hange hêng, gange gêng.

Jacob Grimm hat Gramm. 1[3], 372 f. gezeigt, daß das eo in feoll heold u. s. w. kein gebrochenes sein kann. Denn diese Brechung unterbleibt gerade vor ll und ld. Auch haben wir hier kein e vorauszusetzen, sondern ê: in leolc ist der Anfangsconsonant der Wurzel noch vorhanden, in heold ist er weggefallen. Wie mit dem Wegfall des zweiten l in leolc die Wortform lêc nothwendig verbunden ist, so müßten wir hier hêld erwarten.

Es kann aber doch kein Zweifel sein, daß sich einerseits die Wurzeln auf ll, ld mit eo, andererseits die Wurzeln auf nn, ng mit ê gegenüberstehen. Und davon ist jedenfalls bei der Erklärung auszugehen. Formübertragung nach Muster der Wurzeln mit dunklem innerem Vocal würde den Gegensatz nicht erklären, und der Punct der entschiedenen theilweisen Gleichheit, welche dann zur völligen Gleichheit wird, läßt sich nicht wie oben bei svâpan scâdan angeben. Oder will jemand das ea für ä in feallan healdan auf gleiche Stufe stellen mit dem eá für au in hleápan beátan? Das ist schon darum nicht möglich, weil die geschichtliche Ent-

wickelung der beiden Laute eine ganz andere war, ihr Unterschied daher fortwährend gefühlt sein muß (Koch, Historische Grammatik 1, 49. 62). Es widerspricht auch, daß mehrere ursprüngliche eó später zu ê werden, siehe Koch, 1, 142.

Vielleicht aber darf man etwas anderes geltend machen. In ea für ā steht eigentlich e dem ä gleich, und das nachfolgende a gehört streng genommen zu dem Consonanten, es bedeutet Aussprache desselben mit tiefem Timbre. So steht eall für äll: man spreche ll mit dem tiefen Timbre, wie das polnische durchstrichene l oder wie etwa die Siebenbürger Sachsen oll u. dgl. aussprechen.

Wir haben demnach die Grundformen fefeall, heheald anzusetzen, und das tiefe Timbre des l in ll und ld geht nicht verloren, wenn auch fêll und hêld der Regel gemäß eingetreten sind. Wenn man nun dieses tiefe Timbre hier nach ê ebenso ausdrücken will, wie in eo für e, so ergäbe das fêoll, hêold, und ähnlich muß das gewiß einst geklungen haben. Solches êo aber konnte freilich der Analogie sonstiger êo nicht widerstehen, gerade wie ahd. êo und hwêo sich mit eo und hweo vollständig auf eine Linie stellten.

Wenn neben spênn auch speonn vorkommt, so weiß ich nicht, ob es ältere oder jüngere Form ist. Ich würde im letzten Falle Formübertragung von spanan speón vermuthen.

Ganz anders sind geong giong gieng zu beurtheilen, entschieden ältere Nebenformen von gêng. Ich weiß nicht, ob sonst je in diesen Perfectis ie für eo eintritt, die Grammatiker geben kein Beispiel. Ich glaube, eó steht hier für eá wie in sceóne für sceáne. Und solches geáng vergleicht sich dann den obigen leort reord u. dgl. Nämlich so: wir müssen gegang gegng ansetzen. Für gegng trat geagng ein gerade wie geagn für gegn (Grein, Sprachschatz 1, 407). Und wie die weiteren Formen gên und geán, so verhalten sich gêng und das supponirte geáng. Dieses wäre mithin ein Zeugniß für einstiges geagng, wie leolc: Reduplicationsvocal gebrochen, Wurzelvocal geschwunden.

Wenn das alles richtig ist, wovon ich keineswegs sehr tief durchdrungen bin, so haben wir nicht weniger als viererlei eo in diesen ags. ehemals redupl. Perfectis gefunden: 1. eo für e in leolc reord u. s. w. 2. eó für e-o bei den Verbis mit dunklem inneren Vocal; 3. eó für êo bei den Verbis mit ea im Präsens; 4. eó für eá in geong. Dazu kommen durch Formübertragung: 5. eó für ô in veaxan spanan; 6. eó für ê in svâpan scâdan (und spannan?).

Straßburg, 21. Februar 1873.

Wilhelm Scherer.

Schriften zur deutschen Grammatik.

II.[1])

Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache von Richard Heinzel. Paderborn, Schöningh, 1874. IV und 464 S. 8°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1875, Bd. 26, S. 190—208.

Ich bin leider recht saumselig geworden im Recensiren. Kaum weiß ich, wie ich meine zahlreichen Verpflichtungen einlösen soll gegenüber Lesern und Redaction dieser Zeitschrift. Vielleicht glaubt man mir gern, daß es nicht Trägheit ist, was mich hindert. Ich komme oft Jahre lang nicht dazu, die wichtigsten Bücher zu lesen. Die wohlerwogene gründliche Untersuchung von Amelung über die Bildung der Tempusstämme ist 1871 erschienen; die ausgezeichnete wundervolle Arbeit von Johannes Schmidt zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus stammt aus demselben Jahre: ich habe beide erst in diesem Winter durchfliegen können und hoffe wohl im Verfolg dieser Artikel auf beide zurückzukommen; aber zwischen Durchfliegen und Recensiren liegen freilich noch immer einige Stadien dazwischen. . . . . So habe ich auch Heinzels obenbenanntes Buch bisher nur hier und da aufgeschlagen und angelesen, aber erst in diesen Tagen einigermaßen kennen gelernt, und ich bin noch weit entfernt, gerade über die Partien, die mich am meisten interessiren, ein wirkliches Urtheil zu haben. Einen raschen Bericht darüber aber will ich nicht zurückhalten, wäre es auch nur, um eine schwache Vorstellung zu geben von einer Untersuchung, die an Geduld und willig aufgewandter Mühe, an Vertiefung in die Sache und an Kraft des feinsten und scharfsinnigsten Denkens ihres Gleichen sucht. 'Zu fein, zu scharfsinnig' ist vielleicht das Einzige, was man dagegen einwenden kann, und daran schließt sich eine andere Bemerkung, die ich gleich von vornherein hinstelle, damit niemand denke, daß hier parteiische Freundschaft das Wort führt: es kann Heinzel wohl einmal begegnen, wie allen hervorragend scharfsinnigen Menschen, daß er sich zu früh um Fernerliegendes bemüht und darüber Naheliegendes übersieht, daß er künstlichen und feinen Auffassungen zu leicht Raum giebt, wo noch mit einer groben und einfachen auszukommen war, daß er schon das Mikroskop zur Hand nimmt, während ihm noch das freie Auge bessere Dienste thun würde.

Auch das vorliegende Buch zeigt diesen Fehler. Aber der Werth des Buches wird dadurch keineswegs beeinträchtigt, denn ganz scharf, auch äußerlich, scheiden sich Induction und Speculation. Man weiß immer genau, wo die umfassende Beobachtung der Thatsachen aufhört und das Nachdenken darüber anfängt.

[1]) Der erste Artikel ist im Jahrg. 1873 S. 282—300 [oben S. 317—335] erschienen und betraf Hahn-Zeitteles Althochdeutsche Grammatik. [Durch ein Versehen ist oben die im Originalartikel stehende Überschrift: 'Schriften zur deutschen Grammatik. I.' ausgefallen. B.]

Gleichzeitig mit Heinzel hat Herr Dr. W. Braune in Leipzig die fränkische Mundart zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, welche (etwas früher, glaube ich, als Heinzels Buch) in den 'Beiträgen' erschienen ist.

Heinzel hat Braunes Aufsatz in dieser Zeitschrift 1874 S. 163 ff. angezeigt, Braune hat Heinzels Buch im Litterarischen Centralblatt angezeigt. Es ist recht lehrreich, die beiden Recensionen zu vergleichen. Und wer sich für die Gegensätze innerhalb der deutschen Philologie interessirt — die sich neuerdings (wie es scheint durch bewußtes Wollen Einzelner) wieder verschärfen — der wird nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Gerechtigkeit und die willige Anerkennung alles Trefflichen, von wem es auch komme, zu finden sei.

Mir ist Braunes Recension jetzt nicht zur Hand, eine andere aber kann ich direct berücksichtigen, weil sie mir durch die Güte des Verfassers vorliegt: die Recension von Eduard Sievers in der Jenaer Litteratur-Zeitung 1874 Artikel 286. Je mehr es Mode wird, fremdes Gute danklos zu acceptiren, desto wohler haben mir die Worte gethan, mit denen Sievers seine Besprechung einleitet. Seiner freundlichen Gesinnung haben denn auch die bedeutenden Eigenschaften des Heinzelschen Werkes jene Anerkennung abgewonnen, welche sie in so vollem Maße verdienen. Er spricht mit gebührender Achtung von der 'ungemeinen Sorgsamkeit und Akribie in der Quellenbenutzung', von dem 'erstaunlichen Fleiß', den Heinzel auf die Sammlung des Materials verwendet hat. Aber wenn er dann fortfährt, er sei mit dem Verfasser in der Auffassung gerade der Fragen, die den Mittelpunct der ganzen Untersuchung bilden, nicht einer Meinung; wenn er sogar die Ansicht äußert, in Beziehung auf diese Fragen seien die besten Resultate inzwischen von W. Braune (a. a. O.) und H. Paul (zur Lautverschiebung, Beiträge 1, 147 ff.) 'vorweg genommen'; wenn er endlich in den folgenden Erörterungen fortwährend die Sammlung des Materials und dessen Auffassung vermengt und seine abweichenden Auffassungen so darlegt, daß sie auch auf das Material einen Schatten zu werfen scheinen; wenn er mit einem Wort die deutliche Scheidung zwischen Induction und Speculation nicht hervortreten läßt: so wird hierdurch Heinzels Buch doch in ein wesentlich falsches Licht gerückt.

Besonders die angebliche Vorwegnahme der besten Resultate durch Braune und Paul hat mich in Verwunderung gesetzt. Von Vorwegnahme kann doch nicht die Rede sein, wenn eine Arbeit zufällig etwas früher erscheint. Der Druck eines Buches von nahezu 500 Seiten braucht länger als der Druck eines Heftes von 200 Seiten. Und wenn man solche Gesichtspuncte überhaupt anwenden wollte, so könnte man mit demselben Rechte sagen: schlimm für Braune und Paul, daß sie gleich durch Heinzel überholt worden sind. In Wahrheit wäre das eine so ungerecht wie das andere. Wir müssen uns vielmehr glücklich schätzen, daß von zwei Seiten aus

unabhängig dieselben Probleme behandelt wurden, daß diese unabhängigen Forscher in vielen Puncten zusammentrafen, daß sie sofort die Gelegenheit hatten, ihre eigenen Sammlungen und Auffassungen an fremden zu messen, demgemäß entweder zu berichtigen oder mit um so größerer Kraft festzuhalten, und daß für Dritte dadurch die Möglichkeit einer Entscheidung so wesentlich erleichtert wurde. Mir will es scheinen, daß das Resultat einer unbefangenen Prüfung für alle Betheiligten gleich günstig ist: jeder hat an seinem Theil unsere Erkenntniß gefördert, wäre die Förderung auch geringfügig, sie bleibt doch immer Förderung.

Der Kern von Heinzels Buch allerdings, das was den Hauptwerth desselben ausmacht, kann mit jenen Aufsätzen gar nicht in eine Vergleichung gezogen werden. Was Paul und Braune für die Lautverschiebung beitragen, davon unten ein Wort. Was aber leistet sonst die Arbeit von Braune?

Zuerst macht er sich das Vergnügen, eine neue Terminologie für die fränkischen Mundarten aufzubringen, welche auch von anderer Seite her mit dem Anspruch auf alleinige Richtigkeit in Aussicht gestellt worden ist. Ich will nicht wiederholen, was Heinzel hierüber in dieser Zeitschrift 1875 S. 165 f. bemerkt hat. Namen sollen zum Erkennen dienen. Wir brauchen eine Terminologie, damit wir wissen, wovon die Rede ist. Sie muß bequem sein und möglichst wenig Mißverständnisse zulassen. Sie muß Aussicht auf allgemeine Anerkennung haben und mit bestehenden und schon gebrauchten Bezeichnungen womöglich nicht in Widerspruch treten. Das alles leistete Müllenhoffs Benennung der von ihm zuerst abgegrenzten fränkischen Dialekte, sie ist mit großer Sorgfalt erwogen und die Bezeichnung 'mittelfränkisch', die sich für die Mainzer Mundart aufdrängte, mit gutem Bedacht verworfen und durch 'rheinfränkisch' ersetzt, was auch seine Nachtheile hat, aber doch geringere, als die Composition mit dem bald örtlich, bald zeitlich gebrauchten 'mittel', das auch zu einem Mittelfränkisch führen konnte, worin es zuerst temporal, dann local verwendet wäre. Braunes Terminologie nun wirft nicht blos die Müllenhoffsche wieder um, an die wir uns gewöhnt hatten, sondern sie zwingt auch, die längst gangbaren und absolut nicht zu verdrängenden Namen altniederländisch, mittelniederländisch und neuniederländisch fallen zu lassen oder doch diese wieder dem Niederfränkischen unterzuordnen; sie bringt ferner, wenn die Landschaften des Brauneschen Mittelfränkisch als Mittelfranken zusammengefaßt werden, eine Vermischung mit dem heutigen baierischen 'Kreis' (wenn es so heißt) Mittelfranken zuwege; das Braunesche Oberfränkisch verwirrt sich desgleichen in den baierischen Kreis Oberfranken; und sein Ostfränkisch vollends stellt sogar dem historischen Begriff des ostfränkischen Reiches etwas anderes, Verschiedenes, aber ebenso Benanntes an die Seite. Keine einzige dieser Collisionen bietet die Müllenhoffsche Bezeichnungsweise, sie hat außerdem den Vortheil, daß man die Begriffe Alt, Mittel und Neu im temporalen

Sinne damit überall verbinden kann, wo man es für nöthig hält: und die ganze Neuerung ist vollkommen überflüssig.

Das zweite, was Braune leistete, war ein Versuch, die von ihm Mittelfränkisch genannte Mundart äußerlich zu umgrenzen, wesentlich nach einem Kriterium. Ein Versuch, der sehr willkommen ist und eine treffliche Controle für Heinzels entsprechende Mundarten gewährt.

Wie viel Gutes sich sonst bei Braune findet und worin er irrt, möge man in Heinzels Anzeige nachsehen. Braune ist ein talentvoller vortrefflicher Forscher, jeder Aufsatz den er schreibt bringt Förderndes, wir freuen uns, ihn auf dem Gebiete der deutschen Philologie thätig zu finden und sehen ihm gerne eine gewisse Einseitigkeit und einen noch zuweilen hervortretenden Mangel an Umsicht nach: aber in dem gegenwärtigen Fall hat er sich eben eine geringere Aufgabe gestellt als Heinzel, und darum ist jeder Vergleich, der über die wirkliche Berührung der beiderseitigen Aufgaben hinausgeht, eine starke Ungerechtigkeit gegen Heinzel, welche Sievers gewiß nicht begehen wollte, aber thatsächlich begangen hat.

Doch warum quäle ich mich damit, meinen Lesern zu sagen, was Braune geleistet oder nicht geleistet hat. Meine Aufgabe wäre vielmehr, eine Vorstellung von der Leistung Heinzels zu geben. Aber ich kann wirklich nur eine entfernte Vorstellung liefern. Die Masse der Thatsachen bringt überwältigend auf mich ein und spottet des Wagnisses, die Resultate in der handlichen Form einer kurzen Geschichtserzählung vorzuführen.

Heinzel hat für sein Niederfränkisch durchgesetzt, was bisher für keine deutsche Mundart entfernt auch nur versucht wurde. Die früheren Arbeiten sind an Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung ausnahmslos übertroffen. Die Anforderungen, die man an künftige Arbeiten stellen wird, sind sehr beträchtlich gesteigert. Die Methode als solche lag ganz nahe, sie war längst vorgezeichnet, fromme Wünsche darnach mochten vielfach sich regen: aber sie anzuwenden fehlte der Muth. Und doch war kein anderer Muth dazu erforderlich, als der Muth des hingebenden Fleißes an eine zeitraubende und nicht kurzweilige Arbeit.

Wie man in der historischen Forschung die Urkunden hoch und immer höher schätzen lernt, so besitzt auch die sprachgeschichtliche Forschung in ihnen Denkmäler von unermeßlichem Werth. Fast nur sie gewähren uns in älteren Perioden, vor der Erfindung des Bücherdruckes, sprachliche Thatsachen, welche örtlich und zeitlich ganz genau und meistens unzweifelhaft fixirt sind. Theodor Jacobi hat sich ihrer daher mit Erfolg bedient, um gewisse Entwickelungen des althochdeutschen Vocalismus innerhalb bestimmter landschaftlicher Grenzen chronologisch zu begrenzen. Müllenhoff hat dieselbe Methode auf die Fuldaer Urkunden angewandt und darnach die altdeutsche Evangelienharmonie des Tatian zeitlich und örtlich fixirt. Kürzlich ist von Dr. Henning, Quellen und Forschungen III, Straßburg 1874), schon unter

Heinzels Einfluß, aus den St. Galler Urkunden eine vollständige St Gallische Sprachgeschichte bis zum Tode Karls des Großen aufgestellt, un wieder konnten für die litterarischen Denkmäler dadurch feste Zeitgrenze der Entstehung gefunden werden.

Es kam darauf an, den Urkunden nicht bloß einzelne Belege zu ent nehmen, sondern alle Thatsachen, welche die Urkunden eines und desselbe Ortes darboten, zu sammeln, zu verbinden und dabei vorsichtig zu beobachter ob der Ort nicht seine Mundart im Laufe der Zeit verändere. Für jed Stadt, für jedes Dorf, so weit irgend die Belege reichen, mußte eine be sondere Sprachgeschichte entworfen werden.

Das hat Heinzel zuerst gethan für das Gebiet des Niederfränkischer Was er Geschäftssprache nennt, heißt wesentlich die Sprache der Ur kunden.

Alle ihm irgend erreichbaren niederfränkischen Urkunden bis ungefäh zum Jahre 1500 hat er jede für sich auf ihre Mundart hin angesehen Sein Buch beruht so zu sagen auf eben so vielen Specialgrammatiken, al ihm niederfränkische Urkunden zugänglich waren. Diese Specialgrammatiker deren jede einen bekannten Ort und ein bestimmtes Jahr oder vielmeh einen bestimmten Tag repräsentirte, mußten nun miteinander vergliche werden. Und die im Dialekt verwandten wurden zu einem in sich einheit lichen 'Typus' verbunden. Heinzel hat elf solcher Typen unterschieden Diese sind aber zum Theil in zeitlichem Nacheinander zu denken. In Köl lösen sich vom neunten bis fünfzehnten Jahrhundert die Typen III, IV un VI ab. Wenn man sich denkt, daß jeder Typus eine Farbe hat und wen wir etwa auf einer Landkarte die betreffenden Orte mit Gläsern von diese Farbe belegten, so würde an einzelnen Stellen die Farbe wechseln und di Gebiete der verschiedenen Farben wären von wechselndem Umfange: wi würden beobachten, wie manche Farben sich auf kleineren Raum zurück zögen, um schließlich zu verschwinden, und wie in demselben Verhältniß andere sich ausbreiten.

Ich will gleich das Beispiel von Köln benutzen, um die Sache deut licher zu machen und dabei die Einrichtung von Heinzels Buch ein weni zu erläutern.

Elf verschiedene Typen, das wirkt zuerst etwas verwirrend. Ma muß nur aufmerksam Heinzels Einleitung S. 1—3 lesen, um zu sehen wie sie sich vereinfachen. Der Sinn der Geschichte der niederfränkische Geschäftssprache, ihr wesentlicher Charakter ist nach Heinzel das allmälig Vordringen gewisser hochdeutscher Lauteigenthümlichkeiten den Rhein hina und die Mosel hinauf.

Den Anfang seiner Aufzählung bilden die am meisten niederdeutsche Typen und er geht über zu immer hochdeutscheren, wenn ich mir diese Comparativ erlauben darf. Die am meisten hochdeutschen sind die letzte der Aufzählung und zugleich die jüngsten. Von den Typen VIII—XI i es am besten zuerst ganz abzusehen, sie stehen dem Hochdeutschen a

nächsten, erscheinen auf Gebieten, welche früher einen der übrigen Typen gezeigt hatten, und gehören im Allgemeinen erst dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Typus I steht dem Niederländischen am nächsten, II ist die Mundart von Geldern und Cleve.

Bleiben noch III—VII, das sind, um es kurz, aber nicht ganz genau zu bezeichnen, die Mundarten von Köln, Trier und Mainz.

Die Mainzische Mundart (VII) erhält sich fast während der ganzen von Heinzel behandelten Zeit, vom neunten bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Sie hat wenig Niederdeutsches, im Inlaut vielfach v für b (selves, geschriven, gegeven), im Anlaut selten p für ph (pleger, penninge), vereinzelt dat statt daz. Aber d für hochd. t (dale, dûfeles) ist Regel, wenn auch t schon eindringt.

Die Sprache von Mainz selbst wird in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mehr hochdeutsch, sie geht in X über. Dafür breitet sich die frühere Mainzer Mundart (VII) um dieselbe Zeit nach Trier aus, wo sie die alte Mundart (V) vertreibt, und im fünfzehnten Jahrhundert dringt sie auch vereinzelt nach Köln vor.

Was nun die Sprache von Köln anlangt, so ist die jülich-bergische Mundart (III) der älteste Typus, den wir dort nachweisen können. Er hat mit II verglichen weniger unverschobene Tenues, aber mit südlicheren Mundarten verglichen doch ziemlich viele. Hochdeutsch z für niederdeutsch t überwiegt, aber wir finden doch außer dat it dit allet uit (hochdeutsch ûz) auch tol, te, tuschen, bûten, mâten u. s. w. Wir finden stets anlautend p (paffe, punt, plag), im Inlaut Schwanken, im Auslaut z. B. regelmäßig up, während die Trierer Mundart ebenso regelmäßig uf (mhd. ûf) bietet.

Aber im dreizehnten Jahrhundert wendet sich Köln mit seiner Umgebung und den südlich von Köln gelegenen Landstrichen dem Typus IV zu. Das heißt: niederdeutsch t ist nur erhalten in den Pronominalformen dat u. s. w. in tuschen, tol und 'in der Formel zt', wie Heinzel sagt, in setten (für sazten), in gesat, besat. Auch ist p im Inlaut und Auslaut nach Vocalen regelmäßig verschoben, außer in up; dagegen p nach Liquiden helpen, werpen, dorp.

Diese Mundart ist die Amtssprache des Erzbischofs von Köln und der Stadt Köln vom dreizehnten bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Im fünfzehnten Jahrhundert aber dringt VI ein, d. h. es wird uf für up, wie in Trier, es wird daz, was, is für dat, wat, it gefunden. Ja dieser hochdeutsche Charakter kann sich noch verstärken, so daß der Typus VII, die ursprüngliche Mainzer Mundart, entsteht. —

Es ist nicht angenehm, daß man sich die Thatsachen, welche ich hier zusammenstellte, bei Heinzel an verschiedenen Orten suchen muß. Es wäre natürlich bequemer, wenn man für jeden Ort die Geschichte des Schreibgebrauches beisammen hätte. Aber das ist bald gesagt und schwer gethan.

Den Schreibgebrauch von Köln, Trier, Mainz könnte man schon für sich behandeln. Aber soll dieselbe Aufmerksamkeit jeder kleinen Stadt, jedem kleinen Dynasten geschenkt werden? Soll man unzähligemal dieselben Geschichten wiederholen?

Ich glaube gerne, daß Heinzels Methode, Typen aufzustellen, das Richtige war. Aber ich wollte, er hätte sie ausführlich gerechtfertigt. Er brauchte uns nur zu sagen, wie er unter der Arbeit darauf geführt wurde und aus welchen Gründen er sich dafür entschied. Daß sie auch ihre Nachtheile hat, wird Heinzel selbst gerne zugeben. Ein einziges uf genügt, um zwischen IV und VI für den letzteren Typus zu entscheiden. Das Mehr oder Weniger an dat entscheidet oft zwischen VI und VII.

Heinzels Darstellungsweise ist zu vornehm. Ich fühle wohl, was er anstrebt. Er möchte auch in der Form den Naturwissenschaften nahe kommen. Er sucht absichtlich nach Kategorien, welche eine möglichst mechanische Einordnung der Facta zulassen, weil die mechanischen Kriterien möglichst die Willkür ausschließen. Aber es kommt doch nicht bloß darauf an zu ordnen und zu verzeichnen, sondern die so geordneten Thatsachen historisch zu deuten und ihren inneren Zusammenhang bloszulegen. . . . Doch wem sag' ich das? Heinzels Buch ist tief durchdrungen von dem Bedürfnisse, den geschichtlichen Verlauf, den Werdegang, wie die Litteraten sagen, zu verstehen. Aber ich muß ihm vorwerfen, daß der große Zug der Entwickelung fast künstlich versteckt und verzettelt ist. Heinzel weiß im Einzelnen sehr schön zu schildern, wie etwa im Anschluß an politische Machtentfaltungen eine bestimmte Mundart um sich greift. Aber von dem Ganzen wird man immer sagen müssen: es ist nicht anschaulich genug.

Ich hätte gewünscht, daß etwa eine Vorrede die Resultate zusammenfaßte und ganz einfach, mit passenden Beispielen illustrirt, nach den Principien künstlerischer Darstellung die Geschichte der niederfränkischen Mundart erzählt hätte, möglichst übersichtlich, möglichst anschaulich, möglichst populär. Ja ich schlage allen Ernstes vor und rathe, daß Heinzel diese Versäumniß nachhole. Eine 'übersichtliche Geschichte der niederfränkischen Mundart' mit steten Verweisungen auf das größere Buch, gleichsam ein Register in historischer Form, wäre gewiß jedem Leser willkommen und für die Arbeit selbst und ihre Wirkung das allerförderlichste. Heinzel hat sich so tief eingelassen mit dem Niederfränkischen, daß er seine Hand noch nicht davon abziehen darf.

Aber ich sage hier 'Mundart' anstatt 'Geschäftssprache' und ich deute damit auf eine Ergänzung hin. Auf die Drucke des sechzehnten Jahrhunderts wird es weniger ankommen, als auf den heutigen Dialekt. Es ist doch allerlei in diesem Dialekt publicirt. Vor mir liegen z. B. 'Gedichte in Hunsrücker Mundart von P. J. Rottmann', vierte Auflage, Kreuznach 1874 — mit uff und datt, watt, et, und sehr merkwürdigem inlautendem r für d (jerer, Brurer, Pasteere, Leire für nhd. Leute u. dergl., sogar nirr-emol, horr-et, darr-et, girr-er für nhd. nicht einmal, hat er,

das es, gibt er: wenn die Bauern hochdeutsch sprechen wollen, so sagen sie Herr Leder statt Herr Lehrer). Auch für Kölnisch und Trierisch ist kein Mangel. Es wäre nöthig, dergleichen einmal ausgiebig zu sammeln und dann durch eine Rheinreise die lebendige Auffassung hinzuzufügen. Ein solches Buch könnte zugleich den Einheimischen einen Anhalt gewähren für vielfältige Nachträge. Das Programm von Wahlenberg, welches Heinzel und Braune citiren, ist mir noch nicht bekannt geworden.

Ich theile einige Bedenken, die schon sonst gegen Heinzels Darstellung laut geworden sind und sich gegen Eigenthümlichkeiten richten, welche nicht der exacten Sammlung der Thatsachen, wohl aber ihrer Auffassung Schaden bringen.

Geschäftssprache bedeutet zweierlei bei Heinzel: deutsche Lautgebung in Urkunden und Amtssprache, Kanzleisprache. Er hat diese beiden Begriffe nirgends gesondert, wahrscheinlich um einer künftigen Untersuchung nicht vorzugreifen. Er hat aber dadurch den Schein erweckt, als ob es einer solchen Untersuchung nicht bedürfte. Und doch liefert gerade er die trefflichsten Beiträge dazu. Sprechen wir von Kanzlei- und Amtssprache zunächst bloß in der Zeit, in welcher man sich des Deutschen zur Abfassung von Urkunden ganz gewöhnlich bediente. Innerhalb dieser Zeit, d. h. vom dreizehnten Jahrhundert an, weist Heinzel nach, wie eine feste Tradition sich bildet, wie das regellose Schwanken allmälig abnimmt, wie gewisse Grundsätze durchgeführt werden. Da sieht man, daß die Kanzlei als solche, die Amtsstube mit ihrem Formularwesen, einen bestimmenden Einfluß auf die Sprache nimmt. Nicht bloß die Orthographie befestigt sich, sondern die Sprache selbst, der Lautstand, verändert sich. Aber wie können wir das nachweisen? Die Vergleichung mit der damaligen Volkssprache entgeht uns. Die Vergleichung mit der heutigen Volkssprache beweist nicht viel. Bleiben nur die litterarischen Denkmäler ohne amtlichen Charakter, welche mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit in eine bestimmte Gegend gesetzt werden können. Deren werden stets nur wenige sein. Für Köln bietet sich des Stadtschreibers Gottfried Hagens Reimchronik. Sie ist in der älteren Kölner Mundart abgefaßt, in III, mit mehr niederdeutschen Bestandtheilen, während sich die erzbischöfliche und städtische Kanzlei bereits dem Typus IV zugewandt haben.

Erst durch Heinzel haben wir dieses Verhältniß erkannt, und die Erkenntniß ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Aber wieder muß ich bemerken, daß sie uns nicht anschaulich genug entgegen tritt. Ein besonderer Abschnitt müßte eigens dem Nachweis gewidmet sein, daß wirklich und wo ein solches Voranschreiten der Kanzleien vorhanden ist — denn daß die Volkssprache schließlich ganz oder theilweise nachfolgt, läßt sich gleichfalls erweisen, siehe Heinzel in dieser Zeitschrift 1874 S. 167.

Auch die Ergebnisse für die Litteraturgeschichte sind nicht ausgebeutet. Ich begreife nicht, wie man so selbstlos sein kann. Heinzel hat sich begnügt, die sämmtlichen dem Niederfränkischen anheimfallenden Litteraturdenkmäler

seinen elf Typen zuzuweisen. Er hat es dadurch einem Nachfolger außerordentlich bequem gemacht, sich Lorbeern zu holen, welche Er zu pflücken verschmähte. Er hat nicht einmal ein litterarhistorisches Register hinzugefügt, woraus zu ersehen wäre, welche Gedichte und Prosaschriften durch seine Untersuchungen eine vorläufige Fixirung erhalten haben. Auch wäre man dankbar, wenn man erfahren hätte, auf welche Gründe hin die jedesmalige Zuweisung erfolgte, d. h. wenn einige entscheidende Belege beigefügt wären. Aber auch die bloße Zuweisung genügt nicht. Was hilft es mir, aus S. 356 zu erfahren, daß das Annolied dem Typus VI angehört? Ich will wissen, wo das Annolied verfaßt ist, und ich wünsche Auskunft darüber, ob aus der Mundart irgend ein Schluß auf den Entstehungsort gestattet ist.

Ich weiß wohl, was mir Heinzel erwidern kann: 'Eben deshalb habe ich den neutralen Ausdruck Geschäftssprache oder meinethalben Urkundensprache, wenn das neutraler klingt, gewählt, damit ihr nicht Fragen und Anforderungen an mich stellt, die ich zu beantworten und zu befriedigen keine Lust habe. Ich erzähle euch die Geschichte des Niederfränkischen, so weit es in amtlichen Documenten niedergelegt ist. Was darüber hinausgeht ist mein guter Wille, ich konnte die Litteratur auch ganz bei Seite lassen, wenn es mir paßte.'

Bei jedem Fremden müßte ich die Einwendung gelten lassen. Einem Freunde gegenüber erlaube ich mir zu sagen: 'Du solltest aber Lust haben, jene Fragen zu beantworten. Du hattest das Material dazu in der Hand wie kein anderer. Persönliche größere Fähigkeit bedeutet auch eine persönliche größere Verpflichtung. Du bist uns diese Aufschlüsse noch schuldig.' Und da mich Plänemachen für andere nichts kostet und das Wünschen sehr wohlfeil ist, so würde ich zu dem oben ausgesprochenen etwa noch den nach einer Geschichte der niederfränkischen Litteratur fügen.

Etwas aber ist gewiß berechtigt: da sich Heinzel nicht mit der Darlegung der Thatsachen begnügte, welche die Urkunden liefern, sondern eine Auffassung dieser Thatsachen hinzufügte, welche sie historisch erklären soll, so mußte er nachsehen, wie weit die litterarischen Denkmäler darauf Licht zu werfen im Stande sind.

Wie also steht es z. B. mit dem Annoliede? Herr Braune ist leicht mit der Frage fertig. Er ist von vornherein überzeugt, daß es an jedem Ort immer nur eine Mundart giebt, daß ein Unterschied zwischen Volkssprache, Schriftsprache, Amtssprache nicht existirt, folglich erklärt er, das Annolied könne in seinem jetzigen Zustande nicht aus Köln hervorgegangen sein. Es ist möglich, daß er Recht hat, aber bewiesen ist die Behauptung in keiner Weise.

Wenn Heinzels Aufstellung ganz scharf richtig ist, so verhält sich die Sache vielmehr so. Das Annolied, oder sagen wir vorsichtiger: die Handschrift des Annoliedes, war im zwölften Jahrhundert in einem Dialekt geschrieben, welchen Heinzel vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts überhaupt nicht, als Amtssprache Kölns erst 1401 (Siegburgs 1355) nach-

weist. Die Handschrift müßte also nach ihrer Mundart in — Nirgendheim entstanden sein. (Die Handschrift der Jolante bei Heinzel S. 356 ist aus dem siebzehnten Jahrhundert, ich weiß aber nicht, ob die Reime etwa für VI im dreizehnten Jahrhundert beweisen.) Scherz bei Seite, wenn wir aus inneren Gründen das Annolied nach Köln oder Siegburg versetzen dürfen, so liefert uns vielleicht die Handschrift ein werthvolles Beweisstück für das Vorhandensein einer fränkischen Hof- und Schriftsprache unter den fränkischen Kaisern. Ich sage: vielleicht, denn eine eigens darauf gerichtete Untersuchung ist ja nicht angestellt, und auf eine bloße Zuweisung Heinzels hin würde Heinzel selbst nicht so weitgehende Folgerungen wagen.

Diese Folgerungen würden sehr wohl zu dem stimmen, was wir sonst wissen oder zu wissen glauben. Vom elften bis dreizehnten Jahrhundert beobachten wir eine gewisse Centralisation der Schriftsprache, um 1250 werden die Localgeister entfesselt und Schriftsprache und Volksdialekt fallen wohl im Wesentlichen zusammen, vergl. Vorträge und Aufsätze S. 53. Um 1150 fänden wir also die kölnische Schriftsprache unter ziemlich starkem hochdeutschen Einflusse (VI.). Der Volksdialekt war III. Er ist die Schriftsprache der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunders, während sich die Amtssprache dem Typus IV hingiebt und allmälig auch ihrerseits bis zu Typus VI vordringt, den die Schriftsprache des zwölften Jahrhunderts bereits erreicht hatte.

Statt Schriftsprache wäre vorsichtiger zu sagen: geschriebene Sprache. Sonst denkt irgend jemand, ich traue dem Verfasser des Annoliedes zu, daß er sich aus einem kölnischen Adelung belehrte, was erlaubt und was verboten war.

Aber dies bringt mich auf meinen Ausgangspunct zurück. Ich wollte geltend machen, daß meiner Ansicht nach geschieden werden muß zwischen ganz deutschen Urkunden und lateinischen, in denen deutsche Namen und einzelne deutsche Worte vorkommen. Auch diesen Unterschied entnehme ich Heinzel selbst. Niemand vor ihm hat so scharf und fein die Principien für die Benutzung beider Arten von Urkunden erörtert wie er S. 5—12. Und bei einzelnen Typen, z. B. III, ist das Material ausdrücklich gesondert, die Beschreibung verläuft in zwei Absätzen: bis zum dreizehnten Jahrhundert, und vom dreizehnten Jahrhundert an.

Aber hätte es sich nicht vielleicht empfohlen, diese Scheidung zum ersten und Haupteintheilungsgrund zu machen, damit man gleich überschauen konnte, wie viele Typen sich aus den lateinischen Urkunden gewinnen lassen, wie viele sich erst nachher herausbilden, für welche Gegenden überhaupt alte Belege vorhanden sind? Das Werk wäre dadurch, seinem Titel 'Geschichte' gemäß, in zwei Bücher zerfallen, die man kurz als lateinische und deutsche Zeit bezeichnen konnte.

Heinzel mußte sich dann die Frage vorlegen, die er sich freilich wieder absichtlich fern gehalten hat: gab es bereits eine Kanzlei- und Amts-

sprache in der lateinischen Zeit? Wenn Heinzel von einer 'über das ganze Gebiet des ripuarischen Herzogthumes gültigen Geschäftssprache' redet, für welche das ripuarische Volksrecht nur geringe Belege biete: was meint er damit? Jedenfalls doch etwas anderes als was eine für die kölnische Kanzlei des vierzehnten Jahrhunderts 'gültige Geschäftssprache' besagen will.

Jeder Schreiber, der eine Urkunde abfaßt, kann in der Lautendung der Namen und sonstiger deutscher Wörter unter dem Einfluß eines Lehrers oder Collegen, kurz fremden Beispieles stehen. Für die Auffassung deutscher Namen gab es zweifellos verschiedene Methoden. Wenn in St. Gallischen Urkunden Chrod-, Crod-, -chram (Henning S. 141) neben sonstigen hr- steht, so ist das nicht ein Unterschied der Mundart, sondern ein Unterschied in der Methode der Lautbezeichnung, westfränkische Methode, vererbt von der römischen Methode, und allerdings ursprünglich wohl auf einem Unterschiede der Mundart beruhend: d. h. im achten Jahrhundert hätte wohl schwerlich jemand, wenn die Lautbezeichnung erst zu finden und einzuführen war, das hochdeutsche demnächst fallende anlautende h vor r durch ch bezeichnet, was für die Römer doch ihre dem Laute nach zunächstliegenden Buchstaben gewesen sein müssen. Aber dieses selbe römisch-westfränkische ch zu St. Gallen im achten Jahrhundert ist bloße Schreibmethode.

Auch das th für hochd. d (Henning S. 127) ist eine von den Römern angeerbte Lautbezeichnung, woneben aber auch die Römer schon d verwendeten: hier freilich ist es recht schwer zu entscheiden, ob wir in den St. Gallischen Denkmälern noch Mundart oder bloß Schreibgebrauch vor uns haben. Braune S. 53 entscheidet sich vorschnell für die erstere. Ich bin zu einer Entscheidung noch nicht gelangt. Denn das consequente Zurückweichen allein genügt nicht, auch eine bloße Schreibmethode kann sich allmälig und ohne Schwankungen zurückziehen. Umfassende Beobachtungen, welche lehrten, daß überall die Zurückziehung allmälig stattfindet, würden allerdings die Wahrscheinlichkeit sehr erhöhen, daß wir es mit einer wirklichen Spracherscheinung zu thun haben.

Wenn neben th in St. Gallischen Urkunden auch t begegnet, so nennt das Henning S. 127 mit Recht romanische Schreibweise. Da kann von einer Spracherscheinung nicht entfernt die Rede sein.

Noch anders sind die Latinisirungen wie in Adalricus, Friduricus (Henning S. 134, Vorwort XI) und vielleicht in -pertus für peraht (S. 143).

Und endlich kann innerhalb rein oberdeutscher Lautgebung, wo sie Schwanken zuläßt, sich wechselnde Schreibsitte oder Schreibschule geltend machen. Die Laute, die wir heute als b und g schreiben, aber nicht immer sprechen, schwanken im Lateinischen und Alemannischen des achten und neunten Jahrhunderts, und nicht bloß in diesen zwischen b und p, zwischen

g und k oder c.*) Wenn nun in den St. Gallischen Urkunden bis 768 anlautend p überwiegt, von 769—779 b in ziemlich bedeutendem Maße, dagegen 780—814 nur in geringem Maße (Henning a. a. O. S. 129), so kann das nicht auf Schwankungen des Lautes in der St. Gallischen Mundart beruhen. Ganz möglich aber wäre, daß jenes überwiegende b des einen Jahrzehnts fränkischem Einflusse seine Macht verdankte. Und wenn hinwiederum k für g stetig fortschreitet (Henning S. 136 f.), erst in der Minorität, dann gleichstehend, endlich seit 800 in der Majorität: dürfen wir das allmälig durchdringende Lautverschiebung nennen oder ist es allmälig sich befestigender Schreibegebrauch?

Im klösterlichen Verband ist Beispiel und Schule besonders mächtig, aber die Klosterschule wirkt nicht bloß innerhalb der Clausur. Warum soll sich die Anweisung eines Lehrers nicht auch auf Orthographie der Namen und sonstiger deutscher Worte erstreckt haben? Was herauskommt, wenn ein Ungeschulter schreibt, das zeigt das Georgslied. Andererseits will im Hildebrandlied offenbar ein hochdeutsch geschulter Mann, der im Inlaut an zz und hh gewöhnt ist, ein niederdeutsches Gedicht aufzeichnen und setzt daher tt und cc, wo sie nicht hingehören.

Hat aber die Schule auf die Lautgebung Einfluß, so ist auch die Möglichkeit einer Tradition vorhanden und damit eine gewisse Trennung von dem Volksdialekt. Das ist der Boden, auf welchem sich unter Einfluß der Hofsprache die Litteratursprache entwickeln konnte, die den Dialekt wohl niemals verdrängte, aber ihn mäßigte und einschränkte. Wie weit all dergleichen für die Schreibung von Namen und deutschen Wörtern in sonst lateinischen Urkunden in Betracht kam während des elften und zwölften Jahrhunderts, das bliebe zu untersuchen. Und der Reiz zu dieser Untersuchung würde sich Heinzel fürs Niederfränkische von selbst ergeben haben, wenn er die lateinische Zeit abgesondert und das Material in annähernder Vollständigkeit dargelegt hätte, daß man es bequem wie bei Henning überschauen könnte. Werden erst mehr derartige Untersuchungen gemacht sein, so wird sich die Methode vereinfachen. Vielleicht zieht man es dann vor, vollständige Auszüge der deutschen Bestandtheile lateinischer Urkunden an die Spitze zu stellen, die Urkunden durchzunumeriren und die Wörter mit Zählung von fünf zu fünf zu versehen: wodurch sich die Citate vereinfachten und Raum gewonnen würde. Wie oft und in wie vielfachem Sinn ist bei Henning ein einzelner Name verwerthet, wie oft mußte er geschrieben und gedruckt werden!

Wenn nun die Klosterschule eine Schreibschule war, darf man auch die Kanzlei für eine solche ansehen? Für die spätere Zeit gewiß. Aber auch schon vor dem dreizehnten Jahrhundert?

Es käme auf eine Untersuchung an. Warum soll sich nicht in der kaiserlichen, königlichen, erzbischöflichen oder bischöflichen Kanzlei auch eine bestimmte Methode der deutschen Lautbezeichnung herausgebildet haben?

*) Vergl. oben S. 266. 271 ff. 277 ff. 287 f. 292 ff. B.

Wechselnd natürlich unter dem Einfluß einzelner Männer, aber doch Methode, doch Tradition: der Einflußreiche schafft eben eine neue.

Für die Frage nach einer karolingischen oder ottonischen Hofsprache wäre die Untersuchung nicht unwichtig, wenn auch nicht entscheidend. Wenigstens möchte man endlich darüber klar sehen.

Ein schon bekanntes Factum ist doch recht bezeichnend. Der Name Karls des Großen wurde in seiner Kanzlei, wie Sickel Urkunden 1, 264 bemerkt, bis zur Kaiserkrönung Carolus, von da an Karolus geschrieben, woran dann auch die Kanzlei Ludwigs festgehalten hat. Ein einziger Nachzügler findet sich. Aber niemals das auch mögliche Charolus. Die Hofsprache und Familiensprache ist eben fränkisch und nicht oberdeutsch, nicht strengalthochdeutsch.

Nun weiß ich wohl, daß ein Kaisername ein besonderes Ding ist. Aber wenn man sich dafür ein Gesetz macht, so wird man für andere Namen doch Gewohnheiten haben. Was Karl anlangt, so geht die Sache noch weiter. Sickel bemerkt a. a. O., daß außerhalb der Kaiserurkunden auf den Unterschied zwischen Carlus und Karlus kein Werth gelegt werde. Das belegt auch Henning (S. 141, die Stelle sollte aber wohl S. 134, 1 stehen) aus St. Galler Urkunden. Aber beinahe niemals, auch in St. Gallen, setzt man Charolus, Charulus, Charlus; und doch kennt Henning in sonstigen Namen (S. 134) keine Ausnahme von constantem anlautendem ch für germanisch k. Wirkt die Autorität der kaiserlichen Kanzlei? Es wäre wohl der Mühe werth nachzusehen, wie es andere Urkundenbücher und die Handschriften der Annalen damit halten, ob der Name des großen Kaisers je mit anlautendem Ch geschrieben wird. Ich besinne mich augenblicklich auf kein Beispiel und kann auch nicht darnach suchen.

Wie weit ist die Urkundensprache der karolingischen Zeit mit der Litteratursprache identisch? In einem und demselben Kloster kann von einem Unterschiede kaum die Rede sein, und St. Gallen bestätigt es. Aber wird es jemals gelingen die Sprache des althochdeutschen Isidor an eine in Urkunden übliche Orthographie anzuknüpfen und dadurch örtlich zu fixiren? Für den Isidor giebt Heinzel S. 117 f. einen beachtenswerthen Beitrag zur Auffassung der seltsamen Schreibung ch. Aber er hat sich, so viel ich sehe, nirgends mit Müllenhoff über dessen Ansicht auseinandergesetzt, daß dieses Denkmal im Wesentlichen den Dialekt um Mainz repräsentire. Der Anknüpfung an den Hof Karls des Großen ist das ch für germ. k nicht eben günstig. Und die Entstehung um 750 oder vor 750 ist eine merkwürdige Behauptung Braunes (S. 45), die uns doch nichts helfen wird.

Ein Wort noch über die Kategorie 'Verkehr', welche in Heinzels geographischen Übersichten der einzelnen Typen eine gewisse Rolle spielt. Es kommt vor, daß eine Urkunde nicht für die Mundart desjenigen beweist, der sie ausstellt, sondern für den, dem sie ausgestellt wird oder — um es gleich so auszudrücken — der sie sich ausstellen läßt (Heinzel S. 9). Heinzel hat wohl erwogen (S. 12), daß eine Urkunde von A ausgestellt, aber von einem

Secretär des B, für den oder mit dem sie ausgestellt war, redigirt sein könne. Er weist daneben nach (S. 10), daß jemand absichtlich nicht die eigene Mundart, sondern — so viel er konnte — die Mundart desjenigen gebrauchte, an den er sich wandte.

Beide Auffassungen sind an sich möglich. Für die thatsächliche Erforschung der Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache kommt es aber darauf an, daß eine Urkunde überall für denjenigen verwendet werde, für den sie beweist. Das hat Heinzel durchweg gethan, und so weit ist nichts gegen sein Verfahren einzuwenden. Aber in der Auffassung der Erscheinung giebt er, wie es scheint, dem zweiten Gesichtspunct den Vorrang. Braune umgekehrt dem ersten.

Im Allgemeinen dürfte Braune Recht haben. Sehr oft wird vorgekommen sein, daß B, der von A ein Privileg wollte, die Urkunde fertig mitbrachte, wozu A nur seine Unterschrift zu geben brauchte. Aber erledigt ist die Sache durch Braunes Bemerkungen keineswegs. Die Diplomatiker, z. B. Weizsäcker, haben eine solche Möglichkeit bereits erwogen. Aber eigene diplomatische Untersuchungen sind dem Gegenstande meines Wissens noch nicht gewidmet worden. Die von Heinzel unter der Kategorie 'Verkehr' aufgeführten Urkunden bieten dazu reichen Stoff. Und so mag denn auch hier die Philologie der Diplomatik in die Hände arbeiten, wie Henning seinerseits sprachliche Thatsachen zur Bestimmung der Echtheit und Originalität von Urkunden verwerthen konnte (siehe den Excurs a. a. O. S. 121 ff.). —

Ich habe noch zu sprechen von den Excursen, welche Heinzel seiner Darstellung eingefügt hat und worin einige der tiefsten und schwierigsten Fragen der germanischen Lautgeschichte erörtert werden: die westgermanischen Vocale (Färbung des a), die Lautverschiebung, die neuhochdeutschen Diphthonge, die Verbreitung des Neuhochdeutschen.

Ich kann jetzt nicht mehr alles discutiren. Ich will mir nur über die Lautverschiebung noch einige Bemerkungen erlauben.

Heinzel berührt sich in seiner Auffassung vielfach mit der von Paul und Braune vorgetragenen und alle drei vereinigen sich in manchen Puncten gegen mich, um freilich in anderen ebenso entschieden auseinander zu gehen.

Paul tadelt im Eingang seines Aufsatzes S. 147 diejenigen, welche die gewöhnliche Umschreibung des Gothischen für die Laute des Gothischen selbst nehmen, und fährt fort: 'Bei Scherer erscheint zwar zum Theil eine andere Auffassung: aber sie ist nur schwankend ausgesprochen und nicht consequent durchgeführt.'

Aus meiner Recension über Rumpelts Natürliches System der Sprachlaute — diese Zeitschrift 1870, S. 632 ff. [oben S. 238 ff.] — kommen hier folgende Puncte in Betracht:

Erstens S. 636 [243] die Frage, ob nicht gothisch d und b zweierlei Laute bedeuten, einmal Media und dann einen zwischen Media affricata

und tönender Spirans schwankenden Laut. Vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 74.

Zweitens S. 650. 659 [258. 267], vergl. schon Zur Geschichte S. 72, die Frage, ob nicht unmittelbarer Übergang von tönender Spirans zur Media möglich sei, ob nicht die altarischen Mediae affricatae, welche der germanischen Verschiebung zu Grunde lagen, bloße tönende Spiranten geworden waren, ehe sie von dem dritten Acte der Lautverschiebung ergriffen wurden.

Drittens. S. 659 [267 f.] die Bemerkung: Gefahr der Vermischung zwischen solchen tönenden Spiranten und j, v könne nicht obwalten, weil diese Laute in der arischen Ursprache wohl die vocalconsonantische Aussprache gehabt hätten (siehe auch Zur Geschichte S. 70 Note). Dazu vergl. Paul S. 158 f.

Das Wesentlichste von Pauls Theorie ist nun: er beantwortet meine zweite Frage mit Ja: die Mediae affricatae seien zu tönenden Spiranten geworden. Er entscheidet sich mit Bezug auf meine erste Frage dafür, in der zweiten Geltung von b und d (zugleich übertragen auf g) nicht jenen schwankenden Laut, sondern einfach tönende Spirans zu erblicken (dagegen siehe Heinzel in dieser Zeitschrift 1874 S. 180).

So weit könnte ich, da mir der letztere Unterschied nicht sehr wesentlich vorkommt (vergl. insbesondere Zur Geschichte S. 72), Pauls Methode für meine eigene zu erklären, denn daß man die Anwendung vom Gothischen auf andere germanische Sprachen zu machen versuchen mußte, war selbstverständlich. Ob darnach die gegen mich gerichtete Bemerkung, womit Herr Professor Paul seinen Eingang schmückt, ganz gerecht war, gebe ich zu bedenken. Die richtige Fragestellung ist manchmal so viel werth wie die Antwort selbst, und Heinzel geht denn auch S. 115 von jenen meinen Sätzen aus. Doch kommt darauf gar nichts an.

Aber Paul macht einen weiteren Schritt, der allerdings nicht mehr zu meinen Ansichten stimmt, und den ich nicht mitmachen kann.

Er identificirt jene gothische inlautende tönende Spirans des ersten Satzes mit der altarischen hypothetischen tönenden Spirans des zweiten Satzes und schließt daraus, daß die germanische Verschiebung der altarischen Media affricata im Inlaut noch gar nicht vollzogen sei.

Heinzel thut etwas ganz Ähnliches. Er hält jene gothischen Inlaute für Mediae affricatae und identificirt diese wiederum mit den altarischen Mediis affricatis: die Folgerung ist dieselbe. S. 129—146.

Ich habe dagegen jene gothische Lautwandelung im Inlaut zwischen Vocalen für etwas Secundäres gehalten und ich halte sie noch dafür.

Auf den 'Suevennamen' hätten sich Heinzel und Paul nicht berufen sollen. Gut bezeugt ist bekanntlich nur Suebi (Müllenhoff, Zeitschrift 9, 257, der übrigens gleichfalls schon auf 'ein aspirirtes b' hindeutet). Und ganz außer Acht gelassen sind die finnischen Entlehnungen, welche, wie Thomsen nachwies, Media voraussetzen. Auch daß der Anlaut voranginge

und der Inlaut zurückbliebe, wäre verwunderlich. Ferner haben beide meine Gegner, wie Heinzel später selbst erkannte, die altarischen Tenues affricatae ganz außer Acht gelassen, welche doch nicht bedeutungslos erscheinen. Und endlich kann ich die Frage nicht unterdrücken, ob auch das baierische inlautende w für b zwischen tönenden Elementen (Schmeller, Mundarten S. 82 N. 407) noch eine directe Fortsetzung der altgermanischen tönenden Spirans sei: in Mitteldeutschland wird es auch gehört: ist das beidemal ein dem Ursprung nach verschiedener Laut?

Ich halte also fest zunächst an meiner Ansicht über die chronologische Folge der germanischen Verschiebungsacte: die Affricatae kommen zuletzt daran.

Ob die Mediae affricatae ihren Weg über die tönenden Spiranten nehmen, ist für mich noch immer eine offene Frage.

Über die Natur dieser altarischen Laute, ob wir in der That mit Affricaten zu thun haben, oder vielmehr mit Aspiraten, wie Curtius und Ascoli wollen, darüber möchte ich mich hier nicht von neuem äußern. Ich bemerke nur folgendes. Die beiden Laute, die sich zur Affricata verbinden, werden jeder für sich sehr kurz sein (Zur Geschichte S. 49 Anm.) und brauchen daher nicht Position zu bilden. Wir können die Aspiraten nicht für schwierig halten und aus dieser Schwierigkeit auf Ursprünglichkeit schließen, weil sie uns schwer hervorzubringen sind: die Schwierigkeit beruht zum Theil gewiß auf Selbsttäuschung, mindestens die Tenues affricatae bringt jeder Deutsche sehr oft hervor, und von ihrer Behandlung in den arischen Sprachen gilt so ziemlich dasselbe wie von der Behandlung der sogenannten weichen Aspiraten. Den bloßen Hauch sehen wir in jüngeren Sprachepochen um sich greifen, insbesondere Spiranten gehen oft in ihn über, derselbe Übergang neben einem Verschlußlaut ist keine Erschwerung, sondern eine Erleichterung, weil die Controle des Ohres hier geringer ist. Andererseits fällt es schwer zu glauben, daß der bloße Hauch schon in der Ursprache bedeutungsvoll gewesen sei.

Große Wichtigkeit für alle einschlägigen Fragen hat das englische th. Ich habe eine Beschreibung adoptirt, welche berichtete, daß das weiche th, die tönende rein dentale Spirans, oft mit Verschlußlaut erklinge (d^4z^4 statt z^4). Für die Verdeutlichung des fränkischen th, dh, welches dem hochdeutschen d zu Grunde liegt, war mir dies sehr wichtig. Im Finnischen wird entlehntes th ganz ebenso behandelt wie d. Bei den Römern finden wir dafür bald th, bald d. Seitdem das aus t verschobene th, die tonlose dentale Spirans, tönend wurde, und vereinzelt war dies vielleicht schon sehr früh der Fall, seitdem fand sich auch wohl schon die Affricata daneben ein: Zur Geschichte S. 72.

Nun bestreitet aber Sievers (bei Paul und in der Recension über Heinzel) die Richtigkeit jener Beschreibung. Es sei dies ein Mittellaut zwischen Media und Spirans, und selbst zwischen Tenuis und Spirans sei ein solcher Mittellaut beim englischen th zu constatiren. 'Hervorgebracht wird

er durch möglichst plötzliche Bildung und Lösung des Verschlusses oder der Enge bei möglichst geringem Exspirationsdruck. Bei Bildung einer Enge kommt das Reibungsgeräusch dann fast gar nicht zur Geltung, man glaubt leicht wirkliche Media da zu hören, wo factisch noch Spirans gesprochen wird.'

Ich habe in der Frage kein eigenes Urtheil, selbst wenn ich mehr in der Lage gewesen wäre mit eigenen Ohren zu beobachten, so würde ich meinen Beobachtungen nicht trauen. Mögen andere hier weiter sehen. Jener 'Mittellaut' ist sprachgeschichtlich ebenso gut zu verwenden wie die Media affricata.

Ich gehöre im Allgemeinen gewiß zu denen, welche sich nicht mit der Schrift begnügen, sondern bis auf den Laut durchdringen wollen. Aber wenn die Lautspeculationen gar zu wild und kühn werden und wenn man gar zu viel mit Möglichkeiten operiren muß oder ganz Naheliegendes übersehen wird, so ziehe ich mich zurück und halte mich so lang an den Buchstaben, bis ich durch wirklich entscheidende Gründe gezwungen werde, ihn zu verlassen. Diesem Buchstaben werde ich etwa die Einschränkung hinzufügen: falls er das bedeutet, was er zu bedeuten scheint. Und ich werde damit auf die Erledigung mancher tieferer Fragen verzichten müssen, aber wenigstens verliere ich nicht den Boden unter den Füßen. Wir wollen doch nicht in den Fehler der früheren deutschen Philosophie verfallen, welche auf unvollständig untersuchte Thatsachen hin sofort generalisirte und construirte. Zuerst müssen doch die gothischen Namen vollständig gesammelt vorliegen, was sie bekanntlich nicht thun (zu den Sammlungen von Dietrich kommt ein dankenswerther Beitrag von A. Bezzenberger: Über die A-Reihe der gothischen Sprache, Göttingen 1874, S. 7—12); wir müßten auch die von römischen Schriftstellern überlieferten Namen bequem überschauen können; wir müßten überhaupt in der Lage sein, mit allen Mitteln der Induction uns dem Probleme zu nähern, alle Inschriften müßten herbeigezogen und überall müßte streng die sicherste und glaubwürdigste Überlieferung bevorzugt sein: — dann erst würde man sehen, wie weit zu kommen ist und wo etwa die Buchstaben nur unvollkommene Bilder der altgermanischen Laute liefern.

Heinzels Theorie der Lautverschiebung kennen die Leser dieser Zeitschrift im Wesentlichen wohl aus seiner eigenen Darlegung Jahrgang 1874 S. 169. 177 ff. (daß Heinzel germanisch th für t's' halte, wie Sievers berichtet, ist ein Irrthum, vergl. Niederfränkische Geschäftssprache S. 141). Ich kann in den anderen Puncten nicht ebenso bestimmt Widerspruch erheben wie in dem einen soeben behandelten. Ich bin zum Theil noch gar nicht sicher, ob ich Heinzel überall richtig verstehe, und die Tragweite seiner Argumente zu würdigen, fällt mir nicht leicht. Es bedarf großer Vertiefung, um sich für ein Ja oder Nein zu entscheiden. Gründlich, umsichtig, scharfsinnig und originell ist Heinzel auch in dieser Partie seines Buches, aber die überzeugende Darstellung, die überwältigende Macht des Vortrags,

die es dem Hörer leicht macht Stellung dafür oder dagegen zu nehmen, fehlt leider auch hier. 'Etwas derber, etwas massiver!' möcht' ich ihm fortwährend im Lesen zurufen. Ein durchschlagender Grund muß sich vor mich hinpflanzen, daß er mir den Weg versperrt und in der Erde festgewurzelt scheint. Doch ich verlange von Heinzel, was ich selbst nicht kann . . . .

Ich hoffe also in künftigen Erörterungen auf die Streitfragen zurückzukommen. Für jetzt bin ich durch Heinzel und Braune namentlich schwankend geworden über meine Theorie des ersten Verschiebungsactes, der Verschiebung der Tenuis. Ich hatte angenommen, die altarische Tenuis, welche sich zur einfachen Spirans verschiebt, müsse verschieden sein von der althochdeutschen anlautenden, welche Tenuis affricata, und der althochdeutschen inlautenden zwischen Vocalen, welche Doppelspirans wird. Dagegen richtet sich eine Argumentation meiner Gegner, welche ich hier nicht wiederholen will, welche aber viel Beachtenswerthes enthält, vielleicht auch Überzeugendes: ich gestehe offen, daß ich noch nicht im Stande war, diese Argumente so eingehend zu prüfen, wie ich es für nöthig halte, um zu einem festen Urtheil zu gelangen. Ich wollte nur, wir hätten erst eine vollständige Geschichte der althochdeutschen Verschiebung aus den Urkunden: vielleicht könnte man sich dann auch über die Auffassung dieser Vorgänge leichter verständigen.

Eine vortreffliche Analogie wird das Etruskische bieten, ganz vortrefflich besonders darum, weil durch andere chronologische Folge der Verschiebungsacte alle jene Vermischungen eingetreten sind, vor denen das Germanische und Althochdeutsche bewahrt blieb. Keine andere italische Sprache bietet diese Verschiebungen so vollständig. Das Etruskische zeigt nicht bloß Media statt der altarischen Media affricata oder aspirata, es hat nicht blos nachher die Media verloren und zur Tenuis verschoben, sondern es hat auch die Tenuis zur Aspirata hin bewegt. Die Folge der Verschiebungsacte ist gerade die umgekehrte wie in den beiden deutschen Verschiebungen. Es kann daher vorkommen, daß ein ursprüngliches dh den ganzen Weg durch d zu t bis zum th zurücklegt. Ja, wäre die letzte Verschiebung consequent vollzogen, so mußten alle Verschiebungslaute, die nicht in f oder h ausgewichen oder einer Assibilation unterlegen sind, in den Aspiraten ph, th, ch (oder chv) zusammenrinnen. Diese letzte Verschiebung scheint aber nur sporadisch eingetreten, sie scheint nicht obligatorisch, nur facultativ. Doch warten wir Corssens zweiten Band ab, der das Nähere lehren wird. Ich habe in den ersten nur eben hinein geblickt. Es ist noch mancherlei für uns Interessantes daraus zu lernen, von Etymologie und Mythologie ganz abgesehen. Auch das Etruskische z. B. besitzt wie andere italische Sprachen den aus dem Althochdeutschen bekannten euphonischen Vocal neben Liquiden (Corssen 1, 294. 366). Auch im Etruskischen sind Ansätze zum Umlaut, d. h. eine Epenthese des i vorhanden (Corssen 1, 289. 333. 337. 347. 363).

Und bei dem uv, dem 'irrationalen Mittellaut zwischen u und v' (Corssen 1, 318. 371), kann man sich an althochdeutsch uu, englisch w erinnern.

Doch Verzeihung, wenn ich in der Freude meines Herzens über dieses wundervolle Corssensche Buch, womit das alte Räthsel der etruskischen Sphinx endlich gelöst ist, hier von Dingen schwatze, die mich nichts angehen und von denen ich überdies nichts verstehe. Nur die etruskische Lautverschiebung wird uns allerdings angehen, wenn erst die Thatsachen außer Zweifel stehen und in ihrer Gesammtheit zu überschauen sind. Die etruskische Verschiebung der Tenuis, die sich zunächst mit dem althochdeutschen Anlaut vergleicht, kann nun aber schwerlich aus einem beigemischten j-Laut, aus Assibilation erklärt werden, wie Heinzel will. Denn die Assibilation besteht daneben, z. B. -czlo für -culo (Corssen 1, 457), s für c vor n (ibid. 345. 419).

Andererseits ist aber das schon von Wackernagel betonte Ziaberna und Ziurichi (Heinzel S. 147 Anm.) doch zu merkwürdig, als daß man Heinzels Hypothese leichtherzig von der Hand weisen und sich näherer Prüfung entschlagen dürfte.

Zu näherer Prüfung ist für mich in Heinzels Buch überhaupt noch vollauf Gelegenheit. Jede nähere Prüfung aber, das weiß ich zum Voraus, kann meine Freude darüber und meinen Dank dafür nur erhöhen.

Straßburg, 22. December 1874. Wilhelm Scherer.

Mittelhochdeutsche Grammatik. Von Hermann Paul. Zweite Auflage. Halle, Niemeyer, 1884. IV und 162 S. 8⁰.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1885, Bd. 11, S. 99—102.

Die erste Ausgabe erschien 1881 und ist in unserem Anzeiger VII, 305 von Franck kurz charakterisirt worden. Ich muß mir vorwerfen, daß ich durch eine böse Einzelheit, die mir gleich ins Auge fiel und die meinen lebhaften Widerspruch herausforderte (sie soll sofort näher erörtert werden), mir den Geschmack an dem Buch überhaupt verderben ließ. Ich habe jetzt beide Ausgaben gelesen und eine Menge werthvoller Bemerkungen, auch den Vortrag im Allgemeinen klar und vielleicht nicht für Anfänger überall auf das zweckmäßigste eingerichtet, aber für unser einen durchweg anregend gefunden. Die beständige Rücksicht auf das Neuhochdeutsche ist nicht nur didaktisch sehr richtig, sondern ergiebt immer zugleich wissenschaftliche Beobachtungen zur Charakteristik unserer heutigen Sprache. Wenn ich das Buch so im Ganzen schätze, so muß ich freilich den Widerspruch im Einzelnen um so schärfer geltend machen.

Wir waren bisher doch in der Lage, mittelst der Grammatik eine elementare Thatsache, die jedem in der mittelhochdeutschen Poesie bald ent-

gegentritt, vollkommen befriedigend aufzufassen: den Unterschied zwischen einem zweisilbigen stumpfen und einem klingenden Reim. Wie soll man dies mit Pauls Grammatik in der Hand bewerkstelligen? Wir durften sonst in der Metrik an die grammatische Unterscheidung zwischen tonlosem (nicht unbetontem, wie Paul S. 7 schreibt; Beiträge 8, 187 stand noch das Richtige) und stummem e anknüpfen. Diese aber ist hinfällig, wie Paul S. 7 erklärt, und wir werden auf Beiträge 8, 187 verwiesen, wo derselbe Paul sie für 'nichtig' erklärt. Einen Beweis dieser Nichtigkeit kann ich durch die Belehrungen, die wir a. a. O. empfangen, nicht erbracht finden. Paul liebt es, seine Gescheidheit in ein glänzendes Licht zu setzen, indem er annimmt, daß alle anderen Leute gedankenlos wären, und von den Meinungen dieser anderen Leute ein Bild entwirft, welches eine solche Annahme in der That rechtfertigen würde.

Ich überwinde mich, auf die Betrachtungen der Beiträge 8, 181 ff. noch ein wenig einzugehen, obgleich ich auf Roediger Deutsche Litteratur-Zeitung 1881 Spalte 1699; Anzeiger IX, 333 verweisen könnte.

Die Offenbarungen auf S. 181 f. fassen sich in dem Satze zusammen: 'Wir dürfen den mittelhochdeutschen Dichtern keine anderen Formen zutrauen als solche, die aus der Volkssprache aufgenommen sein können'. Es handelt sich um gekürzte Formen: vergl. Mittelhochdeutsche Grammatik § 62, Zusatz der zweiten Auflage. Man sollte nun meinen, Paul werde eine Sammlung gekürzter Formen, die sich in Handschriften und Reimen finden, angelegt und daraus Schlüsse gezogen haben. Das fällt ihm aber gar nicht ein. Wenn er Zeitschrift 21, 481 f. aufschlagen will, so wird er sich überzeugen, daß ich die Erwägungen, die er Beiträge 8, 181 f. anstellt, nothwendig auch muß angestellt haben, daß ich aber um eben dieser Erwägungen willen nach Beispielen von starken Kürzungen suchte und auf solche verwies. Auch ich glaube, daß die Kürzungen der Dichter auf Kürzungen der Volkssprache beruhen; Kürzungen sind verhältnißmäßig spärlich überliefert, weil die Schreiber nicht die gesprochene Sprache getreulich wiedergaben; aber die Kürzungen, die ihnen entschlüpften, reichen aus, um die Kürzungen, die Lachmann annahm, zu rechtfertigen. Wie viel ein Dichter zuließ und wann, das können wir allerdings nur aus dem Metrum entnehmen. Wir haben also nicht den mindesten Grund, hier von Lachmann abzuweichen.

S. 183 'sobald ein e durch die Lautentwicklung verschwunden ist, kann es doch für den Dichter ebenso wenig in Betracht kommen, als wenn es niemals vorhanden gewesen wäre'. Ganz gewiß! Und Lachmann war so dumm, das nicht einzusehen? Er war natürlich der Ansicht, daß ein Dichter, der ein e an einer bestimmten Versstelle nicht schwinden lassen wollte, die Form mit e nicht blos kannte, sondern auch für die eigentlich regelmäßige hielt. Lachmann suchte aus der Metrik die feinere Eigenheit der Sprache zu lernen, während man heute, im Cultus des Buchstabens befangen, die Metrik nach der zufällig überlieferten Schreibung beurtheilt.

S. 185 'jedenfalls ist Silbenverschleifung nichts als ein Wort, dessen Erfindung und Anwendung man beklagen muß, wenn es zu der Meinung verführt, daß es nun nicht mehr nöthig sei sich die Sache selbst klar zu machen'. Soll doch wohl heißen daß sich noch niemand die Sache recht klar gemacht habe. Paul fragt, ob das e in einem solchen Falle ausgesprochen werde oder nicht. Er entscheidet sich für Aussprache und ist dann so freundlich, zu erlauben, daß man auch künftig von Silbenverschleifung spreche, 'so lange man damit keine andere Vorstellung verbinden will, als daß in einem dreisilbigen Fuße die beiden ersten Silben nur so viel Zeitdauer in Anspruch nehmen dürfen als in einem zweisilbigen die erste allein'. Dies alles und vieles andere in einem Tone, als wenn es noch niemand gewußt hätte. Da es wohl hauptsächlich wieder die 'Lachmannsche Schule' sein soll, welche sich, in blinder Nachbetung mit einem Worte zufrieden, die Sache nicht klar gemacht hat, so darf ich bitten, nicht ganz übergangen zu werden. Was Zur Geschichte der deutschen Sprache² 633 über die Verschleifung steht, genügt vielleicht, um zu beweisen, daß ich darüber nicht viel anders als Paul denke und daß ich selbst seinen S. 190 geäußerten Ansichten über die Verschleifung in der Senkung nicht principiell feindlich gegenüber stehe; aber daß man Lachmann so kurzer Hand widerlegen könne, wie sich Paul das denkt, glaube ich allerdings nicht. In meinen Vorlesungen über Metrik habe ich die Verschleifung immer ähnlich erklärt, wie es Paul S. 186 und 190 thut (vergl. auch Zur Geschichte der deutschen Sprache² 81). Sehen wir die Hebung als eine halbe, die Senkung als eine Viertelnote an, so wird bei Verschleifung auf der Hebung die halbe Note durch zwei Viertel, bei Verschleifung auf der Senkung die Viertelnote durch zwei Achtel ersetzt. Die Silben, welche den beiden Achteln entsprechen, müssen von besonders leichter Natur sein. Welche Silben leicht genug sind, darüber haben möglicherweise verschiedene Dichter verschieden gedacht. Umfassende Beobachtungen darüber wären erwünscht; aber ob sie ein reines Resultat liefern werden, darf man bezweifeln. Es werden vermuthlich manche Fälle übrig bleiben, die einer doppelten Beurtheilung unterworfen sind, da mit der Möglichkeit starker Kürzung gerechnet werden muß.

Den Unterschied zwischen tonlosem und stummen e nun (S. 187) hat meines Wissens nie jemand anders aufgefaßt als Paul es thut, d. h. man hat immer den Hauptwerth auf die Natur der vorhergehenden Silbe gelegt. Soll die Terminologie getadelt werden, so lägen berechtigte Bedenken eher gegen die Bezeichnung 'tonlos' als gegen die Bezeichnung 'stumm' vor. Denn im Sinne der Lachmannschen Betonungsregeln entspricht das tonlose e einer tieftonigen Silbe des Althochdeutschen und trägt noch im Mittelhochdeutschen einen Nebenaccent. Aber ich halte jede Terminologie für gut, sobald sie unzweideutig und eingebürgert ist; und die Freude an neuen Terminologien, welche bei manchen Gelehrten so groß ist, habe ich nie begriffen. Daß nun das tonlose und das stumme e auch ihrer eigenen

Beschaffenheit nach verschieden sind, darüber hat Roediger hinlänglich gesprochen; und die Neigung zum Verstummen rechtfertigt den Namen des 'stummen' e.

Noch weiter als Paul scheint hier Wilmanns im Widerspruche gegen Lachmann und im Cultus des Buchstabens zu gehen, indem er (Walther[2] S. 44) versetzte oder schwebende Betonungen wie sumér, disé annimmt und sie auf eine Linie mit beilét, singét stellt.

Indem ich auf eine weitere Discussion des zweiten dem Accent gewidmeten Capitels verzichte und mich dem übrigen Inhalte des Buches zuwende, lege ich Verwahrung ein gegen das Jahr 1100 als Grenze zwischen Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch (S. 2) und gegen die Äußerungen auf S. 3, welche des Verfassers längst widerlegte Ansicht über die mittelhochdeutsche Schriftsprache festhalten. Die baierischen Diphthonge, wenigstens ou für û, sind nicht 'schon im XIII. Jahrhundert' (S. 42), sondern bereits im 11. Jahrhundert vorhanden.

In Bezug auf die Aussprache des e und ë acceptirt Paul S. 5 die Ansichten von Franck, Zeitschrift 25, 218. Vergl. dazu § 43 Anm. (Zusatz der zweiten Auflage).

Die sonstigen Abweichungen der zweiten von der ersten Auflage innerhalb der Laut- und Flexionslehre zu erwähnen, bietet kein hinlängliches Interesse dar. Daß jetzt von o-Stämmen statt von a-Stämmen geredet und demgemäß auch die urgermanischen Grundformen angesetzt werden, kann ich durchaus nicht billigen; der Standpunct des Germanischen wird damit ganz unnöthig verlassen (lies § 132 'â-Stämme', § 135 und 136 'â-Declination'; § 133 'wo das Neuhochdeutsche').

Die Hauptabweichung der zweiten Auflage von der ersten besteht in dem Versuch einer mittelhochdeutschen Syntax, durch welche Paul das Buch bereichert hat. Paul gefällt sich zwar in einem absichtlich unsystematischen Vortrag; das System von Miklosich ist für ihn nicht vorhanden, obgleich sich leicht zeigen ließe daß seine eigene Betrachtungsweise darauf hindrängt. Aber wenn der Vortrag auch noch viel unsystematischer wäre, wenn man auf wesentliche Lücken oder arge Fehler stieße: so müßte jeder gerechte Beurtheiler sich des Geleisteten freuen und dem Verfasser dafür danken. Hier ins Einzelne zu gehen, ist mir zu meinem Bedauern unmöglich. An der wunderlichen Ausdehnung, die im § 183 dem Begriffe der adverbialen Bestimmungen gegeben wird, muß sich niemand stoßen: die Sache hat keine schlimmen Folgen.

Berlin, 11. November 1884. W. Scherer.

Schriften zur deutschen Grammatik.

III.[1])

Zur Syntax.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1878, Bd. 29, S. 108—125.

Auf dem Gebiete der Syntax herrscht seit einiger Zeit große Regsamkeit. Die Grammatiken der beiden classischen und der semitischen Sprachen sollen ihr Privilegium verlieren, ausgeführte Darstellungen der Syntax zu besitzen. 'Zur Syntax da kommen wir auch noch hin' schrieb vor Jahren ein Vertreter der noch um ihre Existenz ringenden jungen vergleichenden Sprachwissenschaft. Sie sind bereits da. Und zu einer vergleichenden Syntax der arischen Sprachen werden fort und fort mehr oder weniger bedeutende Beiträge geliefert. Franz Miklosich, ein unvergleichlicher Meister überall, wo er anfaßt, hat vom Standpuncte der vergleichenden Grammatik die Verba impersonalia im Slavischen (1865), den präpositionslosen Local (1868), die Negation in den slavischen Sprachen (1869), den Accusativus cum Infinitivo (1869) und schließlich im vierten Bande seiner vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen (1868—1874) die gesammte slavische Syntax abgehandelt. Berthold Delbrück bearbeitete Theile der Casuslehre (Ablativ Localis Instrumentalis, Berlin 1867; De usu dativi in carminibus Rigvedae 1867, deutsch in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 18, 81 ff.), indem er für die Syntax des Veda ältere Anfänge von Schweizer-Sidler (Höfers Zeitschrift 2, 444 ff. 3, 348 ff.) nnd Regnier (Études sur l'idiome du Véda) fortsetzte und übertraf und so vom Sanskrit aus Licht über das Griechische, Lateinische und Deutsche zu verbreiten suchte. Er hat ferner den Gebrauch des Conjunctivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen (Syntaktische Forschungen von Delbrück und Windisch, Band I, Halle 1871) und die altindische Tempuslehre (Syntakt. Forsch. II, Halle 1877) dargestellt; eine Untersuchung über altindische Wortfolge steht in Aussicht. Georg Autenrieth lieferte einen Beitrag zur Lehre von den Casus und Präpositionen, indem er nicht von den Formen, sondern von der Bedeutung ausging und den Terminus in quem (Erlangae 1868) durch das Sanskrit Zend, Altpersische, Griechische, Lateinische und Deutsche verfolgte. Eine Berliner Dissertation von Ernst Siecke ergänzte die Casuslehre durch eine Prüfung des altindischen Genitivs (De genetivi in lingua sanscrita imprimis vedica usu, Berol. 1869) und erörterte von neuem den Gebrauch des Ablativs (Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung 8, 377, Berlin 1876). Ernst Windisch gab seine schöne Abhandlung über das Relativpronomen (Curtius' Studien Band II, S. 201 ff. Leipzig 1869). Diesen Forschern schlossen sich Julius Jolly und H. Hübschmann theils mit allgemeineren

---

[1]) Artikel I ist im Jahrgang 1873 S. 282—300 [oben S. 317—335], Artikel II im Jahrgang 1875 S. 190—208 [oben S. 336—354] erschienen.

Abhandlungen theils mit speciellen Beiträgen für eine Syntax des Zend an, welche in Spiegels Altbaktrischer Grammatik (1867, vgl. Beitr. zur vergleichenden Sprachforschung 1, 134) nur kurze Berücksichtigung finden konnte (Jolly: Ein Capitel vergleichender Syntax, Conjunctiv und Optativ und die Nebensätze im Zend und Altpersischen im Vergleich mit dem Sanskrit und Griechischen, München 1872; Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen, München 1873; der Infinitiv im Zendavesta I. Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung 7, 416, Berlin 1873; über die einfachste Form der Hypotaxis im Indogermanischen 1873, Curtius' Studien 6, 215 ff.; zur Geschichte der Wortstellung in den indogermanischen Sprachen, 1874, Verhandlungen der XXIX. Philologenversammlung S. 209 ff. Zur Lehre vom Particip 1874, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen aus Curtius' grammatischer Gesellschaft S. 71—94; Hübschmann: Zur Casuslehre, München 1875). Den Gebrauch des Infinitivs hatte schon (vor Jolly) Alfred Ludwig im Veda (der Infinitiv im Veda, Prag 1871) und Eugen Wilhelm durch Sanskrit, Zend, Persisch, Griechisch, Oskisch, Umbrisch, Lateinisch, Gothisch hin untersucht (De infinitivi linguarum sanscritae . . . goticae forma et usu, Isenaci 1872), vergleiche dazu über den lettoslavischen Infinitiv Miller in den Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung 8, 156; über den Inf. Pass. im Prâkrit S. Goldschmidt, Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 28, 491. Eine kurze aber interessante Charakteristik der indischen Syntax überhaupt fügte Theodor Benfey seiner Geschichte der Sprachwissenschaft (München 1869) S. 83—87 ein. Über die Behandlung derselben bei Pânini siehe auch Franz Johäntgen Specimen syntaxeos linguae sanscritae (Berol. 1858). Nur gelegentlich, aber immer mit Geist und umfassender Gelehrsamkeit, hat Pott syntaktische Fragen erörtert[1]).

Diesen Bemühungen für altindische, altbaktrische und vergleichende Syntax kommt die historische Syntax der beiden classischen Sprachen mehr und mehr sympathisch entgegen. Die anregenden Bemerkungen von Georg Curtius (der wohl am frühesten auf den Gewinn, den die Syntax aus der vergleichenden Sprachforschung ziehen kann, hingewiesen) in seinen Erläuterungen zur griechischen Schulgrammatik sind allgemein bekannt; die übrige hergehörige gelehrte Thätigkeit erschöpfend zu schildern, sind andere mehr berufen als ich. Für die romanischen Sprachen liegen Diez, Mätzner und viele Einzelbeiträge vor. Der slavischen Syntax ist, wie wir sahen,

[1]) Vergl. noch über Wort- und Satzstellung die Ideen zu einer vergleichenden Syntax von Georg von der Gabelentz in der Zeitschrift für Völkerpsychologie 6, 376 ff. 8, 129 ff. 300 ff. Ferner über einige der angeführten und noch anzuführenden und andere syntaktische Schriften die Recensionen von M. Holzmann in derselben Zeitschrift 6, 488. 7, 448. 8, 40. 57. 361. 478. 9, 153. Zur altindischen Syntax vergl. Misteli in der Zeitschrift für Völkerpsychologie 7, 380; über den Dativ Pischel und Weber in Bezzenbergers Beiträgen 1, 111. 343. — Endlich sei noch auf ein Werk der vergleichenden Syntax im weitesten Sinne, auf die Abhandlung von H. C. von der Gabelentz über das Passivum (Leipzig 1860), hingewiesen.

ein besonders günstiges Loos gefallen. Die littauische hat jetzt Kurschat (Littauische Grammatik, Halle 1876, S. 356—442) ausführlicher behandelt als früher Schleicher. Kaspar Zeuß' Grammatica celtica enthält wenigstens ein Buch über die Partikeln und ein Capitel de constructione prosae orationis (vergleiche ferner Stokes Beiträge 2, 394. 3, 159; Ebel ibid. 4, 357).

Wie verhält sich hierzu die germanische Philologie?

Jacob Grimm hat bekanntlich im vierten Bande seiner deutschen Grammatik (1837) nur den einfachen Satz behandelt; der mehrfache Satz, die verbindende Conjunction und die Negation sowie die Wortfolge waren dem fünften Theile vorbehalten. Syntaktischen Einzelheiten konnte er noch (wie schon früher dem althochdeutschen Relativum, Vorrede zu den Hymnen 1830) besondere Betrachtung widmen: dem Personenwechsel in der Rede (1855, Kleinere Schriften 3, 236), einigen Fällen der Attraction (1857, Kleinere Schriften 3, 312; Germania 2, 410), einer Construction des Imperativs (Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1, 144), dem Participium Präsentis für Krankheiten (Germania 2, 377); die Zeitschrift für deutsches Alterthum brachte gelegentlich auch syntaktische Bemerkungen von ihm (Accusativ bei Adjectiven 1, 207; zu statt des zweiten Acc. 1, 208; vorangestellte Genitive 2, 275; zur Syntax der Eigennamen 3, 134 u. s. w.). Die Abhandlung über das Gebet enthielt eine Betrachtung über den Aorist (Kleinere Schriften 2, 451—458; vergleiche zu S. 453 f. schon die Vorrede zu Wuks Serbischer Grammatik S. LII f.) Aber der fünfte Band der Grammatik blieb ungeschrieben.

Die gothische Syntax von Gabelentz und Löbe (1846) hatte ihre Verdienste, war aber in ein complicirtes System gebracht und that wenig Wirkung. Einzelne ältere Programme (Vilmar, de Genitivi casus syntaxi quam praebeat Harmonia Evangeliorum, saxonica dialecto seculo IX conscripta, commentatio, Marburgi 1834; Silber, Versuch über den gothischen Dativ, Naumburg 1845; — Wellmann, das gothische Adjectivum, Stettin 1835, enthält nur dürftige syntaktische Bemerkungen), eine Monographie, wie die von Graff über die althochdeutschen Präpositionen (Königsberg 1824) fanden keine Nachfolge. In den fünfzehn ersten Bänden von Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum war Franz Dietrich der Einzige neben Jacob Grimm, der gelegentlich Syntaktisches, Beiträge zur Casuslehre (siehe unten Altnordisch; Reste des instrumentalen Accusativs 11, 393: dagegen schwach Holtzmann, Germania 1, 341) und 'syntaktische Funde' (13, 124: Präteritum für Präsens; bloßer Dativ als Ziel der Bewegung; Infinitiv statt Conjunctiv; Imperativ statt Conjunctiv; Imperativ statt Präteritum) veröffentlichte. Jetzt aber hat sich dies alles geändert; seit anderthalb Jahrzehnten etwa herrscht auch hier rege Thätigkeit.

Wenn selten ein Problem durch mehrere oder alle germanischen Sprachen hin verfolgt wird, so hat dies naheliegende Gründe. Am meisten ins Allgemeine gehen die Arbeiten von Ludwig Tobler: Über den rela-

tiven Gebrauch des deutschen und mit Vergleichung verwandter Spracherscheinungen, Kuhns Zeitschrift 7, 353; Germania 13, 91; Übergang zwischen Tempus und Modus, Zeitschrift für Völkerpsychologie 2, 29; über Nomina propria und appellativa ibid. 4, 68; über die Bedeutung des deutschen ge- vor Verben, Kuhns Zeitschrift 14, 108; über das Gerundium ibid. 16, 241; über die scheinbare Verwechslung von Nominativ und Accusativ, Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 375 ; über Auslassung und Vertretung des Pronomen relativum, Germania 17, 257; Anzeigen, Zeitschrift für Völkerspychologie 7, 333; Zeitschrift für deutsche Philologie 6, 243; Germania 18, 243. Untersuchungen über den Ausfall des Relativpronomens in den germanischen Sprachen hat auch Eugen Kölbing (Straßburg 1872) geliefert; derselbe schrieb 'Zur Entstehung der Relativsätze in den germanischen Sprachen', Germania 21, 28; Enti den Nachsatz einleitend, Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 347. — P. Piper handelte über den Gebrauch des Dativs im Ulfilas, Heliand und Otfried (Osterprogramm der Realschule zu Altona 1874, von demselben Recensionen, Germ. 19, 437; 22, 375); Otto Apelt über den Accusativus cum infinitivo im Gothischen (Germ. 19, 280), Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen (Weimarer Programm 1875). Vergleiche E. Albrecht über den Homerischen Accusativus cum infinitivo mit Vergleichung des gothischen und althochdeutschen Sprachgebrauches, Curtius' Studien 4, 1—58.

Durchgreifende Beobachtungen zum Zweck einer Reconstruction der ursprünglichen gemeingermanischen Syntax bringt die kleine aber gehaltvolle Schrift von Heinzel über den Stil der altgermanischen Poesie (Quellen und Forschungen, Heft X, Straßburg 1875).

Was die Syntax einzelner germanischer Sprachen anlangt, so haben die Scandinavier selbst am meisten für die Bearbeitung ihrer Syntax gethan. Sie besitzen eine vollständige altnordische Syntax von Georg F. V. Lund (Oldnordisk ordföjningslære, Kjöbenh. 1862; vergleiche von demselben Verfasser: Om det oldnordiske sprogs Overensstemmelse med det græske og latinske i Ordföjningen, Nykjöbing 1849; To stykker af det oldnorniske sprogs ordföjningslære, Kjöbenh. 1859, Probe), eine Edda-Syntax von M. Nygaard (Eddasprogets Syntax I. II. Bergen 1865. 1867) und verschiedene kleinere Abhandlungen: Theodor Wisén Om ordfogningen i den äldre Eddan (Lund 1865); K. F. Söderwall Om verbets rektion i fornsvenskan (Lund 1865). Nicht gesehen habe ich E. Schwartz: Om användningen af kasus och prepositioner i Fornsvenskan före år 1400. I. (Upsala 1875); Alb. Vadstein Kasusläran i äldre Vestgötalagen (Lund 1874); N. Ambrosius Undersökningar om ordfogningen i Färöiskan (Lund 1876). Schon Rask hatte (Vejledning 1811) syntaktische Bemerkungen gegeben. Unter den Deutschen behandelte Franz Dietrich den nordischen Dativ (Haupts Zeitschrift 8, 23), Karl Hildebrand die Conditionalsätze und ihre Conjunctionen in der älteren Edda (Leipzig 1871).

Auf dem Gebiete der gothischen Syntax ist bereits fast Überproduction eingerissen, nachdem Stamm und Heyne das Wesentlichste aus Gabelentz-Löbe geschickt dem allgemeinen Gebrauche zugänglich gemacht. Es haben sich betheiligt: E. Bernhardt (über den gothischen Artikel, Erfurter Programm 1874; die Partikel ga- als Hilfsmittel bei der Conjugation, Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 158, Genitiv partitivus nach transitiven Verben ibid. 2, 292; der Optativ 8, 1; Recensionen 6, 483. 8, 352), F. Burckhardt (Der gothische Conjunctiv, Zschopau 1872), E. Eckhardt (Über die Syntax des Relativpronomens, Halle 1875), H. Gering (Participia, Zeitschrift für deutsche Philologie 5, 294. 393; vergleiche auch Zwei Parallelstellen aus Vulfila und Tatian ibid. 6, 1 und nachher unter Abhandlungen), H. Klinghardt (Partikel ei, Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 127, 289), A. Köhler (Dativ, Dresden 1864, dann Germania 11, 261. 12, 63; Infinitiv ibid. 12, 421; Optativ, Germanistische Studien 1, 77), O. Lücke (Absolute Participia, Magdeburg 1876), A. Lichtenheld (schwaches Adjectiv, Haupts Zeitschrift 18, 17), C. Marold (Futurum und futurische Ausdrücke, Wissenschaftliche Monatsblätter 1875, S. 169—176), H. Rückert (Absolute Nominativ- und Accusativ-Construction, Germ. 11, 415), E. von Sallwürk (die Syntax des Vulfila I. Pforzheim 1875: 1. die Fürwörter, 2. der Relativsatz, 3. der Inhaltssatz; 36 Seiten), C. Schirmer (Optativ, Marburg 1874), R. Schrader (Genitiv, Halle 1874), A. Skladny (Passiv, Neiße 1873).

Die englische Syntax ist von Friedrich Koch (Die Satzlehre der englischen Sprache, zweiter Band der historischen Grammatik der englischen Sprache, Cassel und Göttingen 1865) und von Eduard Mätzner (Englische Grammatik, zweiter Theil, zweite Auflage in zwei Hälften, Berlin 1874, 1875) vollständig bearbeitet. Der erstere geht überall vom Angelsächsischen aus und verfolgt die Sprache in ihrem geschichtlichen Werden; der letztere legt das Neuenglische zu Grunde und schreitet von da aus zum älteren Gebrauche zurück. Der erstere theilt seinen Stoff in zehn Bücher: I. Verb, II. Substantiv, III. Adjectiv u. s. w. nach den Redetheilen, IX. Interjectionen, X. Satzformen; unter jedem Redetheile werden dessen Arten, dessen Formen und ihr Gebrauch, dessen Rection abgehandelt. Der zweite dagegen stellt den einfachen Satz an die Spitze, die 'Wortfügung' wie er sagt, und wendet sich hierauf zur 'Satzfügung', dem mehrfachen Satze; stets giebt die Bedeutung das Eintheilungsprinzip ab, die meisten Casus und die Präpositionen muß man unter den adverbialen Satzbestimmungen suchen, der Nominativ ist theils in der Lehre vom Subject, theils in der Lehre vom Prädicat zu finden u. s. w. Dieser Gegensatz zwischen Koch und Mätzner ist äußerst lehrreich. Vortheile und Nachtheile der einen wie der anderen Anordnung könnten gar nicht prägnanter hervortreten. Ich komme auf den Gegenstand zurück. An Monographien zur englischen Syntax ist mir gewiß vieles nicht bekannt geworden; ich erwähne nur J. Kreß Über den Gebrauch des Instrumentalis in der angelsächsischen

Poesie (Marburg 1864), Benno Tschischwitz Articuli determinativi anglici historia (Halis 1867) und A. Lichtenheld Das schwache Adjectiv im Angelsächsischen, Haupts Zeitschrift 16, 325.

Innerhalb des Altsächsischen hat O. Behaghel die Modi im Heliand (Paderborn 1876) untersucht (vergleiche von ihm auch die Recension, Germ. 22, 229), A. Moller Über den Instrumentalis im Heliand und das Homerische Suffic φι (Danzig 1874) gehandelt. Eine umfassendere Arbeit zur Casuslehre hat mir in Straßburg vorgelegen und wird, wie ich hoffe, in erweiterter Gestalt erscheinen. Schmellers Heliand hatte der Syntax nur eine Seite gewidmet (2, 170), die einige Seltenheiten enthielt; einen ganz kurzen Grundriß gibt Adolf Arndt Versuch einer Zusammenstellung der altsächsischen Declination, Conjugation und der wichtigsten Regeln der Syntax (Frankfurt a. O. 1874); und auch Moriz Heynes Kleine Altsächsische und altniederfränkische Grammatik (Paderborn 1873) enthält S. 110—120 'Bemerkungen zur Syntax'.

Für das Althochdeutsche habe ich nur zu nennen die Schriften von Oscar Erdmann (Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrieds I. II. Halle 1874. 1876; über gothisches ei und althochdeutsches thaz, Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 455. 5, 212. 6, 120. 239. 7, 244; in den Wissenschaftlichen Monatsblättern 3, 54; im Anzeiger für deutsches Alterthum 3, 79) und Hugo Gering (Die Causalsätze und ihre Partikeln bei den althochdeutschen Übersetzern des achten und neunten Jahrhunderts, Halle 1876)[1]). Erdmanns Otfriedsyntax verlangt nähere Betrachtung; sie steht jetzt entschieden im Mittelpuncte aller syntaktischen Forschungen; jedermann knüpft daran an.

Im Jahre 1867 (oder 1868?) starb zu Triest ein Mann, der, ohne selbst Philolog zu sein, in der Geschichte der deutschen Philologie stets dankbar genannt zu werden verdient: Paul Hal. Über seine persönlichen Verhältnisse ist mir leider nichts bekannt. Vermuthlich hatte er in Wien bei Pfeiffer gehört und sich für altdeutsche Studien erwärmt. In seinem Testamente bestimmte er eine Summe, welche der Wiener Akademie übergeben und zu einer Preisausschreibung auf dem Gebiete der deutschen Sprache benutzt werden sollte. Die Akademie entschied sich, weil die darniederliegenden syntaktischen Studien vor allem einer äußeren Anregung und Förderung zu bedürfen schienen, für ein syntaktisches Thema; und — weil eine vollständige Specialsyntax wahrscheinlich eher bearbeitet werden würde als ein allgemeineres ausgebreitetere Lectüre erforderndes Thema, — weil man zunächst Aufschluß wünschen mußte über die von Grimm nicht behandelten Partien, — weil endlich unter allen älteren deutschen Schriftstellern

[1]) Dazu kommt H. Hänsel, Über den Gebrauch der Pronomina reflexiva bei Notker (Halle 1876); Heinzel, Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notkerhandschrift. C. Zur Syntax, Sitzungsber. 82, 532—540.

keiner so viel Interessantes versprach wie Otfried: — für eine Syntax Otfrieds.

Der Preis wurde in der feierlichen Sitzung vom 28. Mai 1869 ausgeschrieben (Almanach 19, 159). Über das Resultat der Bewerbung ist im Almanach von 1871 (Jahrgang 21, 225) berichtet.

Die gekrönte Arbeit war unvollständig, weil der Verfasser durch den Ausbruch des Krieges von 1870 abgerufen wurde, aber sie erlangte den Preis, weil sie, wie das Gutachten der Akademie sich ausdrückt, auf echtwissenschaftlicher Grundlage aufgeführt und fein gegliedert war und allenthalben neue, ja überraschende Ergebnisse zu Tage förderte. Als Verfasser ergab sich: Dr. Oscar Erdmann, Gymnasiallehrer in Graudenz.

Aus dieser Preisschrift sind die seit 1874 und 1876 gedruckten 'Untersuchungen' hervorgegangen. 'Hervorgegangen': denn dem akademischen Programm einer vollständigen Syntax Otfrieds entsprechen sie noch nicht, wenn ich auch die Hoffnung festhalte, daß der Verfasser die fehlenden Theile nachliefern werde. Bis jetzt hat er nur Tempus-, Modus- und Casuslehre behandelt oder genauer gesagt — wie er es selbst nennt — 'die Formationen des Verbums in einfachen und in zusammengesetzten Sätzen' und die 'Formationen des Nomens': — letzteres wohl nicht ganz richtig, denn die Syntax des Adjectivs, die Begrenzung zwischen den starken, schwachen und scheinbar flexionslosen Formen, wird vermißt; auch ist gleich im §. 1 und dann noch oft nicht von Formationen des Nomens, sondern des Pronomens die Rede.

Das Erdmannsche Werk ist so anerkannt, daß es meines Lobes nicht bedarf; wir alle sind dankbar dafür; Dankbarkeit schließt die Kritik nicht aus; und dazu möchte ich nachher einige Beiträge liefern, jetzt nur hervorheben, daß der Verfasser zwar über Otfried hinaus auf die übrigen althochdeutschen Quellen blickt und ihnen manche Beobachtung abgewinnt, daß er aber außerhalb des Althochdeutschen gerade die Werke von Koch, Mätzner und Lund nicht benutzt und dadurch der Perspective seiner Darstellung geschadet hat.

Indem ich meine Wanderung durch syntaktische Bücher und Programme, oder vielmehr an ihnen vorüber, fortsetze, bemerke ich, daß mir für das Mittelhochdeutsche und Neuhochdeutsche wahrscheinlich nur ein Theil des Vorhandenen bekannt geworden ist. Was in Anmerkungen, was in Monographien über den Stil einzelner Dichter verstreut, suche ich hier nicht zu sammeln. A. Reifferscheid begann lexikalisch-syntaktische Untersuchungen über die Partikel ge-, indem er zunächst aus dem alemannischen und baierischen Sprachgebiete, der Zeit nach vom Althochdeutschen bis ins sechzehnte Jahrhundert, eine reiche Beispielsammlung für das wandelbare ge- bei Infinitiven (von Hilfszeitwörtern abhängig, besonders in negativen Sätzen) vorlegte: Zeitschrift für deutsche Philologie. Ergänzungsband (Halle 1874) S. 319. Derselbe Band enthält R. Holtheuer Der deutsche Conjunctiv nach seinem Gebrauche in Hartmanns Iwein (S. 140); H. Dittmar Über die altdeutsche Negation ne in abhängigen Sätzen (S. 183),

worin auch althochdeutsche und altsächsische Quellen beigezogen werden. Der Negation ne hatte Wackernagel schon im Jahre 1830 eine Monographie gewidmet (Fundgruben 1, 269); zur Syntax Hartmanns von Aue hatte C. A. Hornig in drei Programmen Beiträge geliefert (Form und Gebrauch des mittelhochdeutschen Satzartikels oder der Conjunction daz, Brandenburg 1847; Form und Gebrauch des bestimmten Artikels, Brandenburg 1851; die Wörter der diu daz in ihrem Gebrauche als Pronomen demonstrativum, relativum und determinativum, Treptow 1854); vergleiche auch Mankopff, Germ. 11, 26. Karl Lucae begann eine Abhandlung Über Bedeutung und Gebrauch der mittelhochdeutschen Verba auxiliaria (I, Marburgi 1868). Nöldechen schrieb über den Gebrauch des Genitivs im Mittelhochdeutschen (Quedlinburg 1868); Holtzmann über das Adjectiv im Nibelungenliede (Germ. 6, 1); Martens über die Verba perfecta in der Nibelungendichtung (Kuhns Zeitschrift 12, 31. 321); Lehmann über die Satzstellung im Nibelungenliede (Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. Marienwerder I, 1856, II. 1857); Neumann über die Stellung des Attributs ohne Flexion in der Kudrun (Wien 1866); Erbe über die Conditionalsätze bei Wolfram (Paul-Braune, Beitr. 5, 1); Zingerle über die bildliche Verstärkung der Negation bei mittelhochdeutschen Dichtern (Sitzungsber. der Wiener Akademie 39, 414; vergleiche Höfer, Nichts und seine bildliche Verstärkung, Germ. 18, 18), über die Partikel â (Germ. 7, 257), über den Gebrauch des Comparativs (Germ. 9, 403). Hierzu ist neuerdings eine fleißige, sorgsam geordnete und von hohen sprachwissenschaftlichen Tendenzen getragene Arbeit getreten: Ludwig Bock Über einige Fälle des Conjunctivs im Mittelhochdeutschen (Quellen und Forschungen, Heft XXVII, Straßburg 1878); das Gothische, Altsächsische, Althochdeutsche sind als Hintergrund genommen, das Angelsächsische und Altnordische leider wieder nicht berücksichtigt: wie leicht war es z. B. für den ersten besprochenen Fall ('in dem von einem Comparativ abhängigen Nebensatze steht Conjunctiv nach affirmativem Hauptsatze, Indicativ nach negativem Hauptsatz') Greins Angelsächsischen Sprachschatz 2, 563 unter þonne aufzuschlagen und wenigstens Belege für den ersten Theil der Regel beizubringen (vergleiche Mätzner 2, 533): neben dem Conjunctiv taucht allerdings schon der Indicativ auf; in der Edda dagegen bloß der Conjunctiv (Nygaard 1, 66: Beispiele für negativen Hauptsatz scheinen zu fehlen). Dieselbe Regel bei Zeitsätzen, die von ê, ê dan, ê daz abhängen (Bock S. 25): sie gilt auch mit wenigen Ausnahmen in der Edda (Nygaard 1, 80. 81) und ist noch in der angelsächsischen Poesie erkennbar (Grein 1, 69: die Fälle mit Indicativ zum Theil nach negativem Hauptsatze). Vergleiche schon Becker Grammatik 2, 92; auch Erdmann, Wissenschaftliche Monatsblätter 3, 57.

Lidforß' Beiträge zur Kenntniß von dem Gebrauch des Conjunctivs im Deutschen (Upsala 1862) nehmen das Gothische zur Grundlage und untersuchen dann den mittelhochdeutschen und niederhochdeutschen Gebrauch. Ebenso holt die deutsche Syntax von Theodor Vernaleken (Wien I. 1861,

II. 1863) ihre Belege aus dem Mittelhochdeutschen und Niederhochdeutschen. Joseph Kehreins Grammatik der deutschen Sprache des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts behandelt in ihrem dritten Theile die Syntax des einfachen und mehrfachen Satzes (Leipzig 1856). Beiträge zur historischen Sytax liefern auch die Schriften von August Lehmann: Luthers Sprache in seiner Übersetzung des Neuen Testaments (Halle 1873); Forschungen über Lessings Sprache (Braunschweig 1875); Goethes Sprache und ihr Geist (Berlin 1852); sowie das Buch von Karl Gustav Andresen Über die Sprache Jacob Grimms (Leipzig 1869). Ich erwähne nur noch Nölting Über den Gebrauch der deutschen Anredefürwörter in der Poesie (Wismar 1853), Edman Über den Gebrauch des Artikels im Neuhochdeutschen (Braunschweig 1862).

Die Darstellung der Syntax in Friedrich Kochs Deutscher Grammatik (fünfte Auflage, Jena 1873) erfüllt nicht die Hoffnungen, welche der Kenner seiner englischen Syntax hegen möchte. Dagegen verdient das höchste Lob die Energie, mit welcher Karl Ferdinand Becker seiner deutschen Syntax (Ausführliche deutsche Grammatik, Band 2 vom Jahre 1837, in welchem auch Jacob Grimms Syntax erschien) durch Auszüge aus mittel- und althochdeutschen Quellen, sowie durch weitere Blicke auf die übrigen germanischen, und auf die außergermanischen verwandten und unverwandten Sprachen, eine comparative Grundlage zu geben suchte: insbesondere die althochdeutschen Schriftsteller sind reichlich ausgebeutet; für das Sanskrit benutzte er die Grammatik von O. Frank, für das Littauische Mielcke, für das Lettische Stender, für das Altslovenische Dobrowsky, für das Russische Gretsch, für das Finnische Strahlmann, für anderes den Mithridates. Seine Auffassung ist freilich immer unhistorisch, aber das hindert ihn nicht, einen großen Reichthum an historischen Thatsachen uns vor Augen zu stellen und zu verarbeiten. Wo es darauf ankommt die Verwandtschaft der Bedeutungen zu erkennen, da finden wir oft überraschende Einsicht. Die Casuslehre z. B. darf sich noch heute mit Ehren sehen lassen. Daß das Buch auf die historischen Sprachforscher so gar nicht eingewirkt hat, ist ein sonderbarer und nicht ehrenvoller Beweis der hochmüthigen Abschließung, in der sich neue wissenschaftliche Richtungen zuweilen gefallen.

Die Anordnung ist freilich zum Verzweifeln, aber das alphabetische Register macht vieles gut; und welches ist denn die richtige Anordnung, das allein richtige System der Syntax?

Die philosophisch-historische Classe der Wiener Akademie hatte bei ihrer Preisaufgabe, um möglichst wenig Zweifel über das was sie wünschte zu lassen und um dem etwaigen Bearbeiter die Qual der Wahl zwischen ihm vielleicht gleich gut scheinenden Systemen zu nehmen — sie hatte sich über diesen Punct sehr bestimmt geäußert.

'Die Classe — hieß es in dem Ausschreiben — wünscht, daß die Betrachtung nicht auf die Erscheinungen beschränkt bleibe, die gewöhnlich unter dem Namen der Syntax begriffen werden, sondern daß auch die Lehre von

dem Gebrauche der Wortclassen (Adjectiva, Substantiva, Pronomina demonstrativa und relativa u. s. w.) einbezogen werde.

'Aus diesem Gesichtspunct — hieß es weiter — ergiebt sich von selbst die empfehlenswertheste Anordnung des Stoffes: unter jeder Wortclasse und jeder Flexionsform wären die Bedeutungen darzulegen, die ihnen die Sprache beimißt.'

Der Kenner sieht sofort, daß der Akademie ein Werk für Otfried vorschwebte, wie Miklosich es für die slavische Syntax geliefert hat. Miklosichs Buch ist von einer bewunderungswürdigen Einfachheit im System und verdient daher allen syntaktischen Arbeiten als Muster vorgestellt zu werden. Erdmann konnte dieses Muster nicht nachahmen, da es nicht fertig vorlag. Aber die Forderung der Akademie war in sich hinlänglich deutlich, nur liegt es jetzt nahe, sie an dem Beispiele jenes großartigen Werkes zu erläutern.

Die Lehre von den Redetheilen geradezu dem Systeme zu Grunde zu legen, wie Koch gethan, empfiehlt sich nicht. Unter jedem Redetheile muß dann erst seine Bedeutung als Wortclasse und hierauf die Bedeutung seiner Formen erläutert werden. Aber da die Wortclassen in einander schwanken, da es wesentlich ist die Grenzen des Gebrauches zwischen Appellativum und Eigenname[1]), zwischen Substantiv und Adjectiv, zwischen nominaler und verbaler Natur bei Particip und Infinitiv, zwischen Adverbium, Präposition und Conjunction u. s. w. zu erkennen: so ist es offenbar besser, diese Grenzschwankungen hinter einander abzuhandeln und nicht in verschiedene Capitel, unterbrochen durch Casus-, Modus- und Tempuslehre, zu verzetteln.

Auch diejenigen, welche hierüber einig sind, werden aber noch oftmals streiten über den Stoff, der nunmehr in die Lehre von den Wortclassen einbezogen werden müsse, und über die Art, wie er zu disponiren sei. Wo ist z. B. die Lehre von der Congruenz abzuhandeln? Wo die Lehre vom Satzaccent? Wo die Lehre von der Wortstellung? Sollte es nicht zweckmäßig sein, diese Capitel, welche weder mit der Bedeutung der Wortclassen noch mit der Bedeutung der Flexionsformen etwas zu thun haben, sondern ein besonderes Gebiet für sich bilden, in einem besonderen, sei es ersten, sei es dritten Theile zu vereinigen? Auch Congruenz, Satzaccent, Wortstellung sind Mittel der Satzbildung; ihre Bedeutung und ihr Gebrauch muß erwogen werden.

Daß die Syntax ein Theil der Bedeutungslehre sei, wird man leicht zugeben. Aber alle Schwierigkeiten der Lehre von den Wortbedeutungen kehren bei ihr wieder: ist doch nicht einmal eine reine Grenze zu ziehen, muß doch die Bedeutung der Formwörter ebenso im Wörterbuch wie in der Syntax abgehandelt werden.

---

[1]) Hierzu gehört die Abhandlung von Wackernagel über die deutschen Appellativnamen, Kl. Schriften 3, 59.

Für die Lehre von den Wortbedeutungen stehen zwei Wege offen. Man kann von den Worten ausgehen: im Wörterbuch. Man kann von den Bedeutungen ausgehen: in der Synonymik. Das Wörterbuch kann in historischer und vergleichender Absicht die Schichten allmäliger Bildungen aufweisen und die Wurzeln zu Grunde legen, die Urkeime der Worte gleichsam, — oder die Worte selbst. Jeder dieser Wege hat seine Vortheile; keiner ist ausschließlich berechtigt. Sollte es in der Syntax nicht ebenso sein?

Auch für syntaktische Betrachtung ist es vortheilhaft, die Bedeutungen an die Spitze zu stellen, die Zwecke, welche die Sprache erreichen will, und zusammenfassend zu erwägen, welche Mittel ihr zur Erreichung solcher Zwecke zu Gebote stehen und wie diese Mittel sich von einander unterscheiden. Es wäre sehr angenehm, auf einen Blick zu übersehen, z. B. welche Rolle die Kategorie der Causalität in einer Sprache spiele, wie alt sie sei, aus welchen Unklarheiten sie sich losringe. Andererseits kann die Synonymik nur auf Grund einer verfeinerten Lexikographie gedeihen; das Wort ist das Greifbare, vor Augen Liegende, wozu wir die Bedeutungen erst suchen müssen; jede andere Beobachtungsmethode wäre verkehrt; erst wenn man die Worte kennt, die sich berühren, kann man eigens zum Behuf der Bestimmung feinerer Unterschiede neue Beobachtungen suchen: — ebenso wird syntaktische Forschung vernünftiger Weise von den Formen ausgehen und nach deren Bedeutungen fragen; die umgekehrte Fragestellung späterer Zusammenfassung vorbehalten.

Ich halte also auch in der Syntax beide Wege für richtig, nothwendig, wünschenswerth, für nebeneinander berechtigt. Aber ich glaube, daß wir für den Gang der Darstellung zunächst nur den scheinbar mechanischen benutzen dürfen, wie es Miklosich gethan hat.

Aber weiter: Anordnung nach Wurzeln oder Wörtern? Diese Frage lautet bei der Syntax: sollen wir von den altarischen Formen ausgehen und nach ihrem Ersatze fragen? oder sollen wir uns begnügen mit den Formen der Einzelsprache und nach ihren ursprünglichen und übernommenen Functionen fragen?

Hierfür scheint mir die Antwort leicht. Will jemand eine vergleichende Syntax der arischen Sprachen schreiben, so mag er die Syntax der arischen Ursprache reconstruiren und an ihr den Satzbau späterer Epochen messen. Doch liegt es dann im Wesen einer wirklich historischen Darstellung, daß man nicht von Ersatz und Verlust redet, sondern vielmehr untersucht, wie gewisse Constructionen ihre Competenz erweitern, wie neue schärfere, vielleicht äußerlichere Bezeichnungsmittel gefunden und mit Vorliebe gebraucht werden, so daß manche Formen der arischen Ursprache überflüssig scheinen, außer Gebrauch kommen und absterben (siehe Zur Geschichte der deutschen Sprache S. XI; Bock, Quellen und Forschungen 27, 74).

Handelt es sich dagegen um die Syntax einzelner litterarisch fixirter Sprachen, vollends um die Syntax vielleicht eines einzelnen Schriftstellers:

so dürfen nur die historisch gegebenen Formen und ihre Bedeutungen in Betracht gezogen werden. Aber allerdings: diese Bedeutungen müssen chronologisch angeordnet werden, wie wir es vom Wörterbuch verlangen.

Die letzte Forderung wird vorläufig oft schwer zu erfüllen sein, da unsere geschichtliche Erkenntniß noch zu weit zurück ist. Bei Erdmann fällt es manchmal auf, daß er sich so viel mit Speculationen über die Entstehung der Dinge beschäftigt, wo man nur eine reinliche Darlegung von Otfrieds Sprachgebrauch erwartet. Aber solche Speculationen sind demjenigen zur Pflicht gemacht, welcher das Ursprüngliche und Alte voranstellen, das Späte und Abgeleitete nachfolgen lassen will.

Betrachte ich nun nach den entwickelten Principien eine einzelne syntaktische Darstellung — ich wähle wieder die von Erdmann — so scheint mir, daß nicht streng ein Gesichtspunct durchgeführt wird, sondern sich verschiedene durchkreuzen.

Da finden wir z. B. bei Erdmann Bd. 1 S. 3 ff. unter der Überschrift 'Ind. Präs. in selbständigen Sätzen' in § 9 die Umschreibungen des Futurums in selbständigen Sätzen besprochen, in §§ 10. 11 reihen sich Bemerkungen über den Futurausdruck in abhängigen Sätzen an; es sind also, während uns die Überschrift den Indic. Präs. ankündigte, auch Constructionen behandelt, in denen Hilfsverba mit dem Infinitiv auftreten; es sind, während uns nur Erscheinungen in selbständigen Sätzen in Aussicht gestellt werden, auch solche in abhängigen herbeigezogen.

Consequenter hatte Grimm 4, 176 unter der Überschrift 'Futurum' alle dahin gehörigen Erscheinungen vereinigt. Zu einer solchen Betrachtung war er berechtigt, wenn er entweder die Bedeutung an die Spitze stellte und nach den Ausdrucksmitteln suchte, oder wenn er die historische Überlegung anstellte: ein arisches Futurum sei vorhanden gewesen, im Germanischen verloren, es müßten daher die Ersatzmittel angegeben werden.

Aber er geht in andern Fällen keineswegs von der Bedeutung aus und er fragt in anderen Fällen auch nicht nach dem Ersatze ehemals vorhandener Formen. Oder welches Privilegium hat die zukünftige Handlung vor der eintretenden Handlung? Welches Vorrecht hat das arische Futurum vor dem arischen Aorist? Die Frage nach den Ersatzmitteln des Aorists ist ebenso wichtig und ebenso interessant, wie die nach den Stellvertretern des Futurums.

Eine streng formale germanische Syntax wird weder ein Capitel über das Futurum noch ein Capitel über den Aorist aufzuweisen haben. Dagegen wird sie innerhalb der Lehre vom Verbum (in dem Theile von den **Wortclassen**) die Kategorie der Hilfszeitwörter behandeln und ins Licht setzen, innerhalb der Lehre von den **Wortformen** unter den Bedeutungen des Präsens auch die futurische Verwendung anführen. Über den Aorist wird gleichfalls die Lehre von den Wortclassen einiges bringen, indem sie die Wirkungen der präfigirten Partikel untersucht. Denn vollkommen richtig

hat Miklosich gesehen, daß die mit Präfixen versehenen Verba nicht als Composita angesehen werden können, daß ihre Behandlung daher in die Syntax gehört (Vergleichende Grammatik 4, 197). Die Präfixe sind als Proklitika anzusehen, welche mit dem Verbum nach und nach zu unlösbarer Verbindung zusammenschmolzen. Das goth. ga ist bekanntlich noch nicht unlösbar (Grimm 2, 833). Über Aorist und Verba perfectiva außerhalb des Slavischen vergl. Miklosich 4, 287—294. Für den vedischen Aorist stellt Delbrück Forschungen 2, 87 'das soeben Geschehene' als wahrscheinliche Grundbedeutung hin. Wenn ich Recht habe, die Form des germanischen schwachen Präteritums für einen Aorist der Wurzel dha zu halten, wenn also im Germanischen sich Perfectum und Aorist vermischten, so muß dafür wohl der erzählende Aorist (Delbrück 2, 88) und das Perfectum als Vergangenheitstempus (Delbrück 2, 107 ff. 112) den Ausgangspunct gebildet haben, vergl. auch Miklosich 4, 787: III. 2. Den Ausdruck der eintretenden Handlung, soweit er überhaupt gewünscht wurde, mochten längst präfixirte Verba an sich gerissen haben, als der Aorist von den Germanen noch in der Erzählung gebraucht wurde.

Ich habe versucht, den von Erdmann gebotenen Stoff in drei Hauptmassen zu scheiden, je nachdem er in die Lehre von den Wortclassen, in die Lehre von den Flexionsformen oder in die Lehre von der Satzbildung (wenn ich so die Capitel von Congruenz, Wortstellung und Satzaccent bezeichnen darf) meiner Ansicht nach gehört, — um dann innerhalb jeder Abtheilung auf die Puncte hinzuweisen, deren Behandlung noch aussteht. Aber ich gab diese schließlich doch unfruchtbare Bemühung auf, weil ein abweichendes Grundprincip die Gegenstände so durcheinander 'rüttelt', daß es leichter ist, sie aus freier Hand in ein neues System zu bringen als sie dort erst wieder zusammenzusuchen.

Was ich meine, wird jetzt vollkommen verständlich sein; und meine Gründe finden hoffentlich Anerkennung. Entweder Becker oder Miklosich, aber keine Vermischung beider Standpuncte! Entweder Ausgehen vom Innern oder vom Äußeren, aber consequent in jedem! Rathsam ist, um es zu wiederholen, vorläufig nur die letztere, die formelle Behandlung.

Diese Meinung soll mich allerdings nicht hindern, wenn mir Zeit und Kraft bleibt, meinen ältesten litterarischen Plan auszuführen und die drei von Jacob Grimm noch beabsichtigten Capitel der Syntax seiner Grammatik hinzuzufügen. Besser einstweilen eine vollständige Syntax nach falschem System, als eine unvollständige. Mag daneben etwa ein Lehrbuch den Grundriß zeigen, der mir vorschwebt.

Wenn ich mich auf Miklosich berufe und allen deutschen Philologen das Studium seiner slavischen Syntax ans Herz lege, so will ich damit natürlich nicht sagen, daß ich alles und jedes für richtig und anwendbar auf deutsche Verhältnisse halte. Vermisse ich doch z. B. gleich jenen besonderen Theil von der Satzbildung. Aber zur äußersten Bescheidenheit und Vorsicht möchte ich diejenigen mahnen, welche Lust zum Widerspruche

haben. Wenn ich in einer Erstlingsschrift lese, durch Erdmanns Buch sei besser als durch Worte die Ansicht von Miklosich widerlegt, wonach die getrennte Behandlung des einfachen und des zusammengesetzten Satzes aufzugeben wäre: so ist das eine jener 'unbewußten Frechheiten', welche man der Naivetät der Unmündigen so oft nachsehen muß. Dem Verfasser der Otfried-Syntax selbst liegt eine solche Prätention gewiß fern, gleichviel ob er seine Darstellungsweise für richtiger hält oder nicht.

Ich meinerseits zweifle nicht, mich dem Urtheile von Miklosich (4, 769) vollkommen anzuschließen. Die Pronomina, die Conjunctionen gehören in die Lehre von den Wortclassen; die Verschiebung der Person im abhängigen Satze muß bei den Personalformen des Verbums zur Sprache kommen; die Modi des abhängigen Satzes vertheilen sich unter die Betrachtungen über die Bedeutung jedes einzelnen Modus.

Weit entfernt, daß Erdmann diese Forderung widerlegt, ist sein Buch vielmehr ein sprechender Beweis für die Richtigkeit derselben. Wer Otfried gelesen hat, dem ist die Häufigkeit des bloßen Conjunctivs aufgefallen und die Verschiedenartigkeit der Functionen, in denen er erscheint. Schlägt er nun Erdmann auf und wünscht sich über die Fälle zu belehren, in denen der bloße Conjunctiv verwendet wird, so muß er weit herum suchen, wie ihm Bd. 1, S. 39 gleich in Aussicht stellt. Er findet also ein Hauptcharakteristicum von Otfrieds Syntax nicht als solches in den Vordergrund der Darstellung geschoben. Das ist nicht bloß wissenschaftlich sondern auch 'künstlerisch' ein Fehler.

Ich würde allerdings den germanischen Conjunctiv nicht so abhandeln wie Miklosich den slavischen Conditional (4, 808). Miklosich macht sechs verschiedene Bedeutungen desselben namhaft, ohne Rücksicht darauf, ob sie in selbständigen oder in unabhängigen Sätzen erscheinen, ohne Rücksicht, ob Partikeln daneben stehen oder nicht. Das ist gewiß nicht unrichtig; aber ich halte es für zweckmäßiger, die Eintheilung nach formalen Gesichtspuncten so weit als irgend möglich zu treiben. Ich möchte daher auch die Betrachtung nach selbständigen und abhängigen Sätzen, die eine vollkommen klare und sichere Scheidung an die Hand giebt, nicht vernachlässigen. Ich würde etwa den bloßen Conjunctiv im selbständigen Satze voranstellen, dann untersuchen, welche Partikeln (Interjectionen) ihm, seine Bedeutung erläuternd, zur Seite stehen, wie Miklosich dergleichen beim Imperativ beobachtet hat. Ich würde ferner den bloßen Conjunctiv im abhängigen Satze betrachten, dann wieder seine Verbindungen mit Pronomina und Partikeln, welche die Abhängigkeit näher bezeichnen. Dabei würde ich jede Partikel an Einer Stelle erledigen, gleichviel was sie bedeute. Ich würde aber dann zwei Übersichten folgen lassen, die eine, worin ich sämmtliche vorher behandelte Gebrauchsweisen auf die Bedeutungen des Conjunctivs zurückführte; die andere, worin ich sämmtliche behandelte Gebrauchsweisen auf das gewöhnliche System von Causal-, Concessiv-, Conditional-, Comparativ-, Temporal-,

Relativsätzen u. s. w. brächte. Ich würde überhaupt Verweisungen nirgends scheuen; ich würde jede vernünftige Erwartung andersgewöhnter Leser zu errathen und zu befriedigen suchen — aber nebenbei, ohne solchen Gewohnheiten und Forderungen Einfluß auf den großen Gang der Darstellung einzuräumen.

Ich glaube, daß nur auf diesem Wege die Syntax der Einzelsprache den vergleichenden Bemühungen gehörig entgegen kommt, was wir doch als beiläufiges Ziel stets im Auge halten wollen. Auf dem jetzigen Standpuncte der Forschung sollte es freilich schwer werden, die Bedeutungen des deutschen Conjunctivs so zu ordnen, daß diejenigen voranstehen, worin die Form ihrer ursprünglichen Bedeutung treu bleibt und dem alten Optativ entspricht, daß diejenigen folgen, worin sie Functionen des alten Conjunctivs übernahm (wenn sie anders solche übernahm: vergl. vielmehr Erdmann, Wissenschaftliche Monatsblätter 3, 56), daß sich endlich anschließt, was vielleicht überhaupt kein Vorbild in der altarischen oder alteuropäischen Syntax besitzt. Ohne Lächeln kann ich es nicht lesen, wenn die gothischen Syntaktiker überhaupt nur noch von Optativ reden, als ob eine andere Bezeichnung des Modus unwissenschaftlich wäre. Doch ich will meinem Ärger über unnütze neue Terminologien nicht von neuem Luft machen. In solchen Äußerlichkeiten etwas zu suchen, ist kein Zeichen großer Auffassung der Dinge.

Im historisch vergleichenden Sinne wird wohl die Lehre von den Hilfsverben ein ganz besonders wichtiges Capitel der germanischen Syntax ausmachen. Das Umsichgreifen der Hilfszeitwörter ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen für die starke Formenreduction des germanischen Verbums. Sie boten so viel scharfe Bezeichnungen, so mannigfaltige Schattirungen des Sinnes dar, die gemeine Deutlichkeit schien oft so sehr dadurch zu gewinnen, daß es kein Wunder war, wenn bei einem künstlerisch wenig begabten Volke diese prosaischen Ausdrucksmittel mehr und mehr beliebt wurden und die Conjunctive, Futura, Aoriste, Imperfecta, Plusquamperfecta, Passiva allmälig außer Curs kamen.

Es ist derselbe Zug, der sich im germanischen Accentuationsprincip wirksam erzeigt. Aber die gesteigerte Verwendung der Auxiliaria muß viel älter sein als die Accentuation der Wurzelsilbe. Der neue Accent fand in allen ablautenden Verbis die Reduplication nicht mehr vor. Die Präteritopräsentia aber unter den Hilfszeitwörtern beruhen auf der Ausbildung des altarischen Typus vaida (skr. vêda, gr. *οἶδα*), d. h. auf dem Mangel der Reduplication in den präsentisch gebrauchten Perfectformen[1]); sie stammen

[1]) Bezzenberger, Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen 2, 159 vermuthet, die ablautenden germanischen Perfecta hätten niemals Reduplication gehabt, und verweist dabei auf die vedischen Perfecta ohne Reduplication. Daß diese vereinzelt sind (Delbrück, Altindisches Verbum S. 120 f.), will ich nicht zu hoch anschlagen. Aber wenn Bezzenberger es absolut unbegreiflich findet, daß sich gar keine Spur der Reduplication jener Perfecta in den germanischen Sprachen erhalten habe, so muß ich bemerken, daß ich nach wie vor gâbum, nâmum

mithin aus einer Zeit, wo die Reduplication des Perfects noch in voller gefühlter Kraft bestand; sie sind ferner aus den germanischen Sprachen in der Regel nicht zu erklären, ihre germanischen Verwandten sind von ihnen abgeleitet, sie liegen ihnen nicht voraus — immer ein Zeichen hohen Alterthums.

Erdmann hat einen besonderen Paragraphen über die Vertretung des Conjunctivs durch Umschreibungen mit Hilfsverben (1, 36), er bringt auch sonst gelegentlich werthvolle Beobachtungen über den Gebrauch der Auxiliaria. Ihre Stellung in einem syntaktischen System, wie es mir vorschwebt, müßte, dünkt mich, folgendermaßen geregelt werden. Die Lehre von den Wortclassen muß, wie ich schon sagte, beim Verbum die Kategorie der Hilfszeitwörter als solche erläutern; sie muß die einzelnen aufführen, die Entwickelung ihrer Bedeutungen angeben und zeigen, wie sie zur blos auxiliaren Function herabsinken: in dieser Weise hat Lucae die mittelhochdeutschen Hilfsverba fein behandelt. Dann aber, in der Lehre von den Wortformen, kann man zweifelhaft sein, ob der Gebrauch der Auxiliaria nicht beim Infinitiv und Particip abzuhandeln sei, aber das hieße die ganze Lehre vom Indicativ und Conjunctiv noch einmal vortragen. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als den Indicativ der Hilfsverba beim Indicativ, den Conjunctiv der Hilfsverba beim Conjunctiv einzureihen. Die Nachtheile, die sich daraus ergeben, sind nicht größer als die Nachtheile, die überhaupt aus der völligen Trennung von Indicativ und Conjunctiv entspringen. Es scheint, als ob das geschichtliche Verhältniß verdunkelt würde, wenn man nicht unmittelbar sieht, wie z. B. im Deutschen ältere Constructionen mit dem Conjunctiv durch solche mit dem Indicativ verdrängt werden: wofür die Schrift von Bock interessante Belege darbietet. Aber das liegt nur an der Fragestellung. Bei der von mir vorgeschlagenen Darstellungsweise wird auch streng historisch gezeigt, wie der Indicativ um sich greift, wie der Conjunctiv zurückweicht: denn es ist selbstverständlich, daß wir für jede Gebrauchsweise nach den chronologischen Grenzen suchen müssen. Wir haben dann jedesmal ein einheitliches Subject unserer Erzählung, einen Helden gleichsam, dessen Schicksale wir verfolgen, während bei der gewöhnlichen Betrachtungsweise ein fortwährender Wechsel des Subjectes stattfindet.

Im Allgemeinen gilt es überhaupt nur, auf Tempus- und Moduslehre dieselben Principien der Darstellung zu übertragen, welche für die Casuslehre längst üblich sind. Ich habe daher gegen den zweiten Band von Erdmanns Untersuchungen in dieser Hinsicht viel weniger einzuwenden als gegen den ersten; nur daß alles, was sich auf die Congruenz bezieht, meiner Ansicht nach auszuscheiden wäre.

---

gegenüber magum, mugum, sculum für recht deutliche Spuren früherer Reduplication halte. Für Abfall oder Beibehalten der Reduplication aber war klärlich der Ablaut (Unterschied des Wurzelvocals im Präsens und Präteritum) oder Nicht-Ablaut (Gleichheit des Wurzelvocals im Präsens und Präteritum) das Entscheidende.

Hiermit breche ich diese Bemerkungen ab, welche im Wesentlichen nur eine Übersicht über die vorhandenen Leistungen und eine Erörterung über das System geben sollten. Auf die Discussion von Einzelheiten muß ich verzichten. Dagegen wollte ich allen, die zu syntaktischen Arbeiten geneigt sind, ein Hilfsmittel an die Hand und guten Rath für die Anordnung des Stoffes geben. Für Prüfungsarbeiten und Programme eignet sich kaum ein Gegenstand mehr. Immer aber wird es natürlicher sein, die erschöpfende Untersuchung eines einzelnen Autors zum Ziel zu nehmen, als weitausgreifende Beobachtungen, deren Vollständigkeit schwer zu garantiren ist. Und zwar möchten sich für jetzt ganz besonders die Schriftsteller des elften und zwölften Jahrhunderts, die den Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen bilden, zu eingehender Behandlung empfehlen. Solche Untersuchungen würden dem litterarhistorischen Interesse, das sich seit einiger Zeit dieser Region zugewendet hat, in vortheilhafter Weise entgegenkommen.

Berlin, 19. Januar 1878. Wilhelm Scherer.

Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Von Dr. Matthias Lexer, o. ö. Professor der deutschen Philologie in Würzburg. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. Erste Lieferung. Leipzig, S. Hirzel, 1869. 319 Spalten Groß-Lex. 8°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1869, Bd. 20, S. 831—838.

Was das treffliche Werk anstrebt, das mit der vorliegenden Lieferung zu erscheinen beginnt, sagt der Titel und Prospect. Einem dreifachen Bedürfniß soll damit abgeholfen werden. Das mittelhochdeutsche Wörterbuch, das mit Benutzung von G. F. Beneckes Nachlaß die Professoren W. Müller und Fr. Zarncke herausgaben, ist nach den von Benecke aufgestellten Grundsätzen etymologisch, d. h. nach Stämmen, nicht nach Wörtern angeordnet, und das sichere Aufschlagen und Finden dadurch nicht wenig beeinträchtigt: wir bedurften daher eines alphabetischen, nach den Wörtern geordneten Index. Das große mittelhochdeutsche Wörterbuch ist zwar erst im Jahre 1866 fertig geworden, die allmälige Publication dauerte aber zwanzig Jahre: was ist hseitdem nicht alles erschienen, nicht alles gearbeitet worden: es war im öchsten Grade wünschenswerth, daß ein Berufener das neu Veröffentlichte excerpirte und umfassende Nachträge zum mittelhochdeutschen Wörterbuche lieferte. Endlich: das mittelhochdeutsche Wörterbuch hat einen Umfang von vier theueren und darum nicht jedermann zugänglichen Bänden gewonnen: wir bedurften eines bequemen Handwörterbuches von geringerem Umfange und Preise, dessen Anschaffung nicht allzu großen Schwierigkeiten auch z. B. für Studenten unterläge.

Alle diese drei Aufgaben sucht, wie gesagt, das Werk unseres Landsmannes Lexer vereinigt zu lösen.

Lexer hat seinen Fleiß, seine Gewissenhaftigkeit, seine hervorragende lexikographische Begabung bereits durch das kärntische Wörterbuch und die Glossare zu den deutschen Städtechroniken bewiesen. Er war ferner längere Zeit mit einem Wörterbuche der deutschen Urkunden- und Rechtssprache beschäftigt und hat das dafür gesammelte Material jetzt dem vorliegenden Werke einverleibt. Ich habe selbst keine Erfahrung in lexikalischen Arbeiten, und es ist wahr, daß man dieser eigentlich bedarf, um ein vollkommen competentes Urtheil abzugeben, aber ich glaube, daß Lexers Handwörterbuch des höchsten Lobes würdig ist.

Was die Einrichtung betrifft, so ergiebt sie sich zum Theil schon aus dem Gesagten. Die Anordnung ist streng alphabetisch und unter jedem Worte wird auf die Stellen des großen mittelhochdeutschen Wörterbuches verwiesen, in denen man dasselbe behandelt findet. Die Bedeutungen der Wörter sind vollständig angegeben, ohne daß natürlich auf dem verhältnißmäßig engen Raume eine eigentliche Entwickelung derselben versucht werden konnte, so weit eine solche nicht schon in der Art und Weise der Aufzählung liegt. Beispiele sind gar nicht beigefügt bei allgemein gebräuchlichen und im mittelhochdeutschen Wörterbuch reich und erschöpfend abgehandelten Wörtern. Sonst findet man je nach dem Bedürfniß oder nach dem Verhältniß zum Wörterbuche genauere oder ungenauere Quellenangabe, vollständigen Auszug der Belegstellen oder bloße Verweisung und Ortsangabe. Als Grundsatz ist offenbar festgehalten, aus dem mittelhochdeutschen Wörterbuche nur herüberzunehmen, was für den Zweck eines Handwörterbuches unentbehrlich war. Am Schlusse jedes Artikels sind der Etymologie einige Worte gewidmet, wo dieselbe nicht auf dem Boden des Mittelhochdeutschen selbst zu Tage liegt.

Man wird sich nun auch bei flüchtiger Durchsicht leicht überzeugen, wie vieles hier zu dem im Mittelhochdeutschen Wörterbuch Gebotenen hinzugekommen ist. Die neuen Worte, die dort ganz fehlten, sind nicht gering an Zahl. Man würde ohne Mühe einen numerischen Ausdruck dafür gewinnen. Aber es käme darauf an, nicht bloß die neuen Worte, sondern auch die hier zum ersten Male aufgewiesenen Bedeutungen zu berechnen. Und auch neue Nachweise für altbekannte Bedeutungen sind von großem Werthe, um unsere Kenntniß der geographischen und chronologischen Verbreitungsgebiete zu vervollständigen und zu berichtigen. Die alphabetische Anordnung wird ihre Vortheile bald erweisen. Wie lehrreich wird es z. B. sein, die trennbaren nnd untrennbaren Composita der abgehandelten Präpositionen mit den betreffenden neuhochdeutschen zu vergleichen und die Bedeutung der Partikeln aus so reichem Material umfänglich zu entwickeln.

Das Werk ist auf zwei Bände, jeder von etwa 50 enggedruckten Bogen, berechnet. Die Verlagshandlung stellt die Vollendung des Ganzen von

etwa 10 Lieferungen binnen zwei Jahren in Aussicht. Die vorliegende erste Lieferung geht von a bis bocken.

Ich mache schließlich einige Puncte namhaft, worin ich von den Meinungen des Verfassers glaube abweichen zu müssen.

âderstôz in Wolframs Parzival 825, 9 wäre nach Bech Germania 7, 302 ganz zu tilgen, und Lexer stimmt ihm, wenn auch zweifelnd, bei. Mit Unrecht, wie mir scheint. Das fragliche Wort sei durch unzureichende handschriftliche Zeugen gestützt, meint Bech. Die Behauptung ist mir unbegreiflich. Ganz genau bis in das Einzelnste übersieht man freilich beim Parzival die Überlieferung nicht. Die Zeugen können nicht überall gezählt werden. Aber so viel wird an der vorliegenden Stelle aus dem Apparate klar, daß alle von Lachmann verglichenen Handschriften der Classe Gg, mit Ausnahme einer jungen, welche das sinnlose unde stoz bietet, die Lesart aderstoz haben. Also die alte Münchener Foliohandschrift, ferner die Heidelb. 364, die Spangenbergischen Blätter und die Hamburger Handschrift gewähren aderstoz, nur eine der drei letztgenannten unde stoz. Die andere Classe wird an dieser Stelle durch D, durch die Heidelb. 339 und den alten Druck repräsentiert. Lachmann giebt als Varianten: ander stoz D, understosz d. Daraus folgt, daß einer der jüngeren Zeugen dieser Classe gleichfalls für aderstoz eintritt. Wie denn auch das mangelnde = beweist, daß sich die Classen hier nicht gegenüberstehen. Mithin, was Bech in den Text setzen will, ist die Conjectur eines ganz späten Schreibers, und eine schlechte Conjectur: denn was heißt mit triuwen milte ân understôz 'ohne Unterschied'? Was in Lachmanns Text steht dagegen, ist das am besten bezeugte und kann weder durch das gedankenlose oder übelgedachte ander stoz von D (dem wohl ein getrennt geschriebenes ader stoz zu Grunde liegt), noch durch den Umstand, daß wir der Erklärung nicht sicher sind, verdächtigt werden. Denn allerdings sind wir, so lange nicht eine entscheidende, den Sinn von âderstôz klarlegende Parallelstelle gefunden ist, auf Rathen angewiesen. Gemeint muß etwas sein, was seiner Natur nach die Freigebigkeit (milte) beeinträchtigen würde. Nun giebt es eine sehr bezeichnende österreichische Redensart, die das unwillkürliche Zurückbeben vor einer unangenehmen Handlung ausdrückt. Man könnte über eine widerwillig geleistete Zahlung z. B. berichten: „Er hat zwar gezahlt, aber es hat ihm doch einen Riß gegeben, als er mit dem Gelde herausrücken sollte.“ Statt Riss könnte man allenfalls auch Stoss sagen. Und eine solche Regung des Widerwillens hat vielleicht im Mittelhochdeutschen âderstôz geheißen, als ob das Blut stockte unter dem Druck des momentanen Unbehagens. Wolframs mit triuwen milte ân âderstôz wäre also dem Sinne nach wesentlich dasselbe wie Hartmanns er was getriuwe und milte âne riuwe (Erec 2733 f.), das Bech mit Recht herbeizieht. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit wieder, daß man sich, um Lachmann zu widerlegen, doch wenigstens vorher die Mühe nehmen muß, die Schlußfolgerung zu reconstruiren, nach welcher sich augenscheinlich Lachmann entschied. Hat es doch neulich jemand ausdrücklich

abgelehnt, eine Lachmannsche, ohne nähere Begründung hingestellte Conjectur, die er bekämpfte, 'aus dem Gedanken ihres Urhebers zu rechtfertigen'. Es ist als ob man stets schlösse: Lachmann sagt keine Gründe, folglich hat er keine, er ändert, weil es ihm beliebt, wir können über ihn zur Tagesordnung übergehen.

after. Lexer führt aus der Kindheit Jesu ein sonderbares ufter an. Er hätte noch die Formen vfter 89, 41 und avfter 87, 50 aus derselben Kindheit Jesu verzeichnen können. Und diese klären, wie mir scheint, die Sache auf. Wir haben die Umdeutung eines Schreibers vor uns, dem die alte Präposition after nicht mehr geläufig war, und der bei Wendungen wie after wege an ûf dem wege dachte; um dieses geradezu zu setzen, hatte er zu viel Achtung vor seiner alten Vorlage.

alters-eine, wohl nicht 'auf der Welt allein', sondern 'von der (ganzen) Welt verlassen'. Vergl. muoterseine (zu schließen aus almuotersein bei Lexer) 'von der Mutter (selbst von der Mutter) verlassen' und den Genitiv bei aleine.

amor, amûr. Lexer citirt amuor (: snuor) Haupts Zeitschrift 2, 133. Aber die Form existirt nicht. Es reimt a. a. O. Blansheflûr : snûr : Amûr : vûr (für vuor). Die 'biblische Geschichte', aus welcher das Citat entnommen wurde, ist mitteldeutsch, wie gleich auf derselben Seite crêatûre : gehûre beweist. Ferner Seite 137 wolde : hulde, bâden : gnâden, S. 138 fride : dar mide, S. 140 erstûnt : frûnt.

'âne, ân adv.' Lanzel. 4022 im Reim ân : getân.

'ane-muotec adj. bereit, willens'. Dazu als einziger Beleg: wêre üch denne nit anmuotig gen Frîburg ze komen. Daraus geht doch wohl hervor, daß 'genehm' die richtige Erklärung wäre. Woraus sich dann unser 'anmuthig' viel leichter ergiebt. Doch hat allerdings Grimm Wörterbuch s. v. eine sichere Stelle aus Keisersberg, worin die von Lexer aufgestellte Bedeutung vorkommt: er ist anmutiger und williger beicht zu hören ein frawen, weder einen man.

'antraten? der ain fauls pain hat — fistulam und antraten'. Es ist wohl antracem zu lesen und ein Anthrax, Carbunkel ist gemeint.

arm-bendec ist eine Conjectur Diemers (Genesis und Exodus II, 81a) zu Litanei 915, welche Lexer billigt. Es steht di carmbendigen. Möglich, daß eine neue Vergleichung der Handschrift, die nicht in zuverlässigem Abdruck vorliegt, das vermuthete die armbendigen ergiebt. Aber wenn die Angabe des Druckes durch die Handschrift bestätigt wird, so dürfte man die Verbesserung schwerlich wagen. Ein hochdeutsches Wort carm, karm muß es einmal gegeben haben, wie sich aus dem ergiebt, was Hildebrand im deutschen Wörterbuch 5, 218 unter karmen zusammenstellt. Ich würde mich näher auf die Erklärung einlassen, wenn mir eine Legende des heiligen Nicolaus zur Hand wäre, der an der betreffenden Stelle angerufen wird.

asch-man (wozu Grimm Wörterbuch I, 586 einen Hans Aschman nachgewiesen hat) erklärt Lexer mit anderen 'der niedrigste Küchenknecht so

viel als aschenbrodele'. Aber dann müßte es doch mindestens aschen-man heißen, wie Höfer Germ. 14, 425 mit Recht andeutet. Die Bedeutung 'Bootsknecht' ist entschieden wahrscheinlicher, wie auch Schmeller annahm, 1, 165 Frommann.

Unter balt fehlt die Verbindung balt ze, welche Jänicke nachweist in der Zeitschrift für Gymnasialwesen N. F. 2, 37.

balt-sprëche. Nach der angeführten Stelle (ain palt-sprahiu was da) muß man wohl ein Adjectiv balt-spræche ansetzen, vergl. gespræche, unspræche.

bekennen. 'Merkwürdig lautet einmal die dritte Person bekint: ob ein wîp mint ein man und sie bekint daz er ir wær fêl Malagis 31b. Sollte das Überrest eines starken Verbum bekinnen sein?' Gewiß nicht. In der Handschrift des Malagis geht e leicht in i und umgekehrt i in e über, wie man aus dem vorliegenden Werke S. 309 'blent (für blint) Malagis 137b ersieht.

bitter. In Übereinstimmung mit J. Grimm sagt Lexer, das Wort müßte hochdeutsch mit Lautverschiebung bizzer lauten und verweist auf mitteldeutsch bitzer. Dieses hat zuerst J. Grimm Wörterbuch 2, 58 nachgewiesen aus Heinrich Heslers Apokalypse. Dazu fügt Lexer Pfeiffers Übungsbuch 1, 981 d. i. das Evangelium Nicodemi, das nach Pfeiffers Ansicht von demselben Heinrich Hesler herrührt. Liest man nun im Evang. Nic. um wenige Zeilen weiter, so stößt man in der Handschrift A auf den Reim brôte: tôte, wo BC das richtigere brôde : tôde gewähren. Der Schreiber von A wollte hochdeutscher sein als das Hochdeutsche selbst, er ist über die Stufen der Dentalreihe im Unklaren. Aus einer ähnlichen Unklarheit, wenn auch nicht eines einzelnen Schreibers, sondern eines bestimmten Dialektes, ist die Form bitzer für bitter hervorgegangen, eine Bildung nach falscher Analogie von hochdeutsch sitzen gegenüber niederdeutsch sitten, wie man dergleichen noch heute von Leuten, deren Muttersprache plattdeutsch ist, hören kann, wenn sie hochdeutsch reden wollen. In diesem bitzer hat also nicht mehr die Lautverschiebung ihre Kraft erzeigt. Eine Ausnahme von der hochdeutschen Verschiebung bleibt bitter allerdings, aber es ist eine gesetzmäßige Ausnahme: die Gruppe tr bleibt immer unverschoben, siehe Lottner in Kuhns Zeitschrift 11, 182.

'bizze-lange adv. bislang, bisher'. Aus den Belegen scheint sich zu ergeben, daß biz sô lange als die Grundform unseres bislang aufzustellen ist. Ich zweifle überhaupt, ob die Form bizze als dritte neben biz und bitze existirt.

blunt findet sich bei Konrad von Würzburg noch öfter: z. B. Schwanritter 736 (: munde), wo es aus bluwende der Handschrift mit Sicherheit herzustellen ist, was das mittelhochdeutsche Wörterbuch 1, 215a, 36 nicht gesehen hat. Franz Roth zu der angeführten Stelle des Schwanritters bringt noch mehr Beispiele aus dem Trojanerkriege bei.

Am meisten hätte ich mit dem Verfasser über seine Etymologien zu rechten, worin er sich zu etwas freieren Grundsätzen zu bekennen scheint als ich, was die Beobachtung der Lautgesetze anbelangt. Den Abfall eines anlautenden k, wie er S. 23 für affe gegenüber sanskrit kapi, lateinisch amo gegenüber sanskrit kam angenommen wird, kann ich nicht zugeben. Ebenso wenig die Vermittlung von âhte mit gâh, gæhe oder jagen. Auch wie al aus sarva werden soll, begreife ich nicht, man müßte denn weiter gehen und s-arva für ein Compositum erklären wollen, was ich aber doch nicht befürworten möchte. Lateinisch alius unter âl ist wohl ein Druckfehler für anguilla, aber auch diese Combination ist schwer glaublich. Die Zurückführung von alde, alder (Nebenform von oder) auf al 'ander' halte ich auch nicht für glücklich, das dd der hochdeutschen Grundform eddô ist singulär genug, um singuläre Lautvertretungen begreiflich zu machen. Man mag hier zunächst an althochdeutsches erdo und das vereinzelte l für r denken. S. 47 amaric ist wohl âmaric, jâmerec und daher nicht aus lateinischem amarus abzuleiten. S. 91 areweiz konnte nach der sicheren Etymologie wohl arew-eiz geschrieben werden, demgemäß auch agel-eiz mit demselben Suffix (vergl. mit anderer Dentalstufe auch areb-eit?). Die Zusammenstellung von ast und ὄζος hat zwar die Autorität von G. Curtius für sich (auch noch Griechische Etymologie 3. Aufl. S. 542), aber es ist mir nicht bekannt, daß griechisches ζ ein s oder st der verwandten Sprachen vertreten könne. Doch genug, wir wollen nicht über Etymologien rechten; wer, falls er dieses Gebiet überhaupt betreten hat, kann sich rühmen, ohne Sünde zu sein? —

Ich lasse einige Nachträge folgen, welche mir Herr J. Strobl nach Abschluß vorstehender Recension mitgetheilt hat.*)

Wien. W. Scherer.

Wörterbuch zu der Nibelunge Not (Liet). Von August Lübben. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Oldenburg, Stalling, 1865. IV u. 206 S. 8.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 481—485.

Die vorliegende zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich dadurch, daß die Lesarten der anderen Handschriften neben A Berücksichtigung gefunden haben: was jedoch keineswegs Folge des über die Nibelungen seit Holtzmann's 'Untersuchungen' ausgebrochenen Streites zu sein brauchte, wie der Herr Verfasser in der Vorrede angiebt. Die Hereinziehung der anderen Handschriften und ihre lexikalische Verwerthung war unter allen Umständen wünschens- und dankenswerth, ja geboten, sobald versucht wurde, das große sprachliche Material, das in Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen niedergelegt ist, in einigermaßen erschöpfender

*) Diese fallen hier fort.

Weise für das Wörterbuch auszunutzen. Es wäre allen Freunden des Gedichtes ohne Zweifel willkommen, wenn bei einer künftigen neuen Ausgabe der Herr Verfasser sein Werk auch zu einem lexikalischen Register der Lachmannschen Anmerkungen gestalten wollte, indem er bei jedem Worte oder Sprachgebrauche, über welchen Lachmann weitere Nachweisungen gab, auf die Stelle verwiese, wo dies geschehen. — Ich stelle einige Nachträge, wie sie sich zufällig finden, zusammen, wobei ich gerade auf Lachmanns Bemerkungen besondere Rücksicht nehme.

âne Präpos.] Es fehlt die Construction mit dem Genetiv 2308, 3 B, die auch das mittelhochdeutsche Wörterbuch aufzuführen vergißt, obgleich sie Grimm Grammatik 4, 762 erwähnt: den schatz weiz nu nieman wan got âne mîn. Lachmann weist in der Anmerkung eine Parallelstelle aus Notkers Psalmen nach (141, 2: die Wiener Handschrift hat das gebräuchlichere wane mit dem Genetiv, worüber Lachmann Anmerkungen S. 245) und ein in anderer Beziehung analoges âne got wan iuwer lip Minnes. Frühl. 148, 16. — bereden] Die von Lachmann zu 1756, 4 nachgewiesene Sitte, daß es in der Gesellschaft Sache der vornehmsten Gäste war, den Wunsch auszusprechen, man möge zu Bette gehen, mußte erwähnt werden. — danne, dan adv.] Unter 2) muß es heißen 'nach dem Comparativ und zur Einschränkung negativer Satzglieder' und die gemischte Construction 1196, 2. 3 Jh. (siehe Lachmann zu 2308, 3) niemen danne mîn und ander mîne mâge und mîn getriuwe man war aufzuführen. — end] Bei Wörtern wie dieses durften einige Verweisungen nicht fehlen, wie denn überhaupt möglichst häufige Anführung von Grimms Grammatik nach meiner Ansicht als Grundsatz festgehalten sein sollte. Hier außer Grammatik 3, 594 Lachmann zu 204, 4; Haupt zu Neidh. 98, 38; Zarncke Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes S. 224. 'Ein althochdeutsches and, end hat sich noch nicht gefunden', sagt J. Grimm a. a. O. Aber ohne alle Frage gehört hierher ein merkwürdiger Weise noch von niemand beachtetes enti bei Otfried 5, 8, 55

Fon theru selbun henti thiu tod giscankt iu enti
joh wewon tho manne gab zi drinkanne,
fon theru intfahent . . . nu thaz ewiniga lib.

'De qua manu vobis illatus est potus mortis, de ipsa suscipite poculum vitae', heißt es in Otfrieds Quelle, und der Gegensatz zwischen enti, worauf sich dann tho zurückbezieht, und nu, zwischen der Zeit des Sündenfalles und der Erlösung ist vollkommen klar und unzweifelhaft. Mithin würde die gothische Form für das verwandte altnordische ádhr wohl andis lauten, nicht anthis, und das d in mittelhochdeutsch end beruhte auf Erweichung durch die vorhergehende Liquida*). Vergl. lateinisch anter-ior, die weitere Verwandtschaft bei Curtius Griechische Etymologie 1, 173 f. — erbrennen] lies erbrinnen. Es steht auch 552 4 BD. — erniuwen] genauer

*) Im Handexemplar noch eine Verweisung auf Otfried 1, 3, 7:
Bi enterin worolti was er liut beranti. B.

erklärt in E. Martins Grammatik und Glossar zu der Nibelunge Not. — verdagen] Unter den Beispielen für die Construction mit bloßem Accusativ der Person fälschlich 1583, 3 erwähnt, wo der Accusativ freilich Nominativ und Subject eines passivischen Satzes geworden ist; ebenso wenig scheinen die übrigen außer 1542, 3 hierher zu gehören. niht ist in ihnen der vom Verbum abhängige Accusativ: vergl. Lachmann zu 959, 3. — gân] Die Verbindungen mit Adverbialpräpositionen unaufgezählt: für gân, wider gân, an gân (ir sehet wol. wie ez wil an gân 1867, 2 Jh), umbe gân (wie ez wil umbe gân 1867, 2 BC). Dagegen gehören wie ez umb uns wil gân 1867, 2 AD und wie ez hier umbe gât 2077, 1 nicht zu dem Adverbium, sondern zur Präposition umbe, was Lachmanns Anmerkung zu 1867, 2 deutlich genug macht. Unter ergân, welches an beiden Stellen Handschriften bieten, sucht man bei Lübben ebenfalls diese Beispiele vergeblich. — gebiuze] Das z hat nicht den s-laut, wie Herr Lübben angiebt, es reimt auf criuze, Lachmann zu 1823, 2. — hant] Übergangen der in 1294, 3 zu Tage tretende und von Lachmann zu der Stelle weiterhin nachgewiesene Gebrauch. — hermüede wird auch 252, 4 von allen Handschriften außer A gewährt. — hunt 'hundert' auch 704, 4 als Conjectur Lachmanns. — Islant] Der Herr Verfasser trägt überflüssige Vermuthungen vor. Das Island gemeint sei, liegt kein Grund vor zu bezweifeln. — mortræze auch 2145, 1 Jh. — rêveige ist vor rêwunt einzuschalten, es steckt nach Lachmanns Vermuthung in dem reuwige von D 2237, 3. rêvar ist durch ein Versehen zweimal angesetzt, das zweite Mal nach reslagen. — ruore] Mit Recht behält der Herr Verfasser Lachmanns Erklärung 'Meute' bei. Aber dazu stimmen nicht die Citate 'Pfeiffers Germania 4, 421 ff. 8, 56', wo jene Erklärung bekämpft wird, während die Rechtfertigung derselben in Haupts Zeitschrift 11, 262—268 unerwähnt bleibt. — schelch] Die Identificirung dieser interpolirten Bestie mit dem vortertiären Riesenhirsch hat schon früher in das mittelhochdeutsche Wörterbuch und nun auch in das Lübbensche Werk, nicht minder in die Brockhaussche „Classikerausgabe" sich Eingang verschafft. Wie viele Jahre wird es brauchen, sie wieder auszumerzen? Vorläufig will ich wenigstens in Erinnerung bringen, daß mir durch die kurze Bemerkung in dieser Zeitschrift S. 517 f. des vorigen Jahrganges*) die Sache abgethan scheint. Ebenso gut könnte man Siegfried auf die Mammuthjagd schicken oder sich mit Mastodonten balgen lassen. — scheiden] Der Herr Verfasser hat sich der Zarnckeschen Erklärung von 480, 4 (Beiträge S. 227—234, Pfeiffers Germania 4, 436 f.) angeschlossen. Mit großem Unrecht, wie ich glaube. Siegfried hat heimlich Island verlassen, um tausend seiner Nibelungenrecken zu holen. Mit ihnen zurückkehrend, wird er aus der Ferne erblickt, Brünhild erkundigt sich, wer die Herankommenden seien. 'Es sind meine Mannen, die ich früher zurückgelassen, jetzt beschickt habe',

*) In der Anzeige von Martins Grammatik und Glossar zu der Nibelunge Not, s. unten Abtheilung 'Kritik, Exegese, Litteraturgeschichte'. B.

antwortet Günther. Nun kommen sie näher, man sieht Siegfried vorne im Schiffe stehen, in herrlichem Gewand. 'Soll ich die Fremden grüßen oder nicht?' fragt Brünhild. 'Allerdings, erwidert Günther, Ihr sollt Ihnen entgegengehn und Eure Freude über ihre Ankunft bezeigen.'

dô tet diu küneginne als ir der künic riet;
Sîfriden mit dem gruoze si von den anderen schiet.*)

Den Siegfried schloß sie nicht in den allgemeinen Gruß mit ein, sie grüßte ihn besonders: sehr begreiflich, da er als der Führer der Übrigen auftrat. Nein, sagt Herr Zarncke, es heißt: beim Gruße überging sie Siegfried, sie ließ ihm den Gruß nicht zu Theil werden, den alle Übrigen erhielten. Nun wenn Herr Zarncke wirklich die Meinung des Dichters getroffen hat, wer in aller Welt konnte das verstehn? Ein Dienstmann eines Königs holt andere Dienstmannen und sie anführend tritt er vor seinen Herrn. Der Rang dieser Mannen wird als ein so hoher gedacht, daß die Königin ihnen bis vor das Haus entgegen gehen muß um sie willkommen zu heißen: und den Anführer derselben, den Vornehmsten der Vornehmen, wenn auch persönlich unfreien Ritter soll sie bei ihrem Gruße übergehen? Gewiß, so etwas kann vorkommen, er kann sie beleidigt, auf irgend eine andere Weise sich ihre Feindschaft zugezogen haben. Aber wir dürfen erwarten von dem Dichter darüber unterrichtet zu werden. 'Wir sind auch darüber unterrichtet, wirft Herr Zarncke ein, völlig genügend sind wir unterrichtet. Aber nicht von Feindschaft ist die Rede, sondern Stolz kennen wir als das bewegende Princip von Brünhilds Charakter, darum mußte sich eine durch nichts ausfüllbare Kluft zwischen der Königin und Siegfried öffnen, sobald sie ihn als einen gewöhnlichen Leibeigenen erkannte. Den Diener, der sich eben zu einem gemeinen Botendienste gebrauchen ließ, den sollte sie, wo es den Empfang von tausend der reichsten und vornehmsten Vasallen galt, eines Grußes für werth halten? Sie würde damit gegen die elementarsten Regeln der altdeutschen Etikette verstoßen haben'[1]). So zuversichtlich diese Belehrung auftritt, so unbegründet ist sie in jedem Puncte. Nirgends findet sich die leiseste Andeutung, daß der Dichter einen solchen Unterschied mache zwischen Siegfried und jenen Tausend; Siegfried wird Gunthers man genannt und die Tausend werden ganz ebenso als Gunthers man bezeichnet; es findet sich durchaus nichts, woraus man entnehmen könnte, Siegfried sei ein gewöhnlicher Leibeigener, die Übrigen dagegen vornehme Ministerialen, — im Gegentheil, in der Art und Weise, wie die Ankunft beschrieben wird, scheint eine Auszeichnung Siegfrieds zu liegen, wie es doch auch gewiß nicht als ein gemeiner Boten-

*) Im Handexemplar: 'vergl. Laurin 1085' [Deutsches Heldenbuch 1, S. 222: si enphienc die geste alle gelîch so si beste mochte und ez ir êren tohte. Dietleip si sunderlîche enphie]. B.

[1]) In diese Sätze habe ich mir erlaubt, Herrn Zarnckes weitere Ausführungen, jedoch mit wörtlicher Beibehaltung der entscheidenden Wendungen, zusammenzudrängen.

dienst betrachtet werden darf, wenn jemand mit dem Auftrage betraut wird, tausend Mannen zu entbieten und ihr Führer zu sein. Aus der Bezeichnung Siegfrieds als Gunthers man solch kühne Combination zu machen, wird man sich hüten, wenn man die Rechtsanschauungen der Zeit in Betracht zieht und bedenkt, welche geringe Bedeutung der Unfreiheit als solcher im dreizehnten Jahrhundert nur noch beiwohnte und wie gründlich schon seit dem elften Jahrhunderte die Ausbildung des Ritterstandes alle alten Standesverhältnisse durcheinander geschüttelt und ihrer socialen Bedeutung wenigstens beraubt hatte. Es wird also bei jener Erklärung sein Bewenden haben müssen, zu welcher der Wortlaut selbst jeden unbefangenen Leser führen muß.

sich] Constructionen wie 188, 1 er bat sich leben lâzen verdienten wohl Erwähnung. — sumerlanc] Darnach ist sumerzît 294, 1 einzuschalten. — wal 'das Wallen, Wogen' 1467, 3 A, vergl. Lachmanns Anmerkung (auch zu Walther 78, 8), ist wohl aufzuführen vergessen; denn der Umstand, daß das Wort im Texte der Nibelungen nicht vorkommt, kann es jetzt nicht mehr principiell ausschließen. — wende] Herr Lüben hat sich bei Erklärung dieses Ausdruckes etwas vorschnell der die Sache keineswegs erledigenden Erörterung in Pfeiffers Germania 5, 208 f. angeschlossen. Schon was Zarnckes Beiträge S. 166 ff. (vergl. Haupts Zeitschr. 11, 268 f.) gaben, mußte ihn vorsichtig machen. Ohne eine entscheidende Parallelstelle wird die genaue Erklärung schwerlich gelingen. Dieselbe müßte auf die Lesarten aller Nibelungen-Handschriften passen, deren Urheber ja ohne Zweifel noch in der lebendigen Anschauung der Sache standen, welche A nicht deutlich genug zu bezeichnen schien. So viel steht fest, daß die Phrasen die pfîle sie zuo den wenden (AB) oder von der senwe zuo den wenden (D) oder unz an die wende (CH) oder unz an daz ende (Jh) zugen sämmtlich nichts anderes besagen als: ihren Bogen gaben sie die vollständige, äußerste Spannung. Daß der Bogen diese Spannung besaß, wenn der Halbirungspunct der Sehne und das daran stoßende eine Ende des Pfeiles in eine solche Lage gebracht war, daß das andere Ende bis zu dem Puncte sich innerhalb der Krümmung befand, wo das Eisen an den Schaft geschraubt war, scheint sich aus der von Zarncke angeführten Stelle Wolframs zu ergeben: von in wart manec slehter zein (Schaft) unz an den pfîl (bis an das Eisen) gezogen. Wo aber der bestimmte Ort, welcher (wie aus der Lesart von D hervorgeht) die wende (Plural) heißt, sich befand, ob an dem Pfeile selbst oder irgendwo an dem Bogen, erhellt daraus nicht. Wenn letzteres, so verdient vielleicht der Einfall eines Freundes Beachtung, ob nicht etwa eine an dem Bogen angebrachte Kerbe mit erhöhten Rändern die wende (von want) genannt worden sein könnte. Aber es könnte auch (ich führe diese Möglichkeiten nur an, um eben zu beweisen, daß wir noch nicht wissen, was der Ausdruck bedeutet) die Krümmung selbst diesen Namen getragen haben: want heißt auch Himmelsgegend (Mittelhochdeutsches Wörterbuch 3, 687a), bezeichnet somit, als ein

Theil des Horizontes gedacht, einen Kreisbogen; dieselbe Anschauung liegt zu Grunde, wenn der Plural die beiden Seiten eines Pferdehufes bedeutet (Mittelhochdeutsches Wörterbuch 3, 686a). Und so kann auch die Krümmung des Bogens als zwei solcher Kreisbögen gedacht werden, welche an dem Puncte zusammenstoßen, zu welchem der pfîl (das Eisen) gezogen wird. — werben] Der absolute Gebrauch und die Construction mit der Präposition zusammengeworfen, die Bedeutungen von 'thun' und 'streben' nicht hinlänglich gesondert, der bemerkenswerthe Unterschied zwischen werben nâch einem dinge und werben eine frouwen, oder umbe eine frouwen (Lachmann zu 47, 1) nicht gebührend hervorgehoben: aber Wie kung Etzil nâch Kriemhilden warp 1083, 2 J. Auch war 53, 3 ich enwurbe dar mîn herze grôze liebe hât wohl anzuführen. — wesen] Man vermißt die von Lachmann zu 398, 3. 567, 3. 2314, 1 nachgewiesenen Constructionen. — wünnen] Nachzutragen die Construction daz iuch sîn immer wünnet 1179, 3 D. — zeichen] Des Todes zeichen ist sein Handzeichen, sein hantgemâl, womit er das ihm verfallene Eigenthum übersigelt. Der Beobachter erkennt, daß jemandem dies Zeichen aufgedrückt wurde, an dessen Erbleichen: Nibelungen 928. 2006. Die Todesblässe ist nicht selbst des Todes Zeichen, sondern die Wirkung desselben, so daß sie gleichsam als des Todes Wappenfarbe angesehen werden kann, vergl. Tnugdalus 43, 83 sîn lîp sich begunde nach dem tôde zeichen*). Wer mit dem zeichen versehen ist, dem entschwindet alle Kraft, Nib. 928. Wer es fühlt, der giebt das Ringen mit dem Tode auf oder verliert die Fähigkeit zu diesem Kampfe, Nibelungen 939: wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit. Das 'Schneiden' ist nicht wörtlich gemeint, sondern von der Empfindung des Schmerzes**). Dadurch erledigen sich die Bedenken Lübbens gegen die Lesart von A an dieser Stelle. Vergl. Haupts Zeitschrift 11, 254 ff. — zouwen] Hinzukommt 710, 1 DJh: den boten zoute sêre ze lande ûf den wegen. Auch der Umlaut zöuwen, Prät. zöute 681, 3. 710, 1. 1261, 2 J verdiente eingetragen zu werden. Bemerkenswerth endlich zougte 681, 3 C; 1261, 2 A, das für zouwte stehen dürfte. — Durchgehends zu rügen ist die geringe Schärfe der Erklärung juristischer Ausdrücke.

Wien. W. Scherer.

---

*) Im Handexemplar: 'Warnung 128' [als des tôdes zeichen wirt schîn in swarzgelwer varwe, Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 442]. B.

**) Im Handexemplar: 'aldâ si jâmer sneit Parzival 128, 21.' B.

Über die Sprache Luthers. Ein Beitrag zur Geschichte des Neuhochdeutschen von Dr. E. Opitz, Oberlehrer am Domgymnasium zu Naumburg. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1869. 53 S. 8°.

Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. Von Ph. Dietz, in Marburg. Erster Band (A—F). Leipzig, F. C. W. Vogel, 1870. LXXXVIII und 772 S. 4°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 409—412.

Die Schrift von Dr. Opitz will nachweisen, daß bis in die Mitte der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts in Luthers Sprache sich der Einfluß des heimatlichen Dialekts vorwiegend geltend mache, während nachher 'eine durchgreifende Umgestaltung der sprachlichen Formen wahrgenommen wird'.

Der Titel ist insofern etwas zu allgemein gefaßt, als es sich nicht um die Sprache Luthers im Allgemeinen handelt, sondern nur ganz speciell um die Lautlehre. Daß diese nun viele thüringische Formen darbiete, ist auf den ersten Blick klar und wird jeder wissen, der auch nur in der Erlanger Ausgabe einige der früheren Schriften Luthers gelesen hat.

Die einzelnen Belege des Herrn Dr. Opitz führen uns nun aber nicht sehr weit über diese allgemeine Erkenntniß hinaus. Sie sind nicht einmal vollständig, was die Verzeichnung von Thatsachen betrifft; sie lassen sich aus den eigenen Materialien des Verfassers ergänzen. So bleibt z. B. das bekannte dd in widder, adder (erwidder S. 10, widderspricht 11, widder — noch 11, adder, odder 12, entwedder 15, foddert 15) unerwähnt. Für i statt ie steht S. 11 blos der Beleg ider, S. 12 liefert dazu Krichen, kriche̕sch. Die Bezeichnung des z-Lautes wird gar nicht berührt, S. 14 gewährt czum und tzehende. Ebenso wenig das ss in disse (S. 10 unten). Unter 'i für e' werden immer Stamm und Endung zusammengeworfen, die sich doch hier wesentlich unterscheiden und getrennter Beurtheilung unterliegen.

Wunderlich wird das Neuhochdeutsche als Maßstab angenommen, z. B. S. 13 'e für ö : schweren, ausgeleſcht' oder 'i für ae : sie richet = sie rächet'. Und Herr Opitz zieht aus den früheren Schriften überhaupt alles aus, was ihm auffällt, ohne sich zu fragen, ob es auch für diese früheren Schriften charakteristisch und nicht vielleicht der Sprache Luthers überhaupt eigenthümlich sei. Jenes 'e für ö' z. B. schreibt Luther noch durchweg (Dietz S. 476a).

Mehrmals kann man den Verdacht nicht abwehren, daß Druckfehler in gutem Glauben als Spracheigenheiten hingestellt werden, was Dietz S. VII. VIII. bestätigt. Wie verhält es sich mit dem (S. 10 oben) aufgeführten 'er boget = er beugte?' Dietz hat es weder unter beugen noch unter biegen und kennt auch kein besonderes bogen (althochdeutsch bogên, mittelhochdeutsch bogen), welches intransitiv sein müßte, siehe Lexer Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 322.

In dieser unvollkommenen Weise werden übrigens nur vier Lutherische Schriften excerpirt. Den Nachweis der Wandelung um 1525 führt dann der Verfasser nur durch Vergleichung einiger Capitel der Bibel von 1524 und der von 1526. Dabei hat er noch außer Acht gelassen, daß die 1526 auftretende Umlautsbezeichnung ö und ü nicht von Luther selbst herrühren kann, der sich ihrer zeitlebens enthalten hat, wie Dietz S. XI—XVI zeigt. Das gelegentlich in Luthers Originalmanuscripten vorkommende Zeichen ü (hervorgegangen aus ů) hat entschieden keine Beziehung auf den Umlaut, da er auch noüüm, nüntiüm schreibt.

Wenn nun in der That die consequente Durchführung des Umlautes das charakteristische Merkmal der späteren Sprache Lutherischer Schriften ist, so fallen durch die angeführte Bemerkung von Dietz sämmtliche von Opitz S. 28—32 vorgebrachten Vermuthungen zu Boden. Denn er geht von der Vermuthung aus, daß Luther selbst die Änderung eingeführt habe.

Man wird die Frage aufwerfen müssen, ob nicht auf die Feststellung des Lutherischen Bibeltextes jene Macht bereits den wesentlichsten Einfluß nahm, welche zur Zeit unserer classischen Litteraturepoche und noch heute auf unsere Sprache vielfach regelnd und gestaltend einwirkt: die Druckereien und ihre Correctoren. Es wird nothwendig sein, die übrigen Erzeugnisse der Hans Lufft, Nickel Schirlentz, Melchior Lotter und wie Luthers Wittenberger Drucker sonst heißen, in die Untersuchung hereinzuziehen. Denkbar wäre immerhin noch, daß Luther selbst durch Verabredung mit den Correctoren die Änderung einführte, oder darauf drang, daß man oberdeutsche Correctoren beschäftigte, daß er aber daneben in seinen Manuscripten von der alten bequemen Gewohnheit nicht lassen wollte.

Den Schluß der Opitzischen Schrift, S. 34—53, füllen: 1. Proben aus Luthers frühesten Schriften und deren Nachdrücken; 2. ein Stück aus Stolles Thüringisch-Erfurter Chronik als mitteldeutsche Dialektprobe; 3. auf die Kanzleisprache bezügliche Proben.

Eine neue gründlichere und eingehendere Untersuchung des von Dr. Opitz behandelten Gegenstandes ist nichts weniger als überflüssig. Was Ph. Dietz in der Vorrede leistet, bringt die Sache um einen bedeutenden Schritt vorwärts. Aber noch bleibt manche Frage offen, und der Verfasser selbst will nur orientiren, nicht erschöpfen und abschließen.

Das Wörterbuch von Ph. Dietz ist eine ganz ausgezeichnete Arbeit, welche niemand ohne Achtung vor dem Fleiß und der Hingebung des Verfassers benutzen wird. Man merkt es dem Werke an, daß es die Frucht Jahre lang fortgesetzter Studien ist. Der Verfasser schöpft fast durchweg aus den Originaldrucken, man vergl. das Quellenverzeichniß S. XXV—LXXXVI. Die Sprache wird also hier mit einer urkundlichen Treue lexikalisch verzeichnet, wie sie aus keiner der vorhandenen Gesammtausgaben gewonnen werden kann. Daher denn auch die vollendete Sachkenntniß, mit der Herr Dietz über alles, was Luthers Laut- und Formenlehre betrifft, theils in

der ausführlichen, von mir schon mehrfach angezogenen Vorrede, theils in dem Eröffnungsartikel jedes einzelnen Buchstaben urtheilen kann. Wie Luther sich allmälig von seinem Heimatsdialekt emancipirte, übersieht man hier weit genauer als bei Herrn Opitz. Jeder Laut hat seine eigene Biographie mit genauen chronologischen Daten. Doch muß ich freilich gestehen, daß ich über manchen Punct noch größere Ausführlichkeit gewünscht hätte.

Indessen ist auch für Laut- und Formenlehre der Fortschritt, den wir dem Werke verdanken, ein sehr bedeutender. Um die grammatische Durchforschung der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts steht es noch gar zu schlecht. Man nehme nur einmal Kehreins Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrhunderts zur Hand, die noch verhältnißmäßig den reichsten Stoff bietet, und suche sich über irgend eine beliebige Einzelheit zu belehren. Das worauf es ankommt findet man nie. Von Luther scheint er blos die Bibelübersetznng benutzt zu haben. Es ist nun vom größten Werth, endlich einmal bei denjenigen Erscheinungen, die das Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen trennen, genau zu erfahren, wie es Luther damit hält. Was sonst verstreut darüber hier oder dort bemerkt wurde, könnte (ohne den Verdiensten der Frommann, Mönckeberg, Wetzel zu nahe treten zu wollen, welche zum Theil ganz andere Zwecke verfolgen) neben der vorliegenden Leistung kaum mehr in Betracht kommen, wenn es dem Verfasser nur gefallen wollte, einem späteren Theile etwa eine vollständige Laut- und Flexionslehre Luthers beizugeben[1]). Es käme durchaus nicht darauf an, Massen von Beispielen zu häufen; sondern nur die Regeln, welche Luther befolgt, und die Ausnahmen, die er sich gestattet, möglichst vollständig zu verzeichnen. Die Vorrede des ersten Bandes hat sich ein solches Ziel aber nicht gesteckt und läßt daher manche empfindliche Lücke. — S. XIX wundert man sich, die schwache Declination von erde als eine dem Mittelhochdeutschen abgehende hingestellt zu finden.

Was nun die Bedeutung vorliegenden Werkes für die Kenntniß des deutschen Sprachschatzes im Allgemeinen betrifft, so erhellt dieselbe am besten aus dem Umstande, daß, wie berechnet wurde, allein die Buchstaben A und B 142 Wörter bringen die bei Grimm ohne Beleg aus Luther sind, und 26, die im Grimmschen Wörterbuche ganz fehlen.

Gegen die Behandlung hätte ich nur eins einzuwenden: die größtentheils ganz überflüssigen Bemerkungen über die Etymologie einzelner Wörter. Dergleichen sucht doch niemand in dem Buche, auch steht der Verfasser hierin nicht auf eigenen Füßen, so daß es wohl am besten gewesen wäre, die Etymologie blos dort anzuführen, wo sie vielleicht einen bestimmten

---

[1]) Das Beste wäre freilich, wenn Frommann sich entschlösse, seine vollständige 'Grammatik der Lutherischen Bibelsprache' (Vorschläge zur Revision von Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung 2. Heft, S. 8) zu veröffentlichen. Daran könnten sich am leichtesten Angaben über die Grammatik der sonstigen Schriften Luthers anschließen.

Sprachgebrauch Luthers in helleres Licht setzen konnte. Dagegen sind die Nachweisungen entsprechender mittelhochdeutscher und althochdeutscher Worte aus nahe liegenden Gründen willkommen. Manchmal läßt sich nur ein althochdeutscher und kein mittelhochdeutscher Vorfahr beibringen, und die Genealogie hat eine Lücke.

Die Belegstellen sind sehr geschickt ausgewählt und so vollständig excerpirt, daß man fast immer zusammenhangende Sätze liest. Andererseits ist man durch die Isolirung der Sätze doch gezwungen, lediglich auf Sprache und Form zu achten und von dem Inhalt abzusehen. Es gewährt daher ein ganz eigenthümliches Vergnügen, Artikel für Artikel durchzugehen, Zug um Zug zu sammeln, und zu beobachten, wie allmälig ein Bild von der sprachlichen Individualität Luthers in uns entsteht, das auf mich wenigstens eine große Wirkung macht. Man empfängt einen unbeschreiblichen Eindruck von unerschöpflicher Kraft und sinnlicher Lebendigkeit. Ich habe die unmittelbare Sensation dieser gewaltigen Natur noch nie so deutlich gehabt. Man fühlt, was das für ein packender Redner gewesen sein muß. Liest man seine Schriften, so sieht man den Schuß und ahnt die Wirkung: hier hat man das Arsenal vor sich, aus dem er seine Waffen holt.

Wenn das ganze Werk vorliegt, wird der Versuch erlaubt sein, nach anderen als lexikalischen Gesichtspuncten das gebotene Material zu einer Gesammtcharakteristik der Lutherischen Sprache zu verwerthen. Und vielleicht macht Herr Dietz selbst noch den Versuch. Seine Arbeit ist das erste Specialwörterbuch eines neuhochdeutschen sprachgewaltigen Schriftstellers. Möge sie die gehörige Beachtung, die gehörige Ausnutzung, die gehörige Nachahmung finden. Wenn doch jemand für Goethe etwas Ähnliches zu unternehmen wagte.

Wien. W. Scherer.

Über die Sprache Jacob Grimms. Von Karl Gustaf Andresen. Leipzig, Teubner, 1869. VIII und 299 S. 8°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 394—402.

Daß der Stil nach Buffons bekanntem Worte der Mensch selbst sei, daß im Stil sich der ganze Mensch mit seinem geistigen und moralischen Charakter spiegle, ist im Allgemeinen nicht so richtig, wie man gewöhnlich annimmt. Stilformen werden übertragen. Wie groß ist die Zahl derer, welche sich fertiger Stile bedienen, die ihnen auf irgend eine Weise zugeführt sind. Wer möchte behaupten, daß alle, welche Ciceronischen Stil schreiben, auch als Menschen mit Cicero verwandt gewesen seien. Wie manigfaltige Charaktere umfaßt nicht das Gebiet der Amtssprache, die keineswegs auf officielle Actenstücke beschränkt bleibt, sondern leicht die ganze schriftliche Ausdrucksweise eines Geschäftsmannes beherrscht. Man lese z. B.

die verschiedenartigsten Aufzeichnungen des Freiherrn vom Stein: wer würde daraus auf des Mannes Energie, Rücksichtslosigkeit und Leidenschaft schließen.

Aber freilich für Dichter und Schriftsteller, welche ein originales selbständiges und intimes Verhältniß zur Sprache besitzen, ist der Satz wahr. Und für Jacob Grimm speciell hatte der Verfasser vorliegenden Werkes ganz recht, sich S. 2 darauf zu berufen.

Wir suchen in dem Menschen zuerst die Züge auf, die er mit der allgemeinen Lebensrichtung theilt, aus welcher er geschichtlich hervorgegangen ist. Jacob Grimms Stellung in dieser Hinsicht ist bekannt. Es sei erlaubt, an das Wesentlichste zu erinnern.

Was man den Geist des achtzehnten Jahrhunderts oder der Aufklärung nennt, setzt sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen, die theils auf den Ideenkreis der Renaissance, theils auf die großen mathematisch-naturwissenschaftlichen Entdeckungen des siebzehnten Jahrhunderts zurückgehen. Das Resultat: Uniformirung, Centralisirung der Bildung und des Staates, Absolutismus mit allmächtiger Bureaukratie, Mechanisirung, äußerliche Regelung des Lebens nach Rücksichten des Verstandes und der Zweckmäßigkeit.

Dem gegenüber in Deutschland (abgesehen von älteren Anfängen) seit Möser, Herder, Goethe eine Revolution, welche sich auf die von der Aufklärung zurückgesetzten Elemente stützt. Gegenüber dem Kosmopolitismus die Nationalität, gegenüber der künstlichen Bildung die Kraft der Natur, gegenüber der Centralisation die autonomen Gewalten, gegenüber der Beglückung von oben die Selbstregierung, gegenüber der Allmacht des Staates die individuelle Freiheit, gegenüber dem construirten Ideal die Hoheit der Geschichte, gegenüber der Jagd nach Neuem die Ehrfurcht vor dem Alten, gegenüber dem Gemachten die Entwickelung, gegenüber Verstand und Schlußverfahren Gemüth und Anschauung, gegenüber der mathematischen Form die organische, gegenüber dem Abstracten das Sinnliche, gegenüber der Regel die eingeborne Schöpferkraft, gegenüber dem Mechanischen das 'Lebendige'.

Dies sind die Grundzüge des deutschen Revolutionszeitalters, die sich von den Ideen der französischen Revolution nicht nur wesentlich unterscheiden, sondern auch vielfach und auch auf deutschem Boden damit durchkreuzen.

Die energischeste Verkörperung hat der deutsche Revolutionsgeist wohl in der sogenannten zweiten Generation der Romantiker gefunden, welcher Jacob Grimm angehört. In ihr war die Erkenntniß zum vollen Durchbruch gekommen, daß man in vieler Hinsicht nur für etwas kämpfte, was vor dem Eindringen in die Renaissance in Deutschland bereits vorhanden war. Daher die nahe Beziehung zum Mittelalter und allem, was noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert im Gegensatz zur Renaissance

bestand. Zugleich gemäß dem erregten Nationalgefühl das Streben nach der Anschauung des rein und ursprünglich Germanischen gegenüber aller späteren Beimischung. Es erinnert an die Rousseausche Apotheose des Naturzustandes, wenn man Lust bezeigt, durchgehends das Älteste für das Beste zu halten.

Hier befinden wir uns dicht an der Eigenthümlichkeit Jacob Grimms und an der Eigenthümlichkeit seiner Sprache.

Die Vorrede zur ersten Ausgabe der Grammatik enthält alles Wesentliche zur Charakteristik seines Standpunctes.

Jeder ungelehrte Deutsche ist Sprachquelle, er ist sich selbst Grammatik genug und bedarf keiner 'Sprachmeisterregeln': hiermit verwirft Jacob Grimm alle grammatische Gesetzgebung des achtzehnten Jahrhunderts — ich untersuche nicht, ob mit Recht, ob mit Unrecht: ich glaube das letztere — aber genug, er verwirft die Gesetze der Gottsched und Adelung, ganz revolutionär bricht er mit den Resultaten ihrer Thätigkeit: er ist daher gezwungen, seinen eigenen Weg zu suchen.

Wie er das theoretisch thut, fragen wir hier nicht. Es handelt sich um seine Praxis. Aber Theorie und Praxis bewegen sich nach derselben Richtung. Wie jene spätere Formübertragungen und Bildungen nach falscher Analogie durch die Bezeichnung unorganisch gleichsam brandmarkt, so hält sich auch diese vorzugsweise an das 'organische' Wesen der Sprache, d. h. an einen älteren Sprachzustand, der mit der ältesten historisch vorliegenden hochdeutschen Regel noch übereinstimmt.

Ahd. bogo, mhd. boge, nhd. Bogen: Jacob Grimm will die neuhochdeutsche Form verdrängen und die organische mittelhochdeutsche wieder einführen. Das hat schon R. v. Raumer hervorgehoben und bekämpft. Die Beobachtung aber gilt noch für viele Fälle. In Lautlehre (Orthographie), Formenlehre, Wortbildung, Syntax und Wortvorrath ist die alte Sprache eine der hervorragendsten Quellen von Jacob Grimms sprachlicher Eigenthümlichkeit. Gerade wie z. B. Uhland, namentlich in seinen ältesten Gedichten, den deutschen epischen Stil der früheren Zeit in so weitem Maße wiedererwecken wollte, daß er darin selbst einen Schritt zurückthun mußte. Belege für die alterthümliche, die reactionäre Seite von Jacob Grimms Sprache findet man in dem vorliegenden Buche so viele, daß ich Einzelheiten nicht herausgreifen will.

Aber mit dieser Beobachtung ist die Sache keineswegs abgethan. Jacob Grimms Sprache wäre blos als Mischung von Altem und Neuem entfernt nicht zu begreifen. Das 'Alte' schließt sehr vieles und verschiedenartiges in sich. Nach welchem Gesichtspunct wird er wählen?

Natürlich legt er sich die Frage vor: wie viel darf ich der heutigen Sprache zumuthen? Und Antwort giebt ihm sein individuelles Sprachgefühl. Aber in welcher Tendenz weicht er vom Herkömmlichen, von der Sprache seiner Zeitgenossen ab?

Aus der Geschichte der Sprache glaubte er gelernt zu haben, daß sie in ihren ältesten Epochen mehr mit inneren, späterhin mit äußerlichen Mitteln wirke. Das Urbild innerer Flexion ist ihm der Ablaut. Da scheint die Wurzel aus sich selber Formen zu erzeugen. Außerdem schwebt ihm bei jenem Satze die Thatsache vor, daß ursprünglich die formalen Elemente unter denselben Accent mit den materiellen Elementen gefaßt werden, welche sie bestimmen, daß mithin die syntaktische Bestimmung und Einordnung innerhalb der Worteinheit selbst geschieht, während späterhin Pronomina, Präpositionen, Partikeln unzertrennliche Begleiter werden.

Jacob Grimm nun wählt für seinen Gebrauch das Ältere, das ihm den Eindruck des Stärkeren, des Lebendigeren macht. Das Verbum ist für ihn das Ideal eines Redetheiles. Dem Verbum scheint lebendige Zeugungskraft inne zu wohnen.

Diese wirkende Macht des Verbums stellt er recht ins Licht, indem er Transitiva ohne das ihnen gebührende Object gebraucht (Andresen 142). Das Verbum befindet sich dann gleichsam in einem Zustande der Spannung wie ein elastischer gebogener oder gedehnter Körper. Es scheint nach einem Ziele der Kraftäußerung zu streben, und dadurch wird in dem Leser eben das Gefühl einer vorhandenen Kraft hervorgerufen.

Durchaus begreiflich ist nun die Neigung zum starken Verbum (94) und der Gebrauch von abstracten Masculinis ohne erkennbares Suffix, wo sonst der substantivische Infinitiv oder Bildungen auf -ung, -niss, verwendet werden (104). Je deutlicher die Ableitung, desto weniger behagt sie Jacob Grimm. Statt Dichtigkeit, Feuchtigkeit sagt er lieber Dichte, Feuchte u. s. w. (105).

Den selbständigen Formwörtern ist er durchweg feind. So bringt er die Negation am liebsten in der Gestalt -un an (127, vergl. schon Waitz, Zum Gedächtniß an Jacob Grimm S. 30). Er sucht mit dem bloßen Conjunctiv auszukommen, wo andere das Hilfsverbum mögen brauchen (Andresen 149). Er weiß die Copula (134) und es (206) und das Demonstrativum (212) in weiterem Umfang als die gewöhnliche Sprache zu entbehren, auch das Reflexivum (143). Seine vielfältige Emancipation vom Artikel endlich ist bekannt (174 ff.).

Keineswegs steht den angeführten Fällen überall der ältere deutsche Sprachgebrauch zur Seite. Aber Jacob Grimm befindet sich dabei im Einklang mit dem ursprünglichen Geiste der Sprache und zugleich im Einklang mit dem Geiste seiner Zeit, welche das Mechanische, Äußerliche, mithin auch das äußere Sprachmittel so viel als möglich zurückdrängen wollte.

Indeß wir müssen noch weiter gehen. Es läßt sich, wie mir scheint, nicht leugnen, daß Jacob Grimm mehr als einmal nach dem Ungewöhnlichen, Seltsamen, Aparten um seiner selbst willen gegriffen hat, ohne anderen Grund, als um eben Neues zu geben.

Welchen tieferen Sinn kann es z. B. haben, wenn er umgedreht statt umgekehrt sagt (289)? Ja es kommt vor, daß er im Gegensatz zu seiner sonstigen Art gerade das äußerliche Bildungsmittel bevorzugt, selbst im Widerspruch mit dem Gewöhnlichen (146. 147. 207). Die S. 158 ff. besprochenen Constructionen des Infinitivs sind weder alterthümlich, noch im Geist der älteren Sprache, sie sind blos frei und kühn, indem sie eine bestehende neuhochdeutsche Gebrauchsweise erweitern und ausdehnen. Noch in anderen Fällen bedient sich Jacob Grimm sogar latinisirender Wendungen (158. 163 f. 219. 230. 269). Meist handelt es sich dabei um gewisse Vortheile der Kürze oder Übersichtlichkeit, die er — selbst auf die Gefahr hin, schwerfällig zu werden – nach dem lateinischen Muster ohne weiters der neuhochdeutschen Syntax einverleibt.

Das Lateinische ist neben der Muttersprache dem Gelehrten das geläufigste Idiom. Ganz begreiflich, daß das lateinische Sprachgefühl sich auch in die Handhabung des Deutschen eindrängte, bei Jacob Grimm so gut wie bei anderen vor ihm, den Übersetzern, den Juristen u. s. w. Sobald er sich der ihm überlieferten und allgemein anerkannten Sprachregel nicht mehr unterwarf, mußten auf die Entstehung seines neuen individuellen Sprachgefühls alle in ihm vorhandenen Elemente eines solchen, das Lateinische nicht minder als das Altdeutsche, Einfluß gewinnen.

Wenn ihn zum Theil bei seinen Neuerungen das Bedürfniß leiten mochte, eindringlich zu schreiben und verbrauchte Wendungen durch frische zu ersetzen; so hat er zum anderen Theil doch ganz gewiß auch der bloßen Freiheit des Ausdruckes gehuldigt.

Er erlaubt sich gegenüber der modernen regulären Sprache eine große Selbstthätigkeit. Er gestattet sich eigene Schöpfungen in nicht geringem Umfange. Dies ist ihm offenbar der eigentliche Reiz beim Schreiben, daß er nicht ein bestehendes, jedermann bekanntes Gesetz einfach anwendet, sondern von innen heraus schafft, indem er gleichsam nur im intimsten Verkehr die Erlaubniß des Sprachgeistes selber einholt für seine kühnen Gebilde. Er ist unaufhörlich productiv. Die liebste Art des Schreibens wäre ihm offenbar, wenn er sich bei jedem Wort, bei jeder Wendung das Gefühl geben könnte, als ob er sie im Augenblicke des Gebrauches erst neu fände.

Man sieht, Jacob Grimm hat noch seinen Antheil an dem Begriffe des Originalgenies und an jenem schrankenlosen Subjectivismus oder Individualismus, welchen man den Romantikern so gerne vorwirft. —

Ich wollte an der Hand des vorliegenden Buches zunächst meine früheren Bemerkungen über Jacob Grimms Stil (mein Jacob Grimm S. 50. 83 f.) nach einer Seite hin ergänzen und berichtigen; zugleich aber auch Kritik üben an dem besprochenen Werke selbst.

Es ist eine gewissenhafte, sorgfältige, höchst verdienstliche Arbeit, an der mich vor allem die Pietät sympathisch berührt, mit der der Verfasser die Beobachtung des Kleinsten nicht gescheut hat, um zu einer so ausgeführten

Grammatik der Sprache Jacob Grimms zu gelangen, wie wir sie für keinen anderen neuhochdeutschen Schriftsteller noch besitzen.

Wären die Versuche solcher Specialgrammatiken und Specialstilistiken öfter gemacht, so würde die Methode derselben weit mehr feststehen.

Dr. Andresen unterscheidet meines Erachtens zu wenig die relative Wichtigkeit der Gebiete, auf denen er observirt: Orthographie z. B. ist sehr breit, der Stil ziemlich mager behandelt. Und er strebt nicht nach einem allgemeinen Bilde, welches die einzelnen Erscheinungen in ihrem inneren Causalzusammenhange erkennen ließe.

S. 6—12 ist freilich eine solche Gesammtcharakteristik versucht, aber die Beobachtungen der Specialabhandlung werden nicht ihres Ortes eingereiht. Und ich kann dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er S. 5 meint, es würde 'ein wie es scheint unnöthiges Maß in Anspruch zu nehmen sein, wenn jedes Einzelne aus dem Einzelnen erklärt, jede Eigenschaft des Stils und der Sprache an einer geistigen Eigenschaft des Schriftstellers gemessen und erkannt werden sollte'.

Was ich vermisse, zeigt sich wohl am deutlichsten, wenn ich den eben erwähnten Abschnitt einer besonderen näher eingehenden Prüfung unterziehe.

Ich unterscheide in der Schilderung des Verfassers folgende Puncte. Erstens wird (S. 6) der Sprache Jacob Grimms zugeschrieben Natürlichkeit, Frische, Deutlichkeit, Einfachheit des Ausdruckes, Überwiegen des Concreten, Sinnlichen, Bildlichen, Neigung zu Gleichnissen. Dies alles zurückgeführt theils auf die Unmittelbarkeit der Empfindung, theils auf die 'Lebhaftigkeit poesievoller Anschauung der Natur und des Lebens, des Alterthums und der Sprache'. Dazu gehört gleich, was bei dem Verfasser später (S. 7) besonders auftritt, 'Mark und Kraft des Ausdruckes, jenes Gewicht der Bezeichnung, welches in der Sprache Grimms an allen Enden hervortritt; auch Derbheit ist erkennbar und bisweilen eine gewisse Härte'.

Sucht man nach Belegen, so würde man sich etwa mit dem Capitel über Bilder und Vergleiche S. 290—299 begnügen müssen. Aber auch dort ist z. B. die Frage nicht klar gestellt noch beantwortet, die bei solchen Untersuchungen die erste sein muß; aus welchen Gebieten holt Grimm seine Bilder? Daran schlösse sich die andere: welchen Gegenständen gegenüber ist er am meisten geneigt, zu bildlicher Rede zu greifen? Und darüber geben die Sammlungen des Herrn Andresen eher Auskunft: Sprache und Beschäftigung mit der Sprache stehen im Vordergrunde.

Diese Betrachtung müßte aber auch ausgedehnt werden auf die 'blos bildlichen Ausdrücke' (296). Und es bedarf keiner Bemerkung, wie sehr wir dadurch unmittelbar in die geistige Verfassung Jacob Grimms, namentlich in die Arbeit seiner Phantasie eingeführt werden würden.

Was finden wir aber für weitere Belege jener oben gerühmten Eigenschaften des Stils? Das Poetische begegnet uns noch bei Gebrauch des Artikels (174 f.) und bei der Wortstellung (255 f.). . Aber wie wenig

genügt das. Und wo bleiben die Belege für die Einfachheit, Deutlichkeit u. s. w. S. 233 ist einmal vom Ton einfacher und gemüthlicher Unterhaltung die Rede, dessen syntaktische Eigenthümlichkeiten sich Jacob Grimm gestattete.

Man hört wohl sagen, daß solche Dinge wie Einfachheit u. dgl. sich zwar empfinden, aber nicht beweisen lassen. Der Stil im Allgemeinen soll sich mehr dem Gefühl als der Zergliederung darstellen. Nun, die Aufgabe der Wissenschaft ist es überall, an die Stelle des bloßen Fühlens ein Wissen zu setzen. Hier hat sie eine Analyse des Eindruckes zu versuchen und nach den Mitteln zu fragen, durch welche derselbe hervorgebracht wird. Die Untersuchung kann nur geführt werden durch Erwägung der anderen von Grimm verschmähten Möglichkeiten des Ausdruckes. Die Vergleichung anderer Schriftsteller, welche von denselben Gegenständen gesprochen haben, kann die besten Dienste thun.

Zur Erklärung wird sich dann auch Treffenderes darbieten, als ein so abgegriffenes Wort wie die Unmittelbarkeit der Empfindung, wobei ich mir gar nichts mehr vorstellen kann.

Einfachheit des Stils hängt mit sittlicher Einfachheit zusammen. Dies leitet aber schon zum zweiten Puncte über.

Zweitens also (S. 6): keine durchdachte Auswahl kunstreicher Worte, kein Schmuck der rhetorischen Form, keine streng logische Folge der Gedanken, kein methodischer Gang der Untersuchung und Entwickelung.

Nachweise im Einzelnen mangeln hierfür gänzlich. Die Erklärung scheint der Verfasser in der 'individuellen Eingebung' zu suchen.

Das möchte ich nicht bestreiten. Aber umfassendere Erörterung wäre nöthig. Mit der individuellen Eingebung wird das gemeint sein, was ich oben als romantischen Individualismus oder Subjectivismus bezeichnete. Zunächst wird damit auf die Emancipation der Poesie von der Regel hingedeutet, auf jene Doctrin, die schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auftauchte und der auch z. B. Arnim stark anhing, daß die Gewißheit einer poetischen Natur genüge, um sich lediglich seinen augenblicklichen Eingebungen überlassen zu dürfen.

In ähnlicher Weise überläßt sich Jacob Grimm seiner sprachlichen Eingebung, wie ich oben nachwies. Aber die unter 2 bemerkten Eigenschaften dürfen nicht unmittelbar hierher gezogen werden. Der wahre Zusammenhang ist vielmehr ein anderer.

Die überwiegende Methode des Denkens kann Einfluß auf die Methode der Darstellung nehmen. Die dem poetischen Subjectivismus entsprechende Methode des Denkens ist aber die geniale Anschauung. Über Werth und Bedeutung dieser Methode und ihre Rolle in der deutschen Revolutionsepoche vergl. Dilthey Leben Schleiermachers I. 181 f. 353.

Auch Grimms Methode gehört hierher. Sie ist nicht deductiv. Sie ist nicht überall streng inductiv. Sie ist nicht systematisch. Sie ist überwiegend intuitiv.

Diese Methode wird sich auch in der Darstellung geltend machen, wenn nicht das Verhältniß des Schreibenden zum Publicum störend dazwischen tritt.

Man kennt die alte Unterscheidung der vita activa und vita contemplativa. Wer der ersteren angehört, wird auch Resultate, die auf intuitivem Wege gewonnen wurden, in rhetorischer oder systematischer Form vortragen. Er wird auf alle Weise zu überzeugen suchen. Auch Lehren ist eine praktische Thätigkeit. Jacob Grimm lehrt nicht. Er gehört zu den betrachtenden Naturen. Er ist kein Prophet, der auf öffentlicher Kanzel steht und durch die Gewalt seines Wortes bezwingt. Er ist auch kein stiller Werber, der von Haus zu Haus geht und den Leuten ans Herz redet. Er scheint nur die eigenen Thüren aufzuschließen und läßt uns in das Innere blicken.

Was wir da sehen, ist aber nicht für den Beschauer herausgeputzt. Jacob Grimm ist frei von aller persönlichen Eitelkeit. Ja nicht einmal die Freude des Entdeckers leuchtet ihm aus den Augen, indem er seine Funde vorzeigt. Er vergißt sich selber gänzlich über den Dingen. Und diesen steht er höchst persönlich, nur keineswegs leidenschaftlich, sondern mit einer stillen bescheidenen, aber sehr innigen Liebe gegenüber.

Darauf beruht das Einfache, Kunstlose und Warme seines Vortrages. Der Schmuck, den er beifügt, entspringt nur aus der Vertiefung in das Anschauen des geliebten Gegenstandes.

Soll daher ein Stichwort gebraucht werden, so möchte ich liebevolle Betrachtung als den Grundzug seines Stiles hinstellen.

Man versteht dies völlig, wenn man sich die Eigenthümlichkeit seiner Untersuchungsweise vergegenwärtigt. Die Hauptgesichtspuncte seiner Forschung sind ebenso groß als einfach. Waren sie einmal gefunden (und vieles in der Zeitrichtung leitete darauf hin), so kam es vor allem auf Geduld und Ausdauer in massenhaftem Sammeln, Observiren und Ordnen an. Die exacte Feststellung der einzelnen Thatsache lag ihm so sehr nicht am Herzen. Daher die tiefe Seelenruhe, mit der er die Anschauungen schildert, die sich in ihm eingefunden haben. Das schmerzliche verzweiflungsvolle Ringen um ein bestimmtes Problem, die ängstliche Spannung, die dadurch erzeugt wird, und dann — wenn sich das gesuchte plötzlich enthüllt — die Lösung des Druckes, das entzückte Aufathmen und das Gefühl des Triumphes: dies alles hat Jacob Grimm so schwerlich gekannt, weil es sonst in seiner Darstellung vermuthlich zum Vorschein gekommen wäre.

Drittens: Das alterthümliche Element in Jacob Grimms Sprache (S. 7 f.).

Hiervon war bereits die Rede. Eine methodische und ausführliche Betrachtung mußte aber das Mischungsverhältniß von Alt und Neu, das Gesetz der unbewußten Auswahl der beiden Elemente genauer untersuchen. Zu dem Alten tritt auch die Mundart der Heimat, wie wir denn bei Andresen gelegentlich Verweisungen auf Vilmars hessisches Idiotikon finden.

In wiefern hat Grimm die Herbeiziehung der alten und der dialektischen Sprache mit Zeitgenossen und Vorgängern gemein? Und an wen lehnt sich der moderne Bestandtheil seiner Sprache? Wie verhält er sich insbesondere zu Goethe?

Viertens: Kürze, Knappheit und Gedrungenheit (S. 7 vergl. 240).

Den Grund dafür findet Dr. Andresen in dem Urtheile Jacob Grimms, daß die Sprache ihrem innersten Wesen nach haushältig sei, und was sie mit geringen Mitteln erreichen könne, jederzeit größerem Aufwande vorziehe.

Richtiger war es wohl herbeizuziehen, was S. 9 bemerkt ist: Jacob Grimm schrieb in der Regel für den Druck. Vergl. S. 162.

Die Ursache ist leicht einzusehen. Ein Mann, der eine neue Bahn bricht und das nicht blos durch Ideen, sondern auch durch ganz ungeheure Massen an Material — ein Mann, der nicht blos große Denkkraft, sondern auch eine höchst bedeutende Summe von Arbeit aufbieten muß — ein solcher Mann hat wenig Zeit; er fühlt sich gedrängt, beeilt; er muß sich auf das Wesentliche und Entscheidende beschränken; möglichst rasch alles seines Reichthums sich entledigen: natürlich daß seine Rede knapp und bündig ausfällt.

Fünftens: Jacob Grimms Stellung zu den Fremdwörtern.

Der Purismus hat immer eine patriotische Ader gehabt. Die unverfälschte Reinheit der Muttersprache ist eine nahe liegende Forderung der vaterländischen Gesinnung. Auch Jacob Grimm verwendet Fremdwörter nicht ohne Noth. Aber mit den Puristen von Profession, welche längst eingebürgerte und unentbehrliche Entlehnungen ausrotten und durch ihre eigenen schlechten Erfindungen ersetzen wollen, hat Jacob Grimm nichts gemein. Warum? Weil er kein Pedant ist.

Und hiermit sind wir bei dem sechsten und letzten Punct von Dr. Andresens Charakteristik angelangt, bei dem er sich ziemlich lange aufhält (S. 9—12) und wofür er reichliche Belege liefert (13—69): bei den Schwankungen von Jacob Grimms Orthographie.

Jacob Grimm hatte keine Zeit für unwichtige Nebensachen; er war nicht Pedant genug, um sich um die zufälligen Inconsequenzen seiner Feder zu bekümmern, er hatte bei der Correctur seiner Druckbogen hinlänglich mit der sonstigen Richtigkeit des Satzes zu thun, und er war endlich Romantiker genug, um in solchen Dingen der Laune des Momentes etwas einzuräumen.

Daß es Grimm mit der Orthographie nicht genau genommen, läßt sich bald und leicht constatiren. Welchen Zweck kann es dann aber weiter haben, seinen Gebrauch und dessen vielfältiges Schwanken im Einzelnen zu beobachten? Autorität und Muster kann er uns gewiß nicht sein. Jacob Grimm hat ja überhaupt das Glück gehabt — und dies ist einer der hervorstechendsten Züge seiner Größe — thatsächlich in der Wissenschaft nicht Autorität zu werden: ein Nachsprecher ohne eigenes Urtheil, der

soll es nur einmal versuchen, wie weit er mit der Abhängigkeit von Grimm kommen wird.

Es tritt auch in anderen Puncten der Grammatik eine gewisse Neigung unseres Verfassers hervor, mit Jacob Grimms Autorität irgendwelche neuhochdeutsche Sprachlehrer in Verlegenheit zu setzen oder irgend einen zweifelhaften Punct entscheiden zu wollen. Das scheint mir nicht berechtigt. Jacob Grimm ist in sprachlichen Dingen so wenig sorgfältig als etwa Arnim oder Bettina. Gerade weil er so souverän darüber herrscht, wie wenige, behandelt er sie mit einer gewissen Willkür.

Herr Dr. Andresen hat sich nicht immer gegenwärtig gehalten, daß der Hauptzweck seiner Arbeit der sein mußte, einerseits einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache, andererseits einen Beitrag zur Charakteristik Jacob Grimms zu liefern und das Band aufzudecken, welches den Stil mit der Seelenverfassung verknüpft. Dazu konnte er noch untersuchen, welchen Einfluß Grimms Sprache und Stil auf andere gewonnen hat.

Das lehrreiche Buch ist, so wie es ist, höchst werthvoll. Aber es war möglich, den Werth desselben noch zu erhöhen. —

Einzelheiten nachzutragen, kann ich kaum versuchen. Doch will ich erwähnen, daß wohl die Jacob Grimm geläufigen starken Synkopen des e (ehdem, falschverstandne für ehedem, -verstandene und vieles dergl.) in der Lautlehre aufzuführen waren. Ich finde nur, falls ich nichts übersah, auf S. 97 die 'große Freiheit des Wegwurfes' kurz und beiläufig erwähnt. —

Wien. W. Scherer.

Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Vortrag im Museums-Saale des Nassauischen Alterthumsvereines zu Wiesbaden am 7. Januar 1870 gehalten von August Boltz. Berlin, R. Gärtner, 1870. 34 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 412—413.

Ein sehr hübsches und gewandtes Schriftchen das eine große Masse von Thatsachen in anmuthiger, leichter und lebhafter Form gruppirt; als Vortrag alles Lobes würdig, als wissenschaftliche Leistung aber nicht sehr hoch zu stellen. Auf eigene Forschung macht der Verfasser wohl kaum Anspruch. In der Benutzung der Forschungen anderer verfährt er nicht durchweg mit der gehörigen Kritik (so wenn er S. 9 sich auf das verfehlte Buch von Pallmann über die Pfahlbauten beruft). Auch ist ihm die Litteratur wohl nur theilweise bekannt: man vermißt S. 24: August Fuchs, Zur Geschichte der Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen (Dessau 1842); H. Ebel, Über die Lehnwörter der deutschen Sprache (Berlin 1856); Wilh. Wendler, Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen

nach sachlichen Kategorien (Zwickau 1865); V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere (Berlin 1870); Thomsen, Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen (Kopenhagen 1869, übers. Halle 1870). Leicht möglich indes, daß ihm die beiden zuletzt genannten Schriften noch nicht zugänglich waren, sie würden ihm besonders merkwürdige Thatsachen an die Hand gegeben haben. — Vieles, was nicht streng zum Thema gehört, ist eingemischt, so die altarische Urnation und die Lautverschiebung. — Das Problem des Fremdwortes verdiente einmal eine ganz allgemeine, alle uns bekannten sprachlichen Entlehnungen unter einen Gesichtspunct fassende Erörterung. Das Gesetz der Entlehnung liegt wohl auf der Hand, die Wörter wandern mit den Sachen. Aber damit bleiben noch sehr viele Nebenfragen unerledigt, z. B. die nach der Form der entlehnten Wörter und manche andere. So das Phänomen der Ausländerei, wo die bloße Anerkennung einer überwiegenden Cultur der Sprache dieser letzteren Eingang verschafft. Man kennt die Doppelentlehnungen, wie unser Pfalz Palast (dazu sogar ein drittes: Palais), alles aus palatium. Für das Französische giebt es darüber eine sorgfältige Zusammenstellung: Brachet, Dictionnaire des doublets (Paris 1868). Die Doppelformen (Dittologien) differenziren oft ihre Bedeutung. Dasselbe thun gleichbedeutende Fremdwörter gegenüber den einheimischen: so unser Consilium speciell für ärztliche Berathung u. s. w. Hierher gehört auch die Frage nach den Veränderungen, welche eine Sprache erleidet, wenn sie von Fremden gesprochen wird, vergl. M. Müller über deutsche Schattirung romanischer Worte, Kuhns Zeitschrift 5, 11—24.

Wien. W. Scherer.

Volksorthographie. Volksphonologie.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 825—843.

Phonetisch oder historisch? Es ist nicht lange her, daß diese Grund- und Kernfrage der deutschen Orthographie den Gegenstand der lebhaftesten, mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn geführten Erörterungen bildete.

Eine so wundervolle Klarheit war in den Bau der deutschen Sprache durch Grimms unsterbliche Forschungen gekommen, so glänzende Resultate hatte die einfache und scheinbar so naheliegende Methode der Betrachtung der Sprache unter dem Gesichtspuncte ihrer historischen Entwickelung geliefert, so sehr hatte sich die Bewunderung vor dem 'organischen' deutschen Sprachstand früherer Zeit, die Unzufriedenheit mit den 'unorganischen' Auswüchsen unserer heutigen Schriftsprache gesteigert, daß leicht der Gedanke sich einstellen konnte, uns von jenen alten Vorzügen manche zurückerobern,

etwas von der eingebüßten inneren Durchsichtigkeit wieder hervortreiben, die entschwundene Kraft und Stärke dem altgewordenen Sprachwesen von neuem einimpfen zu wollen. Der Versuch wurde gemacht, von verschiedenen Seiten traf die erwünschte Beistimmung ein, es schien nur ausgesprochen und ins Werk gesetzt was jedermann gefühlt und gewollt hatte, Jacob Grimm selbst erzeigte sich günstig: durfte demnach der Versuch nicht als gelungen betrachtet werden?

Es ist das Verdienst Rudolfs von Raumer, zuerst mit überzeugenden Gründen das Gegentheil dargethan und über das Verhältniß von Laut und Schrift, die wahre Aufgabe einer Verbesserung unserer Orthographie, die Principien, nach denen sie zu geschehen habe, die Unzulässigkeit einer über die getreue Wiederspiegelung der geltenden Sprache weit hinausgehenden Wort- und Lautregelung — Gedanken und Anschauungen vorgetragen zu haben, welche, sollte man meinen, nur der Äußerung bedurften, um auf allgemeinen Beifall rechnen zu können.

Daß ihnen derselbe gleichwohl nicht zu Theil wurde, wer möchte sich darüber verwundern, wenn er nur jemals aufmerksam beobachtet hat, wie schwer die Wahrheit sich Bahn bricht, wie unglaublich groß bei wissenschaftlichen Streitigkeiten die blos zuschauende Menge ist, die, rathlos und alles eigenen Urtheils bar, ihr Heil lediglich in der 'goldenen' Mittelstraße sucht, welche wir dann als die Summe der Weisheit überall dort zu Tage treten und proclamirt sehen, wo zum Behufe praktischer Entscheidungen wissenschaftliche Fragen zum Gegenstande der Berathung mehrerer oder vieler gemacht werden müssen.

Es fehlten also, wie gesagt, auch die Vermittler nicht, welche beiden Theilen ihr Recht zu thun und das phonetische Princip mit dem historischen zu combiniren strebten. Außer ihnen darf die geringe Zahl der unbedingten Gegner jeder Neuerung, der unerschütterlich am Bestehenden Hangenden wohl den Anspruch erheben, als die Vertreter eines vierten orthographischen Standpunctes hier genannt zu werden.

Aber sollte man es für möglich halten, daß es neben dem historischen, neben dem phonetischen Princip, neben der Vermittlung zwischen beiden, neben dem conservativen noch einen fünften Standpunct gäbe?

Die nachfolgenden Zeilen sind bestimmt, diejenigen, welche sich dafür interessiren, mit der Entdeckung zu überraschen, daß ein solcher Standpunct nicht blos möglich sei, sondern existire, nicht blos existire, sondern in thatsächlicher Kraft und Wirksamkeit stehe, ja in mehreren tausend deutschen Schulen als geltende Norm gelehrt werde. 'Nun, und wie nennt sich dieser neu entdeckte Standpunct?' Er heißt: Orthographie für österreichische Volksschulen.

Vor einiger Zeit wurde mir ein Buch in die Hand gegeben, welches den Titel führt: 'Die deutsche Schreibung und Satzzeichnung, wie sie in den im Kaiserstaate Österreich vorgeschriebenen Schulbüchern angenommen ist. Ein Hilfsbuch mit Übungsstoff und Aufgaben. Von Franz Herrmann.

Dritte, unveränderte Auflage. Prag, 1865. Verlag von Carl An
dritte Auflage! Das Buch muß ein gutes sein, oder wenigstens
für die es unmittelbar bestimmt ist, für gut gehalten werden.
schien die erste Auflage, noch in demselben Jahre die zweite,
ist, wie man sieht, neun Jahre jünger. Inzwischen ist der Verfasse
und der Verleger erklärt, das Buch in unverändertem Abdruck er
lassen, weil 'Hermann ein zu gründlicher Forscher in dem von
virten Theile der deutschen Sprachkunde und ein zu genauer
Bedürfnisses für die Schulzwecke' gewesen sei, 'als daß man ihm
wohl durchdachteste Vorgehen bei der Ausarbeitung seines Werke
trauen können.'

Durchblicken wir die Vorrede zur ersten Auflage, so finden
jener unnachahmlichen und reizenden Spielart des Deutschen
von welcher die Localposse unserer Vorstadtbühnen mit beste
charakteristischen Gebrauch macht, und deren weitere Ausbreitung
esse der Vervollkommnung unserer Muttersprache gewiß aufs
wünschen wäre. Ein Beispiel möge hier genügen: 'ё tritt nu
punctirt auf, wenn die Unterscheidung von e zu irgend einem Na
Belang ist.'

Wenn demnach der Verfasser auf einem etwas gespannten
dem was wir unsere Sprache nennen steht, so scheint er sic
ähnlichen Verhältnisse zu unserer Litteratur zu befinden. S. V
Namen der neuesten und besten Schriftsteller aufgezählt, aus den
Beispiele gewählt hat, die Reihe ist durch einen Gedankenstri
Theile zerlegt, vor dem Strich unter anderen Hurter, Redwitz, Al
hinter dem Strich Schiller, Goethe, Herder und die übrigen
Scheidewand unter den 'besten' Schriftstellern dieser Strich auf
hat der Verfasser seinen Lesern überlassen zu enträthseln.

Nun einen Blick in das Buch selbst? Z. B. S. 63: De
eine sehr gelehrte Physiognomie: fast hinter jedem Wort in Kla
entsprechendes, die Abstammung des ersteren angebendes: Latei
lienisch, Angelsächsisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch. Abe
Angelsächsisch! was für Althochdeutsch! was für Mittelhochdeutsch
(maro)' — nein! muruwi. 'Kürschner (kurzen = Pelz)' nein
und mhd. kürsenære. 'Hüpfen (agſ. houpan, zu heben gehör
Angelsächsische kennt den Diphthong ou gar nicht, wozu überha
sächsisch? althochdeutsch hupfjan. 'Düster (agſ. thiustri)' —
Diphthong iu kennt das Angelsächsische nicht, wahrscheinlich ist
gemeint. 'Glück (ahd. luch)' — ein von Graff fälschlich hypo
gesetztes Wort ohne jede Gewähr. 'Lümmel (mhd. liummel
mittelhochdeutsche Wörterbuch weiß nichts von diesem Worte, wo
dem Verfasser die Kenntniß? Neben den 'Werken von Grimm
Schwenck und Weinhold' (eine etwas gemischte Gesellschaft von
männern), die er benutzt habe, nennt er 'eigens gesammeltes

Darunter versteht er wohl, wenn es hoch kommt, daß er die neuhochdeutschen Indices bei Graff nachgeschlagen? Aber auch der eigenen Phantasie scheint er sich als Quelle bedient zu haben.

Ich breche ab mit diesen Auszügen. Was soll der gelehrte Kram in einer Sammlung von Dictirstücken für Volksschulen? Auskunft giebt die Vorrede: 'Zur Begründung der neuestens in der Schreibweise eingeführten Verbesserungen und behufs der klaren Einsicht in das Wesen der deutschen Orthographie mußten die älteren Sprachformen hie und da angezogen werden. Kann auch der Lehrer bei dem Unterrichte von denselben keinen unmittelbaren Gebrauch machen, dürften sie doch manchem zur eigenen Belehrung nicht ganz unerwünscht sein, und es ist die historische Sprachforschung ein so fruchtbares und ergiebiges Feld, daß dessen Anbau auch dem Volksschullehrer nur nützlich werden kann.'

Ich überlasse es dem Leser, die Construction und alle Einzelheiten dieses Satzes gebührend zu bewundern, hier kommt es nur darauf an, zu constatiren, daß wir dem Anscheine nach einen Parteigänger des historischen Princips vor uns haben.

Das bestätigt freilich S. 19 nur zum Theil: die Neuerungen in der Rechtschreibung haben ihren Grund 'nicht minder in der rechten Würdigung des lebendigen Wortes als in der besonnenen Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung der Sprache.'.

Indes nicht *seine* Ansicht will der Verfasser damit wiedergeben, sondern die Ansicht, welche bei Aufstellung der 'neuen Rechtschreibung' vorwaltete. Und daß er ganz im Sinne dieser neuen Rechtschreibung zu wirken beabsichtige und sein Buch abgefaßt habe, ergiebt sich schon aus dem systematischen Gange, den er in der bekannten Weise fast aller unserer Grammatiken 'für den orthographischen Unterricht vorschlägt, welcher über die zwei Stufen 'Schreibe wie du richtig sprichst' und 'Schreibe der Abstammung gemäß', in der dritten 'Schreibe die Wörter so, wie du sie in den vorgeschriebenen Schulbüchern gedruckt siehst' seinen Höhepunct erklimmt. Welches pädagogische Talent der Verfasser dabei entwickelt, zeigt z. B. die Regel: 'Der Zwielaut ai wird in den meisten Fällen mit ei, oü mit eu bezeichnet.' Sollte ai und oü die phonetischen Schreibungen vorstellen, wovon ei und eu die historischen wären? Oder wie kann es sonst gemeint sein?

Aber sehen wir lieber, wiefern sich in der orthographischen Praxis Consequenz des wie schon bemerkt nicht überall rein ausgesprochenen Princips zeigt?

S. 49 werden die Wörter aufgezählt, in denen scheinbares Dehnungs-h wurzelhaft sei: wie Ahne, Ähre, allmählich . . . im Sinne der Historischen. Desgleichen S. 55 über den Gebrauch des ie mit der Schlußbemerkung, es müsse von dieser 'Gruppirung' in der Schule gänzlich abgesehen werden (S. 58); er unterscheidet nämlich fünf Fälle: wo ie statt der 'organischen

Zwielaute' iu oder io wie in biegen, wo es im Präteritum (oder in der 'Mitvergangenheit', wie das in den Schulbüchern heißt: ein unausstehliches Wort!) ursprünglich reduplicirender Zeitwörter wie blies steht, wo es 'organisch kurzes' i vertritt, wie in Bieber, bieder u. s. w. — Nach S. 32 soll e geschrieben werden in behende, bequem, besser u. s. w., worin die Erinnerung an das frühere a ganz erloschen sei: dagegen sei ä festzuhalten, also wohl die Erinnerung an das frühere a noch nicht erloschen, z. B. in Änte, Ärnte, gärben, Gränze, widerspänstig — zum Beleg die Etymologien beigeschrieben. Einige Zeilen weiter auch eine schöne und klare Definition des Ablauts als eines 'Auf- und Absteigens der reinen Vocale', welche hier im Vorbeigehen angemerkt sei.

Soweit einige Pröbchen des 'Historikers' Herrmann. S. 19 und 42 lernen wir den Phonetiker kennen: und die 'Würdigung des lebendigen Wortes' fanden wir ja auch bereits principiell hingestellt.

Daß die [Schreibung der] Wörter 'Fluß, Genuß, Stoß' u. a. mit der Aussprache einiger Gegenden im Widerspruch stehe, sei ein augenblicklicher Übelstand. Mithin ist doch die Meinung, daß die geltende Aussprache wiederzugeben sei: nur wählt er ein wunderbares Beispiel, da über diesen Fall die Aussprache der Gebildeten doch keine localen Unterschiede kennt. Ganz vernünftig aber spricht sich die Anmerkung auf S. 74 über den Gebrauch des ß aus, wenn nur die Concession 'So förderndein solches Gebaren (so! er meint den Gebrauch des ß an Stelle von althochdeutschem, mittelhochdeutschem *ȥ* und *ȥȥ*) dem Sprachwissen sein müßte' — nicht wieder Vermittlungstendenzen verriethe. Als ob die Orthographie die Aufgabe hätte, das 'Sprachwissen' zu fördern!

Genug aber der Beiträge zur Charakteristik Franz Herrmanns, und endlich zur versprochenen Entdeckung!

Franz Herrmann war es, der darauf führte. S. 20 Nr. 2 steht kurz zusammengefaßt, was S. 49. 50 des näheren auseinandersetzt: eine denkwürdige Regel über ein schwieriges Gebiet der orthographischen Neuerungen.

'In Wörtern mit zusammengesetzten An- und Auslauten bleibt das sonst übliche dehnende h weg, wenn nicht ein historischer Grund dafür spricht.'

In Wörtern mit zusammengesetzten An- und Auslauten! Man merke wohl: Kahn, mahnen, Wahl ist zu schreiben, aber Kran, Kranich, Stral; Bohne, aber Drone; hehlen, aber stelen; versöhnen, aber drönen, frönen, stönen; Muth, aber Glut; Theil, Thier, theuer, Thal, thun, aber Blüte, Drat, Flut, Wert.

Zu dieser klugen Regel treten folgende feine Ausnahmen. 'Wenn nicht ein historischer Grund für das h spricht', war gesagt. Daher sei zu schreiben z. B. Stahl wegen ahd. stahal. 'Brühl (bruhel)', aber die regelmäßige mittelhochdeutsche Form ist brüel, und Brül setzt auch J. Grimm fürs Neuhochdeutsche im deutschen Wörterbuch an. 'Stuhl (zu stehen gehörend, stuol)': diesmal

also muß plötzlich das 'unorganische' h in stehen von etymologischer Bedeutung werden. Ferner: 'Pfahl, Pfuhl, Pfühl (weil der Anlaut ursprünglich einfach)'. Ursprünglich? Ja, aber auf einer früheren Stufe der Lautverschiebung. Solche Consequenzen haben auch die blindesten Verehrer des historischen Princips sonst nicht daraus gezogen.

Außerdem, wissen wir, ist der Verfasser auch Anhänger des phonetischen Princips, und auch diese Eigenschaft verleugnet er hier nicht. S. 50 in der Anmerkung haben wir beide beisammen, den Historiker und den Phonetiker: 'In Thran, Thräne, Thron, Thurm (turn, lat. turris) trägt man durch Beibehaltung des h der Aussprache eines nicht geringen Theiles unserer Gebildeten gegenwärtig noch Rechnung; dagegen kann in Blüte, Drat, Flut, Glut das Dehnungszeichen trotz seiner Wurzelhaftigkeit ausfallen, weil es sich hier zunächst aus j (mhd. blüejen, dræjen u. s. w.) wieder hergestellt hat'.

Allein 1. h ist in diesen Wörtern nicht wurzelhaft, 2. es hat sich darin nicht 'zunächst aus j wieder hergestellt', 3. die Wurzelhaftigkeit wäre kein Grund für die Beibehaltung, 4. die Aussprache der Gebildeten läßt in Thran u. s. w. nicht mehr und nicht weniger ein h hören als in jeder anderen anlautenden Tenuis.

Doch kehren wir von diesen Zuthaten Franz Herrmanns zu der von ihm vorgetragenen Regel zurück.

Man wird uns zugeben, daß dieselbe das scheinbar Unmögliche wirklich leistet: sie ist weder phonetisch noch historisch, noch auf einer Vermittlung beider beruhend, noch auf Beibehaltung des Hergebrachten. Wie sagt doch im Märchen der König zu der klugen Bauerstochter? 'Komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heirathen.' Und sie hat es bekanntlich fertig gebracht, die kluge Dirn, und ist richtig Frau Königin geworden.

O, sagt uns doch, welcher Held das nicht geringere Kunststück fertig gebracht, zu allen möglichen orthographischen Standpuncten noch einen unmöglichen hinzuzufinden! Zeigt ihn uns, damit wir hingehen und unsere Bewunderung an seine persönliche Adresse richten und laut seinen Ruhm verkündigen. Franz Herrmann nämlich war nicht der glückliche Finder, er war nur dessen Herold. Der Herold ist überdies todt, der Ritter aber lebt vielleicht noch. Ja, er ist vielleicht identisch mit dem leider ebenfalls unbekannten Verfasser des 'Ersten Sprach- und Lesebuches für die katholischen Volksschulen im Kaiserthum Österreich', wo S. 156 § 90 zu lesen steht: 'das h wird nicht gesetzt bei zusammengesetzten An- oder Auslauten'.

Wie dem auch sei, feststeht, daß für die österreichischen Volksschulen keines der in der Wissenschaft zum Ausdruck gekommenen orthographischen Principe zu genügen scheint, sondern ein ganz eigenes erfunden werden mußte,

welches, bis jemand eine theoretische Begründung desselben gelingt, einstweilen **Volksorthographie** genannt werden mag.

Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß die 'Volksorthographie' nur für die erste Stufe des deutschen Sprachunterrichtes zu gelten scheint. Das liebe heranwachsende Volk, welches aus dem ersten Sprach- und Lesebuche jene überaus kluge Regel gelernt hat, muß, wenn es ans dritte Sprachbuch gelangt (das zweite ist mir augenblicklich nicht zur Hand), wieder umlernen. Und zwar ist, was auf S. 95 dieses dritten Sprachbuches darüber vorgetragen wird, ganz vernünftig, nur daß für die Zwecke des Unterrichtes eine völlig scharfe Fassung und Gesetzgebung vielleicht angemessener wäre.

Das Umlernen ist nicht ohne Analogie in unserem Volksunterrichte. Z. B. was im ersten Sprachbuch 'Schärfung' heißt, wird im dritten 'Kürzung' genannt. Die 'Zwielaute' (Diphthonge) des dritten Sprachbuchs erwähnt das erste zwar auch, zieht aber dann im Gebrauch die Bezeichnung 'zusammengesetzte Selbstlaute' vor. Beklage man sich nicht über kleinigkeitskrämerische Pedanterei, wenn wir dergleichen rügen. Je einfacher der auffassende Sinn, desto mehr hängt er am Worte, desto schwerer wird es ihm, sich unter verschiedenen Benennungen ein und denselben Begriff vorzustellen.

Was liegt in solchem Umlernen nur für eine grausame Zumuthung! Ich halte es wirklich für ein geringeres Unglück, daß jene weiseste aller Regeln über das Dehnungs-h gelernt und beibehalten werde, als daß sie, nachdem sie einmal gelernt und eingeübt worden, einer neuen später weichen müsse. Vollends wenn auch das Neue noch allerlei Eigenthümliches und Sonderbares in seinem Gefolge führt.

Z. B. soll in gewaren, Warzeichen u. s. w. das h weggelassen werden, 'weil es zu unrichtiger Auffassung und Ableitung veranlaßt.' Das wäre freilich sehr traurig, wenn sich ein österreichischer Bauerjunge veranlaßt sähe, wahrnehmen von wahr abzuleiten! Ist es überhaupt Zweck der Volksschule, zur richtigen etymologischen 'Auffassung' des deutschen Sprachschatzes anzuleiten?

Ein anderer Fall. Über die große ß-Frage läßt das erste Sprachbuch wenigstens an bündiger Klarheit nichts zu wünschen übrig, indem es die von Raumer empfohlene Heysesche Regel adoptirt. Das dritte Sprachbuch dagegen scheint das Bedürfniß zu fühlen, hierin dem Schüler ein Mehreres beizubringen, da er sich ja auf einer höheren Stufe des Unterrichtes befindet.

Zunächst S. 92: 'In neuerer Zeit schreiben manche statt ßß, das wir mit ſſ bezeichnen, das ß einfach' . . . Wozu braucht der Schüler zu wissen was andere thun? Genügt es nicht ihm zu sagen was er thun soll?

Weit bedenklicher noch ist die Bemerkung S. 90: 'ß enthält d mit dem Sauselaute (ds)'. Wie in aller Welt soll dem Schüler begreiflich gemacht werden, daß ein Laut etwas enthält, was doch nicht in ihm gehört wird?

Und es ist eben auch gar nicht wahr, daß ß ein d mit dem 'Sauselaute' enthält. Und der Laut ß, d. i. scharfes s, hat niemals ein d enthalten. Daß er in seinem etymologischen Ursprung, in seiner Wandlung aus t auch die Mittelstufe ds einmal durchlaufen habe, wird angenommen, aber ebenso hat er nach derselben Annahme die Stufe ts überschritten. Ganz mit demselben Rechte könnte man also sagen: 'ß enthält ts' oder noch besser: 'ß enthält ein bloßes t'. Ja was hindert uns noch einen Schritt weiter rückwärts zu gehen, von der gothisch-niederdeutschen Lautstufe auf die urverwandte und zu schreiben: 'ß enthält ein bloßes d'.

Solche unrichtige, eigentlich geradezu widersinnige Notizen aus der Lautlehre, hinter denen halbverstandene Grimmsche Verschiebungsreihen lauern, in einem Volksschulbuche — nenne ich analog der entdeckten Volksorthographie: Volksphonologie.

Wir sind mit diesem Capitel noch nicht zu Ende. In die gleiche Kategorie mit jenem 'ß = ds' gehören die Angaben, f sei gleich einem p mit dem Hauchlaut (ph), ch = kh: beides nicht minder unrichtig.

Dieser ganze §. 103 überhaupt und der Schluß von §. 102 wie unpraktisch! Ein verehrter Freund hat kürzlich in diesen Blättern auf die Verkehrtheit hingewiesen, den Jungens in den untersten Gymnasialclassen die drei vocalischen Urkürzen zu dociren. Der Verfasser des dort beleuchteten Buches hat an dem Verfasser des dritten Sprachbuches seinen Meister gefunden. Dort ist doch was man Gelehrtenschule nennt ins Auge gefaßt, hier wird in der Volksschule gelehrt: 'Ursprünglich giebt es nur drei Selbstlaute, nämlich a, i, u. Aus einer Verbindung mit a und i ist e entstanden, aus a mit u ist o hervorgegangen. Aus i ist j, aus u ist v (w) hervorgegangen. j und v stehen deshalb den Selbstlauten am nächsten'.

Ganz abgesehen von allem Übrigen, welche Verwirrung muß hier 'v (w)' stiften. Dieselbe Darstellung zweier, man meint annehmen zu müssen, identischer Laute bei der Aufzählung der Spiranten. Soll etwa geleugnet werden, daß f und v im Neudeutschen gänzlich gleichen Laut besitzen? Fast muß man auf diese Ansicht schließen, denn f steht unter den Muten, v unter den Spiranten. Folgerichtig auch nirgends eine Regel oder Vorführung von Beispielen, wo f und wo v zu setzen sei.

§. 103 giebt die Eintheilung der 'Mitlaute' in wehende, flüssige, stumme; letztere zugleich mit einer zweiten Benennung als Starrlaute und der überflüssigen Bezeichnung als 'eigentliche Mitlaute', die Liquiden mit der schönen Definition: 'Sie heißen flüssig, weil sie wie die wehenden noch etwas von der Natur des Selbstlautes an sich tragen und gleichsam zwischen den stummen Mitlauten fließen, daher auch häufig die Stelle wechseln'. Als Beispiel für den Stellwechsel scheint angeführt zu werden 'Marmor — Marmelstein; verlieren — Verlust'. Ich bin wirklich unsicher über das Verständniß dieses Passus, obgleich ich mir ernstlich Mühe damit gegeben

und einige Vorbildung besitze. Was fängt wohl der Lehrer in der Volksschule damit an? Hoffentlich überschlägt er ihn. Wie aber, wenn er ihn auswendig lernen ließe?

Die Eintheilung der mutae erfolgt nach den Organen und in weiche (b d g), harte (p t k) und — 'scharfe' (f, s z, ch, sch).

Ich halte diese Eintheilung für ebenso unzweckmäßig als sie unrichtig ist. Das praktische Interesse scheint mit dem wissenschaftlichen hier völlig Hand in Hand zu gehen. Für die richtige Aussprache wie für die Orthographie scheint mir in unseren Volksschulen das Wichtigste, ja das allein Wichtige die Unterscheidung harter und weicher Consonanten: die Rechtschreibung der S-Laute beruht ganz darauf, und kein österreichisches Volkskind kann von Hause aus d und t, b und p unterscheiden: die trägen mediae der Lingual- und Labialreihe haben die Herrschaft an sich gerissen. Alle weitere Unterscheidung hat nicht den geringsten praktischen Zweck.

Wollte man gleichwohl noch weiter eintheilen, so möge man es wenigstens in der folgenden Weise, die ich mir hier vorzuschlagen erlaube, thun.

Also wie gesagt: harte und weiche und solche die weder hart noch weich sind: flüssige. Die harten und weichen aber zerfallen in Verschlußlaute (die physiologische Benennung ist auch die sinnlichste und begreiflichste, am p und b leicht deutlich zu machen) und Hauchlaute (dies dürfte für die Spiranten wohl der zweckmäßigste, wenn auch kein eigentlich zutreffender Name sein).

Die weitere Gliederung ergiebt sich ohne Schwierigkeit. Harte Verschlußlaute p t k, weiche b d g. Hauchlaute: der reine Hauch h; harte f v, ß ss, ch; weiche w s j. Zu den harten Hauchlauten wird passend auch sch gestellt werden. Und über z ist anzumerken, daß es = t + s.

Man sieht, daß diese Gliederung im Ganzen und Großen mit Brückes System übereinstimmt, und daß zugleich wirkliche didaktische Vortheile damit erreicht werden können, indem das Zusammengehörige beisammen steht und das Ohr gezwungen wird, gerade die tönenden und tonlosen Consonanten desselben Articulationsgebietes und derselben Articulationsbedingungen zu unterscheiden. Wozu irgend die Eintheilung des dritten Sprachbuches nutzen könne, es sei denn um Confusion zu stiften, vermag ich nicht einzusehen.

Doch kehren wir nach dieser phonologischen Episode zur Orthographie zurück.

Ich wünschte nicht, daß man sittliche Entrüstung wittere hinter dem, was ich oben gegen die österreichische 'Volksorthographie' zu bemerken mir erlaubte. Ich verlange nur ein wenig mehr besonnene und umsichtige Überlegung in Feststellung der Regeln; zu heftigen Vorwürfen finde ich keinen Anlaß, und kann es überhaupt nicht billigen, wenn man um ortho-

graphischer Dinge willen, auf welcher Seite man auch stehe, sich allzusehr ereifert. Vielmehr erblicke ich schon einen hinlänglichen Grund zur Nachsicht in dem unleugbaren Reiz, der für manche Naturen in orthographischen Verkehrtheiten zu liegen scheint.

Sehr ausgezeichnete Männer sogar widerstehen ihm oft nicht. Schleiermacher z. B. glaubte etwas Verdienstliches zu thun, indem er consequent kk für ck schrieb. Herbart hat in vest stets ein v gesetzt, gleich als ob durch das Vau alles Feste an Festigkeit bis zur Unerschütterlichkeit gewönne.

Wollte ich gar in den neuesten Zeiten ein bischen revidiren und bei den kleineren Geistern auf die Jagd nach orthographischen Curiosis gehen, so könnte ich so zahlreiches Wildpret heimbringen und meinen Gästen vorsetzen, daß die Tafel unter der Last sich beugen sollte.

Man gestatte nur eine kleine Auswahl zur Probe, wobei eine gewisse Steigerung ad maius dem aufmerksamen Leser nicht entgehen wird.

Da stoße ich zunächst auf Herrn Rochholz in Aarau, als Sammler und Mytholog bekannt und nicht ohne Verdienst. Als Orthograph verfaßte er 'Briefe über die Rechtschreibung, gerichtet an eine deutsche Frau' (Aarau 1864).

Arme deutsche Frau, die du von deinem 'ergebensten Verehrer' (wie sich Herr Rochholz unterzeichnet) mit solchen Briefen gelangweilt wirst! Armer deutscher Gelehrter, wenn du 'eine deutsche Frau' mit nichts Wichtigerem und Anziehenderem zu unterhalten weißt! Ob dich das Selbstvertrauen nicht einigermaßen betrogen hat, mit welchem du deiner Schrift das Horazische

malo si mandata loqueris,
aut dormitabo aut ridebo

als Motto vorsetztest?

Ich für mein Theil gestehe ein kleines Faible für unorthographische Frauenbriefe ein und bedauere höchlich, daß diese Gattung im Grunde so gänzlich ausgestorben ist und nur hie und da noch einmal der Kenner und Amateur durch kleine liebenswürdige Sonderbarkeiten an die gute alte Zeit der Frau Rath Goethe erinnert wird. Diese durchaus persönliche Idiosynkrasie jedoch gerne bei Seite gestellt, will ich das Recht der Frauen auf Orthographie nicht weiter antasten und auch die Bestrebungen jener mit Vergnügen anerkennen, welche den Frauen dazu zu helfen und bei ihnen für die orthographischen Neuerungen Propaganda zu machen suchen. Ob freilich die forcirte Geistreichigkeit, welche Herr Rochholz in Bewegung setzen zu müssen meint, das richtigste Mittel war, um diesen Zweck zu erreichen, muß ich dahingestellt lassen. Jedenfalls sind die Verbesserungsideen, für welche er eintritt, nicht diejenigen, für deren Ausbreitung ich das Geringste gethan zu haben wünschen würde: Herr Rochholz steht wesentlich auf dem Boden des historischen Princips. Er verficht mit großer Begeisterung seine Sache und hat sich mit großem Ingrimm gegen

unsere angestammte schimpfliche Orthographie vollgesogen, als ob es die Vertheidigung der heiligsten unverjährbaren Menschenrechte gegen die gewissenloseste Tyrannei gälte.

Wunderlich kommt mir namentlich der gleichsam republicanische Eifer vor, mit dem er wider Regelung der Orthographie von Seiten der Regierungen zu Felde zieht und dagegen mit sehnsüchtigem Verlangen auf die Zeit hinblickt, 'wo noch keine Regierung unsere Sprache commandirte'. Mit großer Wichtigkeit weist er darauf hin, daß Baiern in seinem eigenen Namen ein officielles y schreibe, 'während sein größter Dichter, Wolfram von Eschenbach selber Beiern schrieb'. Der Verfasser vergißt in seinem Eifer eine den Fachgenossen, und ohne Zweifel auch ihm, sehr bekannte Thatsache: daß nämlich Wolfram von Eschenbach weder lesen noch schreiben konnte. Er vergißt ebenso, daß die ganze vielgepriesene mittelhochdeutsche Schreibung eine weit schwankendere und weniger einheitliche als unsere jetzige war, und das schon aus dem Grunde, weil die Sprache noch ziemlich fern ihrer heutigen Einheit und Gleichmäßigkeit stand. In der consequenten Durchführung des phonetischen Princips muß uns allerdings das Mittelhochdeutsche als Muster vorleuchten, aber völlige Consequenz finden wir auch dort nicht, und ein Haupthinderniß der wünschenswerthen Regelung, wie die Unterscheidung von f und v, wurde uns von dem Mittelhochdeutschen als unwillkommene Erbschaft unseres ältesten Sprachstandes, wo sie ihren guten Sinn hatte, hinterlassen.

Im heutigen Deutschland wird viel gedruckt, viel gelesen und schnell gelesen. Das Bedürfniß des lesenden Publicums fordert möglichst einheitliche Orthographie in viel höherem Grade als möglichst rationelle. Die Schnelligkeit der Auffassung sieht sich wesentlich behindert, wenn ein und dasselbe Wort bald so bald anders geschrieben steht. Die äußeren Bilder bestimmter Schreibungen sind längst mit den ihnen entsprechenden Vorstellungen unauflöslich verschmolzen.

Wenn das Bedürfniß des Unterrichtes allein in Betracht käme, so dürfte man viel rascher und radicaler mit Änderungen und Verbesserungen vorgehen. Welche Erleichterung, wenn es nur eine Schriftart zu lernen, keine großen Anfangsbuchstaben außer in Eigennamen zu setzen, für jeden Laut nur ein Zeichen gäbe. Ja, handelte es sich darum, auf eine Centralstelle des Unterrichtswesens für die gesammte deutsche Nation einzuwirken, so würde ich einige solcher höchst radicalen Reformen unbedenklich befürworten. Aber so lange es eine solche nicht giebt, muß im Interesse der Einheitlichkeit von umfassenderen Neuerungen durchaus Abstand genommen werden. Und Aufgabe und Pflicht eben der Behörden scheint es zu sein, über dieser Einheitlichkeit zu wachen und einen radicalen Reformer, der vielleicht von ganz falschen Principien ausgeht und nicht blos die Schreibung sondern die Sprache selbst umdecretiren möchte, nicht dort, wo hauptsächlich Orthographie gelehrt wird, in der Volksschule, Terrain gewinnen zu lassen.

Wer mit Herrn Rochholz Dienstag, Liecht, liegen (für lügen), vollends Hiefhorn, schreibt und dadurch in allen diesen Wörtern zu der Aussprache eines langen i verleitet, versündigt sich gegen die bereits erlangte Einheit unserer Aussprache zu Gunsten von Grundsätzen, welche sich doch niemals vollständig durchführen ließen uud an deren Durchführung auch herzlich wenig gelegen wäre. Herr Rochholz will jedoch nicht auf die Volksschule einwirken, sondern nur auf die Familie. Und wenn eine Rochholzsche Familienorthographie und Familiensprache aus der vorliegenden Broschüre entstünde und in einem Dutzend Familien etwa in Gebrauch käme, so ließe sich das Unglück ja zur Noth verschmerzen.

Gänzlich ungefährlich und harmlos ist auch eine ältere Schrift von Dr. Hermann Scheffler: Die Umbildung der deutschen Rechtschreibung mit (etwas an den Haaren herbeigezogenen) Bemerkungen über die Umgestaltung der deutschen Maßordnungen, Wiesbaden 1863.

Die positiven Vorschläge des Verfassers stellen theils das Ideal einer reinphonetischen Schreibung des Deutschen auf, das uns hier nicht näher interessirt — Luftschlösser zu bauen kann niemand untersagt werden —; theils suchen sie ein 'geringstes Maß der nächsten Umbildung' zu normiren, das uns wohl zu Gute kommen könnte, wenn es nicht im höchsten Grade unpraktisch wäre. Alle Vorschläge des Verfassers gehen aus richtiger Erkenntniß wirklicher Übelstände unserer Orthographie hervor: denn der Maßstab der Kritik, den er an dieselbe legt, ist der nach meiner Ansicht richtige der möglichst genauen Lautbezeichnung. Doch übersieht er, daß das geringste Maß der nächsten Umbildung schwerlich in dem zunächst Wünschenswerthen gefunden werden kann, nicht nur weil dieses Wünschen stets ein bedeutendes Moment der Subjectivität in sich tragen, sondern vor allem, weil ihm jede Gewähr des Gelingens fehlen würde.

Nur mit solchen Vorschlägen darf man durchzudringen hoffen, welche auf der Linie bereits acceptirter Verbesserungen liegen. Diese Verbesserungen sind aber sämmtlich Vereinfachungen. Unsere Orthographie ist seit Adelung in einem folgerichtig fortschreitenden Processe der Vereinfachung begriffen. Der überflüssigen zopfigen Schnörkel thut sie sich ab, und darin können wir helfen und ihren Gang beschleunigen. Man wird eher alle th in t verwandeln und alle sonstigen Dehnungs-h vertilgen können, ehe man trotz dem anerkannten Widersinn unseres jetzigen Gebrauches die drei Zeichen f, v und w durch f und v zu ersetzen vermag, so zweckmäßig das auch wäre und so wenig sich bei der Durchführung irgend welche Zweifel über die Scheidung der Laute erheben würden. Dr. Scheffler aber will umgekehrt uns mit einigen neuen Dehnungs-h z. B. in Schwehrt, Wuhst beglücken.

Auch die bloße Consequenz zeigt sich nicht überall unbedingt vortheilhaft. So viel consequenter z. B. das von Dr. Scheffler wieder befürwortete kk für ck wäre, die bloße Bequemlichkeit des Schreibens, der schneller beendigte Zug der Hand reicht hin, um die Majorität bei der alten Be-

zeichnungsweise festzuhalten. Und wer würde sich an die von ihm geforderten $\mathfrak{st}$, $\mathfrak{sch}$, $\mathfrak{zz}$ gewöhnen, selbst wenn die Forderung theoretisch vollkommen begründet wäre?

So wenig also die Vorschläge des Verfassers Aussicht auf Annahme haben, so verdient doch von ihm als einem Laien mit Lob hervorgehoben zu werden, daß er dem Bedürfniß der Einheit und Gleichmäßigkeit unserer Orthographie in der dringendsten Weise das Wort redet und den in dieser Beziehung allerdings höchst unvollkommenen Zustand derselben bis zur Übertreibung empfindet. 'Der Zustand ist von der Art, meint er, daß augenblicklich von einer deutschen Rechtschreibung eigentlich gar keine Rede sein kann. Wie der Ausländer, welcher von diesem Wirrsal keine Übersicht erhält, überhaupt noch lernen kann, die deutsche Sprache zu lesen und zu schreiben, ist fast unbegreiflich'.

So schlimm steht es nun doch wohl noch nicht. Aber höchst ergötzlich ist es zu lesen, wie der Verfasser diesen angeblichen Jammerzustand der deutschen Orthographie an sich selbst exemplificirt. In der Schule Heyse, dann aus eigener Wahl Becker, endlich Grimm als Vorbild. Aber diesem Vorbild konnte der Verfasser als Beamter, um des allzugroßen Gegensatzes gegen das Herkömmliche willen, der im Kanzleiwesen stark in Betracht kommt, nicht folgen. Ja er arbeitete sogar, um seinerseits die Einheitlichkeit zu fördern, für den Geschäftskreis der Herzoglich Braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirection eine officielle Orthographie, 'nach den herkömmlichen Grundsätzen' aus. Diese hat er persönlich — nicht unbedingt, sondern nur 'bis auf den Gebrauch des Buchstaben c und einige Nebensachen' angenommen. 'Unter solchen Umständen, fährt er fort, befinde ich mich fortwährend in der Lage (man sieht nicht ein, weshalb sich der Verfasser in diese Lage begeben), gleichzeitig nach zwei verschiedenen Rechtschreibungen Schriftstücke zu verfassen: meine Dienstschriften nach der obengenannten officiellen und meine Eigenarbeiten nach einer abgeänderten, von mir selbst angenommenen Rechtschreibung. Daneben aber muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern in ihren Schularbeiten nachhelfen zu können. Die Nachhilfe ist dann zugleich mit einer Warnung verbunden, ja nicht zu schreiben wie Papa schreibt, sondern lediglich wie der zeitige Lehrer und die zeitige Sprachlehre es will'.

Nimmt man hierzu noch das 'geringste Maß der nächsten Umbildung' des Verfassers und dazu seine ideale Construction der deutschen Zukunftsorthographie, und erwägt, zu welcher erklecklichen Summe sich mithin seine eigenen vier actuellen Orthographien mit den zwei ehemaligen und den mehreren, möglicherweise sehr zahlreichen seiner Kinder vereinigen; so dürfen wir wohl mit Recht aus der vernommenen orthographischen Passions- oder (um den puristischen Bestrebungen des Verfassers Genüge zu leisten) rechtschreibunglichen Leidensgeschichte die beherzigenswerthe Moral ziehen: Wenn du, lieber Leser, allen orthographischen Pflichten eines guten Deutschen

nach den Anforderungen eines verfeinerten Gewissens tadellos zu entsprechen gedenkst und nicht willst, daß Buchstaben die einzigen Gegenstände deiner schlafenden und wachen Träume werden, daß du überall Buchstaben siehst, wohin dein Auge fällt, daß in Buchstaben zerflattere jedes Wort, das an dein Ohr dringt, daß sich in leidige gedruckte Buchstaben verwandle alles, was deine Hand berührt, kurz daß sich auf Buchstaben reducire alles, was du dein Leben nennst: so bemühe dich, weder Familienvater noch Beamter der Herzoglich Braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirection zu sein.

Noch inniger und dringender aber ist dir zu wünschen, werther Leser, daß du nicht 'Pfarrprister zu Aidenbach im Bischtume Passau' seiest. Denn dann wärst du entweder selbst der Verfasser folgender Schrift oder dessen College: 'Der Vokal-Akzent, ein bisher unformulirtes Gesez der Sprachen, insbesonders der deutschen Sprache, verfaßt und herausgegeben von Willibald Raila, Pfarrprister u. s. w. München, 1866.' 48 Seiten klein-8.

Der Verfasser verbindet mit der Eigenschaft des Pfarrpriesters die des grammatischen Entdeckers und Reformators, des radicalen historischen Orthographen, des geistreichen Etymologen, des sprachgeschichtlichen Divinators und des aus eigenem Genie originalen Sprachschöpfers, nebenher auch des witzigen Anekdotenerzählers.

Als grammatischer Reformator überrascht er uns mit der gewiß höchst schmerzlichen Enthüllung, daß die gegenwärtigen Grammatiken sammt und sonders auf irrige Grundsätze gebaut sind: 'weshalb, fährt er fort, ohne Verleümbung behaubtet werden kann, unsere deütschen Studenten im Norden wie im Süden und sonst irgendwo haben nach erhaltenem Gymnasial-Absolutorium es nicht einmal zum klaren Verständniß der deütschen Buchstaben gebracht, von Nichtstudirten kann also ohnehin keine Rede sein'.

Als radicaler historischer Orthograph bewährt sich Willibald Raila S. 15, indem er die von ihm verfochtene Nothwendigkeit, finf und nicht fünf zu schreiben, aus den griechischen, Sanskrit- und Zendformen des Wortes ableitet, aus denen man ersehe, daß der Vocal ein einfacher und zwar ein einfach reiner, d. h. kein trüber oder Umlaut sei. 'Warum also, fragt er, fünf zu zeichnen?' Sollten wir ihm antworten: 'weil der gebildete Deutsche fünf spricht', so wird er uns auf S. 41 seiner Schrift verweisen, wo zu lesen steht: 'Der Sprachgebrauch ist kein Gesez, sondern nur eine Gewohnheit, daher wandelbar. Von ihm ist um so schleüniger abzuweichen, wenn sprachhistorische oder grammatische Gründe, wozu vorzüglich die Akzente gehören, dagegen Einsprache führen'. Wer sich für die Geschichte menschlicher Schwächen interessirt, möge beim Verfasser nachsehen, auf welchem Wege er die deutsche Sprache zum Unwandelbaren emporzuführen sucht. Er wird sich zugleich als Deutscher geschmeichelt fühlen, wenn er S. 42 die ehrenvolle Anerkennung liest, welche im 'Bisch-

tum' Passau seiner Nation gezollt wird: 'Das deütsche Volk ist überallhin als ein begabtes und gemütvolles geehrt, wolgelitten und daher ein ausgebreitetes'. Und er wird mit Vergnügen S. 43 zum Belege, wie deutsches Wesen im Auslande geehrt ist und sie selbst es ehren, von der 'erfreülichen Spracherscheinung' Kenntniß erhalten, daß die Deutschen zu Rangoun in Birmanien einen Billardclub gegründet haben. Auch sonst wird er manches finden, was Herz und Zwerchfell erfreut. Er wird zu dem Grammatiker und Orthographen Willibald Raila die Bekanntschaft des Etymologen machen, der S. 15 Schöppe von *σκοπός* ableitet, hebr. Sabbat mit sanskrit saptan combinirt; des Divinators unbekannter Wörter bekannter Sprachen, der 'im gothischen Zeitalter' Wörter wie truwin (Treue), ruwin (Reue), trausti (Trost), distag (Dienstag) u. a. erahnt; des genialen Sprachschöpfers, der neben vielen neuen syntaktischen Constructionen und neuen Wortbedeutungen, wovon wir bereits Proben gesehen, auch absolut neue Worte wie 'drelfjährig' — ein bisher ungeschaffenes Zahlwort 'drelf' mithin — zu Tage fördert; des witzigen Anekdotenerzählers (vergl. S. 13) u. s. w.

Doch ich muß leider hier Abschied nehmen von diesem lieben Willibald, um meinen Lesern in aller Eile noch einen sicheren Adalbert vorzuführen, Familienname unbekannt, wohnhaft zu Riga, 1. Weidendamm, Höfchen 19, wie aus S. 81 seiner Schrift zu ersehen: Das Shreiben des Deutshen i Riga, Deubners Buhhandlung, 1862. Eine dem Anscheine nach beabsichtigte Fortsetzung ist mir nicht bekannt geworden.

Adalbert ist weniger gut auf die Deutschen zu sprechen als Willibald. Tretet herbei, ihr Deutschen, und senket beschämt eure Häupter, denn vernehmet, was ein strenger, doch gerechter und weiser Richter zu Riga euch vorzuwerfen hat: 'Wen di Deutshen doh auf hören wolten di affen der Franzen zu ſein, dan würden ſi mer gutes herfor bringen als jetzt wo ſi nur affen ſind'.

Ein gerechter Richter aber ist sicherlich, wer die Gerechtigkeit so schön im Munde führt wie folgt: 'Wer ein denkmal ſezen wil, das lange stet, der ſuche das rehte zu erhalten und halte am rehten, und es wirt im gelingen ein denkmal zu ſezen, wi es reht ist, und das denkmal wirt heisen das denkmal des gerehten'. Und bewährt sich nicht die Gerechtigkeit aufs glänzendste und die Weisheit mit ihr, wenn wir erfahren, daß mit diesem Satze von cyklopischer Eleganz und Grazie niemand anderer sanft niedergeschmettert werden soll, als Jacob Grimm, der, wie der große Richter Adalbert mit mildem Lächeln bemerkt, 'gar mancherlei zum bau eines sprachdenkmales gebraht hat', der jedoch nur 'ein handlanger ist, der da reiht, doh kein gesel, der mit bauen hilft, noh fil weniger einer, der dazu berufen ist, ein denkmal der sprache zu ſezen'.

Ja auch durch das Urtheil über die Affenhaftigkeit der Deutschen wird niemand anderer als Jacob Grimm betroffen. Denn 'wen Grim die deutshe shreibart gegen di frenshe ro findet, so hat er das besre niht

begriffen oder ist durh eine unferstendige eingenommenheit für das fremde zu einer albernen bemerkung gekommen'. Es ist wirklich Jacob Grimm, unser Jacob Grimm, über den uns hier ein so unerwartetes Licht aufgesteckt wird — und noch viel öfter finden wir die Bezeichnung der Albernheit oder Unverständigkeit mit seinen Ansichten in Verbindung gebracht — Jacob Grimm, dem übrigens gleichwohl sein edeldenkender Richter zwölf Exemplare seines Werkes zugedacht hatte, wie auf der Rückseite des Umschlages mitgetheilt wird.

Ob Jacob Grimm das Büchlein wohl gelesen haben mag? Er hätte auf manche wohlwollende Belehrung darin stoßen und so noch kurz vor seinem Tode Gelegenheit erhalten können, Reue und Leid über seine mannigfachen Sünden zu erwecken. Z. B. S. 56: Grimm spricht einmal von der hergebrachten Orthographie, die die Artikel des Wörterbuchs in strenggenommen unrichtige Folge zwinge: 'Ferstet Grim niht so fil grichish, das er niht weis, das ορϑογραφια rihtiges und niht unrihtiges shreiben bedeutet, dan wäre gut, das er sih des gebrauhs fon wörtern enthilte, di er niht reht ferstet'.

Und wäre Grimm noch blos ein sündhafter Gelehrter! Aber wie sieht es auch mit dem Menschen Grimm aus! Unser Verfasser erwägt S. 44 f. Jacob Grimms Bezeichnung der Schreibungen Stammmutter Weissschnabel als unbarmherziger, und faßt sein Resultat in die Worte zusammen: 'Im anfang kam es mir so for, das Grim tifer als andere fült, und daher shon da den begrif des unbarmherzigen erhelt, wo andere noh nihts unbarmherziges finden, und am ende se ih, das Grim kein gefül hat. Wer niht rihtig fült, hat kein gefül, und wer kein gefül hat, ist unbarmherzig'.

Aber Jacob Grimm ist nicht allein ohne Gefühl, er bekundet auch eine beklagenswerthe moralische Schwäche. Mitten in der umgestaltenden Bewegung von 1848, meint er einmal, hätte die Zurückführung unserer Schreibung auf die alte Einfachheit vielleicht gelingen können; bei dem allgemeinen Zurücklenken in die alten Geleise sei das unmöglich geworden. 'Grim meint also, sagt der Verfasser, weil andre fom ferstendigen lassen und das unferstendige erhalten, er auh so wi si tun müste. Aber maht man es andern nah wi es di menge tut, so ferrät das eine sweche, di wen auh einen anfangs unbemerkbaren, doh am ende einen bemerkbaren shaden bringt. Im swachen wirt der begrif des nahgebenden, unterligenden gefunden, und der unterligende ist ein kneht'.

Zu der Fühllosigkeit, der Schwäche und dem Knechtessinn kommt noch etwas Schlimmeres, das Jacob Grimm geradezu zu einem gefährlichen Menschen stempelt.

Dieser Mann, den die gutmüthigen ahnungslosen Deutschen so lange als einen ihrer besten Patrioten und geistigen Wohlthäter verehrten, hat sich so weit vergessen, die ernstlichsten und gefährlichsten Angriffe auf die

Gesundheit seiner Mitdeutschen zu unternehmen. Das wird S. 15 haarscharf für alle bewiesen, die nicht vorziehen, an Jacob Grimms Begriffsvermögen zur Rettung seines sittlichen Charakters zu zweifeln. 'Wen man die augen seiner leser ferderben wil, ſo mus man fershidne, grose und kleine und reht kleine shrift wälen, und wirt es erreichen, wen ſolche shrift fon einem fil gelesen wirt'. Genau nach diesem Recept aber verfuhr Jacob Grimm, so daß seine Verschuldung vor Augen liegt: 'Entweder helt Grim es für etwas gutes seinen lesern di augen zu ferderben, oder er hat das einfache der shrift, durh das des leſers auge geshont wirt, niht reht begriffen'.

Wie ganz anders steht solcher Gemüthsverhärtung gegenüber unser Adalbert da! Er hat eine mühsame Untersuchung auf die Frage der Schrift gewendet und endlich gefunden, daß die lateinische Schrift zur deutschen sich wie das Bessere zum Schlechteren verhalte, und in einer seiner tiefsten Sentenzen belehrt er uns: 'Wer di deutshe shöner als di lateinishe fende, wüste am ende niht das shöne fom niht shönen zu unterscheiden, ſähe eine ausartung des shönen für das shöne an'. Dringend legt er uns hierauf ans Herz, uns eine möglichst schöne lateinische Schrift zum Gebrauche auszuwählen. Ja er will noch mehr für uns thun: 'den wen der ferstendige di narren und unferstendigen niht fon der narheit und unfernunft zurük bringen oder heilen wolte, wer wirt es dan ſonst tun?' (S. 59). Er will uns den Mann zeigen, nach dem wir vielleicht vergeblich suchen und auf dessen Ankunft wir vergeblich harren würden, wenn die schwere Lebensfrage an uns heranträte: wer soll entscheiden, welche Art der lateinischen Schrift schöner als die anderen zu nennen und demnach den anderen Arten derselben vorzuziehen wäre?

Er selbst ist dieser Mann, Adalbert zu Riga, der uns allzubescheiden seinen Familiennamen verschweigt. Ist es nicht klar, daß wir solche befragen müssen, 'di shöne arbeiten auf zu weiſen haben, da ſi durh den in iren arbeiten gezeigten gesmak, mer als andre, di nihts derartiges auf weiſen können, ein urteil über das shöne zu haben sheinen?' Nun, unser Verfasser hat solche Arbeiten aufzuweisen, denen Grimm gewiß nichts entgegensetzen konnte. Er hat vor mehreren Jahren eine Sammlung Krystallmodelle angefertigt, die das königliche Museum zu Berlin ankaufte. Und mit Recht meint er annehmen zu dürfen, daß man, 'wen auh besonders durh das genaue in der ausfürung (wie dis bisher noh fon nimanden erreiht ward), so doh wol auh durh den gesmak der arbeit bestimmt worden ist', diesen Ankauf vorzunehmen (S. 13).

Gewiß ein vollgültiges Zeugniß für den offenbarsten Beruf zur Herstellung einer neuen deutschen Schrift. Ob auch zur Gründung einer neuen deutschen Rechtschreibung, überlasse ich dem Urtheile der Leser und will hoffen, daß diesen nicht unterdessen die Geduld ausgegangen ist bei Adalbert und Willibald und den übrigen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn sie

an der Bekanntschaft dieser Herren, so weit ich sie ihnen vermitteln konnte, nicht dasselbe Vergnügen gefunden hätten, das mir meinerseits der unmittelbare Verkehr mit denselben gewährte. Ich glaubte aber der österreichischen Volksorthographie, nachdem ich sie so unbedingt habe verurtheilen müssen, die kleine Genugthuung und Tröstung schuldig zu sein, ihr neben einigen geringeren auch einige größere, ja sie bei weitem überragende Curiosa an die Seite zu stellen, welche — wie man leicht zugeben wird — eine unzweifelhafte Gradation enthalten.

Wird der Verurtheilung der österreichischen 'Volksorthographie', die ich wohl motivirt und rückhaltlos aussprechen mußte, auch deren wirkliche Beseitigung folgen? Diese Frage zu beantworten steht mir nicht zu, wohl aber halte ich es für meine Pflicht, für den Fall der Beseitigung einen bestimmten und unzweideutigen Vorschlag des Ersatzes zu machen.

Ich brauche nicht abermals auf die allgemeinen leitenden Grundsätze zurückzukommen. Oft genug habe ich mich im Laufe dieses Aufsatzes direct und indirect für Rudolf von Raumer erklärt. Wer nach der Begründung fragt, möge sie in früheren Bänden dieser Zeitschrift oder in den gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften (Frankfurt und Erlangen 1863) bei ihm selbst nachsehen.

Vorläufiges Festhalten an dem Üblichen, bei bereits eingetretenem Schwanken Entscheidung stets im Sinne der Vereinfachung ist auch für mich die Losung. An das etymologische oder historische Princip kann ich mich selbst nach den maßvollen Erörterungen von Zacher (Unsere Zeit 5, 237—251 'die Verbesserung unserer Rechtschreibung') zu keinerlei Concessionen verstehen. Dagegen finde ich mich bis auf geringe Kleinigkeiten in vollständiger Übereinstimmung mit den bündigen und klaren Anschauungen, welche Herr Director Stier zu Colberg im Anhange seines Werkchens 'Material für den Unterricht im Altdeutschen auf Gymnasien und Realschulen' (zweite Auflage, Colberg 1865) vorträgt.

Die bloße Verweisung auf Raumer oder Stier genügt jedoch hier nicht als positiver Vorschlag einer neu einzuführenden Orthographie für die österreichischen Volksschulen. Es kommt darauf an, wo möglich keinen einzigen Punct auch im letzten Detail ohne gesetzliche Regelung zu lassen.

Raumers orthographische Aufsätze sind nicht so angelegt, um ohne Weiteres als orthographisches Hilfs- oder Lehrbuch verwendet zu werden. Ich hoffte, daß G. H. Högg, Deutsche Rechtschreibung nach Rudolf von Raumer, Regeln und Wörterbüchlein, Ellwangen 1858 — in dieser Beziehung ergänzend eingetreten sei und mit geringen Modificationen zur Einführung und zum Gebrauche in den österreichischen Schulen sich eigne; fand mich jedoch, als mir nach langem Suchen das Büchlein endlich in die Hände kam, in meiner Hoffnung betrogen. Die Regeln sind nicht für den Unterricht eingerichtet, das Wörterbuch ist nicht sehr vollständig; Regeln und Wörterbuch lassen in zu vielen Fällen zweierlei Möglichkeit

offen oder entscheiden auch wohl nicht in dem Sinne, den ich für den richtigen halten muß.

Es bleibt daher nichts übrig, als dies oder ein anderes Hilfsbuch von Anfang bis zu Ende durchzucorrigiren und dabei namentlich auf die Vollständigkeit des Wörterbuches nnd die zweckmäßige Fassung der Vorschriften zu sehen. Ich wähle aus diesem Grunde die 'Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Ausgabe für Elementarclassen der höheren Schulen und für Mittel- und Volksschulen. Gedruckt auf Veranstaltung des königlichen Ober-Schulcollegiums zu Hannover. Zweite Auflage. Hannover, Carl Rümpler, 1858.'

Zu §. 1, 5 (Pronomina der Anrede in Briefen mit großen Anfangsbuchstaben) ist insbesondere auch Sich hervorzuheben, dagegen selbst.

Die S. 6 (§. 3, 2, 6) zugelassenen Schreibungen bewaren, warnehmen, Gewarsam, verwarlosen scheinen mir zu weit zu gehen. Das h ist in ihnen noch durchaus üblich. Vergl. Raumer, Gesammelte Schriften S. 178 Anm. Dagegen darf wol hinzugefügt werden, das schon sehr häufig geschrieben wird: mit Högg S. 11 **) betontes wohl und und unbetontes wol zu unterscheiden geht nicht gut an. Auch Gemal, Gemalin, Vermälung findet man schon in Zeitungen oft.

§. 4, b allmählich wird verlangt, weil es für allgemächlich stehe. Die Etymologie scheint in diesem Worte bei allen Theoretikern gesiegt zu haben, s. Jacob Grimm im deutschen Wörterbuch, der die Schreibung mit h die genauere nennt, Stier S. 33, Högg S. 17, Regeln u. s. w. für die Realschule und die Bürgerschulen zu Leipzig (Leipzig 1865) S. 18 u. s. w. Dagegen halten z. B. die Regeln u. s. w. für die deutsch-schweizerischen Schulen (St. Gallen 1863) S. 7 an allmälig fest, während schon Adelung die Nothwendigkeit von -lich, nicht -lig, eingesehen hatte. Jacob Grimm schrieb früher (z. B. Mythologie S. 10) allmälich. Und so schreiben viele mit Recht, ohne sich um die Herleitung zu bekümmern: wir dürfen ihnen, ja müssen nach unserem Grundsatze der Vereinfachung beitreten.

§. 5 handelt vom Gebrauch des th. Hier würde ich am liebsten einen ganz radicalen Vorschlag machen und alle th mit Ausnahme der unter 2 erwähnten wurzelhaften beseitigen. In diesem Puncte wird es am ehesten zu einer allgemeinen radicalen Reform kommen, von den verschiedensten Seiten zeigt man sich dazu geneigt, unter den Juristen z. B. führt Arnold, sonst am Üblichen festhaltend, die Neuerung durch, unter den Pädagogen Director Hoffmann in Lüneburg, s. Neuhochdeutsche Elementargrammatik, 6. Auflage (Clausthal 1865) S. 24. Wenn eine Unterrichtsbehörde alle überflüssigen th, so weit ihre Macht reicht, in den Bann thun wollte, so würde sie der Zeit vorauseilen und, die Zeit zugleich beschleunigend, auf baldige Nachfolge von allen Seiten rechnen dürfen. Entschließt man sich hiezu nicht und will dem Grundsatze der Allmäligkeit getreu bleiben, so wären den in der Hannöverschen Schrift aufgezählten Wörtern unter 3, b

noch Zierat und Armut hinzuzufügen. Zunächst mag dann an -tum (Högg S. 12), Mut, Wut, Not, rot (Raumer S. 179), überhaupt an die In- und Auslaute eher als an die Anlaute die Reihe kommen.

§. 7 'Das ie steht regelmäßig in allen deutschen Wörtern, in welchen ein langes i gesprochen wird'. Also nicht giebt, gieng, fieng, hieng, Dienstag. In ganz Deutschland, auch in Süddeutschland, wird ein gebildeter Vorleser, der eine wirklich reine Aussprache besitzt, den Vocal dieser Wörter niemals dehnen. Vergl. Stier S. 33.

§. 7, b. Das ie in -ieren durchzuführen widerspricht dem allgemein Üblichen, ist unnütze Consequenzmacherei und läuft wider das Interesse der Vereinfachung. Mit der oben erwähnten Leipziger Schrift S. 287 und der Schweizer S. 6 behalte man es bei in barbieren, einquartieren, regieren, spazieren, und außerdem tapezieren. Man wird späterhin auch in diesen Wörtern, zunächst in regieren und spazieren, die nicht von Substantiven auf -ier stammen, wohl zu einfachem i gelangen.

Im §. 8, 2, c würde ich -nis und Mis- zur Regel erheben. Ferner ist in demselben § hinzuzufügen, daß wie vor ch (2, e) auch vor sch z. B. rasch, Flasche, Tasche, Masche, dreschen, Tisch, Fisch, frisch, Frosch, Busch die Schärfung der Vocale unbezeichnet bleibt und zwar aus demselben Grunde. Dehnung einfacher Vocale vor sch scheint übrigens nur in schlechter süddeutscher Aussprache einzutreten.

§. 9. Die Unterscheidung zwischen malen mit dem Pinsel und mahlen auf der Mühle könnte man nachgerade aufgeben und beide Verba malen schreiben. Müle dürfte noch verfrüht sein.

§. 10, 1, 3. Ich glaube, daß noch ganz allgemein durchbläuen, einbläuen und nicht -bleuen geschrieben wird. Die anscheinende Ableitung von blau ist kein Unglück.

§. 12, a. Die Form Schmidt ist nicht zuzugeben, nur Schmied.

§. 14. 'Die S-Laute' ist durch Heyse deutsche Schulgrammatik S. 64—66 (der 20. Auflage) in angemessener knapperer Fassung zu ersetzen. Nur auf die st läßt sich Heyses Regel nicht strenge anwenden. Sonst müßte isst, hasst, fasst, Lasst für ist, hast, fast, Last geschrieben werden.

Indem ich das Wörterverzeichniß durchgehe, bringe ich die im Vorstehenden berührten Puncte nicht noch einmal zur Sprache und setze ihre Berichtigung voraus.

anberamen statt anberaumen kann in unsere Sprache nicht zurückgeführt werden. — funfzehn, funfzig sind allerdings in Norddeutschland jetzt üblicher, als fünfzehn, fünfzig, aber mit großem Unrecht, wie mir scheint, in die Schriftsprache eingeführt. Wie wenn die Süddeutschen nun ihrerseits fufzehn, fufzig zu schreiben anfingen? — Grieß entspricht wenigstens nicht der in Österreich üblichen Aussprache (Gries): ich weiß nicht ob anderwärts das s in dem Worte in der That scharf (tonlos) gehört wird. — gültig. Wenn ich nicht irre, so ist die Form giltig, ebenso wie Hilfe,

Gehilfe jetzt die bei Weitem üblichere, daher als Regel aufzustellen. — kriegen. Die Schreibung und Aussprache krigst, krigt, gekrigt krigte halte ich nicht für richtig. Ebensowenig wie mir das von der vorliegenden Schrift angesetzte gäten neben jäten berechtigt scheint. — 'Küssen, das (Polster); besser als Kissen'. Das Umgekehrte ist wahr, wenn wir uns an die heutige Sprache halten. — Lorbeer. Besser wohl Lorber. — 'ohngefähr, veraltend, aber richtiger als ungefähr.' Solche und ähnliche Bemerkungen sind nicht eben zweckmäßig, weil sie zum Gebrauch der 'richtigen' Form verführen können. — Die Schreibung und Aussprache Pallast darf doch gänzlich beseitigt werden. — scheußlich kommt nicht mit der üblichen Aussprache überein, vielmehr scheuslich. — Strahl, strahlen. Die daneben angeführten Schreibungen Stral, stralen sind für die Schule vorzuziehen.

Schließlich will ich darauf hinweisen, daß es für die österreichischen Volksschulen von nicht geringer Wichtigkeit wäre, wenn zum Behufe der Orthoepie Verzeichnisse der Wörter mit langem Vocal vor Doppelconsonanz angelegt würden, vergl. Raumer S. 177 Anmerkung. Die falsche Aussprache Mönd z. B. ist überaus verbreitet mindestens in Baiern und Österreich. Und selbst Gebildete befinden sich in diesem und analogen Fällen oftmals in Zweifel über das Regelrechte.

Wien. W. Scherer.

Zur Regelung der deutschen Rechtschreibung.

Presse 1869, 20. April, Nr. 109.

Es ist nachgerade kein Vergnügen mehr, sich über deutsche Rechtschreibung auszusprechen. Wie viel ist nicht verhandelt, gestritten, geschrieben! Gründe und Gegengründe sind gehäuft, das Einschlägige gewissenhaft geprüft, die Frage von allen Seiten beleuchtet. Neues läßt sich nicht mehr vorbringen. Die Mehrzahl derjenigen, welche mit wissenschaftlichem Berufe den Gegenstand erörterten, sind im Wesentlichen einig, und von den etwa noch Widerstrebenden wird man vielleicht bald, wie von gewissen Beschlüssen des seligen deutschen Bundestages, sagen können: die dissentirenden Stimmen sind dem einhelligen Votum beigetreten.

Aber die Frage hat längst aufgehört, eine interne der Gelehrsamkeit zu sein. In ziemlich weiten Kreisen ist man dafür interessirt. Und jeder gebildete Deutsche hat das Recht, von der Wissenschaft Aufklärung zu verlangen über den Reformdrang, welcher die Schreibung unserer Sprache ergriffen hat. Den Deutschen in Österreich speciell ist die Sache neuerdings nahe gelegt durch den Umstand, daß seit Ende Jänner d. J. im Schoße des Unterrichtsministeriums eine Commission tagt, welche sich mit der Regelung der Orthographie in der Volksschule beschäftigt.

Was also wollen wir? Wohin steuern wir? Sind Reformen noth-
ndig? Weshalb beharren wir nicht einfach bei der Orthographie, in
lcher die Werke von Goethe und Schiller gedruckt sind?

Ich sage, in welcher die Werke von Goethe und Schiller gedruckt sind,
h. welche die Correctoren der Cottaschen Druckerei in diesen Werken
rchzuführen beliebten. Denn die Orthographie, deren sich Goethe und
chiller selbst zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens bedienten, könnte man
rnünftigerweise nicht als entscheidende Instanz anrufen. Wenn ein Zög-
ig der Volksschule schriebe wie Goethe an Lotte, so bekäme er mit Recht
e schlechteste Note.

Was andere 'Classiker' betrifft, so haben Klopstock, Wieland, Voß,
iter den späteren Platen die herkömmliche Schreibung verlassen oder von
r weggestrebt.

Daß eine Tendenz zu Veränderungen in der deutschen Orthographie
lgemein vorhanden ist, sollte man nicht zu bestreiten suchen.

Wie lang ist es her, daß man uns lehrte, sein das Fürwort und
yn das Zeitwort müsse unterschieden werden, das i am Ende des Wortes
B. in Meierei, Schneiderei sei stets als y zu schreiben? Wer schreibt
ute noch Nahme, nähmlich?

Man sieht, die Tendenz ist nicht blos da, sie hat auch schon Resultate
habt, sie hat durchschlagende, unableugbare Erfolge aufzuweisen.

Will man nun plötzlich diese Bewegung stauen? Will man ein Gesetz
rmuliren, das von jetzt an als unverbrüchliche Norm gelten soll, blos um
inheit herzustellen?

Es ist wahr, die Verwirrung ist augenblicklich groß.

Ein braunschweigischer Eisenbahn-Beamter, der sich im Jahre 1863 in
ner eigenen Schrift 'über die Umbildung der deutschen Rechtschreibung'
rnehmen ließ, hat diesen Zustand auf ergötzliche Weise in seiner ortho-
aphischen Lebens- und Leidensgeschichte exemplificirt.*) Sein eorthographische
rziehung erhielt er nach dem System Heyse, dann, auf eigene Füße ge-
ellt, wählte er erst K. F. Becker, späterhin Jacob Grimm als Führer und
eitstern. Aber diesem Vorbild konnte er als Beamter, um des allzu
oßen Widerspruchs gegen das Herkömmliche willen, gegen den die Kanzlei
otestirte, nicht unbedingt folgen. Er arbeitete daher für den Geschäfts-
eis der braunschweigischen Eisenbahn- und Post-Direction eine officielle
rthographie aus, der er sich in amtlichen Actenstücken bediente, die er
der für seine eigenen Arbeiten mit einer mehr reformirten vertauschte. Er
i also, klagt er, fortwährend in der Lage, nach zwei verschiedenen Recht-
hreibungen Schriftstücke zu verfassen. 'Daneben aber', fährt er fort,
muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern
n ihren Schularbeiten nachhelfen zu können. Die Nachhilfe ist dann zu-
gleich mit einer Warnung verbunden, ja nicht zu schreiben, wie Papa

*) Vergl. oben S. 410. B.

schreibt, sondern lediglich, wie der zeitige Lehrer und die zeitige Sprachlehre es will'. Schade, daß der Mann nicht die Zahl seiner Kinder angiebt, es hätte sich für seine Qualen sonst ein numerischer Ausdruck finden lassen, der unserer statistischen Zeit gewiß imponiren würde.

Ich für meine Person bin nun freilich außer Stande, mich weder gegen das bestehende Schwanken, gegen diesen angeblichen Jammerzustand, noch gegen die Unvernunft, gegen das angeblich Schimpfliche und Barbarische unserer gewöhnlichen Orthographie sonderlich zu ereifern und in sittliche Entrüstung hineinzureden: die sittliche Entrüstung braucht man für andere Dinge zu nöthig.

Aber manchen Thatsachen gegenüber könnte man sich auch auf diesem Gebiete dazu wenigstens versucht fühlen. Zum Beispiel, wenn man findet, daß die österreichische Jugend aus dem 'ersten Sprachbuch' der Volksschule orthographische Regeln lernt, die sie nach dem 'dritten Sprachbuch' wieder vergessen und umlernen muß. An sich sind die Unterschiede nicht so wichtig. Aber das Umlernen ist eine barbarische Quälerei. Allen Respect vor der germanischen individuellen Freiheit, allen Respect vor der Autonomie der Landtage und Gemeinden: aber Autonomie der dritten Volksschulclasse gegenüber der ersten, so weit gehe ich nicht mit.

Der Unterricht in der Volksschule braucht Einheit. Hier muß man regeln und Gesetze geben. Deshalb ist die ministerielle Commission mit Freude und Dank zu begrüßen.

Aber dazu möchte ich mich doch nicht verstehen, dem Interesse der allgemeinen Einheit das Interesse der Wissenschaft aufzuopfern und der Commission, wie von anderer Seite geschehen, möglichsten Anschluß an das insgemein Übliche zu empfehlen, etwa nach dem ingeniösen Grundsatz: 'Schreibe wie man schreibt'.

Der Rath, den ich ertheilen könnte, wäre nur: Anschluß an die Reform, aber nicht tumultuarisch, sondern mit Maß.

Freilich muß man darauf gefaßt sein, daß eine Zeit kommen wird, in der die außerhalb der Schule sich vollziehende Reformbewegung weiter geschritten sein, in der ein neues Gesetz, neue Regelung sich als nothwendig erweisen wird. Aber sind unsere Gesetze jemals für die Ewigkeit gemacht?

Dennoch wird ein weiser Gesetzgeber danach streben, sein Werk auf möglichste Dauer einzurichten. Er wird die Bewegung leiten, indem er sie befördert. Die vorgeschrittene Minorität ist einst Majorität. Die Gesetzgebung muß einen Vorsprung zu gewinnen trachten, damit sie nicht zu bald überholt werde.

Dazu ist aber vor allem Klarheit über das Ziel vonnöthen.

Um diese Klarheit meinerseits zu befördern, will ich im Folgenden das Wesen der orthographischen Reformbewegung, wie es mir erscheint, kurz auseinandersetzen.

* * *

Wie oft geschieht es, daß im Eifer vorschneller Besserungssucht ein gutes Altes in die Ecke geworfen wird, aus der man es nach einiger Zeit, wenn der stürmische Drang sich gelegt hat, in aller Stille hervorholen und in seine früheren Rechte wieder einsetzen muß.

Dem Grundsatze: 'Schreibe wie Du sprichst' ist es so ergangen.

Nachdem er eine zeitlang verspottet, mit Verachtung behandelt, keiner ernsthaften Widerlegung mehr werth geachtet worden war, bekennen wir jetzt bescheiden, daß alle unsere Gelehrsamkeit nicht höher reicht und — daß er nach wie vor die Summe der orthographischen Weisheit ausmacht.

Die Schrift soll das Sprechen ersetzen. An die Stelle der Überlieferung fürs Ohr tritt die Überlieferung fürs Auge. Der Proceß des Schreibens kehrt sich im Lesen um. Ein Buch ist — man lasse sich den unschönen Vergleich gefallen — ein Lastwagen für lebendige Rede. Das Wort muß beim Auspacken genau so wiedergefunden werden, wie es eingepackt wurde.

Die richtige Verpackungs-Methode ist nicht von heute auf morgen entdeckt worden. Es war eine Arbeit von Jahrtausenden, deren Fortgang durch die Stufen Bilderschrift, Silbenschrift, Buchstabenschrift neuere Forschungen mehr und mehr unseren Blicken enthüllen.

Das Musterbild einer Buchstabenschrift läßt sich durch die einfachste Erwägung entwerfen.

Soviel eine Sprache Laute hat, soviel soll sie Buchstaben besitzen, und wie das gesprochene Wort aus Lauten besteht, so soll das geschriebene sich aus Buchstaben zusammensetzen. Die Schreibung soll also dem Laute sich möglichst genau anschmiegen, die Orthographie soll eine phonetische sein.

Diesem Musterbilde entspricht thatsächlich das Princip jeder Buchstabenschrift von Anfang an.

Aber man denke sich eine ununterbrochene Überlieferung der Schrift, ebenso ununterbrochen wie die der Sprache: wie, wenn nun die Sprache sich verändert, während die Schrift stehen bleibt?

Das lateinische c hatte ursprünglich durchweg den Laut k. Als man aber nicht mehr Kikero sagte, sondern Zizero wurde die Schreibung Cicero doch beibehalten, der Buchstabe c bekam die zweifache Geltung, die ihm in unserer Weise das Latein auszusprechen geblieben ist.

Eine Reihe historischer Thatsachen der früheren Sprachentwickelung können auf diese Weise durch die Schrift conservirt und auf spätere Epochen gebracht werden. Immer größer wird dabei der Riß, der zwischen Schrift und Aussprache klafft.

Das classische Beispiel einer solchen historischen Orthographie liefert das Englische. Man schreibt z. B. write und spricht reit: w und r werden gar nicht, i wird als ei gehört. Es gab aber eine Zeit, in welcher wirk-

lich write gesprochen wurde, und die Schrift hat das Andenken daran bewahrt.

Ganz anders verhielt es sich von jeher mit der deutschen Rechtschreibung. Ihr Princip war stets das phonetische, die Wandlungen der Aussprache sind in die Schrift hineingetragen worden.

Im zwölften Jahrhundert und früher sagte man lip, wip (mit gedehntem i), im dreizehnten begann man zunächst in Österreich und Baiern leib, weib zu sprechen. Wäre man verfahren wie im Englischen, so hätte man trotzdem fort und fort lip, wip geschrieben. Aber man schrieb leip, weip, später leib, weib und in dieser Form (der Leib, das Weib) sind diese Worte auf unsere jetzige Sprache und Schrift gekommen.

Darum ist unsere Schreibung ein genaues Abbild der Sprache geblieben.

So lange es eine einheitliche Sprache nicht gab, wechselte auch die Orthographie. In den ältesten Drucken der Schriften Luthers wimmelt es von Lauten und Formen des thüringischen Dialekts, die deutschen Schriften Zwinglis sind im Schweizer Deutsch gedruckt. Erst im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts nahm unsere Schriftsprache einen mehr einheitlichen Charakter an: da verschwanden auch aus den Drucken die unendlichen Variationen.

Also, ich wiederhole es, das Princip unserer Orthographie ist das phonetische. Sollen wir es verlassen, umstoßen?

Sonderbarerweise hat man dazu in der That Lust bezeigt. Der Versuch wurde gemacht, unsere Rechtschreibung in eine historische zu verwandeln. Die Reformen, die man vorschlug, bewegten sich in dieser Richtung. Anstatt daß die Schrift sich der Sprache anschmiegte und ihre Veränderungen treu wiedergab, wollte man mittels der Schrift auf die Sprache wirken, mittels der Schrift die Sprache umbilden, genauer gesagt, rückbilden.

Lautunterschiede, die das Altdeutsche besaß, das Neudeutsche verloren hatte, sollten in der Schreibung des letzteren angedeutet werden.

Ungenauigkeiten und Mißverständnisse, wie sie in allen Sprachen und auch in älteren Sprachepochen vorkommen, sollten aus dem Neudeutschen hinausgewiesen werden. Ich meine Wörter, wie sich ereignen, Sündflut, statt deren man eräugnen, Sintflut schreiben sollte.

Es ist wahr: ereignen, wie wir es sprechen und schreiben, erinnert an eignen, aneignen, zueignen, mit denen es von Haus aus gar nichts zu thun hat. Es kommt von Auge: was sich ereignet, ist das, was sich dem Auge darstellt. Dieser Zusammenhang würde durch die Schreibung eräugnen uns wieder zum Bewußtsein gebracht werden. Das wäre recht hübsch, das Wort würde für unser Gefühl etwas Poetisches bekommen. Aber was kümmert die Mehrzahl der Sprechenden das poetische Element der Sprache. Und ist dies Stückchen Poesie wichtig genug, daß wir um seinetwillen wagen dürfen, die glücklich gewonnene Einheit unserer Sprache in Frage zu stellen?

Ähnlich ist es mit Sündfluth. Altdeutsch heißt das Wort sinfluot, sintfluot, d. h. die große Flut. Die Beziehung auf Sünde ist eine falsche Deutung. Aber nachdem die Sprache sich einmal des Fehlers schuldig gemacht, ist das Unglück so groß? Kann uns wirklich an der Correctur dieses Fehlers ein so ernsthaftes Interesse zu haften scheinen, daß wir Aussprache und Schrift deshalb abzuändern unternähmen?

Und das, was ich anführe, sind nur zwei vereinzelte Fälle. Das historische Princip aber geht viel weiter. Seine Consequenzen sind gar nicht abzusehen. Was ließe sich nicht noch alles aus der älteren Sprache entlehnen und in der neuen verewigen! Und wo wäre da ein Halten! Wer wollte bestimmen, wie weit zurück man seine Entdeckungsfahrten nach poetischen Wörtern oder nach orthographischen Urbildern ausdehnen dürfte! Wenn bis zum Nibelungenliede des dreizehnten Jahrhunderts, warum nicht auch bis zum Hildebrandsliede des achten, warum nicht bis zur gothischen Bibelübersetzung des vierten, warum nicht bis zu der urgermanischen Grundsprache, welche die vergleichende Grammatik construirt, oder noch weiter bis zu der Sprache, welche die vereinigten Germanen, Slaven, Griechen, Römer, Inder, Perser im Quellenlande des Oxus und Jaxartes redeten? Es hat sich wirklich schon einmal jemand, um zu beweisen, daß man nicht fünf sondern finf schreiben müsse, auf die lateinische, griechische und altindische Form des Wortes berufen.

Orthographische Restaurations-Gelüste sind in ihrer Art so schlimm wie politische. Rothe Landtagsfräcke und Gaugrafenthum: wer begeistert sich dafür? Ebensowenig kann ich mich für Eräugnisse, Sintflut und andere orthographische Belcredinismen begeistern.

* * *

Das Princip unserer Orthographie — dies hoffe ich festgestellt zu haben — war von jeher das phonetische und soll es bleiben.

Zu Änderungen ist nur Anlaß, wo das Princip nicht in seiner Reinheit durchgeführt erscheint.

Denn allerdings hat sich vieles in die deutsche Schreibung eingenistet — zum Theil schon in sehr alter Zeit — was dem strengen Begriff einer phonetischen Orthographie widerspricht.

Zwischen ä und e, zwischen ai und ei, zwischen f und v ist dem Laute nach kein Unterschied: die ä, ai, v könnten ohne Schaden gänzlich aufgegeben und durch e, ei, f ersetzt werden. In der That wird ein schärferer Beobachter leicht merken, daß die letzteren allmälig um sich greifen. Wir schreiben Eltern, Getreide, fest; nicht mehr Ältern, Getraide, vest, wie man vor einigen Decennien noch verlangte.

Ob diese Bewegung jemals zum Abschluß gelangen, ob die einheitliche Bezeichnung der genannten Laute durchdringen wird?

Es wäre schwer, hierauf mit einem bestimmten Ja zu antworten. Man erreicht nicht alle Ziele, die man anstrebt. Das Ziel aber der orthographischen Wandlungen, die sich vollziehen, ist klar: man will zu einer consequenten rein phonetischen Schreibung gelangen.

Nun wäre nichts leichter, als durch die Schule eine radical geänderte Orthographie zu verbreiten, welche dieser Forderung nachkäme. Der Unterricht wäre wesentlich vereinfacht, die Aneignung weit rascher und sicherer.

Aber was würde wohl ein Vater sagen, wenn er von seinem Jungen einen Brief bekäme, der mit Liber fater anfinge? Und wie schwer würde andererseits der Junge sich zurechtfinden, wenn er zum erstenmal unsere gangbaren Classiker-Ausgaben oder eine Zeitung in die Hand bekäme.

Der Schule läßt sich wohl decretiren, aber nicht den Druckereien.

Die Macht der Gewohnheit, der Zwang des Bestehenden legt uns Mäßigung und Vorsicht auf.

Das eigentliche Gebiet der in naher Zeit möglichen Reformen ist daher nach einer anderen Seite hin zu sichern, wo es sich nicht um einen Vertilgungskrieg gegen ganze Buchstaben handelt und wo die Änderungen sich weniger auffallend dem Auge darstellen.

Ein Princip kann vollkommen ausgemacht sein, über die Genauigkeit der Durchführung aber können Zweifel walten.

Die Physiologie beachtet feine Unterschiede der Laute, von denen sich unsere Schrift nichts träumen läßt. Sollen wir die Bezeichnung solcher Unterschiede einführen? Sollen wir die dreierlei k z. B., welche die Physiologie je nach den Theilen des Gaumens, an denen sie gebildet werden, als besondere Laute auffaßt, — sollen wir diese dreierlei k durch eigene Zeichen wiedergeben?

Kein Verständiger wird der Schrift des gewöhnlichen Lebens mit ihren praktischen Zwecken eine so exorbitante Genauigkeit zumuthen. Aber es giebt auch gröbere Unterschiede, bei denen die Frage aufgeworfen werden muß, ob die Schrift sie ausdrücken soll oder nicht.

Jedermann weiß, daß einige Vocale kurz und scharf, andere lang und gedehnt ausgesprochen werden. Das a in fallen ist ein kurzes, das a in Jahr ist lang. Wie soll es nun die Orthographie mit dieser Lautverschiedenheit halten?

Die deutsche Schreibung hat in älterer Zeit mehrere Versuche gemacht, um ihr gerecht zu werden. Man drückte z. B. den langen Vocal durch Verdopplung aus und schrieb iaar (Jahr), meer (mehr). Oder man setzte einen Circumflex auf den langen Vocal: iâr, mêr, u. s. w. Daneben aber findet man Handschriften, und zwar sind es die allersorgfältigsten, welche sich um Länge oder Kürze durchaus nicht kümmern.

Im sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten waltet offenbar das Bestreben vor, die Dehnung der Vocale ersichtlich zu machen. Aber selt-

samerweise wendet man nicht Eine Methode, sondern eine ganze Reihe von Methoden zu diesem Zwecke an.

Erstens die Verdopplung wie in Aar, Meer, Moor.

Zweitens nachgesetztes e: liegen, Sieg u. a.

Drittens nachgesetztes h: Jahr, mehr, Mohr.

Viertens ein h, das nicht dem langen Vocale, sondern einem vorhergehenden oder nachfolgenden t beigefügt wird: Thal, thun, Rath, Muth statt: Tahl, tuhn, Raht, Muht.

Fünftens wurde der Laut des scharfen s im Innern der Wörter nach langen Vocalen durch ß, nach kurzen Vocalen durch ss bezeichnet: Wasser, wissen, müssen aber mäßig, fließen, Füßen, heißen, außer.

Aber alle diese Methoden zusammengenommen ergaben noch keine vollständige Bezeichnung der langen Vocale. Eine ziemliche Anzahl von Fällen blieb übrig, in denen der lange Vocal überhaupt nicht hervorgehoben wurde. Das i in wir, mir, dir ist genau ebenso gedehnt wie das i in ihr; das a in ich war genau ebenso wie das in wahr oder in Waare.

Was man erreichen wollte, hatte man demnach verfehlt. Und welche Verkehrtheit, so verschiedenartige Mittel in Anwendung zu bringen, während ein einfacher Accent auf dem gedehnten Vocal ganz dieselben und viel sicherere Dienste geleistet hätte.

Die Unzweckmäßigkeit liegt auf der Hand, und das Streben, einen so lächerlichen Zustand abzustellen, muß jedermann als berechtigt erscheinen. Die Frage ist nur: soll man eine consequente Bezeichnung der Dehnung durchführen oder soll man auf die Unterscheidung überhaupt verzichten?

Die Frage kann nicht mehr erwogen werden, als ob wir noch zu wählen hätten. Es ist bereits gewählt. Die Neigung ist entschieden, jede Auszeichnung des langen Vocales fallen zu lassen. Man schreibt bereits ganz allgemein Name, nämlich, gebieten und nicht mehr Nahme, nähmlich, gebiethen, was noch vor 20 Jahren in unseren Schulen gelehrt wurde, wol statt wohl ist ganz häufig, nicht minder Gemal, Gemalin, Vermälung u. a. Auf die zweierlei scharfen s verzichten wir willig, wenn ein Buch in sogenannten lateinischen Lettern gedruckt ist: da erscheint müssen ebenso wie Füssen.

Unter allen angeführten Methoden aber ist am bestimmtesten die vierte, das th, auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Es giebt schon recht viele Bücher, in denen man Teil, Tat, raten, Mut und ähnlich gedruckt findet. Diese Reform wird sich ohne Zweifel zuerst durchsetzen.

Darum kann auf diesem Puncte am leichtesten ein Gesetzgeber vorangehen. Besonders wenn er sich vorläufig etwa begnügt, blos im Innern und am Ende der Wörter das th abzuschaffen.

Die Maßregel hat etwas unmittelbar Einleuchtendes, weil Buchstaben dabei erspart werden. Der ökonomische Geist der Zeit, welcher weiß, daß Zeit Geld ist, erscheint mir überhaupt als der mächtigste Verbündete der

orthographischen Reform. Und wenn ich nur eine sichere Grundlage der Berechnung wüßte, so würde ich sehr gerne meinen Vorschlag auf demselben Wege empfehlen, den ein äußerst komischer orthographischer Reformer zu Anfang unseres Jahrhunderts einschlug.

Wolke — so hieß der Mann — berechnete, daß durch Annahme seiner Orthographie die Deutschen in jedem Jahre '10,000 Jahre Arbeit oder fünf Millionen Thaler' ersparen würden, die jetzt für unnütze Buchstaben aufgehen.

Ich weiß leider nicht zu sagen, wie viele Jahre Arbeit oder wie viel Millionen Thaler die Deutschen durch Abschaffung des th ersparen würden. Aber ich erinnere mich, daß Goethe dem guten Wolke nachstehendes Epigramm widmete:

So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.

Und da ich eine naheliegende Anwendung des Spruches scheue, so empfehle ich mich hier dem geneigten Leser und verschone ihn mit weiteren Erörterungen.

W. Scherer.

Die Rechtschreibung im Deutschen. Mit Belegen aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen bearbeitet von Dr. Bernhard Schulz, Oberlehrer am königlichen Gymnasium in Rössel. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1868. VIII u. 80 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1869, Bd. 20, S. 754—757.

Über die Principien der historischen und phonetischen Orthographie ist genug geredet. Auch ich habe mich in dieser Zeitschrift ausführlich und sonst gelegentlich darüber ausgesprochen. Und man wird es endlich müde, dieselben klaren und einfachen Dinge unaufhörlich zu wiederholen, mit der Aussicht, höchstens diejenigen zu überzeugen, welche ohnedies unsere Ansicht theilen.

Hier haben wir wieder einen Anhänger des historischen Princips vor uns, der fieng, gieng, allmählich, betriegen, -ieren u. dgl. aus bekannten Gründen schreiben will, den aber vor vielen Ausschreitungen seiner Bundesgenossen ein unleugbar großer Tact bewahrt hat. Dieser Tact ist freilich das Verdienst der bestehenden Orthographie. Wenn die Herren revolutionär gestimmt sind, so müssen sie das Unterste zu oberst kehren und dem Gedächtniß neue, höchst unbequeme Bürden auflasten. Zum Glück sind es meist conservative Naturen mit einem lebhaften Gefühl für die praktischen Schwierigkeiten, denen zu Liebe sie sich auch mit der Theorie oft sehr geschickt abzufinden wissen.

So unser Verfasser in der berühmten S-Frage.

Er ist sich der Consequenzen seiner Principien sehr wohl bewußt.

Wenn er könnte wie er möchte, so würde er wohl z. B. das sogen. 'unorganische' ie als Zeichen für langes i ganz aufgeben (S. 17), falls er nicht mittlerweile durch Wilmanns in der Zeitschrift für Gymnasialwesen XXIII, S. 80 f. sich davon hat überzeugen lassen, wie illusorisch diese ganze Unterscheidung zwischen organischem und unorganischem ie gerade nach historischer Anschauung sich darstellt. Aber so wenig er ernstlich den Versuch macht, das unorganische ie abzuschaffen, so wenig geht er in der S-Frage mit den enragirten 'Historikern'. Er findet glücklich heraus, daß seine Meinungsgenossen eigentlich nicht ganz folgerichtig verfahren, wenn sie ebenso Wasser wie Straße mit ß schreiben wollen und also zusammenwerfen, was im Mittelhochdeutschen getrennt erscheint, wo wazzer mit zwei z, strâze mit einem z geschrieben wird. Daß das Althochdeutsche in beiden Fällen zz setzt, weiß er offenbar nicht. Zu dem nach seiner Ansicht folgerichtigen Waßßer oder Wasſser kann er sich natürlich nicht entschließen, und so läßt ers beim Hergebrachten und trägt S. 38—45 im Wesentlichen die Adelungsche Regel vor.

Mit Recht, wie ich glaube. Ich habe mich früher mit Rudolf von Raumer für die Heysesche Art erklärt, das scharfe s nach langem Vocal durchweg mit ß, nach kurzem Vocal durchweg mit ss zu bezeichnen. Und auch heute werde ich einer Abänderung nicht das Wort reden, wenn irgendwo, wie z. B. in den österreichischen Schulen, die Heysesche Regel bereits Jahre lang eingeführt ist.

Aber wenn man glaubt, daß diese Regel jemals allgemein Geltung erlangen könne, so giebt man sich einer argen Täuschung hin.

Wir sind doch, denke ich, einverstanden, daß es einmal zur Aufhebung der sogen. deutschen Schrift kommen müsse, und wünschen unsern Enkeln, daß sie in der Elementarschule nicht mehr mit sechserlei Alphabeten geplagt werden, sondern sich auf lateinische Majuskel und Minuskel beschränken dürfen. Glaubt man aber im Ernst, daß es gelingen wird, neben dem runden s (Schlingel-s nannten wir es in der Schule, ich weiß nicht, ob der reizende Name noch besteht) das glücklich hinausgeworfene lange ſ, neben dem ss das beseitigte ſſ und ſs oder ß wieder einzuführen in die lateinische Druckschrift?

Unsere lateinische Schrift langt vollkommen aus mit ihrem s und ss. Nirgends ist je daraus ein Mißverständniß erwachsen. Und das Einfache setzt sich in praktischen Dingen immer durch, weil es das wohlfeilste ist.

Wie die S-Frage in Zukunft gelöst werden wird, ist mir also im geringsten nicht zweifelhaft. Sie wird gelöst werden, wie sie bei lateinischer Schrift in allen Druckereien bereits gelöst ist, die nicht ein eigensinniger Germanist, oder sagen wir lieber: Deutschgelehrter, zum ſ und ſs oder gar ß zwingt.

Bis zu dieser endgültigen Lösung möge man sich mit der Adelungschen Regel oder, wo bereits die Heysesche besteht, mit der letzteren behelfen.

Erstere ist insofern vorzuziehen, als sie im Auslaut der Worte den Unterschied zwischen ss und ß schon ganz fallen läßt und dem ß blos graphische Geltung beimißt.

Was den eigentlichen Laut des s betrifft, so ist er im Deutschen ein vierfacher: was noch nirgend, so viel ich weiß, recht deutlich gesagt wurde. Wir unterscheiden in der Aussprache nicht blos das tonlose und tönende oder scharfe und weiche s, wir unterscheiden auch die Verdoppelung dieser beiden Laute. Was man gewöhnlich das scharfe s nennt, das ss in heissen, Wasser, ist eigentlich die Verdoppelung des tonlosen s. Die Verdoppelung des tönenden s (französisches z) haben wir nur in wenigen Wörtern, wie fusseln (fusselig), quasseln: in deutscher Schrift könnte man 'fusseln, quasseln' setzen. Der Unterschied zwischen einfachem und verdoppeltem Laut fällt ins Ohr, wenn man fuseln, fuselig (fuseln hat Adelung als 'Fusel trinken', wir sagen 'der Wein fuselt', 'ist fuselig') neben fusseln, fusselig (kritzeln, kritzlig) halten will. Nimmt man dazu noch fussen, Füsse, so hat man den verdoppelten tonlosen Laut daneben, und den einfachen tonlosen kann vielleicht das Fremdwort Füsilier vertreten.*)

Die Grenze zwischen dem einfachen tönenden und dem einfachen tonlosen s ist am schwersten zu bestimmen. Im Anlaut und im Inlaut zwischen Vocalen ist das tönende unbedingt Regel, obgleich in beiden Fällen die Mitteldeutschen, im ersteren auch die meisten Süddeutschen das tonlose sprechen werden. Keine feste Regel aber wüßte ich für den Auslaut von Wörtern wie es, das, was, blos aufzustellen. In was! als Ausruf des höchsten Erstaunens und Unwillens hört man den verdoppelten scharfen Laut. Sonst aber werden diese Wörter wenigstens stets mit einfachem Consonanten schließen und sich dadurch von ess ('er eß' oder 'trinke') dass (der Conjunction), bloss (dem Adjectiv) merklich abheben. (Auch von diess, womit sie Dr. Schulz S. 40 in eine Reihe stellt.) Nur ob der einfache Laut tönend oder tonlos sei, bleibt zweifelhaft. Ich spreche, (falls ich mich richtig beobachtete) es ist, es muss, es darf, es bleibt tönend, aber es scheint, es thut, es kann tonlos; also tönend vor tönenden, tonlos vor tonlosen Elementen. —

Wenn S. 10 die allgemeine Regel hingestellt wird: 'Auf einen Diphthong oder langen Vocal folgt ein einfacher Consonant, nach einem kurzen Vocal wird der Consonant verdoppelt' — so habe ich unter den nothwendigen Einschränkungen, die sich im Laufe der Darstellung ergeben, die Hinweisung auf die keiner graphischen Verdoppelung fähigen ch und sch und auf die Consonantverbindungen, vor denen der Vocal bald kurz bald lang ist, nicht gefunden. Darüber hat schon Adelung in der vollständigen Anweisung zur deutschen Orthographie (Frankfurt und Leipzig 1789) S. 226

*) Vergl. aber oben S. 246. B.

und 232 recht gut gehandelt. Namentlich sein Verzeichniß gedehnter Vocale vor Consonantverbindungen (S. 232 f.) ist noch heute ganz brauchbar und meines Wissens durch kein vollständigeres ersetzt.

Auf S. 17 ist mir zweierlei neu: daß man Distel mit gedehntem i spreche und daß man Kil, Federkil schreibe. Ich habe letzteres noch nie gesehen, ersteres noch nie gehört.

Die altdeutschen Anführungen sind nicht immer richtig. Ein mittelhochdeutsches mâhen, tâhen (S. 18. 25) z. B. giebt es nicht. Die schwachen Masculina mâhe (mâge), tâhe (dâhe) lassen erst neuhochdeutsch das n des obliquen Casus in den Nominativ bringen, wie in der Bogen für der Boge (Grammatik 1, 703). Die Bildungssilben bar und sam sind S. 22 falsch erklärt.

S. 11 wird See für niederdeutsch, S. 30 werden Widder, Egge, Roggen für 'eigentlich nicht hochdeutsche' Wörter erklärt. Ich begreife nicht, wie ein solcher Irrthum entstehen konnte, will aber bei dieser Gelegenheit auf das vortreffliche Programm von Oskar Jänicke, Über die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache (Wriezen 1869) hinweisen.

Was die Schreibung der Fremdwörter betrifft, so geht der Verfasser ziemlich weit und schreibt 'lateinisch c seinem Laute gemäß, d. h. k oder z, je nachdem es klingt'; dagegen t mit der Aussprache z wie in Patient, Nation behält er bei. Ich gestehe, daß ich in diesem Puncte pedantischer bin als der Herr Verfasser. Zivilisation thut mir geradezu weh, fast ebenso sehr wie die Aufschrift Fotographische Anstalt, die mich mit riesigen, nie zu übersehenden Buchstaben in einer Straße Wiens täglich plagt. Und auch wenn man consequenter Zivilisazion schriebe, so würde ich mich schwer daran gewöhnen. Aber das ist jedenfalls nur Schwäche von mir. Wenn diejenigen, die sich als die leiblichen Enkel der alten Römer betrachten, diesen kein t in nazione schuldig zu sein glauben, so ist nicht abzusehen, weshalb die Deutschen sich gegen eine altrömische Schreibweise rücksichtsvoller benehmen sollten.

Ein Zweifel allerdings bleibt mir dabei auch theoretisch zurück. Wie weit wollen wir gehen?

'In griechischen Eigennamen, sagt Dr. Schulz S. 49, wenden wir meist die lateinische Schreibung an, z. B. Cimon, Alcibiades; — ebenso Cyrus'. Wir thun es meistens und sollten es wohl immer thun. Ich wenigstens kann mich durchaus nicht für Kimon, Peisistratos, noch weniger für Chschajarscha statt Xerxes begeistern, und stimme dem Minister in Laboulayes Prince-Caniche bei, der die strenghellenische Aussprache des geistreichen und liebenswürdigen Facetus mit der Bemerkung abfertigt: Nos pères parlaient, et vous écrivez; ils fraisaient de la langue une musique, vous en faites des hiéroglyphes. Wenn wir

unbefangen Horaz, Ovid sagen, nicht Horatius, Ovidius, so können wir es auch bei Cimon und Alcibiades lassen. Aber noch einmal, wie weit wollen wir in der Orthographie gehen? Bis zu Zimon, Alzibiades, Zyrus oder gar Zürus? —

Wien. W. Scherer.

Die orthographische Guillotine.

Gegenwart 1876, Bd. 9, 12. Februar, S. 102—103.

Es waren merkwürdige Tage für mich, der 4. bis 15. Januar dieses Jahres. Ich wohnte einer Versammlung bei von friedlichen, zu friedlichem Thun berufenen Männern, bei denen die Neigung zu revolutionären Acten bis dahin nie hervorgetreten war. Aber gegenseitiger Zuspruch hatte sie bestärkt und den Muth kühner Thaten geweckt. Das Machtgefühl, das stets vom grünen Tisch ausgeht, wirkte begeisternd. Das entschiedene Aufräumen schien mehr und mehr Pflicht zu werden. Mit der Ausübung der Macht wuchs die Lust; die Entschiedenheit wurde zur Unerbittlichkeit; die Unerbittlichkeit steigerte sich zur Grausamkeit: — und eine Anzahl unschuldiger, harmloser Existenzen sahen sich plötzlich bedroht, proscribirt, vernichtet. Allerdings nur durch Decrete, welche vorläufig nicht tödten können, aber zu tödten doch den erklärten Willen haben . . .

Ich spreche von der orthographischen Conferenz, welche kürzlich in Berlin tagte und deren Mitglied zu sein ich die Ehre hatte. Auf der Proscriptionsliste standen die Dehnungszeichen der deutschen Rechtschreibung, die doppelten Vocale und das Dehnungs-h.

Die Herren hatten großentheils jeder für sich vorher die friedlichsten Erklärungen abgegeben. Auch in der Generaldebatte wurde das Wort maßvoll von allen Seiten und in allen deutschen Aussprachen ehrfürchtig wiederholt. Aber bei der Specialdiscussion ergab sich, daß die Begriffe, welche jeder mit dem Worte Maß verband, sehr verschieden waren. Die Beschlüsse wurden mit wunderbar wechselnden Majoritäten gefaßt, das Schicksal der Wörter hing oft an einem dünnen Faden, mitunter mußte der Vorsitzende den Ausschlag geben. Zuletzt zog die orthographische Guillotine lustig durch das Wörterland und die Dehnungszeichen rollten in den Staub mit einer Präcision und Sicherheit, daß es ein wahres Vergnügen war.

Mein verehrter College, Professor Rudolf von Raumer aus Erlangen, dessen Principien seit lange die orthographische Bewegung beherrschen, hatte die Vorlage ausgearbeitet, nach welcher berathen werden sollte: ein wirklich durchaus maßvolles Werk, das sich, wäre es publicirt worden, gewiß des allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt hätte.

Daß die orthographische Reformbewegung auf eine Einschränkung der Dehnungszeichen gerichtet sei, deren Entbehrlichkeit in vielen deutschen

Wörtern zu Tage liegt, war längst allen Einsichtigen klar. Es handelte sich nur darum, eine vorläufige Grenze zu finden, einen Abschluß, bei dem man sich für einige Zeit oder für immer beruhigen könnte. Raumer hatte das Schwanken großentheils im Sinne der Vereinfachung geregelt und das, was noch nicht schwankte, unberührt gelassen. Die Vorlage, so wie sie war, fand ich für meinen Geschmack eher zu conservativ: denn das unsinnige th, das Herr von Raumer nur wenig beschränkte, war ich entschlossen, so viel an mir lag, zu beseitigen.

Aber der Raumerschen Vorlage waren Erläuterungen beigegeben, und darin wurden wir durch den Vorschlag überrascht, die Dehnungszeichen im Allgemeinen nach a, o, u. ä, ö, ü zu beseitigen, nach e und i aber zu belassen: ja beim e wurde sogar noch Scheere, bescheeren geschrieben; also das Schwanken nicht im Sinne der Vereinfachung, sondern im Sinne des Rückschrittes gegen den überwiegenden und fast durchgedrungenen Gebrauch entschieden. Bei den dunklen Vocalen also Revolution, bei den hellen Reaction. Doch war eine Anzahl von Wörtern von der Umwälznng ausgenommen, hauptsächlich damit gewisse Unterscheidungen, wie zwischen war und wahr, waren und wahren, Wagen und Waagen (Mehrzahl von Waage), Uhr und Ur, Mohr und Moor (oder Mor, wie nun vorgeschlagen wurde), uns nicht verloren gingen.

Diese zweite Vorlage, so muß ich sie nennen — denn thatsächlich wurde sie der Debatte und Abstimmung zu Grunde gelegt —, davon ist alles Unheil ausgegangen. Sie hat die revolutionären Tendenzen erst ermuntert und ins Leben gerufen. Nur, wie es zu gehen pflegt, die entfesselten Geister waren von dem, der sie beschworen, selbst nicht mehr zu bändigen.

Schon in der ersten Lesung beseitigte man das aa, oo beinahe ganz. Das erste Wort, das mit dem Doppelvocal erhalten blieb, war Aas. Bei der zweiten Lesung wurde auch dieses noch über Bord geworfen. Anderen Wörtern ging es umgekehrt: das Wort Ruhm verlor sein h bei der ersten Lesung, bei der zweiten wurde der Unterschied von Rum wiederhergestellt und die Gefahr beseitigt, daß in Pauli erstem Korintherbrief künftig gelesen werden könnte: 'Euer Rum ist nicht fein'.

Im Ganzen sind nur wenige Wörter mit dunklem Vocal und Dehnungszeichen in der bisherigen Gestalt übrig geblieben, aber immer noch einige — das bekannte kleine Häuflein, das mit Mühe sein Leben rettet in den blutigen Schlachten der Sage, um die Nachricht von einer schrecklichen Niederlage nach Hause zu bringen. Da stehen sie nun, Ruhm, Uhr, Brot und Ahn, und trauern um die gesunkene Herrlichkeit ihres einst so mächtigen Geschlechts und stimmen 'die Klage' an nach 'der Nibelunge Noth'.

Der Beschluß über die Dehnungszeichen war bei weitem der wichtigste, welcher gefaßt wurde. Auch derjenige, der am meisten die Leidenschaft erregte. Es war eine Revolution, vielleicht eine Revolution im Glase Wasser, aber doch begleitet von allen Kämpfen und Gemüthsbewegungen einer wirk-

lichen Revolution. Auch die Phantasie war schließlich aus ihrem normalen Zustande herausgetrieben und in eine extraordinäre Schwingung versetzt. Kaum weiß ich daher, ob ich jetzt noch im Stande bin, ein getreues Bild von den einzelnen Vorgängen zu entwerfen. Aber jedenfalls, seit die Stürme unmittelbarer Eindrücke sich gelegt haben, blicke ich nicht ohne humoristisches Behagen darauf zurück.

Von 10 bis gegen 4 Uhr haben wir jeden Tag gesessen, sogar am Sonntag, den 9. Januar, mit der kurzen Unterbrechung von je einer halben Stunde, der sogenannten Frühstückspause. Die Orthographen außerhalb der Conferenz traten uns in dieser Pause nahe; man könnte sagen: das orthographische Volk umlagerte schon das Haus und mit jener ungebrochenen Frische, welche wir durch mehrstündiges Berathen eingebüßt hatten, suchte es uns bald für diese bald für jene Meinung zu bearbeiten, wenn wir uns nicht durch die Flucht in ein anderes Local rasch der Nachstellung entzogen. Dann, nach gethaner Hauptarbeit, bei Tische, natürlich die unvermeidlichen Fragen der Laien, die Mütter wollten wissen, wie künftig ihre Kinder schreiben müßten: daß sie selbst sich nicht mehr zu Änderungen ihrer Orthographie bequemen würden, das stand bei ihnen ziemlich fest. Die Männer der Öffentlichkeit wogen sorgfältig ab, ob sie es ihrem politischen Standpunct schuldig seien, für den radicalen Fortschritt oder für den mäßigen Fortschritt oder für den Stillstand in der Orthographie zu stimmen. Die Aufregung ergriff immer weitere Kreise, Zeugniß dessen die zahlreichen gedruckten und ungedruckten Zuschriften und Sendungen, welche an die Conferenz gelangten. Eine sittige deutsche Jungfrau aus Berlin, wir wollen sie Emma Böhlke nennen, verlangte von uns, wir sollten Schrift und Aussprache in Einklang bringen und dafür sorgen, daß entweder Schtein geschrieben oder S-tein gesprochen werde. Ein Bajuvare, der sich schlechthin 'Thumser' nennt, ohne Vornamen, hatte es auf unsere arme deutsche Schrift abgesehen, welche nach ihm in den Klöstern, 'wo die größte Unsittlichkeit herrschte', mißbildet worden ist. Sogar unanständige Buchstaben seien zur allgemeinen Sittenverderbniß geschaffen worden, und was für Unanständigkeiten er im P, im q, im Q entdeckt, das gebietet leider der Anstand zu verschweigen: das ß sieht nach seiner Meinung aus 'wie Einer der erhängt ist' und auch das Erhängtsein scheint er für eine unanständige Handlung zu halten. Für das Schreiben stellt er folgende einfache Regel auf: 'Der Schüler schreibe, wie der Lehrer spricht; der Lehrer spreche, wie die Reichsregierung schreibt; die Reichsregierung schreibe, wie der Reichstag beschließt!'. Man sieht wenigstens, daß 'Thumser' sich rühmen darf, kein baierischer 'Patriot' zu sein: denn er will die Competenz des Reichs erweitern.

Die Stunden nach Tische und der spätere Abend wurden oft noch ganz orthographisch zugebracht, theils mit Commissionsberathungen, theils mit einsamer Gewissenserforschung, theils mit orthographischer Geselligkeit, wo dann wieder in größerem Kreise die Gegensätze verhandelt wurden:

eder warb für seine Meinung, jeder horchte angeblich auf die Meinung des Publicums; jeder aber scheint nur gehört zu haben, was ihm paßte — ich wenigstens kann versichern, daß mir aus den Kreisen der Berliner Gelehrten und Schriftsteller nur conservative Meinungen zu Ohren gekommen sind. Den meisten gegenüber fühlte ich mich noch als einen rothen Radicalen.

Wenn man die besten Tagesstunden orthographisch occupirt war, wenn man sich mit Orthographie zu Tische setzte, wenn man mit Orthographie zu Bette ging und aufstand, so war es kein Wunder, wenn auch unorthographische Träume eine Seltenheit wurden und die Phantasie am hellen Tage, selbst im Sitzungssaale, von orthographischen Gespenstern erschreckt wurde. Einige Collegen wollten Geister gesehen haben. Der eine erblickte Grillparzer, welcher mit einer, in seinem Charakter gar nicht begründeten Heftigkeit die Schreibung Vließ verlangte: es konnte ihm nur V gewährt werden, das ß wurde in s verwandelt. Einem andern erschien der große Philologe Moritz Haupt, welcher gegen das überflüssige t in seinem Vornamen protestirte: 'doch er ward ausgepfiffen'. Auch der Olympier unserer Litteratur bewegte sich ein paar Mal durch den Raum und betrachtete mit großem staunendem Auge das orthographische Mordinstrument, das vor seiner majestätischen Gestalt sofort respectvoll in eine Ecke zurückrollte. Auch schien er für sich ganz unbesorgt und sprach ruhig vor sich hin seinen alten Vers:

So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.

Doch jedermann protestirte laut, daß das bloße Buchstabensparsystem vom Übel und gewiß nicht beabsichtigt sei. Auch wurde das oe und sogar das th in Goethes Namen durchaus hochachtungsvoll behandelt, niemand schlug Göte vor, obgleich man Goten und gotisch zu schreiben entschlossen war.

Ebenso wurde der orthographische Raupenhelm, das officielle y in dem Worte Bayern, mit tactvoller Scheu als außer Discussion erklärt. Wie man denn überhaupt allen officiellen oder officiösen Schreibungen mit weiser Enthaltsamkeit begegnete. Dem Worte Regierung wagte man sein e nach g nicht zu nehmen, so sehr man dazu Lust hatte. Auch das theoretisch richtige tt in dem Worte Kabinett wurde nur mit bedenklichen Mienen zugelassen. Für die militärischen Fremdwörter erhielt der augenblickliche Gebrauch der Generalstabsoffiziere ungetheilte Beistimmung. Nur die Post, welche doch mit so anerkanntem patriotischem Eifer todte Fremdwörter über die Grenze befördert, fand nicht das gleiche Entgegenkommen: Dr. Daniel Sanders stritt in wiederholten Anläufen vergeblich für das officielle ck in Packet, trotz St. Stephan wurde Paket beschlossen.

Der Respect vor dem Raupenhelm erstreckte sich nicht auf alle süddeutschen Forderungen. Dem Abgeordneten für Württemberg konnte fieng, gieng, hieng leider nicht als berechtigte Eigenthümlichkeit zugestanden werden. Auch einige andere unserer süddeutschen Empfindlichkeiten durften nicht immer geschont werden, denn: 'In der Logik und im richtigen Deutsch bin ich dir über', sagt der Norddeutsche zum Süddeutschen, frei nach Onkel Bräsig . . .

Mit näheren Details möchte ich hier meine Leser nicht behelligen. Sie wissen längst aus den Zeitungen, daß die Minorität in der Hauptfrage aus Dr. Sanders, Dr. Toeche und dem Unterzeichneten bestand. Diese Minorität kämpfte im Wesentlichen für den bisherigen Gebrauch, wie ihn Herr von Raumer in seiner eigentlichen Vorlage fixirt hatte. Sie berief sich auf die Achtung, die wir dem Bestehenden, auf die Treue, die wir unserer Vergangenheit schuldig seien, auf die Autorität außenstehender Gelehrten, wie Müllenhoff, und vieler außenstehender Schriftsteller, wie Auerbach, Lasker u. a. Sie wollte die gesonderte Behandlung der hellen und dunklen Vocale nicht anerkennen und fand es mißlich, eine neue Regel aufzustellen, welche doch wieder neue Ausnahmen erfordere . . .

Zu unserer großen Genugthuung hat zuletzt auch eine Majorität von neun Mitgliedern unter Führung des Herrn von Raumer die großen von uns betonten Schwierigkeiten der beabsichtigten tief einschneidenden Reform anerkannt, indem sie den Beschluß faßte: zu den ursprünglichen Vorschlägen Raumers zurückzukehren, falls die Durchführung der weitergehenden Neuerungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sollte. Damit war denn in der That schließlich noch ein maßvolles Votum zu Stande gekommen, das auch wir mit Freuden begrüßen konnten.

In der Frage des th, welche mit dem Dehnungs-h und den Vocalverdoppelungen durchaus nicht zu vermengen ist, mußte ich mich von Herrn Dr. Sanders leider trennen. Ich würde die Abschaffung des th in allen ursprünglich deutschen Wörtern als einen großen Fortschritt und als eine große Erleichterung unserer Orthographie ansehen. Es wäre ein Fortschritt ganz ähnlicher Art und fast ebenso leicht (weil die Regel ausnahmslos gilt) wie seinerzeit die Abschaffung des y in deutschen Wörtern. Doch stelle ich auch hier die Einigung höher als die Reform, ich würde mich eher auch in diesem Puncte Herrn Dr. Sanders anschließen, als den weitgehenden Beschlüssen der Conferenz über die Dehnungszeichen. Ich begegne mich in dieser Gesinnung mit Herrn Dr. Sanders selbst, der sich umgekehrt eventuell in die Abschaffung des th fügen zu wollen erklärte.

Es wird sich darüber ja noch weiter berathen und auch kämpfen lassen. Einstweilen lege ich nur dieses friedliche Erinnerungsblatt auf das frische Grab — ich wollte sagen des Dehnungs-hs. Aber ich besinne mich, daß es recht eigentlich nur mit Einem Fuß im Grabe steht, das h nach e und i ist noch unberührt — wer weiß, ob nicht die andere Hälfte auch wieder

lebendig wird und das Ganze noch einige Decennien zur Freude pietätvoller deutscher Herzen in unseren Texten ebenso fest steht wie zu Goethes Zeit. Möge also die Wörterguillotine ihre Arbeit vorläufig — nur auf Probe gethan haben.

Straßburg, 2. Februar 1876. Wilhelm Scherer.

Die Berliner Conferenz zur Einigung über die Grundsätze der deutschen Rechtschreibung.

Deutsche Rundschau 1876, Bd. 6, S. 462—470.

Ein braunschweigischer Eisenbahnbeamter, der sich im Jahre 1863 in einer eigenen Schrift 'über die Umbildung der deutschen Rechtschreibung' vernehmen ließ, hat den Zustand unserer Orthographie auf ergötzliche Weise versinnlicht, indem er seine eigene orthographische Lebens- und Leidensgeschichte erzählte.*)

Seine orthographische Erziehung erhielt er nach dem System Heyse, dann auf eigene Füße gestellt, wählte er erst K. F. Becker, späterhin Jacob Grimm als Führer und Leitstern. Aber diesem Vorbild konnte er als Beamter, um des allzu großen Widerspruchs gegen das Herkömmliche willen, gegen den die Kanzlei protestirte, nicht unbedingt folgen. Er arbeitete daher für den Geschäftskreis der braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirection eine officielle Orthographie aus, der er sich in amtlichen Actenstücken bediente, die er aber für seine eigenen Arbeiten mit einer mehr reformirten vertauschte. Er sei also, klagt er, fortwährend in der Lage, nach zwei verschiedenen Rechtschreibungen Schriftstücke zu verfassen. 'Daneben aber' — fährt er fort — 'muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern in ihren Schularbeiten nachhelfen zu können. Die Nachhilfe ist dann zugleich mit einer Warnung verbunden, ja nicht zu schreiben wie Papa schreibt, sondern lediglich wie der zeitige Lehrer und die zeitige Sprachlehre es will'. Schade, daß der Mann nicht die Zahl seiner Kinder angiebt, es hätte sich für seine Qualen sonst ein numerischer Ausdruck finden lassen, der unserer statistisch gesinnten Zeit gewiß imponiren würde. Wenn nicht jeder andere Deutsche diese Qualen auf dieselbe Weise und in demselben Maße empfindet: irgendwie empfindet er sie gewiß.

Die Orthographen ergehen sich gern in entrüsteten Schilderungen des schimpflichen Unverstandes unserer herkömmlichen Orthographie: das Schimpflichste aber und das Unverständigste ist das gegenwärtig herrschende Schwanken. Die schlechteste Orthographie, wenn sie allgemein angenommen und all-

*) Vergl. oben S. 410. 419. B.

gemein befolgt würde, wäre besser als diese von Jahr zu Jahr gesteigerte Unsicherheit, die für jeden gebildeten Sinn einen wahrhaft barbarischen Eindruck macht und uns vor dem ganzen civilisirten Europa zur Schande gereicht.

Correctes Schreiben gilt ebenso als ein Erforderniß der Bildung wie reine Hände. Wenn einem Volke der Begriff einer correcten Orthographie abhanden kommt, so ist es gerade so, als wenn ihm der Gebrauch der Seife abhanden käme.

Es war daher höchste Zeit, daß die deutschen Regierungen die Sache in die Hand nahmen, um den wüsten Reformgelüsten der Schulmeister endlich einen Riegel vorzuschieben. Auf die Initiative Preußens hin trat zu Anfang dieses Jahres in Berlin eine Conferenz von 14 Mitgliedern zusammen, welche vom 4.—15. Januar tagte und deren Elaborat, wenn es von den deutschen Regierungen angenommen und in den Schulen zum Gesetz erhoben würde, die ersehnte Einheit wenigstens für die Schulen des Deutschen Reiches herstellen könnte.

Sieben von den Mitgliedern der Conferenz gehörten durch ihren gegenwärtigen oder früheren Lebensberuf der Schule an: die Herren Duden (Schleiz), Höpfner (Coblenz), Imelmann (Berlin), Klix (Berlin), Kraz (Stuttgart), Kuhn (Berlin) und Wilmanns (Greifswald).

Die anderen sieben Theilnehmer waren: Herr O. Bertram (Halle), Vertreter des deutschen Buchdruckervereins; Herr Dr. Toeche (Berlin), Vertreter des Verbandes der deutschen Buchhändler; Herr Dr. Sanders aus Altstrelitz, der seit lange für die Einheit der deutschen Orthographie im conservativen Sinne wirkt; Herr Dr. Frommann, zweiter Vorstand des germanischen Museums (Nürnberg); endlich die Universitätsprofessoren Bartsch (Heidelberg), Rudolf von Raumer (Erlangen) und der Unterzeichnete.

Es war eine eigenthümliche Fügung, daß die Conferenz unter dem Vorsitze des Geh. Regierungsrathes Dr. Bonitz tagte, der schon wiederholt auf bedeutsame Weise in die Entwickelung unserer Rechtschreibung eingegriffen hatte. Im Jahre 1852, als Professor in Wien und Redacteur der österreichischen Gymnasialzeitschrift, veranlaßte er Karl Weinhold zu der Abhandlung, welche — wenn ich so sagen darf — das Signal zu einer reactionären Umwälzung unserer Orthographie gegeben hat und jenen Standpunct begründete, den wir jetzt den pseudo-historischen zu nennen pflegen. Die mittelhochdeutsche Schreibung sollte maßgebend werden für die neuhochdeutsche, das dreizehnte Jahrhundert sollte dem neunzehnten Gesetze dictiren. Ja die Sprache selbst sollte zurückgeschraubt werden; Wörter wie Sintflut, Eräugnis sollten der herrschenden Aussprache zum Trotz, neu durchgesetzt werden.

Erschreckt durch die ungeahnten Forderungen Weinholds, wandte sich Bonitz an Rudolf von Raumer, der es unternahm, die aus Rand und Band gekommene Bewegung wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Er stellte im Jahre 1855, ebenfalls in der österreichischen Gym-

nasialzeitschrift, die Grundsätze fest, welche seitdem die herrschenden geworden sind. Ich hebe die wichtigsten, im Wesentlichen mit seinen eigenen Worten, hervor.

'Wir haben eine in den meisten Puncten übereinstimmende Rechtschreibung und an diese Rechtschreibung haben wir uns zunächst zu halten.

'Die bisherige Rechtschreibung hat sich bestrebt, die Aussprache der Gebildeten durch Schriftzeichen wiederzugeben.

'Die deutsche Rechtschreibung ist weder zu einem vollständigen Abschluß gelangt, noch hat sie ihr Princip folgerichtig und mit glücklicher Verwendung ihrer Mittel durchgeführt. Der erste Umstand macht weitere Feststellungen nothwendig, der zweite erweckt den Wunsch nach zweckmäßigen Änderungen unserer Rechtschreibung.

'Der bei allen neuen Festsetzungen und Änderungen unserer Rechtschreibung zuerst in Betracht kommende Gesichtspunct ist, daß die in der Hauptsache vorhandene Übereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht wieder entrissen werde. Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommneren vorzuziehen, wenn diese vollkommnere auf einen Theil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue und keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft.

'Daraus ergiebt sich schon, daß alle neuen Festsetzungen sich möglichst dem Vorhandenen anschließen, alle Änderungen maßvoll und behutsam vorgenommen werden müssen. Denn nur so wird man in der Hauptmasse einig bleiben, das Zwiespältige nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Ganzen ausmachen.

'Festsetzungen und Änderungen müssen sich dem Grundcharakter unserer bisherigen Orthographie anschließen. Dieser ist aber ein überwiegend phonetischer, ausgesprochen in dem Grundsatz: Bring deine Schrift und Aussprache möglichst in Übereinstimmung.'

Mit vollem Rechte wurden diese echt-historischen Principien von der überwiegenden Zahl der Gelehrten und Schulmänner als eine wahre Erlösung begrüßt. Ihnen konnte man sich freudig anschließen. Man mußte nur die vorsichtige Fassung festhalten, in der sie selber auftraten. Man durfte nicht das Stichwort 'phonetisch' zum Ausgangspunct einer neuen Revolution machen, welche viel schlimmer wäre, als die früher beabsichtigte pseudo-historische.

Die Consequenzmacherei ist in allen praktischen Dingen vom Übel; bei der Orthographie würde sie die äußere Gestalt unserer Litteratur so stark verändern, daß sich ein Theil der Nation plötzlich von ihr abgeschnitten sähe.

Es ist leicht zu zeigen, daß jeder consequente Phonetiker sich zu der Schreibung: das fi, des fies, statt Vieh, Viehes, gedrängt sieht, wie denn die schweizerischen Lehrer wirklich schon dabei angelangt sind. Das h in Viehes ist für die Aussprache ebenso wenig nothwendig als in

blühen, sehen, neben denen das gleichgebildete säen längst ohne h feststeht. Das gedehnte i in Biber, Bibel, Igel drückt niemand durch ie aus, also kann das ie für langes i überall sein e verlieren. Das f klingt vollkommen wie v; das v kann ohne Schaden ganz aus der Schrift verschwinden. So gelangen wir zu fi.

Man könnte daher die consequenten Phonetiker die fi-Partei nennen. Diese Partei ist noch schwach, aber sie ist vorhanden, auch im deutschen Reich. Rudolf von Raumer darf für ihre Existenz nicht verantwortlich gemacht werden, denn er ist sich stets bewußt geblieben, daß maßvoller Sinn und Tact in der Orthographie wichtiger sind, als Logik und Consequenz.

Sechzehn Jahre nach dem Erscheinen von Raumers berühmten Abhandlungen war es wieder Bonitz, der als Director des Grauen Klosters im Verein der Berliner Gymnasiallehrer den Antrag stellte, es möge auf Grund der Raumerschen Principien ein die orthographischen Regeln und Wörterverzeichniß enthaltendes Schulbuch abgefaßt werden. Der Antrag wurde angenommen, das Schulbuch erschien und fand so weite Verbreitung, daß es an seinem Theile schon in hohem Maße beigetragen hat, die Einheit zu fördern.

Derselbe Bonitz nun präsidirte als vortragender Rath des Cultusministeriums der orthographischen Conferenz vom 4. Januar. Rudolf von Raumer hatte die Vorlage verfaßt, nach welcher berathen wurde. Drei Mitglieder der Commission, welche das Berliner Regelbuch ausgearbeitet hatte (Imelmann, Kuhn, Wilmanns), nahmen an der neuen Berathung Theil.

Professor Müllenhoff, den wir in der Conferenz schmerzlich vermißten und den man mit großem Unrecht für einen Anhänger der pseudo-historischen Richtung ausgiebt, hatte schon 1864 in ministeriellem Auftrag eine Anweisung zur deutschen Rechtschreibung entworfen, welche folgende Sätze an die Spitze stellt:

'1. Schreibe dem Herkommen und dem allgemeinen Gebrauch gemäß, soweit derselbe feststeht.

'Aber dieser Regel ist hinzuzufügen:

'2. Widerstrebe zweckmäßigen und leichten Verbesserungen nicht, die die Schreibung vereinfachen und sie in sich übereinstimmender machen.

'Widerstrebe aber allen Vorschlägen, die auf eine unhistorische, rein phonetische Schreibung abzielen.

'3. Wo der Gebrauch schwankt, ist unbedingt immer die einfachere Schreibung der umständlicheren, die historisch begründete der unbegründeten und mißbräuchlichen vorzuziehen.'

Man erkennt leicht die wesentliche Übereinstimmung mit Rudolf von Raumer. Mit der unhistorischen, rein phonetischen Schreibung sind die Grundsätze der fi-Partei gemeint. Und wenn Müllenhoff bei schwankendem Gebrauch die historisch begründete Schreibung vorzieht, so hat sich ihm

Herr von Raumer in seiner Vorlage für die Conferenz in vielen Puncten angeschlossen. Er ruft die Geschichte des Wortes herbei, wo die Aussprache schwankt oder wo die Schreibung für die Aussprache gleichgültig ist. Er konnte sehr wohl darin etwas weiter gehen, ohne sein Princip zu verletzen, und z. B. läugnen, herschen schreiben, um der alten Form der Worte näher zu bleiben.

Unter allen Mitgliedern der Conferenz stand Herr Dr. Sanders den Principien Müllenhoffs am nächsten, insofern auch von ihm die Wahrung des Herkommens als die Grundlage der orthographischen Einigung angesehen wird. Und hinter Dr. Sanders stand und steht — man darf es ohne Übertreibung aussprechen — fast die gesammte öffentliche Meinung: die Mehrzahl der Gebildeten ebenso, wie die überwiegende Mehrheit des deutschen Schriftstellerstandes. In zahlreichen Beurtheilungen der Sanders-schen Schriften kam diese öffentliche Meinung zum Ausdruck. Und es ist vollkommen richtig, was ein Aufsatz der 'Nationalzeitung' bemerkte (30. October 1875): 'Der Fundamentalsatz von Sanders' Theorie, an dem Feststehenden und allgemein Üblichen möglichst wenig zu rütteln, hat sich die Zustimmung aller Kreise gewonnen.' Ein Buchdruckerjournal erklärte um dieselbe Zeit: 'Wir Leute von der Presse nehmen, beinahe wohl ohne Ausnahme, für Sanders und seine Lehre Stellung.' Und ein Vertreter der Praxis in der Conferenz, Herr Bertram, sprach vor dem Zusammentreten der Conferenz die Hoffnung aus, es werde der erste Müllenhoffsche Grundsatz den Berathungen der Commission zu Grunde gelegt werden, 'damit wir — sagt er — im Stande sind, Bücher und Zeitungen in ein Gewand zu stecken, welches dem Publicum nicht auffallend und fremdartig entgegentritt. Denn freilich — fährt er fort — wenn dies nicht der Fall wäre, und es würden etwa, im Vertrauen auf die Omnipotenz des Staates, durchgreifende Änderungen des seitherigen Gebrauches beschlossen, so würden wir Buchdrucker, die wir zugleich Verlagsbuchhändler sind, es uns wohl zu überlegen haben, wie weit wir den betreffenden Vorschlägen und Anordnungen Folge zu leisten im Stande sind.' Herr Bertram weist ferner darauf hin, daß deutsche Schulbücher zum Theil einen internationalen Markt haben: es müsse daher mit Maß und Vorsicht verfahren werden; es dürfe 'nicht etwa mit wissenschaftlichen Principien experimentirt werden;' es müsse den deutschen Zeitungen und Zeitschriften möglich gemacht werden, in den Millionen ihrer Blätter, welche sie zum Theil, wie die Gartenlaube, über den ganzen Erdball verbreiten, die neue Orthographie zu Grunde zu legen.

Unter solchen Auspicien trat die Conferenz zusammen. Die ß-Partei war nicht vertreten. Der einheitliche Charakter der Conferenz schien verbürgt. Fast alle Theilnehmer hatten sich, theoretisch oder praktisch, schon vorher für eine maßvolle Behandlung der Sache ausgesprochen. Wenn man auch nicht erwarten durfte, daß die Majorität sich den strengen Conservatismus des Herrn Dr. Sanders aneignen werde, so hatte man

doch Grund zu hoffen, daß man nur in einigen wenigen bescheidenen, innerhalb der letzten Decennien hinlänglich vorbereiteten Reformen kühner vorangehen werde.

Es kam leider anders. Herr von Raumer hatte den Regeln und dem Wörterverzeichniß, welche der Berathung zu Grunde gelegt werden sollten, Erläuterungen beigefügt. Und in diesen Erläuterungen war eine sehr radicale Änderung vorgeschlagen, von welcher die ursprüngliche höchst maßvolle Vorlage nichts wußte.

Das war nun an sich nicht schlimm. Wenn man z. B. beide Schriften, die doch gedruckt wurden, in einer größeren Anzahl von Exemplaren drucken ließ und publicirte, so war der öffentlichen Kritik Gelegenheit gegeben, sich darüber auszusprechen und sich auf die Seite der Vorlage oder auf die Seite der Erläuterungen zu stellen. Je nachdem das öffentliche Urtheil ausfiel, konnte die Regierung sich von vornherein für die eine oder für die andere Auffassung erklären. Sie konnte auch der Conferenz eine allgemeine Directive darüber geben, ob sie größeren Werth auf die Einigung oder auf die Reform lege. Denn, wenn es sich um die praktische Durchführbarkeit von theoretischen Ansichten handelt, so versteht davon, nach meiner Ansicht, ein Staatsmann mehr, als der Theoretiker, welcher jene Ansichten aufstellt.

Dieses alles aber war nicht geschehen und so befand sich die Conferenz in der für eine berathende Versammlung immer höchst mißlichen Lage: nach zwei verschiedenen Vorlagen berathen zu müssen. Es waren dadurch von vornherein zwei Parteien geschaffen. Je nachdem Einer sonst in praktischen Dingen lieber vorsichtig oder lieber kühn ist, war er geneigt sich der einen oder der anderen Vorlage anzuschließen. Ja, wer für sich allein vorsichtig gewesen wäre, der wurde durch kühnere Genossen mit fortgerissen und von seinem eigenen früheren Standpuncte abgedrängt. Während z. B. der Vertreter der Buchdrucker vor der Conferenz seine Mahnungen zur Mäßigung ausdrücklich mit dem Hinweis auf Württemberg unterstützte, wo man weitgehende Änderungen vielleicht nicht annehmen würde, um die bereits festgestellte offizielle Schul-Orthographie nicht zu gefährden: — so gab jetzt Herr Professor Kraz aus Stuttgart die Erklärung ab, Württemberg würde sich den Beschlüssen der Conferenz jedenfalls fügen, an Württemberg solle es nicht fehlen. Hierdurch fand sich der Vertreter der Buchdrucker bewogen, seinerseits zu erklären: die Buchdruckereien für sich würden nicht kühn vorangehen; aber wenn die Schule voranginge, an ihnen würde es nicht fehlen. Die zahlreichen Vertreter der Schule umgekehrt meinten: sie für sich allein hätten nicht gewagt voranzugehen, aber wenn die Praxis sich ihnen anschlösse, an ihnen solle es nicht fehlen.

Man übersah dabei ganz, daß der zweite Vertreter der Praxis, der nicht so sehr mit der Schule als mit dem Leben Fühlung hat, sich entschieden gegen die Durchführbarkeit einer weitgehenden Änderung aussprach. Man vergaß, daß niemand in dem Sinne ein Mandat hatte, daß seine

Abstimmung als bindend für seine Committenten angesehen werden konnte. Man vergaß, daß man überhaupt keine für irgend jemand bindenden Beschlüsse zu fassen, daß man nur einen Antrag zunächst an eine deutsche Regierung zu stellen hatte, daß man im Begriffe stand, sich von der offen und laut geäußerten öffentlichen Meinung auf die bedenklichste Weise zu entfernen, und daß man unmöglich einer Regierung empfehlen könne, Grundsätze anzunehmen und durchzusetzen, welche die öffentliche Meinung gegen sich haben, tief in die Lebensgewohnheiten jedes Einzelnen einschneiden und daher allen Feinden dieser Regierung neue und sehr wirksame Waffen in die Hand geben würden.

Die Rücksicht auf die Schule überwog; das Machtgefühl des Lehrers, der seinen Schülern befehlen kann, was er will, schien die Conferenz in ihrer überwiegenden Majorität zu leiten. Man schien sich der Ungerechtigkeit nicht bewußt zu werden, welche darin lag, daß man die ganz überwiegende Mehrheit aller Lesenden und Schreibenden im deutschen Volke durch die Schule, alle Erwachsenen durch die Kinder, die gegenwärtige Generation durch die künftige zu majorisiren unternahm. Und so faßte man Beschlüsse, welche meiner innigsten Überzeugung nach nicht geeignet sind, die herrschende Verwirrung zu vermindern; welche im Gegentheile dazu beitragen müssen, dieselbe zu vermehren, und welche überdies, wenn ich nicht irre, ohne theoretische Berechtigung sind.

Ich will versuchen kurz zu sagen, um was es sich handelt.

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung haben bisher eine ganz bestimmte Richtung eingehalten. Vieles, was sehr leicht und mit großer Consequenz zu beseitigen wäre, ist so festgewurzelt, daß es kein verständiger Reformer bis jetzt angetastet hat. Der Unterschied zwischen ä und e, zwischen ai und ei, zwischen f und v könnte ohne Schaden verschwinden, die ä, ai, v könnten gänzlich aufgegeben und durch e, ei, f ersetzt werden. Aber dieser Unterschied ist, abgesehen von geringen Schwankungen, außerhalb der Frage geblieben. Die ganze Bewegung dreht sich vielmehr um die Bezeichnung der gedehnten Vocale.

Unsere Schrift wendet, seltsamer Weise, nicht Eine Methode, sondern eine ganze Reihe von Methoden an, um diese Dehnung ersichtlich zu machen.

Erstens die Verdoppelung wie in Aar, Meer, Moor.

Zweitens nachgesetztes e: liegen, Sieg u. a.

Drittens nachgesetztes h: Jahre, mehr, Mohr.

Viertens ein h, das nicht dem langen Vocale, sondern einem vorhergehenden oder nachfolgenden t beigefügt wird: Thal, thun, Rath, Muth statt: Tahl, tuhn, Raht, Muht.

Fünftens wird der Laut des scharfen s im Innern der Wörter nach langen Vocalen durch ß, nach kurzen Vocalen durch ss bezeichnet: Wasser, wissen, müssen, Flüsse, aber mäßig, fließen, Füße, heißen, außer.

Sechstens bleibt der Vocal unbezeichnet. Das i in wir, mir, dir ist genau ebenso gedehnt, wie das i in ihr; das i in wider genau ebenso, wie in wieder, das a in ich war genau ebenso wie das in wahr oder in Waare.

Welche Verkehrtheit, so verschiedenartige Mittel in Anwendung zu bringen, während ein einfacher Accent auf den gedehnten Vocalen ganz dieselben und viel sicherere Dienste geleistet haben würde!

Die Unzweckmäßigkeit liegt auf der Hand, und das Streben, einen solchen Zustand abzustellen, konnte nicht ausbleiben. Auch hat sich in der That die Neigung entschieden geltend gemacht, jede Auszeichnung des langen Vocales fallen zu lassen. Man schreibt bereits ganz allgemein Name, nämlich, beten, gebieten und nicht mehr Nahme, nähmlich, bethen, gebiethen; wol statt wohl ist sehr häufig, nicht minder Gemal, Gemalin, Vermälung, allmälich; auf die zweierlei scharfen s verzichten wir willig im Auslaut, wo Fuß und Fluß sich nicht unterscheiden, und auch im Inlaut, wenn ein Buch in sogenannten lateinischen Lettern gedruckt ist: da erscheint Flüsse ebenso wie Füsse. Vor ch und sch und vor Doppelconsonanten hat man eine Unterscheidung nie eingeführt: das lange Buch wird geschrieben wie das kurze Bruch, das lange wusch wie das kurze Busch, das lange Bart wie das kurze hart.

Es fragte sich, wie die Conferenz zu allen diesen Bezeichnungsweisen des langen Vocales sich verhalten würde.

Die größte Übereinstimmung herrschte bezüglich des vierten Punctes. Man war fast allgemein entschlossen, das th in deutschen Wörtern abzuschaffen; nur Dr. Sanders wollte es erhalten.

Die Gründe, welche die Majorität bestimmten, waren die folgenden:

Es ist widersinnig, die Länge des Vocals am vorhergehenden oder folgenden Consonanten zu bezeichnen. In Thurm und Wirth ist nicht einmal der Vocal lang, Thurm und Wirth haben ihr h nach dem alten Orthographenwitz nur, weil sie beide dick sind. Das th hat weder eine historische noch eine phonetische Berechtigung, es lautet absolut nicht anders als das einfache t; Wörter wie Thron, Theodorich, Mathilde, in denen es historisch begründet ist, sollen es nicht verlieren. Das fremde th kann aus neuhochdeutschen Wörtern mit eben solcher Sicherheit hinausgeworfen werden, wie seiner Zeit das fremde y. Die Regel ist leicht durchzuführen, weil sie keine, auch gar keine Ausnahmen erleidet. Sie ist thatsächlich schon in vielen gedruckten Büchern durchgeführt, jedermann kann sich überzeugen, wie so ein Buch aussieht: und es ist leicht zu bemerken, daß die Reform günstig wirkt und daß man sich ohne Mühe hinein findet.

Schwieriger gestalteten sich die Erörterungen beim scharfen s.

Vorgeschlagen war die alte Lieblingslehre der Orthographen: man sollte den Auslaut wie den Inlaut schreiben, also Fuß, Füße, aber Fluss, Flüsse; in deutscher Schrift Fuß, Füße, aber Fluſs, Flüſſe.

Bei der erſten Leſung fand ſich eine Majorität (8 gegen 6) gegen dieſe Regel, was die deutſche Schrift anlangt; aber eine Majorität für die Regel, ſofern es ſich um lateiniſche Schrift handle. Bei der zweiten Leſung wurde die Regel mit 10 gegen 4 Stimmen für lateiniſche und deutſche Schrift angenommen.

Wenn wir den Doppellaut z durch ts ausdrückten und daher, wie die Franzoſen, z für weiches s, aber s für ſcharfes s anwenden könnten, ſo wären wir bald mit der Frage im Reinen. Wir würden lezen, razen, preizen fuzzeln, duzzeln ſchreiben, aber Fus, Füse; Fluss, Flüsse. So lange wir eine ſolche feinere Unterſcheidung nicht beſitzen, ſcheint es mir mißlich, das häßliche Zeichen ſs neu einzuführen. Es iſt ohnedies ſchon ein Unheil, daß wir in deutſcher Schrift die Unterſcheidung des ſ und s beſitzen, für deren Anwendung ſich eine befriedigende Regel bis jetzt nicht aufſtellen ließ: denn wenn man z. B. *Gleisner* ſchreibt, warum ſoll man nicht auch *unsrer* ſchreiben? Sollen wir nun zu dieſem fatalen Unterſchied zwiſchen ſ und s auch noch den zwiſchen ſſ und ſs mit allen Feinheiten der Anwendung (*haſst*, *läſst*, *häſslich* und dergl.) fügen? Die lateiniſche Schrift mit ihrem in zahlreichen Büchern durchgeführten Füssen, fliessen zeigt, daß wir uns mit dieſer Feinheit nicht zu belaſten brauchen. Denn ein Mißverſtändniß oder ein anderes Unglück iſt aus dieſer Schreibung meines Wiſſens noch nicht entſtanden.

Wenn im 'Reichsanzeiger' zu leſen ſteht, daß in der Conferenz der Antrag geſtellt wurde, im lateiniſchen Druck ß und ss ohne Unterſchied durch ss wiederzugeben: ſo kann ich beſtimmt verſichern, daß dieſe Angabe irrig iſt. Es wurde blos die Erklärung zu Protokoll gegeben, daß man dieſe im lateiniſchen Druck entſchieden herrſchende Schreibung 'für keinen Mißbrauch halte'. Als ſolcher war ſie nämlich in den Erläuterungen des Herrn v. Raumer bezeichnet worden.

So viele Bedenken den Beſchlüſſen der Majorität über das s auch entgegenſtehen, ſo unwahrſcheinlich es iſt, daß ſie allgemeine Annahme finden: irgend gefährlich ſind ſie nicht: es wird eine blos beſtehende und bis jetzt in der Minorität befindliche Schreibung durch eine größere Autorität getragen werden und ſich in Schulen weiter verbreiten.

Auch der zweite der obigen Punkte wurde durchaus maßvoll erledigt. Das ie wurde im Allgemeinen nicht angetaſtet. Daß man den Unterſchied zwiſchen *wider* und *wieder* aufheben will, iſt gewiß zu billigen. Wir erſparen dadurch endloſe Schwierigkeiten. Über die Frage, ob in Wörtern wie *Widerhall*, *erwidern* das wider (gegen) oder das wieder (abermals) enthalten ſei, war nie Einigung, wird nie Einigung ſein und kann nie Einigung ſein. Alſo geben wir den Unterſchied auf und laſſen wir zwei Wörter zuſammenrinnen, welche hiſtoriſch eins ſind. Iſt es doch nie jemandem eingefallen, das entgegenſetzende *aber* und das *aber* in *abermals* durch die Schreibung zu unterſcheiden.

Ganz anders stand es mit dem ersten und dritten Punct: Vocalverdoppelung und Dehnungs-h.

Herrn von Raumers erste Vorlage hatte nur geleistet, was jedermann erwartete: Fixirung des Schwankenden im Sinne der Vereinfachung. Sie gab die Verdoppelung auf in Wörtern wie bar, Maß, Schaf, Schar, Herd, Los, Schoß u. a. Sie gab das h auf in Wörtern wie Hoffart, Kranich, Mal, malen, gebären, Märchen, gebüren und einigen anderen.

Raumers Erläuterungen aber überraschten uns mit einer seltsamen Regel: bei a, o, u und den Umlauten ä, ö, ü sollte Verdoppelung und Dehnungs-h überhaupt verschwinden — beim e und i sollte alles unangetastet bleiben. Die Regel erlitt eine große Anzahl Ausnahmen, durch welche gewisse Unterscheidungen gleichlautender Wörter wie Uhr und Ur, wahr und ich war aufrecht erhalten werden sollten.

Die Conferenz erhob diese Regel zum Beschluß, indem sie die Ausnahmen zwar reducirte, aber doch nicht ganz hinwegschaffte. Auch soll in verwandten Wörterreihen, welche Formen mit innerem e aufzuweisen haben, das h durchweg beibehalten werden. Also mahlen, Mühle wegen Mehl; befahl, befohlen wegen befehlen; ebenso stahl, gestohlen, nahm wegen stehlen, nehmen. Ferner Ohm, allmählich wegen des verwandten Ohm, allgemach. Endlich bleibt h in blühen, mähen und vielen anderen, wo es kein Dehnungszeichen ist und die Silben trennt, obgleich säen zeigt, daß das h nicht nöthig ist. Wegen drehen, nähen wird aber auch Draht, Naht geschrieben; jedoch nicht Blühte, sondern Blüte trotz blühen.

Man beruft sich darauf, daß nunmehr Consequenz herrsche. Wal, wälen werde geschrieben wie schmal, schmälern, lam wie Gram, Wan wie Schwan, faren wie sparen, wonen wie schonen, stönen wie krönen, Mume wie Blume, füren wie spüren.

Aber genau dieselbe Betrachtung läßt sich auf Wörter mit innerem e und i ausdehnen. Man schreibt Schere, scheren, bescheren. Den Unterschied zwischen Scheere, scheeren und bescheren, den der alte verdiente Lexikograph Frisch noch festhalten wollte, haben wir längst aufgegeben: schon Adelung und Campe schreiben diese Wörter gleich und zwar mit einfachem e. Warum also nicht Were (sich zur Were setzen) weren, keren, leren (für leeren und lehren), zeren, verseren? Adelung schreibt Schmer und quer: warum also nicht mer, ser, Landwer, Mer, Her, ler? Adelung schreibt schel, ein scheler Blick, mit schelen Augen; die Conferenz hat Hel (eines Dinges kein Hel haben) und helen, verhelen (wegen verholen, unverholen) beschlossen; warum also nicht Fel, Mel, befelen, empfelen, stelen, Kele? Wir schreiben wider, Biber, Igel: warum nicht nider, Flider, Gefider, liber, Sigel u. s. w.

Raumer erinnert zur Begründung des von ihm statuirten Unterschiedes an die alte Anekdote von dem Menschen, der das Inhaltsverzeichniß eines Gebetbuches liest: Gébet am Morgen, Gébet am Abend, Gébet am Sonntag, und außer sich geräth, daß er immerfort geben soll. Aber Herr von Raumer schlägt doch nicht vor, zu der Schreibung Gebeth zurückzukehren. Und doch muß er, um selbst nur diese Anekdote sofort verständlich zu machen, zu dem Accente greifen.

Die Anwendung ergiebt sich leicht. Entweder schaffe man die Vocalverdoppelungen und Dehnungs-h consequent mit einem Male fort und bediene sich des Accentes, wo ein Mißverständniß entstehen kann. Oder, wenn man dazu den Muth nicht hat, wenn man dazu die Zeit noch nicht gekommen glaubt, so lasse man die Dehnungszeichen im Allgemeinen vorläufig unangetastet. Geht die Reformbewegung weiter, verlangt die neben der Orthographie der Schulen, Ämter, Druckereien, Zeitungen hergehende Privatorthographie stärkere Vereinfachungen, so mag man nach Jahrzehnten von neuem zusehen, was zu machen ist, ob eine abermalige Vereinfachung des schon Schwankenden oder eine radicale Tilgung der Dehnungszeichen.

Man sagt, es müsse befehlen geschrieben werden, damit niemand b'felen lese. Man verweist auf seltsame Wortbilder, wie Semmelmel und ererbietig. Aber ist jenes befelen anders als bewegen, gewesen und zahllose ähnliche Wörter, in denen von drei e-en das mittlere lang und betont ist? Und sind jene doppelten und doch verschiedenen mel und er anders, als das doppelte ge in gegeben, zugegen, an welchem niemand Anstoß nimmt?

Wenn man diejenigen der Inconsequenz zeihen will, welche zwar für die Abschaffung des th, aber nicht für die Abschaffung der Dehnungszeichen stimmen wollten, so ist das ein Vorwurf, der für keinen Einsichtigen der Widerlegung bedarf und der nur deshalb in der Conferenz ohne Widerlegung blieb. Es ist doch wohl leicht zu begreifen, daß man sich entschließt, eine bewährte Maßregel zu empfehlen, die sich consequent durchführen läßt — daß man sich aber nicht entschließt, eine unbewährte Neuerung zu empfehlen, welche nur neue Inconsequenzen an die Stelle der alten setzt.

Die Conferenz hat sich, meiner Ansicht nach, durch den Beschluß über die Dehnuugszeichen sehr weit von ihren eigenen, früher proclamirten Grundsätzen entfernt. Sie hat sich nicht darauf beschränkt, nur Änderungen, die in dem bisherigen Entwickelungsgange schon angebahnt und vorbereitet waren, zur Durchführung zu bringen. Sie hat vielmehr eine gar nicht vorbereitete, erst jetzt, erst unmittelbar vor der Conferenz und für die Conferenz aufgestellte Regel zum Gesetz erhoben, welche mindestens als wissenschaftlich controvers bezeichnet werden darf: und kann eine wissenschaftlich controverse, ganz neue, der allgemeinen wissenschaftlichen Discussion noch niemals preisgegebene Ansicht so plötzlich zur maßgebenden Regel deutscher

Orthographie gemacht werden? Kann sie auf Annahme rechnen bei den Deutschen außerhalb des Deutschen Reiches?

Auch in Österreich haben 1869 officielle Conferenzen über deutsche Orthographie stattgefunden, die, ich weiß nicht recht, weshalb, schließlich ohne greifbares Resultat blieben. Aber ich war genau unterrichtet, wie weit man dort gehen wollte; über die Principien und das Maß der Reform war keine Meinungsverschiedenheit. Man hielt sich innerhalb der Grenzen ungefähr, welche Raumers erste Vorlage beobachtete. Wurde im Wesentlichen diese Vorlage zum Gesetz erhoben, so war die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Österreich sich dem Elaborate der deutschen Commission anschließen würde.

Aber vergeblich machte eine schwache Minorität auf diese und ähnliche Gesichtspuncte aufmerksam. Einer der Verfasser des Berliner Regelbuches hielt uns entgegen: 'Ja, wenn wir nicht weiter gehen wollten als im Berliner Regelbuch, da hätten wir uns gar nicht zu versammeln brauchen, da hätten wir ja blos das Berliner Regelbuch zum Gesetz erheben können'. Eine Äußerung, die ich nur der Curiosität wegen hier verzeichne.

Die Majorität wiegte sich in dem Glauben, als ob eine so berufene Conferenz den Charakter der Reformbewegung ändern und dieselbe beschleunigen könnte, während sie doch klärlich nur im Stande ist, die Durchführung zu beschleunigen und präciser zu machen.

Wenn es auch nicht gelang, die Majorität von der Unrichtigkeit des neuen, durch sie zum Beschluß erhobenen Gesichtspunctes zu überzeugen: so brach sich doch die Sorge um die Durchführbarkeit so weitgehender Änderungen im Laufe der Sitzungen mehr und mehr Bahn. Und schließlich stellte Professor von Raumer den Antrag: falls die Annahme jener Regel über die Dehnungszeichen auf unüberwindliche Hindernisse stoße, die unveränderte erste Vorlage zur Annahme zu empfehlen.

Dieser Antrag wurde mit 9 Stimmen gegen 5 angenommen und damit hoffentlich bewirkt, daß wir die Einigung nicht als gescheitert, die Mühe und Anstrengung von zehn Tagen nicht als verloren betrachten müssen.

Der Standpunct der Minorität ist klar und ruhig in der officiellen Bekanntmachung von Seiten des Börsenvereins der deutschen Buchhändler im 'Börsenblatt' 1876 Nr. 24 vertreten. Der streng sachlich gehaltene Bericht Dr. Toeches hebt sich vortheilhaft ab von einer früheren, O. B. gezeichneten, mehr feuilletonistisch gehaltenen Correspondenz desselben Blattes.

Was sonst die Presse anlangt, sofern darin nicht unmittelbar die Majorität ihre Meinungen zum Ausdruck brachte, so hat sie sich fast ausnahmslos auf die Seite der Minorität gestellt. So die 'Neue Freie Presse' in Wien, die 'Ausburger Allgemeine Zeitung', die 'Elberfelder Zeitung' u. a. Ein so angesehener Publicist, wie Lammers, hatte schon im Beginn der Conferenz vor einseitigen und unpraktischen Beschlüssen gewarnt. Auf älter

iefliche Zeugnisse von Lasker, Holtzendorff u. a. darf ich hier nur hin=uten. Berthold Auerbach hat sich wiederholt öffentlich und im Verkehr it den Mitgliedern der Conferenz im conservativen Sinne ausgesprochen. enn irgendwo ein ganz vereinzelter Heißsporn noch weit über die Con=renz hinausgehen will, so ist das wohl ohne alle Bedeutung.

Die Presse, der deutsche Schriftstellerstand überhaupt hat gegenüber den rbeiten der Conferenz, deren Resultat mit den Protokollen demnächst im uchhandel erscheinen wird, noch eine wichtige nnd schwere Aufgabe zu er=llen: gewissenhafte Prüfung und eingehende Kritik.

Es mag dabei erwogen werden, ob eine neue Conferenz, vielleicht unter ziehung Österreichs, nöthig erscheint.

Manches spricht dafür. Ich habe den Eindruck, daß die Arbeit der nferenz technisch etwas ungleich gerathen ist. Das Publicum wird kaum mit zufrieden sein, daß z. B. unter den Fremdwörtern eine große Menge s schwankend zwischen Z und C (Zentrum und Centrum) anerkannt rd. Auch sonst werden hier und da vielleicht Spuren der Ermüdung er Eile zu verwischen sein. Es lag in der vorgezeichneten Form der rathung, daß die Conferenz ein Schulbuch ausarbeiten mußte. Nun ist immer mißlich, wenn 14 Männer gemeinschaftlich ein Buch verfassen len. Da wird nothwendig viel über bloße Fassungen von Regeln ge=itten, wo man über die Sache einig ist, und viele Zeit wird auf diese eise verbraucht, welche man dann bei hochwichtigen sachlichen Berathungen merzlich entbehrt.

Wie dem auch sei, jedenfalls dürfen wir uns noch der Hoffnung hin=ben, daß die Januarconferenz nicht erfolglos gearbeitet hat für den Zweck, dem sie berufen war, die Einigung in der deutschen Rechtschreibung.

Straßburg, 9. Februar 1876. Wilhelm Scherer.

Orthographische Nachwehen.

rhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz. **Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876. Veröffentlicht im Auftrage des königl. Preußischen Unterrichtsministers. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.** 1876.

e Zukunftsorthographie . . . **Von Gymnasialdirector Dr. Konrad Duden, Mitglied der Conferenz. Leipzig, B. G. Teubner.** 1876.

e Ergebnisse der . . . orthographischen Conferenz. **Beleuchtet von Professor Dr. G. Michaelis. Berlin, Barthol & Comp.** 1876.

ber Rechtschreibung und Druckschrift. **Von Dr. Aug. Schmits. Köln, M. Du Mont=Schaubergsche Buchhandlung.**

Deutsche Rundschau 1876, Bd. 8, S. 460—462.

Die Protokolle der orthographische Conferenz sind endlich erschienen, aber das lebhafte Interesse, welches die ersten Berichte erweckten, wird

diesem umfassenderen Opus nicht mehr entgegengebracht. Die orthographische Frage wird zwar noch immer discutirt, aber zusehends matter und matter, wenige lesen diese Discussionen, oder wer sie liest, der thut es mit einem Seufzer: 'Diese ewige Orthographie!' Nach der summarischen Weise, wie sich die öffentliche Meinung bildet, hat sie auch hier schon vernehmlich gesprochen. Es scheint, daß keine Regierung den Muth hat, Schule und Leben in einen so großen Gegensatz zu bringen, wie es die Beschlüsse der Conferenz verlangten; und somit sagt man sich: 'Es ist eben schätzbares Material geliefert worden; man weiß ja, wie es geht, wenn die Herren Gelehrten sich zu collegialischen Berathungen versammeln; eine Weile wird viel Staub aufgewirbelt und die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; zuletzt bleibt alles beim Alten!'

Das klingt nicht sehr tröstlich für die Theilnehmer der Conferenz. Aber es kommt einigen derselben nicht unerwartet. Und leider ist nicht einmal alles beim Alten geblieben, sondern die herrschende Unsicherheit hat sich vermehrt, mit der deutschen Orthographie steht es schlechter als je: in die Barbarei schwankender Schreibung gerathen wir immer tiefer und tiefer hinein und werden nächstens bei den Zuständen des 16. Jahrhunderts glücklich wieder angelangt sein.

Aus den Protokollen und andern veröffentlichten Schriften wird es jetzt auch für die außen Stehenden ganz klar, wie zerklüftet diese kleine Conferenz gewesen ist; sie barg in ihrem Schooße nicht weniger als fünf verschiedene Standpuncte: für Beibehaltung des Bestehenden war eine Stimme, für mäßige Reform (Abschaffung des th) waren zwei Stimmen, für radicale und inconsequente Reform (Abschaffung der Dehnungszeichen nach dunklen Vocalen) mit Concessionen an praktische Bedenken waren sechs Stimmen, für dasselbe Maß der Reform ohne Concessionen an die Praxis waren vier Stimmen, für radicale und consequente Reform (Abschaffung aller Dehnungszeichen) war eine Stimme, die des Herrn Duden.

Eine absolute Majorität hat also überhaupt keinen Standpunct gehabt, und aus Transactionen der genannten Fractionen, oft in der verschiedenartigsten Gruppirung, sind die Beschlüsse hervorgegangen. Wenn Herr Schmits in der oben bezeichneten Schrift einige Mitglieder der Majorität als 'unentmuthigte Kämpfer' feiert, so entspricht das nicht ganz der Wirklichkeit. Wenn jemand Mühe hatte, den Muth und vor allem die Geduld nicht zu verlieren, so waren es nicht die radicalen Elemente der Conferenz.

Mehr als einmal wurde diesen Herren gesagt: 'Sie treiben Zukunftsorthographie' und es war damit nichts Schönes gemeint, sondern eine Warnung beabsichtigt. Was Zukunftsmusik und Zukunftspoesie auf sich haben, das konnte man noch kürzlich im Berliner Opernhause gähnend selbst erleben. Die Zukunftsphilologie ist seit einiger Zeit nicht mehr laut geworden. Auch die Zukunftsphilosophie, welche einmal für Franz v. Baader in Anspruch genommen wurde, hat sich dem Anscheine nach beruhigt. Wie weit

es die Zukunftsmedicin bringt, von der ich jüngst gelesen, und die sich unter anderm mit dem Leben des Kopfes nach der Enthauptung beschäftigt, das muß — die Zukunft lehren.

Nach allen diesen Erfahrungen, welche wir an Zukunftsdingen gemacht haben, kann ich dem Muthe meine Bewunderung nicht versagen, mit welchem Herr Director Duden den zweifelhaften Zukunftsparfüm auch der Orthographie zu verleihen sucht. Ich glaube allerdings, daß die Zukunft besitzt, wer die Gegenwart zu ergreifen versteht. Aber in gewissem Sinne ist mir die Auffassung des Herrn Duden weit sympathischer als die Beschlüsse der Mittelpartei, welchen er in der Conferenz gleichwohl beitrat, indem er sie vermuthlich als Abschlagszahlung hinnahm. Ich brauche den Lesern nicht zu wiederholen, was ich im Märzhefte der Deutschen Rundschau [oben S. 444 f.] ausgeführt habe: die verschiedene Behandlung der dumpfen und hellen Vocale läßt sich nicht rechtfertigen. Hierin stimme ich Herrn Duden vollkommen bei; aber daß wir deshalb radical und consequent die Dehnungszeichen abschaffen müßten, folgere ich nicht daraus, sondern daß wir die Dehnungszeichen stehen lassen müssen, wie sie stehen, indem wir nur das th und sonst eingerissene Schwankungen zu beseitigen suchen.

Die Geschichte der Orthographie, zu welcher die Schrift des Herrn Michaelis interessante und zum Theil amüsante Beiträge liefert, zeigt zu allen Zeiten allmäligen und langsamen Fortschritt. Diese Natur der orthographischen Umwandlung und Entwicklung läßt sich nicht durch irgend welche Maßregeln verändern. Sie ist sozusagen das Lebensgesetz der Orthographie. Deshalb war es nothwendig, auf historischen Sinn und auf Treue gegen unsre Vergangenheit zu dringen.

Die Majorität der Conferenz hat es anders gewollt und so ist eine Gelegenheit verscherzt worden, welche vielleicht nie wiederkehrt. Ist darum die Sache hoffnungslos? Sollte es z. B. unmöglich sein durchzusetzen, daß an allen preußischen Schulen dieselbe deutsche Orthographie gelehrt würde? Und wäre das nicht ein großer Schritt vorwärts zum Bessern?

Ich denke, die Frage braucht blos aufgeworfen zu werden, damit Jedermann von selbst die richtige Antwort finde. Es muß möglich sein; und es ist eine Ehrensache für jede deutsche Unterrichtsverwaltung, dem bestehenden von Tag zu Tag wachsenden schimpflichen Schwanken ein Ende zu machen. Die Ministerien können den Schulen befehlen; wenn sie es nicht thun, so machen sie sich mitschuldig an der heillosen Verwirrung. Am wenigsten darf davon abhalten eine etwaige Scheu, der Wissenschaft nicht vorzugreifen, oder das Bedenken, etwas wissenschaftlich Tadelhaftes einzuführen.

Wissenschaftlich betrachtet ist die Orthographie eine Frage zehnten Ranges und ich verdenke es keinem Fachgenossen, wenn er sich weigert, an der unerquicklichen Debatte darüber Theil zu nehmen. Aber auch päda-

gogisch betrachtet, für den Unterricht im Deutschen, ist die Rechtschreibung eine Frage von secundärer Bedeutung. Ich würde mich nicht wundern, wenn ein unbefangener Beobachter den Herren von der Schule zuriefe: 'Sorgen Sie doch erst, daß die Jungens ein anständiges Deutsch schreiben, daß sie ihre Muttersprache richtig, klar und geschmackvoll zu handhaben verstehen, daß sie in Reception und Production ein wenig Stilgefühl bekommen; und wenn diese Hauptsache erreicht ist, dann mögen Sie meinethalben an die letzten Nebensachen, an das Reinigen und Putzen der Orthographie gehen. Ob das Gedächtniß der künftigen Generation noch gerade so mit der Inconsequenz unserer Schreibung belastet wird, wie es die frühere Generation über sich ergehen lassen mußte, das ist doch wohl keine so heilige Staatsangelegenheit. Aber daß nicht ein Lehrer allmählich, und ein anderer allmälich, und ein dritter allmählig und ein vierter allmälig verlangt — und daß nicht jeder selbstcorrigirende Schriftsteller sich über solchen Quark mit seinen Setzern herumschlagen muß, dafür könnten Sie allerdings Sorge tragen, meine geehrten Herren Schulmeister, und mancher wäre ihnen dankbar dafür.'

Auch ich möchte mich dem Unbefangenen im Wesentlichen anschließen und würde die Zeit glücklich preisen, in welcher man mit demselben Eifer über den besten Stil und stilistischen Unterricht discutirte, wie jetzt über die beste Orthographie und den besten orthographischen Unterricht. Einstweilen wiederhole ich: wenn nur das Princip anerkannt bleibt, wie es augenblicklich in der Praxis meist noch der Fall ist, daß die Schule sich nicht von dem bestehenden Brauche entfernen dürfe, so ist eine schlechte aber einheitliche Orthographie weit besser als eine gute und schwankende. Ich meinerseits würde mit Vergnügen auf die wenigen Reformen verzichten, die mir (wie die Abschaffung des th) am Herzen lagen, wenn ich dadurch eine orthographische Dictatur bewirken könnte, welche die ersehnte Einheit schafft. Fast möchte ich in diesen orthographischen Bedrängnissen, auf die einmal von Dubois-Reymond verlangte Akademie für deutsche Sprache zurückgreifen, welche mir damals wenig einleuchten wollte. Wie, wenn eine der bestehenden Akademien, z. B. die Berliner, von Seiten des preußischen Herrn Unterrichtsminister den Auftrag erhielte, die Regelung der deutschen Schreibung in die Hand zu nehmen? Zu ihren Pflichten gehört es ohnedies nach dem Stiftungsbriefe, für die 'Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit' zu sorgen. Zur Reinigkeit aber rechnen wir nicht blos die vernünftige Einschränkung der Fremdwörter: eine unsichere anarchische Orthographie ist auch ein unanständiger Schmutz.

Mit der Frage der Schreibung darf man nicht die Frage der Schrift zusammenwerfen. Wenn Herr Schmits für die Verbannung der sogenannten deutschen Schrift eifert, so kann ich dem wohl beistimmen. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, daß wir uns den übrigen europäischen Nationen endlich anschlössen und unsere gebräuchlichen Fracturlettern zu einer Antiquität herabsinken ließen, wie es etwa die Schwabacherschrift geworden ist. Unser

Gefühl sträubt sich wohl am meisten gegen die Anwendung der lateinischen Schrift in Classikerausgaben, in Gedichten. Aber wer hat nicht einmal eines jener zierlichen Blätter gesehen, auf denen Goethe irgend einen Denkspruch mit sichern schönen Zügen in lateinischen Buchstaben aufzuzeichnen liebte? Und in 'Kunst und Alterthum', worin Fractur die Regel bildet, sind grade die Gedichte gern lateinisch gedruckt.

So wünschenswerth nun, so leicht möglich an sich die Abänderung der Schrift wäre, die Schule kann nichts dazu thun. Denn es wäre ein offenbares Unrecht gegen die heranwachsende Generation, wenn wir sie ausschließlich in lateinischer Schrift erzögen und ihr so den Zugang zu der gesammten Litteratur erschwerten, welche bis jetzt noch mit deutschen Lettern gedruckt wird. Wenn eine solche Reform überhaupt zu Stande kommen soll, welche, wie Herr Schmits versichert, im Auslande viele Freunde finden würde, so müssen die großen Zeitungen vorangehen. Herr Schmits ist Chefredacteur der Kölnischen Zeitung; wir dürfen also wohl hoffen, daß uns dieses Blatt demnächst in dem internationalen Gewande lateinischer Schriftzeichen überraschen werde.

Straßburg. Wilhelm Scherer.

Alterthumskunde.

dolf Usinger, Die Anfänge der deutschen Geschichte. Hannover 1875. Hahnsche Hofbuchhandlung. IX und 285 S.

. Sybels Historische Zeitschrift, N. F., 1876, Bd. 1, S. 156—160.

Ein nachgelassenes Werk oder vielmehr Fragmente eines nachgelassenen erkes: 'die Ausbreitung der Germanen', eigentlich die deutsche Geschichte n dem Cimbernzuge bis auf Claudius Civilis, und dazu einzelne Aus-)rungen ethnographischer Natur.

Leider wird die Kritik wohl allseitig bestätigen müssen, was Waitz in : Vorrede bemerkt, daß wir keine wesentliche Förderung unserer älteren schichte von Seiten Usingers zu erwarten haben. Dennoch halte ich es richtig, daß diese Bruchstücke gedruckt wurden. Usinger hatte in ange- :ngtem Nachdenken, in mehrjärigem Studium bestimmte Überzeugungen vonnen. Dieselben waren in ihm sehr fest gewurzelt, ich habe mich ein- .l bei persönlicher Discussion selbst davon überzeugt. Der mindeste Be- is von Achtung aber, den wir einem trefflichen Fachgenossen erweisen :nen, ist der: daß wir seine Meinungen zu hören verlangen und sie einer vissenhaften Prüfung unterwerfen, die nicht mit einem Male abgeschlossen sondern jedem künftigen Forscher von neuem obliegt. Die Irrthümer es methodisch gebildeten Mannes sind immer lehrreich; und Abwege, die als solche deutlich kennzeichnen lassen, werden schwerlich zum zweiten ıle betreten.

Die Erzählung der ältesten deutschen Geschichte ist ein so dankbarer ›ff in mancher Hinsicht. Dramatische Bewegung ist reichlich vorhanden. s Auf- und Niederwogen welthistorischer Machtverhältnisse drängt sich großen schicksalsvollen Augenblicken bis zu ängstlicher Spannung zu- :men. Aber Usinger hat die Sachen ohne schriftstellerische Kunst behandelt; begnügte sich, eine im Ganzen glatte und ebenmäßige Darstellung, mit ›lassung der bekannten Details, zu liefern. Wir vergessen in Deutsch- d so gern, daß Forschung und Darstellung zweierlei ist. Die Forschung ihre eigene Kunstform und die Erzählung hat ihre eigene Kunstform. rd beides vermischt, so entsteht keine reine Wirkung, welche die Phantasie Lesers in Spannung versetzt und auf bestimmte Ziele hinlenkt ... In ser Partie des Buches aber liegt der meiste positive Werth. Der Ver- ser hat wenigstens darnach gestrebt, den inneren Zusammenhang der eignisse zu erfassen, und wenn er keine großen Neuigkeiten zu bieten hatte,

so wird man ihm in den Einzelheiten doch gerne nachprüfen und sich mit ihm auseinandersetzen.

Sehr unglücklich aber ist — worauf seine Forschung hauptsächlich gerichtet war — alles Ethnographische. Schon der Aufsatz in den Forschungen zur deutschen Geschichte 9, 395 ff. ließ Schlimmes befürchten. In unbegreiflicher Verblendung will Usinger die Grundlage unserer Ethnographie zerstören: die Taciteische Genealogie mit der Plinianischen Ergänzung. Während Waitz und Müllenhoff übereinstimmend in den alten Stämmen die späteren wiederfinden, die Franken in den Istävonen, die Nordseevölker in den Ingävonen, die Alemannen und ihre Verwandten in den Irminonen, die Gothen, Vandalen, Heruler u. s. w. (sowie die Baiern, doch diese nicht unvermischt) in den Vandiliern — wozu als fünfter Stamm die Scandinavier kommen —: so will Usinger der gutbeglaubigten Genealogie, welche die drei ersten Stämme verbindet und auf Mannus und Tuisto zurückführt, jeden ethnographischen Werth absprechen. Er meint, sie hätte in verschiedenen Gegenden eine ganz verschiedene Bedeutung gehabt, sie sei immer nur eine Art fictives Schema gewesen, auf die nächsten germanischen Völker anzuwenden, welche gerade im Gesichtskreis lagen. Dabei gebraucht er die seltsamsten Argumente, z. B. wenn Völker einander in ihrer Geschichte feindlich gegenüberständen, so wird daraus gefolgert, daß sie nicht verwandt waren. Von sprachlichen Dingen redet er nur ganz aus der Ferne, wie ein völliger Fremdling. Und wie etwa ein atheniensischer Bürger die Sitten eines barbarischen Volkes betrachten mochte, so umspielt auch in dem vorliegenden Werke jedesmal ein mitleidig überlegenes Lächeln seine Lippen, wenn gelegentlich das Treiben der altdeutschen Philologen vor seinem forschenden Geiste vorüberzieht. Wir sind ihm augenscheinlich eine sehr wunderliche Nation. S. 157 liest man folgende Anmerkung zu dem Worte Idistaviso: 'Grimm erklärte zuerst: Schimmerwiese, dann, nachdem in den Merseburger Gedichten sein romantischer Zug einen Anhalt gefunden: Elfenwiese, wozu aber die Lesart in Idisiaviso geändert werden mußte'. Also die sehr wohl begründete Grimmsche Conjectur, was ist sie anders als eine romantische Grille? Und wie vornehm es der Kritiker verschmäht, auch nur des armen philologischen Gegners wirkliche Meinung wiederzugeben! Er hat wohl nie die von Waitz gefundenen, von Jacob Grimm zuerst herausgegebenen Merseburger Zaubersprüche gelesen, wenn er die idisi, die göttlichen Frauen, Walküren, durch 'Elfen' übersetzen mochte. Und wie verhängnißvoll, daß derselbe Mann, der S. 187 alle ethnographischen Schlüsse aus celtischen Fluß- und Ortsnamen mit einer ruhigen Handbewegung beseitigt, weil uns 'die altceltische Sprache fast unbekannt' sei — der S. 194 uns belehrt, daß wir viel zu wenig 'von den Lautverhältnissen der beiden verwandten Sprachen (des Celtischen und Germanischen) in der unhistorischen Vorzeit' wissen, um die ursprüngliche Form von Namen der celtischen oder deutschen Sprache zuzuweisen, wie verhängnißvoll, daß dieser Mann sich dann selbst auf das gefahrvolle Meer sprachlicher Ver-

gleichungen wagt, und wie natürlich, daß er kläglich scheitert. Für die Ubier wird der 'Dan-Ubius' (die bestbeglaubigte Form ist Danuvius), es werden die Esubier, Onubier, Mandubier herbeigezogen (S. 196). Die Namen der Sigambern, Chamaven, Ampsivarier, Gambrivier sind alle unter sich, mit Camarcum, mit den Kymren und Cimbern verwandt. Daß Müllenhoff in den *Καμψιανοί* einen Fehler der Überlieferung vermuthet, ist 'ganz willkürlich' (S. 197). Aber wenn Usinger dicht hinterher versichert, daß bei den Chamaven der auslautende Consonant und bei den Ampsivariern ein anlautendes K 'weggefallen' und dies 'im Hinblick auf die sonstige ganz genaue Übereinstimmung von keiner erheblichen Bedeutung' sei, so soll die deutsche Philologie ein derartiges Verfahren wohl dankbar hinnehmen und sich die Belehrungen eines Forschers gefallen lassen, welcher die Elemente der Sprachwissenschaft auch in der ersten Traumesahnung noch nicht empfangen hat? Ja, die Combinationen gehen noch weiter. Was wäre auch mit solchen Künsten unmöglich? 'Ambria' und die Ambronen werden in dieselbe Verwandtschaft hineingezogen und 'das anlautende K kann aus lautlichen Gründen, die sich unserer Kenntniß entziehen, fortgefallen sein' (S. 201 f.). Usinger glaubt lieber die Weisheit der alten gallischen Druiden (S. 209 und sonst) als die 'sinnigen Erklärungen' der modernen Sprachwissenschaft, deren Hilfsmittel er in 'lautlichen Anklängen' sieht (S. 204). Ihm allerdings klingen die Semnonen an die celtischen Senonen (S. 210), die Chauken an ein spanisches Kauka (S. 205), die Sachsen an die Tektosagen (S. 277) an!

Das Beste ist S. 211 die Bemerkung über Flußnamen. Sie ist längst, wovon Usinger freilich nichts wissen konnte, von Müllenhoff für den zweiten Band seiner Alterthumskunde sorgfältig ausgeführt und niedergeschrieben. Über andere Argumente Müllenhoffs für die einstige Ausbreitung der Celten östlich vom Rhein vgl. Jenaer Litteratur Zeitung 1876 Art. 418 [unten S. 462].

Fast alles, was die philologische Betrachtung für die innere Verwandtschaft und Verzweigung germanischer Völker und Stämme gefunden hat, bleibt unberücksichtigt. Die Lehre von der Scheidung in Ostgermanen (Vandilier, Scandinavier) und Westgermanen (die Stämme der Taciteischen Genealogie), seit 1868 öffentlich dargelegt und hinlänglich begründet, bleibt unberücksichtigt. Der Aufsatz von Müllenhoff in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 8, den die Historiker überhaupt nie recht gewürdigt haben, bleibt unberücksichtigt. Man könnte sich schon jetzt versucht fühlen, ein anschauliches Bild der ältesten germanischen Entwickelung zu entwerfen: die conservativen Sueben-Semnonen bilden den Kern der Nation, sie sind dem Cultus des alten Himmelsgottes Djaus-Tiu getreu geblieben; von ihnen trennten sich zuerst die Ostgermanen ab, und die 'beweglichen' Vandilier, das Reitervolk der Vandalen-Nahanarvalen voraus, wandten ihre Verehrung den altindogermanischen Pferdegöttern, den Dioskuren, zu; später ziehen Sueben nach der Nordsee hin, der Name der Sueben wie der der

Eudusii-Juthungen kehrt bei ihnen wieder (Eudoses-Jüten), die See als Lebensbedingung gestaltet ihre Sitte und ihren Cultus; völliger abgetrennt, vielleicht früher ausgewandert scheinen die istävonischen Rheinanwohner, die 'üppigen' (Ubii), die 'schlimmen' (Marsi), die sich zuerst westlicher Cultur zuwenden, von denen daher die Schmiedekunst verbessert wird (Wieland) und welche, früher seßhaft und kunstreich, den Gott des Herdfeuers (Istvjo, verwandt mit Esse, ëssa für ista aus Wurzel idh 'brennen') als Stammvater verehren .... Doch ich will nicht meine eigenen Hypothesen an Mann bringen, während ich fremde bekämpfe. Usinger eignet sich von der Philologie nur an, was für die älteste Ethnographie nicht zu brauchen ist: den Gegensatz zwischen Hoch- und Niederdeutschen, den er mit Sueben und Nichtsueben identificirt: 'durch die Lautverschiebung muß aus der Sprache der Sueben der hochdeutsche Dialekt hervorgegangen sein' (S. 252). Aber die Lautverschiebung, die er meint, ist erst um das Jahr 600 eingetreten und kann zunächst nur im Verhältniß zu den späteren Stämmen betrachtet werden. Sie läßt aber auch für diese Stämme keine ethnographischen Folgerungen zu, denn der fränkische Stamm zeigt die ganze Scala von fast völligem Hochdeutsch bis zu völligem Niederdeutsch.

Usingers Buch ist eine Warnungstafel: Lasciate ogni speranza — 'Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr gedenkt einzudringen in das Dunkel der Urwelt, wenn euch die Leuchte der Sprachwissenschaft fehlt!'

Wilhelm Scherer.

Wilhelm Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen Deutscher Stämme zumeist nach Hessischen Ortsnamen. (In zwei Abtheilungen ausgegeben. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (1874—1875). XIV, (1) 694 S. 8°.

Jenaer Litteraturzeitung 1876, Bd. 3, S. 472—475.

'Eine Trennung der verschiedenen Wissenschaften existirt in Wirklichkeit nicht' — sagt der Verfasser des vorliegenden Buches S. 6 — 'jede ist Hilfsmittel und Quelle der andern, und der fortschreitenden Arbeitstheilung geht zugleich eine fortschreitende Arbeitsverbindung zur Seite. Die künstlichen Scheidewände der historischen Wissenschaften müssen so gut fallen, wie die gefallen sind, welche ehedem zwischen den naturwissenschaftlichen Fächern bestanden.'

Der Verfasser spricht hiermit Gesinnungen aus, welche glücklicher Weise nicht ihm allein angehören und welche der belebende Athem für manche Bestrebungen jetzt wirkender Gelehrten sind. Er selbst hat diesen Grundsätzen immer nachgelebt. Die Grenzgebiete zwischen Recht und Wirthschaft haben ihn angezogen; aus der deutschen Rechtsgeschichte hat er hinübergestrebt in die römische; und die tiefsten geschichts-philosophischen Probleme

vom Zusammenhange des Rechtes und der allgemeinen Cultur sind von ihm eingehend behandelt worden. So betritt er jetzt ein Grenzgebiet zwischen Geschichte und Sprache, indem er den Ortsnamen historische und culturhistorische Aufschlüsse abzugewinnen sucht.

Er geht aus von den hessischen Ortsnamen, nimmt aber auch die benachbarten Gegenden hinzu, um das Charakteristische der hessischen Ortsnamen und die Verbreitung außerhalb Hessens zu erkennen. Wenn eine bestimmte Classe von Namen sich als charakteristisch erweist für einen bestimmten Stamm, so läßt ihre Verbreitung einen ethnographischen Schluß auf die Verbreitung dieses Stammes zu. So hatte z. B. schon Leo in den Rectitudines (1842) S. 100 angelsächsische und alemannische Ortsnamen verglichen und ihre Verwandtschaft aus alten suebischen Beziehungen erklärt. Innerhalb desselben Gebietes liegen die Ortsnamen schichtenweise wie geologische Formationen über einander (S. 9) und weisen damit einerseits auf die verschiedenen Völker und Stämme, welche in dem Lande nacheinander wohnten, andrerseits auf die verschiedenen Culturstufen mit den verschiedenen Arten des Anbaues, welche ein Stamm in seiner Entwicklung durchgemacht hat. Diese beiden Gesichtspuncte, die Wanderungen und die Schichtungen der Namen, fallen uns zunächst in die Augen, wenn wir Arnolds Untersuchungen überblicken.

Das Buch hat in manchen Kreisen eine fast enthusiastische Aufnahme gefunden. Schon wurde mit großer Entschiedenheit erklärt, es habe für die Benutzung der Ortsnamen als Geschichtsquelle ähnliche Bedeutung, wie die Entdeckung der schweizerischen Pfahlbauten für den Aufschwung der praehistorischen Studien. Das Werk übt in der That einen großen Reiz aus, obwohl es nicht sorgfältig componirt und nicht immer sorgfältig geschrieben ist (vergl. z. B. S. 243: 'Und je blutiger die Kriege waren, desto mehr Menschen rafften sie hin'). Als ich die Vorrede zum ersten Male durchflogen hatte, war ich hingerissen: so viel Klarheit über die Ziele, so viel Kenntniß aller Klippen, so viel besonnene Vorsätze, um sie zu vermeiden, so viel neues Licht auf die deutsche Ethnographie, solche hübsche kleine culturhistorische Ausblicke (wie über die Fortschritte im Mühlenbau S. 22—25; vergl. 592 ff. Förstemann Ortsnamen S. 296), welche noch Größeres erwarten lassen! Das Vollbringen steht hinter dem Wollen zurück. Der Verfasser ist zu rasch in seinen Schlüssen. Er will nicht blos Resultate vorbereiten, er will Resultate. Und dazu ist wohl die Natur des Gegenstandes nicht angethan.

Arnold bemerkt S. 40: er habe im Wesentlichen bei dem heutigen Stande der Ortsnamenforschung stehen bleiben und die Linguisten als seine Gewährsmänner gelten lassen müssen. Aber die sprachliche Behandlung der Ortsnamen ist kein Gebiet für sich; sie steht unter dem allgemeinen Axiome: ohne strenge Beobachtung der Lautgesetze keine sichere Etymologie. Die Lautgesetze der deutschen Sprache zu kennen und in den be-

treffenden Wörterbüchern Bescheid zu wissen, ist auch für den Nichtphilologen ganz gut möglich.

Arnold hat S. 606 einige Ergebnisse für die Geschichte der Sprache zusammengestellt: über die Chronologie der Lautabschwächungen in den Endungen, über die Verbreitung des sch für s (S. 623), über den Beginn des neuhochdeutschen Vocalismus (S. 627). Aber wie sonderbar, wenn S. 606 der Ausdruck gebraucht wird, die Zeit des Althochdeutschen reiche in den hessischen Namen bis etwa zur Mitte des zwölften Jahrhunderts; oder wenn fast alle Wandelungen der Vocale Umlaute genannt werden. ('Der Umlaut e für a oder i' S. 620; das neuhochdeutsche au für û, ei für î, S. 627. 629). Als unorganischer Umlaut ist bezeichnet, wenn ursprüngliches iu nicht in eu oder ü, sondern in u oder selbst ei übergeht, das û ist natürlich mitteldeutsche Form für iu, das ei dagegen wird wohl zunächst eu voraussetzen. S. 630 werden Formen und Wörter zusammengestellt, welche die ganze Stufenleiter der Vocale durchlaufen, Beispiele, die in sich sehr verschieden sind — und daran knüpft sich die Bemerkung: 'Alle diese Übergänge haben aber nichts Besonderes und bieten der Erklärung keine Schwierigkeiten, da ein Wechsel der Vocale ja auch sonst nach Zeit und Ort sehr gewöhnlich ist und in der Entwicklung der Sprache nach bestimmten Regeln vor sich zu gehen pfleget'. Jawohl nach bestimmten Regeln, aber die Zusammenstellung bringt eher den Eindruck eines regellosen Wechsels hervor, und nicht der geringste Versuch ist gemacht, um die Regeln aufzufinden, und die Mannigfaltigkeit aus den allgemeinen Lautgesetzen einerseits, den besondern Entwicklungsgesetzen der Ortsnamen andrerseits zu erklären. Wenn S. 632 Schluft als Beleg für f statt ch aufgeführt wird, so ist vielmehr Schluft die ursprüngliche hochdeutsche Form für niederdeutsch Schlucht, s. Weigands Wörterbuch. Wenn Bortshausen für Borkshausen eintritt, so soll Dissimilation wirken (S. 633): eher doch (ohne daß ich es aber bestimmt behaupten möchte) Assimilation, t ist der mit s verwandtere Laut. Wenn Bottendorf für Boppendorf eintritt (vgl. S. 33), so vermuthet Arnold, daß das nachfolgende d 'durch Vorschlag gewirkt habe': ganz unmöglich. Wieder vielleicht Assimilation: pn ergiebt, wenn der erste Theil überwiegt, pm; hier überwog vielleicht der zweite, der dentale Nasal durch nachfolgendes d geschützt, und verwandelte die vorhergehende labiale Tenuis in die dentale. Wahrscheinlich aber ist weder labiale noch dentale Tenuis vorhanden, sondern der von Kräuter in Kuhns Zeitschrift 21, 62 beobachtete Laut. Norfelde für Notfelde (S. 633) ist ganz unglaublich und kann jedenfalls nicht aus r für d zwischen Vocalen ('mere für mete mit, harre für hatte, rore für rode' — vielmehr mere für mede, harre für hadde) erklärt werden.

Zu ähnlichen Bemerkungen wäre nun noch mancher Anlaß, den ich entfernt nicht überall benutzen will. Wiederholt setzt sich Arnold ausdrücklich und mit Bewußtsein über die Lautgesetze hinweg (S. 46. 115); aber

das Etymologisiren um jeden Preis ist das Bedenklichste, was ein Etymolog beginnen kann. Die Theorie der Lautverschiebung S. 228—231 eingehend zu kritisiren, muß ich mir versagen. Von sonstigen sprachlichen Einzelheiten hebe ich ohne Wahl noch die folgenden heraus.

S. 59. 520 u. ö. wird sôl angesetzt, aber der Vocal ist kurz, vergl. zu Denkmäler 64, 8. — S. 63. 131 muß es altnordisch dys 'Hügel' (Grabhügel) heißen statt dis, und das stimmt allerdings dem Wurzelvocal und den Wurzelconsonanten nach zu Dusinon, Tusen (freilich auch Thusene) jetzt Dissen (vergl. Förstemann, Namenbuch 2², 500): nur die Ableitung ist verschieden, die Stämme dusjâ- und dusinâ- stehen neben einander wie rathjâ- und rathinâ-, lugja- und luginâ-, Diese Erklärung, die wir Franz Dietrich verdanken, gehört zu den sichersten des Buches. Die Wüstung Unseligendissen ('Heidengräber' übersetzt Arnold), der Feldort Dissenroth am Kirchhoff bei Flieden und die Lage jenes Dusinon bei der alten Cultusstätte Gudensberg, Wodansberg (Arnold S. 335; Müllenhoff, Zeitschrift 12, 403) stimmt dazu ausgezeichnet. — S. 95 ist das altnordische Wort als Doppelform dis dys angeführt, aber Disapha, welches dadurch erklärt werden soll, zeigt eben nicht das nothwendige u der Wurzel. Das gleich hinterher und noch sonst angesetzte ahd. treis 'Dreesch' existirt nicht und ist offenbar aus Vilmars Kurhessischem Idiotikon 416 fälschlich geschlossen. — S. 116 ein althochdeutsches win pascuum existirt nicht; die nachgewiesene Form ist winne (Graff 1, 882), entsprechend dem gothischen vinja. — Wenn S. 148 die holländischen Kattendrecht, Katwijk mit den Chatten combinirt werden, so ist mit Unrecht die Schreibung Cattus bevorzugt, die allerdings neben Chattus erscheint. Das hindert den Verfasser aber nicht, dann wieder S. 12 Hatto für den Volksnamen Chattus in schwacher Form auszugeben; dieses ist jedoch nach aller Analogie Koseform von irgend einem mit Hadu- beginnenden Personennamen wie Haduuard, Haduuin, Haduulf. — S. 251 werden althochdeutsch hag und hagan (urbs und paliurus Graff 4, 771. 798) ohne Weiteres zusammengeworfen; S. 461 ist dies wenigstens durch einen Hinweis auf Förstemanns Ansicht begründet, welcher Wald oder Busch für die Grundbedeutung beider hält. Aber wie oft kommt hagan am Schlusse von Ortsnamen überhaupt vor? ist es nicht stets der Dativ Pluralis hagon von hag was uns vorliegt? Jedenfalls vergleicht Fick richtig das seltene griechische κακαλον = τεῖχος; und der Dorn ist hagan vielmehr von dem Zwecke der Umzäunung genannt, dem er dienen kann. — S. 303: in Thiell-eichi soll das ie für stehen und sich 'phonetisch aus dem folgenden l' erklären, der Personenname Thilo (Förstemann 1, 335) wird herbeigezogen. Wenn ein Personenname darin steckt, so darf an die von Stark, Kosenamen S. 65, nachgewiesene Dietla gedacht werden oder an irgend ein Deminutivum mit -ilo, -ila von einem mit Theod- beginnenden Eigennamen oder an ein Deminutiv von Dietleip. Immer aber bliebe dann die Form sehr auffallend, wenn nicht schon ein assimilirter Genitiv darin steckt: das wäre für

1008 etwas früh. — Daß S. 304 die althochdeutsche Ableitung -idi mit der lateinischen i-tât- verglichen wird, ist sehr schlimm; nicht ganz so schlimm, aber auch unrichtig die Herbeiziehung des gothischen avêthi. Warum geht nun Arnold in diesen Dingen seinen eigenen Weg und hält sich nicht einfach an Grimms Grammatik 2, 248. 259? — Nach S. 507 soll es möglich sein, daß Horst und Forst nur lautlich verschiedene Formen desselben Wortes wären; S. 513 liest man sogar 'Merseburg metathetisch für Meresburg'. Wo bleiben die Lautgesetze?

Die Lautgesetze des Deutschen mußten auch für die Beurtheilung von -apa, -affa die Richtschnur geben (S. 93 ff.). Daß das Wort an der Lautverschiebung Theil nimmt, daraus folgt nicht, daß es kein Lehnwort sei (S. 105), sondern nur, daß es ein altes, vor der hochdeutschen Verschiebung aufgenommenes Lehnwort ist. Indogermanisch kv war allerdings auch in dem europäischen Dialekte, welcher dem Deutschen zu Grunde liegt, vereinzelt in p übergegangen, wie die Zahlwörter fidvôr, fimf (zunächst für petvâr, pemp) bezeugen. Hätte sich aber in aqua ein ähnlicher Proceß vollzogen, so konnte das Wort niederdeutsch nicht mehr apa heißen, es mußte afa oder aba lauten. Dagegen ist dem gallisch-britannischen Zweige des Celtischen die Verwandlung des kv in p ganz geläufig (Zeuß-Ebel 66; Windisch, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung 8, 25 ff. 35 ff.; vgl. auch Glück, Keltische Namen bei Caesar S. 42). Mit ziemlichem Vertrauen dürfen wir daher unser -apa, -affa als gallisches Lehnwort ansehen: in diesem Sinne wird es der zweite Band von Müllenhoffs Alterthumskunde ethnographisch verwerthen.

Natürlich ist es nicht erlaubt, bald mit britannischen, bald mit irischen Lautgesetzen zu operiren und etwa auf die letzteren hin Kiedrich, alt Kitercho, als Vierhaus zu erklären, wie Arnold S. 55 nach Mone thut. Dagegen könnte, wenn man Bildungen wie Vierbeche, Förstemann 2, 554 vergleicht, die gallische Form der Vierzahl petor (Dieffenbach, Orig. europ. 397) in einem Worte wie Phetarah Förstemann 2, 1186 (Petrissa ibid. 1193?) stecken, das unverschobene t würde sich wie in eitar, triuwi erklären. Auch sonst ist gallisches p für kv in deutschen Ortsnamen vielleicht erweisbar: Prüm Prumia ibid. 1201 aus Stamm prumi- 'vermis' Windisch a. a. O. Nr. 5; Epfich Hepheka 793 aus ep 'Pferd' Nr. 18; Pranne 1200 aus Nr. 9 'Baum'? und so noch andere.

Arnold hat sich durch die falsche Auffassung von -affa den sichersten Weg für die Erkenntniß des celtischen Elementes in Hessen versperrt. Doch soll ihm hieraus gerade am wenigsten ein Vorwurf gemacht werden. Daß das Wort aha 'vermuthlich in Folge oberdeutschen Einflusses etwa seit dem dritten Jahrhundert', in Hessen aufkam (S. 107), ist dann weiter eine ganz überflüssige Vermuthung. Es ist eben das deutsche Wort nach und neben dem celtischen.

Der ganze Abschnitt über celtische Namen steckt voll von Unsicherheiten. Mones Bücher hätten nicht blos mit Vorsicht (S. 5. 48), sie hätten gar-

nicht benutzt werden sollen. Auf die höchst zweifelhafte Wurzeldeutung ist das meiste Gewicht gelegt, die Analogien der Form sind vernachlässigt: so war Selters (Saltrissa 54. 56) gewiß nicht 'irisch daras : mansio domus' herbeizuziehen, wohl aber konnte auf Vindonissa und Ähnliches (Zeuß-Ebel 786; Bacmeister, Alemannische Wanderungen 95) verwiesen werden; vergl. Zeuß-Ebel 122. 829. Unter den Bergnamen (S. 48 f.) fehlt der den Vogesen entsprechende Mons Usgo (Müllenhoff, Zeitschrift XII, 257). Die Ohm, Aman-aha kann nicht aus 'irisch amhan, lateinisch amnis' erklärt werden (S. 45): neuirisch amhan ist schlechte Schreibung für abhan und entspricht dem altirischen abann Fluß; auch die Annahme, es stände Amanaha für Amnaha, und dieses assimilirt für Abnaha wäre noch bedenklich.

Wir sind hiermit zu dem einen Hauptgesichtspuncte zurück gelangt, unter welchem Arnold die hessischen Ortsnamen durchforscht. Daß Ortsnamen überhaupt wie geologische Schichten über einander liegen, ist gewiß nicht zweifelhaft. Es kommt nur darauf an, die Merkmale zu finden, nach denen sich das Alter solcher Schichten bestimmen läßt.

Arnold giebt eine Übersicht seiner Resultate S. 490 (vergl. 10. 233). Er unterscheidet drei Perioden. Der ältesten weist er zu die Namen auf -affa, -aha, -lar, -loh, -mar, -tar; der zweiten vom fünften bis achten Jahrhundert erstens die Personennamen, welche im Dativ als Ortsnamen stehen, die patronymischen Namen auf -ingen, -ungen, die Ableitungen auf -ahi, -ithi; zweitens die Composita auf -au, -bach, -born, -bruch, -berg, -bühel, -scheid, -furt u. s. w., welche nur Örtlichkeiten als solche bezeichnen und auf bewohnte Orte erst übertragen sind; drittens die Composita, die von Haus aus nur bewohnte Orte bezeichnen, wie die auf -büren, -wig, -hof (-hofen), -dorf, -heim, -hausen. Der dritten Periode, der Periode der letzten großen Rodungen (9.—12. Jahrhundert), überweist er die Namen, die mit Thal, Rode, Hagen, Sess, Burg, Feld, Stein, Kirche, Kappel, Münster, Zell, Winden componirt sind.

Daß es mit diesen Perioden nach der Meinung des Verfassers nicht allzu genau zu nehmen ist, zeigt manche Äußerung; z. B. S. 287: 'Wenn auch jede Periode ihre besondern Classen hat, so sind die Wortformen und Endungen doch nicht genau an eine bestimmte Periode gebunden. Insbesondere hat die ältere Art der Namengebung, wie sie dieser (der zweiten) Periode angehört, auch in der folgenden fortgedauert, während jüngere Namen ausnahmsweise auch schon früher vorkommen'.

So ist denn auch sonst die Argumentation etwas locker und lose. Ich finde überall mehr ungefähres Meinen als strenges Beweisen. Daß die Namen, welche christliche Begriffe oder Hindeutung auf Burgenbau enthalten, nicht älter sein können als das hessische Christenthum und die hessischen Burgen, das steht natürlich fest. Aber das Wort -burg an sich reicht noch nicht hin, um eine Burg im heutigen Sinne vorauszusetzen; es genügt, auf Grammatik 3, 418 und Waitz, Heinrich I², S. 231 ff. zu ver-

weisen. Wenn das Wort lôh durch strut und wald verdrängt sein soll, und deshalb -lôh einer ältern Periode zugewiesen wird, so verstehe ich das nicht. Die Wörter -strut und -wald sind durchaus nicht jung und lôch bietet noch das jüngere Mittelhochdeutsch im lebendigen Gebrauch. Ebenso kann -bah nicht für jünger als -aha, -dorf -heim nicht für jünger als -lâr gelten, wenn sich auch allerdings aha für lâr verhältnißmäßig früh aus lebendigem Brauche verloren.

Für die Ortsnamen der zweiten Periode zieht Arnold auch in Betracht, daß sie, wie er meint, auf den oberfränkischen Wanderungen sich außerhalb Hessens verbreiten. Diesen Wanderungen ist das dritte Capitel gewidmet. Die Oberfranken werden mit Zeuß für Chatten gehalten und die Wege der Chatten vom Stammlande bis nach Lothringen an der Hand der Ortsnamen aufgespürt. Aber der Beweis, daß diese Ortsnamen für Hessen charakteristisch seien, könnte nur durch umfassende Beobachtung aller deutschen Ortsnamen erbracht werden. Wenn dabei u. a. der Name der Stadt Metz (S. 204 f.) mit hessischem Metz (älteste Form Metzehe S. 63. 132. 300), Metzberg, Metzengraben u. s. w. combinirt wird, so ist das äußerst unwahrscheinlich. Die Ableitung der hessischen Namen direct von meizan (eine althochdeutsche Form mezan existirt nicht) mit Beziehung auf alte Opferstätten ist unmöglich; die ebenfalls beigezogenen Wörter Metzger, metzgen und metzeln kommen bekanntlich von macellum, macellare. Zum Theil mag in jenen Namen das Femininum Metze, Koseform von Mechthild stehen (ein Metzenweier liegt nach Arnold bei Margretenhaun). Für Metzehe böte sich etwa die freilich auch nur unsichere Anknüpfung an metze, metz 'Messer' Lexer 1, 2127: ein mit dichtem Spitzgras bestandener Platz könnte gleichsam 'Messericht' genannt sein. Gegen die Deutung von Metz aus dem Volksnamen der Mediomatriker (über diesen siehe Glück S. 137) darf mindestens nicht eingewandt werden, daß dann ein celtischer Name (Divodurum) durch den andern ersetzt worden wäre. Dasselbe ist bekanntlich auf dieselbe Weise in einer ganzen Reihe von gallischen Ortsnamen geschehen: Rheims, Soissons u. s. w.



Neben der chattisch-oberfränkischen Wanderung nach Westen soll nun gleichzeitig in wunderbarer Durchdringung eine alemannische Wanderung nach Norden den Rhein hinab einher gegangen sein (S. 162) Hierbei spielt die Schlacht von Zülpich wieder eine große Rolle. Aber man kann nicht mehr sagen, es sei 'ungewiß', ob der Sieg Chlodowechs über die Alemannen bei Zülpich stattfand (S. 162). Es ist vielmehr ziemlich gewiß, daß die Schlacht am Oberrhein geschlagen wurde (Junghans, Childerich und Chlodowech S. 41): Chlodowech kehrte über Toul nach Rheims zurück, also kam er nicht vom Niederrhein oder Mittelrhein. Wenn aber König Sigibert mit den Alemannen bei Zülpich kämpfte, so haben wir durchaus keinen Grund, daraus einen ethnographischen Schluß zu ziehen: so wenig als wir etwa aus dem russischen Feldzuge Napoleons schließen werden, daß sich im Jahre 1812 die Grenze Frankreichs bis nach Moskau ausdehnte.

Über das Verhältniß der von Chlodowech besiegten Alemannen zu Theodorich dem Großen wird S. 312 mit großer Unbefangenheit ohne Rücksicht auf neuere Forschungen (s. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte 2[2], 66. 67; Junghans S. 41—44; Meyer v. Knonau, Alemannische Denkmäler 1, 99 ff.) geredet.

Die Ortsnamen auf -ingen und -weiler hat man auch sonst schon für die Verbreitung der Alemannen verwerthet (vergl. z. B. Riehl, Die Pfälzer S. 99). Arnold fügt die auf -hofen, -beuren u. a. hinzu und meint S. 175: 'Es scheint in der That eine Zeit gegeben zu haben, wo die Alemannen nahezu jede ihrer Ansiedelungen mit weiler oder hofen benannten, ebenso wie die Franken mit heim oder hausen. Oder sie fügten den Personennamen die Ableitung -ing zu [so!], die gleichfalls gerade bei ihnen unendlich häufig ist'. Und S. 361 wird zwar anerkannt, daß die Namen auf dorf, heim und hausen auch bei Sachsen, Angelsachsen und Friesen vorkommen, aber nach Oberdeutschland sollen sie sich doch erst mit den fränkischen Wanderungen verbreitet haben. Allein S. 383 zeigt sich -heim wieder als unsicheres Kennzeichen, und wenn es blos die Masse thut, so kann aus dem Vorkommen einiger weniger -heim nicht auf fränkische Siedelung geschlossen werden. Dasselbe gilt aber von -ingen, -ungen. Daß die Genossen eines Geschlechtes beisammen wohnen bleiben, wie sie zusammen ins Feld zogen und zusammen eroberten, das findet sich bei allen Germanen: daher auch bei allen Germanen Geschlechtsnamen als Ortsnamen. Die bairischen -ing sind von den alemannischen -ingen nur in jüngerer Schreibung und Aussprache verschieden. Arnold verfolgt die -weiler und -hofen bis über Köln und Jülich hinaus, übergeht aber unter diesen 'nördlichsten Spuren alemannischer Niederlassungen' die Namen auf -ingen (mit Ausnahme von Ehingen zwischen Duisburg und Kaiserswerth), weil sie zum Theil fränkisch sein können (S. 167). Warum können sie dann weiter südlich nicht ebensowohl fränkisch sein? In der That kommen sie auch in den Niederlanden vor: ich zähle bei v. d. Bergh, Middel-nederlandsche Geographie[2] (Haag 1872) S. 234—255 vierundzwanzig Beispiele auf -ingen, -inge aus dem XII.—XIV. Jahrhundert (dazu wohl Amerongen, Kokkengen, Portengen S. 246. 247). In denselben Bezirken aber auch Namen auf -hoven (Bokhoven, Eindhoven, Emmichofen in Nordbrabant, Zevenhoven in Holland, Achthoven, Tienhofen in Utrecht), und auf -buren (S. 252. 257).

Wenn die Namen mit -weiler auf alemannischem Gebiet besonders häufig sind, so erklärt sich dies daraus, daß die Alemannen im Decumatenlande viele villares vorfanden; aber überall, wo römische Cultur sich befestigt hatte, gab es villae, villares, villaria. Und das Wort konnte von jedem andern deutschen Stamme ebensowohl beibehalten werden, wie von den Alemannen. Man braucht auf Menkes vortrefflichen Gaukarten nicht lange zu suchen, um z. B. südlich und westlich von Diedenhofen gleich ein

Rest von 5 villare (2 mal Simplex, 3 Composita) auszuheben. Das Simplex ist auf demselben Blatte (Spruner-Menke Nr. 32) auch in Brabant verzeichnet. Wenn man eben daselbst im Gebiete der Mosel und ihrer westlichen Nebenflüsse die -ingen, -inge verfolgen will, sollen da überall einst Alemannen gesessen haben? Arnold muß nach S. 172 allerdings so weit gehen. Vergl. Förstemann, Ortsnamen 278 f.

Nach dem Angeführten darf ich wohl aussprechen, daß ich in den beiden, oben hervorgehobenen, Richtungen des Arnoldischen Buches bis jetzt wenig sichere Resultate anzuerkennen vermag. Arnold hat in mehrjähriger Arbeit mit großem Fleiß die hessischen Ortsnamen zunächst gesammelt: er läßt es S. 36 dahin gestellt, ob er diese Grundlage seiner Forschungen einmal der Öffentlichkeit übergeben werde. Ich würde eine solche Veröffentlichung dringend wünschen. Hätte Arnold mit dieser Publication begonnen, läge uns eine nach dem Zeitpunct des ersten Vorkommens chronologisch geordnete Sammlung von Ortsnamen vor, und hätte er nur im Anschluß an diese äußere Chronologie einige Hypothesen über innere Chronologie und Verbreitung außerhalb des Stammlandes gewagt, so würde sein Werk allgemeine Anerkennung gefunden und wahrscheinlich den Anspruch auf unvergängliche Dauer erworben haben. Aber ich table nicht, daß er dies unterlassen. Es fragt sich, ob das Buch dann so anregend wäre; nichts ist anregender als Hypothesen, auch wenn sie gleich zum Widerspruche reizen. Und der fruchtbaren Anregungen ist das Werk voll. Der vorliegende Bericht hat so viel im Einzelnen bezweifelt und getadelt, daß ich noch einmal recht kräftig aussprechen möchte, wie ich dem Buche das eifrigste Studium und dem Verfasser die wärmste Dankbarkeit seiner Leser wünsche.

Die glänzendste Partie habe ich noch gar nicht erwähnt: ich meine das siebente und achte Capitel 'die ursprüngliche Bodenbeschaffenheit' und 'die Fortschritte des Anbaues'. Hier kommt dem Verfasser seine bewährte Einsicht in die alte Wirthschaft und in das alte Geschäft zu Gute. Der ursprüngliche Culturzustand der Germanen und ihre allmälige ökonomische Erhebung ist vielleicht nie so scharf und anschaulich geschildert worden. Wenn dabei gelegentlich (S. 592) Tacitus falsch citirt wird, so stört mich das nicht. Über das lehrreiche vierte Capitel wird sich der Verfasser wohl noch mit seinen speciellen Fachgenossen auseinandersetzen müssen. Seine Ansicht über die rechtliche Bedeutung des Bifang, über die herrschaftlichen Gemeinden, welche schon zur ältesten Zeit in einem der spätern Immunität ähnlichen Verhältnisse standen (S. 253), wird er gewiß noch Gelegenheit haben, des nähern zu begründen.

Um alles zusammenzufassen: es ist ein kühnes Buch, in seiner Kühnheit nicht immer glücklich; aber es wird Bahn brechen. Und wenn ähnliche Arbeiten für andere Landschaften nachfolgen, so wird man sich vielleicht jetzt um so eher mit gewissenhafter und sorgfältiger Vorlegung des chronologisch geordneten Materials oder doch mit reiner Sonderung von Thatsachen und Hypothesen begnügen, weil hier die Vermischung selber zeigt,

wie anziehend, aber auch wie gefährlich sie wirken kann. Die dringendste Aufgabe, wenn ich nicht irre, wäre die Fortsetzung von Leos Untersuchungen über die angelsächsischen Ortsnamen und eine Sammlung und Untersuchung der scandinavischen Ortsnamen: denn nur durch die vergleichende Behandlung aller germanischen Völker können wir auch hier zur Klarheit gelangen über das etwaige germanische Gemeingut und über die Errungenschaften der einzelnen Stämme.

Straßburg, 27. Juni 1876. Wilhelm Scherer.

Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. Leipzig, Duncker und Humblot. Erster Band (1880): Die Germanen der Urzeit. Zweiter Band (1881): Von dem römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814.

Deutsche Geschichte. Von Wilhelm Arnold. Zweiter Band: Fränkische Zeit. Erste Hälfte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1881.

Deutsche Rundschau 1882, Bd. 32, S. 313—315.

Der Titel 'Deutsche Geschichte' kommt endlich in die Mode. Die altüberlieferte Zaghaftigkeit unserer Gelehrten, das Ganze nur in weiter Ferne als ein unerreichbares Ziel vor sich zu sehen und am unsterblichen Einzelnen wie Ameisen herumzukriechen, der Unfehlbarkeitsdünkel, der über einen engen Kreis nicht hinausgehen will, um diesen sicher zu beherrschen und jeden Eindringling abzuwehren, die stolze Bescheidenheit, welche Gesammtdarstellungen den Halbwissern überläßt, um selbst mit der Meisterschaft im Kleinen zu prunken, alles das ist noch nicht todt, aber auf dem Rückzuge begriffen; schon bemerkt man Wetteifer in darstellender Zusammenfassung auf demselben Gebiete; und es giebt sogar bereits Gelehrte, die mit sich selbst wetteifern, und ihre Lieblingsepoche bald dichterisch, bald wissenschaftlich, bald knapp, bald ausführlich, bald illustrirt, bald unillustrirt behandeln.

Herr Dr. Kaufmann war durch vieljährige auf die älteste germanische Geschichte beschränkte wissenschaftliche Arbeit unzweifelhaft berufen, eine zusammenhängende Erzählung zu versuchen, wie er sie in dem oben genannten Werke geliefert hat. Und wir freuen uns sagen zu können, daß dieselbe im Ganzen und Großen gelungen ist. Das Buch ruht nicht nur auf ausgedehnter Forschung: es ist, von Einzelheiten insbesondere des zweiten Bandes abgesehen, auch ziemlich gut componirt; die Darstellung schreitet in kurzen Sätzen vor, denen man freilich hie und da Unterbrechung durch eine längere Periode wünschen möchte; aber durchweg spüren wir energische

Durchdringung und entschlossene Gestaltung des Stoffes. Der große Gang der Ereignisse, der Charaktere und handelnden Personen, die Zustände, die sie schaffen und aus denen sie hervorgehen, die realen geschichtlichen Mächte, auf denen die wichtigsten Entscheidungen beruhen, werden uns klar gemacht; und der Verfasser scheut sich nicht, zur Hypothese seine Zuflucht zu nehmen, wo die Quellen versagen. Wie wäre es auch möglich, in so dunkler Zeit einen Zusammenhang darzulegen, wenn man den Muth der Vermuthung nicht besäße? Eben darum liegt es in der Natur der Sache, daß jeder Kenner an einzelnen Puncten unzufrieden sein und andere Meinungen bevorzugt wünschen wird. Solche Differenzen wollen wir hier nicht austragen. Am schwersten vermissen wir im zweiten Buch des zweiten Bandes unter den germanischen Staaten auf römischem Boden eine selbständige Behandlung der Angelsachsen: einzelne Glieder dieses Volkes treten auf, sie greifen mächtig ein in die deutschen Verhältnisse; aber der Boden, auf dem sie gewachsen, wird uns nicht anschaulich gemacht; und doch können wir unter allen Germanen des siebenten und achten Jahrhunderts am meisten diesen Angelsachen ins Herz schauen und so durch ihre Vermittelung auch die übrigen verwandten Völker besser verstehen. Wenn der Verfasser dem Ostgothen Theodorich ein besonderes Capitel widmet, wenn er ihn sehr geschickt schon vorher in die Geschichte anderer germanischer Staaten verwickelt zeigt und dann doch ein Gesammtbild giebt und die Persönlichkeit zuletzt in glücklichem Contraste und glänzender Beleuchtung zeigt, so begreifen wir fast nicht die Entsagung, welche hier darauf verzichten mochte, dem fortlebenden Andenken des Königs noch einen Blick zu gönnen und das festausgeprägte Charakterbild des Dietrich von Bern der Sage mit dem großen Theodorich der Geschichte zu vergleichen.

Weniger hat uns das Buch von Professor Arnold befriedigt. Die 'Deutsche Urzeit' desselben Verfassers, die wir früher zur Anzeige brachten, wird jetzt nachträglich als der erste Band einer deutschen Geschichte bezeichnet, und die vorliegende 'fränkische Zeit' ist der Anfang der Fortsetzung. Die übrigen germanischen Staaten außerhalb des fränkischen werden, wie schon der Titel vermuthen läßt, nicht umfassend herbeigezogen. Arnold ist mit den Quellen weniger vertraut als Kaufmann; und er räumt der Reflexion, einem oft leeren Räsonnement mehr Raum ein als dieser. Wo Kaufmann kurz und straff, ist er breit, ja zerfließend. Man vergleiche etwa, wie beide Autoren den Chlodowech (Chlodwig bei Arnold) oder die Kaiserkrönung Karls des Großen darstellen. Bei Kaufmann weht immer die klare Luft der wirklichen Welt; die Gestalten, die Arnold zeichnet, verschwinden zuweilen in dem Nebel einer mystischen Romantik. Chlodowech soll nach Arnold die Nothwendigkeit einer Vereinigung romanischer und germanischer Stämme zum Schutz der christlichen Cultur gegen Slaven (?) und Araber erkannt haben, 'wenn er auch vielleicht weniger selbstbewußt für diese letzten Ziele, wie (als?) um seine Existenz und Herrschaft kämpfte'. Wie seltsam! Wenn Arnold in der Gründung des fränkischen Reiches 'etwas Providentielles'

sieht, kann er dann nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit zwischen dem beschränkten Menschen, der nur beschränkte und nahe Ziele hat, und der göttlichen Führung, die in die Zukunft schaut, unterscheiden, anstatt dem irdischen Gefäße selbst etwas von göttlicher Voraussicht einzugießen? Und welchen Sinn überhaupt hat die Wendung, man müsse dem Gregorius von Tours, dem alten Geschichtsschreiber der Franken, wohl zugeben, daß 'in der Gründung des fränkischen Reiches etwas Providentielles lag?' Darf, wer an die Vorsehung glaubt, sie nur zeitweilig und für besonders große Zwecke eingreifen lassen, wie einen König, der blos gewisse Hauptsachen seiner persönlichen Entscheidung vorbehält? Um Chlodowechs Politik durch einen Gegensatz recht zu heben, bemerkt Arnold: 'Wäre Theodorich ein Staatsmann gewesen (!), so wäre er nicht nach Italien gegangen, um hier im Dienst des oströmischen Kaisers zu regieren (?), er wäre in Pannonien geblieben und hätte dort in Verbindung mit den benachbarten Stämmen ein großes germanisches Ostreich zu gründen versucht.' Der arme Theodorich! Ein König, der seinen Beruf verfehlt hat! Ja wenn er so klug wie ein deutscher Professor des neunzehnten Jahrhunderts gewesen wäre! Bei der Kaiserkrönung Karls des Großen wird, mit Vernachlässigung der besten zeitgenössischen Nachricht, wieder das alte Märchen von der 'Überraschung' Karls des Großen aufgetischt und in kostbarer Weise ausgemalt. Der Professor der Rechte weiß uns zu erzählen, welche juristische Bedenken Karl hegte und wie diese Bedenken nur durch die plötzliche Überraschung gehoben werden konnten, welche der Papst sich in Scene zu setzen erlaubte: 'staatsmännisch wie er war (!), fühlte er wohl den Mangel der gesetzlichen Form und zugleich die Möglichkeit endloser Verwickelungen, wenn er trotzdem die Krone aus der Hand seines ersten Reichsbischofs annahm'. Wir wollen unsere unmaßgebliche Meinung über die Achtung vor dem formalen Recht, die bei einem 'Staatsmanne' des achten und neunten Jahrhunderts zu erwarten wäre, hier nicht näher entwickeln, und nur darauf hinweisen, daß Arnold den welthistorischen Act jener Krönung zuletzt gerade so auffaßt, wie die Gründung des fränkischen Reiches: 'Es ist etwas von unmittelbarer Inspiration dabei', sagt er wörtlich. Und wieder sind ihm die Menschen nicht blinde, was guten Sinn hätte, sondern halbbewußte 'Werkzeuge einer höheren Hand': er weiß genau, daß der Papst, der Kaiser und das Volk, das ihnen zujubelte, sich als solche 'ansahen'. Ganz wie der Mörder Guiteau: nicht?

[Anonym.]

Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Übersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. In drei Theilen. Erster Theil. Die Alterthümer der merowingischen Zeit. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen. Erste Lieferung. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1880.

Deutsche Rundschau 1881, Bd. 28, S. 321.

Das Buch verficht die nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft paradox zu nennende Ansicht, daß die indogermanischen Völker Europas nicht eingewandert seien, sondern von jeher ihre jetzigen Sitze eingenommen hätten. Paradoxien haben die Eigenthümlichkeit, daß sie mit besonders hellem Lichte leuchten und ihre Umgebung leicht verdunkeln. So ist auch in dem gegenwärtigen Buche die Paradoxie zu allermeist in die Augen gefallen und das öffentliche Urtheil über Lindenschmits Handbuch bestimmt sich in erster Linie darnach, ob ein Leser die Hypothese der Einwanderung aus Asien für bewiesen und undiscutirbar hält oder ob er sie einer neuen Betrachtung und Prüfung bedürftig glaubt. Auch wir sind durch des Verfassers Argumente keineswegs überzeugt worden, meinen aber, daß es unter allen Umständen nützlich ist, wenn man sich gezwungen sieht, die Berechtigung einer geltenden Hypothese neu zu untersuchen und sich auf die Gründe zu besinnen, auf denen sie beruht. Denn ein starkes Element der Überlieferung, ja wir möchten sagen: die Mode macht sich leider in allen Geisteswissenschaften geltend: die jüngeren Generationen empfangen eine Summe vermeintlicher oder wirklicher Wahrheiten von ihren Vorgängern, und die frühe Gewohnheit des Glaubens ist auch hier eine Macht, der sich selten jemand ganz entziehen kann. Willkommen muß daher jeder Zweifel geheißen werden, der an dem Überlieferten und Herrschenden rüttelt; er wird entweder zur Erschütterung eines eingewurzelten Irrthums oder zur Befestigung einer alten Wahrheit dienen; und in beiden Fällen ist er nützlich. Keineswegs aber können wir den Kampf gegen die indogermanische Wanderungshypothese als den bezeichnendsten Zug des Werkes von Lindenschmit anerkennen; der Accent liegt auf ganz anderen Dingen; und die Bedeutung des Buches ist unabhängig davon, ob der Verfasser gegen die bisherige Ansicht von der europäischen Urgeschichte Recht hat oder nicht. Lindenschmit wird uns eine Übersicht gewähren über ein Gebiet, das er wie wenige beherrscht und das zu beherrschen bei der Masse der Funde täglich schwerer wird. Er will die Resultate der germanistischen Studien über das deutsche Alterthum ergänzen durch eine 'Untersuchung der unmittelbaren Hinterlassenschaft der Vorzeit'. Und er legt diese Untersuchung vor, indem er von dem verhältnißmäßig Sicheren beginnt und zu dem Unsicheren vorschreitet. Er behandelt zuerst die Alterthümer und Gräberfunde aus der Zeit der merovingischen Könige, wird darauf die Anfänge der deutschen Geschichte zur Zeit der Römer und schließlich die vorgeschichtlichen Erscheinungen antiquarisch erörtern. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß er mit diesem

Unternehmen nach vielen Seiten hin sich den Dank der Gelehrten und Liebhaber erwerben und dem Studium unserer Alterthümer einerseits neue Impulse geben, andererseits ein wichtiges, fortan unentbehrliches Hilfsmittel zuführen wird.

[Anonym.]

Ostgermanisch und Westgermanisch.

Ein kunstgeschichtliches Argument.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1876, Bd. 2, S. 213.

In den Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale Bd. 18 (Wien 1873) S. 272 hat Herr Dr. Georg Dehio in München darauf aufmerksam gemacht, daß das sogenannte Zangenornament an der Grabkirche Theodorichs des Großen zu Ravenna bis jetzt nur in verschiedenen norwegischen Variationen nachweisbar ist, und daß man nothwendig gemeinsamen Ursprung der ravennatischen und norwegischen Formen annehmen müsse. 'Somit — bemerkt Herr Dr. Dehio — wäre der Beweis des germanischen Ursprungs jener ravennatischen Ornamente positiv erbracht'.

Herr Dr. Dehio führt die besprochenen Formen auf zwei einfachere von Semper und Conze als indogermanisches Gemeingut angesehene Ornamente zurück, aus deren Zusammenrückung jenes Zangenornament entstanden sei. Er schließt mit den Worten: 'daß diese, wenn man so sagen soll, Erfindung nicht überall gemacht worden ist, daß sie vielmehr außer bei den Gothen nur bei den Norwegern vorkommt, das erklärt sich daraus daß die erstern der den Scandinaviern am nächsten verwandte germanische Stamm waren.'

22. 6. 76. Scherer.

Beóvulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Zweite Auflage. (Auch unter dem Titel Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. III. Band. Angelsächsische Denkmäler. I. Theil.) Paderborn, Schöningh, 1868. VI und 273 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1869, Bd. 20, S. 89—112.

Diese Ausgabe des Beóvulf, welche dem Bedürfniß von Anfängern zu dienen wünscht, ist 1863 zuerst erschienen. Daß verhältnißmäßig bald eine neue Auflage nothwendig wurde, legt ein sprechendes Zeugniß ab für die große Brauchbarkeit des Buches. Vielleicht würde es den Zweck, den es anstrebt, noch besser erreichen, wenn eine kurze angelsächsische Gram-

matik beigegeben wäre, die nur das Nothwendigste berühren und einige Kenntniß des Gothischen und Altdeutschen voraussetzen müßte. Unter dem Nothwendigsten verstehe ich auch ein bischen Syntax: in einer gedrängten Betrachtung des Instrumentals würden sich z. B. die Wendungen aldrum nēđan, aldre genēđan (Kreß, Gebrauch des Instrumentals in der angelsächsischen Poesie S. 28) ganz anders ausnehmen als jetzt, wo aldrum, aldre lediglich im Glossar S. 212 durch 'mit Gefahr des Lebens' übersetzt werden. Überhaupt bin ich, was das Glossar anbelangt, mit dem Herausgeber, dem ja wohl ein Lehrbuch für Universitäten vorgeschwebt hat, in einem Puncte principiell nicht einverstanden. Ich erblicke die Norm für derartige Glossare in dem, was Lachmann, Vorrede zur Auswahl S. XXI, als seinen Grundsatz hinstellt: 'Entsprechende Ausdrücke zur bequemen Übersetzung einzelner Stellen sind eher vermieden als gesucht: es galt mir die bestimmte Bezeichnung des Begriffs. Denn jenes fügsame Anschmiegen, das dem sprachgewandten Übersetzer freilich geziemt, führt in Lehrbüchern nur zu nachlässiger Leichtfertigkeit und schiefem Auffassen'. Es wäre unnöthig, alle Beispiele zusammenzustellen, in denen Dr. Heyne Übersetzung statt Erklärung giebt. Anderes verdient besondere Hervorhebung.

Wenn ân (ein) Z. 2411 eorđsele ânne 'diesen, jenen' bedeuten soll, weil von der Höhle schon die Rede war: so ist die Frage aufzuwerfen, ob die frühere Erwähnung auch sicher echt und alt ist und ob nicht ânne hier vielmehr 'einsam' bedeuten wird. Für die zweite verglichene Stelle, Z. 2775, wie für das ähnlich mit 'entfernterer demonstrativer Bedeutung' (S. 238 f.) angesetzte sum ist zunächst die eigenthümliche Verwendung des mittelhochdeutschen ein im Epos herbeizuziehen, wovon Rieger Zur Kritik der Nibelunge S. 61 Anm. gehandelt hat. — aglæca] ahd. egileihhi (eikileihhi, eigilaihi Graff 2, 155) wird mit Recht nach dem Vorgang Müllenhoffs (Kuhns Zeitschrift 12, 141) verglichen, hat aber mit dem goth. aglô, agls nichts zu thun, und heißt auch nicht Trübsal, sondern phalanx: der Etymologie entsprechend 'was sich disciplinirt (egî disciplina Graff 1, 103) bewegt.' Darnach ergeben sich denn auch die angelsächsischen Bedeutungen ganz anders. — 'ær Comparativbildung von â'. Das ist etwas stark. Der Herausgeber des Ulfilas mußte sich doch des gothischen air erinnern. Nur mag dahingestellt bleiben, ob nicht der Comparativ airis darin steckt, vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 105 f. — S. 137 'Oft hebt dæl die einem Individuum überhaupt eigene Summe einer Sache oder Eigenschaft hervor.' Die Erklärung wäre wohl nicht gegeben, wenn sich der Verfasser des mittelhochdeutschen ein teil in ironischer Verwendung erinnert hätte: Mittelhochdeutsches Wörterbuch 3, 20a. Wie unzweifelhaft geht z. B. 3128 ænigne dæl auf eine große Masse. — S. 145 war ést zu schreiben, da sonst féđe u. ähnl. geschrieben wird. — S. 152 nicht fǣted, sondern fæted, vergl. gothisch fêtjan κοσμεῖν: Müllenhoff bei Kuhn 12, 141; Dietrich bei Haupt 12, 271. Und dies fêtjan ist doch wohl

nichts anderes als ein Denominativum von einem verlornen fêt, angelsächsisch fæt. — hägsteald] Greins vom Verfasser adoptirte Erklärung ist schwerlich richtig, siehe Müllenhoff bei Haupt 12, 297. 386. — S. 181. Warum her 'hier' und nicht hêr? Auch gen statt gên (aus gegn, wie pên, pênian, rên, rênian) S. 186 und noch andere Quantitätsbezeichnungen begreife ich nicht. — S. 192 hvîl] hvîlum scheint 865. 868 'einerseits — anderseits' bedeuten zu müssen. Oder vielleicht 'während — indessen'? — S. 194. Die Vermuthung über icge wäre besser verschwiegen geblieben. Daß incge zu lesen wie 2578 ist noch das Wahrscheinlichste, und bei der Erörterung von Bouterwek, Haupts Zeitschrift 11, 88 f., kann man sich vorläufig beruhigen. Die Änderung Inges lâse scheint mir unberechtigt. — Daß S. 201 lîf für ein starkes Masculinum ausgegeben wird, beruht wohl auf einem Druckfehler. — S. 205a mægburh in Z. 2888 soll Volk bedeuten. Ich kann mir nicht vorstellen, was den Verfasser (und Herrn Dr. Grein) bewog, von der gewöhnlichen Erklärung abzuweichen, wonach mægburh die Maagschaft, das Geschlecht (eóvrum cynne-2886) ist und zu monna æghvylc construirt werden muß. Auch die Erklärung 'Gesammtheit der zu einer Burg gehörigen blutsverwandten Individuen' ist nicht gut. Die Geschlechtsgenossen sind als Nachbarn und als eine politische Einheit, als Gemeinde, als Dorf angesiedelt (Waitz, Verfassungsgeschichte I, 76 ff. 2. Aufl.; vergl. Brunner in dieser Zeitschrift 1866, S. 734). Diese Ansiedelung selbst heißt burg, gleichviel ob man sie befestigt, durch Schanzen zur Vertheidigung eingerichtet oder dem italischen borgo entsprechend offen denken will: vergl. Waitz, Heinrich I. S. 231 f. der neuen Bearbeitung. — Wie bei mægburh so ist auch bei mægđ der Verfasser zu leicht bereit, die Ausdehnung des Begriffes auf ein' ganzes Volk anzunehmen. Man wird mit der Bedeutung tribus meistens auskommen, gemäß der Glosse progenies vel tribus: mægþ. Geradeso steht das althochdeutsche kunni (wir fanden bereits mægburh und cyn Beóvulf 2886 parallel) für generatio, progenies und tribus, die kunnelinge sind contribules (Graff IV, 438. 442): eine Thatsache, deren Bedeutung Waitz, Verfassungsgeschichte I, 84, Note 2 unterschätzt. Daß dabei das Wort einer erweiterten Anwendung fähig ist, soll nicht geleugnet werden. Zunächst liegt in Bezeichnungen wie West-Seaxna mægđ, Norđanhymbra mægđ (Waitz S. 78, Note 2) ein solcher Gebrauch vor. In Hrodgars Dänenreiche wird es eine Eást-Dena mægđ eine Vest-Dena mægđ u. s. w. gegeben haben, im Geátenreiche vielleicht eine Vedera mægđ u. s. w. S. 205b. Unter den Compositis von mecg fehlt Greát-mecg, ein Wort, das überhaupt nirgends aufgeführt erscheint. — S. 209. Beóvulf 2575 þær he þŷ fyrste forman dôgore vealdan môste, svâ him Vyrd ne gescrâf hrêđ ät hilde. Dr. Heyne erklärt sehr gezwungen: 'Da er zu dieser Zeit das erste Mal walten mußte, wie ihm das Schicksal nicht beschieden, der Berühmte beim Kampfe.' Gemeint soll sein: 'Er mußte zum ersten Male den Feind im Schwertkampfe angreifen, in dem ihm das Schicksal den Sieg versagte', der ihm nur im Faustkampfe

beschieden war. Auch Greins und anderer Auffassungen befriedigen nicht. Mir scheint es ohne Schwierigkeit, zu erklären: 'Da er damals des ersten Tages waltete (d. h. den ersten Tag erlebte)', an dem ihm das Schicksal nicht Ruhm beschied beim Kampfe'. — S. 225 bringt für sceótend wieder Leos Erklärung 'die hervorragenden, angesehenen', die schon Müllenhoff zum Hildebrandslied 51 (Denkmäler S. 253) mit Recht entschieden zurückwies. Es ist geradeso Benennung des Kriegers von der Kampfweise wie rîdend 2458 (vergl. mittelhochdeutsch rîter, ritter), welchem häleđ parallel steht. — S. 227. Unter self hätte wohl die merkwürdige Construction Z. 1734 þät he his selfa ne mäg . . . ende geþencean wo man his selfes erwartet, besondere Erwähnung verdient: vergl. Grimm, Grammatik IV, 360. Grein, Dichtungen der Angelsachsen I, 269, übersetzt unrichtig: 'so daß er selbst nicht mag ans Ende denken' statt 'an sein eigenes Ende'. — S. 237 begegnen wir unter stælan einer überkünstlichen Auffassung von Beóvulf 2486. Greins Erklärung (Sprachschatz II, 477; Beóvulf S. 162) ist ohne allen Zweifel vorzuziehen. — S. 238 ist suhtor-ge-fäderan angesetzt, also ge, wie es scheint, für die Conjunction ge 'und' erklärt, im Text 1165 schreibt der Herausgeber suhtor-gefäderan, nimmt also ge für die untrennbare Partikel: beides falsch, es ist suhtorge-fäderan abzutheilen, wie aus Greins Sprachschatz II, 493 hervorgeht.

Nach welchem Princip gelegentlich andere germanische oder außergermanische Sprachen zur Vergleichung herbeigezogen sind, ist mir nicht klar geworden. Gewiß aber darf man fordern, daß die Vergleichung wenigstens Verdeutlichung bewirke, daß also z. B., wenn dem ags. ýđ das entsprechende althochdeutsche Wort beigesetzt wird, dies in der Form undea, undja geschehe, nicht in der Form unda, die den angelsächsischen Umlaut als räthselhaft erscheinen läßt.

Daß (wie sich schon bei mægburh und mægđ zeigte) die technischen Ausdrücke, die sich auf Recht und Verfassung beziehen, nicht mit gehöriger Präcision wiedergegeben sind, ist ein Übelstand, den das gegenwärtige Glossar mit den meisten unserer Wörterbücher theilt. Gerade in dieser Richtung war es aber möglich, die Erklärung des Beóvulf um ein beträchtliches zu fördern. Ich muß mich hierüber um so mehr auf Andeutungen beschränken, als mir von der einschlägigen Litteratur augenblicklich nur der Aufsatz von Konrad Maurer Über angelsächsische Rechtsverhältnisse (in der Kritischen Überschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft) zur Hand ist.[1])

---

[1]) Indem ich die nachfolgenden Bemerkungen abschließen will (August 1868), kommt mir ein Aufsatz von A. Köhler zu: Germanische Alterthümer im Beóvulf (Pfeiffers Germania N. R. 1, 129 ff.), worin ein besonderer Abschnitt von Standesverhältnissen, Königthum und Gefolgschaft handelt. Der Verfasser hat sein Thema lange nicht erschöpft. Hinter Vilmars ähnlicher Betrachtung des Heliand ist er beträchtlich zurückgeblieben, während es möglich war, sie an Vollständigkeit und Genauigkeit zu überbieten. Dies schließt keineswegs aus, daß nicht dem Verfasser einzelne Förderungen der Sache geglückt wären. Am meisten zu rügen ist die Beschränkung auf den

Folcriht Z. 2609 erklärt Dr. Heyne 'Gerechtsame der streitbaren Männer eines Stammes.' Warum nicht mit Grein 'rechtlicher Antheil am Gemeinbesitz'? Es handelt sich an der Stelle um die Motive, welche Viglaf antrieben, Beóvulf in seinem Kampfe mit dem Drachen zu Hilfe zu kommen: 'er war eingedenk der Begünstigung (þâ âre, vergl. Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heliand S. 70, über altsächsisches êra), daß ihm Beóvulf einst überließ die reiche Wohnungsstätte der Vaegmundinge, jegliches der folcrihta, die sein Vater besessen hatte.' Es liegt am nächsten, dabei an die Vergabungen von Staatsgütern (folcland) zu denken, welche Maurer a. a. O. I, 102 f. bespricht. Ganz wie man in Rom einzelne agri vectigalis aus dem ager publicus ausschied, so wurden auch bei den Angelsachsen Stücke des Volklandes leihweise an Privaten zu besonderem Besitz ausgethan: dies ist das folcland im engeren Sinne, und da riht vielfach nichts anders als Besitz bedeutet (Dietrich, Haupts Zeitschrift 10, 338), so kann folcriht dem engeren Begriff des Volklandes gleichkommen. Die Verleihung des Volklandes geschah in der Regel nur auf bestimmte Zeit, es scheint aber auch Verleihung auf Lebenszeit vorgekommen zu sein, und 'wir wissen selbst, daß beim Tode des Beliehenen die Wiederverleihung an dessen Sohn unter Umständen von der Gnade des Königs geradezu erwartet oder erbeten wurde.' (Vergl. Vidsidh 95?) Dies wäre also hier der Fall gewesen. Nur daß ganz besondere Verhältnisse dabei obwalteten.

Es ist mir unerfindlich, was Herrn Heyne bewegen konnte, seine Auffassung der schwedischen Beziehungen Beóvulfs auch in der zweiten Auflage, Greins Erörterung in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur 4, 274 ff. gegenüber, aufrecht zu halten. Der Schwedenkönig Onela, Ongenthios Sohn (2388), ist im Kriege mit den Geáten, die seinen Neffen Eanmund und Eadgils Schutz gewähren. Veohstan, Viglafs Vater, auf Onelas Seite kämpfend, erschlägt den Eanmund. Der Geátenkönig Heardred fällt ebenfalls. Aber Onela zieht sich zurück, da Beóvulf Heardreds Nachfolger wird, und belohnt den Veohstan, statt seinen Neffen an ihm zu rächen. Beóvulf seinerseits sucht Blutrache für Heardred, unterstützt Eadgils und tödtet Onela. Nun wurde ohne Zweifel Eadgils König der Schweden. Sicherlich war es sein dringendstes Geschäft, Blutrache für den Bruder zu nehmen, und so mußte dessen Mörder Veohstan flüchten und verlor seine schwedischen Besitzungen. Veohstan war ein Vaegmunding, auch Beóvulf gehörte diesem Geschlechte an und vererbte auf Veohstans Sohn Viglaf das Reich: Viglaf heißt 2604 leód Scylfinga 'ein Schwedenfürst' (natürlich kein regierender Fürst, so wenig als Beóvulf, ehe er König ist, 341 durch

---

Beóvulf: eine antiquarische Monographie mußte doch das übrige angelsächsische Epos herbeiziehen. Warum hat sie z. B. beim Gefolge kein Wort für den Byrhtnoth. Zu S. 152 bemerke ich, daß nicht blos der þyle, sondern auch der Musiker seinen Platz zu Füßen seines Herrn hat (Grein, Bibl. 1, 209, Z. 80).

die Bezeichnung Vedera leód oder Vulfgar 348 durch die Bezeichnung Vendla leód für einen solchen ausgegeben werden soll): also waren die Vaegmundinge ein schwedisches Geschlecht, Veohstan kämpfte als Unterthan auf Onelas Seite, und Beóvulfs Vater mag aus Schweden an den Geátenhof gekommen sein. Veohstan, aus Schweden vertrieben, flüchtete jetzt zu seinem Blutsfreund Beóvulf und starb im Geátenland (2624 f.). Wie kam aber Beóvulf dazu, dem Viglaf das Stammgut der Vaegmundinge zu überlassen, das nur in Schweden gelegen haben kann? Ich weiß mir die Sache nur zu erklären, wenn Beóvulf entweder in einem glücklichen Kriege den Theil Schwedens unterwarf, worin jenes Stammgut lag, oder wenn er gegen sein Lebensende, etwa seit dem Tode des Eadgils, auch die Schweden beherrschte. Wir haben weder für das eine, noch für das andere ein directes Zeugniß. Denn mit Heyne Z. 3006 Scylfingas für Scyldingas zu lesen, geht nicht an, wie Müllenhoff in Haupts Zeitschrift Neue Folge 2, 239 zeigt.

Ich darf zum Schluß nicht verhehlen, daß trotz dem Angeführten folcriht vielleicht untechnisch zu nehmen ist. Es steht nicht vícstede veligne Vægmundinga and folcrihta gehvylc: die Conjunction fehlt zwischen den beiden Gliedern, so ist vielleicht das zweite nur Umschreibung und nähere Bestimmung des ersten: zuerst wird die reiche Wohnstätte, dann die damit verbundenen Besitzrechte des Stammgutes hervorgehoben.

Die eben besprochene Vergabung, welche eine Restitution ist, unterscheidet sich sehr wesentlich von zwei anderen Schenkungen, die unser Gedicht erwähnt.

Mit der einen werden zwei Brüder, Gefolgsleute des Geátenkönigs Hygelac, belohnt für den Tod des Schwedenkönigs Ongenthio. Hygelac schenkt jedem Z. 2995 hund þúsenda landes and locenra beága 'hunderttausende Landes und geflochtener Ringe'. Was will dieser Ausdruck sagen? Soll der Werth der ganzen Schenkung nach Geld geschätzt, in Münzeinheiten (etwa Schillingen) ausgedrückt werden? Also was etwa die Übersetzung 'Hunderttausende an Land und Armringen' ausdrücken könnte? Jedenfalls darf man die Zahlangabe nicht zu einem Schluß auf den Reichthum jener Zeit benutzen. Es ist Übertreibung eines Dichters, der sich in demselben Athem einer anderen willkürlichen Erfindung schuldig macht. Hygelac, der eben erst die Regierung angetreten hat, soll eine heiratsfähige Tochter besitzen und einen jener Brüder durch ihre Hand beglücken. Aber später, zur Zeit von Beóvulfs Kampf mit Grendel, ist Hygelac noch jung (1832. 1970), seine Frau Hygd ist sehr jung (svíđe geong 1927), und bei seinem Tode hinterläßt er einen unmündigen Sohn. Wie kann man mit Grein für jene Tochter eine erste Ehe Hygelacs erfinden? Nehmen wir an, er habe mit 20 Jahren zum ersten Mal geheiratet, seine Tochter mit 16 Jahren, so erhalten wir trotz der unwahrscheinlichen Niedrigkeit unserer Ansätze immer einen jungen Mann von ungefähr 40 Jahren. Das kommt davon, wenn man altepische Gedichte unbesehens für einheitliche Werke

nimmt[1]). Der Interpolator, der an unserer Stelle mit hunderttausenden um sich wirft, macht sich auch sonst verdächtig. Die ganze Geschichte jener zwei Brüder ist freilich nicht von seiner Erfindung, aber die Relation, die er benutzt, widerspricht der Z. 1969, wo Hygelac selbst Ongenthios Töbter heißt. Und er macht überdies davon einen falschen Gebrauch. Die Geáten sollen sich fürchten, es werde nach Beóvulfs Tod die alte Feindschaft mit den Schweden wieder ausbrechen: zum Beleg dieser Feindschaft erzählt er Ongenthios Tod: seitdem aber waren schon ganz andere Fehden zwischen beiden Völkern durchgefochten und beigelegt worden, an diese durfte er höchstens erinnern. Vergl. Müllenhoff a. a. O. 237 ff.

Die zweite Schenkung, die ich erwähnen will, ist die von Hygelac an Beóvulf 2169: him gesealde seofan þûsendo, bold and bregostôl 'er übergab ihm sieben Tausend, Bau (ein Haus) und Herrscherstuhl'. Z. 2371 (hord and rîce, beágas and bregostôl) und 2390 bedeutet bregostôl den Königsthron. Da hier Beóvulf thatsächlich nicht König wird, so muß brego einen allgemeineren, aber doch analogen Sinn haben: Hygelac macht ihn zum Unterkönig (Waitz, Verfassungsgeschichte I², 308, Note 1), und zwar über sieben Tausendschaften (Waitz a. a. O. 166, Note 2): denn daß unter den seofon þûsendo Geld zu verstehen sei und nicht Menschen, wie Dr. Grein meint, hat geringe Wahrscheinlichkeit. Die gleichzeitige Übergabe des Schwertes (Hredels Erbstück 2191 ff.) scheint die symbolische Bedeutung zu haben, die Grimm Rechtsalterthümer 167, 4 bespricht. Das Gedicht fährt — motivirend, denke ich — fort: Him väs bâm samod lond gecynde, eardêðelriht, ódrum sviðor sîde rîce, þâm þær sêlra väs: 'es war ihnen beiden unter diesem Volke das Land, Heimats- und Erbbesitz angestammt, aber die weitreichende Königsmacht dem einen mehr, der besser war'. Nämlich Hygelac. Zur Erläuterung vergleiche man z. B. Gregor von Tours III, 14, wo sich der Rebell Munderich für einen Angehörigen der königlichen Familie ausgiebt und daraus folgert: Quid mihi et Theuderico regi? Sic enim mihi solium regni debetur ut illi. An unserer Beóvulf-Stelle scheint aber zwischen Privatrecht und Staatsrecht geschieden zu werden. Die regierende Familie ist nach Privatrecht Eigenthümerin des Landes: nur ein Mitglied derselben aber bekleidet die höchste Würde des Staates. Nach welchem Gesichtspunct und wie wurde das Recht dieses Familiengliedes bestimmt? Wer ist se sêlra? Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, sagt Tacitus. Der König, der 'nach Maßgabe der höheren Abkunft' zur Regierung berufen ist, müßte derjenige sein, der das bessere Erbrecht besitzt. Also z. B. der Mannesstamm

[1]) Eine kritische, Echtes und Unechtes sondernde Arbeit über den Beóvulf steht von Müllenhoff zu erwarten. Deren Resultate liegen mir durch Müllenhoffs Güte vor. (Die Untersuchung steht in Haupts Zeitschrift N. F. 2, 193—244. Ich habe im December 1868 einiges daraus der vorliegenden Recension einfügen, aber nicht alles mehr weglassen können, was mittlerweile durch Müllenhoff erledigt ist.)

vor dem Weibstamm, wie hier Hygelac vor Beóvulf. Oder der ältere Bruder vor dem jüngeren, wie 2439 der ältere Herebeald der freávine des jüngeren Haedcyn heißt. Daß es sich in Wahrheit aber anders verhält, ersehen wir aus 2370 ff.

Nach Hygelacs Tode bietet dessen Wittwe Hygd dem Beóvulf die Regierung an: 'sie traute ihrem Sohne nicht zu, daß er gegen fremde Völker das Reich schützen könne.' Dennoch konnten es die Unglücklichen (ihres Königs beraubten) bei Beóvulf nicht erlangen, daß er Heardreds (des hinterlassenen Kindes) Herr würde oder die Königswürde annähme, sondern er stand dem Heardred mit seinem Rathe freundlich zur Seite, bis dieser älter wurde und selbst regierte'. Es war also Beóvulfs guter Wille, daß hier das höhere Geburtsrecht des Mannsstammes geachtet wurde.

Ähnlich wurde von den Ostgothen einst nach Thorismunds Tode, da dessen Erben, die Brüder Walamer, Theodemer (Theodorichs des Großen Vater) und Widemer, noch minderjährig waren, Gensimund zum König begehrt. Gensimund, durch Waffenleihe in das Geschlecht der Amaler adoptirt, weigerte aus Ergebenheit gegen das königliche Haus die Annahme der Krone und wahrte so die Rechte der jungen Fürsten. Köpke, Anfänge des Königthums bei den Gothen (Berlin 1859) S. 141; Dahn, Könige der Germanen II, 60. Für diese Treue wurde Gensimund, dem Cassiodor zu Folge, in gothischen Liedern besungen: er ist nach Müllenhoff bei Haupt 12, 254 der historische Vorläufer des mythischen alten Hildebrand. Vergl. auch Köpke S. 186 und S. 193; über Absetzung durch das Volk Dahn I, 169.

Es stimmt zu der obigen Stelle des Beóvulf, daß Hrodgar der Dänenkönig 1846 ff. die Ansicht ausspricht, nach Hygelacs etwaigem Tode würden die Geáten keinen Besseren finden können, um ihn zum König zu wählen, als Beóvulf (þät þe Sæ-Geátas sælran näbben tô geceósenne cyning ænigne).

Hieraus folgt, daß nach der Anschauung unseres Gedichtes das Familienglied, welches die Regierung führen sollte, durch Volkswahl bestimmt wurde, daß die Wahl des Volkes auch in der Regel das nähere Erbrecht berücksichtigte, daß sie aber nicht daran gebunden war und vor allem auf die Regierungsfähigkeit sah, auf die Kraft, Erfahrung und Einsicht, welche die Leitung des Staates, seine Vertheidigung gegen innere und äußere Feinde erforderte. Auch in diesem Sinne war Hygelac zur Zeit seines Regierungsantrittes vielleicht 'besser' als der jüngere und unerfahrnere Beóvulf. Wie nach Hygelacs Tode seine Wittwe dazu kommt, dem Beóvulf die Krone anzubieten (hord and rîce 'Staatsschatz und Regiment'), ist schwer zu sagen. Jedenfalls handelte sie nicht selbständig, sondern in Übereinstimmung mit dem Volke, dessen Wahl allein zu entscheiden hatte. Vielleicht will das Gedicht nur ihre Bereitwilligkeit hervorheben, das Geburtsrecht ihres Sohnes dem Wohle des Staates nach-

zusetzen. Vielleicht hängt die Sache mit der rechtlichen Natur des Schatzes, der Identificirung des Staatsvermögens und des Vermögens des Königs zusammen.

Noch schärfer finden wir den Grundsatz der Fähigkeit zur Regierung als Recht auf die Regierung in den dänischen Verhältnissen ausgeprägt, von denen der Beóvulf berichtet. Wir sehen daraus, wie leicht das Geburtsrecht umgangen und unter Wahrung der äußeren Legalität jenes ex nobilitate thatsächlich in das ex virtute verwandelt werden konnte.

Z. 858 ff. nach Beóvulfs Sieg über den Unhold Grendel sprechen die dänischen Edlen unter einander, es gäbe keinen tüchtigeren Mann unter dem Himmel als Beóvulf und keiner sei der Regierung würdiger: gleichwohl tadelten sie ihren König Hrodgar nicht, sondern das war ein guter König. Auf wen sich ihr indirecter Tadel aber bezog, das wird uns Z. 902—916 gesagt, nachdem vorher das Lob, das Beóvulf bei den Dänen fand, wie man ihn mit dem Drachentödter Sigemund dem Välsing verglich u. s. w., näher ausgeführt ist. Z. 902 ff. tritt ein König Heremod auf, dessen Regierung gut begann, der aber durch ein großes, langdauerndes Unglück in einen Tyrannen umgewandelt wurde und sein Volk bedrückte. Insbesondere scheinen nach 1710 f. die uns sonst unbekannten Söhne des Ecgvela unter seinem grausamen Regiment gelitten zu haben (ich setze 1711 nach Âr-Scyldingum ein Punctum). Nun fürchtete mancher, der bei Heremod keine Hilfe gegen Übel gefunden hatte, daß dieses Königs Sohn das Erbe seines Vaters antreten und das Dänenreich in seine Hand bekommen sollte. Da wurde ihnen allen Beóvulf lieber.

Der Sinn ist, denke ich, klar: man fürchtet, nach Hygelacs Tode werde Heremods Sohn zur Regierung kommen, man wünscht statt dessen Beóvulf. Und dies war offenbar Hrodgars eigener Wunsch. Wie sollte er ihn bewerkstelligen? Durch Adoption Beóvulfs: 'ich will dich an Sohnesstatt lieben', sagt er ihm 949 und ermahnt ihn: 'Halte hinfort geziemend deine neue Sippe'. Darauf beruft sich 1475 ff. Beóvulf: 'Erinnere dich', ruft er Hrodgar zu, 'was wir früher ausmachten, daß du mir immer wäreſt an Vaters Stelle'[1]). Und nochmals versichert Hrodgar 1707 f.: 'Ich werde dir meine Liebe ganz leisten (mîne gelæstan freóde) wie wir früher ausmachten'. Allerdings fällt es auf, daß beim Abschied Z. 1854 ff. die Aussicht auf künftige Vereinigung des Geáten- und Dänenlandes nicht ausdrücklich betont wird.

Die Adoption an sich hat nicht nothwendig eine tiefere rechtliche

[1]) Die zuletzt angeführten Worte weist Müllenhoff dem Fortsetzer des ersten Liedes zu, die Äußerung Hrodgars aber, auf die sich Beóvulf bezieht, dem Interpolator A: Haupts Zeitschrift N. F. 2, 203. Ich deute das Bedenken an, ohne daß ich einen bestimmten Vorschlag zur Abhilfe wüßte. Auch fällt auf, daß der Interpolator A, wo er in der ersten Fortsetzung mit Vorliebe die Familie Hrodgars ans Licht stellt (Müllenhoff a. a. O. 205. 206), den Heoroveard nicht kennt, den er in der zweiten Fortsetzung einführt.

Bedeutung. Der Ostgothe Theodomer besiegt den Suevenkönig Hunnimund in einer Schlacht und nimmt ihn gefangen, begnadigt ihn aber, adoptirt ihn und entläßt ihn mit den Seinigen. Die Verbindungen Theodorichs des Großen mit anderen germanischen Fürsten wurden auch theils durch Verschwägerungen, theils durch Adoptionen befestigt. S. Dahn I, 118. II, 134. 272. Daß aber Beóvulfs Adoption durch Hrodgar sehr ernste staatsrechtliche Folgen haben sollte, ergiebt sich mit Bestimmtheit: vergl. 1163 ff.

Nicht alle maßgebenden Persönlichkeiten am dänischen Hofe waren mit dem Plane Hrodgars einverstanden. Die Königin Vealhtheo geht beim Gelage zu dem Platze, den Hrodgar und Hrodulf (1018), Oheim und Brudersohn, einnehmen: 'die hatten da noch Friede mit einander, jeder war dem anderen treu; ebenso saß Hunferd der Tischredner (þyle) dem Herrn der Dänen zu Füßen, jeder von ihnen traute ihm großen Muth zu, obwohl er gegen seine Brüder treulos beim Kampfe war' (er hat sie nach 588 getödtet). Da sagt die Königin zu Hrodgar, sie habe gehört, er wolle Beóvulf zum Sohn annehmen. Sie ermahnt ihn aber, Volk und Reich seinen Verwandten (mâgum) zu hinterlassen, sie kenne ihren Hrodulf, der werde ihre Söhne, falls Hrodgar früher stürbe, gewiß gut halten und an diesen ihnen vergelten, was sie (Hrodgar und Vealhtheo) an ihm in seiner Kindheit gethan. Darauf geht sie zu der Bank, wo ihre Söhne, Hredic und Hrodmund, und Beóvulf sitzen, beschenkt Beóvulf, bittet ihn, diese Knaben (ihre Söhne) freundlich zu unterstützen und erwähnt seinen erworbenen Ruhm in solcher Weise, daß darin die Andeutung liegt, er möge sich mit diesem Ruhm begnügen. Sie schließt: 'Sei meinem Sohne (warum hier der Singular suna mînum? meint sie zunächst den älteren, der seinem Vater in der Regierung folgen müßte? Grein schreibt sunum) in Thaten wohlwollend (dædum gedêfe; gewähre ihm thätige Unterstützung), ihm das Leben erhaltend. Hier ist jeder Edle (eorl, worin auch die Glieder der herrschenden Familie eingeschlossen sind) dem andern treu, dem Gefolgsherrn ergeben, die Thronbiener (þegnas) sind willfährig, die Kriegsschaar bereit: ihr trinkenden Gefolgsmänner, thut wie ich bitte'. Ihr Gedanke ist in beiden Reden derselbe: unter uns Dänen ist kein Zwist zu befürchten, wozu also die Adoption eines Fremden? Um ihre persönlichen Motive zu würdigen — welche ausführlichere Sage vielleicht hervorhob — muß man sich erinnern, daß sie aus dem Volke der Helminge stammt. Diese sind mit den Vylfingen wahrscheinlich identisch (Müllenhoff, Haupts Zeitschrift 11, 282; Grein bei Ebert 4, 267). Unter den Vylfingen aber hatte Beóvulfs Vater Blutschuld auf sich geladen, welche Hygelac einst sühnte. Dies Motiv könnte in der Sage als fortwirkend dargestellt worden sein, etwa daß Vealhtheo mit dem Headolaf, den Ecgtheo erschlug, verwandt war.

Der ganze ausgezogene Passus giebt nun zu mehrfachen Bemerkungen und Folgerungen Anlaß.

Erstens. Hrodulf und Hrodgar haben ihren besonderen Sitz: d. h. Hrodulf theilte mit Hrodgar den Hochsitz: folglich war er sein Mitregent oder sein Unterkönig? Oder wie ist es sonst zu erklären? Dieser Hrodulf, Hrodgars Brudersohn, ist nun offenbar der Nachfolger, welchen der dänische Adel fürchtet. Aber dann müßte er ja, falls 908 ff. richtig gedeutet wurde, Heremods Sohn, und es müßte Heremod Hrodgars Bruder gewesen sein?

Damit stehen andere Angaben des Gedichtes in Widerspruch. Z. 467 heißt Hrodgars älterer Bruder und Vorgänger in der Regierung Heregar, nach Z. 61 und 2159 heißt er Heorogar und hat laut Z. 2162 einen Sohn Heoroveard. Dieser Heorovard stammt jedenfalls aus einer anderen Gestalt der Sage, als welche in dem Abschnitt, der die Adoption behandelt, vorausgesetzt wird: dieser Theil des Gedichtes kennt nur Hrodgars Söhne und Hrodulf als erbberechtigt. Wenn nach 2156 ff. Hrodgar die Rüstung seines verstorbenen Bruders Heorogar lieber dem Beóvulf als seinem Neffen Heorovard schenkt, so könnte das einer Sage entnommen scheinen, worin eine solche leichtere Zurücksetzung des Neffen an die Stelle der Adoption Beóvulfs getreten war; der Name des zurückgesetzten Neffen schiene lediglich dem seines Vaters, Heorovard dem Heorogar, nachgebildet; und die Vermuthung ließe sich äußern, Heorogar oder Heregar sei an die Stelle des Heremod getreten. Aber in der altnordischen Hrolfs Kraka Saga finden wir Heorovard (Hiörvardr) als Hrodulfs (Hrolfs) Unterkönig, Schwager und siegreichen Gegner.

Das Verwandtschaftsverhältniß zwischen Hrodulf und Hrodgar ist anderwärts sehr gut bezeugt: durch die Hrolfs Kraka Saga und durch das angelsächsische Wandererslied 45. Letzteres weiß auch von der späteren Entzweiung zwischen Oheim und Brudersohn, die im Beóvulf nur angedeutet wird und in der Saga vielleicht als Kampf zwischen Hrolf und Hiörvard erhalten ist. Der Vater Hrodulfs heißt in der Saga Helgi, das ist der Halga, den Beóvulf 61 als zweiten Bruder Hrodgars nennt. Sind etwa nach 910 einige Verse ausgefallen, worin Hrodulf genannt und die Besorgniß der Edlen erwähnt war, er könne dem Heremod nacharten? Heremod ist nach Müllenhoffs Auffassung ein alter mythischer König, wie Sigemund, als dessen Zeitgenosse er hingestellt werde. Vielleicht war der Sinn der ganzen Stelle 875 ff. eine Parallele zwischen Sigemund und Beóvulf einerseits und Heremod und Hrodulf anderseits.

Es ist mir unmöglich, jetzt zu einem festen Resultate zu gelangen, die aufgeworfenen Fragen wollen nur weitere Forschung anregen. Doch halte ich fest, daß die Stimmungsschilderung der Dänen 875 ff. mit der Erzählung von der Adoption zu combiniren sei.

Zweitens. Hrodgar beeinträchtigt durch Beóvulfs Adoption seine eigenen Söhne, aber wenigstens schützt er deren persönliche Sicherheit und sein Volk vor Hrodulf. Wenn nach Gregor von Tours V, 17 König

Gunthramm seinen Brudersohn Childebert adoptirt (Anno 577) und ihm das Reich übergiebt, so unterscheidet sich das von unserem Falle dadurch, daß es sich um einen ohnedies nahen Verwandten handelt und daß Gunthramm kinderlos ist. Wenn aber Gunthramm dem Childebert versichert: 'Sollte ich noch Söhne bekommen, so will ich dich doch gleich wie einen von ihnen halten und die gleiche Liebe soll mich mit dir und mit ihnen verbinden' — so wird doch ein dem unsrigen schon um vieles ähnlicherer Fall als möglich vorausgesetzt. Das weitere Verhältniß würde sich bei den Dänen nach Hrodgars Plan so gestaltet haben. War Beóvulf einmal in der Familie, so stand es nach Hrodgars Tode den Dänen frei, zum Oberkönig dasjenige Familienglied zu wählen, das sie für das tüchtigste hielten: diesen Vorgang setzt Hrodgar, wie wir sahen, bei den Geáten voraus. Und die Wahl wäre ohne Zweifel auf Beóvulf gefallen.

Drittens. Was wir von Beziehungen zwischen Dänen und Geáten aus dem Beóvulf erfahren, ist größtentheils sagenhaft und betrifft den mythischen Beóvulf. Aber der Adoption und ihren Voraussetzungen wüßte ich einen mythischen Sinn nicht beizumessen. Ich nehme das Factum daher für ein historisches. Es regt sich natürlich die Neugierde, was die Folgen desselben gewesen sein mögen? ob Beóvulf bei Hrodgars Tode seine Rechte geltend machte und ob er sie durchsetzte? Darüber hat ohne Zweifel die Sage ausführlich berichtet. Man enthält sich schwer, über deren Inhalt Vermuthungen zu wagen. Es reizte etwa Hunferd, Beóvulfs specieller Gegner, den Hrodulf zur Empörung gegen den Oheim mit Hinweis auf die Adoption des Fremden, Beóvulf griff in den Kampf ein, siegte und wurde schließlich Herr der Dänen. Das Schlußresultat scheint Beóvulf 3006 zu bestätigen, worin Beóvulf als Herr der Scyldinge, d. i. der Dänen hingestellt wird. Der Vers ist aber von Müllenhoff bei Haupt N. F. 2, 239 mit Grund verdächtigt. Und so schwebt über dem historischen Verhältniß Beóvulfs zu den Dänen dieselbe Unsicherheit, wie über seinen Beziehungen zu den Schweden.

Doch ich kehre zu den rechtlichen Ausdrücken unseres Gedichtes zurück.

Z. 912 findet sich unter den Ausdrücken, welche den Regierungsantritt umschreiben, auch fäderädelum onfôn (empfangen). Exodus 361 heißt fäderädelo Abstammung. Das paßt hier durchaus nicht. Sollte nicht fäderêdelum zu lesen sein: 'die väterlichen Stammgüter'? Vergl. Genesis 1053 fädergeardum feor: Kain sucht sich eine Wohnstätte 'fern vom väterlichen Hause'. In Cynevulfs Crist 514 wird den Aposteln gesagt, Christus steige hinauf zu seines Vaters Erbsitzstuhl fäder êdelstôl. Man kann ebenso an unserer Stelle die Worte trennen und fäder êdelum schreiben. Das Wort êdel ist bei Heyne als Stammgut ganz richtig erklärt, êdelstôl 'angestammter Sitz, ererbter Thron' dagegen gewährt zwar eine leidliche Übersetzung, aber keinen Aufschluß über die Vorstellung, welche der Angelsachse damit verband. Thron heißt es nirgends, der Plural 2372 meint die Güter nicht blos des Königs, sondern auch der Unterthanen, das

Eigenthum des ganzen Volkes. Der Ehrensitz des Hausvaters im Hauptgemach des Hauses (altnordisch öndvegi) bestimmt wie der stôl im Heliand 361 die Heimat und den Gerichtsstand: Maurer a. a. O. I, 99 f. Es bezeichnet also entweder diesen Stuhl als Stuhl oder in seiner Bedeutung als Mittelpunct des Stammgutes: was denn von dem einfachen êđel sich nicht wesentlich unterscheidet.

Eine alte Formel verbindet eard and êđel, derselbe Begriff, in êđel von der Seite der Erblichkeit in der Familie, im Geschlecht (adal) angesehen, also von der rechtlichen oder socialen Seite: in eard von der wirthschaftlichen. Eard, hochdeutsch art, kommt von Wurzel ar, arare, es ist der geflügte, cultivirte, wohnlich gemachte Boden, aus dem man seine Nahrung zieht: daher 'Aufenthalt' nur im Heimatslande, zu Hause. Übertragung auf moralische Cultur scheint im Beóvulf 1728 vorzuliegen, wo das Wort als Synonym von snyttru (Klugheit) und eorlscipe (männliches Wesen) steht.

Die Formel eard and êđel finden wir, nur ohne Conjunction, in eardêđelriht 2199 und eardêđelvynn 2494 (vergl. seleđ hîm on êđle eorđan vynne) wieder. Das sind Tatpurusha- (casuell bestimmte) Composita, deren erstes Glied wieder ein Dvandva- (copulatives) Compositum ist: vergl. Justi, Zusammensetzung der Nomina (Göttingen 1861) S. 129. Das abhängige Glied des Tatpurusha ist im Genitiv zu denken: riht (Besitzrecht) an, vynn (Genuß) von eard and êđel. Über germanische Dvandvacomposita vergl. Justi S. 82. 86. 87; Tobler, Über die Wortzusammensetzung (Berlin 1868) S. 43.

Das irdisch Vergängliche bezeichnet im Angelsächsischen læne (auch im Compositum lændagas 'Lehentage'), altsächsisch lêhni, ein Wort, das aus dem juristisch technischen Gebrauch seinen eigentlichen Sinn zu holen scheint. Maurer handelt a. a. O. I, 105 f. von dem lænland, das gegen meist sehr drückende Abgaben an Geld oder Naturalien und gegen schwere Frohndienste zur Nutzung verliehen wurde — 'auf Lebenszeit, auf die eigene Lebenszeit und die der Kinder des Beliehenen, auf zwei Leiber, auf drei Leiber' und dergl. 'und gewiß kam auch Verleihung auf bestimmte Zeit und selbst auf Ruf und Widerruf nicht minder häufig vor, wenn auch die Urkunden solcher minder dauernder Besitzrechte nicht Erwähnung thun. War die festgesetzte Frist abgelaufen, so fiel das Gut dem Obereigenthümer anheim'. Geradeso also trägt nach sächsischer Anschauung der Mensch seine Lebenstage zu Lehen und hat nur Mühe und Arbeit davon, bis es Gott gefällt, das Lehen zu widerrufen.

Ich wollte an die wahre Gestalt der angelsächsischen Landleihe hier erinnern, um Dr. Heyne zu überzeugen, wie falsch es ist, wenn er Begriffe des Lehenswesens, der Feudalität auf ein Institut anwendet, das damit an sich gar nichts zu thun hat: auf das Gefolge. Waitz bemerkt a. a. O. 373 vom Beóvulf, er stelle die Verhältnisse der Gefolgschaft aufs anschaulichste

bar und lasse uns einen tiefen Blick in das Leben der alten Fürsten und ihrer Gefährten thun, wie kein anderes Denkmal des Alterthums, wie keine Quelle der Geschichte. Der Beóvulf ist also nicht blos Hauptquelle für diese Dinge, sondern er gilt auch dafür. Demnach müßte doch in einem Specialwörterbuch gewiß die ganze auf das Gefolgswesen bezügliche Terminologie in der sorgsamsten Weise beleuchtet werden. Ich glaube aber nicht, daß wer in Dr. Heynes Glossar von Lehen, Lehensleuten, Dienstmannen, Vasallen, Rittern liest, den Eindruck bekommen werde, es handle sich um die wohlbekannten, vielbesprochenen comites des Tacitus. Das Glossar von Grein läßt es zwar an der nöthigen Schärfe fehlen, bringt dadurch aber wenigstens nicht die falsche Präcision von Begriffen einer viel späteren Epoche hinein. Ich kann natürlich nur Einzelnes berühren.

Die Bezeichnung man für das Glied der Gefolgsschaar, wie im Heliand die Jünger unseres Herrn Mannen heißen, gewährt der Beóvulf nur in mondryhten (Herr der Mannen) und, was Heyne und Grein nicht bemerken, Z. 3177 mon neben vinedryhten. Maurer a. a. O. I, 416 hebt mit Recht hervor, daß in man an sich nichts von Abhängigkeit liegt: es kann den Menschen und den Mann im Allgemeinen ohne eine Spur von technischem Sprachgebrauch bezeichnen, an anderen Stellen aber sehr bestimmt den abhängigen, ja den unfreien Mann: im Grunde nimmt es diesen Sinn nur durch den beigesetzten Genitiv des Herrn oder durch das Pronomen possessivum oder durch ähnliche äußerlich hinzutretende Bestimmungen an.

Ziemlich ebenso verläuft die Bedeutungsentwickelung von þegn (und von cniht): vergl. Maurer II, 389, Anm. 1. An sich ist þegn nichts anderes als gleichsam τέκνον, d. h. das männliche Kind. In diesem Sinne finden wir es mittelhochdeutsch und im Heliand 851 heißt der Knabe Jesus so. Wie manchmal mittelhochdeutsch kint, so bezeichnet dann degen den jugendkräftigen, streitbaren Mann. Im Norden ist es daher ehrende Bezeichnung des Freienstandes. Und gerade wie man und unter denselben Umständen wird es auf den abhängigen Mann angewendet, besonders auf den Gefolgsmann. Insoferne ist es angelsächsisch ein Synonym von gesíð. Dem strengen technischen Sinne nach aber sind þegnas nur solche Gefolgsleute, die ein besonderes Amt am Herrenhofe bekleiden, während dem gesíð eine solche Besonderung der Dienstpflicht fehlt. Maurer II, 404.

Im Beóvulf kann diese specielle Bedeutung nirgends mit Bestimmtheit behauptet werden, nur daß allerdings z. B. der Strandrichter 235, der Schenke 494, der Dichter oder Redner 868 þegn und nicht gesíð heißt. Sehr oft aber steht es allgemein für Gefolgsleute. Und sehr bestimmt zeigt sich, daß keineswegs blos die Könige ein Gefolge besitzen. Es ist gänzlich unrichtig, wenn Waitz S. 373 behauptet, die Genossen, mit denen Beóvulf zu Hrodgar kommt, würden nie sein Gefolge, seine Gefährten genannt.

Allerdings hat er sie sich gewählt aus seinen Landsleuten (vergl. zur Bedeutung von leód 415 leóde mîne 'meine Landsleute', 1805 tô leódum 'nach Hause'), aber die Wahl beschränkte sich auf seine Genossen in Hygelacs Gefolge: die Geáta leóde (205. 260), Vedera leóde (225. 698. 1895) heißen 261 Hygelacs Herdgenossen (heordgeneátas), und Beóvulf selbst ist als Hygelacs þegn in diese Bezeichnung eingeschlossen. Er ist der älteste se yldesta unter ihnen (258. 363), wie er denn auch 408 angiebt, er habe in seiner Jugend viel Rühmliches verrichtet; und aus 410 folgt, daß er nicht mehr an Hygelacs Hofe sich in der Regel aufhielt (vergl. unten).

Auf diese fünfzehn Mann starke Geátenschaar wird nun fast die ganze Terminologie des Gefolgswesens, wie wir sie sonst kennen, angewendet. Beóvulf heißt 369 ihr aldor, ein Ausdruck, der unmittelbar vorher und nachher (346. 392) von Hrodgar gebraucht wird, und 1645 ealdor þegna. Er ist ihr gumdrihten 1643, vinedrihten 1605, þeóden 1628, mundbora 1481. (Wie weit mag wohl mundbora im strengen technischen Sinne hier gelten?) Er geht self mid gesîdum 1314, was 1925 von König Hygelac gesagt wird. Sie sind þrydlic þegna heáp 399. 1628, magoþegnas (1481. 2080), wie z. B. 407 Beóvulf im Verhältniß zu Hygelac, 1406 der geheime Rath Äskhere im Verhältniß zu Hrodgar heißt. Sie sind Beóvulfs gedryht 431. 634, sibbegedriht 730 (vergl. 387 von den Dänen um Hrodgar); seine hondgesellan 1482, handscolu 1318. 1964. Was ihren Stand anlangt, so ergiebt sich aus 431 mînra eorla gedryht, 796 eorl Beóvulfes, 1892 eorla, daß sie von Adel waren, und so werden sie auch 1805. 1921 ädelingas genannt. Also alles genau nach Tacitus Capitel 14 plerique nobilium adolescentium petunt ultro eas nationes quae tum bellum aliquod gerunt, quia . . . facilius inter ancipitia clarescunt. Es ist zwar kein Krieg, um den es sich handelt, aber ein höchst gefährliches Unternehmen, bei welchem sich Ruhm holen ließ.

Angesichts einer solchen lebendigen Illustration[1]) scheint es mir wirk-

[1]) Auch der andere Fall, den Tacitus erwähnt — expetuntur enim legationibus et muneribus ornantur et ipsa plerumque fama bella profligant (C. 13) — läßt sich aus dem Beóvulf erläutern. Hier spricht Tacitus freilich entschieden von principes, die ein Gefolge hatten. Dies auf Könige angewendet, kann man Beóvulf 462 und 378 herbeiziehen: der Staat der Veder-Geáten ist zu schwach, um Ecgtheo gegen Blutrache zu schützen, derselbe Staat pflegt Geschenke an die Dänen zu senden, da ist also Hrodgar derjenige, der muneribus ornatur: und man sieht an Ecgtheos Beispiel, dessen Sühne mit den Vylfingen Hrodgar vermittelte, wie gut die Geschenke einzelnen Angehörigen jenes Volkes zu Statten kamen. Daß dabei an Tribut nicht zu denken ist, sieht man aus 1861 f., wo Wechselgeschenke zwischen Dänen und Geáten in Aussicht genommen werden. Wenn es aber nach Tacitus Worten principiell gebilligt ist, daß fremde Gefolgsführer herbeigerufen werden, wo es besonders schwere Thaten giebt, so muß das auch ganz allgemein von hervorragenden Kriegshelden gelten, und dem entspricht, was Beóvulf Z. 2494 ff. sagt: Hygelac habe nicht nothwendig gehabt, sich Helden aus dem Dänen-, Schweden- oder Gepidenvolke um schweren Preis kommen zu lassen. In dieser Lage müssen die Geáten also wohl früher gewesen sein: vielleicht kam so der Schwede Ecgtheo, Beóvulfs Vater, an den geátischen Hof.

lich überflüssig, zu streiten (man sehe bei Waitz 263, wie darüber hin und her geredet ist), ob Tacitus mit den plerique Gefolgsführer oder Gefolgsgenossen meine. Bei der beliebten 'Schärfe' der Interpunction, durch welche den Worten des Tacitus eine staatsrechtliche Bestimmtheit angequält wird, die sie ebenso wenig besitzen wie das Leben, das sie schildern, müßte man ohnedies behaupten, daß nur die principes, nicht aber die reges ein Gefolge besaßen. Wie der Hofhalt der Könige eingerichtet war, darüber berichtet Tacitus kein Wort. Und allerdings hat er in der ganzen Stelle über das Gefolge Nationen im Auge, bei denen, wie z. B. bei Sachsen und Friesen, der allgemeinen Volksversammlung nicht Ein König gegenüber stand.

Mit den Worten ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae in Capitel 13 schließt eigentlich ein Capitel und der Abschnitt über die Volksversammlung, der Capitel 11 beginnt. Wenn dann Tacitus die Schilderung des Gefolgswesens anhebt 'Ausgezeichneter Adel oder große Verdienste der Väter sichern auch ganz jungen Leuten die Würde eines Princeps zu, einstweilen schließen sie sich den anderen älteren und schon bewährten Principes an und werden ihre Gefolgsleute, was durchaus keine Erniedrigung ist' — so dürfte man gewiß nicht, um den Satz monarchischen Staaten anzupassen, für princeps einfach rex einsetzen. Aber allerdings folgt aus der Stelle, falls meine sonstigen Anschauungen von der germanischen Urverfassung richtig sind, daß auch in monarchischen Staaten der Adel kein geschlossener Stand war, neben dem Geburtsadel gab es einen Verdienstadel, durch eorlscipe (s. unten) konnte man eorl werden. Diese Vermuthung bedarf freilich näherer Begründung, auf welche ich für jetzt verzichten muß. Ich will nur andeuten, wie ich mir die Sache denke.

Wenn hervorragende Verdienste ihrer Väter einen Anspruch auf die Fürstenwürde auch denjenigen geben, die sich noch in keiner Weise auszeichnen konnten, so muß es vorgekommen sein, daß selbsterworbene Verdienste um so eher durch das Vertrauen des Volkes auf den Herrscherstuhl führten. Söhne solcher Väter werden mit den Worten des Tacitus hauptsächlich gemeint sein.

Was in republikanischen Staaten die Wählbarkeit zur höchsten Magistratur, das dürfte in monarchischen die Hoffähigkeit sein. Nur der Hoffähige konnte des Königs Hausgenosse werden. Im Beóvulf gilt die königliche Hausgenossenschaft, das Gefolge, durchweg für adelig, vergl. z. B. 1239. Jeder Adelige war hoffähig, für den jungen Adel (ädelinga bearn 2598) war der Aufenthalt im Gefolge des Königs die Hochschule: aber auch jeder Hoffähige war adelig. Zog der König einen Mann von hervorragendem Verdienst in seine Nähe, so ging diese Gunst auf den Sohn als ein Recht über.

Natürlich wurde es übel empfunden, wenn der König Leute ohne besondere Verdienste, vollends etwa Unfreie, die dann natürlich freigelassen

wurden, nach bloßer Laune und Vorliebe in seine unmittelbare Umgebung, unter seine Tisch- und Herdgenossen (beódgeneátas, heordgeneátas) aufnahm, ja vielleicht ihnen größeres Vertrauen als den Übrigen schenkte, sie zu seinen eaxlgesteallan und râdboran machte. Je größer aber die Macht des Königs war[1]), desto leichter wird er solche Verletzungen des Herkommens sich gestattet haben: liberti non multum supra servos sunt, raro aliquod momentum in domo, numquam in civitate, exceptis dumtaxat iis gentibus quae regnantur: ibi enim et super ingenuos et super nobiles ascendunt (Germ. Capitel 25). Man erinnert sich leicht, daß später Seneschall und Marschall, d. h. Groß- oder Altknecht und Pferdeknecht, als Träger hoher Staatswürden auftreten.

Daß die politischen Verhältnisse, aus denen der Beóvulf hervorging, kein starkes Königthum voraussetzen, ergiebt sich schon aus dem Bisherigen. Daher fehlt auch die leiseste Andeutung solcher Erhebung von Unfreien. Und neben den Königen ist überhaupt nur der Adel activ. Der Hof und die höfische Gesellschaft ist die ideale Welt des Germanen: in ihr lebt auch das angelsächsische Epos. Darum übersieht es völlig die anderen Stände, die Freien und Knechte. Nach dem Falle Beóvulfs sendet Viglaf die Todesbotschaft aus, wer die Botschaft bringt, erfährt man nicht, wahrscheinlich ein niedriger Hofdiener, aber 2899 heißt er nur 'der über die Klippen reitet' (se þe näs gerâd), 3029 'der tüchtige Mann' (se secg hvata). Und auf diese Botschaft, auf den Ausgang des Kampfes, wartet nur das Gefolge oder der Adel (eorl-veorod), nur ihm bringt der Bote die Nachricht, es wird nicht gesagt, daß er sie über das ganze Land verbreitet. Die boldâgende und folcâgende (Guts- und Volksbesitzer), welche 3112 ff. das Holz zum Leichenbrand herbeischaffen, können auch keine Bauern sein. Und bei den Trauerfeierlichkeiten wird wiederum nur die Theilnahme des Adels erwähnt. Die naheliegende Bemerkung, daß Beóvulfs Tod alle Classen des Volkes gleichmäßig in Schmerz versenkte, wird nicht gemacht.

[1]) Man kann sich sehr verschiedene Abstufungen der höchsten germanischen Regierungsgewalt vorstellen. Ich will einige namhaft machen. Ein größerer Stamm besitzt politische Einheit nur durch gemeinschaftliche Volksversammlungen und im Kriege durch einen gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber, dux (woraus unter günstigen Umständen eine erbliche Friedenswürde werden konnte), die einzelnen Abtheilungen des Stammes aber haben ihre magistraturfähigen Adelsfamilien, welche innerhalb dieses Kreises den königlichen entsprechen. Oder: die erbliche Königsgewalt besteht, aber ohne Vorzug irgend eines Erben, so daß nach dem Tode eines Vaters, der mehrere Söhne besitzt, das Reich in selbständige Theile zerfällt. Oder: ein vom Volke gewählter Oberkönig hat die höchste Gewalt, den übrigen Erben werden nur Unterherrschaften zugewiesen. Herstellung eines solchen Oberkönigthums oder vollständige Beseitiguug der durch Erbrecht Gleichberechtigten mag Armin affectans regnum (Tacitus Ann. II, 88) angestrebt haben. Oder: alle Beschränkungen der Macht durch andere Familienglieder konnten vielleicht wegfallen und ein Einziger führte, sei es durch Volkswahl, sei es durch Erbrecht, das Regiment. Und dieses Regiment kann entweder durch die Volksversammlung beschränkt sein oder es kann die wesentlichsten Rechte derselben, die Souveränität wenn man will, an sich gerissen haben.

So scheint das Epos fast jene falsche Meinung zu begünstigen, nach welcher ganze Völker in das Gefolge eines Fürsten getreten wären und daraus sich ganz neue Verfassungsverhältnisse ergeben hätten. Daß dieser Schein nichtsdestoweniger ein falscher ist, braucht kaum noch gesagt zu werden. Ignoriren heißt nicht leugnen.

Dagegen konnte leicht Gefolge und Adel thatsächlich zusammenfallen. Es braucht nur der Verband des Königs mit den Gefolgsmännern, den Kameraden (gesîdas, meist formelhaft svæse gesîdas 29. 1935. 2041. 2519) über die Zeit der wirklichen Lebensgemeinschaft hinaus fortgesetzt zu werden. So war es im Norden: der junge Mann, der vom Hofe in die Heimat zurückkehrte und das väterliche Gut übernahm, vergaß so wenig wie der König, wie nahe sie einander gestanden hatten, und gegenseitige Dienste wurden mit Rücksicht auf die frühere Verbindung noch immer ohne Weiteres gefordert und geleistet. Maurer II, 395.

Der Beóvulf belegt, wie ich glaube, dieselbe Thatsache. Die Voraussetzung unerlöschlicher Dauer liegt schon in der Fiction der Verwandtschaft, durch welche das Verhältniß ausgedrückt wird: Beóvulf 1012. 1016 mægde, mâgas; 387. 730 sibbegedriht u. s. w. Wie unter Verwandten werden lebenslang gelegentlich Geschenke ausgetauscht (2167 ff. mæg und hondgestealla synonym), vergl. Vidsidh 93 fg.

Und wenn demgemäß das angelsächsische gesîd technisch selbst für Leute gebraucht wird, die gar nicht mehr am Hofe des Herrn leben, in dessen Dienst sie stehen, sei es nun, daß es sich dabei um Unterkönige und Bezirksbeamte handle oder um Leute geringeren Schlages, die auf ihren eigenen Gütern leben (Maurer II, 403 f., vergl. auch Roth, Feudalität und Unterthanenverband S. 261, der nur, wie ich glaube, sich nicht auf Germania Capitel 15 hätte berufen dürfen, worüber ich Waitz S. 351 Anm. beistimme): so fehlt es auch dafür im Beóvulf nicht an Beispielen. Beóvulf selbst ist eins: er lebte, als er zu den Dänen auszog, nicht mehr am Hofe Hygelacs, dessen Schwestersohn (vergl. über die Bedeutung dieses Verhältnisses Tacitus Germania Capitel 20) und þegn er ist, sondern auf seinem ererbten Grunde (on mînre êđeltyrf 410). Ferner wird 838 ff. erzählt, am Morgen nach Beóvulfs Sieg über Grendel seien von nahe und fern folctogan gekommen, um Grendels Spuren zu sehen. Eben dieselben kehren 854 ff. nach Hause zurück und heißen ealdgesîdas svylce geong monig. Also gesîdas, alte und junge, die nicht am Hofe leben und deren Amt durch folctoga bezeichnet wird. Das erklärt Heyne durch 'Führer einer Kriegerschaar' ganz richtig, wenn er nur nicht 'Herzog' (Führer eines Heeres) und vollends wieder die 'Lehensleute' beifügte: die Übersetzung 'Herzoge' könnte höchstens durch Verweisung auf die langobardischen duces gerechtfertigt werden. Denn auch jene 'Schaarführer' sind im Frieden ohne Zweifel Beamte, Vorsteher einer Gegend: das aber war hier die zutreffende Erklärung.

Wenn nun Beóvulf aus der Zahl seiner Kameraden bei Hygelac Gefährten zu einem kriegerischen Auszuge sammelt, um Hrodgar gegen Grendel zu helfen, so ist nicht blos an jenes Taciteische petunt ultro zu erinnern, sondern auch an Caesars Nachricht VI, 23 Atque ubi quis ex principibus in concilio dixit se ducem fore, qui sequi velint profiteantur: consurgunt ii qui et causam et hominem probant suumque auxilium pollicentur atque a multitudine collaudantur; qui ex iis secuti non sunt, in desertorum ac proditorum numero ducuntur omniumque iis rerum postea fides derogatur.*) Darüber haben Waitz S. 355 ff. und Maurer II, 418 f. im Wesentlichen übereinstimmend und gewiß richtig gehandelt. Und schon Robertson, der freilich, wie so viele nach ihm, den Comitat des Tacitus mit diesen freien Kriegszügen in einen falschen Zusammenhang setzt, hat in der History of the reign of Charles the Fifth (Routl. Ed. I, 348) eine schlagende Analogie aus den Sitten der nordamerikanischen Ureinwohner beigebracht: vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, 148. Was hindert uns anzunehmen, daß Beóvulf seine Schaar auf ähnliche Weise um sich sammelte? Nur daß er aus denen, die sich meldeten, eine Auswahl der Tüchtigsten getroffen haben muß. In welches Verhältniß aber trat er zu ihnen, sie zu ihm? Und unter welcher sittlichen Kategorie erfaßte der Germane Verbrechen wie die von Caesar hervorgehobene Weigerung der zugesagten Fahrt? Ich denke, mit dem Beóvulf in der Hand sind wir um die Antwort nicht verlegen. Das Verhältniß des Führers zu den übrigen Theilnehmern des Zuges war das des Gefolgsherrn zu den Kameraden. Die Weigerung der Ausfahrt war ein Bruch des Treueversprechens, das — wenn auch nur für die Dauer des Unternehmens — hier ebenso abgelegt wurde wie beim Eintritt in das Gefolge. Die Wortbrüchigen, von denen Caesar spricht, waren hildlatan (Kampfsträge), treóvlogan (Treuverleugner), wie die zehn Gefährten Beóvulfs, die ihn im letzten Kampfe verlassen (2847 f.).

Nach allem wird es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Beóvulf bei seiner Fahrt zu Hrodgar ein wirkliches Gefolge besaß, wenn auch nur ein Gefolge auf Zeit. Auch Hrodgars Strandwächter hat maguþegnas unter sich, über deren näheren Begriff sich allerdings streiten ließe: maguþegn

*) Wie mir Henning mittheilt, hat Scherer im Sommer oder Herbst des Jahres 1879 ihm in einem Brief folgende zur Veröffentlichung bestimmte Bemerkung geschickt. 'In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1869 S. 105 habe ich die Stelle in Cäsers gallischem Kriege 6, 23 mit dem Gefolge auf Zeit combinirt und auf sonstige Analogien hingewiesen. Ich möchte jetzt weiter die römische evocatio herbeiziehen, über welche Mommsen Römische Forschungen 2, 247 ff. 254 handelt. „Allem Anscheine nach hat ursprünglich jeder Nichtmagistrat, wo nicht Staatsverträge im Wege standen, das Recht gehabt, außerhalb der Landesgrenze allein oder in Gesellschaft zu beuten." Die evocatio ist in der conjuratio als militia non legitima enthalten. Freiwillige werden aufgeboten, sie verbinden sich unter einander durch einen Eid: qui convenissent, simul iurabant, et dicebatur ista militia conjuratio. Das Paradigma dafür sind die Fabier am Cremera.' B.

könnte geradezu die Bedeutung 'Diener' angenommen haben, ohne Rücksicht auf Stand des Dienstgebers und des Dienenden.

Das Gefolge auf Zeit, das sich uns somit ergiebt, kann im Geringsten nicht Wunder nehmen. Man muß nur nicht das ganze Verhältniß unter zu idealem Gesichtspunct von deutscher Treue und dergleichen auffassen. Die Geburtsstätte der Treue ist die Familie. Und wenn schon in der Familie Wahrung sehr materieller Interessen dabei eine Rolle spielt: um wie viel weniger kann im Gefolge von reiner Hingebung die Rede sein. Von feierlichen Eiden und dergleichen steht im Beóvulf kein Wort, und die Natur des dadurch begründeten Verhältnisses würde damit keine andere werden. Der Taciteische Gefolgsherr giebt den Gefährten illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam, und epulae ei largi apparatus pro stipendio cedunt. Beóvulf giebt seinen Tisch- und Heerdgenossen, da sie auf der Alebank in seiner Halle sitzen, Kleinode, Kriegsschmuck, Helm, Brünne und Schwert (2634 ff. 2856 ff.). Und diese Gaben versprechen sie ihm durch Thaten zurückzuzahlen, wo irgend er deren bedarf. Nicht auf einen geleisteten Eid beruft sich Viglaf gegenüber den treulosen Genossen, sondern auf den empfangenen Lohn (merces). Wir haben also einen Dienstvertrag (locatio operarum) vor uns, wenn auch keinen reinen Dienstvertrag, wenn auch einen Dienstvertrag, der dem Gemietheten unter Umständen Leib und Leben abforderte: und es ist klar, daß ein Dienstvertrag für die Dauer eines ganz bestimmten Unternehmens abgeschlossen werden konnte. In dieser Weise stellt er sich wenigstens unserem rechtlichen Bewußtsein auf das einfachste dar.

Was die Strafe anlangt, so erscheint der treulose Gefolgsmann freilich nicht als bloßer säumiger Schuldner. In desertorum ac proditorum numero ducuntur, sagt schon Caesar. Die Desertion wird nach Tacitus Capitel 6 durch Ausschließung von Gottesdienst und Volksversammlung, der Verrath nach Capitel 12 durch Erhenken bestraft. Die späteren Gesetze s. bei Wilda, Strafrecht der Germanen S. 984 ff.: die Lex Alamannorum hat für beides mildere Strafen, für Desertion eine Buße an die Kampfgenossen, für Landesverrath entweder Verlust des Lebens oder Verbannung und Confiscation des Vermögens. Diese zweite Alternative allein oder blos Vermögensverlust setzen nordische Rechte fest. Die Strafe, welche Beóvulfs ungetreue Genossen trifft (2885 ff.), ist: Erstens Ausschließung aus dem Gefolge (sincþego und sveordgifu soll für sie aufhören), das ergänzt mehr die Ausschließung des Deserteurs von sacra und concilium bei Tacitus, als daß sie ihr entspräche. Zweitens Vermögensconfiscation, entsprechend der erwähnten nordischen Bestimmung für Landesverrath. Drittens wird, wie es scheint, durch die Worte 'Tod ist besser jedem der Eorle als ein schmachvolles Leben' Selbstmord empfohlen, wie Tacitus Capitel 6 den Heerflüchtigen ignominiosus nennt und hinzufügt: multique superstites bellorum infamiam laqueo finierunt. Man sieht, wie genau Caesars Angabe zur einheimischen Auffassung des Gefolges stimmt.

Die Stelle Beóvulf 2885 ff. ist aber auch sonst noch merkwürdig. Schon Jacob Grimm hat sie Rechtsalterthümer S. 731 im Wesentlichen richtig, zum Theil richtiger als Heyne und Grein erklärt. Es geht nämlich daraus unzweifelhaft hervor, daß die Strafe des Eigenthumsverlustes nicht blos den Verbrecher, sondern sein ganzes Geschlecht (cyn, mægburh) treffen sollte: was Grimm a. a. O. unbefangen constatirt. Auch Waitz weiß S. 71, N. 1 durch Kemble davon. Aber S. 471 macht er keinen Gebrauch davon, um die Bestimmung der Lex Visigothorum Omnia crimina suos sequantur auctores u. s. w. zu erklären, womit offenbar der Zustand aufgehoben wird, den wir aus dem Beóvulf kennen lernen.

Die Strafe wird nach unserer Stelle verhängt, syđđan äđelingas feorran gefricgean fleám eóverne 'sobald die Edelinge aus der Ferne erfahren eure Flucht:' so droht wenigstens Viglaf den ungetreuen Genossen. 'Aus der Ferne, feorran' ist wohl gesetzt, weil an die Edelinge des ganzen Landes gedacht wird, die nicht alle zur Stelle sind. Aber welchen Sinn hat es, daß nur der Adel genannt wird? Es bieten sich verschiedene Möglichkeiten der Erklärung dar, zwischen denen ich vorläufig nicht entscheide. —

Der Ausgangspunct vorstehender Erörterungen war die Bedeutung von þegn. Wir fanden, daß Beóvulf auf seinem Zuge zu den Dänen ein Gefolge bei sich hat, daß also, wenn seine Begleiter þegnas heißen, das Wort aus dem Kreise des Begriffes 'Gefolgsmann' nicht heraustritt. Wenn aber Z. 1830 Beóvulf dem Hrodgar mit Hygelacs Erlaubniß þûsendo þegna zur Hilfe herbeiführen will, so können damit nicht Gefolgsleute gemeint sein. Das Gefolge war von beschränktem Umfange (Roth, Beneficialwesen S. 28 f.; Köpke S. 195 f.; Waitz S. 360; Maurer II, 417, Anm. 2). Die comites des Alamannenkönigs Chnodomar, die sich in der Schlacht bei Straßburg ergeben, sind zweihundert an der Zahl, die des Totila bei Verona dreihundert: das ist aber die größte Menge, von der wir wissen. Für den Beóvulf geben die dreißig Leute Hrodgars, die Grendel auf einmal tödtet, keinen sicheren Maßstab.

Was also sind jene tausend þegnas? Sind es schon die späteren cyninges þegnas vom Ende des IX. Jahrhunderts, die Besitzer von 5 Hiden Landes, welche den höheren Kriegsdienst zu leisten hatten (Maurer II, 408 f.; Gneist, Selfgovernment S. 37 ff.)? Oder müssen wir in dem Worte hier den alten Sinn des streitbaren Mannes erkennen?

Ohne eine Entscheidung treffen zu wollen, kann ich doch für das letztere anführen, daß auch äđeling im Beóvulf noch nicht den technischen Sinn der angelsächsischen Gesetze hat, wo es den Angehörigen des königlichen Hauses bedeutet, sondern wie bei Sachsen und Friesen den Geburtsadel bezeichnet. Das geht schon aus den Belegen bei Heyne unzweifelhaft hervor. Wenn um den Leichenhügel Beóvulfs nur zwölf äđelingas reiten, so wird man sie wohl als Repräsentanten des gesammten Adels anzusehen und zunächst mit den zwölf Abgeordneten des sächsischen Adels auf der Landesversammlung in Marklo zu vergleichen haben.

Im Wesentlichen fallen also die ädelingas noch mit den eorlas zusammen (vergl. z. B. 1239. 1245), nur daß die Bezeichnung eorl schon seltener auf einen Angehörigen des Königsgeschlechtes angewendet wird. Die Erklärung 'edelgeborener Mann, Mann des höheren Adels', die Heyne für eorl giebt, ist insofern falsch, als zu einer Scheidung zwischen höherem und niederem Adel der Beóvulf nicht den geringsten Anhalt bietet.

Merkwürdig bedeutet eorlgevæde 1443 Kämpferkleidung, Kampfkleid, Rüstung. Und auch eorlscipe entspricht weniger dem mhd. ritterschaft, als dem mhd. manheit. Ebenso erscheint ceorl ganz ohne den technischen Sinn des Gemeinfreien: Könige und Edle werden so genannt. Selbst scealc 'der Knecht, Unfreie' gebraucht die angelsächsische Poesie in einer allgemeineren, nicht technischen Bedeutung, durch die es indes niemals dem ceorl, ver, secg gleichkommt, d. h. niemals dem Begriffe des Mannes mit der ganzen Vorstellung rüstiger Thatkraft, die darin liegt. Es ist ein Unterschied zwischen 'der junge Mann' und 'der junge Mensch': die Nüance 'Mensch' repräsentirt scealc. Daher ist es wohl geeignet, um auf eine größere Masse angewendet zu werden, wie Beóvulf 919: scealc monig geht am Morgen nach Grendels Tödtung, um das große Wunder zu schauen. Wenn 940 Beóvulf scealc genannt wird, so ist wohl zu beachten, daß drihtnes miht daneben steht: Nun hat ein Mensch (ein bloßer Mensch) durch Gottes Macht die That gethan'. Die beórscealcas von 1241 sind nicht 'Bierwarte, Schenken', wie Heyne meint, auch nicht 'Beamte des Königs, welche die Halle in Ordnung halten und Nachts als Wache daselbst schlafen', wie A. Köhler a. a. O. S. 152 erklärt, und am allerwenigsten ist beórscealca sum einer der Schenken, wie es Heyne auffaßt: sondern sum heißt 'mancher' (Grein, Sprachschatz 2, 493), und beórscealcas werden eben diejenigen genannt, welche kurz vorher eorlas, kurz nachher ädelingas heißen, nämlich Hrodgars Gefolge: es sind ganz einfach entweder Menschen, die reichlich Bier getrunken haben, 'Biermenschen', oder 'Bierdiener', wie Grein übersetzt, 'Bierverehrer' würden wir etwa sagen. In jedem Fall ist 'Zechbrüder, Zechgesellen' die angemessenste Übersetzung: Grein hatte also das Wort im Sprachschatz durch compotor richtiger erklärt als im Glossar zum Beóvulf durch 'biertrinkende Kriegsknechte'. — —

Dem Glossar vorliegender Ausgabe geht ein Namenverzeichniß voraus, das man als Ersatz einer Einleitung nehmen muß, wie sie Leo und Ettmüller einst zu liefern versucht hatten. Aber in Wahrheit vermißt man eine solche Einleitung doch. Nicht sowohl weil es unmöglich wäre, die mythischen, historischen, geographischen Verhältnisse des Gedichtes in lexikalischer Form genügend aufzuhellen, als vielmehr weil in einer Einleitung das Unumgängliche nicht so leicht weggeblieben wäre, wie es hier der Fall war. Allerdings hat jeder Herausgeber das Recht, sich hierin sein Maß selbst zu stecken. Er kann einen bloßen Text geben oder einen Text mit Anmerkungen, einen Text mit oder ohne Glossar, mit oder ohne Einleitung, mit ausführlichem oder knappem Namenverzeichniß. Aber ich lege hier den

Maßstab des für eine Schulausgabe Passenden und Üblichen an. Und ich denke, für diesen Zweck war es wichtiger, alle sachlichen Aufklärungen, die nicht aus dem Gedichte selbst hervorgehen, zusammenzustellen, als die Daten des Gedichtes sorgfältig zu registriren. Das letztere dankt dem Herausgeber der Forscher, das erstere würde ihm der Schüler gedankt haben. Vor allem ist der Herausgeber nicht consequent verfahren. Die Lage von Finna land z. B. giebt er so genau als nach dem Stande unseres Wissens möglich an. Die Bemerkung über Scedeland reicht wenigstens aus. Aber über die genaue Lage und den Umfang des Dänen-, Schweden-, Geátenreiches, über den Namen Vederas der Letzteren wird man nur mangelhaft orientirt. Es war doch so leicht, was Grein bei Ebert 4, 261 f. sagt, einzutragen. Dasselbe gilt von der Halle Heorot, vergl. Grein S. 266. Über die mythischen Brondingas und die eotenas vergl. Müllenhoff bei Haupt 11, 420 f. Anm. 282 Anm. 'Het-vare oder Franken' ist schlimm: vergl. über die Chattuarier Zeuß, Die Deutschen S. 99 f. 336 ff. Der Name der Heađo-beardnas und Heado-ræmas wäre eigentlich als Beardnas (vergl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 689) und Ræmas (vielmehr Reámas, Müllenhoff bei Haupt 11, 287) anzusetzen: sind doch auch die Heađo-Scylfingas unter den Scylfingas eingereiht. Wenn übrigens die Barden (Bardones würden sie lateinisch genannt werden) ohne weiters als 'der Stamm der Longobarden' (Langobardi) auftreten, so wird das keinem viel helfen, der sich nicht des Bardengaues und der Stadt Bardewik und ihres Zusammenhanges mit den Langobarden erinnert: über das Nebeneinander der starken und schwachen Form (Bardones und Bardi) vergl. Müllenhoff bei Haupt 6, 437. Auch die Lage der Reámas, altnordisch Raumar, konnte nach Müllenhoff a. a. O. bestimmt werden. Daß Húgas ein Name der Franken ist, konnten Heyne und Greyn a. a. O. S. 274 aus Haupts Zeitschrift 6, 437. 441 lernen. Bei den Ingvine (vergl. Rieger bei Haupt 11, 193) ist die übliche Herbeiziehung der Ingaevones (oder vielmehr Ingvaeones) des Tacitus unterlassen: mit Recht, wie ich glaube, denn die Ingvine sind Dänen, und die Dänen gehören nicht zum Stamm der Ingvaeonen. Sie konnten Freunde des Ing, eines mythischen Königs, genannt werden, wie sie 1419 Freunde ihres historischen Königsgeschlechts, der Skildinge (vine Scyldinga), heißen. Die Vendlas (Vandilii) bleiben wieder unerklärt: Ettmüller, Beóvulf S. 23, macht geltend, daß sich die dänischen Könige noch heute reges Wandalorum nennen.

Was die Personennamen betrifft, so hat der Herausgeber sogar unterlassen, bei Hygelac die Zeugnisse über Chochilaicus anzuführen (Haupts Zeitschrift 5, 10. 12, 287). — Die mythologischen Untersuchungen Müllenhoffs über Beóvulf und über die Genealogie der Skildinge hat der Herausgeber gar nicht verwerthet: und doch wäre es gut gewesen, bei dieser Gelegenheit die Excesse historischer Erklärung, denen sich Grein neuerdings überließ, zurückzuweisen. Denn anders kann ich es nicht nennen, wenn Sceaf und Scild als historische Persönlichkeiten und Befreier von einer

tyrannischen Dynastie, wenn Beóvulfs Sieg über Grendel als eine Zurückweisung von Seeräubern angesehen wird. — Der Hereric von Z. 2207 kann wohl nur ein Bruder der Hygd sein. Heardred ist sein nefa (Enkel oder Neffe) und Heardreds beide Großväter, sowie seine patrui kennen wir: so bleibt nur ein avunculus. — Anderes, was schon früher zur Sprache kam, wie die Auffassung Heremods und der Beziehungen zwischen Geáten und Schweden, brauche ich hier nicht zu wiederholen. —

Ich will schließlich dem Text noch einige Bemerkungen widmen. Zwischen der ersten und zweiten Auflage liegt die für Kenntniß der Handschriften wichtige Edition von Grundtvig und die besondere Ausgabe von Grein (Cassel und Göttingen, 1867). Ich habe Herrn Heynes neuen Text nicht in allen Theilen so sorgfältig geprüft, um für jede einzelne Stelle Beistimmung oder Verwerfung äußern zu können. Ich führe nur an, was mir aufgefallen ist.

836. Die Interpunction beruht auf der wunderlichen Erklärung 'da war alles beisammen von der Kralle Grendels (die gesammte Kralle) den ganzen Dachstuhl ausfüllend': vergl. S. 175. 254. Greins Erklärung und Interpunction ist allein richtig und giebt nicht den geringsten Anstoß.

876 ist doch wohl Sigemundes zu lesen nothwendig, und 881 konnte mit Grein das handschriftliche svulces sehr gut beibehalten werden, bleibt doch svurd, svutol unangetastet. Auch 898 scheint mir Greins vyrmhât gemealt noch annehmbarer als Heynes vyrm hât gemealt (wie auch Grein früher schrieb) 'der Drache zerschmolz heiß (in eigener Glut)': am wahrscheinlichsten doch vyrm hâte gemealt 'zerschmolz in seiner Hitze'.

916 hine fyren onvôd. Holtzmanns Verbesserung (Germania 8, 492) hine fyren ne onvôd scheint mir einleuchtend, nur wird man richtiger nô onvôd schreiben, wodurch sich der Fehler auf das einfachste erklärt.

Die Neuerung, den Gesang von Finn mit 1070, anstatt mit 1069 beginnen zu lassen, kann ich ebenfalls nicht gutheißen. 'Durch die Söhne Finns, da sie das Verderben erreichte, sollte Hnäf, der Held Healfdenes, fallen. Aber auch Hildeburg hatte keine Ursache, die Treue der Eoten (die ihre und Finns Söhne im Stich ließen) zu rühmen: unschuldig wurde sie ihrer Söhne und Brüder beraubt'. Diese Söhne werden dann 1116 mit dem muthmaßlichen Bruder Hnäf gemeinschaftlich verbrannt. Nimmt man diese einfache Erklärung an, so kann natürlich nicht — nachdem die Söhne auf dem Scheiterhaufen liegen und die Mutter jammernd dabei steht — in 1119 (gûdrinc âstâh) noch ein lebendiger Sohn den Scheiterhaufen besteigen, wie Leo, Weinhold (Altnordisches Leben S. 478) und Heyne wollen. Wenn J. Grimm, Kleinere Schriften II, 262, unter gûdrinc den Geist des Helden versteht, der in die Luft aufsteigt, so übersieht er, daß mindestens ein Plural nothwendig wäre, der Hnäf und die Söhne in sich befaßte. Ich glaube, es ist statt gûdrinc âstâh, das vielleicht nicht einmal mit dieser Worttrennung in der Handschrift steht, gûdrincas tâh zu lesen: 'sie klagte die Kampfmänner an', nämlich die Eoten, von deren Untreue 1073 die Rede war. Den Gebrauch von teón ohne Sachobject belegt Ettmüller, Lexicon

S. 536, doch kann ich leider die Stellen jetzt nicht nachschlagen, ob sie genau entsprechen. Änderung in teáh ist vielleicht nicht nöthig: dem Beóvulf dürfte man die echte Form zutrauen: steht im Manuscript wirklich gudrinc astah, so war sie der Anlaß des Fehlers.

1279. Grendels Mutter geht sunu þeód-vrecan nach Heyne, und dieses þeód-vrecan hat auch Grein (im Text und Glossar) angenommen. Es soll 'jemand an allem Volke rächen, ungeheure Rache üben' bedeuten. Beiden Herausgebern ist aber nicht wohl dabei. Mit gutem Grunde. Denn ehe man ein solches Wort anzuerkennen berechtigt wäre, müßte man eine Fundamentalregel unserer Wortbildung umstoßen (J. Grimm, Grammatik II, 582): daß nämlich Composita, deren erstes Glied Nomen, das zweite Verbum wäre, unerlaubt sind. Ich schlage (mit Grein in der Anmerkung) vor: sunu deád vrecan 'um des Sohnes Tod zu rächen'. Der Genitiv sunu vergleicht sich dem Dativ sunu Z. 344, den Herr Heyne mit Unrecht in das gewöhnliche suna ändert. Stehen doch auch im Nom. Acc. Plur. die Formen suna und sunu neben einander. Gen. Sing. und Nom. Plur. beruhen beide auf der Grundform sunuvas, Dat. Sing. auf der Grundform sunuvi: vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache, S. 434 f.

2030. Oft [nô] seldan hvær äfter leódhryre lytle hvîle bongâr bûgeđ. Die Ergänzung der Negation halte ich für richtig, aber es empfiehlt sich mehr, Oft naläs seldan zu setzen, wie Psalm 74, 4 (Grein, Bibl. 2, 178) steht. Das stimmt auch mit dem Gebrauch des ahd. nalles überein, während agſ. nô, nâ ebenso wenig als ahd. nio in dieser Weise verwendet werden.

Nach 2490 ist offenbar eine Lücke zu bezeichnen, in dem Ausgefallenen muß von Hygelacs Regierungsantritt und seiner Güte gegen Beóvulf die Rede gewesen sein. Nur daran kann sich schließen 'Ich vergalt ihm seine Geschenke'.

Mit Entschiedenheit muß ich mich endlich dagegen erklären, daß der Herausgeber auf die metrischen Beobachtungen hin, die er S. 83 ff. zusammenstellt, Emendationen wagt, die durch keinen anderen Grund gefordert werden. Diese Beobachtungen sind dankenswerth, insoferne sie eine Art Übersicht über den metrischen Thatbestand des Beóvulf herstellen. Eine weitere Bedeutung aber kommt ihnen noch nicht zu. Gesichert ist gar nichts, da Herrn Heynes Untersuchung die übrige angelsächsische Poesie ganz vernachlässigt und für alle entscheidenden Puncte falsche Analogien herbeigeholt hat. Die Anzahl von Halbversen, die sich nach althochdeutscher Regel lesen lassen, ist allerdings größer, als Ettmüller, Beóvulf S. 61, zugeben wollte, wenn er in Halbzeilen wie fugle gelîcost, vînde gefŷsed dem tonlosen e von fugle und vînde keine Hebung auferlegen wollte. Aber darf selbst dieser Punct als gesichert gelten? Wenn Verse, die nach althochdeutscher Regel unmöglich sind, Verse wie þrym gefrunon, lîf eác gescôp, unantastbar bestehen, wer giebt uns das Recht, an die übrigen den Maßstab des althochdeutschen Gesetzes zu legen? Die vierte Hebung durch eine Senkung vertreten — ich denke, das ist keine vierte Hebung mehr. Und wenn in

der That durch die ganze angelsächsische Poesie hin alle Verse von drei Hebungen ohne Senkung sich auf das bequemste emendiren ließen, so wäre daraus doch nur zu folgern: die angelsächsischen Halbverse dürfen nicht weniger als vier Silben haben. Denn von drei Hebungen kann in einer Halbzeile wie þrym gefrunon nicht die Rede sein. Wie war es möglich, die Betonung gefrúnón aus Versen des Heliand rechtfertigen zu wollen? Was wissen wir denn von der Metrik des Heliand? Auch den schönen Betonungen fûslícò, vrâtlícnè wird ein spâhlîkò des Heliand als Passirschein beigegeben, es fehlte nur, daß noch das berüchtigte kraftlíchò des Zappertschen Schlummerliedes als Entlastungszeuge anrückte, dessen verdächtige Herkunft sonst schon durch den Heliand reingewaschen werden sollte. Freilich ein höchst bequemes Verfahren, in einem verzweifelten Rechtshandel ein incompetentes Tribunal anzurufen. Noch bequemer aber, sich in gutem Glauben auf einen Gesetzesparagraphen zu stützen, der das Gegentheil dessen aussagt, was er beweisen soll. Oder ist es etwas anderes, wenn Versen wie þégnas sýndon geþvǣrè die Censur 'nach althochdeutscher Regel' beigeschrieben wird? Also wären die Silben on ge nach althochdeutscher Regel verschleifbar? —

Sollte ich zum Schluß ein allgemeines Urtheil über gegenwärtige Ausgabe fällen, so müßte ich nur abermals mit Bedauern constatiren, daß Herr Dr. Heyne seine Bücher nicht so gut macht als er könnte. Indes dürfte trotz allen gerügten Mängeln der vorliegende Beóvulf durch die Ausführlichkeit seines Glossars und gewisse erleichternde Einrichtungen des Textes (in allen übrigen Beziehungen möchte ich die Ausgabe von Grein nicht dahinter zurücksetzen) das bequemste Hilfsmittel zur Einführung in das Angelsächsische sein, zugleich das bequemste Hilfsmittel zur Kenntniß des altgermanischen Epos, d. h. des ältesten einheimischen Zeugnisses für das thätige Leben unserer Vorfahren, des altererbten Sprachohres, durch welches der Urvätergeist unmittelbar zu seinen späteren Enkeln redet. In diesem Sinne sei das Buch allen Philologen, Historikern, Germanisten auf das wärmste empfohlen, denen durch Tacitus' Germania, durch Geschichte des Mittelalters oder durch eingehende Beschäftigung mit altdeutschem Recht, altdeutscher Sitte, altdeutscher Litteratur, das Streben nach lebendigen Begriffen vom germanischen Alterthum nahe gelegt, ja zur Pflicht gemacht ist.

Wien. W. Scherer.

Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Theiles der Germania des Tacitus. Von Dr. Anton Baumstark, ordentlichem Professor der Universität zu Freiburg. Leipzig, T. O. Weigel, 1875. XXIII und 744 S. 8°. —

Cornelii Taciti Germania. Besonders für Studirende erläutert von Dr. Anton Baumstark... Leipzig, T. O. Weigel, 1876. XVI und 148 S. 8°.

Die Germania des Tacitus. Deutsche Übersetzung von Dr. Anton Baumstark. ... Freiburg im Breisgau, Herder, 1876. 44 S. kl.-8°.

P. Cornelii Taciti opera quae supersunt ... Recensuit atque interpretatus est Jo. Gaspar Orellius. Volumen II. ... Fasciculus primus. Germania. Edidit H. Schweizer-Sidler. Berolini, S. Calvary, 1877. VI und 86 S. Lex.-8°.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1878, Bd. 4, S. 83—104.

Die kürzlich erschienene von Schweizer-Sidler besorgte neue Ausgabe der Orellischen Germania giebt mir Gelegenheit eine lange versäumte Pflicht zu erfüllen und auf die Leistungen von Baumstark für die unsterbliche Broschüre des Tacitus zurückzukommen.[1])

Es war im Jahre 1864, als in der Zeitschrift Eos I, 1 S. 39—64 ein Aufsatz von Baumstark Über das Romanhafte in der Germania von Tacitus erschien. Darin wurden nicht blos neuere Philologen, welche den Tacitus mißhandelt haben sollten, sondern es wurde auch Tacitus selbst sehr scharf beurtheilt. Der strenge Censor fand gelegentlich 'rosenrothe Romantik des krankhaft sentimentalen Tacitus' zu rügen, er fand einzelne seiner Nachrichten 'bis zur völligen Unwahrheit und Dichtung romanhaft' oder 'bis zur Abgeschmacktheit abenteuerlich'; er redet von der 'ästhetischen Abgeschmacktheit des Romanhaften' in der Germania; er machte 'die schönsten und blinkendsten Romanphrasen' bemerkbar; und manche Äußerungen seines Schriftstellers erschienen ihm als 'förmlich einfältig und selbst unsinnig', als 'läppisch', 'wirklich läppisch', 'wahrhaft läppisch', als 'banal' oder 'einfältig', als 'sinnlose Plattheiten', moralisirende Plattheiten', 'affectirte Plattheiten', als 'wahrhaft lächerlich'.

Man kann gewiß mit mehr Erfindsamkeit schimpfen, aber man kann

---

[1]) Baumstark ist am 28. März 1876 gestorben. Die hinterlassene Selbstbiographie (Dr. Anton Baumstark, seine Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt, aus seinem Nachlasse herausgegeben und abgeschlossen von seinem Sohne Reinhold Baumstark, Freiburg 1876) schildert leider nur das wissenschaftliche und amtliche Leben, und auch dieses nur in äußerster Kürze. Am Eingang desselben aber steht als erster starkwirkender Lehrer F. Chr. Schlosser: und es läßt sich nicht leugnen daß Baumstark in der großen scharfbetonten und absichtlich hervorgekehrten Unabhängigkeit seines Wesens, sowie in der Rücksichtslosigkeit seines Urtheils und in manchen kleineren charakteristischen Zügen an Schlosser erinnert. — Die obige Recension wurde ohne Kenntniß von Baumstarks Tode niedergeschrieben und dann nur im Ausdruck hier und da verändert.

es schwerlich mit mehr innerer Überzeugung und aus mehr begeistertem Gemüthe thun. Denn wenn der Verfasser am Schlusse versichert, daß er weder Tacitus noch dessen Germania herabsetzen wolle und wenn er der letzteren eine kurze aber warme Lobrede hält, so ist er ohne Zweifel vollkommen aufrichtig. Seine ehrliche Liebe für das Buch bezeugen jetzt langjährige ausdauernde und erfolgreiche Bemühungen. Wenn daher in Baumstarks Schriften viele scharfe Lauge über Böse und Gute ausgegossen wurde, so mögen sich die Getroffenen damit trösten daß es — aus Liebe geschah. In der That kommt es vor, daß ein und derselbe Forscher an einer Stelle mit Fußtritten tractirt, an der anderen seitenlang mit höchster Anerkennung citirt wird.

Leider hat Baumstark durch diese Eigenthümlichkeit seinen Werken geschadet oder wenigstens ihre unbefangene Würdigung erschwert. Die Recensenten hatten stets so viel mit der Schilderung seiner Grobheit zu thun (die doch, wie mir scheint, nicht so gar beispiellos war), daß sie nicht zur Schilderung seiner Verdienste um die Sache kamen. Ich finde das, offen gesagt, recht kleinlich. Warum soll ich meinem Nachbar das Schimpfen, wenn es ihm Vergnügen macht, weniger nachsehen, als etwa das Rauchen? Beides verdirbt nur die Luft.

Jener Aufsatz in der Eos beruhte auf einer im Allgemeinen gewiß richtigen Empfindung des stark rhetorischen Charakters der Germania, es wurde aber wohl nicht die richtige Bezeichnung dafür gefunden. 'Romanhaft' ist die Germania nicht, aber auf den Effect gearbeitet, daher grell, erregt und erregend, getragen von sittlichem und patriotischem Pathos, ein Gegenbild von Rom entwerfend, auf drohende Gefahren energisch hinweisend.

Zum Theil war die am Tacitus geübte Kritik sachlich ungerechtfertigt und beruhte auf einer mangelhaften Kenntniß dessen, was wir sonst über das deutsche Alterthum wissen. Aus werthvollen Angaben über Localculte z. B. wurde dem Schriftsteller ein Vorwurf gemacht, weil die Gesammtheit der Germanen 'gewiß in der Religion einig war'.

Aber ein richtiger methodischer Gedanke lag ohne Zweifel zu Grunde; eine Forderung ergab sich aus Baumstarks Betrachtung, die — wenn ich in der weitschichtigen Litteratur nichts übersehen habe — bis heute nicht erfüllt ist. Es muß einmal zusammenhängend untersucht werden, wie weit die deutsche Alterthumsforschung aus besserer Kenntniß der Sache ihrem wichtigsten Quellenautor widersprechen darf und muß. Gelegentlich ist genug Widerspruch erhoben, aber erschöpfend zusammengestellt, methodisch gesichtet und erörtert sind dergleichen Einwendungen nicht. Es läge in der Natur einer solchen Erörterung, daß die Motive des Irrthums zu erforschen wären, ob die Nachrichten, welche Tacitus benutzte falsch waren, ob ihm oder seinen Berichterstattern Mißverständnisse begegneten, ob er Lücken seiner Quellen aus der Phantasie nach ungefährem Meinen oder nach einem Ideal-

bild ergänzte u. s. w. Man würde dadurch zugleich für die Beurtheilung des Einzelnen festere Anhaltspuncte gewinnen.

Auch Baumstark selbst hat diese Frage in seinen späteren Schriften über die Germania nicht schärfer in Angriff genommen. Wie er denn überhaupt geneigt war, bei den Einzelheiten stehen zu bleiben und sich nicht zu Generalisationen zu erheben.

Am meisten hatte er dazu Veranlassung in den Urdeutschen Staatsalterthümern (Berlin 1873), welche an der Spitze seiner neueren Publicationen über die Germania stehen und meines Erachtens den Preis darunter verdienen. Schon das Thema zwang zu strengerer Gliederung des Stoffes. Die Litteratur ist mit großer Vollständigkeit herbeigezogen und man kann überall daraus lernen. Auch wo der Verfasser nicht überzeugt, da regt er an oder giebt uns zu denken; auch wo man seine Gründe nicht durchschlagend findet, da muß man bekennen daß sie Beachtung verdienen. Aber eines fehlt: wir erhalten kein anschauliches Gesammtbild des germanischen Staates. Man würde indessen Unrecht thun, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen. Er selbst sucht die Eigenthümlichkeit seines Buches gerade darin, daß er auf kein System der urdeutschen Staatsalterthümer ausgeht. Sein Hauptzweck ist die 'schützende Interpretation' der Germania oder wie er es auch ausdrückt: 'Reaction und Opposition gegen die Gewaltthätigkeiten der Systematiker unter Juristen und Historikern'. Er 'kommt stets von den Worten der Germania und kehrt zu ihnen zurück'. Ein solcher Standpunct ist ohne allen Zweifel berechtigt. Es ist der Standpunct der formalen Philologie, welche der realen zuverlässigen Stoff und gutbereitete Hilfsmittel zuführt. Mit diesen ausgerüstet muß allerdings die reale Philologie nach einer einheitlichen Auffassung entlegener Zeiten, nach einem 'System', wenn man so will, streben. Sie muß die Kunst des Nichtwissens üben; sie muß sich aber auch bewußt bleiben, daß es gleich fehlerhaft ist: zu weit zu gehen und nicht weit genug zu gehen.

Für die Germania nun ist es gewiß am Platze, den systematischen Geist einmal ganz zu verbannen und ausnahmsweise nicht das sachliche Interesse, das wir an ihr nehmen, in den Vordergrund zu stellen, sondern den einfachen Wortsinn, die Meinung und Anschauung des Tacitus. Die Versuchung liegt in den historischen Wissenschaften allzu nahe, möglichste Harmonie der Quellen herstellen zu wollen; und es ist nicht zu leugnen, daß man in die Germania vielfach Ansichten hineintrug, die man aus anderen Quellen gewonnen hatte oder gewonnen zu haben glaubte.

Ich möchte nun gleich hier bemerken und an einem Beispiele ausführlicher zeigen, daß selbst Baumstark mindestens einmal dieser Versuchung unterlegen ist und den Tacitus aus den germanischen Rechtsquellen interpretirt hat.

Ich meine das berühmte dreizehnte Capitel der Germania und die Worte insignis nobilitas aut magna patrum merita u. s. w., für

welche Baumstark die Ansicht von Sohm annimmt und unter der principis dignatio die vorher erwähnte Wehrhaftmachung durch den princeps versteht.

Diese vorhergehende Stelle ist allerdings von Sohm auf glänzende, wenn auch kühne und nicht vollkommen überzeugende Weise erläutert.

Kraut Vormundschaft 2, 597 f. hatte gemeint, daß die Absonderung des Sohnes von dem Haushalt des Vaters keinen Einfluß auf das Weiterbestehen der väterlichen Gewalt übte: die väterliche Gewalt höre erst mit der Volljährigkeit des Kindes auf, gleichviel ob dieses im väterlichen Haushalt bleibe oder nicht.

Dagegen wies Stobbe in einem Aufsatze über 'die Aufhebung der väterlichen Gewalt nach dem Rechte des Mittelalters' (Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts, Braunschweig 1865, S. 1—24) nach 'daß so wie für die Töchter mit ihrer Verheiratung, so für die Söhne die väterliche Gewalt mit dem gesonderten Haushalt endet, wenn sie dem Vater nicht mehr ihr keusches Brot bringen, sondern sich ihr Brot außerhalb des väterlichen Hauses suchen: regelmäßig hörte also auch für die Söhne mit ihrer Verheirathung die väterliche Gewalt auf' (S. 23).

'Diese Sätze — fährt Stobbe fort — sind die natürlichen Consequenzen des Wesens der väterlichen Gewalt, welche in der Gewalt des Hausherrn ihren Mittelpunct findet. Der Mann hat in seinem Hause die Herrschaft über seine Frau, die Kinder, das Gesinde, die Unfreien'. Während die potestas des römischen Vaters bis zu seinem Tode dauert, unabhängig von Alter oder Aufenthalt des Kindes, so hört die Gewalt des deutschen Vaters auf, sobald die Kinder in rechtlich anerkannter Weise aus dem Hause getreten sind.

Doch eröffnet uns Stobbe selbst den Blick auf ein älteres strengeres Recht, indem er aus der Lex Romana Curiensis folgende Sätze entnimmt (S. 6):

a) Söhne treten aus der Gewalt des Vaters, gelten als emancipirt, wenn sie vom Vater ad alium seniorem, ad regem vel ad alterum patronum commendirt werden;

b) sie gelten gleichfalls als emancipirt, wenn sie sich mit seiner Genehmigung verheirathen;

c) mit einer derartigen Commendatio oder mit der Verheirathung scheint gewöhnlich auch eine Ausstattung mit Vermögen verbunden gewesen zu sein.

Was nun den Satz a) anlangt, so hatte schon Savigny bei den Langobarden die Emancipation durch Commendation an den König oder einen anderen Patron beobachtet (s. Grimm, Rechtsalterthümer 462); Stobbe combinirt ihn zunächst mit den zahlreichen Beispielen, in denen junge Leute dem Könige commendirt werden, um sich am Hofe für irgend ein Amt auszubilden, und Sohm, Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung (Weimar

1871) S. 342 N. 21 bemerkt, daß solche frühzeitige Aussonderung der Söhne aus dem väterlichen Haushalt in allen Lebenskreisen üblich war.

Stobbe weist aber ferner auf die von Grimm Rechtsalterthümer 146 gesammelten Nachrichten über Adoption durch Abschneiden des Bartes, Berühren des Bartes oder Abschneiden des Haares hin und hebt einen Fall hervor wie den von Paulus Diaconus berichteten: Karl Martell schickt seinen Sohn Pippin zu dem Langobardenkönig Liudprand, ut eius iuxta morem capillum susciperet. Liudprand thut das, wird so Pippins Vater (qui eius caesariem incidens ei pater effectus est) und schickt ihn reich beschenkt seinem wirklichen Vater (genitori) zurück.

Also offenbar Scheinadoption zum Behufe der Emancipation. Die Scheidung und Sonderung des Sohnes aus dem väterlichen Hause mußte in solchen Fällen eine Zeit lang fortgedauert haben (Rechtsalterthümer 462). Und es ist nach dem oben Gesagten leicht zu verstehen, daß der Sohn in ein anderes Haus getreten sein mußte, um im Vaterhaus für emancipirt gelten zu dürfen. Aber wenn die Maßregel ganz allgemein und ohne solche Rückkehr beliebt ist, so muß sie den Sinn haben, daß ein älteres strengeres Recht umgangen werden sollte, wie bei den Römern.

Die römische emancipatio verlangt einen Dritten, einen fiduciarius pater, dem der Sohn dreimal vom naturalis pater in der Form der mancipatio verkauft wird, beim dritten Mal erlischt die patria potestas, es erfolgt aber ein Rückkauf und hierauf die Freilassung (manumissio) von Seite des wirklichen Vaters.

Das, was im deutschen Rechte auf dem geschilderten Wege umgangen werden sollte, ist offenbar dasselbe, was bei den Römern so künstlich vernichtet wird, eine der römischen gleiche patria potestas. Die väterliche Gewalt war in einer frühesten germanischen Periode nicht weniger streng als bei den Römern. Aber wir sehen, wie die Sitte zur Lockerung und Einschränkung auf das Haus gelangte. Im Falle der Verheirathung mochte einst ausdrückliche Emancipation durch Adoption nothwendig sein; dieselbe wurde aber etwa so sehr stehende Sitte, daß sie entfallen konnte.

Die Art und Weise der Umgehung zeigt sich bei den Germanen milder als bei den Römern: die Hingabe zur Adoption ist kein Verkauf. Aber darf nicht die Ceremonie des Scherens, wie Grimm Rechtsalterthümer 147 anzudeuten scheint, als eine capitis deminutio, als ein momentanes Herabdrücken des Sohnes in die Sphäre der Unfreiheit oder als ein symbolischer Rest solches Herabdrückens aufgefaßt werden?

Ich möchte nicht entscheiden, mache nur darauf aufmerksam, daß die symbolische Handlung der Adoption sich eigentlich auf den Bart zu beziehen und nur in Ermangelung des Bartes auf den Haarwuchs ausgedehnt zu werden scheint. Möglich ist auch ein drittes: daß sich zwei ähnliche Ceremonien vermischten.

Die Lex Salica kennt capillatoriae des Sohnes, welche der Heirath der

Tochter gleichgestellt werden und mit Geschenken von Seite des Vaters verbunden sind. Ein Act des Haarabschneidens ist offenbar gemeint.

Es scheint, daß wir uns einer altarischen Sitte gegenüber befinden. Schon Stobbe S. 8 verweist auf Yâjnavalkya 1, 36, der aber wohl durch Manu 2, 65 zu ergänzen ist. Das Haarabschneiden (kêçânta) erfolgt im sechzehnten Jahre für die Brahmanen, im zweiundzwanzigsten für die Xatriya, zwei Jahre später für die Vaiçya. Diese Jahre sind zugleich die äußersten Termine für das upanayana, die Einführung in die religiöse Gemeinde. Die Ceremonie des kêçânta wird näher beschrieben in Pâraskaras Grhya Sûtra, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 7, 534, eine Beschreibung, welche freilich noch selbst der Erläuterung bedürfte; der Act bezieht sich nicht blos auf das Haar, sondern auch auf den Bart (vergl. das Petersburger Wörterbuch s. v. gôdâna: 'eine mit dem Bart des Jünglings im sechszehnten oder achtzehnten Jahre, beim Eintritte der vollen Mannbarkeit und kurz vor der Verheirathung vorgenommene Ceremonie'; es werden dabei Kühe verschenkt). Der Vater nimmt die heiligen Handlungen vor. Die Ceremonie wird ganz analog einer früheren Tonsur, die im ersten oder dritten Jahre stattfindet und wobei eine Locke auf dem Scheitel übrig bleibt (cûḍâ: Yâjnavalkya 1, 12; Manu 2, 35), vollzogen. Das Knabenalter scheint von diesen beiden Ceremonien umschlossen.

Mit dem kêçânta, über dessen rechtliche Wirkungen mir allerdings nichts bekannt ist, vergleichen sich jene capillatoriae des salischen Rechtes. Das brahmanische sechszehnte Jahr mag früher der allgemeine Termin gewesen sein. Wie in Rom das Anlegen der toga virilis im Laufe des fünfzehnten Jahres erfolgte und für Griechenland etwa das sechszehnte Jahr als die Grenze des Knabenalters anzusehen ist. Bei der griechischen Ephebenweihe nun findet sich gleichfalls das Abschneiden der Haare, welche dem Apollo geweiht werden. Und vorher geht ein Weinopfer an Herakles und eine Bewirthung der Freunde, wie in Indien Speisung der Brahmanen, Butteropfer und Schur auf einander folgen. Vergl. im Allgemeinen Schade im Weimarischen Jahrbuch 6, 241 ff. über Jünglingsweihen.

Wie man dieses Scheeren deuten will (Schade S. 271: das Haar, Symbol der Fruchtbarkeit, wird der Gottheit des Wachsthums dargebracht; Tylor, Anfänge der Cultur 2, 403: stellvertretendes Opfer für den Menschen selbst; allerlei Material bei Bastian, Der Mensch 2, 229 ff.), ist mir zunächst gleichgültig. Aber ich darf constatiren, daß vom Standpuncte der vergleichenden historischen Methode die Anknüpfung der salfränkischen capillatoriae an die griechische Ephebenweihe ebenso möglich ist wie die Combination mit der langobardischen Scheinadoption.

Pubertätsfeier und Emancipation ist zweierlei, aber sie können zusammenfallen, mögen in dem Beispiele Pippins und überall sonst wirklich zusammengefallen sein, wo frühe Emancipation Sitte wurde. Daß aber bei den capillatoriae an Scheinadoption nicht gedacht ist, geht daraus hervor,

daß der Vater schenkt und ausstattet: den Pippin beschenkt Liudprand, sein Adoptivvater.

Pubertätsfeier und Emancipation also ist zweierlei; und ein drittes ist die Wehrhaftmachung.

Etwa zwei Jahre nach dem Eintritt der Mannbarkeit wurde der attische Jüngling unter die Epheben aufgenommen. Er wurde einer Prüfung unterzogen, um zu ermitteln, ob er zu den ihm obliegenden militärischen Diensten tauglich sei. Er wurde in das Gemeindebuch seines Demos eingetragen, dem versammelten Volke im Theater vorgestellt, mit Schild und Speer wehrhaft gemacht und so zum Heiligthum der Agraulos geführt, wo er sich durch einen feierlichen Eid zum Dienste und zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtete. Von dieser Zeit an war er juristisch selbständig, konnte heirathen, vor Gericht auftreten u. s. w., mußte aber vorerst dem Staate zwei Jahre lang als *περίπολος* oder Streifwächter dienen, bis er im zwanzigsten dann auch durch Theilnahme an den Volksversammlungen zur vollen Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte gelangte. Vergl. Hermann, Griechische Antiquitäten 1^5, 459 ff. Schömann, Griechische Alterthümer 1, 360. 361.

Hierzu stimmt in allen wesentlichen Zügen der Bericht des Tacitus in Capitel 13. Keiner erhält die Waffen, bevor die civitas ihn für tauglich erklärt. Dann erfolgt die Wehrhaftmachung mit Schild und Framea in ipso concilio. Diese nimmt vor principum aliquis vel pater vel propinqui.

Aus der Wendung principum aliquis folgt, daß Tacitus an eine große Versammlung denkt, welcher mehrere principes gegenüber stehen, an die Versammlung der civitas, welche mehrere Gaue oder Tausendschaften umfaßt. Es bestätigt sich daher indirekt, was Schade S. 281 von den Jünglingsweihen vermuthet, daß sie 'jährlich mit einem bestimmten Feste verbunden' gewesen seien. Wir dürfen sagen: mit den Festversammlungen und Concilien, zu denen sich alle Gaue vereinigten. Aber daß die Wehrhaftmachung wirklich nur in solchen großen Concilien vorgenommen wurde, darf man aus den Worten und aus der Anschauung des Tacitus nicht schließen.

Wenn bei der Wehrhaftmachung der Vater oder die Verwandten oder einer der principes eintritt, so wird man — die Genauigkeit des Berichtes vorausgesetzt — dies am besten so auffassen, daß derjenige dem Jünglinge die Waffen übergiebt, der sie ihm liefert. Das wird in der Regel der Vater sein; ist der Vater todt, die nächsten Magen; in besonderen Fällen — etwa bei den Söhnen der im Felde Gebliebenen — der Staat (die Gemeinde oder ihre Vorsteher), als dessen Vertreter jener princeps fungirt.

Tacitus fügt Reflexionen über die Bedeutung der Ceremonie hinzu, mit denen nicht viel anzufangen ist, weil er offenbar nicht genau redet. Die Vergleichung mit der römischen toga virilis will nur sagen: der Übergang vom Knaben- zum Jünglingsalter ist bei den Germanen durch einen

feierlichen Act bezeichnet wie bei den Römern, aber dort trägt er kriegerischen Charakter. Und: — so dürfte ich den Geschichtsschreiber weiter reden lassen — dieser Act giebt sogleich Pflichten, sofort macht der Staat auf den Jüngling Ansprüche, der bis dahin nur ein Theil des Hauses war.

Tacitus sagt das nicht alles; aber im Sinne der ethisch-politischen Absichten, die ihn leiten, darf man seinen Worten diese Meinung unterlegen und sie dergestalt paraphrasiren.

Die Bemerkung ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae könnte einer ganz ebenso an die attische Wehrhaftmachung anknüpfen, ohne daß damit etwas Neues gesagt wäre. Das ist der Sinn der Waffenübergabe in der Volksversammlung, daß der Empfänger sie für das Volk, für den Staat führen solle. Der die Waffen Reichende handelt auf Autorisation des Volkes und in Gegenwart des Volkes. Über einen dem attischen ähnlichen neuen Termin bis zur Erlangung der vollen staatsbürgerlichen Rechte ist uns bei den Germanen nichts überliefert. Nach der natürlichsten und ursprünglichsten Anschauung wird jedes Mitglied des Heeres auch Mitglied der Volksversammlung sein.

Wieder aber ist sehr wohl möglich, daß im germanischen Alterthum immer oder gelegentlich nicht blos Pubertätsfeier und Emancipation, sondern auch Wehrhaftmachung zusammenfielen. Tacitus allerdings läßt uns darüber nichts errathen

Denn so genau ist seine Kenntniß von den deutschen Zuständen nicht, daß wir folgenden Schluß machen dürften: 'Tacitus kennt keine andere dem Anlegen der toga virilis vergleichbare germanische Ceremonie als die Wehrhaftmachung, folglich gab es keine andere'. Oder: 'Tacitus kennt keine andere Ceremonie, durch welche der Knabe aus dem Hause träte als die Wehrhaftmachung: folglich gab es keine andere Emancipation'.

Aber die alten einheimischen Rechtsquellen setzen, mit unserer Auffassung des Tacitus verglichen, eine solche Vermischung voraus. Die licentia ire in placitum et stare wird direkt an die Emancipation geknüpft (Sohm S. 343, vergl. S. 554), und so weit diese Regel gilt, so weit muß es früher Sitte geworden sein, Emancipation und Wehrhaftmachung gleichzeitig vorzunehmen.

Von hier aus wenden wir uns zu Sohm und seiner Ansicht über die besprochenen Sätze von Germania Capitel 13, die er in die Worte faßt: 'Tacitus knüpft an die Emancipationshandlung als solche den Erwerb der öffentlichen Vollberechtigung: ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae' (S. 343). In der ersten Beilage S. 545—558 giebt er nähere Begründung, der ich nicht Schritt für Schritt folgen kann, so daß ich mich begnügen muß den Hauptpunct herauszugreifen.

Sohm nimmt die Waffenübergabe nicht eigentlich, sondern symbolisch. Aber was er S. 550—552 über die Bedeutung der Waffe sagt, führt nicht weiter als Grimm Rechtsalterthümer 162—171. Die Waffe deutet entweder auf solche Handlungen hin, zu denen sie wirklich dient (Kriegs-

ankündigung, Aufgebot, peinliche Gerichtsbarkeit, Aufforderung zur Hinrichtung, zum Kampf; Rechtsalterthümer 168 ff. Schwert zwischen Mann und Frau: sie mag es gegen ihn gebrauchen, wenn er sie zu verletzen suchte) oder sie bedeutet Gewalt, Verfügungsgewalt, theils über Personen, theils über Sachen. Der freilassende Herr schenkt dem Knechte mit dem Pfeile die Gewalt, die er bisher über ihn besessen. Der König übergiebt durch den Speer oder das Schwert seine bisherige Gewalt über Reich und Land an einen anderen. Ebenso bezeichnet das Messer die Übergabe von liegenden Gütern, das Schwert bei der Hochzeit die Gewalt des Eheherrn.

Adoption durch Waffenübergabe ist bei den Gothen nachgewiesen. Gensimund gehörte den Amalungen an, solum armis filius factus (Cassiodor, Variae 8, 9). Kaiser Justinian ist auf Verlangen der gothischen Sitte gefolgt, wenn er den Eutharich adoptirte, dessen Sohn Athalarich um die gleiche Ehre bittet: desiderio quoque concordiae factus est per arma filius — sagt er vom Vater (Cassiodor, Variae 8, 1) — quamvis vobis pene videbatur aequaevus; hoc nomen adolescenti congruentius dabitis quam nostris senioribus praestitistis. So hatte Theodorich der Große den König der Heruler more gentium, wie Cassiodor (ibid. 4, 2) sagt, adoptirt und sucht ihm sowohl die Ehre, die darin liegt, wie die Pflichten, die daraus erwachsen, recht klar zu machen: damus quidem tibi equos, enses, clypeos, et reliqua instrumenta bellorum; sed, quae sunt omnimodis fortiora, largimur tibi nostra iudicia. Vergl. über solche Adoptionen Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1869 S. 97 [oben S. 479 f.]. Überall handelt es sich um Ehrenbezeigungen für Erwachsene: non est dignus adoptari, nisi qui fortissimus meretur agnosci, läßt Cassiodor den Theodorich sagen. Und jedesfalls sind die Waffen hier nicht 'Symbol der Selbständigkeit', sondern wie Sohm S. 551 Anm. 18 erklärt, eine Aussteuer: ganz wie wir oben eine solche mit den Capillatorien oder mit der Emancipation Pippins verbundene Aussteuerhandlung kennen lernten. Nur die Regelmäßigkeit, mit welcher bei der Adoption Waffen geschenkt wurden, konnte zu der Formel per arma fieri filium führen.

Aber für Form und Wesen der germanischen emancipatio lernen wir sonst daraus nichts Neues; und nichts berechtigt uns, dem klaren Berichte des Tacitus entgegen, dem deutschen Alterthume die Wehrhaftmachung als solche abzusprechen und sie zu einem Symbol — oder was meiner Ansicht nach noch richtiger wäre — zu einem begleitenden Acte der Emancipation herabzusetzen. Auch muß Sohm S. 555, um seine Erklärung festzuhalten, eine directe Emancipation durch den Vater mittelst Waffenübergabe annehmen, während doch die Emancipation durch Scheinadoption zeigt, daß der Sohn nicht ohne Weiteres wie der Sclave freigelassen werden konnte. Er muß dann ferner annehmen, daß bei Wehrhaftmachung durch propinqui der betreffende Verwandte Adoptivvater werde und daß bei Wehrhaftmachung durch einen der principes eine Tradition-Commendation von Seite

des Vaters vorhergehen müsse, so wie daß eine derartige Wehrhaftmachung in dubio Unterordnung des Sohnes als Gefolgsgenossen unter den princeps bewirke.

Und nun geht Sohm weiter und schließt hier ganz eng das folgende an: principis dignatio soll Wehrhaftmachung durch den Fürsten und Aufnahme in den Gefolgsverband bedeuten. Demgemäß übersetzt er: 'hoher Adel oder hohe Verdienste der Vorfahren wenden solche Auszeichnung des Fürsten jungen kaum erwachsenen Leuten zu. Sie werden den anderen, Männern die schon längst erprobt sind, beigesellt, und (wahrlich) keine Ehrenminderung ist es für sie, in der Reihe der Gefolgsgenossen zu erscheinen. Auch giebt es Abstufungen im Gefolge.'

Daß die Würdigung, Auszeichnung von Seiten des Fürsten sich auf die Aufnahme ins Gefolge beziehe, haben schon andere angenommen. Der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, daß die Wehrhaftmachung zugleich Aufnahme ins Gefolge bedeute, das ist es was Sohm hinzufügt.

Hiergegen muß ich geltend machen:

Erstens. Niemals könnte aus den Worten des Tacitus allein dieser Zusammenhang erschlossen werden: principum aliquis steht durchaus auf einer Linie mit den Übrigen, welche die Wehrhaftmachung vollziehen und der Gedankengang schließt zunächst, läuft aus in die Worte: 'sie sind ein Theil des Staates, gehören nunmehr dem Staate an'. Und nun soll man im folgenden, ohne daß man ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wird, diese Staatsangehörigkeit mit der Zugehörigkeit zum comitatus des Fürsten vertauschen und begreifen, daß beides dasselbe sein könne.

Zweitens. In der Übersetzung von Sohm fehlt das etiam 'sogar'. Es ist gegenüber der Voraussetzung gesagt, daß die dignatio principis nicht Jünglingen, sondern nur Erprobteren zu Theil wird: dann kann aber dignatio nicht die Wehrhaftmachung sein, denn diese wird überhaupt nur Jünglingen zu Theil. Ein Älterer, der kein adolescentulus ist, hat seine Waffen schon früher, eben als adolescentulus, seiner Zeit bekommen: der braucht also keine dignatio principis als Wehrhaftmachung.

Drittens. Wer sind nach Sohms Auffassung die ceteri? Was muß zu ceteris ergänzt werden? Die Ergänzung principibus ist nicht möglich. Die Ergänzung adolescentulis ist auch nicht möglich: denn zu adolescentulis liegt der Gegensatz klärlich in robustioribus ac iam pridem probatis, also eben in den ceteris. Es bleibt daher nur übrig, unter diesen diejenigen zu verstehen, welchen principis dignatio zu Theil geworden ist, also die Ergänzung aus dignationem — assignant zu entnehmen: dann aber wäre der Ausdruck keineswegs gut, er wäre schielend, schief, unpräcis, wenn überhaupt möglich.

Viertens. Den Worten nec rubor inter comites aspici wird die Erklärung von Sohm nicht gerecht. Von dem Verhältniß, welches eben noch als principis dignatio bezeichnet war, wird jetzt gesprochen, als ob jemand das für eine Schande halten könnte. Die Worte wären so wie sie

dastehen möglich, wenn das Verhältniß vorher als comitatus bezeichnet wäre, aber nicht, wenn es eine Auszeichnung genannt wird. Eine Auszeichnung kann keine Schande sein. Nur bei den Worten ceteris — aggregantur kann ein Leser auf die Meinung geführt werden, daß den adolescentulis etwas Erniedrigendes widerfahre: dann darf aber im Sinne der Sohmschen Auffassung nicht gesagt werden 'es ist keine Schande für sie, Begleiter zu sein', sondern es muß gesagt werden 'es ist keine Schande für sie, den Stärkeren nachzustehen'.

So wie geredet wird, kann nur geredet werden — schon weil sonst der Ausdruck comites ganz unvermittelt eintritt — wenn inter comites aspici dasselbe ist wie aggregari. Dann aber ist damit der Anschluß an den Fürsten gemeint, und die ceteri sind principes, und die principis dignatio ist so viel als principis dignitas.

Ich bleibe daher bei meiner alten Auffassung und Übersetzung dieser Stelle Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1869 S. 102 f. [oben S. 485 f.], welche Schweizer-Orelli S. 29 wiederholt. Baumstark hat mich darin weder durch die Urdeutschen Staatsalterthümer S. 559 ff. noch durch Ausführliche Erläuterung S. 510 ff. wankend gemacht. Und das 'Sapienti sat!' der Schulausgabe S. 50 schreckt mich nicht.

Auch meine Bemerkung, mit den Worten mox rei publicae schließe eigentlich ein Capitel, muß ich gegen Urdeutsche Staatsalterthümer 563 f. festhalten, obgleich sie da als eine wunderliche Behauptung charakterisirt wird. Capitel 11 stellt principes und concilium einander gegenüber und es wird das concilium zu näherer Betrachtung vorgenommen, die Befugnisse der Volksversammlung werden geschildert bis zu den angegebenen Worten; hierauf greift die Darstellung auf die principes zurück und gewährt ihnen nähere Betrachtung bis einschließlich Capitel 15. Vor Capitel 11 wäre eine Überschrift de concilio, vor den Worten Insignis nobilitas eine Überschrift de principibus möglich. Daß dabei der Abschnitt von der Wehrhaftmachung den Übergang zum Waffenleben der Germanen ausmacht, wie mich Baumstark belehrt, wer möchte es leugnen? Die Hauptsache ist, daß sich der Abschnitt von der Wehrhaftmachung ebenso durch eine Schlußpointe abrundet, wie Tacitus das sonst bei seinen Capiteln liebt. Woraufhin dürfen wir denn Capiteleintheilung vornehmen als auf solche sachliche Einheit und stilistische Abrundung hin?

Ich möchte noch anderswo die Bezeichnung eines neuen Absatzes beantragen: im Capitel 14 nach den Worten comites pro principe. Auch da haben wir Abrundung und Schlußpointe, und ein neues Thema, auch mit innerer Einheit, beginnt: die Schwierigkeit, das Gefolge im Frieden zu erhalten. Nach langem Schwanken bin ich geneigt, mit Waitz tueare in den Text zu setzen. Die Lesart ist so gut beglaubigt wie dignationem, worüber sogleich, und dieselben inneren Gründe sprechen dafür: tuentur konnte gewiß leichter aus tueare entstehen, als tueare aus tuentur; die zweite Person hat hier die schönste Analogie an dem folgenden persuaseris

und possis. Daß dann die plerique nobilium adolescentium keine Gefolgsführer sind, sondern eben einfach — nobiles adolescentes, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen Führer und Begleiter, der Natur der Sache nach aber allerdings hauptsächlich Begleiter, das scheint mir ganz klar. Das Subject zu exigunt ist dann aus comitatum zu entnehmen. (Baumstark legt unter, daß die vornehmen Jünglinge ausziehen, um so bald als möglich sich die Mittel zur Haltung eines Gefolges zu erwerben, Ausführliche Erläuterung 528).

Nirgends, beiläufig gesagt, gebraucht Tacitus das Wort princeps schlechthin für Gefolgsführer, immer steht der Gegensatz comites dicht dabei, oder es ist ein suus hinzugefügt.

Mit Schweizer-Sidler (Orelli S. 29) principis dignitatem zu schreiben, halte ich nicht für gerechtfertigt. Die Handschriften AB sind nicht zwei unabhängige Zeugen. Haupt, der dignitatem nur als Lesart von A kannte, sagte im Colleg (ich citire aus meinem Heft): 'wer abergläubisch an A hängt, kann sich hier belehren, daß er irrt; dignationem wäre unmöglich zu erklären, während dignitatem ein Schreibfehler von A ist.' D. h. das Gewöhnliche kann wohl an die Stelle des Ungewöhnlichen treten, aber schwerlich das Ungewöhnliche an die Stelle des Gewöhnlichen.

Ohne Indiscretion darf ich wohl weiter Haupt anführen: 'eine Erklärung faßt dignatio als 'Würdigung'. Aber dieser Gedanke wäre außerordentlich dunkel ausgedrückt, gerade der Hauptgedanke würde fehlen; und wenn so etwas gemeint war, so wäre assignant ein ungeschicktes Verbum: assignare heißt 'als Besitz zutheilen'. Mit Unrecht hat Waitz, der assignant klüglich durch 'verschaffen' übersetzt, diese zuerst von Orelli aufgestellte Erklärung gebilligt. Sie ist der Temerität Orellis würdig'. Dabei ersehe ich nicht, ob Haupt an Aufnahme ins Gefolge oder an frühe Wehrhaftmachung dachte. In beiden Fällen hat er recht.

Indem ich hiermit diesen allzu langen Excurs schließe, möchte ich aus den vorangehenden Erörterungen folgende Sätze festhalten, für die ich, nach allgemeinen Analogien der Rechtsentwickelung, eine gewisse Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen zu dürfen glaube.

Die väterliche Gewalt kann ursprünglich bei den Germanen nicht aufgehoben werden, ohne daß durch Adoption eine neue Vatergewalt eintritt, die von viel schwächeren rechtlichen Wirkungen ist.

Diese Adoption ist daher ursprünglich wohl die allgemeine Form der Emancipation.

Es ist möglich, daß auch die Aufnahme ins Gefolge, die als Emancipation erscheint, sich früher in der Form der Adoption von Seite des Gefolgsführers vollzog. Dazu würde die Fiction der Verwandtschaft zwischen den Gefolgsleuten und dem Führer, Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1869 S. 105 [oben S. 488], sehr wohl stimmen. Und wenn der Führer mundbora heißt, ebenda 101 f. [485], so mag dies ein Rest seiner fictiven Vaterschaft sein. —

Ich habe hier 'schützende Interpretation' der Germania gegen Baumstark zu üben gesucht, indem ich zunächst von seinen Urdeutschen Staatsalterthümern ausging. Wenn er selbst neben dem Schutz gegen die Systemsucht als Zweck seines Buches die erschöpfende Erläuterung der Germania und eine Revision der gesammten Litteratur darüber hinstellte und demgemäß eine Art germanistischer Bibliothek darzubieten wünschte, so darf die Ausführung dieser Absicht im Allgemeinen als wohlgelungen bezeichnet werden. Und wenn er bescheiden die Hoffnung aussprach, die Erkenntniß altgermanischer Zustände selbst gefördert zu haben, so ist diese Hoffnung ohne Zweifel erfüllt, wenn auch eingehende Vertrautheit mit den übrigen Quellen unseres Wissens vom deutschen Alterthum ihn gewiß vielfach weiter geführt haben würde. Auch darf ich nicht verschweigen, daß ich die Darstellung breiter als nöthig finde. Man kann ebenso vollständig und doch präciser sein. Dem Verfasser steht in seiner Polemik selten das kurze entscheidende Wort zu Gebote. Durch eine Reihe falscher Auffassungen hin zum richtigen Leiten, ist eigentlich eine dankbare stilistische Aufgabe. Aber statt der dramatischen Bewegung, welche sie gestattet, finden wir hier oft ermüdenden Stillstand.

Was von den Staatsalterthümern, gilt auch von der Ausführlichen Erläuterung. Sie beschäftigt sich mit dem allgemeinen Theil; die Resultate der Staatsalterthümer werden kurz eingefügt; die Ausführliche Erläuterung des besonderen Theiles (halb so groß als die erste Abtheilung, wie mir der Verfasser im Mai 1875 schrieb) soll folgen: sie ist vollständig druckfertig hinterlassen (Schulausgabe S. V, Selbstbiographie S. 46) und wird hoffentlich bald erscheinen. Erst diese drei Bände werden die vollständige Erläuterung enthalten. Eine Übersicht der wesentlichen Ergebnisse gewährt einstweilen die Schulausgabe. Und die Übersetzung tritt willkommen hinzu, so daß man über die wirkliche Meinung Baumstarks nie im Zweifel sein kann.

Bei einer so groß angelegten kritischen und erklärenden Arbeit nimmt es nur Wunder, daß über die handschriftliche Überlieferung des behandelten Werkes nirgends ausführlicher geredet wird. Wenn manchmal die Einstimmung von A und B als Argument für das Echte gilt, so ist dies gewiß nicht zu billigen; an anderen Stellen nimmt der Kritiker selbst diese Übereinstimmung sehr leicht. A und B heißen dann je nach Umständen 'die zwei vorzüglichen Handschriften' oder 'nur zwei Handschriften'. Man sieht, es fehlt eine feste Ansicht über Verhältniß und Werth, so wie ein fester Grundsatz für die kritische Benutzung.

Über die Gestaltung des Textes im Einzelnen enthalte ich mich jeder näheren Mittheilung und verweise auf den Bericht von W. Hirschfelder über die neuere Litteratur zur Germania des Tacitus in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen Band 31 (1877) S. 23—40, wo man die Texte von Müllenhoff, Halm (1874), Nipperdey (1876), Baumstark und Orelli-Schweizer-Sidler (1877) besprochen findet.

Schweizer-Sidler, der von Baumstark so oft und heftig angegriffen wurde, ist diesem an Vertrautheit mit der deutschen Philologie entschieden überlegen. Und wenn die vergleichende Sprachwissenschaft unmittelbar nicht viel für die Germania thun kann, so gewährt sie doch die beste Übung in vergleichender Methode, ohne die wir ins deutsche Alterthum einmal nicht einzudringen vermögen: auch von hier aus erwächst ein Vortheil für Schweizer-Sidler.

Dankenswerth und lehrreich waren schon die beiden Züricher Programme von 1860 und 1862, welche für den allgemeinen Theil der Germania ausdrücklich Orellis Commentar von 1848 weiter führen, ergänzen und berichtigen wollten. Es folgte dann 1871 Schweizers eigene Schulausgabe mit Erläuterungen, wovon 1874 die zweite Auflage erschien. Und jetzt kehrt die Thätigkeit des Interpreten gewissermaßen an ihren Ausgangspunct zurück, indem sie in Orellis Commentar selbst die Fortschritte der Wissenschaft seit beinah dreißig Jahren hineinarbeitet.

Bei dem oben besprochenen Capitel 13 wundere ich mich, Sohm gar nicht angeführt zu finden, den Schweizers Schulausgabe doch, obgleich nicht ganz correct, herbeizieht (S. 29). Zu Capitel 19 wird wenigstens nachträglich auf Sohms Ansicht verwiesen (S. VIII), aber nicht dessen letzte Erörterungen (Das Recht der Eheschließung, Weimar 1875; Trauung und Verlobung, Weimar 1876) herbeigezogen. Das 'schwäbische Verlöbniß' wird künftig 'schwäbische Trauung' heißen müssen.

Durchgängig finde ich in der Erklärung Ammian zu wenig herangezogen. Dieser Vorwurf trifft freilich Baumstark viel schärfer, dessen Urdeutsche Staatsalterthümer das Material antiker Überlieferung unbedingt erschöpfen mußten.

Über Mannus (Capitel 2) konnte im Anschluß an Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 4, 94 und Delbrück Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 406 bestimmter geredet werden. An dem letzteren Ort ist freilich noch Wunderliches mit unterlaufen. Der Stamm man im gothischen Gen. Sing. Nom. Acc. Plur. mans soll aus manú durch Apokope des u entstanden sein: als ob ein u, das sogar vom vocalischen Auslautsgesetze verschont wird, nur so ohne Weiteres verschwinden könnte. Richtig ist ohne Zweifel, daß Dat. Sing. mann auf manvi, Gen. Plur. mannê auf manvâm, Dat. Plur. mannam auf manvamis zurückgehen. Das Wort ist den u-Stämmen beizugesellen nnd in der dritten starken Declination zu besprechen: es liegt darin die zweite mögliche Behandlung des Themaauslautes u vor, während das Germanische sonst vor antretendem Vocal der Casusendung Gunirung vorzog. Aber dann wird die Form mans zunächst für manns stehen und auf manvas beruhen. Mit anderen Worten: alle starken Formen des Wortes lassen sich aus dem Stamm manu- ableiten. Die schwachen Formen aber, aus dem Thema mannan-, werden weiterhin auf ein Thema manna- für manva- führen; und dieses ist uns durch den Taciteischen Mannus repräsentirt.

Zu Capitel 6 acies per cuneos componitur war statt oder doch wenigstens neben Curtze auf Peucker Kriegswesen 2, 206—221 zu verweisen. Und die Folgerung durfte hinzugefügt werden, zu welcher auch Baumstark sich nicht erhebt: die keilförmige Schlachtordnung war die altarische Schlachtordnung und hieß vermuthlich schon damals Eberskopf oder wurde wenigstens mit einem Eber verglichen. Die Untersuchung darüber ist allerdings noch reinlicher zu führen. In dem einen oder anderen Fall mag Entlehnung im Spiel sein. Immer aber bleibt westarisch und ostarisch der Vergleich mit dem Eber. Das Citat 'Hutten, Die Gesetze Manus. Capitel 7, S. 187', das Curtze S. 224 aus Peucker 2, 207 abschreibt, ist falsch und lächerlich. Der Autor heißt Hüttner und übersetzt aus dem Englischen. Bei Manu 7, 187 heißt es: 'mit der Aufstellung in der Form eines Stabes soll er (der König) den Marsch machen oder aber in der Form eines Wagens oder eines Ebers oder eines makara (Meerthier) oder einer Nadel oder eines Vogels.'

Das Citat zu Capitel 7 über die Königsnamen (S. 16 Sp. 2 unten) muß Neues Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache u. a. 9, 72 ff. heißen. Übrigens hat Maßmann da nur in seiner Weise Material zusammengeschleppt.

Wenn S. 17 Sp. 1 erwähnt wird, daß sich bei einigen Völkern auch zwei Könige fänden, so konnte gesagt werden 'zwei oder mehrere'. Der lehrreichste Autor dafür ist Ammian, der insbesondere von Sybel in seiner Schrift über das Königthum (mir jetzt nicht zur Hand) nach dieser Seite hin gewürdigt wurde.

Ammian nennt Francorum reges 16, 3, 2. Auch bei den Burgunden sind mehrere Könige anzunehmen: Valentinian schreibt ad eorum reges (28, 5, 10) und die reges ziehen ergrimmt nach Hause (ibid. 13); ein solcher König hieß hendinos (ibid. 14), was ohne Zweifel auf *κένδινος* zurückzuführen und mit dem gothischen kindins (*ἡγεμών*) ganz gewiß identisch ist (anders Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 344). Einen regalis gentis Burgundionum wird man nächstens kennen lernen. Besonders deutlich aber liegen die Verhältnisse bei den Alamannen; und widerholt finden wir, daß die Könige zu derselben Familie gehören.

So erscheinen Gundomadus und Vadomarius als fratres Alamannorum reges (14, 10, 1; 21, 3, 4 ff. wo Gundomadus tot ist): Vadomarius wird auch 18, 2, 16 erwähnt, er wohnt contra Rauracos; und 27, 10, 3 Vithicabius (d. i. Widigauja, Witege) rex Vatomarii filius.

Ferner 18, 2, 15 Macrianus et Hariobaudes germani fratres, et reges. Macrianus herrscht gegenüber von Mainz (29, 4, 7; 30, 3, 4).

Bei der Alamannenschlacht von Straßburg lernen wir sieben Könige kennen (16, 12, 1): Chnodomarius et Vestralpus, Urius quin etiam et Ursicinus (diese drei auch 18, 1, 18) cum Serapione et Suomario et Hortario (vergl. über die beiden Letztgenannten 17, 10, 3. 18, 2, 8). Von

diesen stehen zwei über den anderen (16, 12, 23): ductabant autem populos omnes pugnaces et saevos Chnodomarius et Serapio potestate excelsiores ante alios reges; der eine führt die linke Seite an, der andere die rechte; sie sind wohl duces im Taciteischen Sinne. Sie sind aber zugleich verwandt: Serapio, eigentlich Agenarich, ist Mederichi fratris Chnodomarii filius; er ist offenbar seinem Vater in der Regierung gefolgt, so daß Chnodomar und Mederich als ein drittes königliches Brüderpaar angesehen werden dürfen (16, 12, 25). Ammian fährt fort: hos sequebantur potestate proximi reges numero quinque (die oben Genannten) regalesque decem et optimatum series magna armatorumque milia triginta et quinque, ex variis nationibus partim mercede, partim pacto vicissitudinis reddendae quaesita.

Die regales können wir etwa durch 'Prinzen' widergeben. Bei den Quaden erscheint regalis Vitrodorus Viduari filius regis (17, 12, 21). Chnodomarius selbst rechnet sich im weiteren Sinne zu den regales (16, 12, 34). Vergl. 27, 10, 1.

Unter den optimates befinden sich gewiß die 200 tapferen comites des Chnodomar (16, 12, 60). Auch 16, 12, 49 sehen wir reges inmitten der optimates. Mit den optimates sind wohl die primates der Alamannen (29, 4, 7) identisch und ihnen zunächst die primi oder meliorissimi des alamannischen Volksrechtes (Maurer, Wesen des ältesten Adels S. 28 ff. Vergl. die primi der Langobarden S. 35 ff.) zu vergleichen.

Leider können wir nicht wissen, wie sich die 35000 Mann auf die 7 Könige vertheilen: es wäre eine ganz willkürliche Annahme, wollten wir jedem 5000 zumessen.

Wir sehen gelegentlich einen einzelnen rex einem pagus vorstehen, was vielleicht unter Umständen mehrere Tausendschaften, aber gewiß nicht weniger als eine Tausendschaft bedeuten kann: 17, 10, 5; 21, 3, 1. Wenn 29, 4, 7 die Bucinobantes (quae . . . gens est Alamanna) den rex Fraomarius statt des Macrianus bekommen, so wird darin -bant- wohl ungefähr dem Begriffe pagus entsprechen (Graff 3, 139), und in der That wird ihr Gebiet sogleich pagus genannt. Aber es läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, daß Macrianus nur diese Bucinobantes beherrschte.

Wenn 18, 1, 13 reges et regales et reguli genannt werden, so dürfen wir unter den letzteren wohl Unterkönige verstehen, ein Begriff der uns gleich noch deutlicher entgegentreten wird.

Wenn in dem kürzeren Bericht über die Alamanni Lentienses (31, 10) nur Ein König, Priarius, genannt wird, so setzt das nicht andere Verhältnisse voraus. In einem kürzeren Bericht über die Straßburger Alamannenschlacht hätte auch nur Chnodomar genannt werden können. Priarius ist, wie Chnodomar, die Hauptperson; beide gelten als die eigentlichen Anstifter des Krieges. Über die Truppenzahl des Priarius 31, 10, 5. Vergl. im Allgemeinen Dahn, Könige der Germanen 1, 117 Note 2.

Die Quaden sind bei ihren nahen Beziehungen zu den Sarmaten nur mit Vorsicht herbeizuziehen. Von Wichtigkeit ist namentlich eine Stelle (17, 12, 21): jener schon erwähnte Königssohn Vitroburus et Agilimundus subregulus aliique optimates et iudices variis populis praesidentes beugen sich vor dem eingedrungenen römischen Heere, stellen Geiseln eductisque mucronibus, quos pro numinibus colunt, iuravere se permansuros in fide. Sie handeln offenbar statt des ganzen Volkes und als dessen Vertreter. Man wird wohl hier den sämmtlichen Adel beisammen haben. Über den Unterkönig s. Bethmann-Hollweg, Über die Germanen vor der Völkerwanderung (Bonn 1850) S. 53 f. Waitz 1², 308; Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1869 S. 94 [oben S. 477]. Die iudices erinnern zumeist an die principes qui iura per pagos vicosque reddunt. Es fällt auf, daß ihre Untergebenen als populi bezeichnet werden, obgleich es sich nur um den letzten noch nicht unterworfenen Rest der Quaden bei Bregetio handelt. Aber auch § 16 heißt es: maximus numerus catervarum confluentium nationum et regum; wo gleichfalls nur ein Bruchtheil der Quaden und Sarmaten in Frage kommt. Die Gesammtheit sind 17, 12, 9 Quadorum regna. Vergl. Dahn, Könige 1, 114 ff.

Über die Gothen hat Ammianus nichts sonderlich Lehrreiches, außer daß er wie überall vortreffliche Beiträge zu einer psychologischen und physiognomischen Charakteristik dieser Barbarenvölker liefert. Er erwähnt duces 31, 3, 3 und optimates 31, 6, 1. Der iudex Athanarich ist bekannt. —

Ich kehre zu Schweizer-Orelli zurück. Die Erklärung der Worte ceterum neque animadvertere u. s. w. (Capitel 7) befriedigt mich nicht. Hierüber möchte ich vielmehr Baumstark beistimmen, Staatsalterthümer S. 255 ff.: quasi gehört nicht blos zu in poenam, sondern auch zu ducis iussu. Der Befehl des Herzogs fand statt wie die Strafe stattfand, aber der Priester vollstreckte sie, und sie wurde angesehen nicht wie eine Strafe, nicht wie ein Befehl des Herzogs, sondern wie ein Verhängen der Gottheit.

Für die theokratischen Elemente der altgermanischen Verfassung ereifert sich Baumstark (Ausführliche Erläuterung 365, wo auf weitere Stellen verwiesen wird), indem er die Andersmeinenden protestantisch-tendenziöser Auffassung bezichtigt: der Vorwurf ist so ungerecht, wie wenn man ihm clericale Tendenzen nachsagen wollte.

Die Ansicht von Munch und Maurer, welche auch Waitz 1², 260 zurückweist, scheint mir im Allgemeinen ganz richtig: es waltet ein naher Zusammenhang zwischen Häuptlings- und Priestergewalt. In der Geschichte dieses Zusammenhanges findet auch die Taciteische Schilderung ihre Stelle.

Die germanischen Sprachen haben keinen Ausdruck für Priester, der mit einem gleichbedeutenden Worte der anderen arischen Sprachen verwandt

wäre.[1]) Sie haben auch keinen Ausdruck für Priester, der irgend in sich dunkel wäre. Sämmtliche Ausdrücke (Mythologie Capitel 5) sind etymologisch leicht zu durchschauen. Ein gemeinsamer für alle germanischen Völker ist jedoch wohl erschließbar. Zwischen dem scandinavischen Goden und dem gothischen gudja besteht einleuchtender Zusammenhang und beide führen den Eidring (Müllenhoff, Zeitschrift 17, 429). Aus dem Aufsatze von Konrad Maurer Zur Urgeschichte der Godenwürde (Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 129) ergiebt sich, daß mindestens bei den Dänen der Gode ein mit priesterlichen Functionen betrauter Unterbeamter war und daß sich unter derselben Voraussetzung sowie unter der Annahme von Privattempeln für Norwegen die Entwicklung der isländischen Goden ganz wohl erklärt. Der Zusammenhang von politischer und religiöser Gewalt stand so fest im Volksbewußtsein, daß in Island das Priesterthum den Ausgangspunct für die Entstehung einer neuen Staatsgewalt bilden konnte.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß jene priesterlichen Unterbeamten auch weltliche Functionen hatten, vor allem etwa die Gesetzkenntniß, auf die ich gleich zurückkomme.

Dem ostgermanischen gudja entspricht, mit anderer aber doch wesentlich gleichbedeutender Ableitung, die althochdeutsche Glosse coting tribunus, welche durchaus nur einen Unterbeamten von weltlichem Charakter vermuthen läßt, obgleich der Name die Zugehörigkeit zur Gottheit (minister deorum Germania 10) aussagt. Auch hier werden wir daher auf ein gemeingermanisches Amt von geistlich-weltlicher Art geführt, wobei das geistliche Element ursprünglich die Hauptsache ausmachte, unter Umständen

---

[1]) Was das altarische Priesterthum anlangt, so vergl. Jacob Wackernagel, Über den Ursprung des Brahmanismus (Basel 1877) S. 31 ff. Wir dürfen nicht verlangen, den ältesten germanischen Zustand immer mit dem ältesten arischen identisch zu finden, auf welchen durch die etymologische Vereinbarkeit von skr. brahmán und lat. flamen (L. Meyer, Vergleichende Grammatik 2, 275) Licht fällt. Ich weiß nicht gleich, ob damit schon das dunkle ags. brego und die altn. bragr, Bragi, bragnar verglichen worden sind. Daß sich das Suffix man verliert und durch gewöhnlichere Ableitungsmittel ersetzt wird, wäre nicht wunderbar. Höchst wunderbar aber stimmt die sächliche und persönliche Bedeutung von bragr zu der sächlichen und persönlichen Bedeutung von bráhman und brahmán: der 'heilige Spruch, Zauberspruch' der Inder begegnet uns im Norden als 'Dichtung' im Allgemeinen, und der 'Priester' als 'Fürst'. Jenes steht vortrefflich im Einklang damit, daß Zaubersprüche das älteste nachweisbar gemeinsame poetische Besitzthum der arischen Völker ausmachen. Und dieses scheint uns zu lehren daß der altgermanische Zusammenhang zwischen Priester- und Häuptlingsgewalt darauf beruht, daß die germanischen Königs- und Adelsgeschlechter meist aus Priestergeschlechtern hervorgegangen sind. Von dieser Vermuthung habe ich im Texte keinen Gebrauch gemacht, sie läßt sich aber sehr wohl mit den dort angestellten Betrachtungen vereinigen. — Ein seltsamer Zufall ist es, daß bei Indern und Scandinaviern der fragliche Begriff auch mythologisch personificirt wurde, aber diese Personificationen selbst zeigen keine Verwandtschaft. Dagegen mögen Branchos und die Branchiden noch herzutreten; βράγχο- für βράχ-νο- vergleicht sich zunächst dem altn. brag-na- in bragnar; der früher allgemeine Priestername wäre nur den Pflegern des Orakels zu Didyma geblieben. Über das Lautverhältniß Graßmann bei Kuhn 12, 118. Vergl. schon Lexicon Mythologicum 307 f.

aber ganz verschwinden konnte. In Oberdeutschland mag, wie in Island, die Einführung des Christenthums dieses Verschwinden bewirkt haben.

Wo, wie bei den Burgunden, der Priester wirkliche Macht besaß, da wurde er nicht gudja, sondern 'der Älteste' (sinistus) genannt.

'Vor Einführung des Christenthums — sagt Richthofen, Wörterbuch 609ᵇ — muß âsega Benennung der die Rechtskunde im Volke wahrenden Priester gewesen sein; noch die ums Jahr 1200 abgefaßte vierte friesische Küre weiß, das âsega Priester bedeutet'.

Also der friesische Richter war ursprünglich Priester und führt den Namen â-sega d. h. Gesetzsager, Gesetzsprecher. Ohne Weiteres dürfen wir den althochdeutschen ê-wart auf dieselbe Auffassung des Priesterthums zurückführen, mit derselben Function des Priesterthums in Verbindung setzen.

Worin bestand diese Function? Von eigentlich richterlicher Gewalt verräth der Name nichts. Aber schon die Rechtsalterthümer 781 legen die Erinnerung an den isländischen lögsögumaðr, den schwedisch-norwegischen lögmaðr nahe. Vergl. über das Alter und die Obliegenheiten dieses Amtes Konrad Maurer, Das Alter des Gesetzsprecheramtes in Norwegen (Festgabe für Arndts, München 1875). Es heißt in Island lögsaga, und die Thätigkeit der Gesetzmänner in Norwegen wird segja lög genannt. Der isländische Gesetzsprecher, über den wir am genauesten unterrichtet sind, 'hat in der gesetzgebenden Versammlung den Vorsitz zu führen und die sämmtlichen Präsidialrechte in ihrem gewöhnlichen Umfange auszuüben' (Maurer S. 5). Er verkündet die gefaßten Beschlüsse. Er hat den Gerichteten, ja selbst einzelnen Leuten, auf Verlangen das Recht zu weisen. Er hat alljährlich am Alldinge Rechtsvorträge zu halten (S. 6), und solche Rechtsvorträge sind gerade so in Norwegen das Vorbild für die Gesetzbücher geworden (S. 35 und Maurer, Über die Entstehungszeit der älteren Gulaþingslög S. 160 ff. Der älteren Frostuþingslög S. 81. 82: Abhandlungen der Münchener Akademie Bd. XII. XIII) wie sie der isländischen Graugans theilweise zu Grunde liegen (Maurer, Artikel Grágás bei Ersch-Gruber S. 46). An der Executive hat der Gesetzsprecher keinen Antheil.

Wie weit die fränkischen Sagebaronen verglichen werden können, brauche ich hier nicht zu untersuchen. Es fehlt für sie wie für die Gesetzsprecher jeder Anhaltspunct, um sie innerhalb der Sphäre ihres Auftretens an das Priesterthum anzuknüpfen. Aber vom Standpuncte der vergleichenden Bedeutungslehre sind wir gezwungen, die Übereinstimmung zwischen der lögsaga und dem Amte des âsega auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen und so zugleich den êwart zu erklären. Ich vermuthe daher, daß sich der Gesetzsprecher vom Priester abgezweigt hat. Er war ursprünglich nirgends Richter, aber so zu sagen Vertreter der Jurisprudenz.

Wenigstens in einem Puncte dürfen wir Tacitus zur Bestätigung dieser Auffassung herbeiziehen: seine Priester haben, wie der isländische Gesetz-

sprecher, die Präsidialrechte im concilium (Capitel 11). Man mag hierauf den Titel êwart eigentlich beziehen.

Gegenüber dieser Auffassung des Priesterthums müssen wir festhalten, daß (abgesehen von angelsächsischem brego und altnordischem bragr) die älteste germanische Benennung des Herrschers das Wort reiks ist, aus altarischer Urzeit stammend und mit den Mitteln der germanischen Sprachen nicht zu erklären. Das Wort setzt einen Alleinherrscher voraus.

Dagegen eröffnen die vollkommen durchsichtigen ostgermanischen kindins und westgermanischen kuning (altnordisch konûngr entlehnt), welche den Angehörigen eines Geschlechtes bedeuten, den Blick auf eine Verfassung wie die Cheruskische.

In thiudans und leód wieder scheint sich der König als Vertreter des ganzen Volkes zu geriren, über dem Adel, wie im Beóvulf. Der thiudans beherrscht wohl größere Massen als der kuning, nach dem ursprünglichen Sinne dieser Bezeichnungen. Der thiudans, der leód führt die Heere der Völkerwanderung.

Hier schließt sich leicht eine weitere Betrachtung an.

Von dem reiks zweigt sich der Priester ab wie bei den Römern der rex sacrificulus übrig bleibt. So wie der reiks zurücktritt und das kuni an die Stelle kommt, die regia stirps höhere Bedeutung erhält oder vollends mehrere Geschlechter herrschen: so ist die Einheit mehr durch den sacerdos civitatis repräsentirt und durch das Heiligthum, das er verwaltet. Die Machtverhältnisse werden der Natur der Sache nach schwanken: bei den Burgunden z. B., so wie sie Ammian kennt, ist die Macht des sinistus gegenüber den mehreren reges sehr groß.

Die Volkseinheit also ist in göttlicher Hut. Wo das Volk als Ganzes versammelt, da sind die Götter gegenwärtig. Die Priester wahren den göttlichen Frieden. Der Ruhestörer im Ding ist wie der Brecher der Disciplin im Kriege. Die Priester haben das Strafamt; sie sind wie die Bewahrer so die Hüter des göttlichen Gesetzes, des Rechtes.

In ihrer Hand liegt aber nicht blos die Einheit der civitas; in ihrer Hand liegt auch die Einheit des Stammes — nach Müllenhoff Hypothese der Stammculte.

Ein solcher Stamm darf angesehen werden als eine civitas worin mehrere Königsgeschlechter zur Regierung gekommen sind, das concilium aber nur noch die Bedeutung einer religiösen Festversammlung behalten hat. So wird der thatsächliche Hergang gewesen sein, so vollzog sich die Ausbreitung der Stämme: der gemeinsame Cultus bedeutet nicht blos Zusammenfassung, er bedeutet auch Ursprung.

Aber von neuem kann die Einheit des Cultus ganz oder theilweise eine politische Einheit werden. Das Königsgeschlecht der Vandalen ist nach Müllenhoffs bekannter scharfsinniger Vermuthung das Priestergeschlecht der Nahanarvalen. Die einstigen Leiter des vandilischen Stammcultus verwandeln die Festversammlung wieder in das Heer. —

Ich wende mich endlich zum Schluß.

Über die Stammeseintheilung (Capitel 2) vergl. Sybels Historische Zeitschrift, Neue Folge 1, 159. 160. — Zu Capitel 6 bemerkt Michaelis, daß orbis in der Militärsprache technisch quarré bedeutet, coniungere orbem also quarré bilden; er schlägt daher, da diese Bedeutung hier unmöglich, coniuncto ordine vor. — Zur gemischten Truppe (Capitel 6) vergl. Zur Geschichte der deutschen Sprache 458. — Zu den Frauen als Ärztinnen vergl. Rühs Ausführliche Erläuterung S. 251 f., ein Buch, das man überhaupt auch jetzt noch selten ohne Belehrung aufschlägt; dazu auch Preußische Jahrbücher 31, 494. — Zur Isis (Capitel 9) vergl. Haupt, Moriz von Craon, Festgaben für Homeyer S. 30. 31. Auf die angebliche Isa oder Zisa brauchte nicht mehr Rücksicht genommen zu werden. — Zum Strafrecht (Capitel 12) ist zwar in Schweizers Schulausgabe, aber nicht bei Orelli der Begriff der Friedlosigkeit beigebracht. Eine so sichere Ergänzung des Tacitus aus den einheimischen Quellen darf sich der Ausleger der Germania nicht entgehen lassen. Vergl. von Amira, Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte (München 1876) S. 46 ff. 50. Aus dem Vernerschen Gesetze folgt daß die Germanen den Wolf sowohl várka- als varká- nannten (vergl. sanskritisch vŕka und vrká), aber nur die letztere Form auf den Friedlosen anwendeten. Über slavische und finnische Entlehnnngen s. Kunik bei Dorn Caspia (Petersburger Mémoires, 7e série, t. XXIII, 1) S. 248. 284. — Zum Gefolgswesen (Capitel 13. 14) vergl. ebenfalls Kunik a. a. O. 250 ff. 372 ff. — In Bezug auf eliguntur in iisdem conciliis (Capitel 12) stimme ich ganz entschieden Savigny und Baumstark gegen Schweizer bei. Aber vergl. Schweizer selbst in seiner Schulausgabe (1874) S. 28. — Schweizer hat, wie er in der Vorrede anführt, aus äußeren Gründen darauf verzichten müssen, Orellis ganzen Commentar umzuarbeiten.

Weitere Einzelheiten (die vorstehenden sind nur ganz zufällig und nur aus den ersten Capiteln ausgewählt) vermag ich jetzt nicht zu besprechen. Gerne hätte ich noch Mannhardts Behandlung der Nerthus (Baumcultus 1, Capitel 7) eingehend erörtert (fehlt bei Schweizer S. 73): aber ich fürchte schon zu lang geworden zu sein.

31. 7. 77. Scherer.

Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. Zweite sehr vermehrte Auflage. Bonn 1864, Marcus.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur k. Wiener Zeitung. Wien, in Commission bei K. Gerolds Sohn. 1865. Bd. 6, S. 217.

Sch. Die vorliegende neue Auflage des bekannten Buches erscheint als eine wesentlich verbesserte und vermehrte. Nicht an uns ist es, alle Verbesserungen und Vermehrungen im Einzelnen aufzuzählen. Gang und Methode sind dieselben geblieben. Kaum in einem anderen Handbuche und in dem großen Vorbilde dieser Handbücher, in Jacob Grimms deutscher Mythologie selbst nicht, tritt uns der Glaube unserer Vorfahren in so erfreulicher Fülle und in so poetischem Glanze entgegen. Das ergreifende Götterdrama rollt sich vor uns auf, zuerst wie sie herrschen, die herrlichen, kräftigen Gestalten, wie sie Weissagungen des Unglücks vernehmen, wie sie das hereinbrechende bekämpfen und unterliegen, um einer neuen Welt Platz zu machen. Wir sehen Odin an der Spitze der Götter reiten mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spieß zum letzten Wettkampf dem Fenriswolf entgegen, der ihn verschlingt. Den Donnergott tödtet das Gift der Midgardschlange. Freyr fällt und Tyr und Heimdall, die alten Götter sind hinweggerafft: Feuer verzehrt die ganze Welt. Und darnach das Bild der neuen Erde, die zum zweiten Male auftaucht aus dem Wasser, grün und schön, von neuen Menschen bewohnt, von neuen Göttern beherrscht. Nach diesen anziehenden Schilderungen erst, nachdem die großartigsten Gedanken des nordischen Heidenthums uns enthüllt sind, führt uns der Verfasser die einzelnen himmlischen Wesen vor, setzt aus nordischen und deutschen Überlieferungen ihre Schilderung zusammen und handelt schließlich von dem Cultus: von Gebet, Opfer, Umzügen und Festen. Auf dieser Anordnung und auf der Herbeiziehung des nordischen Heidenthums beruht der Eindruck des Buches größtentheils. Dazu kommt die ausgedehnte Benützung der Volksüberlieferungen als mythologischer Quelle, womit bekanntlich J. Grimm den Anfang machte. Die Frage erhebt sich aber Angesichts solcher Bücher, wie das vorliegende, immer von neuem: ob J. Grimms Ansichten über die Quellen unserer Kenntnisse auch gewiß auf keiner Täuschung beruhten? ob Sagen, Märchen, Aberglaube, Kinderreime wirklich so viel sicher Mythisches enthalten, als man gemeinhin annimmt? Wir können nicht bei dieser Gelegenheit unsere Meinung über die Frage vollständig darlegen. Aber es sind erst kürzlich von gewichtiger Seite kritische Zweifel über gewisse, in der Regel unbedenklich für deutsch-mythologisch genommene Bestandtheile unseres litterarischen Materials geäußert worden, wobei es sich hauptsächlich um die Abgrenzung gegen die christliche Mythologie handelte: und wir waren begierig, zu sehen, wie Simrock sich dazu stellen würde. Er hat die Bedenken abgelehnt und steht somit noch völlig auf dem Boden der Grimmschen mythologischen Methode. Wir sind weit ent-

fernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Ja wir finden es ganz begreiflich, wenn ein Handbuch dasjenige zu repräsentiren sucht, was bei der überwiegenden Majorität der Pfleger einer Wissenschaft für ausgemacht und wahrscheinlich gilt. Aber enthalten können wir uns nicht zu sagen, daß die Schätze und Reichthümer, mit welchen die deutsche Mythologie jetzt prunkt, uns manchmal wie goldene Geschenke tückischer Geister vorkommen, die über Nacht sich in Stroh oder taubes Gestein verwandeln können.

Aus deutschen Bußbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte, von D. Emil Friedberg, Professor der Rechte. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1868. IV und 104 S. VI. 8°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1869, Bd. 20, S. 23—24.

S. 1—32 Text, ursprünglich ein populärer Vortrag. S. 33—78 'Beläge' mit reichen litterarischen Nachweisungen. S. 79—104 Anhang, worin auf deutschen Volksaberglauben bezügliche Stellen aus Burkhard von Worms und aus einem Trierer Provincialconcil von 1310 abgedruckt werden. Die Schrift gewährt eine anschauliche Schilderung des Bußsacraments im früheren Mittelalter und bietet auch dem, der Wasserschlebens Bußordnungen der abendländischen Kirche und anders Einschlägige durchgelesen hat, im Einzelnen manches Neue. Ich hebe z. B. die Bemerkung S. 11 und 42 hervor über den großen Einfluß, den das mosaische Strafrecht durch das Medium des kirchlichen auf das deutsche geübt, wie es darin um sich gegriffen hat und zum Theil noch heute mächtig ist. Auch die Erörterung über die Anfänge des Hexenwesens, S. 67 ff., stellt einige Puncte von Wichtigkeit in besseres Licht. —

Zu S. 64 (Anm. 4 zu S. 26) über die Neujahrsfeier verweise ich noch auf S. Burchardi Codex Homiliarum bei Eckhart Francia Orientalis I, 837 f., welche Stelle allerdings römische Verhältnisse im Auge hat. Was die S. 23. 59 berührte Ersetzung der alten Götter durch Heilige anlangt, so verdiente es betont zu werden, daß die kluge Maßregel der Kirche zum Theil in ihr Gegentheil umschlug und statt des Christenthums das Heidenthum beförderte: das Concilium germanicum von 742 (Pertz, Leges 1, 16. 17) hat über hostias immolaticias quas stulti homines iuxta ecclesias ritu pagano faciunt sub nomine sanctoeum martyrum vel confessorum zu klagen; und diese Klage wird in Karls des Großen Capitulare generale c. 770 (Leges I, 33) wiederholt. Auf die spätere Bestimmung im Protokoll der Frankfurter Synode a. 794 Capitel 42 Ut nulli novi sancti colantur aut invocentur nec memoria eorum per vias erigantur; Capit. excerpta a. 802 (Leges I, 99) Capitel 21 Ut falsa nomina martyrum non venerentur — hat der Verfasser a. a. O. wenigstens indirect hingewiesen. Überhaupt aber wäre es hübsch gewesen, wenn es ihm gefallen hätte, den Anhang zu einer

Art Urkundenbuch kirchlicher Verfügungen gegen das deutsche Heidenthum zu gestalten: es hätte nur geringer Erweiterung des Planes bedurft und die Sache wäre ein für allemal erledigt gewesen.

Zu S. 2 Anm. 2 erlaube ich mir die Frage, ob nicht auch die Pertz Leges I, 161 Capitula de presbyt. c. 15 erwähnten capitula de maioribus vel de minoribus vitiis als Pönitentialien anzusehen sind.

Sehr merkwürdig wäre der S. 42 f. angeführte Can. 111 des Herard von Tours aus dem Jahre 858 Ne ullus laicorum plus quam duas uxores habeat. Quod vero extra est ad adulterium pertinet. Similiter et mulier — wenn man darin mit Friedberg einen Rest der Polygamie erblicken dürfte. Aber schon der Beisatz Similiter et mulier zeigt unzweifelhaft, daß es sich nicht um zwei Frauen zu gleicher Zeit, sondern um Wiederverehelichung des Wittwers dabei handelt. Noch deutlicher ist die Sache in der ebendaselbst herbeigezogenen Briefstelle ne amplius, cui mulieres obierint, duabus debeat copulari. Beide Citate gehören demnach vielmehr zu S. 14 Anm. 2.

Noch etwas schärfer als es ohnedies geschehen konnte die ökonomische Seite des Bußsacramentes hervorgehoben werden. Der heidnische Germane bezahlte nicht blos den Verwandten des Erschlagenen dessen Leib, sondern auch dem Staate seinen gebrochenen Frieden. Die Kirche tritt an die Stelle des Staates und setzt für jede Bußübung ein Äquivalent an Geld fest. Es war mithin eine Erbschaft des Heidenthums, was als ergiebige Finanzquelle zu immer rücksichtsloserer Ausbeutung und damit zu den von Friedberg S. 31 f. geschilderten verhängnißvollen Consequenzen führte. Ich halte es für wichtig das zu constatiren: die zertretene Schlange, die den siegreichen Gegner in die Ferse sticht, ist ein unzählige Mal wiederholter historischer Vorgang.

Kleine Flüchtigkeiten des Ausdrucks oder Gedankens wollen wir dem Verfasser nicht allzu sorgsam aufmutzen. S. 25 erklärt er den 1. Januar für die Wintersonnenwende. S. 7 heißt es: 'elend ist aland, heimatlos'. Aber aland ist überhaupt nichts, wenn man von altſ. âland 'die Insel' absieht: elend heißt ahd. elilenti und bedeutet nicht den Heimatlosen, sondern den, der einem anderen Lande angehört, mithin ebensowohl exsul (auch captivus), wie peregrinus, advena. Wenn nach S. 9 die Geister der Erschlagenen durch die Mordsühne zur Ruhe gebracht werden sollen, so gestehe ich, augenblicklich nicht zu wissen, worauf sich diese Ansicht stützt oder wie fest sie etwa begründet ist.

Wien. W. Scherer.

Deutsche Nymphen und Satyrn.

Wald- und Feldculte. Von Wilhelm Mannhardt. I. Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. II. Antike Wald- und Feldculte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Berlin, Gebrüder Bornträger. 1875 und 1877.

Deutsche Rundschau 1877, Bd. 11, S. 514—516.

Clemens Brentano hat in bekannten Versen, Wort an Wort reihend, die Hauptbegriffe der romantischen Poesie zusammengefaßt. Man kann auf ähnliche Weise eine ganze Strömung romantischer Poesie, Musik, Malerei, bezeichnen, indem man die vier Namen: 'Sommernachtstraum, Oberon, Mendelssohn, Schwind' ausspricht. Und wenn die dadurch erregten Vorstellungen sich in ein naheliegendes Bild verwandeln, so erblicken wir Elfenreigen im Walde bei Mondenschein um eine alte geheimnißvolle Eiche herum; ungewisse Lichter durch die Wipfel spielend scheinen Gestalt zu werden; ungewisses Rauschen in den Blättern scheint Melodie zu werden; und eine Welt von schwebender, leichter, sanfter Schönheit, Sehnsucht weckend und Sehnsucht stillend, erhebt sich in unserer Seele.

Nicht blos die Kunst hat Antheil an dieser Welt; auch die Wissenschaft fühlt sich dahin gezogen. Ein Philologe wie Lehrs hat den griechischen Nymphen eine liebevolle Betrachtung gewidmet (vergl. Deutsche Rundschau, Band IX, S. 141) und noch tiefer mußte sich die eigentlich romantische Wissenschaft, die deutsche Alterthumskunde, mit ihnen einlassen.

Schon im Jahre 1826 übersetzten die Brüder Grimm 'Irische Elfenmärchen', welche in London englisch erschienen waren, Erzählungen von einem unsagbaren Zauber und fügten eine schöne Einleitung hinzu, welche das Wesen der Elfen und verwandter Geister bei Celten und Germanen entwickelte.

'Die Elfen — heißt es da —, die in ihrer wahren Gestalt kaum einige Zoll hoch sind, haben einen luftigen, fast durchsichtigen Körper, der so zart ist, daß ein Thautropfen, wenn sie darauf springen, zwar zittert, aber nicht auseinander rinnt. Dabei sind sie von wunderbarer Schönheit, Elfen sowohl als Elfinnen, und sterbliche Menschen können mit ihnen keinen Vergleich aushalten.'

Sie lieben über alles die Musik. 'Wer sie angehört hat, kann nicht beschreiben, mit welcher Gewalt sie die Seele erfülle und entzücke: gleich einem Strome dringe sie mächtig entgegen; und doch scheinen die Laute einfach, selbst eintönig und überhaupt Naturlauten ähnlich zu sein.'

'Im kunstreichen Tanzen übertreffen sie weit alles, was Menschen leisten können, und ihre Lust daran ist unermüdlich. Sie tanzen ununterbrochen, bis der Sonnenstrahl an den Bergen sich zeigt und machen die kühnsten Sprünge ohne die mindeste Anstrengung.'

Es giebt ein Land, das unter dem Wasser liegt, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen und Bäume blühen, wie oben, und das von glücklichen Elfen

bewohnt wird. 'Diese Unterwelt heißt das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, niemand altert, und wer viele Jahre da unten gewesen ist, den hat es nur wie Augenblicke gedäucht'.

Neun Jahre nach den Elfenmärchen schrieb Jacob Grimm seine 'Deutsche Mythologie': ein Buch, welches die größte Wirkung ausübte und vielseitige Nacheiferung weckte, so daß eine Zeit lang diese Studien sehr eifrig betrieben wurden und eine ungeahnte Menge von Resultaten ans Licht zu fördern schienen. Aber man hatte sich dabei gewöhnt, schrankenlos aus der Volksüberlieferung zu schöpfen; Sagen, Märchen, Aberglauben, alles sollte Mythologie, wohl gar Göttergeschichten enthalten. Es war als ob man einen unbekannten Keller voll unerhört köstlicher Weine aufgegraben hätte, deren berauschendem Dufte die ernstesten Männer nicht widerstehen konnten. Aber plötzlich folgte Ernüchterung; der Zauber wich; mancher, der einen Gott gefangen zu haben glaubte, sah sich durch ein unflätiges Thier genarrt; und, wie man denn gerne das Kind mit dem Bad ausschüttet, das Interesse für deutsche Mythologie überhaupt trat zurück; man vergaß, welche Reichthümer — vielleicht nicht von Mythologie, aber doch gewiß von Poesie die deutsche Volksüberlieferung in sich berge; und die wirklichen Götter der Edda wurden in die allgemeine Vernachlässigung mit eingeschlossen.

Indessen, es war eine kurze Episode. Von neuem lächelt die Gunst der Zeit den Idealgestalten der altgermanischen Dichtung. Sie sind sogar — opernfähig geworden, wenn ich das Wort nach Analogie von 'hoffähig' bilden darf. Ob die Art, wie das geschah, im Interesse der deutschen Kunst lag, ist eine Frage für sich. Aber es war ohne Zweifel recht angenehm für die deutsche Alterthumsforschung: die tüchtigen Bestrebungen einzelner näher betheiligten Gelehrten werden nun auch in weiteren Kreisen einen besser vorbereiteten Boden finden.

Soeben erscheint Jacob Grimms 'Deutsche Mythologie' in neuer Auflage, vermehrt durch die eigenen Notizen und Nachträge des Meisters.[1]) Unablässig wendet Reinhold Köhler den deutschen Märchen, rein als Poesie betrachtet, seine umfassende, sammelnde und vergleichende Thätigkeit zu. Adalbert Kuhn und Max Müller wußten Gelehrte und Ungelehrte für die Probleme der vergleichenden Mythologie zu interessiren. Ganz aber hat Wilhelm Mannhardt sich der unschuldigen Schönheit alterthümlichster mythologischer Gebilde hingegeben, mit staunenswerther unermüdlicher Energie weitschichtigen Stoff gesammelt und diesem Stoffe schon manchen sicheren deutschen Mythus und manche sichere Mythendeutung abgewonnen, indem er den zersplitterten Resten einfacher Urpoesie einen einfachen, verständnißvollen poetischen Sinn entgegenbrachte.

---

[1]) Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. 2 Bde. Berlin, Dümmler, 1875—1876: der dritte Band steht noch aus.

Die Forschungen über die Anfänge der Cultur, über die ältesten Zustände des Menschen, über den Ursprung der Religion werden jetzt mit großem Eifer und unter allgemeinem Beifall betrieben. Ein Gelehrter, wie Mr. Edward B. Tylor, hat in der That schöne Resultate zu Tage gefördert, indem er mit ausdauerndem Spürsinn primitive Anschauungen der Völker so lange durch alle Nationen der Erde hin vergleichend verfolgte, bis der innere Zusammenhang irgendwo klar wurde, das Trümmerhafte ergänzt und das Dunkle aufgehellt erschien. Aber ein Buch wie das obenbezeichnete von Mannhardt nimmt nicht minder die Aufmerksamkeit aller derer in Anspruch, welche jenen schwierigen und dankbaren Problemen forschend oder blos wißbegierig zugewendet sind. Auch hier massenhaftes Material, massenhafte Vergleichung, Reduction auf einfache Grundanschauungen und leichtverständliche psychologische Processe: — man hat nur nicht das Vergnügen, sich unter Buschmännern und Patagoniern zu bewegen, sondern muß mit der Gesellschaft von Deutschen, Slaven und Griechen vorlieb nehmen.

Auf die Gegenstände, welche Mannhardt behandelt, habe ich schon im Eingange dieser Zeilen hingedeutet. Er führt uns in den deutschen Wald. Er lehrt uns die Geister kennen, die ihn bewohnen: die Holz- und Moosfräulein, die wilden Männer, die seligen Fräulein. Die Letzteren werden in Tirol verehrt; sie heißen auch Thallilien (Maiblumen) und wohnen in den Gletschern, unter den Felsen; sie sitzen wohl im Schatten eines Baumes und lassen ihren Gesang ins Thal hinabschallen, und wer ihn hört, der möchte ihn immer und immer wieder vernehmen, und er wird einsilbig und schwermüthig unter den Menschen. Aber die Fräulein sind wohlwollend, sie helfen den Bauern im Haus und bei der Ernte, sie verstehen sich auf Heilkunst und machen sich durch kleine Diebereien an Brot oder Kuchen bezahlt. Wenn im Winter das Heu mit Schlitten von den Alpen geholt wird, hockt ihrer wohl ein ganzes Dutzend hinten auf und fährt mit. Ihr Feind und Verfolger ist der wilde Mann, der sie wie im Sturme vor sich herjagt. Er ist ein gewaltiger Geselle, von weitem gleicht er einer Fichte, die ganz mit Moos überkleidet ist; und wenn er auf dem Wege einen Stock braucht, so reißt er sich einen Baumstamm aus.

Ich kann und will hier nicht weiter ausführen, wie diese Wesen auf Vieh- und Erntesegen einwirken; wie sie verehrt und im Cultus symbolisch dargestellt werden. Bei Mannhardt selbst muß man nachlesen, wie er sie Zug um Zug in den antiken Nymphen, Satyrn, Centauren, Faunen und ihrer leichtlebigen Sippschaft wiederzufinden weiß, und wie er, ganz im Geiste Jacob Grimms, aus dem Nahen und Heimischen das Fremde und Ferne mit Glück erläutert, nebenbei über manche Sagen des griechischen Epos, über Peleus, Thetis und Achill, über Boreaden und Harpyien neues Licht verbreitet. Aber ich will den Ausgangspunkt noch bezeichnen, von dem er sie verständlich zu machen weiß: die Baumseele.

Es sind schon ein paar Jahrzehende her, seit der Physiker und Philosoph Fechner sein Buch 'Nanna' über die Pflanzenseele schrieb und deshalb von den Botanikern hart mitgenommen wurde. Ich weiß nicht, wie die Sache heute wissenschaftlich angesehen wird; ich sollte denken, daß Darwins Untersuchungen über insectenfressende Pflanzen (vergl. Deutsche Rundschau, Bd. VII, S. 441) ein starkes Argument für Fechners Hypothese abgeben, wenn man nur auf das Wesen sieht und nicht um Namen streitet. Aber wie dem auch sei, Jahrtausende vor Fechner hat die schnellfertige Metaphysik der Urvölker in Bäumen und Blumen so gut wie in Thieren und Menschen Beseelung anerkannt. Der Baum wird als Person behandelt; unter der Rinde wird menschliche Körperlichkeit vermuthet; verletzte Bäume bluten; die Baumseelen können als menschengestaltige Geister ihren Sitz zuweilen verlassen — und da haben wir die oben geschilderten Wesen: je nachdem die Lieblichkeit des rauschenden Laubes und die Biegsamkeit zierlicher Äste oder etwa das Rauhe, Stechende, Struppige geradaufragenden Nadelholzes in dem Eindruck überwog, je nach dem wurden selige Fräulein oder wilde Männer, Dryaden oder Centauren daraus.

Ein mittelalterliches Märchen läßt Alexander den Großen im Orient zu den Blumenmägdlein kommen, und im Leben des Welteroberers spielt sich ein rührendes kurzes Idyll ab. Im Frühling tauchen aus den Knospen raschsprießender Blumen kleine Mädchen von überirdischer Schönheit auf, und zu Hunderttausenden tanzen und springen sie im Wald und singen so schön, daß Alexander und seine Helden alles Erdenleid vergessen und unter ihnen wohnen und ihre Liebe genießen — drei Monate und zwölf Tage; da ist die Blumenblüte um, die kleinen Mädchen sterben und 'die Freude die zergeht'. Hier blicken wir der mythologischen Pflanzenseele unmittelbar ins Auge und begreifen wohl, daß ein Gelehrter dem Zauber unterliegt, dem Alexander der Große nicht widerstehen konnte.

Wilhelm Scherer.

Wald- und Feldculte. Von Wilhelm Mannhardt. Erster Theil. Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin, Gebrüder Bornträger, 1875. XX und 646 S. 8°. — Zweiter Theil. Antike Wald- und Feldculte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Ebenda 1877. XLVIII und 359 S. 8°.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1877, Bd. 3, S. 183.

Der erste Band des vorliegenden bedeutenden und vielanregenden Werkes ist vor der Gründung dieses Anzeigers erschienen und der zweite scheint zunächst mehr der antiken als der deutschen Mythologie anzugehören. Aber er weist überall auf den ersten zurück, er hält sich in demselben Kreise von Anschauungen, er will das auf deutschem Gebiete Gewonnene

für die Auffassung classischer Überlieferungen fruchtbar machen, indem er eine Reihe von Parallelen zieht und uns gemeinsames mythologisches Gut erkennen läßt.

Über die Art, wie diese Gemeinsamkeit begründet sei, äußert sich der Verfasser in einem bestimmten Falle sehr vorsichtig (2, 298). Er trifft keine feste Entscheidung zwischen den 'drei überhaupt in Betracht kommenden Möglichkeiten, Vererbung aus einer dem gemeinsamen Stammvolk angehörigen proethnischen Grundform, selbständiger Entstehung bei mehreren Völkern aus gleichen psychischen Keimen, Verbreitung von Volk zu Volk durch Entlehnung und Übertragung'. Es ist dasselbe Problem wie es die vergleichende Poetik bietet: Anzeiger 2, 323 [s. unten in der Abtheilung 'Poetik']. Vielleicht dürfte erwogen werden, daß es sich zum Theil um Acker- und Erntegebräuche handelt und daß diese sehr wohl mit der Ausbreitung des Ackerbaues Hand in Hand gegangen sein mögen. Die alte Zeit überliefert nicht blos die beste Art den Boden technisch zu behandeln einem lernbegierigen Nachbar; ebenso wichtig ist es, ihn den Umgang mit den Dämonen der Fruchtbarkeit zu lehren, wie ihr böser Wille abzuwehren, ihr guter zu gewinnen sei. Man wird dem westarischen Urvolk nicht allen Ackerbau absprechen dürfen, aber im Allgemeinen wird ihm die Fruchtbarkeit des Viehes noch wichtiger gewesen sein, als die Fruchtbarkeit des Ackers. Sicheren nicht blos westarischen, sondern altarischen Hirtenbrauch hat Kuhn nachgewiesen (Herabkunft des Feuers S. 180—189): das Jungvieh wird beim ersten Austrieb auf die Weide mit dem Zweige eines saftreichen Baumes geschlagen, um es kräftig und milchreich zu machen (vergl. Mannhardt 1, 251 ff.). Saftreichthum wird mit Milchreichthum verglichen: durch das Schlagen; durch die starke Berührung soll die Eigenschaft des Baumes auf die Kuh übertragen werden. Schon erscheint darin die Pflanze als Symbol des Lebens, als Paradigma gleichsam, wie es Mannhardt so oft nachgewiesen hat.

Anschauungen und Erfahrungen des Waldes kommen der Weide und schließlich dem Acker zu Gute.

Es scheint mir von vornherein wahrscheinlich, daß die Bedeutung des Roggenwolfes als vegetationsfeindlichen Dämons (Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, zweite Ausgabe. Danzig 1866, S. 19 ff. 38. 40) die ursprüngliche und daß die ganze Gestalt nur entlehnt ist aus dem Hirtenleben: der Herdenfeind wird der Saatenfeind. Der Roggenhund wäre ihm dann nicht gleichartig, sondern sein Gegner: Beschützer wo jener Zerstörer ist. Das Kornwachsthum selbst aber wäre repräsentirt durch Schwein, Geiß, Schaf, Rind, welche sämmtlich als Gestalten des Korndämons vorkommen: s. Mannhardt, Korndämonen (Berlin 1868). Bei den anderen Thieren von gleicher Bedeutung wäre auch erst ihre ursprüngliche Rolle zu ermitteln.

Daß ich darnach wenig Lust habe, in dem Kinderspiel von Wolf und Schafen (Mannhardt, Roggenwolf 44 ff.) mehr zu sehen als eben Wolf und Schafe, brauche ich kaum zu versichern. Die besser bekannte Geschichte der

Sprache und Poesie muß uns überall lehren, die Geschichte der Mythologie zu verstehen oder zunächst zu reconstruiren: denn daß es auf die Geschichte mythologischer Vorstellungen zunächst ankommt, darin ist Mannhardt vollkommen einverstanden mit mir. Aber wie in den jüngeren Sprachepochen die Formübertragungen wuchern, wie insbesondere die Mundarten deren voll sind — wie die locale Abschließung, die Besonderung des Sprachgutes für einen kleinsten Kreis zu dessen stärkster Entstellung führt (was unwidersprechlich klar die Ortsnamen belegen): so zeigt auch unvollkommene späte Kunst die Menge oft sinnloser Übertragungen und Verquickungen, Reminiscenzen und Associationen. Talentlose Poeten wirthschaften mit vorhandenen Motiven, die sie ohne Verständniß aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange reißen und mit einander verknüpfen ohne ein inneres Band herstellen zu können. Wir dürfen in der Region des Kinderlieds und Kinderspiels nicht unbedingte künstlerische Logik erwarten. Wenn Wolf und Roggenwolf neben einander in der Phantasie existiren, so wird gelegentlich vom Wolf erzählt, was nur dem Roggenwolf gehört und umgekehrt. Wenn der Roggenwolf dann grün Kraut frißt und Gänsewein säuft, so hat Mannhardt selbst S. 50 schon die Hinweisung auf ähnliche Phrasen anderer Spiele gegeben; und die Ortsbestimmung 'zwischen Sonne und Mond' nehme ich ebensowenig ernsthaft wie andere komische Ortsbestimmungen, deren es mancherlei giebt. Die Schafe werden nach Hause gerufen, sie fürchten sich vor dem Wolf; es wird ihnen versichert, er sei zwischen eisernen Stangen gefangen gesetzt: und der Ruf nach Hause widerholt sich. Dazu braucht es keiner Mythologie.

Ich erlaube mir, hier auf die Betrachtungen zu verweisen, welche ich in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1868 S. 665—667 [oben S. 178—180] dem Kuhnschen 'Schuß auf den Sonnenhirsch' entgegengesetzte. Wenn man die nahe liegenden Erklärungen nicht geflissentlich verschmäht, so läßt sich manches Geheimniß beseitigen. Ich glaube nicht, daß Mannhardt selbst noch den Roggenwolf in die germanische Riesensage versetzt. Denn das vorliegende Buch ist viel nüchterner und kritischer geworden. Wenn der erste Band in die Folgerung ausläuft und dabei stehen bleibt, Baumgeister und Korngeister seien identisch, wenn dann auch die Windgeister noch hinzutreten und damit verfließen: so hält der zweite Band (S. 205 f.) wenigstens die Forderung fest, hier das ursprünglich Verschiedene zu sondern.

Ich hoffe und wünsche, daß Mannhardt selbst noch eine derartige Sonderung gelingen möge. Er hat widerholt auf die Nothwendigkeit der inneren Chronologie hingewiesen. In der That, die Bestimmung von Ort und Zeit ist die elementarste Pflicht historischer Forschung. Bevor die Erscheinung nicht an ihren ursprünglichen Ort gestellt ist, scheint jede Erklärun mißlich. Sollte es sich aber nicht empfehlen, bei der Bestimmung der Zeite stets die sicheren Entwicklungsepochen der Völker vor Augen zu haben, d Stufenfolge von Jagd, Viehzucht, Ackerbau?

Und noch auf eine andere Stufenfolge möchte ich ohne Weiteres aus der Natur der Sache schließen: die Phantasie muß vom Nahen zum Entfernten fortschreiten.

Es ist ein großes Verdienst des vorliegenden Buches, daß es die Vorstellung der Baumseele mit Sicherheit und Klarheit an die Spitze stellt und daraus das ganze Volk der Waldmänner und Waldfrauen ableitet. Aber was ist die Baumseele? Das Ursprüngliche ist nichts anderes, als — wozu das grammatische Geschlecht hilft — die Personification des Baumes, der Baum mit Kräften des Wollens und Empfindens ausgerüstet wie sie der Mensch hat (vergl. Tylors große Erörterung über 'animism' Primitive Culture Capitel 11—17, besonders 2,196 ff. (London 1871); Peschel, Völkerkunde S. 261—263; wüst häuft Lubbock, Entstehung der Civilisation (Jena 1875) S. 234 f. 236. 241—247 richtige und unrichtige Thatsachen an; Fergusson Tree and serpent worship kenne ich nicht). Es hat nicht etwa ein für sich bestehendes mythologisches Wesen sich in den Baum herabgelassen; sondern der Baum selbst ist mythologisch geworden, indem der Mensch sein eigenes Wesen in ihn projicirte. Ob das grammatische Geschlecht von der mythologischen Vorstellung abhängt (Grimm, Grammatik 3, 369) oder das Umgekehrte der Fall ist, darüber soll nicht vorschnell hier abgesprochen werden.

Die Projection des Menschlichen in die Natur setzt jedesfalls voraus, daß menschliches Sein, Wollen, Thun, bereits sprachlich ausgeprägt d. h. auch der darauf bezügliche Vorstellungskreis durch Beobachtung und Abstraction ausgebildet und geordnet sei. Wenn Naturphänomene durch solche Projection erklärt, wenn die äußeren Vorgänge in Geschichten verwandelt werden, so setzt das voraus, daß man zu erzählen weiß, daß sich analoge Vorgänge in der Phantasie zusammengefunden haben und eine typische Darstellungsweise dafür feststellte. Menschengeschichten der einfachsten Art, späteren Anekdoten vergleichbar, Keime der Novellen und Märchen, müssen älter als die Göttergeschichten sein. Die Göttergeschichten erhalten Bedeutung für Religion und Cultus, eine große Poesie kann sich daran schließen: die Kleinpoesie der Märchen bleibt in der Stille und kann nur aus ihren etwaigen litterarischen Einwirkungen erkannt werden. Alle Naturvölker besitzen das Märchen; es wird den ältesten Ariern nicht fremd gewesen sein. Eine Litteratur ohne Epos aber mit reicher Saga wie die Scandinavische scheint uns unmittelbar auf einen Urschatz kleiner Prosaerzählungen hinzuweisen; und die altirische Sage hat einen wunderbar alterthümlichen Charakter. Vergl. diesen Anzeiger 1, 187 [s. unten in der Abtheilung 'Poetik'].

Die älteste historische Poesie hatte daran ein Hilfsmittel typischer Auffassung. In das Epos mag mancher Zug daraus übergegangen sein: Vater und Sohn, die unerkannt mit einander kämpfen; der nur an einer Stelle verwundbare Held u. s. w.; aber das Motiv an sich ist alt in solchen Fällen; schwerlich die Stelle, an der es steht, wenn es sich nicht durch äußere

Zeugnisse hoch hinaufrücken läßt. Jüngere Formen einer Sage können durch volksthümliche Motive, die das Volk selbst hineintrug oder die ein Kunstdichter anwandte, zu Stande gebracht sein. Aber niemand kann bestimmen, woher solche Motive genommen sind und zur Reconstruction einer älteren Gestalt der Sage dürfen sie nicht verwendet werden, wenn nicht besondere Anzeichen es gestatten.

Daß aus dem hypothetischen arischen Märchenschatze noch Reste bei einem Volke zu finden seien, welches mittlerweile eine volksthümliche novellistische Litteratur Jahrhunderte lang gehabt hat, ist äußerst unwahrscheinlich. Und wenn Mannhardt die von ihm reconstruirte Peleussage mit einer Elfensage und einem Siegfriedsmärchen vergleicht und darin einen unumstößlichen Beweis gegen Benfeys Ableitung der europäischen Märchen aus der buddhistischen Erzählungslitteratur sieht (2, 78): so hat er mich nicht überzeugt. Der littauische hörnerne Mann ist natürlich aus dem hörnernen Seifried entstanden; und die Tristansage war als Volksbuch so verbreitet, daß sie mit Leichtigkeit Motive an deutsche Märchen abgeben konnte; auf die celtische Sage hinwiderum hat die griechische auch sonst Einfluß genommen: Heinzel, Österreichische Wochenschrift N. F. 2, 432 f.; man darf auch an Vermittelung im südlichen Gallien denken. Über ältere Beziehung zwischen französischer und niederdeutscher Dichtung vergl. Quellen und Forschungen 12, 92 Anm. (Baum als Waffe der Waldgeister, s. Mannhardt im Register zu Bd. 2 s. v. Waldgeister).

Ein poetisches Urelement wird sein, daß übermenschliche Wesen den Menschen im Kampfe beistehen und sie aus Lebensgefahr befreien. Auch daß ein Sterblicher eine Unsterbliche gewinnt, wie Peleus die Thetis. Desgleichen das Herzessen, s. Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1870 S. 46 [oben S. 186]. Aber die ausgeschnittenen Zungen erlegter Thiere als Beweismittel sind wohl gewandert.

Mit Recht dehnt Mannhardt seine Auffassung der Dryaden auch auf alle übrigen Gattungen von Nymphen und auf die Nereiden aus (2, 35): die letzteren sind ihm die Psychen der Meereswellen. So daß wir uns immer noch auf dem Boden der einfachsten Personificationen halten. Aber wenn eine Nereide oder ein Meergreis sich in die verschiedensten Dinge wandeln, ehe sie faßbar werden, warum wollen wir darin etwas anderes sehen, als einen Ausdruck der Wandelbarkeit, Beweglichkeit, Unergreifbarkeit des Wassers? Mannhardt 2, 60—64.

Aus dem Grundsatz der Stufenfolge vom Nahen zum Entfernten leitet sich mehreres ab, was zum Theil oben schon berührt ist. Wenn natürliche Dinge in Poesie und Mythus genannt werden, so müssen wir sehen, wie weit sie ihre natürlichen Eigenschaften und ihre natürliche Daseinsform bewahren. Für alles das, was auf Beobachtung der Wirklichkeit beruhen kann, ist diese Beobachtung der wahrscheinlichste Erklärungsgrund. Gegenüber Wolf und Hund und Bock müssen wir zu allererst sehen, wie weit wir ihre natürliche Beschaffenheit festhalten können: so weit hat die Wirklichkeit

an dem poetischen Gebilde mitgearbeitet. Innerhalb des Hirtenlebens empfangen sie ihre Rollen, die sie unter den Ackerbauern auf einer neuen Bühne weiter spielen.

Aber weiter: Thiere, die sich in Wirklichkeit auf der Erde bewegen, werden sich auch in der Poesie zuerst auf der Erde bewegen, ehe sie sich etwa in die Lüfte erheben. Wenn die Thiergestalten der Korndämonen auch in der wilden Jagd vorkommen, so ist das secundär, soweit nicht das bloße Bild der Jagd ihre Vorstellung hervorrufen mußte. Ein Jäger wird auch einmal reiten, es werden ihn Hunde begleiten u. s. w.; aber die Windsau u. dgl. (2, 99) möchte ich für relativ spät halten. Ziehen im Sturm einmal die Geister einher, so mögen sich Geister verschiedenster Art und Abkunft dem Zuge beigesellen. Leicht findet dann ein Austausch statt und ursprüngliche Luftwesen steigen auf die Erde herab.

Mit großem Interesse bin ich Mannhardts Auseinandersetzung über die Kentauren gefolgt (2, 40 ff.): aber wenn er sie für Waldleute erklärt und die Lapithen auch für mythisch und für zerstörende Sturmgeister hält (was denn noch im Einzelnen zu prüfen und zu discutiren wäre), so verstehe ich nicht, warum er dann die Grenzen zwischen ihnen wider zu verwischen sucht, während der Kampf des Sturmes gegen den Wald dem Kampfe der Lapithen und Kentauren sehr schön entsprechen würde. Könnte nicht *κέντ-αυρος* 'Luftstachler' eine alte Kenning für den in die Luft ragenden, seine Spitze in die Luft streckenden Baum sein? Ich denke an Tannen oder Fichten, wie die Kentauren deren ja auch als Waffen führen (2, 41 f.): der wilde Mann, der Baumstämme als Stöcke ausreißt, gleicht aus der Ferne einer mit Moos überkleideten Fichte (1, 105). Vergl. auch Peschel a. a. O. 'der sichtliche Kampf einer entlaubten Krone mit ihren knorrigen gelenkreichen Ästen im Sturme erweckt die Täuschung, als stehe man einer belebten Persönlichkeit gegenüber'.

Für eine der sichersten Mythendeutungen, die zum Theil schon von Jacob Grimm, Mythologie 598 Anm. vorbereitet ist, halte ich die Auseinandersetzung Mannhardts über die Harpyien, die von den Boreaden (2, 90 ff.), und Oreithyia, die von Boreas verfolgt wird (2, 206). Sturmerscheinungen hatte schon Preller in jenen gesucht, aber Oreithyia ist ihm der Morgennebel, der, von heftiger Bewegung emporgerissen, stürmisches Wetter bringt. Mannhardt sieht die beiden Sagen mit Recht als Varianten ein und derselben mythischen Vorstellung an, für die es im Deutschen eine genaue Entsprechung giebt. Der Wirbelwind (turbo) heißt in den ältesten hochdeutschen Quellen Windes brût (Graff 3, 294) und das nähere Verständniß dieses Ausdruckes dürfen wir aus der Volkssage entnehmen: diese Braut eilt vor dem Winde einher, der Wind verfolgt sie. Sehr gut erläutert Mannhardt den Speisenraub der Harpyien durch die leichtverständliche Gefräßigkeit des raubenden, mitraffenden Windes in deutschen und slavischen Sagen. Aber warum soll der geblendete Phineus das verdeckte Himmelslicht bedeuten? Der böhmische Wirbelwindgeist **Rarašek**

fährt dem Menschen oft unerwartet in die Augen und beraubt ihn des Augenlichtes: natürlich, wenn er Staub aufwirbelt und ihm den ins Gesicht schleudert.

Wenn die Moosweibchen vom wilden Jäger gejagt werden, so liegt es sehr nahe, mit Mannhardt 1, 82—84 an die Gegnerschaft von Sturm und Wald zu denken (nur daß das schützende christliche Kreuz, das den wilden Jäger verscheucht, ihn gleich als Höllengeist kennzeichnet). Ja man könnte noch specieller Zweige und Blätter, die der Wind vor sich her treibt oder mit sich führt, als natürliche Grundlage jener Vorstellung in Anspruch nehmen. Aber sicher ist weder dies noch jenes. Kann nicht rein durch freie Erdichtung an die Stelle des Windes und seiner Braut der wilde Jäger und das Moosweibchen treten? Die Erdichtung wird erleichtert durch die naheliegende Localisirung der Jagd im Walde. Ebenso kann der wilde Mann, der die seligen Fräulein verfolgt (1, 105), rein poetisch an die Stelle des wilden Jägers gesetzt sein. Gleichwohl ist es wahrscheinlich, wenn der Wald einmal von männlichen und weiblichen Geistern belebt gedacht wird, daß zwischen ihnen Liebesbeziehungen stattfinden — und wenn für die Männer besondere Rauheit, für die Weiblein besondere Zartheit angenommen wird, so findet sich leicht die Vorstellung ein, daß der Rauhe Gewaltthätige den Zarten Schüchternen nachstellt und daß sie sich vor ihm fürchten. Auch liegt es sehr nahe, die Blätter vom Wind umbuhlt zu denken, was eine Quelle ähnlicher Mythologeme wäre. Aber erwiesen ist bis jetzt nichts Ähnliches; und die Meinung bloßer Übertragung eines poetischen Motives auf verwandte geisterhafte Wesen ist ebenso berechtigt. Hier zeigt sich einmal die Unzuverlässigkeit der Volksüberlieferung und sie zeigt sich noch oft, wenn man die Hypothese freier Erfindung nicht absichtlich ausschließt. —

Ich wünsche nicht, daß die vorstehenden flüchtigen Bemerkungen als fertige durchgebildete Ansichten betrachtet werden, welche ich Mannhardts wohlerwogenen, auf breitem Materiale ruhender Darstellung entgegensetzte. Ich möchte nur ihm selbst die Richtung andeuten, in der ich hier und da etwas vermißte, und ich thue es so unbefangen, wie man bei mündlicher Discussion Meinungen versuchsweise aufstellt, um sich erst aus der Debatte zu überzeugen, was sie werth sind.

Ich bin etwas formlos gleich auf die Dinge losgegangen, die mich besonders interessirten und die ich einigermaßen überlegen und bedenken konnte. Durch das ganze Buch hin Beifall oder Zweifel zu äußern, geht über meine augenblicklichen Kräfte.

Wenigstens will ich eine ungefähre Vorstellung des Werkes und seines reichen Inhaltes zu geben suchen, indem ich an der Hand des sehr eingehenden Inhaltsverzeichnisses eine rasche Übersicht hersetze.

Erster Band: I. Baumseele (dabei Schicksalsbaum, Weltbaum Yggdrasill); II. die Waldgeister und ihre Sippe (Holz- und Moosfräulein, Wildleute, Fanggen, selige Fräulein u. s. w.); III. die Baumseele als Vegetationsdämon

(Maibaum, Erntemai, Weihnachtsbaum, Schlag mit der Lebensruthe, Irmensäule); IV. autropomorphische Wald- und Baumgeister als Vegetationsdämonen (Laubeinkleidung, Regenmädchen, Maikönig und Maikönigin, Hinaustragung des Vegetationsgeistes); V. Maibrautschaft; VI. Sonnenzauber (Osterfeuer, Nothfeuer und Verwandtes); VII. Nerthus.

Die Gegenstände des zweiten Bandes sind zum Theil schon erwähnt. Den Wildleuten werden Kentauren und Kyklopen verglichen. Auch Faunus, Silvanus und ihre Sippschaft, Pan, die Satyrn finden Gegenbilder; die Volkssage vom Tode des großen Pan wird an den Fanggen und anderen Wald- und Feldgeistern aufgewiesen; bocksgestaltige nordische Korndämonen liefern den Commentar zu den classischen Bocksfüßen. Die Eiresione wird mit dem Erntemai identificirt. Die persönlichen Vegetationsgeister in Jahrfestgebräuchen, die Laubmänner u. dergl. führen auf die Argeer, Adonis und Attis. Antike Sonnwendfeuer bilden den Schluß. Die Schwierigkeit, den weitschichtigen Stoff vollkommen zu beherrschen, hat zuweilen auf Eintheilung, Ordnung und Darstellung hemmend eingewirkt.

Das Vorwort giebt eine sehr willkommene und zur Einführung in das Studium geeignete Übersicht über die Entwicklung und den Stand der mythologischen Forschung, über des Verfassers Pläne und Methode. Es legt Zeugniß ab von dem Ernst und der Strenge, womit er eigene frühere Ansichten kritisirt und weiter bildet. Und wenn er diese Kritik auch gegen andere wendet und verbreiteten Richtungen entgegentritt, so wird niemand bezweifeln, daß es ihm nur um die Sache zu thun ist.

Mannhardt hat bekanntlich einen höchst mühsamen aber höchst verdienstlichen Weg eingeschlagen, um sich in den Besitz von authentischem und massenhaftem Material zunächst für die Ackergebräuche zu setzen. Er hat viele tausende von Fragebogen in Deutschland und außerhalb Deutschlands drucken und verbreiten lassen; er hat nach den Kriegen von 1866 und 1870 österreichische und französische Gefangene nach demselben Schema examinirt und so den Grund gelegt für ein Urkundenbuch, einen Quellenschatz der germanischen Volksüberlieferung, wie es in solcher Vollständigkeit noch von niemand erstrebt wurde. Alle seine letzten Publicationen konnten bereits aus dieser Quelle schöpfen und eröffneten den Blick auf einen ungeahnten Reichthum. Möchte es ihm gelingen, denselben bald allgemein zugänglich zu machen, und möchte ihm die Theilnahme der Gelehrtenwelt dabei nicht fehlen.

19. 4. 77. Scherer.

Mars Thingsus.

Sitzungsberichte der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Philosophisch-historische Classe. 8. Mai 1884. Jahrgang 1884. 1. Halbband. Januar—Mai. S. 571—582.

In der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst 3, 120 publicirt Herr Emil Hübner zwei Inschriften, die im Bezirk einer der römischen Stationen am Hadrianswall im Norden von England, dem alten Borcovicium, jetzt Housesteads genannt, gefunden wurden und die er folgendermaßen liest:[1])

1. Deo | Marti | Thingso | et duabus | Alaesiagis | Bede et Fi|mmilene | et n(umini) Aug(usti) Ger|m(ani) cives Tu|ihanti v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito)

2. Deo | Marti et duabus | Alaisiagis et n(umini) Aug(usti) | Ger(mani) cives Tuihanti | cunei Frisiorum | Ver ... Ser ... Alexand|riani votum solverunt | libent[es] m(erito).

'Der Name des Kaisers', sagt Herr Hübner, 'dessen Namen in beiden Inschriften zugleich mit den übrigen Gottheiten geehrt wird, ergiebt sich mit Sicherheit aus dem oder den Beinamen des cuneus Frisiorum: es ist Severus Alexander, und damit ist die Zeit der Denkmäler sicher auf die Jahre 222 bis 235 bestimmt.'

Die zweite Inschrift gewährt, wie Herr Mommsen (Hermes 19, 232) hervorhebt, das älteste Zeugniß für den cuneus als technische Bezeichnung einzelner Reiterabtheilungen des römischen Heeres. 'Vielleicht', bemerkt Herr Mommsen, 'ist es nicht Zufall, daß das Wort in dieser technischen Verwendung zuerst für die Friesen begegnet — acies, sagt Tacitus von den Germanen, per cuneos componitur.' Über den germanischen cuneus vgl. Peucker, Deutsches Kriegswesen der Urzeiten 2, 212; Anzeiger für deutsches Alterthum 4, 97 [oben S. 511]. In welcher Weise aber der römische Reitercuneus aus dem germanischen cuneus hervorging, das läßt sich bis jetzt schwer sagen; und die folgenden Bemerkungen erheben nicht den Anspruch, das Problem endgültig zu lösen. Die einzelne germanische Völkerschaft formirt sich in der Schlacht als Keil; so viel Völkerschaften, so viel Keile. Unter Civilis bilden die Canninefaten einen Keil, die Friesen bilden einen Keil, die Bataver bilden einen Keil (Tacitus historiae 4, 16). Der Keil ist daher eine taktische Einheit, deren Angehörige sich unter einander verwandt glauben, sich mit einem gemeinsamen Namen nennen und wahrscheinlich im Frieden Ein Allthing besuchen. Mit Einem Worte: dem cuneus entspricht in der römischen Terminologie für germanische Einrichtungen die civitas. Nach dem Princip der germanischen Heeresverfassung

---

[1]) Von der Richtigkeit der Lesungen Thingso Bede Fimmilene habe ich mich aus den bei Hübner eingelaufenen Photographien, Abklatschen und Abschriften selbst überzeugt. — Nach Herrn Mommsen (Hermes 19, 232) ist aufzulösen: n(uminibus) Aug(ustorum).

gehört zu jedem cuneus eine Abtheilung Reiterei, d. h. in der Regel eine zur Hälfte aus Fußvolk, zur Hälfte aus Reiterei bestehende Truppe. Von ihrer technischen Verwendung in der Schlacht wissen wir nicht viel; aber halten wir uns an die Worte des Tacitus, worin er, wie wir annehmen dürfen, die germanische Normalschlachtordnung schildert, eben das von Herrn Mommsen schon herbeigezogene sechste Capitel der Germania, so wurde die gemischte Truppe vor der Front aufgestellt:[1]) quos ... ante aciem locant. Die acies aber besteht aus Keilen. Also, wenn wir annehmen, daß nur Eine Völkerschaft kämpfte und mithin nur Ein Keil vorhanden wäre: vor der Spitze des Keiles steht die gemischte Truppe. In welcher Form der Aufstellung? Darüber wissen wir nichts. Bildete auch sie einen Keil, so würde sich der römische Terminus leicht erklären: die Aufstellung ward herübergenommen. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen sein sollte: die Mischtruppe, gleichsam als Vorhut des Keils, gehört zum Keil und bildet dessen eigentliche Spitze. Wie es noch spät eine Auszeichnung war, an der Spitze der keilförmigen Schlachtordnung das Feldzeichen zu tragen (Richer 1, 9), so bezeichnet Tacitus die Mischtruppe als eine Elitetruppe, ihren Namen als einen Ehrennamen. Die Mischtruppe ist gleichsam der Keil des Keiles, die concentrirteste Kraft des Keiles; und wenn daher die Römer die Elite der Friesen aushoben, so mochte auf dieser Truppe, besonders falls gelegentlich auch ihre taktische Verwendung beibehalten wurde, der Name des Keiles haften bleiben und von den Friesen auf ähnliche nationale Elitetruppen, z. B. eine sarmatische (Mommsen a. a. O. 227 Anm. 3), übertragen werden. Wie dem aber auch sei, daß ein ursprünglich von germanischen Heeresabtheilungen gebrauchter Name nun eine römische Einrichtung bezeichnete, das verräth eine wachsende Anerkennung des barbarischen Elementes, und Herr Mommsen hat mit Recht die numeri des römischen Heeres, zu denen die cunei gehören, als die Anfänge der Richtung bezeichnet, 'welche schließlich in die Föderatentruppen und in das Königthum der Gothen und der Franken ausläuft' (a. a. O. 219).

Der Heimatvermerk der germanischen Soldaten, welche zu Borcovicium zwei Altäre setzen und mit jenen Inschriften versehen ließen, ist nach Herrn Mommsen (a. a. O. 233 Anm. 1) nicht correct: 'so häufig bei Heimatbezeichnungen die Landschaft und die Stadt neben einander erscheinen, so ungewöhnlich ist die Verbindung von Landschaft und Gau'. Wie die Schwierigkeit zu heben, wird er uns wohl selbst noch einmal sagen. Mir sei nur die Frage erlaubt: ist die regelmäßige Art des Heimatvermerkes etwa auf die Völker und Völkerstämme beschränkt, die in die Reichsstatistik

---

[1]) Die Annahme ist auf keine Weise zu umgehen, daß, was Tacitus streng genommen nur von den den Reitern beigegebenen Fußsoldaten aussagt, thatsächlich von der ganzen gemischten Truppe galt.

aufgenommen waren? und waren die Tuihanti in diese Reichsstatistik vielleicht nicht aufgenommen?

Tuihanti — der Name taucht neu auf, macht aber keine Schwierigkeit. Unzweifelhaft haben wir hier die Völkerschaft vor uns, deren Name der Landschaft Tuianti (Grimm, Geschichte 593; Förstemann 2, 1485), jetzt Twenthe (welche mit den Tubanten nichts zu thun haben kann), geblieben ist; und gewiß war diese Landschaft ihr Wohnsitz. Das Wort ist deutlich componirt und Tui-hanti abzutheilen. In dem ersten Compositionsgliede steckt die Zweizahl, treu erhalten wie in Tuisto, während sie in dem Namen der Tubanteu verdunkelt ist mit einem ähnlichen Lautwandel wie er in dem Namen der Cugerni oder Cuberni statt Quiverni (Müllenhoff im Hermes 12, 272) und vielleicht der Sugambri statt Svigambri (vergl. Müllenhoff, Zeitschrift 23, 27) vorliegt. In dem zweiten Compositionsglied ist h anzusehen wie in Baduhenna (Müllenhoff, Zeitschrift 9, 241) d. h. als römische unberechtigte Schreibung; aber befriedigend zu erklären weiß ich das -ant einstweilen nicht, das auch mit der Dreizahl verbunden, dicht neben Twenthe, in dem Namen Drenthe, alt Thrianta (Förstemann 2, 480) vorkommt.

Die Landschaft Twenthe liegt nicht allzuweit von den vermuthlichen Sitzen der Friesen, aber daß die Twianten nur eine Unterabtheilung der Friesen bildeten, möchte ich auf unsere zweite Inschrift hin wenigstens noch nicht behaupten: denn es wäre möglich, daß Soldaten, die aus einer benachbarten Gegend stammten und daselbst heimatberechtigt waren, in den cuneus Frisiorum eingestellt wurden.

Die Twianten des cuneus Frisiorum nun bezeigen in unseren Inschriften einem deo Marti Thingso oder einem deo Marti ihre Verehrung.

Der Name Thingsus, den wir hier kennen lernen, läßt sich sehr wohl aus dem Germanischen erklären. Er würde gothisch Thiggs, Genitiv Thiggsis lauten; die Lautgruppe gs besitzen wir z. B. im gothischen Genitiv hugsis der Urkunde von Arezzo. Der Stamm thingsa-, welcher sich dergestalt ergiebt, wäre wohl als Adjectivstamm anzusehen, dessen Bildung man nach der üblichen Terminologie so bezeichnen würde: mittelst des Secundärsuffixes -a- (Zimmer, Quellen und Forschungen 13, 215) abgeleitet von dem Neutralstamme thingsa-, der im langobardischen thinx (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 692) erhalten ist und sich zu dem gemeingermanischen Neutralstamme thinga- 'Volksversammlung' verhält wie goth. veihs, Stamm veihsa-, zum Stamm vîka- (lat. vicus): vergl. Zimmer a. a. O. 218. Ein Masculinum Things, latinisirt Thingsus, würde daher bedeuten: einer, der mit der Volksversammlung zu thun hat, zu der Volksversammlung in Beziehung steht. Und ein Gott, so benannt, ist, kurzgesagt, der Volksversammlungsgott.

Was ein Volksversammlungsgott des näheren zu bedeuten hat, ergiebt sich, wenn man die bekannte und anerkannte Identität der Volks- und

Heeresversammlung in Betracht zieht, aus Stellen wie Tac. Germ. c. 7: ceterum neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotibus permissum, non quasi in poenam nec ducis iussu, sed velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt; c. 11: silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi ius est, imperatur. Man darf sagen, das Stillschweigen in der Versammlung ward mit der von Müllenhoff nachgewiesenen Formel (Zeitschrift 9, 127; Alterthumskunde 5, 5. 86) von den Priestern, velut deo imperante, gefordert. Das Strafrecht in der Versammlung ward von ihnen, velut deo imperante, ausgeübt. Der Gott aber, in dessen Namen sie gleichsam vorgehen, als dessen Stellvertreter sie gleichsam auftreten, wäre in diesem seinem Verhältnisse zur Volksversammlung durch den Namen Things ganz angemessen bezeichnet. Er wäre so zu sagen der ideale Präsident der Versammlung. Jedermann denkt leicht an den nordischen Forseti, den 'Vorsitzenden'.

Ist nun aber Things ein selbständiger Gott wie Forseti? Oder ist es nur der Beiname eines Gottes? In dem ersten Falle war der Hergang entweder der, daß aus dem früheren Beinamen eines Gottes sich ein selbständiger Gott entwickelte — oder daß ein Beiname an die Stelle des vergessenen Hauptnamens getreten, der Gott selbst aber unverändert geblieben ist. Beides bekannte religionsgeschichtliche Vorgänge.

Jedenfalls wurde Things von den Twianten, die ihn verehrten, als Mars angesehen, und Mars ist die gewöhnliche interpretatio romana des germanischen Tius, wie niemand bezweifelt.

Gab es daher einen selbständigen Kriegsgott Things, so müßte man innerhalb der germanischen Religionsgeschichte unbedingt annehmen, daß er eine Hypostase des Tius war, daß er aus einem Beinamen des Tius entstand — oder daß ein solcher Beiname den Hauptnamen verdrängte, Things also Tius selbst unter einem anderen Namen ist. Mit beiden Möglichkeiten muß auch bei dem angelsächsischen Seaxneát, dem altsächsischen Saxnôt, einem Kriegsgotte von ebenfalls beschränktem Geltungsgebiete und durchsichtiger d. h. verhältnißmäßig später Benennung gerechnet werden; die zweite aber ist die wahrscheinlichere.

Haben wir dagegen Thingso neben Marti als einen noch gefühlten Beinamen des Kriegsgottes anzusehen, so ergiebt sich die Übersetzung des Mars Thingsus in einen Tius Things fast von selbst.

Für die letztere Annahme gewährt eine von Herrn Hübner herbeigezogene Inschrift ein freilich nur unsicheres Argument. Sie ist publicirt bei Bruce, Lapidarium septentrionale S. 412 Nr. 807 (daraus Ephem. epigr. 3, 125 Nr. 85) und lautet mit Herrn Hübners Ergänzungen:

Deo | Belatu | cadro a|muro | sivitus | Tingso | ex cune | um [Fr]is[iorum Ger]|mano|rum

Über den celtischen Kriegsgott Belatucadrus vergl. Glück, Celtische Namen bei Cäsar S. 6. 'Daß er schlechtweg a muro heißt, ist auffällig, aber erklärbar', bemerkt Herr Hübner, der ferner das überlieferte oder

vom Herausgeber gelesene sivi in sive emendirt und bei tus an Tius denkt. Die latinisirte Form Tus für Tjus wäre nicht undenkbar, und 'das Fehlen der Aspiration kann in so rustiken Texten nicht auffallen' (Hübner). Also Tusthingso vom Nominativ Tus Thingsus: dieser Nominativ wäre als Ein Wort mißverstanden worden und so Tus unflectirt geblieben. Unsichere Möglichkeiten, wie man sieht!

Andere Erwägungen führen etwas weiter.

Im Hildebrandsliede 31 bedeuten die Worte dat du neo dana halt dinc ni geleitôs mit sus sippan man unzweifelhaft: 'daß du noch nie bisher mit einem so verwandten Manne kämpftest' — und dinc bedeutet mithin thatsächlich 'Kampf'. Aber das Altnordische, Angelsächsische, Altfriesische, Altsächsische, Althochdeutsche stimmen für das Wort thing, ding in der Bedeutungsentwickelung Volksversammlung, Gerichtsversammlung, Gericht, Rechtsstreit, Verhandlung, Gegenstand der Verhandlung, Gegenstand, Sache überhaupt, so entschieden überein, wir haben es so unzweifelhaft mit einem juristischen Terminus der alten Germanen zu thun, daß in der Stelle des Hildebrandsliedes nur eine übertragene Bedeutung angenommen werden kann, wie denn auch schon Lachmann erklärte 'Rechtsstreit führtest'. Charakteristisch genug muß der gerichtliche Zweikampf durch wehadinc 'Kampfding' bezeichnet werden (Graff 5, 183; vergl. Johannes Schmidt, Anzeiger 6, 127). Auch die mit thing zusammengesetzen Personennamen (Förstemann 1, 1155. 2, 1440) enthalten nichts, was uns zwänge, dem Wort einen kriegerischen Sinn beizulegen.

Wir würden hiernach aber sehr schwer begreifen, wie ein Germane mit dem Namen Things die Bedeutung des Kriegsgottes verbinden konnte, da die Herkunft des Wortes von thing fortwährend unmittelbar gefühlt worden sein muß. Der Kriegsgott wird darin nicht als solcher, sondern gerade in einer friedlichen Function bezeichnet. Hätte sich der Name daher vollständig von ihm losgelöst und sich zu einer eigenen göttlichen Persönlichkeit verdichtet, so konnte dies etwa ein Gerichtsgott wie Forseti, aber nicht wohl ein Mars werden. Derselbe Grund spricht auch gegen die Annahme, daß der Beiname den Hauptnamen verdrängt habe: wie sollte ein unverdunkelter Name von friedlichem Sinne den eigentlichen Namen des Kriegsgottes verdrängt und ersetzt haben?

So bleibt allerdings die Annahme, daß Tius den Beinamen Things führte und daß Things den weihenden Twianten als Beiname des Kriegsgottes bekannt war, — diese Annahme bleibt die wahrscheinlichste. Auch die anderen weniger wahrscheinlichen Annahmen aber setzen immer voraus, daß Tius überhaupt einmal den Beinamen Things führte, daß mithin Tius der Volksversammlungsgott der Germanen gewesen ist. Bestätigt wird die Beziehung des Tius, altnordisch Týr, zur Volksversammlung, zum Gericht, dem Gerichtsbezirk und der Gerichtsstätte, dem Thing mit einem Worte, durch den jütischen Gaunamen Tysthing oder Tyrsting und den dänischen Ortsnamen Tyrsting, welche beide schon Finn Magnussen

im Lexicon mythologicum 759 f. beibrachte und richtig durch Tyris forum erklärte.

Wir gewinnen hiermit eine verfassungsgeschichtlich wie religionsgeschichtlich wichtige Thatsache, die ich nach beiden Seiten hin nicht erschöpfend, sondern nur andeutend erläutern will.

Unentschieden will ich dabei lassen, ob zwischen dem Things und dem altnordischen Forseti ein äußerer Zusammenhang obwaltete. Tyr als Gerichtsgott bezeichnet konnte den mit Things thatsächlich synonymen Namen Forseti annehmen und aus diesem Beinamen ein selbständiger Gott werden. Da auch Balder Gerichtsgott war, so konnte der aus Tyr hervorgegangene Gerichtsgott mit ihm in ein genealogisches Verhältniß gesetzt, zu seinem Sohne gemacht werden. Aber Forseti selbst giebt uns durch seine offenbare Identität mit dem helgoländischen Fosite ein Räthsel auf, das es wünschenswerth macht, ihn vorläufig aus dem Spiel zu lassen. Müllenhoffs Lösungsversuch (Alterthumskunde 5, 39 vergl. 59), daß der Name in Helgoland entlehnt sei, mildert die Schwierigkeit, ohne sie schon völlig zu heben.[1]) Anderseits ist ebenso möglich, was offenbar Müllenhoffs Ansicht war, daß Forseti sich direct von Balder abzweigt. Immerhin wurzelt er wie Things in den Grundlagen der altgermanischen Verfassung.

Wichtiger scheint es mir, zu beachten, daß in der Entwickelungsstufe des germanischen Dioskurenmythus, welche durch Balder und Hödh bezeichnet wird, die friedliche und kriegerische Function an zwei Brüder vertheilt ist, welche sich in unserem Tius Things auf eine und dieselbe Person vereinigt vorfinden. Ich will indessen nur die Analogie der Erscheinung feststellen, ohne im Geringsten etwas daraus zu folgern.

Aber auch Tius Things kann nicht ergründet werden ohne Rücksicht auf 'die große Revolution, die nach den Zeugnissen der Alten das Göttersystem der Germanen einmal durchgemacht hat', wie Müllenhoff sagt (Alterthumskunde 5, 70). Er meint die Verdrängung des Tius durch Wodan aus der Stelle des obersten Gottes und versteht unter den Zeugnissen der Alten einerseit die Bezeichnung des Semnonengottes als regnator omnium deus in der Germania Capitel 39, anderseits die Nachricht deorum maxime Mercurium colunt in der Germania Capitel 9. Der Semnonengott ist Tius, Mercurius ist Wodan.[2])

Tius, der alte arische Himmelsgott, wurde bei den Germanen auf das Amt des Kriegsgottes eingeschränkt. Ist der Thinggott erst aus dem Kriegsgott hervorgegangen? Oder hat Tius die Function des Thinggottes schon als Himmelsgott gehabt und nur beibehalten?

[1]) Es kann umgekehrt Forseti aus Helgoland entlehnt und eine Umdeutung von Fosite (vergl. die Fosi der Germania Capitel 36) sein; aber auch eine solche Umdeutung würde den Gedanken voraussetzen, auf den es uns hier ankommt.

[2]) Es sei hier beiläufig auf den bis jetzt, so viel ich weiß, wenig beachteten und allerdings halb vermutheten Mercurius Channin[efatium] hingewiesen, in welchem man mit Recht den Wodan gesehen hat (Bonner Jahrb. 53, 173).

Erwägen wir die Identität des Tius mit dem griechischen Zeus und erwägen wir das Verhältniß des Zeus zum öffentlichen Leben, wie er Burg und Markt (Thingsstätte) und Rathsversammlung schützt, über Gerechtigkeit, Eid und Treue wacht; so werden wir uns für die zweite Möglichkeit entscheiden, und es wird sich die Entwicklung unseres Tius, mit der in solchen Dingen überhaupt erreichbaren Wahrscheinlichkeit, etwa so darstellen.

Der altarische Himmelsgott war mindestens bei den Westariern der Gott des öffentlichen Lebens. Auch als oberster Gott der ältesten Germanen behielt er dieses Amt bei. Das versammelte Volk in Krieg und Frieden, in Heer und Thing, glaubte unter seinem Schutz, unter seinem Befehl zu stehen, es glaubte in seiner unsichtbaren Gegenwart zu kämpfen und zu berathen. In seinem Namen geboten die Priester Stillschweigen, in seinem Namen straften sie. Hierdurch war der Gott mit der gesammten Verfassung so eng verflochten, sein Cultus so befestigt, daß er aus dieser Stellung nicht verdrängt werden konnte, als Wodan neben ihm aufkam und über ihn emporstieg, als der personificirte Donner (vielleicht nach dem Muster des gallischen Taranis) ihm das Gewitter abnahm. Auch Wodan ist ein Schlachtengott und Siegverleiher, wie kommt es, daß Tius doch als der specielle Kriegsgott, als der germanische Mars angesehen wurde? Er ward als der specielle Kriegsgott angesehen, eben weil er der Schützer, der unsichtbare Befehlshaber und Präsident des in Heer und Thing versammelten Volkes war. Wenn man ihn als Mars bezeichnete, so überwog die erstere Seite; insofern er den Beinamen Thingsʼ führt, überwiegt die zweite. Tius mag den Römern als Mars erschienen sein, weil er im Cultus ein ähnliches Verhältniß zum Kriege hatte wie Mars, der 'vor jedem Auszuge der Bürger und vor und nach jeder Schlacht durch Gebet und Opfer, Gelübde und Gaben des Dankes und in seinem Namen ertheilte Auszeichnungen verdienter Krieger gefeiert wurde' (Preller). Er war auch in Wahrheit mehr Kriegs- als Friedensgott, weil das Leben der Germanen so viel mehr kriegerisch als friedlich war, weil das Heer eine so viel größere Rolle als das Thing spielte. Aber an sich war er ebensowohl Thing- wie Heeresgott und legt dadurch ein neues Zeugniß für die Identität der friedlichen und der kriegerischen Volksversammlung ab.

Dieses Zeugniß werden unter allen Umständen auch diejenigen anerkennen müssen, welche für mythologische und religionsgeschichtliche Fragen keinen Sinn haben oder die hier vorgetragenen Entwickelungen für zu unsicher halten. Die rechtliche Stellung der Priester erhält eine neue scharfe Illustration. Sind sie die Gesetzeswächter und Gesetzsprecher[1]) so wird die

[1]) Es gereicht mir zu hoher Befriedigung, daß meine Ausführung im Anzeiger 4, 101 f. [oben S. 515 f.] den Beifall Herrn Richard Schröder's findet (Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Germanische Abtheilung 4, 229). Aber daß der selbsturtheilende Richter eine romano-germanische

aivâ- (oder aivjâ- Kögel, Keronisches Glossar 150), das Recht und Gesetz, hauptsächlich unter dem Schutze des Tius stehen. Ob er auch der oberste Schwurgott war, das würden wir wissen, wenn sich Lachmanns Vermuthung über die Formel wêttû irmingot des Hildebrandsliedes beweisen ließe, was leider nicht der Fall ist und wohl nie der Fall sein wird.

Alles Vorstehende lesen wir aus den Worten Marti Thingso heraus. Die Frage ist nicht zu umgehen, aber, wie mir scheint, auch nicht zu entscheiden: hat schon der alte Himmelsgott den Beinamen Things geführt oder hat ihn erst der Kriegsgott angenommen? Es läge sehr nahe, zu sagen: der Beiname setze voraus, daß es nothwendig wurde, das friedliche Amt eines vorzugsweise kriegerischen Gottes ausdrücklich zu betonen. Aber man braucht sich nur einige Beinamen von Göttern zu vergegenwärtigen, um zu sehen, daß eine solche Argumentation durchaus nicht Stich hält, daß keineswegs ein Gegensatz nothwendig ist, um einen Beinamen hervorzurufen, daß in dem Beinamen sich immer nur das Wesen der Gottheit auseinanderlegt, je nachdem es zweckmäßig erscheint, die eine oder die andere Seite dieses Wesens hervorzuheben. Tius kann Things geheißen haben seit den uralten Zeiten, in denen der Name thing für die Volksversammlung aufkam.

Hiermit hätten wir den Tius Things, den Mars Thingsus erledigt, aber noch nicht den übrigen Inhalt der vorliegenden Inschriften. Wer sind die beiden Alaesiagae oder Alaisiagae, welche darin neben dem Mars und dem Mars Thingsus auftreten?

Leider weiß ich darüber keine sichere Auskunft zu geben. Leicht denkt man neben dem Kriegsgott an Walküren; auch ist es nicht ganz unmöglich, deutsche Etymologie für sie zu finden: ich will, was ich meine, obgleich ungern, anführen, um anderen Nachdenken zu ersparen; dabei aber nicht alle Möglichkeiten, die ich in Betracht gezogen, sondern nur die verhältnißmäßig wahrscheinlichsten erwähnen. Al-aisia-gae könnte zur Noth erklärt werden als die 'allgeehrte', wenn man aus einem althochdeutschen êreôm in den Glossae Keronis 109, 36 auf ein germanisches aizjâ- 'die Ehre' schließen darf. Beda könnte die personificirte Bitte, d. h. auch Gebot, Befehl sein. Fimmilena zeigt eine ganz sonderbare Endung, mit der man sich als einer in ihrem Princip nicht völlig klaren Latinisirung abfinden könnte, wie man sich mit einem fränkischen Genitiv Teudilane (d'Arbois de Jubainville, Étude sur la déclinaison des noms propres dans la langue franque à l'èpoque Mérovingienne S. 41) abfinden muß: die althochdeutsche â-Declination läßt auf ein germanisches ê der starken Feminina schließen, das im Nominativ der schwachen Feminina wiederkehrt

---

Afterbildung sei (ibid. 226), daß das germanische Richteramt überhaupt nur im Priesterthum wurzle, kann ich nicht zugeben. Es bleiben dabei die principes qui iura per pagos vicosque reddunt (Germania Capitel 12) ebenso außer Anschlag wie die richtenden Götter des Nordens, welche durchaus keine bloßen Gesetzsprecher sind.

und von da aus bei der Latinisirung in die obliquen Casus eingedrungen sein kann, falls es nicht auch in der wirklichen Sprache einmal größeren Umfang besaß. Wir würden demnach eine gothische Fimilô, eine Bildung wie mavilô, Rûnilô (Grammatik 3, 666), anzusetzen haben und dürften die Stammsilbe etwa an das altnordische fimr 'geschickt, gewandt' anknüpfen, wobei das mm von Fimmilena Schwierigkeit, aber nicht unüberwindliche, macht: denn absolute Genauigkeit in der Unterscheidung doppelter und einfacher Liquiden ist nicht zu erwarten: kommen doch die Canninefaten auch mit einem n vor (inschriftlich ein Canonefas Corp. Inscript. Latin. 6, 3203; für den Vocal vergl. Cannunefatum Wilmanns 2091; auf die ala Canafatium Corp. Inscript. Latin. 5, 5006 will ich mich nicht gerade berufen; s. die Stellensammlung bei Baders, De alis exercitus Romani, Halis Saxonum 1883, p. 12); neben den Matronae Vacalinehae stehen Matronae Vacallinehae; und dem Chatten Flanallus Corp. Inscrip. Latin. 3, 4228 (vergl. altnordisch flan neutr. 'praecipitantia' B. Haldorsen, Vigfusson und den althochdeutschen Personennamen Flan-beraht, Förstemann 1, 408, sowie die Ortsnamen Flanias-feld, Flanen-heim, Flaning-heim ibid. 2, 563) gebührt gewiß nur ein l der Ableitung. Schon vom Standpuncte der lateinischen Orthographie erklärt sich eine unorganische Verdoppelung namentlich des m sehr leicht.

Dem Befehl stünde dergestalt die geschickte Ausführung gegenüber, und die beiden Allgeehrten oder Ehre Besitzenden und daher Ehre Verleihenden (vergl. die Matronae, Alagabiae Algabiae, gleichsam Pandoren: Kern, Germaansche woorden S. 6 f.; Simrock in den Bonner Jahrbüchern 53, 177) wären zwar nicht Walküren, aber Göttinnen oder Genien der Disciplin, welche den Tius Things sehr passend begleiten würden: Ehre wird durch den zweckmäßigen Befehl und dessen geschickte Ausführung erworben. Die Personification von Kriegsbegriffen belegt die von Müllenhoff in Schmidts Zeitschrift 8, 249 und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 11, 291 behandelte Essexische Genealogie (vergl. Grimm, Mythologie 1, 172. 3, 74, wo aber nur auswärtige Analogien beigebracht werden). Es würde sich bei meiner Auffassung auch vollkommen gut erklären, daß die beiden mythologischen Frauen als ein Paar und unter einem Namen zusammengefaßt, gleichsam im Dualis auftreten.

Es sei endlich erwähnt, daß der bildliche Schmuck des ersten der beiden Altäre, welche die Inschriften an sich tragen, und eines dritten vielleicht dazu gehörigen Denkmals dieser Deutung wenigstens nicht widersprechen.

Der erste der beiden Altäre hat einen hohen giebelartigen Aufsatz und zeigt auf der rechten Seite (vom Beschauer) eine weibliche Figur in flachem Relief; 'eine auf der linken Seite entsprechende ist entweder heruntergemeißelt oder, vielleicht wegen der Aufstellung des Steines, nie gemacht worden'. Die Figur ist bekleidet und erhebt die rechte Hand. Herr Hübner sieht in ihr die eine der beiden Alaisiagae.

Der zweite Altar, der die zweite Inschrift trägt, zeigt in dem spitzen Giebel des Kopfstückes eine Büste, wahrscheinlich männlich. Man denkt leicht an den Mars.

Das dritte mit den beiden anderen gefundene Denkmal ist ein halbrundes, bogenartiges Relief mit Sculpturen, wahrscheinlich das Frontstück einer Aedicula 'In der Mitte ist in erhöhter Nische der Gott Mars dargestellt, in der gewöhnlichen römischen Bewaffnung, mit Helm, Schild und Speer. Am Helm sind einige in der photographischen Aufnahme mir nicht verständliche herabhängende Verzierungen sichtbar, etwa wie eine mittelalterliche Helmdecke aussehend; vielleicht ist nur ein etwas großer Helmbusch gemeint. Links vom Gott (vom Beschauer aus gesehen) sitzt ein Vogel, der sicher kein Adler, eher ein Schwan, allenfalls eine Gans sein kann.' So Herr Hübner, der zugleich auf einen zweiten derartigen Vogel neben einem anderem, ebenfalls in Britannien gefundenem Mars hinweist. Herr Hübner hält die Figur für den Mars Thingsus. Den Schwan wollen wir uns merken und weiter verfolgen; die Walküren als Schwäne fallen jedermann leicht ein: vielleicht zogen die Twianten wenigstens in ihrer Heimat, unter Vorantragung eines Schwanbildes in die Schlacht.[1])

Zu beiden Seiten unseres vermuthlichen Mars Thingsus, fährt Herr Hübner fort, 'sieht (oder besser sah) man zwei schwebende Figuren, von denen nur die eine vollständig erhalten ist, während von der anderen nur der Kopf und die rechte Hand erhalten sind. Offenbar aber waren sie ganz gleichartig, die eine nach rechts, die andere nach links gewendet. Die Figur erscheint auffälligerweise ganz nackt — aber vielleicht erscheint sie nur so; ein enganliegendes kurzes Gewand mag angedeutet gewesen, aber bei der Verwitterung des Steines nicht mehr deutlich erkennbar sein. In der erhobenen Linken tragen die beiden Gestalten etwas, das wie ein Schwert, oder ein Stab, oder auch ein Zweig aussieht; die herabhängende Rechte hält einen deutlichen Kranz. Kopfschmuck ist nicht erkennbar. Auch in diesen beiden Figuren wird man mit Wahrscheinlichkeit die Alaesiagae erkennen dürfen'.

Ist dies richtig (und nach der Ansicht der mir von Herrn Hübner mitgetheilten Photographien wenigstens habe ich nichts dagegen einzuwenden), so stimmt die kranzhaltende Rechte zu der Ehre, welche die Göttinen verleihen, die Stock und Schwert haltende Linke zur Disciplin,

---

[1]) Vergl. Müllenhoff, De antiquissima Germanorum poesie chorica, Pag. 13. Müllenhoff machte mich in einem unserer letzten Gespräche darauf aufmerksam, daß die verschiedenen Bedeutungen des altn. vé, Heiligthum und Fahne, sich in der Anschauung vermitteln, daß eben die Heiligthümer, die Symbole der Götter, die Feldzeichen der Germanen waren: Chlodewech ist daher derjenige, der ein solches berühmtes Heiligthum oder ein solches Heiligthum ruhmreich trägt; und daher ein rechter Heldenname.

die sie repräsentiren. Auf dem ersten Altar vergleicht sich dann die erhobene, allerdings unbewaffnete Rechte mit der erhobenen Linken der eben besprochenen Figur: denn jene bekleidete Gestalt steht rechts vom Beschauer, die anscheinend unbekleidete des dritten Denkmals befindet sich links vom Beschauer, die rechts vom Beschauer symmetrisch correspondirende, unvollständig erhaltene Figur des dritten Denkmals hat auch ihre Rechte erhoben.

So gut sich im Allgemeinen alles zu fügen scheint, so möchte ich doch auf die vorstehenden Vermuthungen einstweilen noch nicht viel bauen; denn hartnäckiger Zweifel ist in solchen Dingen besser als vorschneller Glaube. Allerdings versichert mich anderseits Herr Zimmer, daß auch das Celtische keine festeren, ja so gut wie gar keine Anhaltspuncte biete. Zur Endung des Namens Fimmilena würden sich wohl Wörter wie Belenus, *Βρεμένιον*, Ruteni (Zeuß-Ebel 772. 773) stellen, für das auffallende F könnte man auf Zeuß-Ebel 76 verweisen; die Lautgruppe -aisia- in Alaisiagae dürfte an Bildungen wie Bilcaisio, Gaisio (Zeuß-Ebel 29) erinnern. Aber das g in der Endung -iag- (-iac- ist häufig) wäre durch das vereinzelte und späte Childriciagas neben Childriciacas (Zeuß-Ebel 807) schwach gestützt; und der Wechsel von ai und ae erklärt sich für das Germanische ebenso leicht wie für das Celtische: ae ist Latinisirung. Herrn Hübners Erinnerung an den Ortsnamen Alesia leidet, wie es scheint, an unüberwindlichen Schwierigkeiten, die er zum Theil schon selbst hervorhob: die Schreibung Alaesia oder Alaïsia ist nicht nachgewiesen; auch Matres oder Matronae können die Alaisiagae nicht wohl sein, denn es kommt niemals vor, daß die Muttergöttinnen außer ihrer jeweiligen Gesammtbezeichnung auch noch individuelle Namen führen, und sie treten niemals paarweise auf.

So ergiebt sich vorläufig wenigstens auch von dieser Seite, daß wir mit der Möglichkeit germanischen Ursprungs der beiden Alaisiagae rechnen dürfen. Um wie viel sicherer würde ich urtheilen, wenn ich diese Untersuchung Müllenhoff hätte vorlegen können! Wie lange wird es dauern, bis wieder jemand für die germanischen Namen sich den Tact und die Erfahrung erwirbt, die ihm seit Jahren zur Seite standen und ihn mit der Sicherheit eines Instinctes zum Wahrscheinlichsten leiteten!

Der Wasgenstein in der Sage.

Vortrag gehalten von Professor Wilhelm Scherer in der Versammlung des Vogesenclubs der Section Straßburg den 6. December 1873.

(Mittheilungen aus dem Vogesenclub 1874, Nr. 2, S. 1—15.*)

Meine Herren.

Ich weiß nicht, ob im Elsaß jene Sänger noch sehr lebendig sind, die von Ort zu Ort ziehend besonders auf den Jahrmärkten gesehen werden, Wachstuchtafeln mit sich führen, und darauf fürchterliche Unthaten schauen lassen, mit einem Stäbchen in der Hand darauf weisen und einen Text dazu zu sagen wissen.

Ich komme mir heute vor wie ein solcher Jahrmarktssänger mit der Wachstuchtafel: hier ist das Gemälde, durch die Kunst eines verehrten Mitgliedes über Nacht zwar nicht auf Wachstuch, aber auf Papier gezaubert; hier ist das Stäbchen, das ich gebrauche, und am Texte wird es auch nicht fehlen.

Ich muß Sie vor allem bitten, sich diese Landschaft noch etwas ergänzt zu denken mit der gehörigen Staffage: hier hinauf müssen Sie sich einen Helden denken, der den Eingang bewacht, und angefallen wird von zwölf anderen, und hinter ihm ein zartes ängstliches zitterndes Weib, — dazu eine zweite Tafel, entsprechend dem folgenden Tage, die Scene mehr im Waldesdickicht: drei Helden sitzen und liegen blutend umher, der eine mit einem Auge, der andere mit einem Bein, der dritte mit einer Hand, Held Walthari von Aquitanierland, und so könnte ich denn meinen Gesang beginnen:

„Vernehmt die große Moritthat,
Die sich dereinst begeben hat
Hier an dem Wasgensteine.“

Aber ich darf mir meinen Text nicht selbst machen, sondern ich gleiche auch darin jenen Jahrmarktsängern, daß mir der Text gegeben ist. Mein Text stammt aus dem zehnten Jahrhundert und hat einen Mönch von St. Gallen zum Verfasser. Erlauben Sie mir, ehe ich an den Text selbst komme, Ihnen über die Entstehung desselben ein Wort zu sagen, weil sich daran gerade für uns ein Localinteresse knüpft.

Zu Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts ist St. Gallen einer der wenigen Mittelpuncte geistigen Lebens, die es damals in Deutschland gab. Wenn man daher irgendwo die Wissenschaften befördern wollte, so holte man sich in St. Gallen Rath. Dieses Kloster war gleichsam eine große Bank, bei der man geistige Anlehen machte.

---

*) Einer dem Originaldruck beigegebenen Anmerkung zufolge nach der stenographischen Aufzeichnung. B.

Zu dem Culturkreise, den St. Gallen beherrschte, gehörte auch unser Straßburg, und gerade hier hob sich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts geistiges Leben durch Bischof Erkanbald, der den Bischofssitz einnahm von 965—991. Erkanbald war selbst Dichter, machte lateinische Verse, besang seine Vorgänger auf dem Bischofsstuhl, und setzte sich seine eigene Grabschrift; seine Verse sind der erste Anfang einer Straßburger Historiographie; er berief den Mönch Victor aus St. Gallen, der hier einer Schule vorstand, und sie zur Blüte brachte. Diesem Erkanbald ist das Waltharilied gewidmet, wenigstens von dem Mönche Gerald, Schulvorsteher von St. Gallen. Gerald aber hat es nicht selbst gemacht, sondern in der Schule dichten lassen von seinem Schüler, dem Mönch Ekkehard, der Erste genannt, zum Unterschied von anderen Mönchen dieses Namens, die in St. Gallen lebten und thätig waren. Jener Schulvorsteher Gerald hatte persönliche Verpflichtungen gegen den Bischof, vielleicht daß sie darauf beruhten, daß er selbst im Elsaß seine Heimat hatte, so daß eine Vogesensage dem Bischof als litterarisches Geschenk angeboten werden sollte. — Was nun diese Sage enthielt, den Inhalt des Gedichtes, erlauben Sie mir rasch zu skizziren, so weit ich es in der Kürze vermag. Denn es ist Poesie, reine, volle, ächte, goldene Poesie, und kann nur durch Poesie wiedergegeben werden. Ich wollte, daß an meiner Stelle lieber der Rhapsode stünde, der vor kurzem alten Heldengesang Ihnen wieder nahe gebracht hat; er wäre fähig, Poesie poetisch wiederzugeben: ich muß mich auf einen kurzen prosaischen Auszug beschränken. —

König Attila zieht aus seinem östlichen Hunnenreiche nach dem Westen, mit mächtigem Heer, und trifft da auf drei Reiche, die vor ihm erbeben, die nicht wagen, sich im Kampf mit ihm zu messen, die alle drei Bündnisse schließen und Geiseln stellen. Das eine, das Reich — nicht der Burgunder — sondern der Franken zu Worms; da herrscht König Gibicho; sein Sohn Gunthari ist noch zu jung, daher wird ein anderer junger Edler, Hagano, als Geisel gestellt; reiche Schätze werden gegeben und regelmäßiger Zins versprochen. Das zweite Reich, das der Burgunder, als deren König Heririch gebot zu Châlons-sur-Saone; dieser stellt seine Erbtochter Hildegund als Geisel; und der König von Aquitanien Alpharius endlich, giebt seinen Sohn Walthari als Geisel hin. Diese drei ziehen mit nach Osten, nach Ungarn, an den hunnischen Hof. Dort wachsen sie auf und setzen sich in Gunst beim Herrscher. Attila ertheilt den beiden Jünglingen das Ritterschwert, seine Gattin macht die Hildegund zur Hüterin der Schatzkammer. Die beiden Jünglinge werden Blutsfreunde, in allen Fehden stehen sie sich zur Seite, und Eide für künftige Treue werden getauscht. Es kommt die Zeit, wo Gibicho von Worms stirbt. Sein Sohn Gunthari weigert den Zins. Sowie Hagano dies hört, begiebt er sich auf die Flucht. Nun ist auch Walthari entschlossen, nicht zu bleiben. Attila argwöhnt das, und um ihn zu fesseln, trägt er ihm eine Vermählung an, er will ihm eine Braut verschaffen, aber Walthari lehnt es ab. Eines

Tags ist große Kriegsfahrt der Hunnen, Walthari an der Spitze zeichnet sich aus, er kommt zuerst nach Hause zurück mit guter Nachricht, mit der Botschaft vom Siege. Da trifft er im Palast allein Hildegund, er erinnert sich, daß einst ihre Väter sie als Kinder verlobt. So war es ausgemacht, daß Walthari und Hildegund dereinst den Thron besteigen und die Reiche vereinigen sollten. Und jetzt sieht er das Mädchen und bittet sie, er sei ermüdet, um einen Becher Wein, nachdem er sie geküßt. Sie gehorcht, er hält sie bei der Hand, indem er trinkt und vollzieht die Ceremonie der Verlobung. 'Du weißt, was unsere Väter über uns verfügten; wie kommts daß wir niemals davon sprachen?' Sie denkt, es sei ein Scherz; er versichert, daß es ihm Ernst sei, sie fällt ihm zu Füßen: zu allem sei sie bereit, was er wolle; und da wird die Flucht verabredet. Walthari veranstaltet die Siegesfeier, er weiß die Hunnen trunken zu machen, zu nöthigen ohne Unterlaß, so daß sie allesammt in tiefen Schlaf versinken. Darauf begiebt er sich mit Hildegund auf die Flucht; er gebietet ihr vier Paar Schuhe für jeden mitzunehmen und ihm Attilas Panzer und Helm zu bringen, außerdem zwei Schreine zu füllen mit goldenen Spangen und Armringen aus dem Schatzhause und damit das beste Pferd zu beladen. Nächtlich machen sie sich auf den Weg, Walther völlig gerüstet, zwei Schwerter umgethan, eins auf der linken, eins auf der rechten Seite, nach hunnischer Sitte. Er geht voran, Hildegund folgt und trägt die Angelruthen, mit denen er Fische fängt, um davon zu leben. Sie führt das Pferd, beladen mit den zwei Schreinen voll Gold. Nun ist im Gedicht sehr schön geschildert, wie Attila am andern Morgen aufwacht und zum Vorschein kommt, den Kopf in beiden Händen haltend, katzenjämmerlich ist ihm zu Muthe. Er verlangt nach Walthari, daß er ihm sein Leid klagen könne. Walthari aber ist nicht zu finden, auch Hildegund ist nicht zu finden, und Wuth und Klage bricht aus in Attilas Hallen. Er schläft die Nacht nicht, zerreißt sein Gewand und setzt einen Preis aus für den, der Walthari lebend wiederbringt. Keiner der Hunnen will den Preis verdienen.

Wenn wir das Gedicht in deutschen Liedern hätten, so würde etwa hier das erste Lied abschließen. Jetzt kommt eine andere Scene. Vierzig Tage sind Walthari und Hildegunde gewandert, Tags verkrochen sie sich in den Wäldern und Schlüften, Nachts wurde vorwärts gegangen, langsam, vierzig Tage, bis an den Rhein. In der Nähe von Worms lassen sie sich über den Fluß setzen und Walthari bezahlt den Fergen, der sie übersetzte, mit Fischen, die er anderwärts gefangen. Durch einen Zufall kommen die Fische auf des Königs Tafel; der sieht, daß sie nicht im Rheine gewachsen sind, und verlangt zu wissen, woher sie sind. Der Fischer erzählt, daß ein Paar gezogen kam, das er näher beschreibt: ein Pferd hatten sie bei sich, mit Schreinen beladen, darin klimperte es wie Gold. 'Ach', sagt Hagen, 'das ist mein Geselle Walthari, der heimkehrt in sein Reich.' — 'Freut euch mit mir,' sagt Gunther, 'der führt den alten Schatz wieder heim, den mein Vater als Zins an die Hunnen bezahlen mußte.' Trotz aller Zureden

Hagens, der ihn warnt, will er Walthern nachsetzen, um ihm den Schatz abzujagen. Zwölf seiner Helden nimmt er mit, darunter Hagano. Unterdessen ist das flüchtige Paar in die Vogesen gekommen und hat da einen Schlupfwinkel aufgesucht, der näher beschrieben wird. Walther hat zum ersten Male gewagt, ruhig zu schlafen; bisher hatte er immer nur, müde auf den Schildrand gelehnt, geruht. Hildegunde muß sitzen und in die Ferne schauen und spähen, ob keine Gefahr herannahe. Und sie sieht die Verfolger kommen und ruft den Geliebten auf; der aber, wie er hinblickt, erkennt seinen Hagano, ist aber doch nicht beruhigt, sondern gewärtig, was auch kommen solle, seinen Schatz zu vertheidigen. Gunther schickt einen Boten und verlangt, der Held solle Schatz und Mädchen ausliefern, dann werde er mit dem Leben davonkommen. Aber Walthari läßt ihn ablaufen: das sei ein seltsamer König, der verspreche, was er nicht habe. Der Bote kehrt zurück, Gunther hetzt ihn noch einmal hin zu Walthari; wenn er nicht mit besserer Botschaft käme, will der König kämpfen und ihm mit Gewalt nehmen, was in Güte nicht gegeben werde. Walthari hat zuerst hundert Armringe versprochen, er verspricht noch einmal zweihundert, aber damit ist der Bote nicht zufrieden: und so wird gekämpft. Es folgt nun mit großer Kunst gezeichnet eine Reihe vortrefflich geschilderter Einzelkämpfe, die nicht wiederholt werden können; alle zwölf Helden nach und nach treten vor, und müssen sich messen mit ihm, alle zwölf liegen erschlagen, nur Einer ist noch übrig, Hagano. Der hat von Anfang an vor dem Kampfe gewarnt, Gunther aber hat ihn zurückgewiesen mit höhnenden Reden: gerade so sei auch sein Vater gewesen, daß er nicht kämpfen wollte, sondern sich mit Worten entschuldigte. Darüber wird Hagano ergrimmt, setzt sich auf einen Hügel und sieht dem Kampfe zu, bis nun auch sein Neffe Patafrid gefallen ist; und nun, am Ende des Tages, versucht Gunther bei ihm sein Glück; er demüthigt sich vor dem Vasallen und bittet ihn, ihm im Kampfe beizustehen; er läßt sich endlich erweichen, aber es scheint unmöglich, in der geschützten Position Walther zu nahen; sie beschließen List anzuwenden, bis zum nächsten Tag zu warten, weil dann Walther weiter ziehen werde und sie ihn auf offenem Felde besser bekämpfen könnten, — und so geschieht es. Walther macht sich am andern Morgen auf den Weg; so wie er im Freien ist, wird er angefallen; es folgt der letzte entscheidende Kampf, auch dieser ist meisterhaft von dem Dichter geschildert; aber auch diesen darf ich nicht wagen, mit allen Einzelnheiten wiederzugeben. Resultat ist: Walthern gelingt es, nachdem die beiden ihn fast den ganzen Tag gehetzt haben, den Schild Gunthers wegzudrängen und ihm das rechte Bein abzuschlagen; aber indem er zum Todesstreich ausholt, drängt sich Hagen vor und wehrt diesen ab; erbost wirft Walther das Schwert weg; die rechte Hand wird frei, und Hagano haut sie ihm ab. Walther nimmt mit dem Stummel der Rechten den Schild, mit der Linken zieht und führt er sein zweites Schwert, und haut dem Hagen einen Schlag, daß ihm die sämmtlichen Zähne einbrechen und sein rechtes Auge verloren geht. Alle drei sind nun

kampfunfähig, schwerverwundet, aber ihre Stimmung ist nicht geändert, blos die Streitlust gedämpft, im Übrigen erfreuen sie sich der besten Laune. Hildegund, die sich in der Stille verborgen hatte, kommt jetzt heran, sie verbindet die Wunden und bringt Wein, die Helden aber ergehen sich in wilden Scherzreden; sie verspotten sich gegenseitig über die Unbill, die ihren Leibern widerfahren; nur Gunther liegt still. Hagen aber sagt dem Walthari: 'Du mußt auf die Hirschjagd gehen und Handschuhleder erjagen, und daß du dir auch den rechten*) mit Wolle ausstopfest, damit du Unkundigen weiß machest, du hättest noch die rechte Hand. Und wie wird es dir gehen, wenn du dein Weib umarmst mit der linken, dein Schwert mit der Linken ziehen mußt und es rechts gürten?' — 'Ich gehe auf die Hirschjagd,' entgegnet Walthari, 'aber wie kannst du künftig Hirschbraten essen mit deinen eingeschlagenen Zähnen, wie kannst du deinen Dienern mit schielendem Auge befehlen, und im Kampf das Commando ertheilen, immer schielend?' — Beim Trunk erneuern sie die alte Blutsfreundschaft, dann laden sie den müden Gunther auf das Roß und trennen sich; die einen ziehen nach Worms, und Walthari und Hildegund in ihre Heimat: dort feiern sie Hochzeit und Walthari regiert dreißig Jahre lang.

Dies ist der Stoff, welcher im Gedicht vorliegt, den ich nur in schwacher Skizze wiederzugeben versucht habe. Nun aber entsteht die Frage, die uns beschäftigen muß: wodurch sind wir berechtigt, diese Sage zu knüpfen an den Ort, der hier im Bilde dargestellt ist?

Ekkehard hat den Inhalt seines Gedichtes nicht selbst erfunden, es ist einer jener Stoffe, die sich in aller Poesie von Ort zu Ort fortpflanzen, und überall sich verändern, wie eine Pflanze unter anderem Himmel und in einem neuen Klima ihr eigenes Wesen verwandelt. So haben sich die poetischen Stoffe geändert und mit neuen Zügen ausgestattet. Zu diesen alten Sagenstoffen, die sich finden, so weit die germanische Zunge reicht, gehört auch das Lied von Walther und Hildegunde. Wir kennen noch in Fragmenten ein Gedicht aus dem achten Jahrhundert, in angelsächsischer Sprache, ferner ein Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert, abgefaßt im mittelhochdeutschen Dialekt, auch darin ist die Sage behandelt; aus fränkischen Liedern hat ein Sagensammler geschöpft, der in Norwegen schrieb; und selbst zu den Polen ist die Sage gedrungen: dort freilich ist Walgiersch ein polnischer Edler, der ein Frankenmädchen erringt. Und wie wir bei der Pflanze, bei ihren verschiedenen Gestalten erforschen wollen, welches die Urform ist, die allen Wandlungen zu Grunde liegt, so auch hier: nicht nur die Urform wollen wir erkennen, nicht nur diese Urform gleichsam hineinlegen ins Herbarium, sondern auch ihr Wachsen und Werden erforschen, und uns Rechenschaft geben, woher sie stammt, wie sie geworden, aus welcher Wurzel sie gewachsen ist, was ihr Nahrung gegeben hat und was ihr zur Blüte half.

*) Den rechten Handschuh. B.

Wenn wir nun unser Gedicht noch einmal fragen, wo der Kampf stattfand zwischen dem Walthari und den 12 Helden, so giebt uns das Gedicht mit Namen nur die Auskunft, es sei im Vosagus gewesen. Aber der Ort wird genau beschrieben und es ist wichtig, die Worte dabei ins Auge zu fassen. In der Abgeschiedenheit, abgelegen von der Straße, sind zwei nahe Berge, zwischen denen liegt eine angenehme, wenn auch enge Höhle, nicht durch hohles Erdreich gebildet, sondern durch die Höhe der Felsen, die sich zu einander neigen.

Sie sehen hier die Felsen, die sich zu einander neigen, eine Höhle, die daraus entsteht und die wir daher eher ein Felsenthor als eine Höhle nennen würden: rückwärts geht es schroff nach unten in jähem, absolut unzugänglichem Absturz.

Aus andern Umständen des Gedichts sehen wir, daß diese Höhle in der Höhe sich befindet, denn Hildegunde sieht von oben aus in der Ferne die Helden von Worms sich nahen. Die Höhle ist aber freilich auch so gedacht, daß ihr Grund tiefer ist; Walthari steht an der Pforte, Hildegunde ist drinnen in der Tiefe. Aber ferner: es führt ein enger Pfad zu der Höhle; der Pfad ist so eng, daß nur je einer der Kämpfer in Walthers Nähe kommen kann, und der Zugang ist wie eine Thür, die einer allein verschließt. Und wiederum, als Walther und Hildegunde am Morgen nach dem Kampfe auf den Weg gehen, ist es ein enger Pfad, auf welchem sie ihr Roß schreiten lassen. Alles das paßt ausgezeichnet auf die Localität.

Einen Namen giebt uns der Dichter des alten Liedes nicht an die Hand. Aber der Name ist später gegeben; das Nibelungenlied berichtet, daß Walther am Wasgensteine die Kämpfe bestanden hat und in jener norwegischen Sage wird er Walther vom Wasgensteine genannt; und Wasgenstein, so heißt auch in der That die Burg, die auf diesem Felsen errichtet ist, deren Trümmer Sie hier schauen, und dazu gehört ein edles Geschlecht, die von Wasgenstein, die seit 1272 nachweisbar sind. Diese Wasgensteiner aber, die im 15. Jahrhundert aussterben, führen 6 silberne Hände auf rothem Grunde in ihrem Wappen, abgehauene Hände, darf man wohl meinen, zur Erinnerung an die abgehauene Hand des Walther von Aquitanien. Ich glaube also, es ist kein Zweifel: das 13. Jahrhundert versetzte diesen Kampf hierher, an das Local, wo auch wohl erst im 13. Jahrhundert sich die Burg erhob. Denn der Vater der ersten nachweisbaren Edlen von Wasgenstein heißt ein Ritter von Hagenau. Im 13. Jahrhundert versetzte man also in Deutschland jenen Kampf Walthers hierher, an das uns bekannte Local, und da hierzu auch die Ortsbeschreibung stimmt in dem Gedicht des 10. Jahrhunderts, da wir wesentlich alle Züge wiederfinden in der Natur wie im Gedicht, so dürfen wir wohl denken, daß auch jener Ekkehard I. in seinem lateinischen Gedicht den Kampf an diesen Ort verlegt hat. Ob er aber selbst die Gegend gesehen hat, ob er aus eigener Anschauung dichtet? Ich glaube es nicht; ich glaube,

er hat so wenig aus eigener Anschauung gedichtet, als ich aus eigener Anschauung rede.

Ich fühle mich eigentlich ein bischen beschwert in meinem Gewissen, und ich fürchte fast, daß man mir den Scheffelschen Vers entgegenhalte:

Wer keuchend auf den Knieen zittert,
Thut besser, es gemalt zu sehn.

Ich bin nicht dort gewesen und würde eigentlich nicht wagen, darüber zu sprechen, wenn nicht andere Hilfe zur Hand wäre. Altmeister Uhland ist dagewesen und hat gemeint, dort müsse das richtige Local sein; Meister Scheffel schloß sich der Meinung an; und zwei verehrliche Mitglieder dieses Clubs, der Unermüdliche, der so unermüdlich Sonntags in die Vogesen streift und an den Wochentagen nicht minder unermüdlich wissensdurstige Gelehrte mit Büchern füttert und ihnen nächtlich solches Kunstwerk zaubert, — und der andere, der uns in gedruckter Schrift ein Führer in die Vogesen geworden ist, — die beiden sind an Ort und Stelle gewesen und auf das Zeugniß dieser vier Augen hin, und auf das Zeugniß dieses Bildes, das sie mitgebracht, habe ich mir erlaubt in der Angelegenheit ein Wort mitzusprechen.

Nach allem scheint es nun ganz evident, daß Ekkehard nicht dagewesen ist. Hier am Eingange der Höhle geht es steil abwärts. Wenn nun Kämpfe geschildert werden bei diesem Local, dann muß sich der Kampf darum drehen, daß die Angreifenden mühsam den Pfad hinaufklimmen und der Angegriffene sich ihrer erwehrt, indem er sie hinabwirft. Aber solches Ringen kommt als richtig erschautes und durchgeführtes Motiv niemals in jenen Kämpfen vor. Doch sieht man, dem Dichter hat eine Überlieferung vorgelegen, in der dieses vorausgesetzt war. Wenn z. B. einmal einer der Kämpfer einen Dreizack an einem Strick schwingt, daß er in Walthers Schild stecken bleibt, und die Gegner allesammt daran ziehen, um ihn herabzureißen, so ist diese Kampfmanier wohl darauf berechnet, daß der Angegriffene auf der Höhe steht. Aber ganz ans dem Costüm des Ortes fällt es heraus, wenn der Dichter einzelne der Kämpfer zu Roß heranstürmen läßt; zu Rosse — nicht wahr? — kann man hier nicht hinaufkommen.

Ich will Sie nicht von den Schicksalen der Burg unterhalten, die uns wenig kümmern, auch nicht von den Schicksalen des Geschlechts, das nach dieser Burg benannt ist, wie es sich später in zwei Theile sondert, wie diese zwei Theile sich mühsam vertragen, wie die von Wasgenstein aussterben und neue Geschlechter sich in das Erbe theilen. Davon will ich nicht reden. Wohl aber darf der Name uns noch beschäftigen. Wasenstein heißt die Burg schon im 15. Jahrhundert, Wasichenstein im 13. und noch im 14. Dies stimmt mit dem Waskenstein, an welchem Walther nach dem Nibelungenliede gekämpft haben soll.

In diesem Wasichenstein ist deutlich der Name des Gebirges enthalten, der aber nicht Wasgau lautet, wie man manchmal behaupten hört; denn Wasgau ist ein Gau und kein Gebirge. Das Mißverständniß rührt daher, daß das Gebirge häufig 'Vosego' genannt wird. Go ist aber nicht Gau (nur im Niederdeutschen und Altsächsischen würde go einem hochdeutschen gau entsprechen), sondern Vosego ist ein lateinischer Nominativ, dessen Genitiv Vosaginis lauten müßte. Dort also hat Walther zuerst gekämpft, und davon ist dieser Stein, dieses Felsgetrümmer, so genannt, der Wasichenstein, eigentlich Wasgenstein. Wenn ch anstatt g geschrieben wird, so ist das, wie wenn wir 'bewilligen' schreiben und 'bewillichen' aussprechen. Der Name findet sich auch sonst in Deutschland. Gerade im zehnten Jahrhundert kommt in Hessen ein Berg Usgo vor, in anderen Urkunden auch Wasgo genannt, und natürlich liegt dabei nur das keltische Vosagus zu Grunde, welches nur in weniger guter Schreibung auch Vogesus lautet, wonach auch wir unseren Club den 'Vogesenclub' nennen; damit thun wir aber kein Unrecht, denn deutsch ist der Name nun einmal nicht, sondern gallisch, und ob wir Vosegus zur Grundlage nehmen, oder was sonst, ist ziemlich gleich: patriotische Thaten sind darin nicht zu verüben.

Hiermit scheide ich von der Burg, und thue es mit den Worten Scheffels:

Wie ein vermoostes Waldgeheimniß
Ruht das geborstne Riesenhaus
In Schutt und schweigender Verträumniß
Von dunkler Vorzeit Räthseln aus.

Wir aber, wir dürfen noch nicht ausruhen, obwohl es vielleicht erwünscht wäre: denn ich fürchte fast, meine Zeit ist um. Aber wir wollen der Vorzeit Räthsel noch zu lösen suchen, wir wollen suchen, tiefer einzubringen, und wo möglich zu begreifen, wie das Gebilde der Sage entstanden ist. — Aus dem Nichts schaffen auch bekanntlich die Dichter nicht; die Phantasie muß einen Anlaß haben, es muß ihr irgendwie Stoff vorliegen; nun denn, diesen Stoff, diesen Anhalt der dichtenden Phantasie wollen wir suchen. Dabei leitet uns eine ziemlich allgemeine und ziemlich sichere Erfahrung. Der Stoff von Walthari und Hildegunde gehört dem alten deutschen Heldenepos an, und über die Entstehung dieses Heldenepos sind wir im Ganzen ziemlich wohl unterrichtet. Wir wissen, daß unsere Urväter epische Poesien in den ältesten Zeiten nicht besaßen, daß diese epische Poesie und das Zusammenfassen einzelner Lieder zu größeren Stoffen und das Bewahren alter Heldennamen, daß dieses erst aus der Zeit stammt, in welcher die Germanen mächtig in die Geschichte eingegriffen haben, in der Zeit, die die Grundlage für die spätere europäische Geschichte gelegt hat, in der Zeit der Völkerwanderung. In der Zeit der Völkerwanderung ist erst das germanische Epos entstanden, unsere Heldensage lief damals zuerst in Liedern um, welche in alliterirenden Versen abgefaßt waren, wie sie kürzlich so glücklich wieder erneuert worden sind. Von diesen epischen

Liedern der Völkerwanderung wissen wir, daß meist darin zweierlei geistige Elemente zusammengeflossen sind: darin vermählen sich historische Erinnerungen, Thaten jener Völkerwanderung selbst, mit alten mythologischen Vorstellungen, die entlehnt sind aus der alten Religion der Deutschen, zum Theil noch als letzte Reste verlorener Mythen uns übrig geblieben.

Von vornherein dürfen wir in solchen Stoffen der alten Heldenpoesie zweierlei vermuthen, Historisches und Mythologisches: dieses zweierlei wollen wir an dem Stoffe von Walther und Hildegunde suchen.

Es bietet sich uns eine weit verbreitete Sage, die im Norden bekannt ist, die auch in deutschen Gedichten des Mittelalters besungen wurde, die unter anderen in dem Gedichte Gudrun vorkommt, und diese Sage mit offenbar altem mythologischem Fabelgehalt klingt in entscheidenden Zügen an unsere Sage von Walther und Hildegunde an. Es giebt da einen König Haguno, und der hat eine Tochter Hilde; er hat einen Bundesfreund Hetan; dieser gewinnt durch den Gesang das Herz des Mädchens und entführt sie; der Vater setzt ihm nach zu Schiffe; auf einer Insel kommt es zum Streit, nicht ohne daß früher ein Versuch der Friedensvermittelung gemacht wäre. Hilde geht zuerst im Namen ihres Entführers und bietet dem Vater ihren Halsschmuck zur Sühne an; der aber weist sie ab. Noch einmal, am anderen Tage, als die Heere gerüstet einander gegenüberstehen, macht der Entführer einen Sühnungsversuch; reiche Schätze bietet er an. Es sei zu spät, erwidert der Vater des Mädchens; schon habe er sein Schwert gezogen, und das sei von Zwergen geschmiedet, und müsse, wenn es einmal gezogen sei, auch tödten. 'Vergebens rühmst du dein Schwert,' erwidert der Schwiegersohn, 'ehe du noch des Sieges dich rühmen kannst.' Und nun beginnt der Kampf; den ganzen Tag über wird unermüdlich und unentschieden gekämpft, Nachts kehren sie auf die Schiffe zurück; aber Hilde weiß durch ihre Zauberkunst in der Nacht die Gefallenen neu zu beleben, sie stehen am Morgen wieder auf, und der Kampf beginnt von neuem, und so wird er in alle Ewigkeit fortgehen. Abends werden die Gefallenen zu Stein, aber Hildens Kunst erweckt sie, macht die Waffen wieder brauchbar, jeden Morgen erneut sich der Kampf.

Was der Sinn dieser Sage ist, weiß ich nicht, oder will nicht wissen, was die Mythologen darüber vermuthen; nur so viel will ich mittheilen, daß in diesem ewigen Kampfe, in dem Wiederaufleben, Neuanfangen und Nachts Zusammensinken, der ewige Kampf zwischen Licht und Dunkel, und innerhalb des Lichtes zwischen dem Aufstreben, Aufwachen, Emporsteigen und dem Niedersinken, die ewige Abwechslung zwischen Aufgang und Niedergang, das Schicksal jedes einzelnen Tages, der mit der Nacht in ewigem Wechsel tauscht, symbolisirt sein könnte. Wenn ich nun diese Sage vergleichen soll mit unserer Geschichte von Walther und Hildegund, so muß ich mir dabei erlauben, das zu thun, was ich vorher schon angedeutet, nämlich aus den verschiedenen Fassungen unserer Sage, nicht blos aus dem Gedichte des Mönches von St. Gallen, sondern auch aus dem angelsächsischen und

den sonstigen Berichten, den polnischen nicht ausgeschlossen, die Urgestalt der Pflanze zu reconstruiren, die sich so vielfach gewandelt hat unter verschiedenen Himmelsstrichen, Und da muß ich zunächst darauf hinweisen, daß in dem Gedicht des Ekkehard ein Übelstand vorhanden ist, der nicht ursprünglich sein kann. Gunther und Hagen werden Franken genannt und regieren zu Worms. Wer aber in Worms regierte, und wer König Gunther hieß, und wer den Helden Hagano und viele andere neben sich hatte, das wissen wir sehr bestimmt, das waren die Burgunder, die etwa dreißig Jahre lang im fünften Jahrhundert dort das Reich besaßen. Das also ist im Gedichte falsch; es sind keine Franken, sondern Burgunder. Hildegunde ist auch eine Burgundin, folglich ist Hildegunde den*) Burgundern geraubt, Hildegunde ist denjenigen geraubt, die ihre Auslieferung verlangen, oder, weil Hagano der Hauptkämpfer ist und Gunther sogar im lateinischen Gedicht des zehnten Jahrhunderts mit unverhohlener Verachtung behandelt ist: Hildegunde ist dem Hagano geraubt von Walthari mit der starken Hand, der sie dem nachsetzenden Vater erst noch einmal abkämpfen muß. Und wie hat Walther ihre Liebe erworben? Wir wissen es nicht aus den übrigen Gedichten und Sagen; aber der polnische Held, der sich die fränkische Jungfrau gewinnt, hat es mit Gesang gethan, wie Hetan wenigstens der Sohn des Sängers Horand ist, der in der Gudrun sich durch seinen Gesang auszeichnet. Wenn wir in dieser Weise den Stoff unserer Sage logisch umwandeln und auf die Urgestalt zurückführen, so haben Sie jetzt das Schema derselben Dichtung: einen Vater, dem seine Tochter geraubt ist, den Räuber, der sie an sich lockt, den nachsetzenden Vater und den Kampf. Zwei Versuche der Vermittlung gehen vorher. Und wenn die Helden in der nordischen Sage sich gegenseitig ihrer Schwerter rühmen, die von Zwergen gemacht seien, so haben wir ähnlichen Ruhm ihrer Schwerter, zwar nicht im mittelhochdeutschen, auch nicht im lateinischen Gedicht des zehnten Jahrhunderts, aber in den wenigen Fragmenten des angelsächsischen Gedichts des achten Jahrhunderts. Und so ergänzt sich auch dieser Zug der Sage. Vielleicht darf man etwas weiter gehen, vielleicht darf man fragen, ob nicht die großen Wunden, welche die drei Hauptheldeu sich beibringen, ein abgeschwächter Ausdruck für die völlige Vernichtung sind, ob nicht in der früheren Gestalt der Sage Walther und Hagano sich gegenseitig tödten und durch Hildegundens Zauberkraft am Morgen wiederaufleben und den Kampf von neuem beginnen. Wenigstens dies darf angeführt werden, daß solcher Kampf, ununterbrochen bis zum Abend dauernd, und die Wiederaufnahme des Kampfes am Morgen, auch in unserm Gedichte vorhanden ist. Und zu dieser Ähnlichkeit des Sagengehaltes kommt die Ähnlichkeit der Namen. Das Mädchen heißt Hildegund hier, Hilde dort; ihr wirklicher oder muthmaßlicher Vater heißt Hagano hier, Hagano dort. Und wenn auch die Namen des Entführers nicht übereinstimmen, so muß

*) Im Originaldruck steht sinnlos: 'von den Burgundern geraubt'. B.

ich doch noch darauf hinweisen, daß wir als Vater des Walthari den Albheri finden, in dessen Namen der erste Theil von Wichtigkeit ist. Die Albe sind in der deutschen Mythologie dasjenige, was wir unter dem Namen Elfen genauer kennen, aber nicht immer sind sie so duftige und ätherische Wesen wie im Sommernachtstraum, sondern auch ganz gewaltige Helden finden sich darunter, die ein gutes Schwert zu schwingen wissen. Und von ihnen wird der Albleich, eine wunderbare Elfenmelodie, gerühmt, deren Zauber niemand widersteht. Sie sind also Liebhaber der Musik. des Gesanges und des Tanzes. Der Vater des Walthari wird Albheri genannt, er ist also wohl ein Elfe, und der wunderbare Gesang ist also auch von der Seite gerechtfertigt bei Walthari, als Elfen-Eigenthümlichkeit und Elfen-Kunst. Walther wird immer jugendlich gedacht, wie Hetan schön aber klein ist. Auch darin erinnern sie an die Elfen, während ihr Gegner Hagano etwas Riesenhaftes hat. Lassen wir damit das Mythologische abgeschlossen sein, und erlauben Sie mir, mit wenigen Worten noch das Historische zu berühren.

Davon ist nur wenig zu sagen. Vor allem müssen wir uns klar werden, wo die eigentliche Heimat des Helden unserer Sage ist. Woher stammt Walther? In dem lateinischen Gedichte wird er Walther von Aquitanien genannt, im Nibelungenliede Walther von Spanien, in anderen Gedichten Walther von Kerlingen, d. h. Karolingen, d. h. Frankreich im Mittelalter. Was ist nun sein rechter Name? Nur einer kann der rechte sein. Die Sache erklärt sich, wie ich glaube, sehr leicht. Wir wissen, daß Walther in den Vogesen kämpfte, von Wasgenstein wird er genannt. Wenn Sie sich denken, daß er einmal Walther vom Wasgen, d. h. Walther von den Vogesen genannt sei, so klingt das an Waskono an, und Waskono-Land heißt im Althochdeutschen Aquitanien, d. h. das Land der Basken. Aber die wohnen auch in Spanien und daher wurde er durch Umdeutung des Namens zu einem Basken oder Spanier gemacht. Also diese beiden, Spanien und Aquitanien, können nicht die richtige Heimat des Helden sein, denn das beruht nur auf falscher Deutung des Ortes, der vorzugsweise durch ihn berühmt ist. Also was bleibt? Walther von Kerlingen, d. h. von Frankreich. Walther ist also ein Held aus Frankreich, ein gallischer Held. Nun fragen wir weiter: Was haben für historische Beziehungen bestanden in der Zeit, in welche Walther durch die Sage versetzt wird, zwischen Gallien einerseits und zwischen Gunther von Worms oder den Burgundern in Worms andererseits. Es ist die Zeit, in die auch das Nibelungenlied führt: Gallien, wie das ganze römische Westreich, wurde von Aëtius regiert. Dieser ist in Conflict mit den Burgundern in Worms gekommen. Im Jahre 435 hat er sie in einer Schlacht besiegt, im Jahre 437 hat er sie durch die Hunnen besiegen und vollständig vernichten lassen. Diese Vernichtung der Burgunder zu Worms, die große Schlacht, in welcher Gunther fiel, dieses große Ereigniß wird im Nibelungenliede verherrlicht, freilich so, daß an die Stelle der Hunnen Attila tritt, der damals thatsächlich nichts damit zu thun hatte; aber auf ihn werden gewöhnlich in der Sage alle Thaten der Hunnen ge-

häuft; er ist der historische*) Repräsentant der Hunnen. Im Nibelungenliede ist also das Andenken dieser Kämpfe erhalten, ohne allen Zweifel in fränkischer Auffassung, denn unter den Franken hat sich die älteste Nibelungensage ausgebildet: nun denn, in alemannischer Auffassung ist die Erinnerung an dieselben Ereignisse und politischen Beziehungen aufbewahrt durch den historischen Theil der Sage von Walther und Hildegunde. Die einzigen Kämpfe, die wir wirklich kennen, die in Betracht kommen können, sind eben die Kämpfe aus den Jahren 435 und 437; da ist Aëtius an der Spitze, er, der Herrscher von Frankreich, ist der Gegner der Burgunder zu Worms; er hat sich mit ihnen gemessen, und diese Kämpfe werden ja wohl also ungefähr in der Gegend zwischen Weißenburg und Bitsch stattgefunden haben, auf der Straße, von der man rechts abbiegend in einer halben Stunde auf den Gipfel des Wasgensteines kommt; hierher zogen sich vielleicht Einzelkämpfe, davon ist vielleicht in der Sage die historische Erinnerung bewahrt. Ich will nicht sagen, daß Walthari geradezu Aëtius sein soll, aber 'Walthari' ist im Allgemeinen Name für 'Herrscher', speciell 'Heerführer' — Walt-heer, Heereswalter, — Waltan bedeutet herrschen, 'Walther von Kerlingen' ist also gleich 'kriegerischer Regent von Frankreich', also thatsächlich gleich 'Aëtius'. Und eines kommt hinzu: wir haben bis jetzt noch nicht sagen können, was die Hunnen in der Sage zu thun haben, wie Attila hineinkommt? Das wird uns jetzt klar; mit Aëtius in jenen Kämpfen sind die Hunnen verbündet, und Walther wird in den Fragmenten des genannten angelsächsischen Gedichtes Attilas Vorkämpfer genannt. So kommen also die Hunnen hinein, sie sind eigentlich mit Walther-Aëtius verbündet, und daher wird auch im Walthariliede jenen Flüchtlingen so schlecht nachgesetzt, daher weiß die ursprüngliche Sage nichts von einem Kampfe zwischen Walther und den Hunnen zu berichten. Und noch ein entscheidender Umstand kommt hinzu: Walther ist als Geisel zu den Hunnen gekommen. Aus der Geschichte aber wissen wir, daß Aëtius in seiner Jugend den Hunnen vergeiselt war, daß er später als Flüchtling zu ihnen zurückkehrte, und damals wohl den Grund legte zu dem späteren Bündniß.

So weit, glaube ich, dürfen wir historische Elemente in unserer Sage erkennen. In dieser Sage ist also Walther Repräsentant von Frankreich, sein Gegenkämpfer ist Repräsentant der Burgunder in Worms, des deutschen Stammes, mit dem Frankreich kämpft; die beiden Helden sind Waffenbrüder gewesen in der Jugend, nachher entzweit sie das Schicksal und bitteres Leid müssen sie sich anthun; sie müssen gegenseitig ihre Leiber verstümmeln, aber mit diesen Wunden, heiteren Antlitzes, erneuern sie die alte Bundesbrüderschaft.

Diese Helden bedeuten Völker, sie haben Völker bedeutet, können sie es nicht vielleicht auch in der Zukunft? Wäre es nicht möglich, daß zwei edle Völker, die bisher in ehrlicher Brüderschaft gerungen haben, vieles sich gegenseitig gebend, vielfach sich gegenseitig fördernd, daß diese Völker, wenn sie auch durch

*) Soll heißen: 'poetische'? B.

das Schicksal einmal entzweit sind, wenn sie gezwungen sind, sich bitteres Leid anzuthun, und sich schmerzliche Wunden zu schlagen, sich einmal wieder treffen, und in edlem Wetteifer, in alter Bundesfreundschaft wetteifernd arbeiten für die edelsten Güter der Menschheit? —

Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen von E. L. Rochholz. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1877.

Deutsche Rundschau 1878, Bd. 14, S. 507.

Für die Kritik der Tellsage, welche den schweizerischen Patrioten, den Geschichtsforscher und den Litterarhistoriker in gleicher Weise interessiren muß, bezeichnet das vorliegende Werk einen bedeutenden Fortschritt. 'Die Namen Tell und Geßler sind geschichtlich unvereinbar,' sagt der Verfasser und erbringt dafür den vollständigen Beweis. Gestützt auf ein durch vierzigjährigen Fleiß zusammengebrachtes Material von etwa 1000 Urkunden aus der Familiengeschichte der schweizerischen Geßler (jetzt besonders veröffentlicht: 'Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250 bis 1513' von E. L. Rochholz. Heilbronn 1877), kann er mit der größten Bestimmtheit aussprechen, daß niemals zu irgend einer Zeit ein Geßler Landvogt in Uri oder Schwyz gewesen ist. Und die nähere Untersuchung lehrt, daß dieser Landvogt nicht etwa durch die Volkssage in die Geschichte vom Tell gekommen ist, sondern durch bewußte, zu politischen Zwecken begangene Fälschung schweizerischer Chronisten des 15. Jahrhunderts. Beraubung des Geßlerischen Grundbesitzes durch die Cantone sollte mittelst der Fabel maskirt werden, daß einst ein Geßler die Cantone gequält habe. Lüge und Erfindung war den schweizerischen Chronisten jener Zeit überhaupt geläufig. Erst kürzlich hat Jacob Bächtold den Einiger Pfarrer Eulogius Kiburger als Geschichtsfälscher enthüllt. Von ihm rührt vermuthlich die Behauptung her, daß die Schweizer von den Schweden abstammten. Und mit einer dreisten Entlehnung aus dem Norden ist denn auch die von dem dänischen Historiker Saxo Grammaticus erzählte Geschichte des Bogenschützen Toko als Sage vom Tell in den Bericht über die Befreiung der Waldstätte verflochten worden. Wir erkennen, daß wir es nicht mit echter Volkssage, sondern mit einem 'gewaltthätigen Machwerk rathender und verrotteter Gelehrsamkeit' zu thun haben. Nur müssen wir hinzufügen, daß gerade solche Beispiele lehren, wie vieles, was uns als echte Volkssage erscheint, ein Product uralter, nur mit den Mitteln unserer Forschung nicht mehr aufdeckbarer Tendenzlüge sein mag. — In allen wesentlichen historischen Resultaten wird man dem Verfasser beistimmen müssen; litterar-historisch wichtig ist die Analyse der älteren vor-Schillerischen Tellschauspiele; über den mythologischen und etymologischen Theil der Untersuchung dagegen wäre zu rechten.

[Anonym.]

Kritik und Exegese. Litteraturgeschichte.

Altdeutsche Sprachproben. Herausgegeben von Karl Müllenhoff. Berlin, Weidmann, 1864. IV und 124 S. 8.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1864, Bd. 15, S. 627—628.

Nur wenige Worte über dieses vortreffliche Werkchen. Daß ich selbst einigen Antheil daran habe, soll mich nicht hindern, öffentlich darüber zu reden. Mein Antheil beschränkt sich auf mehr oder weniger mechanische Hilfeleistung. Das Wesentliche bei einem Buche dieser Art ist aber der Plan. Er ist ganz für den Universitätsunterricht berechnet und höchst zweckmäßig. Wackernagels und anderer Lesebücher geben zu wenig Gothisch und Althochdeutsch, gar nichts oder zu wenig aus dem Heland. Sie schließen das Mittelhochdeutsche mit ein, von welchem Müllenhoff in der Vorrede mit Recht bemerkt, daß es nur durch ein zusammenhängendes Studium der Hauptwerke seiner Blütezeit erlernt werden kann und soll. Sie sind Beispielsammlungen für die Litteraturgeschichte, nicht für die Grammatik. Und doch bedarf die Grammatik eines Hilfsbuches viel dringender als die Litteraturgeschichte. Endlich gebrach es bisher ganz und gar an einem bequemen und leicht zugänglichen Hilfsmittel, um die akademischen Hörer in die philologische Werkstätte selbst einzuführen, um das Technische der mittelhochdeutschen Textkritik mit ihnen zu üben. An fester Regel der Sprache und des Metrums und daher an Brauchbarkeit für den akademischen Unterricht kann sich nichts mit den Gedichten Konrads von Würzburg vergleichen. Es ist deshalb mit der aufrichtigsten Freude zu rühmen, daß das vorliegende Buch auf S. 98—122 drei Erzählungen Konrads (Weltlohn, Herzmähre, Schwanritter) nebst zwei Beispielen des Stricker in bloßen rohen Abdrücken der Handschrift bietet, und daß im Übrigen Ulfilas (unter anderem durch das ganze Marcusevangelium), Isidor, Heland, Otfried am reichsten und sehr reich vertreten sind.

In Bezug auf den sonstigen Inhalt und die Principien der Auswahl hebe ich nur Einzelnes hervor. — In unseren 'Denkmälern' sind die ältesten Fassungen des Paternosters enthalten, so weit sie selbständig überliefert waren. Hier werden die übrigen zusammengestellt, die theils in Übersetzungen des Matthäusevangeliums, theils in poetischer Bearbeitung uns

vorliegen: aus Ulfilas (S. 1), in dem hymnus matutinus (S. 24), aus dem Tatian (S. 41), aus dem Heland (S. 57), aus Otfried (S. 86). — Sehr willkommen sind die reichen Namensverzeichnisse auf S. 20, 21. Man erhält sonst selten Anlaß, in akademischen Vorlesungen auf dieses Thema einzugehen. — Die vollständig aufgenommene älteste interlineare Psalmversion wird man hier S. 25—27 lieber und bequemer lesen als in den bisherigen Abdrücken. — Äußerst lehrreich und interessant ist die Gegenüberstellung von Stücken des althochdeutschen Evangeliums Matthäi und des Tatian S. 36—40, sowie von der St. Galler und der bisher unveröffentlichten Wiener Handschrift des 28. Notkerschen Psalms S. 88—90. — Im Heland ist auf die parallelen Schilderungen innerhalb des Gedichtes vorzugsweise geachtet, und für die sichere Einübung der Eigenthümlichkeiten beider Handschriften ist Sorge getragen. — Otfrieds stufenweise Vervollkommnung in der Verskunst und Verschlechterung im poetischen Stil macht die Auswahl anschaulich. Die Grundsätze der Textesbehandlung wird man hoffentlich billigen. Wenn auch Otfried selbst die Wiener Handschrift corrigirte, so kann er doch Einzelnes übersehen haben. Und daß er dies wirklich gethan hat, ergiebt sich bei genauerer Betrachtung sofort, wenn z. B. 1, 17, 43 gegen das Metrum éigiscota statt éiscota steht. Von falschen Schreibungen wie 1, 5, 35 Vuuánana abgesehen. Stets gewähren die übrigen Handschriften das Richtige. In anderen Fällen ist die Annahme eines Fehlers nicht ebenso nothwendig, aber mindestens höchst wahrscheinlich, wo denn in vorliegender Ausgabe die bessere Leseart der übrigen Handschriften beigefügt wurde. Zugleich wird man in einigen aus der Heidelberger Handschrift angemerkten Abweichungen einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik finden. Die Vergleichung der Wiener Handschrift hat das traurige, aber nicht unerwartete Resultat ergeben, daß Herrn Professor Kelles Ausgabe des Otfried keineswegs die unerhörte und peinlichste Genauigkeit bewährt, welche er in der Vorrede S. 166 preist. Neben unzähligen kleinen Versehen, die man ihm nicht übel nehmen würde, wenn er nicht ausdrücklich ihr Dasein in Abrede zu stellen schiene, finden sich ganz große und recht arge Lesefehler. Auch will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die sogenannten Neumen der Wiener Handschrift (Kelle, Vorrede S. 40) nichts anderes sind als die Vortragszeichen t und c, welche Notker Balbulus durch tenere, trahere und celeriter erklärt. Erstere stehen meist auf langen Silben, letztere auf kurzen oder minder betonten. Ich werde anderswo die wenigen bezeichneten Worte vollständig angeben. — Auch die Vergleichung der Fragmente des Evangelium Matthäi war nicht resultatlos. Und Anlaß zu Textesverbesserungen fand sich mehrmals sonst.

Wien. W. Scherer.

Altdeutsches Übungsbuch zum Gebrauche an Hochschulen. Von Franz Pfeiffer. **Wien, Braumüller,** 1866. VIII und 206 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 632—634.

Mit der lebhaftesten Freude begrüßen wir in diesem Buche eine Reihe von Textmittheilungen aus beinahe gänzlich unbekannten Werken unserer alten Litteratur, und fühlen uns gedrungen, dem Herausgeber dafür unseren aufrichtigen Dank zu sagen. Aber was die Brauchbarkeit dieser Mittheilungen zu dem Zwecke, den sie erstreben, anlangt, so steigt uns ein Zweifel auf, dessen sich der Herausgeber leider so völlig entschlagen hat, daß er auch nicht mit einem Worte darauf zu sprechen kommt. Aber freilich, wenn der Zweifel, den wir meinen, seiner Erwägung nahegetreten wäre, so hätte er ihm das ganze Unternehmen dieses Übungsbuches in ein etwas bedenkliches Licht rücken müssen. Wie soll man das Buch gebrauchen? Wie gebraucht es Herr Professor Pfeiffer selbst? Wir haben keine Vorstellung davon. Nehmen wir gleich die erste Nummer. Sie giebt ein Stück aus der poetischen Bearbeitung des Evangelium Nicodemi. Der Text einer Handschrift wird buchstäblich abgedruckt, von dreien anderen die Lesearten hinzugefügt. Zugegeben, daß das Mitgetheilte genüge, um das Verhältniß und den Werth der Handschriften zu bestimmen; ganz abgesehen von etwaigen isolirten Erscheinungen des Sprachgebrauches, für welchen die übrigen Theile des Gedichtes Analogien und Befestigung darbieten könnten: wie soll es bei der kritischen Herstellung des Textes nur mit der Lautform der Sprache gehalten werden? Herr Professor Pfeiffer ist ein zu abgesagter Feind des idealen Mittelhochdeutsch, als daß man voraussetzen dürfte, seine Absicht sei, die Überlieferung in eben dies ideale Mittelhochdeutsch umgießen zu lassen. Aber wenn nicht ins Mittelhochdeutsche, vielleicht in das sehr beliebte Mitteldeutsche? Aber es giebt ja auch kein einiges festnormirtes Mitteldeutsch etwa auch nur von der Laut- und Formenbestimmtheit unseres jetzigen Neuhochdeutsch. Und wenn es das gäbe, auch dieser Grad von Laut- und Formenbestimmtheit würde nicht hinreichen, um ein solches Gedicht in dem echten Gepräge der Mundart seines Autors darzustellen. Wie will man die Sprache eines altdeutschen Dichters erkennen, wenn nicht einmal seine Reime vollständig vorliegen? Das Evangelium Nicodemi ist nämlich sonst ungedruckt. Ganz ebenso wie mit der Sprache aber verhält es sich mit dem Versbau. Auch für dessen Beurtheilung brauchen wir wo möglich den vollständigen Vorrath des Vergleichbaren. Aus diesem Gesichtspuncte angesehen nun würden höchstens die mitgetheilten Beispiele des Strickers und das heilige Kreuz von Heinrich von Freiberg, dann die Auszüge aus der Weltchronik Rudolfs von Ems, aus dem Rennewart Ulrichs von Türheim und aus dem jüngeren Titurel dem Unterrichtszwecke entsprechen, weil der Lernende den erforder-

lichen oder doch annähernd genügenden Apparat in leicht zugänglichen Drucken vorfindet. Allein noch ein anderer Gesichtspunct tritt hinzu. Muß nicht die Übung in der Constituirung von Texten vor allem das reine Mittelhochdeutsch ins Auge fassen und Werke, welche nach der Vollendung ihrer Sprache und ihres Versbaues Anspruch auf Classicität erheben dürfen oder doch aus der Schule und erfolgreichen Nachahmung des Besten und Edelsten der Litteratur jener Zeit hervorgegangen sind? Erwägt man dies, so schmilzt die Zahl des Brauchbaren in dem vorliegenden Übungsbuche noch mehr zusammen. Denn wenige werden dem Herausgeber beistimmen wollen, wenn er rühmend hervorhebt, daß bei seiner Auswahl auf das Dialektische besondere Rücksicht genommen wurde. Wo es sich um Einübung der Anfangsgründe der Textkritik handelt, sind so viele Dinge wichtiger als die altdeutschen Mundarten, daß diese, wenn überhaupt, doch wohl erst in letzter Reihe in Betracht gezogen werden können. Hat jemand gelernt die Lautform irgend eines mittelhochdeutschen Schriftstellers genau zu erforschen, so macht es nur noch geringen Unterschied, ob diese etwas mehr oder weniger mundartlich gefärbt ist; nur mag das Verfahren in einigen zweifelhaften Fällen zum Gegenstande fruchtbarer Erörterungen werden. Die Lautlehre der einzelnen Mundarten vorzutragen oder einzuprägen, kann nicht die Aufgabe kritischer Übungen sein. An die ungebührliche Betonung mundartlicher Studien haben wir uns freilich nachgerade gewöhnen müssen. Seit Jahren spricht man davon wie von der heiligsten Angelegenheit der altdeutschen Philologie. Bedächte man doch, daß lautgeschichtliche Forschungen zu den geisttödtendsten philologischen Geschäften gehören, wenn sie nicht die tiefsten Probleme physiologischer Natur mitberühren und die energische Frage nach den letzten Gründen des Lautwandels in die Untersuchung hineinziehen. Wer aber von allen Dialektforschern reicht in diese Tiefe? Unter den Lebenden darf sich keiner rühmen, so viel für die Grammatik der Mundarten gethan zu haben, wie Weinhold. Aber niemals ist er in einseitige Beschränkung gefallen, niemals ist die Beschäftigung mit den Mundarten für ihn eine Quelle der Selbstüberhebung geworden, niemals hat er sie zum Vorwande der Schmähung und Verketzerung derer genommen, denen sie nicht ebenso im Vordergrunde ihrer Studien stehen wie ihm.

Wien. W. Scherer.

Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik und Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von F. L. Stamm. Dritte Auflage, besorgt von Dr. Moritz Heyne. Paderborn, Schöningh, 1865. XVI und 387 S.

Heliand. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Paderborn, Schöningh, 1866. VIII und 380 S.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. Bd. I. II.)

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 628—632.

Die vorliegende neue Ausgabe des sehr geschätzten und seit Jahren bewährten Ulfilas von Stamm zeichnet sich dadurch aus, daß die Resultate der Uppströmschen Vergleichung der Mailänder Palimpseste, soweit dieselben bis jetzt bekannt geworden, darin Benützung und Aufnahme fanden. Dieselben liegen hauptsächlich in zwei Aufsätzen von Professor Leo Meyer in Pfeiffers Germania 9, 137—145 und 10, 225—236 und in einem Briefe Uppströms an Professor Franz Pfeiffer vor, Herrn Heyne zu seiner Arbeit mitgetheilt und nun auch in der Germania 11, 93—96, wenn auch mit einiger Unkenntniß des Schwedischen und verschiedenen Druckfehlern (githuhafton, githanaize, gabraunidai, githith zweimal: für qithuhafton, qithanaize, gabrannidai, qithith) veröffentlicht.

Wir müssen annehmen, daß Herr Heyne triftige Gründe gehabt habe, seine Ausgabe nicht bis zu der vollständigen Publicirung von Uppströms Vergleichung zu verzögern. Wir wollen ebenso annehmen, daß es ihm nicht möglich war, was sich mehr als das bekannt Gewordene in Herrn Meyers Händen befindet, zu erlangen. Wir fragen nur nach dem Grade von Sorgfalt, mit welchem er das ihm Zugängliche verwerthet hat.

Den neugewonnenen Lesearten finden wir häufig die ausdrückliche Erklärung hinzugefügt, daß so nach Uppström in der Handschrift stehe und auch wohl die alte Lesung beigesetzt. Welchen Sinn und Zweck hat dieses Verfahren, wenn es nicht bei allen Stellen eingehalten wird? Insbesondere, wenn der Herausgeber sich auf Privatmittheilungen stützte und also diese Erklärung seinen Mitforschern schuldig zu sein glauben durfte? Die Unterlassung findet sich jedoch oftmals, wie jeder, der nachvergleichen will, sich bald überzeugen wird. Roman. 11, 22 giebt die Anmerkung 'aiththan] so Codex': aber es stehen zwei aiththan in 11, 22, und welches gemeint sei, erräth nur, wer in den früheren Editionen sich Auskunft holt.

Doch dergleichen mag höchst unwesentlich scheinen. Aber gehen wir die in Betracht kommenden und durch Uppström bis jetzt berichtigten Texte durch.

Roman. 7, 8 steht vas naus für Uppströms naus vas. — 8, 38 dauthus nih libains für dauthus ni libains. — 10, 14 ist inu möglicher-

weise nur Conjectur Uppströms: vergl. Germania 10, 232. — 11, 12 'beginnt nicht mit aththan 'aber', wie man bis jetzt hatte, sondern mit ith, das noch mit mehr Nachdruck entgegensetzt' Germania 10, 233. Daraus scheint hervorzugehen, daß der Vers 12 anstatt Aththan jabai missadeds u. s. w. nun Ith jabai u. s. w. zu beginnen habe. Herr Heyne schreibt Ith aththan jabai. — 14, 17 thiudangardi] die Handschrift hat thiudangard nach Uppström. — Nehemia 6, 19 giebt Germania 11, 96 rodidedun du imma, Herr Heyne rodidedun imma: indes ist in der Germania Verweisung auf Lucas 6, 26 beigefügt, wo ebenfalls der bloße Dativ steht. —

Skeireins VI, Z. 1 wurde früher gelesen sve sama is qithith. Löbe fragte, ob nicht statt sama silba zu lesen sei. Uppström Germania 11, 96 bestätigt in der That, daß silba schon die Handschrift biete. Was lesen wir bei Herrn Heyne? sama im Text, dazu die Bemerkung: 'so Codex, nicht silba.' — Skeireins VI, Z. 12 f. las Maßmann in sunau, Löbe schlug dafür in sunjai vor. Uppström in seinen Fragmenta gothica selecta (Upsal. 1861) gab in mundai, jetzt aber Germania 11, 96: innuman. Heyne hat wieder in mundai. Doch wäre es möglich, daß er den Brief Uppströms nicht selbst gesehen und in der ihm gewordenen Mittheilung zufällig diese an dem Schlusse derselben berührten Stellen der Johanneserklärung weggeblieben wären.

Wie dem auch sei, schon das Obige genügt, um die Genauigkeit, die wir dem neuen Herausgeber zutrauen dürfen, zu charakterisiren. Insbesondere wenn wir dazu den von Herrn Holtzmann in der Germania 11, 222 f. geführten Nachweis nehmen, wie unvollkommen Herr Heyne die Ausgabe [von] von der Gabelentz und Löbe benutzt hat, indem er z. B. die Addenda nicht berücksichtigte (die er doch, wie man z. B. aus Anmerkung zu 2. Kor. 8, 18 ersieht, überhaupt nachschlug), Besserungen, die von ihnen herrühren, ihnen nicht zuschreibt, ja sie als Autorität für verworfene Lesearten aufführt, wo sie vielmehr gerade die in den Text gesetzten empfehlen. — Der Verbesserungsvorschläge von K. Hofmann Germania 8, 1 ist nirgends gedacht.

Daß die dem Texte beigegebene Grammatik im Wesentlichen unverändert beibehalten, darüber wollen wir mit dem Herausgeber nicht rechten, aber wenigstens für eine künftige neue Auflage die Nothwendigkeit der Umarbeitung betonen. Nur möge diese Umarbeitung dann nicht nach dem Muster der 'kurzen Laut- und Flexionslehre' des Herrn Heyne geschehen, sondern auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehen, was für die Grammatik gleichbedeutend ist mit selbständiger Kenntniß der Resultate arischer Sprachvergleichung. Nicht prunken mit ein paar Sanskritwörtern meine ich, sondern daß die lichtvolle Klarheit grammatischer Verhältnisse, wie sie nur aus der Vergleichung zu gewinnen, auch den Specialgrammatiken zu Gute kommen müsse. Die Darlegung der Auslautsgesetze z. B. dürfte in einer gothischen Grammatik nicht fehlen und die ganze Flexionslehre müßte

darauf sich stützen. Ich habe immer gefunden, daß die theoretische Einsicht in ursprüngliche Einheit, wo das geschichtlich Gegebene große Mannigfaltigkeit zeigt, ein praktisches Erleichterungsmittel des Lernens ist.

Was nun den Heliand anlangt, so besitzen wir bekanntlich an Schmellers Ausgabe desselben das Muster einer Editio princeps. Daß daneben für eine zweite handliche Bearbeitung mit durchgeführter Interpunction und abgesetzten Verszeilen noch Raum war, wird niemand bestreiten. Aber öfter als einmal sollte eine derartige Bearbeitung in mindestens einem halben Jahrhundert nicht gemacht zu werden brauchen. Und wer ihr diese Vollendung nicht zu geben vermag, der lasse lieber die Hand davon. Wir haben noch sehr viel Wichtigeres zu thun als um der Verbesserung von einem Dutzend Stellen willen altdeutsche Litteraturdenkmäler neu drucken zu lassen.

Nachdem dem Heliand schon das Unglück begegnet war, in Herrn Könes Hände zu fallen und dessen Ausgabe mithin allerdings nicht jene gewünschte handliche repräsentiren konnte, so war Herrn Könes Nachfolger jede fernere Bearbeitung für einige Zeit überflüssig zu machen um so mehr verpflichtet. Wir sehen uns aber leider genöthigt auszusprechen, daß Herr Heyne, dem es an der erforderlichen Befähigung gewiß nicht gebrach, dieser Verpflichtung wieder nicht nachgekommen ist. Die Zugrundelegung des Monacensis bleibt uns unbegreiflich, wenn auch Herr Heyne sie zu rechtfertigen verspricht. Im Gegentheil durfte man nicht blos die Bevorzugung, sondern auch eine neue Vergleichung des Cottonianus von der neuen Ausgabe verlangen und erwarten. Herrn Heyne wird nicht unbekannt sein, in wessen Händen sich eine solche Vergleichung befindet. Er hat jedoch nicht einmal die daraus in Pfeiffers Germania 8, 59 mitgetheilte Verbesserung der Z. 5312 berücksichtigt: wie er denn auch z. B. die ebendaselbst S. 61 vorgetragene Conjectur wôsîdhôs (dafür, daß wô- oder wôh- und nicht wog- zu schreiben, vergl. Grein, Angelsächsischer Sprachschatz 4, 731) wan für das auch von Herrn Heyne nicht erklärte woi, sidhor wan, keiner Beachtung werth gefunden zu haben scheint.

Jenes eben erwähnte wôh scheint, wie Grein a. a. O. bereits erwähnt, mit gothisch vahs (in unvahs erhalten) im Ablautsverhältniß zu stehen. Und dieses vahs seinerseits hängt unzweifelhaft (vergl. Diefenbach, Gothisches Wörterbuch 1, 127) mit der althochdeutschen Interjection wah, mittelhochdeutsch ôwach und diese, was schon Schmeller sah, mit dem zweimal im Heliand erscheinenden wah zusammen: die Bedeutung des Bösen, Üblen geht durch alle diese Wörter. Herr Heyne jedoch setzt in seinem Glossar zu der vorliegenden Heliandausgabe an: 'wah (angelsächsisch veá)'. Vom angelsächsischen veá aber steht die Zusammengehörigkeit mit vâ, vâva, althochdeutsch wê, wêwo, gothisch vai, altsächsisch wê durchaus fest, und Herrn Heynes Aufstellung bleibt unbegreiflich.

Noch eine andere Neuigkeit treffen wir unter dem Buchstaben W. wegôs Heliand 1811 soll Heiligthümer bedeuten, und dieses weg dem angelsächsischen vig vih veg veoh entsprechen, dagegen mit dem gleichbedeutenden wîh, welches langsilbig sei, nichts zu thun haben[1]). Altsächsisch wih vom angelsächsischen wih, althochdeutschen wih 'nemus', alles Bezeichnungen eines und desselben Begriffs, zu trennen, ist der Gipfel von etymologischer Willkür. Daß Schmeller in denselben Irrthum verfiel und das Wort mit wîh 'sacer' combinirte, entschuldigt nichts, da in Grimms Mythologie S. 58 das Richtige längst zu finden war. Als würdiges Seitenstück gesellt sich zu diesem wîh, weg der Einfall, altsächsisch mêda und angelsächsisch mêd für kurz zu erklären und dem althochdeutschen miata, ja dem mieda des Cottonianus gegenüberzustellen.

Wie verhält es sich aber mit jenen wegôs? Die Stelle lautet: Wer meiner Lehren eingedenk ist und darnach lebt, der thut einem weisen Manne gleich, der

hûsstedi kiusid
an fastoro foldun endi an felisa uppan
wegôs wirkid, thâr im wind ni mag
ne wâg ne watares strôm wihtiu getiunean.

Also: 'der sich eine Baustelle wählt auf festem Boden und auf einem Felsen wegôs 'wirkt' (ich behalte das Wort bei, um nicht für wegôs zu präjudiciren), wo ihm (das im ist Dativ Singularis, wie der Verfolg der Stelle deutlich zeigt, wo mit einem it auf dieses im zurückverwiesen wird) weder Sturm noch Flut noch strömende Wasser etwas anhaben können.' Man wird unschwer zugeben, daß wegôs nicht von weg 'via' kommen kann, wozu Schmeller es, allerdings mit einem zweifelnden Fragezeichen, stellte. Aber nicht mehr Sinn hat es, Christus hier von Tempeln sprechen zu lassen. Auch wenn nicht der Gegensatz des Ungehorsamen folgte, einem unklugen Manne vergleichbar, der sich am Ufer auf Sand ein Wohnhaus (selihûs) baute; so würde der Zusammenhang hier einen singularen Begriff und zwar den des eigenen Hauses erfordern. Und wenn es dafür noch eines weiteren Beweises bedarf, so gewährt ihn die Bibelstelle, welche sich hier beinahe wörtlich wiedergegeben findet: Matthäi 7, 24 Omnis ergo qui audit verba mea haec et facit ea, assimilabitur viro sapienti qui aedificavit domum suam super petram, et descendit pluvia, et vene-

[1]) In Wahrheit ist der nächste deutsche Verwandte wohl goth. veihs (für veiks), altf. ags. wik, wîc, ahd. wîh, trotz der unterbliebenen Verschiebung offenbar identisch mit lat. vicu-s, griech. οἶκο-ς, sanskr vêça-s, slawisch visi. Die verschiedenen Bedeutungen weisen wie die Wurzel sanskr. viç 'intrare' auf die Grundbedeutung 'Siedelung' (vedisch viç-as die Menschen, d. h. die Siedler; viç-pati-s 'Herr des Hauses', ebenso lit. vesz-pat-s: lauter technische Ausdrücke der Urzeit). Aus derselben Wurzel nur mit anderer Vocalstufe und mit gleicher Verengung des Begriffes wie sie in οἶκο-ς und vêça-s vorliegt und weiterer Beschränkung auf die Gotteswohnung, das obige wih, worin aber die Verschiebung richtig eingetreten.

runt flumina, et flaverunt venti et irruerunt in domum illam, et non cecidit: fundata enim erat super petram. Was ist nun jenes weg? Ich denke, es entspricht gothisch vaddjus (für vajjus), altnordisch veggr, und 'die Mauern', die der weise Mann errichtet (wirkid), umschreiben eben die Vorstellung des Hauses, auf welche sich alles folgende bezieht.*)

Es ist mir nicht möglich, alle Bedenken vollständig hier auszusprechen, zu welcher der vorliegende Heliand Anlaß giebt (namentlich die Längenbezeichnungen rufen oft Widerspruch hervor: was soll thârod hwârod und duôm duôt? Weshalb dagegen das î der Optative Praeteriti unbezeichnet?). Übrigens wünschte ich nicht durch meine Bemerkungen die Vorstellung erweckt zu haben, als ob die in Rede stehenden Bücher in die Classe der unbrauchbaren Arbeiten gehörten. Das ist keineswegs der Fall, und der Fleiß, mit welchem das Glossar zum Heliand ausgearbeitet ist, verdient Anerkennung, wenn auch über Schmeller nur an wenigen Puncten hinauszukommen war. Was ich mit der offenen Hinweisung auf nicht unwesentliche Schwächen bezweckte, ist hauptsächlich dies: den Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß die Raschheit und Hast, mit welcher er zu produciren scheint, unmöglich dem Werthe seiner Leistungen und der Entfaltung seines Talentes zur Förderung dienen kann.

Der Verfasser scheint bei seiner kurzen Laut- und Flexionslehre sowohl wie bei seiner Ausgabe des Beowulf und des vorliegenden Werkes hauptsächlich das Bedürfniß des Universitätsunterrichtes im Auge zu haben. Wir finden die Erscheinung, daß in den letzten Jahren verhältnißmäßig so viel unter diesem Gesichtspuncte auf den Markt gebracht wurde, sehr wohl erklärlich.

Der altdeutsche Universitätsunterricht hat seit einiger Zeit einen großen Aufschwung genommen: die Theilnahme hat sich um ein Beträchtliches gesteigert, fast überall kann man auf selbständige Mitarbeit der Zuhörer rechnen, und das Bedürfniß nach eigens veranstalteten Übungen macht sich allenthalben geltend. Aber ist deshalb eine vorzugsweise oder ausschließlich diesem Zwecke dienende Litteratur auch ein wahres und unumgängliches Bedürfniß? Ja, wird nicht eine litterarische Thätigkeit, welche lediglich die Förderung des Universitätsunterrichtes im Auge hält, in der Gefahr schweben, das Gegentheil dessen zu bewirken was sie anstrebt? Wenn die leichtfaßlichen praktischen Grammatiken überhand nehmen, werden die Lernenden nicht von dem Studium des Grimmschen Fundamentalwerkes abgelenkt? Muß der Überfluß gut interpungirter Texte nicht die Fähigkeit vermindern, sich in einem uninterpungirten zurecht zu finden? Unleugbares Bedürfniß an Universitäten ist ein Lesebuch des Gothischen, Altsächsischen und Althochdeutschen: aber damit ist für die genannten Sprachstämme das Bedürfniß auch ausreichend befriedigt. In einem

*) Im Handexemplar, das auch mehrere von mir stillschweigend benutzte Berichtigungen zu dieser Besprechung enthält: 'ags. väg, vag, vah?' B.

Cursus der altdeutschen Philologie, der sich nicht auf zu viele Jahre ausdehnt, alles Unentbehrliche umfaßt und von einer einzigen Lehrkraft geleitet wird, bleibt nach unserer Ansicht gar kein Raum für specielle Vorlesungen über die gothische Bibel oder den Heliand. Eine Auswahl von Textstücken genügt für den Übungsgebrauch, auf den Lesezimmern der Bibliotheken werden die gelehrten lexikalischen Hilfsmittel bereit stehen, um die Präparation zu ermöglichen. Damit ist aber natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß nicht wohlfeile Ausgaben viel gelesener und wichtiger Litteraturdenkmäler unter allen Umständen sehr willkommen, weil für deren weitere Verbreitung durchaus unentbehrlich sind. Und in diesem Sinne hoffen wir, daß auch die vorliegenden Bücher, wie das eine derselben bereits seit Jahren gethan, noch manches Gute stiften und die Jünger unserer Wissenschaft über den engen Kreis des Mittelhochdeutschen hinauslocken helfen werden.

Gleichwohl muß dieses immer der Ausgangspunct unserer Studien bleiben, weil daran allein die philologische Handwerkstüchtigkeit in rechter Weise erworben werden kann. Diesem Zwecke, soweit er die Textkritik befaßt, ist das nachbenannte Werkchen gewidmet, dessen ich mit einigen Worten in dem gegenwärtigen Zusammenhange wohl Erwähnung thun darf.*)

Scherer.

Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik und Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Ludwig Stamm, Pastor zu St. Ludgeri in Helmstedt. Vierte Auflage, besorgt von Dr. Moritz Heyne, Docenten an der Universität Halle. Paderborn, Schöningh, 1869. XII und 368 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1869, Bd. 20, S. 757–758.

Die dritte Auflage vorliegenden Buches wurde im Jahrgang 1866 dieser Zeitschrift, S. 628 f. [oben S. 563 f.], angezeigt. Die gegenwärtige, schon nach drei Jahren nothwendig gewordene neue Bearbeitung hat beträchtlich gewonnen. Dem Texte der Paulinischen Briefe und der Bruchstücke des alten Testaments sind Uppströms inzwischen erschienene Codices Gotici Ambrosiani (1868) zu Gute gekommen. Und — besonders dankenswerth! — die Ergebnisse der Uppströmschen Vergleichung wurden sofort für das Glossar verwerthet, das eine wesentlich andere Gestalt erhalten hat: bei den nur ein- oder einigemal vorkommenden Wörtern hat der Herausgeber die Belege vollständig mitgetheilt und auch den häufiger vorkommenden eine Anzahl charakteristischer Stellen beigefügt. — S. 224 in der gothischen Quittung von Neapel steht beidemal andnêmun statt andnêmum. — S. 298b das Substantiv afar Lucas 1, 5 müßte ein consonantischer Stamm sein, da der Dativ afar lautet: us afar Abijins ἐξ ἐφημερίας Ἀβιά. Sollte nicht afara zu lesen sein? Das nächste Wort beginnt mit a. — S. 309a. An die enklitische Partikel ba

---

*) Pfeiffers Altdeutsches Übungsbuch, dessen Anzeige (oben S. 561–562) auf diese Recension folgte. B.

in Johannes 11, 25 þauh gabadauþniþ vermag Referent nicht zu glauben, und vollends die Combination mit dem Adverbialsuffix -ba scheint ihm ganz unmöglich (in dem Citat aus Bopp S. 107 Anmerkung ist II, 199 statt II, 109 zu lesen). Löbes Conjectur þauhjaba dauþniþ dagegen unterliegt keinem Bedenken, vergl. zur Aussprache des gothischen j das gah libeda der Salzburger Handschrift (Haupt, Zeitschrift 1, 298) und das inlautende ddj für j in iddja, daddjan, vaddjus. — S. 310a. baur steht nicht Mc. (Marcus) 11, 11, sondern Mt. (Matthäus) 11, 11. — S. 360a. Nicht skaudaraip st. n., sondern skaudaraips st. m. ist ohne Zweifel mit J. Grimm, Grammatik 3, 450 anzusetzen. Und die Bedeutung wahrscheinlich nicht 'Schuhriemen', sondern 'Lederriemen, Lederreif'. Reifs ist das althochdeutsche reif, angelsächsisch ræp, altsächsisch rêp (funis. lorum) sagt J. Grimm a. a. O., welches, da Marcus 1, 7, Lucas 3, 16 (Skeireins 4, 2) die Genitive skôhê, skôhis folgen, hingereicht hätte; warum also noch mit skauda componirt wird und was dies bedeutet, weiß ich nicht; vergl. altnordisch skaud (retrimentum)! Vergl. auch Grammatik 1, 346, wo ein dunkles mittelhochdeutsches schôte herbeigezogen und 'elender Rieme' erklärt wird. Aber altnordisch skaud heißt nach Jonsson Oldn. Ordb. eigentlich skindlap, Lederlappen, und so darf man vielleicht griechisch σκῦτος und dessen Verwandtschaft (wozu auch cutis und Haut gehören) herbeiziehen und als Grundbedeutung 'Haut, Leder' annehmen. — S. 361b ist wohl suljô schwaches Femininum mit Jacob Grimm, Grammatik 3, 405 anzusetzen: althochdeutsch sola, mittelhochdeutsch sol sind schwache Feminina. Und so werden sonst über Einzelheiten noch Zweifel bleiben. — Für eine neue Auflage ist Bezeichnung des ai, aú und û wenigstens in Grammatik und Glossar dringend zu empfehlen.

Wien. W. Scherer.

Der Heliand und seine Quellen. Von Dr. Ernst Windisch. Leipzig, Vogel, 1868. 3 Blätter und 118 S. 8°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1868, Bd. 19, S. 847—853.

Eine treffliche, fleißig und besonnen durchgeführte Untersuchung, welche schöne Resultate ergeben hat und nur, was den Vortrag anlangt, hie und da größere Knappheit und Kürze zu wünschen übrig läßt.

Durch Matthias Flacius Illyricus und französische Gelehrte des XVI. Jahrhunders ist uns aus zwei (Windisch S. 11) bis jetzt nicht wieder ans Licht gekommenen Manuscripten eiu Schriftstück erhalten, das schon J. G. Eckhart auf den Heljand bezog und das in der That vollkommen auf den Heljand passen würde, wenn diesem eine ähnliche Bearbeitung des alten Testaments vorherginge. Damit beschäftigt sich der erste Theil der vorliegenden Arbeit S. 6—24, dessen Ausführungen mich jedoch nicht überzeugen konnten.

Das fragliche Denkmal, S. 114—116 abgedruckt, besteht aus zwei Stücken mit den Überschriften Praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum und Versus de poeta et interprete huius codicis. Die Präfatio schließt mit der Bemerkung, es seien den einzelnen Fitten (Liedern, Abschnitten), in welche der Verfasser sein Werk eintheilte, iuxta quod ratio huius operis postularat, capitula annotata: das heißt, wie ich es verstehe, 'der Beschaffenheit, dem Inhalt des vorliegenden Werkes gemäß, Überschriften beigesetzt'. Die Worte Praefatio u. s. w. scheinen auf besondere, von dem Werke selbst abgelöste Überlieferung zu deuten. Daß aber die Vorrede abgefaßt wurde, um dem Werke unmittelbar vorherzugehen, und daß ihr Verfasser eben dieses Werk mit Capitelüberschriften versah, also von dem Inhalt desselben wirkliche Kenntniß besessen haben muß, scheint mir unzweifelhaft. Nicht minder unzweifelhaft, daß die Verse, die allerdings ursprünglich selbständig existirt haben mögen, doch thatsächlich mit dem Hauptwerke sich in Einem Codex vereinigt fanden.

Was hiergegen Dr. Windisch S. 23 vorbringt, ist die unglücklichste Partie seiner Schrift. Wenn die Vorrede das Gedicht, dem sie gilt, als tam lucide tamque eleganter ausgeführt rühmt, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet: so bemerkt dazu Dr. Windisch, es scheine fast, als ob der Verfasser selbst zu denen gehört hätte, welche die Dichtung nicht verstanden. Und wenn es die Vorrede als eine Wirkung des Gedichtes hinstellt, daß nun der gesammten Ludwig dem Frommen untergebenen deutsch redenden Bevölkerung die heilige Schrift zugänglich sei: so erblickt Dr. Windisch darin einen Widerspruch mit dem sächsischen Dialekt des Heljand. In beiden Fällen ist seine Auffassung überscharf: man könnte es dem Verfasser der Praefatio doch wohl nachsehen, wenn er die eingreifende Bedeutung des von ihm bevorworteten Gedichtes überschätzte. Aber sollte in seiner Äußerung wirklich eine so starke Übertreibung liegen? Er erzählt, Ludwig der Fromme habe einem nicht unberühmten sächsischen Dichter den Auftrag gegeben, das alte und neue Testament ins Deutsche poetisch zu übertragen: in Germanicam linguam, sagt der Verfasser, und weist darauf später mit iuxta idioma illius (scil. Germanicae) linguae zurück, wie er früher von dem cunctus populus theudisca loquens lingua gesprochen hat. Ganz abgesehen vom Heljand und von der Richtigkeit der sonstigen Angaben; kann ein gebildeter Zeitgenosse sich über das thatsächliche Verhältniß der deutschen Dialekte im Irrthum befinden? kann er etwas geradezu Ungereimtes behaupten? kann er einen sächsischen Dichter 'deutsch' dichten lassen, wenn er Sächsisch und Deutsch für erheblich verschiedene Sprachen hält? und konnte er sich so ausdrücken, wie er sich ausdrückte, wenn er sagen wollte: der sächsische Dichter habe in einer deutschen Mundart, welche nicht seine eigene war, ein langes Gedicht abgefaßt? Im fünften Jahrhundert wanderten noch deutsche Lieder von den Nibelungen nach Scandinavien: kaum vier Jahrhunderte später sollen sich die Deutschen nicht

mehr unter einander verstanden haben? Ist denn der Unterschied so gar groß zwischen dem Fränkisch des Isidor oder Tatian und dem Sächsisch des Heljand? Und vollends die hessische Mundart des Hildebrandsliedes, welcher Sachse sollte sie nicht verstanden haben? Was lag daran, ob einem Baiern oder Alemannen hier und dort ein Wort dunkel blieb. Die Bibelübersetzung Luthers verbreitete sich auch über ganz Süddeutschland, obwohl man in Basel z. B. manches einzelne Wort nicht verstand und alemannisch glossirte. Zudem: gelesen wurde der Heljand nicht von dem Volke, sondern höchstens ihm vorgelesen. Der Vorleser wird es aber so gut oder noch etwas besser verstanden haben, die sächsischen Laute in fränkische, alemannische und bairische umzusetzen, wie das im Eingang des Wessobrunner Gebetes geschehen ist. Kurz, aus dem Stammesunterschied darf man in dieser Angelegenheit nicht zu rasch weitgehende Schlüsse ziehen.

Hiermit erledigt sich zugleich ein anderer Punct. Dr. Windisch argumentirt: der Vorredner ist kein Sachse; es ist daher denkbar, daß er, der Sprache des Heljand nicht mächtig, sich über den Inhalt des Heljand getäuscht habe; mithin können wir seine Vorrede sehr wohl auf den Heljand beziehen und die Angabe über den Umfang des Gedichtes, wonach es das alte und neue Testament umfassen müßte, für einen Irrthum erklären.

Ich erwidere: der Vorredner hat das Gedicht in Händen; er versieht es mit Capitelüberschriften; an einen radicalen Unterschied zwischen dem sächsischen und anderen deutschen Dialekten ist nicht zu denken; folglich kann der Vorredner sich in Betreff des Inhalts nicht geirrt haben.

Eine Frage für sich bleibt allerdings, ob die Praefatio nicht zu viel behauptet, wenn sie meint, alle Deutschredenden hätten nun die Kenntniß der heiligen Schrift empfangen (divinae lectionis notionem acceperit). Und damit hängt zunächst die weitere Frage zusammen, ob Otfried den Heljand kannte oder nicht. Wir sind keineswegs zu einer entschiedenen Verneinung berechtigt. Es finden sich auffallende gelegentliche Übereinstimmungen im Ausdruck (Windisch S. 52. 63. 71). Wenn Otfried sich gerne als den Anfang einer geistlichen Poesie in deutscher Sprache hinstellen möchte, so verleugnet er — der nachweislich das Muspilli, einen Bittgesang an einen Heiligen (Müllenhoff, Denkmäler S. 276) und das Lied von Christus und der Samariterin (Denkmäler S. 281 f.) benutzte — seine eigene bessere Kenntniß. Wenn er denjenigen, die seine Arbeit anregten, die Klage in den Mund legt, nos . . . divinorum verborum splendorem clarissimum proferre propria lingua . . . pigrescere: so wählt er mit pigrescere einen vorsichtigen Ausdruck. Zwar will ich nicht behaupten, daß ihm die strenge Bedeutung 'träge werden' hier zukomme (welche freilich in einer Hinsicht recht gut passen würde: zwischen dem Heljand und Otfried liegen etwa 40 Jahre: der Heljand hatte also keine unmittelbare Nachfolge gefunden; aber auch 'träge sein' muß nicht als Euphemismus

für die Abwesenheit aller Thätigkeit, sondern kann buchstäblich aufgefaßt werden.

Nach diesem allen steht mir fest: wir haben die Vorrede zu einer deutschen poetischen Bearbeitung des alten und neuen Testamentes vor uns.

Wir besitzen für diese noch ein zweites Zeugniß in den schon erwähnten Versus de poeta u. s. w. Doch müssen wir auch dieses erst gegen Dr. Windisch sicher stellen.

Es ist eine wichtige Erkenntniß Zarnckes (Leipziger Berichte 1865, S. 104—112), daß die Praefatio Interpolationen erfahren hat, nach welchen nicht ein kundiger Dichter durch Ludwig den Frommen, sondern ein des Dichtens ganz Unkundiger durch ein göttliches Traumgesicht zu dem Werke aufgefordert worden wäre. Den Umfang der Interpolation hat Zarncke, wie mir scheint, vollkommen richtig bestimmt (Windisch geht S. 20. 23 gewiß zu weit), nur möchte ich den letzten Satz für echt halten. Die Sage erzählt Beda von dem angelsächsischen Dichter Cädmon. Ob damit unsere Erzählung in irgend einem Zusammenhange steht, 'weiß ich nicht zu entscheiden', sagt Lachmann Über das Hildebrandslied (1833) S. 127. Entschiedener erklärt Sir Francis Palgrave in der Archaeologia Britannica 24 (1832) S. 341 mit Bezug auf diese Übereinstimmung die Geschichte für one of those tales floating upon the breath of tradition and localized from time to time in different countries and in different ages. Und Herr E. Götzinger (Über die Dichtungen des Angelsachsen Cädmon und deren Verfasser, Göttingen 1860, S. 9) verglich ganz richtig die Sage von Hesiod, den auch die Musen auf der Weide zur Dichtung anleiten.

Indessen könnte hier doch ein unmittelbarer Zusammenhang obwalten. Die Versus de poeta enthalten die gleiche Sage. Wenn sie uns an einem anderen Orte selbständig oder etwa unter den Gedichten Alcuins begegneten, so würden wir sie vielleicht unbedenklich für eine gekürzte Versificirung der Erzählung Bedas ansehen. Wie wenn sie auch nichts anderes wären? Wenn irgend ein Besitzer der Handschrift des sächsischen Gedichtes sie erst darauf bezogen und in dieselbe eingetragen hätte, wo sie dann zur Interpolation der Vorrede Anlaß gaben? Ebenso gut aber kann ein begeisterter Verehrer des sächsischen Gedichtes, der Bedas Bericht von Cädmon kannte, die Verse nach dieser Analogie auf den sächsischen Poeten gedichtet haben: keineswegs in Unkenntniß des wirklichen Sachverhaltes, sondern nur darüber hinwegsehend: die religiösen Vorstellungen sind ein Capital, das die alte Poesie nach Bedürfniß frei zur Mythenbildung verwerthete. Das schlagendste Beispiel hierfür gewährt das Ludwigslied, wie schon Wackernagel (Die epische Poesie, Schweizerisches Museum 1, 350) hervorhob. Die Einwirkung des neuen Mythus auf die Praefatio machte sich gerade wie bei der ersten Annahme. Daß diese zweite Vermuthung die höhere Wahrscheinlichkeit für sich habe, wird sich gleich zeigen.

Die Versus de poeta schließen:

Coeperat (scil. vates) a prima nascentis origine mundi
Quinque relabentis percurrens tempora secli,
Venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum
Faucibus eripuit tetri miseratus Averni.

'In den letzten Versen ist nicht gemeint', sagt Lachmann a. a. O., 'der Dichter habe das Werk nur bis an die Geburt Christi geführt. . . . Die Erwähnung der fünf Weltalter macht es mir wahrscheinlich, daß unser Heljand ein Theil jenes großen Werkes gewesen ist, denn auch im Heljand fängt die Erzählung an: Ein Weltalter stand noch bevor, fünf waren vergangen'. Diese Erklärung Lachmanns scheint mir noch nicht erschüttert. Mit einem lateinischen Dichter deutscher Nation darf man es wirklich nicht zu genau nehmen und seine Worte auf die Goldwage legen. 'Nachdem er fünf Weltalter durchmessen, gelangte er zur Ankunft Christi' — und handelte nun von Christus: das ist für unseren Dichter eine ganz selbstverständliche Ergänzung, die er auch wohl durch den letzten Relativsatz genügend angedeutet glaubte: er hat die Vorstellung des ganzen Gegenstandes im Leser erweckt. Was wäre das auch für ein Gedicht, das mit der Geburt Jesu schlösse: die Hauptsache würde fehlen. Wir sind daher vollkommen berechtigt, mit Lachmann als nächstes Hilfsmittel der Interpretation die Worte der Praefatio herbeizuziehen: ad finem totius veteris ac novi testamenti . . . perduxit. Auch an diesen Worten soll sich nach Windisch S. 23 f. des Vorredners Unkenntniß bewähren: 'wir müßten dann gar einen dritten Theil annehmen, in welchem die Apostelgeschichte und die Lehren der Apostel behandelt worden wären.' Fiele uns eine solche Annahme denn so schwer? Sie ist aber nicht einmal nothwendig: quaeque excellentiora summatim decerpens, so charakterisirt die Praefatio die Arbeit des Dichters: er kann sich im Neuen Testament auf die Evangelien beschränkt haben.

Außerdem soll nach Windisch S. 15 f. der Schluß der Versus de poeta nur auf dem Eingang des Heljand beruhen, den der Verfasser mißverständlich für eine Inhaltsangabe nahm. Der Verfasser, der sich zu einem Lobgedicht auf den sächsischen Poeten begeisterte, hat also von dem ganzen Werke, das er preist, nichts als die ersten fünfzig Verse, und selbst diese ungenau und schlecht gelesen? Das glaube ich nicht.

Ich bleibe demnach dabei: die Versus de poeta beziehen sich auf dasselbe Gedicht wie die Praefatio (ob diese Beziehung erst hineingelegt wurde oder von vornherein darin war, wie ich lieber annehme, ist hier gleichgültig), sie sind unabhängig davon entstanden, wir besitzen daher in ihnen ein zweites selbständiges Zeugniß dafür, daß auch das alte Testament in dem deutschen Gedichte vertreten war.

Wie nun? Warum so viele Zweifel gegen Nachrichten, die für eine einfache Ansicht der Dinge so ganz klar sich darzubieten scheinen? Würde wohl jemals einer dieser Zweifel sich geregt haben, wenn uns ein alt-

sächsisches Gedicht oder auch nur ein Fragment, das mit der Weltschöpfung begönne, erhalten wäre? Aber ist ein solches nicht vielleicht auf uns gekommen?

Ich kann die Frage jetzt nicht erschöpfend behandeln und weder ein bestimmtes Ja noch ein bestimmtes Nein darauf antworten. Ich will nur kurz erwähnen, was mich veranlaßt, sie aufzuwerfen.

Das Wessobrunner Gebet beginnt, wie Müllenhoff nachwies, mit dem allitterirenden Fragment einer Schilderung der Weltschöpfung (De carmine Wessofontano p. 7 f. Denkmäler S. 245). Und dieses Fragment zeigt im Anfang offenbare Spuren sächsischer Entstehung. Und voraus gehen ihm die Worte De poeta. Ebenso müssen wir annehmen, daß an jene Versus de poeta u. s. w. sich unmittelbar der Anfang des großen deutschen Gedichtes schloß: der excerpirende Verfasser des Wessobrunner Gebetes hätte sonderbar genug, aber doch nicht unerklärlich, nur so viel von dem lateinischen Theil des ihm vorliegenden Codex, d. h. nur das Stichwort der Rubrik, in sein Machwerk herübergenommen.*) —

Der zweite und Haupttheil gegenwärtiger Schrift beschäftigt sich mit den Quellen des Heljand. Schmellers Hinweis auf den Tatian als Hauptquelle und auf andere gelegentlich herbeigezogene Quellen für einzelne Partien hat sich bestätigt. Die Art der Benutzung des Tatian wird umfänglich dargelegt, als sonstige Quellen erweisen sich die Commentare des Hraban Maurus zum Matthäus, des Beda zum Lucas, des Alcuin zum Johannes. Aus der Benutzung des Hraban ergiebt sich das Decennium 825—835 als ungefähre Zeit der Abfassung. Ich wüßte nicht, wie die bezüglichen Erörterungen sorgfältiger und umsichtiger hätten angestellt werden können. Höchstens durfte noch der deutsche Tatian darauf angesehen werden, ob er nicht dem Dichter vorlag (vergl. S. 42 f.), der vielleicht aus Fulda sein gelehrtes Material bezog: in Fulda studirte Otfried, der sich derselben Evangeliencommentare als Hauptquellen bedient. Daß der Dichter selbst Latein konnte, steht doch kaum fest, obgleich sich das Gegentheil natürlich nicht behaupten läßt und die Kenntniß des Lateinischen den deutschen Edlen der karlingischen Zeit ungefähr in dem Umfange zuzutrauen ist wie bis auf die neueste Zeit den ungarischen (vergl. Leben Willirams, Sitzungsberichte 53, 222). Unmittelbare Benutzung der Bibel (S. 39. 42) ist schwer zu constatiren, wenn man damit Aufschlagen des Buches meint. Wie viel liefert schon der christliche Unterricht!

Zum Schluß darf ich wohl meiner Verwunderung Ausdruck geben über die Enthaltsamkeit, mit der der Verfasser auf eine völlige Ausnützung seiner Resultate verzichtet. Und ich gestehe offen, daß ich solche Enthaltsamkeit jedem verarge, der sie nicht nöthig hat. Zu welchem Zwecke stellen wir sorgfältige Quellenuntersuchungen an? Doch nicht blos um dem

*) Vergl. aber die Zurückweisung dieser Annahme oben S. 194 ff. Über die Beurtheilung der Quellenfrage s. oben S. 191 ff. B.

sichreren Verständniß eines Litteraturdenkmals zu dienen? Jedes Schriftdenkmal schließt ein litterarhistorisches Problem ein. Wir fragen nach den bestimmenden Mächten seiner Entstehung: nach dem äußeren Anlaß nicht blos, sondern nach dem inneren Proceß in der Seele des Autors. Und für alle Erklärung geistiger Erscheinungen ist Untersuchung der Quellen, aus der sie geflossen, d. h. Analyse ihrer Factoren, der Anfang des Weges, der ans Ziel führt. Wollen wir aber stets bescheiden in Mitten des Weges stehen bleiben und das Ziel nur von ferne betrachten?

Herr Dr. Windisch beweist durch vortreffliche Winke hie und da, daß er sehr wohl vermocht hätte, auf Grundlage seiner Untersuchungen ein zusammengefaßtes Bild von der Persönlichkeit des Dichters, von seiner künstlerischen und sittlichen Individualität zu gestalten: wobei er immerhin das Moment der formellen Ausführung vorläufig vernachlässigen und demjenigen überlassen mochte, der den Stil des Heljand im Zusammenhange mit dem altepischen Stile der Germanen überhaupt betrachten wollte. Eine weitere Gruppe hieher gehöriger Untersuchungen ist ferner durch Vilmars deutsche Alterthümer im Heljand ziemlich erledigt. Von dem Erforscher der theologischen Quellen durften wir Auskunft darüber erwarten, wie des Dichters Persönlichkeit im Verhältniß zu diesen Quellen sich bethätige.

Seine eigene sehr schöne Bemerkung über die Gruppirung des Stoffes (S. 45) hätte Herrn Dr. Windisch überzeugen können, daß es keine 'unnöthige Verschwendung von Zeit und Mühe' (S. 31) gewesen wäre, bei den aus dem Tatian weggelassenen Stücken nach der Ursache zu fragen. Ich erlaube mir, ihn ferner noch auf S. 19 Anmerkung (über die Behandlung der Juden und Heiden im Heljand), S. 27 Anmerkung 2 (daß der Dichter die starke Selbstverleugnung des si quis te percusserit in dextram maxillam tuam, praebe illi et alteram seinen Sachsen nicht zumuthen konnte), S. 73 (daß der Dichter die Heldenjünger mit aller Entschiedenheit gegen den Vorwurf der Feigheit vertheidige, weil er feige Dienstmannen seinen Sachsen nicht hätte vorführen dürfen), S. 86 Anmerkung u. s. w. als auf Beobachtungen hinzuweisen, welche Zusammenstellung, Bindung, Vervollständigung, Ausführung verdient hätten. Für die Tendenz des Dichters sind vielleicht die S. 68 f. und S. 74 ff. besprochenen Stellen die wichtigsten: 'Ihr waret Blinde', ruft er den Menschen zu, 'bis Christus euch das Licht brachte: nun sollt ihr ihm nachfolgen, und nicht auf euch und eure Kraft, sondern auf Gott vertrauen.' Die Wichtigkeit des Bußsacraments tritt in der Stelle über Petri Reue (S. 74) ebenso hervor wie in dem 'durch das ganze Gedicht hindurchgehenden subjectiven Zug: immer wird das Gute und die Belohnung desselben im Jenseits mit den glänzendsten Farben ausgemalt, das Böse dagegen und seine Strafe in der Hölle mit allen Schrecken geschildert' (S. 12).

Wien. W. Scherer.

Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Paderborn, Schöningh, 1867. XVI und 190 S.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. Band IV. Altniederdeutsche Denkmäler, II. Theil.)

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd. 18, S. 660—663.

Die Sammlung schließt sich an die im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 628 ff. [oben S. 563—568] besprochenen Ausgaben des Ulfilas und Heliand, und dürfte allen Fachgenossen sehr willkommen sein, da weder die altniederdeutsche Psalmenversion noch die Frekenhorster Heberolle bis jetzt in brauchbaren, verläßlichen und kritisch besorgten Texten vorlagen. Dazu hat der Herausgeber die unlängst in Haupts Zeitschrift wieder publicirten Lipsiusschen Glossen, die in den Denkmälern Nr. 4, 51 und 69—71 zuletzt edirten kleineren altsächsischen Stücke, ferner die Straßburger und Merseburger Glossen gefügt, endlich — besonders dankenswerth — die Fragmente, welche Hoffmann von Fallersleben in Pfeiffers Germania Bd. 11 S. 323 f. unter dem Titel 'Altsächsische Bruchstücke' zum ersten Mal veröffentlichte. Der Herausgeber zeigt, daß dieselben ihrer Mundart nach im Kloster Werden geschrieben sein müssen und daß wir in ihnen Reste eines Psalmencommentars vor uns haben, zu welchem er Parallelstellen aus den Commentaren des Hieronymus und des Cassiodor beibringt.

Der Herausgeber hat im Ganzen geleistet, was von ihm billiger Weise erwartet werden konnte. Das Glossar ist mit Sorgfalt gearbeitet, den Übersetzungen sind ihre Originale an die Seite gestellt, einige Anmerkungen unter dem Text tragen zur Erläuterung bei, die Einleitung beschäftigt sich mit der Heimat der mitgetheilten Denkmäler. Die Psalmen werden dem niederfränkischen Dialekt zugewiesen, der Psalmencommentar wie bemerkt nach Werden an die Grenze zwischen Niederfränkisch und Sächsisch gesetzt, die Merseburger Glossen durch Vergleichung mit der Sprache Thietmars von Merseburg, der aus Walbeck stammte, auf diesen letzteren Ort fixirt. Das sind Untersuchungen und Feststellungen, die alles Lob verdienen.

In Bezug auf die sogenannte Abrenunciatio adoptirt der Herausgeber meine Denkmäler S. 436 f. begründete Ansicht über Zeit und Zweck ihrer Aufzeichnung, durch Holtzmanns nichtige Einwendungen (Pfeiffers Germania Bd. 9, S. 74) mit Recht unbeirrt. Er billigt aber nicht, wie es scheint, meine Annahme einer Interpolation, welche Herrn Holtzmann zu dem Zweifel veranlaßte, ob er es 'mit einem besonnenen Gelehrten oder mit einem Fanatiker zu thun habe.' Die Sache ist kurz die:

In der Taufe ist, wie jedermann weiß, die Teufelabschwörung ein wesentlicher Theil des Rituals. Es werden an den Täufling die Fragen gerichtet: abrenuncias satanae? et omnibus operibus eius? et omnibus

pompis eius? Wo immer getauft wurde, mußte man von diesen Fragen Gebrauch machen. Es ist also lächerlich, Stellen, an welchen die Teufelsabschwörung erwähnt wird, als Zeugnisse für unsere deutsche Aufzeichnung Forsachistu diobole? u. s. w. anzuführen, wie Holtzmann und z. B. auch Heinrich Hahn (Jahrbücher des fränkischen Reichs 741—752, S. 38 Anmerkung 1) thut. Selbstverständlich, daß es deutsche Fassungen der Formeln gab, seitdem es deutsche Bekehrungen zum Christenthum gab. Aber daraus folgt gar nichts für das Alter dieses bestimmten uns erhaltenen Formulars, das sich indes nach dem Ort der Überlieferung (in einer dem Anschein nach chronologisch geordneten Handschrift zwischen Documenten der Jahre 765 und 786) mit ziemlicher Sicherheit datiren läßt.

Die ganze deutsche Teufelsabschwörung besteht nun aus einer wörtlichen Übersetzung jener drei Fragen, welchen die betreffenden Antworten als vollständige Umsetzungen der Frage beigegeben sind. Also z. B. Forsachistu diobole? Antwort: Ec forsacho diobole. Die dritte Frage lautet: end allum dioboles wercum? Darauf aber die Antwort: end ec forsacho allum dioboles wercum and wordum, Thuner ende Wôden ende Saxnôte ende allum thêm unholdum thê hira genôtas sint. Also nicht blos die Frage wird wiederholt, sondern eine Phrase hinzugefügt, von welcher in der Frage nichts vorkam. Man vergegenwärtige sich doch den Vorgang: ein christlicher Priester fragt einen heidnischen Täufling, ob er den Teufelswerken entsage. Und er erwartet, daß der Täufling nicht blos die verlangte Entsagung ausspreche, sondern aus freien Stücken noch hinzufüge, er wolle auch ablassen von allen teuflischen (heidnischen) Worten, von Thonar und Wodan und so weiter! Es ist doch wohl klar, daß der Priester, wenn er eine so detaillirte Entsagung wünschte, seine Fragen darnach einrichten und alle die einzelnen Puncte, auf die es ihm ankam, selbst vorbringen mußte, — daß also unsere Aufzeichnung so wie sie vorliegt, unmöglich das Bild einer wirklichen Taufe uns überliefern kann.

Alles erklärt sich aber sehr einfach, wenn wir in jenen Worten einen später gemachten Zusatz erkennen. Man glaubte jene einfachen drei Fragen nicht genügend, es schien nothwendig, die heidnische Poesie (die Teufelsworte) ausdrücklich mit einzuschließen und dem Begriff des Teufels durch die Nennung der Hauptgötter die vollste und unzweideutigste Bestimmtheit zu verleihen. Die hervorgehobenen Worte, an den Rand eines Exemplars der ursprünglichen einfacheren Formeln geschrieben, waren nichts als eine Andeutung und Erinnerung für den Taufenden, auf welche Gegenstände sich seine Abschwörungsfragen sonst noch zu erstrecken hätten, und es blieb ihm selbst überlassen, die Fragen zu formuliren.

Diese Erwägung und Schlußfolgerung ist so einfach, natürlich und selbstverständlich, daß ich mich fast schäme, sie wiederholen zu müssen, nachdem ich mit wenigeren Worten genau dasselbe schon einmal gesagt. Ich will nur noch erwähnen, daß als äußere Bestätigung noch eine Ab-

weichung des Sprachgebrauchs hinzukommt, indem der Teufel in den alten Theilen diobol, in dem Zusatz aber unholda genannt wird, d. h. 'die Unholdin' nach dem sonst sicher bezeugten gothischen und althochdeutschen Sprachgebrauch. Über dieses merkwürdige Femininum s. Jacob Grimm Mythologie S. 942. Mit Unrecht setzt der Herausgeber im Glossar das Wort als Masculinum an.

Zu and im Beginn des Zusatzes bemerkt der Herausgeber: es 'braucht nicht angelsächsische Form der Copula (so!) zu sein, es kann für ande stehen, welche unumgelautete Form auch die Frekenhorster Rolle neben dem gewöhnlichen ende zeigt.' Nicht der Vocal ohne Umlaut ist das Auffallende an dieser Form: sondern die sonst in so alter Zeit weder althochdeutsch noch altsächsisch nachweisbare Apokope des schließenden Vocals vor einem folgenden Consonanten bewogen mich früher und bewegen mich noch heute, das Wort für angelsächsisch zu erklären. —

In der Beichte (Heyne S. 83; Denkmäler S. 182) wünschte ich gisuonda, gisuonan, duon geschrieben zu haben. Überliefert ist in allen drei Wörtern o mit übergesetztem u. Der Herausgeber setzt dafür wie ich ô. In der schwierigen Stelle Ik gihôrda hetlunnussia endi unhrênia sespilon möchte ich eine so durchgreifende Änderung wie hêthinisca für hetlunnussia nicht wagen, ehe uns eine neue Vergleichung der Handschrift vorliegt. Jenes hetlunnussia hat doch allzusehr das Ansehen eines Lesefehlers, und wenn Schmellers hêthinnussia überliefert wäre, würde man es schwerlich antasten dürfen. Ebenso ergiebt die Handschrift vielleicht auch für sespilon noch etwas Besseres als des Herausgebers nicht sehr ansprechende Vermuthung, wonach es die Leidtragenden, die die Todtenfeier Abhaltenden bedeuten würde. Wie wenn seswilon überliefert wäre mit dem angelsächsischen dem p ähnlichen w? Das Genus gerechtfertigt durch altsächsisch dâdsisâs (Nom. Plur. Masc.), das w nach althochdeutschem siswa, sisua. Das Wort würde sich den von Jacob Grimm Grammatik 3, 675 erwähnten Diminutiven beigesellen.

Den sogenannten Indiculus superstitionum et paganiarum erklärt der Herausgeber S. 86 für das Inhaltsverzeichniß eines Capitulars, wie ich Denkmäler S. 436 auch that. Richtiger wird man wohl eine Instruction für die Missi darin sehen, da die Annahme solcher Inhaltsangaben überhaupt ihr Mißliches hat: vergl. meinen Ursprung der deutschen Litteratur S. 6 [Vorträge und Aufsätze S. 76 f.].

In den Merseburger Glossen Z. 7 ist für thet se tith enthingun (Glosse zu quatenus) ohne Zweifel thet se (= sî) ti thên thingun und Z. 36 für unforthia nadluca (Glosse zu inofficiose) wohl unforthianadlîca zu lesen; ein mittelhochdeutsches unverdienetlîche ist nicht nachgewiesen, über die Bildung vergl. Jacob Grimm, Grammatik Bd. 2 S. 693 f. Ferner Z. 32 praesertim, tithursledhti, sicherlich ti thurslehti, vergl. althochdeutsch zi thuruhslahti, omnino Graff 6, 777. Endlich Z. 1 non tamen in cavendis vitiis, . . . nenuuardianun: da die 'Lesart nicht

sicher' nach des Herausgebers Bemerkung, so darf vielleicht innen uuarndenun (mittelhochdeutsch innen wordenen) vermuthet werden, das sich auf cavendis bezöge.

Was das Glossar anlangt, so enthalte ich mich, alle Differenzen in Bezug auf die Quantitätsbezeichnung geltend zu machen: thrim (Dat. Plur.), mêda, thê, hwê, scoplîco, ropizôn, hlûttar z. B. ist meiner Ansicht nach zu schreiben. Vielleicht auch scâla, vergl. Lachmann zu Nib. 1750, 3. Gewiß fardîligôn wegen dîlôn, das bei Otfried 1, 2, 20 und 5, 6, 48 durch das Metrum gesichert ist.

Cristinhêd übersetzt der Herausgeber durch 'Stand als Christ, Christenwürde'. Der Zusammenhang der Stelle ist: 'ich bekenne alles was ich gegen meine cristinhêd, gegen meinen Glauben, gegen meine Beichte u. s. w. gethan habe.' Da das Wort in zwei andern Formeln (Denkmäler Nr. 72, 15; Nr. 74, 16) unzweifelhaft 'Taufe' bezeichnet und man hier neben Glauben und Beichte das Hauptgelöbniß, welchem der Sündige entgegenhandelt, vermissen würde, so muß es so viel als Taufgelübde bedeuten, mithin einen concreten Sinn besitzen neben dem sonstigen abstracten.

In demselben Denkmal Z. 23 erklärt der Herausgeber missa durch 'Messe'. Bereits Schmeller wußte, daß es 'Feiertag' bedeutet, wie z. B. auch im Rolandslied 17, 12 zû sente Michehêlis misse 'am St. Michaels Tag.' Auch die Bedeutung 'Jahrmarkt' geht von hier aus.

Wenn unter 'ther, Relativpartikel' S. 165b auf the, thie verwiesen wird, so dürfte doch mindestens daneben die Verweisung auch auf thar nicht fehlen, mit welchem das Wort identisch ist. Übrigens kann es nur an einer von den drei angeführten Stellen, Psalm 2, 10, als Relativpartikel angesehen werden: an den beiden anderen ist es nichts als der gewöhnliche hochdeutsche Nominativ Sing. Masc. des Artikels und Relativs. Auch unter the, thie sind die Unterschiede nicht gehörig beachtet.

Das schwache Masculinum tetrâdo 'Zertreter' S. 172a existirt nicht. Dedit in opprobrium conculcantes me, heißt es Psalm 56, 4. Deutsch: gaf an bismere thie tetrâdon mî. Die Ergänzung von thie oder the ist, wie man leicht zugeben wird, unumgänglich.

Das Meiste von dem, was ich rügen mußte (und wer weiß, wie viel das Buch noch Ähnliches in anderen Partien enthält, die ich nicht genauer durchgegangen bin), wäre sehr leicht zu vermeiden gewesen.

Wien. W. Scherer.

Altdeutsche Segen.

Sitzungsberichte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Philosoph. historische Classe. 11. Juni 1885. Jahrgang 1885. 2. Halbband. Juni—December. S. 577—585.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. S. Löwenfeld, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Berlin, lernte ich einige altdeutsche Segensformeln kennen, welche zum Theil zwar in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 23, 436 durch Herrn Morel-Fatio veröffentlicht, aber, abgesehen von einigen Erläuterungen Herrn Steinmeyers, die ich im Folgenden dankbar benutze, noch nicht so gewürdigt worden sind, wie sie verdienen.

Ich beginne mit einem Spruch, den wir schon länger kennen, der von Herrn Keinz in München entdeckt, von Herrn Konrad Hofmann in den Münchener Sitzungsberichten 1871. I. S. 661 ff., von Müllenhoff in den Denkmälern, zweite Ausgabe, S. 483, behandelt wurde, und dessen Dunkelheiten ich mittels der neuen Fassung nicht aufzuheben, aber doch zu vermindern im Stande bin. Die neue Fassung lautet:

Contra caducum morbum.

Accede ad infirmum iacentem et a sinistro usque ad dextrum latus spacians sicque super eum stans dic ter: Donerdutigo, dietewigo, do quam des tiufeles sun, uf adames bruggon unde setteta einen stein cewite, do quam der adames sun unde sluog des tiufeles sun zuo zeinero studon, petrus gesanta paulum sinen bruoder da zer aderuna aderon ferbunde pontum patum, ferstiez er den satanan, also tuon ih dih unreiner athmo fon disemo christenen lichamen, also sciere werde buoz disemo christenen lichamen, so sciero so ih mit den handon die erdon beruere, et tange terram utraque manu et dic pater noster. Post hęc transilias ad dextram et dextro pede dextrum latus eius tange et dic: Stant uf wazwas dir, got der gebot dir ez. Hoc ter fac et mox videdis infirmum surgere sanum.

Die Abschrift des Herrn Löwenfeld habe ich genau wiedergegeben; auch seine Interpunction. Die Schlußformel fehlt in der älteren, schon früher bekannten Fassung. Sie ist etwa so zu schreiben und zu verstehen: 'Stant ûf! waz was dir? got der gebôt dir ez'.

Den gemeinschaftlichen Theil der beiden Fassungen (M und L) stelle ich neben einander, um den Gewinn, den wir aus der neuen (L) ziehen, möglichst bequem anschaulich zu machen.

M	L
Doner dutiger dietmahtiger	Doner dutigo dietewigo

	do quam des tiufeles sun
stuont uf der adamez prucche	uf adames bruggon
schitote den stein zemo wite	unde setteta einen stein ce wite
stuont des adamez zun	do quam der adames sun
unt sloc den tieveles zun	unde sluog des tiufeles sun
zu der studein.	zuo zeinero studon.
Sant peter sante	petrus gesanta
sinen pruder paulen	paulum sinen bruoder
daz er arome	da zer aderuna
adren ferbunte	aderon ferbunde
frepunte den paten	pontum patum
frigezeden samath	ferstiez er den satanan.
friwize dih	also tuon ih dih
unreiner atem	unreiner athmo
fon disemo meneschen	fon disemo christenen lichamen.
	also sciere werde buoz
	disemo christenen lichamen
zo sciero zo diu hant	so sciero so ih mit den handon
wentet zer erden	die erdon beruere.

Der Schluß, in welchem die Anwendung gemacht wird, Z. 15 bis 21, erfordert keine weitere Bemerkung. Wenn ich ihn in abgesetzten Zeilen drucken ließ, so will ich damit kein Metrum behaupten, während in den ersten vierzehn Zeilen allerdings der Rhythmus des viermal gehobenen Verses zu herrschen scheint und im Anfang Allitteration (Z. 1. 2; vielleicht auch 9. 10 unregelmäßig Pêtrus : Paulum : pruoder?), später zuweilen Reim durchbricht.

Suche ich nun einen reineren Text für diese vierzehn Zeilen herzustellen, indem ich mich bei unwesentlichen Abweichungen an L halte, bei wesentlichen, zwischen denen sich nicht entscheiden läßt, beide Fassungen wiederhole und im Übrigen die kritische Erwägung des Zusammenhanges walten lasse, so würde etwa folgende Gestalt herauskommen:

Doner dûtîgo
dietêwîgo (dietmahtiger?),
des tiufeles sun,
stuont ûf Âdâmes bruggon
unde scîtôta einen stein ce wite.
dô quam der Âdâmes sun
unde sluog des tiufeles sun
zuo zeinero stûdon.
Pêtrus gesanta
Paulum sînen bruoder,
daz er Aderuna (Arome?)
âderon ferbunde,
ferbunde Pontum Patum,
ferstieze den Satanan.

Sehr viel weiter, als Müllenhoff war, sind wir nun in der Erklärung des Spruches hiermit allerdings nicht gekommen; aber der Zu-

sammenhang, den Müllenhoff nur vermuthungsweise herstellen konnte, wird durch die Überlieferung bestätigt. Die beiden mythisch-legendarischen Vorgänge, die neben einander gestellt werden, sind jeder der Hauptsache nach klar, wenn auch im Einzelnen noch manches unklar bleibt. Und wer Müllenhoffs Erläuterungen liest, wird so viel davon verstehen, als sich bis jetzt verstehen läßt.

Die fallende Sucht wird auf einen bösen Dämon zurückgeführt, und wie dieser Dämon in zwei bestimmten legendarischen Fällen vertrieben wurde, so soll es auch hier geschehen.

In dem einen Falle wurde des Teufels Sohn, Donar, der alte Gewittergott, der (mit seinem Blitze) einen Stein zu Brennholz spaltete, von Adams Sohn in einen Busch verjagt.

In dem anderen Falle wurde der Satan selbst durch den von Petrus abgesandten Paulus, wir wissen nicht bei wem, mittelst Verbindung der Adern vertrieben.

Die Möglichkeit einer Anknüpfung des zweiten Falles an die Legende von Pontius Pilatus findet sich nicht. In dem ersten Falle liegt wenigstens der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, unverkennbar und merkwürdig genug, vor.

Auch eine zweite und dritte der von Herrn Löwenfeld abgeschriebenen Beschwörungsformeln versetzen uns auf bekannten Boden.

Ad fluxum sanguinis narium.

Christ unde iohan giengon zuo der iordan, do sprach Christ: Stant iordan, biz ih unde iohan uber dih gegan. also iordan do stuont, so stant du N. illius bluot. Hoc dicatur ter et singulis vicibus fiat nodus in crine hominis.

Item alio modo.

Tange nares hominis duobus digitis et dic in dextram aurem: Strangula, vena, murmur, luna cessa. Pater noster. Hoc ter.

Zu den beiden Formeln vergl. Denkmäler Nr. 47, 1 und Müllenhoffs Erläuterung. In der ersten, offenbar gereimten, fehlt hier die sonst übliche Beziehung auf Christi Taufe im Jordan; zur zweiten stellt sich die S. 462 angeführte Formel: 'strangula venam limis. murmur accessus'.

Daß eine Formel ins rechte Ohr gesagt wird, begegnet mehrmals, z. B. in den folgenden, ebenfalls von Dr. Löwenfeld mitgetheilten Zauber-

sprüchen, deren erster, neben allerlei unsinnigem Zeug, in dem Worte Wamapis eine Entstellung von wambîzig zu enthalten scheint, das wir aus einer Heilformel ad equum infusum bei Müllenhoff Denkmäler 485 kennen.

Ad voracitatem equorum.

Cum equus alicuius infirmatur prae nimia voracitate, sic emendabis ei. Scias nomen eius, cuius est, et accepto ligno corili susurrabis ei in dextram aurem hęc verba semel cum oratione dominica: Wamapis, union, geneprol, genetul, katulon, gortrie, uniferuna, noctiferuna, maris samna neque samna nec te damnet. Et cum ligno terges crura et pedes equi et secundo ac tercio eadem facies et circumduces ad solissequium ter.

Contra Agaleiam.

Quandocumque videris homini vel iumento contigisse morbum quem dicunt agaleia, hoc modo emendabis. Susurra ei in dextram aurem hęc verba: Quando Christus est natus, ante fuit unctus quam baptizatus; salvator mundi occidat istud malum et auferat hunc dolorem, semel adiungens pater noster et cum hircino calciamento dextri pedis tui simul cum pede tuo firmiter fricabis ter et in girum duces ter ad solissequium. Cum hęc ter sic feceris, animal deo adiuvante sanandum esse noveris.

Beziehungen auf das Leben Jesu wie hier und in dem ersten Spruche zur Stillung des Nasenblutens begegnen wir noch in folgenden, durch Herrn Löwenfeld mitgetheilten Formeln.

Contra Uberbein.

Lignum de sepe vel aliunde sumptum pone super uberbein faciens crucem et ter dicens pater noster, additis his teutonicis verbis: Ihbe sueren dich (lies Ih besueren dih) uberbein bi demo holze da der almahtigo got aner sterban (lies an ersterban) wolda durich meneschon sunda, daz du suinest unde inal (lies in al) suacchost (lies suachost). Si hoc tribus diebus diluculo feceris, uberbein evanescere citius videbis.

Contra vermem edentem.

Ih gebiude dir wurm du in demo fleiske ligest, si din einer, sin din zuene, siue (lies suie) filo din si, in nomine patris et filii et spiritus sancti, bi Jhesu nazareno, der ze bethleem geboren wart, in flumine iordan getoufet ward, ze iherusalem gemarteret wart, ze

monte oliveti ze himele fuor, daz du des fleiskes niewet mer essest unde des bluotes niewet mer trinkest des mannes N. vel des wibes in gotes namen amen. + Quicumque homini hac medicina vermem emendare velit, caveat ne alicui iumento per eam emendet, quia postea homini non proderit.

In dem nun folgenden Spruch, der ebenfalls Christi Erdenwallen freilich zu einer fingirten Erzählung benutzt und der wieder das Motiv enthält, daß einem kranken Thiere ins Ohr geraunt wird, erlaube ich mir den Text mit den üblichen Längezeichen zu versehen, ihn theilweis in Verse zu ordnen, sowie selbständig zu interpungiren und die Varianten der Abschrift erst nachträglich anzugeben.

Ad equum errehet.

Man gieng after wege,
zôh sîn ros in handon.
do begagenda imo mîn trohtîn
mit sînero arngrihte.

'wes, man, gêstû?
zû ne rîdestû?'
'waz mag ih rîten?
mîn ros ist erræhet.'

'nû ziuh ez dâ bî fiere,
tû rûne imo in daz ôra,
drit ez an den cesewen fuoz:
sô wirt imo des erræheten buoz.'

Pater noster. et terge crura eius et pedes, dicens 'also sciero werde disemo (cuiuscumque coloris sit: rôt, suarz, blanc, valo, grîsel, fêh) rosse des erræheten buoz, samo demo got dâ selbo buozta'.

Die Abschrift bietet Z. 8 erręhet, Z. 9 nu ziu hez da bifiere, Z. 12 und in der Prosa erretheten (statt erræheten).

Die Sprache in ihrer äußeren Gestalt weist hier wie sonst auf die erste Hälfte des zwölften, frühestens das Ende des elften Jahrhunderts. Wie in dem ersten behandelten Spruche der Umlaut des uo in beruere vorkommt, so hier der Umlaut des â in erræhet. Wie aber dort der heidnische Donnergott fortlebt, so werden wir auch hier eher ins neunte, als ins elfte Jahrhundert zurückgewiesen.

Schon das Fehlen des unbestimmten Artikels beim ersten Wort ist höchst alterthümlich (J. Grimm, Grammatik 4, 396). Und was kann arngrihte in Z. 4 anders sein, als eine Entstellung von êrgrehtî, êregrehtî,

das nur bei Otfried und im Ludwigsliede vorkommt? Selbst der Reim truhtîn : êrgrehtîn steht im Ludwigslied sowie bei Otfried 4, 31, 19 und ist daher gewiß altvolksthümlich. Vielleicht war die Entstellung des Wortes mit einer Anlehnung an das mittelhochdeutsche Compositum arnebote (der heilige Petrus wird gebeten, des Beters arnebote bei Gott zu sein: Wackernagel, Altdeutsche Predigten 218, 19) und mit einem Gedanken an die Boten, die Apostel des Herrn verbunden. Aber freilich, die gewöhnliche Bedeutung 'Barmherzigkeit, Gnade' kann êrgrehtî hier nicht haben.

Selbst wenn man verstehen dürfte 'der Herr in seiner Gnade (erbarmte sich seiner und) ging ihm entgegen'; so wäre dies gegen den Stil des Gedichtes, das offenbar absichtlich von vornherein nicht sagt, weshalb der Mann sein Roß am Zügel führt: wir sollen ebenso gespannt sein, was es mit der Sache auf sich habe, wie Christus neugierig fragt, warum der Mann nicht reite. Und Christus soll ihm nicht aus Barmherzigkeit entgegenkommen, sondern ihm zufällig begegnen. Wäre mit êrgrehtî ein moralischer Begriff verbunden, so würde die consequente Darstellung gestört, von Mitleid geredet, wo wir einen mitleidswürdigen Zustand noch gar nicht erkannt haben, und so die Hauptwirkung verdorben.

Aber auch abgesehen von solchen stilistischen Erwägungen, rein sprachlich genommen, kann von 'mit' in diesem Zusammenhange wohl nichts abhängen als die Begleitung Christi. Indessen wie verträgt sich dies mit der Bedeutung von êrgrehtî?

Das Wort wird von Schmeller im Bayrischen Wörterbuch 2², 31 nicht richtig aufgefaßt, wenn er erklärt: 'id quod honori regis, dei' oder gar 'quod ei prae omnibus convenit, debetur, praerogativa'. Richtig aber ist die Beziehung auf den irdischen oder himmlischen König; nur bei Otfried 2, 20, 1 wird es von Menschen gesagt, wie Erdmann zu Otfried 1, 4, 17 bemerkt. Ich glaube, daß etwa die Übersetzung 'Gnadenfülle' den Sinn des Wortes trifft: denn êra ist hier gewiß die Gnade, das Geschenk, das vertheilt, gespendet wird (vergl. Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heljand S. 70); und grehtî mag, entsprechend den Bedeutungen des Adjectivs gereht, die Schmeller a. a. O. gut entwickelt, so viel als 'Bereitschaft, das was zubereitet ist, bereit liegt' sagen wollen. Aus 'Gnadenfülle' ergiebt sich einerseits die 'Bereitwilligkeit, Gnaden zu spenden', die an den meisten Otfriedischen Stellen gemeint ist, anderseits die 'Gnadenfülle des Herrscherthums, die Königswürde, die Majestät', die im Ludwigslied und gelegentlich bei Otfried dem Zusammenhang am meisten entspricht. Daß nun Abstracta, die eine Eigenschaft bedeuten, auf Personen übergehen können, an denen eine solche Eigenschaft irgendwie haftet, ist bekannt. Und so mag êregrehtî den Sinn eines Collectivums angenommen haben, einer Gruppe von Personen, an denen die Gnadenfülle des Königthums irgendwie haftet, sei es, daß diese Personen activ an der Spendung der Gnaden Antheil nehmen dürfen, sei es, daß sie passiv mit den königlichen Gnaden

vorzugsweise bedacht werden, sei es, daß sie nur als lebendiger Ausdruck der Majestät um den Herrscher versammelt sind. Wie dem nun auch sei, der Etymolog wird zugeben müssen, daß das Wort den Sinn haben könne, den die unbefangene Interpretation dafür verlangt und den selbst die späte Entstellung des Wortes, wenn ich sie richtig erklärt habe, noch festhält. Ich übersetze: 'mit seinem Gefolge'.

Mehr dem althochdeutschen als dem mittelhochdeutschen Sprachgebrauche gemäß ist dann ferner in Z. 5 die Form zû, d. h. ziu, für zi hiu (Graff 4, 1184).

In Z. 9 macht die Wendung 'bî fiere' Schwierigkeit. Auf dem Boden des Mittelhochdeutschen weiß ich gar nichts damit anzufangen. Heißt es aber so viel wie bei Otfried 'in fiara' (s. Kelles Glossar S. 119), so kann man übersetzen: 'Nun zieh es bei Seite'.

Endlich sei noch angemerkt, daß selbst die im prosaischen Anhang stehende Farbenbezeichnung grîsel zwar bei Notker, aber nicht mehr im Mittelhochdeutschen nachgewiesen ist.

Die mäßige und müßige Kunst, das ganze Gedichtchen in die Sprache des neunten Jahrhunderts umzuschreiben, mag ich nicht üben. Auch die Verse, für das elfte Jahrhundert nicht schlecht, müßten dabei einige leichte Verbesserungen erfahren. Wir haben drei Strophen vor uns, Strophen zu vier Kurzzeilen oder zwei Langversen, wie sie Otfried gebraucht. Der Reim ist im ersten und im vierten Reimpaare gestört. Im ersten könnte man die Wendung after wege durch after lande (Notker : Piper 2, 622, 1) ersetzen; auch after wegon, wenn es sonst vorkäme, würde dem Reime genügen (vergl. Otfried 1, 5, 3 gote : himile: Müllenhoff zu Denkmäler 26, 1). Aber wer sich an die reimlosen Verse bei Otfried (Erdmann, S. LXVII f.) erinnert, wird es vorziehen, überhaupt nicht zu ändern und ebenso das vierte Verspaar unangetastet lassen, in welchem statt des Reimes Allitteration herrscht, freilich eine unregelmäßige wie im Muspilli 3: enti si den lîhhamun likkan lâzzit. Die Möglichkeit einer solchen Allitteration verbietet auch die Vermuthung, es sei durch die Schreibung hros eine richtige althochdeutsche Bindung herzustellen.

Das kurze epische Lied, das wir so gewinnen, scheint mir lehrreich und hübsch. Durch eine gemüthlich-willkürliche Erfindung suchten die Geistlichen der karolingischen Zeit dem deutschen Volke den Herrn Christus nahezubringen. Er tritt gleich einem König auf, wie im Heljand. Aber selbst die kleinen Leiden des Menschen mag er stillen, und ein unbrauchbar gewordenes Pferd ist dem Helfer nicht zu gering. Der Dichter weiß seinen Stoff geschickt zu fassen; mit einer wunderlichen, halb komischen Situation beginnt er, enthüllt ihre Gründe durch ein Gespräch, bei welchem die Sprecher so wenig episch benannt werden, wie in dem Gedichte von Christus und der Samariterin, und benutzt das Gespräch weiterhin, um durch Christi guten Rath Abhilfe zu schaffen: denn daß der Rath sich bewährte, wird als selbstverständlich vorausgesetzt.

Der rasche, entschiedene, etwas humoristisch gefärbte Ton ist ein werthvoller Beleg dafür, daß wir uns aus den unbedeutenden Resten und Spuren eine richtige Vorstellung von dem volksthümlichen Stile jener Zeit gebildet haben (Geschichte der deutschen Litteratur S. 61 ff.), der im Georgsliede fortlebt, in der älteren Judith zu erkennen ist und auf die Spielleute des zwölften Jahrhunderts übergeht.

Bemerkenswerth, daß der Dichter verschweigt, was man für die Hauptsache halten sollte, die Worte, welche dem Pferd ins Ohr geraunt werden (vergl. Denkmäler Nr. 6) und die z. B. in einem anderen Spruche 'contra rehin' (Denkmäler S. 484) seltsam genug lauten. Hier mag ein bestimmtes Geschmacksurtheil zu Grunde liegen: die heilende Formel, die z. B. im zweiten Merseburger Zauberspruch die Pointe ausmacht, erschien diesem Autor vielleicht als häßlich, unverständlich oder prosaisch; oder sie widerstrebte seinem Stilgefühl, das ungeduldig nach schnellem Fortschritt und Abschluß verlangte: Worte innerhalb einer Rede angeführt, gleichsam eine Anführung in der Ausführung, machen stets den Eindruck des bedächtigen Verweilens. Auch kann der Dichter, absichtlich oder unwillkürlich schelmisch, das, was ins Ohr geraunt wird, obgleich es Christus dem Manne nothwendig mittheilen mußte, als unhörbar, als ein Geheimniß für sein Publicum, behandelt haben.

Der Verfasser der lateinischen Gebrauchsanweisung hat sich, wie jedermann sieht, an die Vorschriften Christi nicht gehalten: er läßt das gliedersteife Pferd durch ein anderes Verfahren curiren, als es 'got selbo' jenem Manne rieth.

Eine kurze poetische Formel endlich machte den Schluß:

Contra vermes pecus edentes.

Ih besuere dih sunno, biscon Germano, daz tu hiuto ne scin e demo + dic colorem + siehe die wurme uzsin.

Ich weiß den Spruch nicht anders zu verstehen und herzustellen, als etwa so:

Ih besuere dih, sunno,
ih bisueron dih, mâno,
daz tû hiuto ne scîn,
ê demo . . . . fiehe
die wurme ûz sîn.

In der vierten, reimlosen, Zeile ist ein zweisilbiges, eine Farbe bezeichnendes Adjectiv vor 'fiehe' oder 'fihe' zu denken. Der Imperativ scin, abhängig von daz, ein willkommenes neues Beispiel für eine schon sonst beobachtete, aber nicht häufige Construction (zu Denkmäler 78, 7) ist durch den Reim gesichert.

Über die Pariser Handschrift Nouv. acq. lat. 229, welche diese und die anderen vorstehenden Segensformeln enthält, werde ich Näheres berichten, so bald ich sie selbst gesehen habe. Einstweilen vergl. Delisle, Mélanges de paléographie p. 455.

W. Scherer.

Ezzos Scholasticus in Bamberg Rede von dem rehten Anegenge oder Lied von den Wundern Christi aus dem Jahre 1065. Aufgefunden und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Joseph Diemer. (Auch unter dem Titel: Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Litteratur von Dr. J. Diemer. VI. Theil. Abdruck aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie.) Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1867. LXXII und 64 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1868, Bd. 19, S. 735—743.

Jedermann weiß, daß mit Diemers 'Deutschen Gedichten' (1849) eine neue Epoche in unserer Kenntniß der altdeutschen Litteratur des XI. und XII. Jahrhunderts beginnt. Nicht blos die glückliche Entdeckung der Vorauer Handschrift war Diemers Verdienst, sondern auch, was die Ausbeutung und Nutzbarmachung jenes unschätzbaren Fundes betrifft, werden wir seinen Namen stets in erster Linie dankbar zu nennen haben. Die weitgreifenden Combinationen, mit denen er seine erste Publication einleitete, haben an ihm selbst keinen starren Anhänger gehabt. Unermüdlich eigene und fremde Ansichten prüfend, hat er fortdauernd seine Kenntniß gemehrt, seinen Blick geschärft und aus der Flut von Conjecturen, die sich leicht über ein ganz unbekanntes und an festen historischen Daten leeres Gebiet ergießt, manchen schönen und dauernden Gewinn auf das Trockene gebracht.

Namentlich hat er für allseitige Beleuchtung der geistlichen Gedichte jener Zeit dadurch erfolgreich die Bahn gebrochen, daß er zuerst umfänglicher die patristische und die mittelalterliche Theologie zur Erläuterung deutscher Poesie heranzog. Als Müllenhoff in der Vorrede zu den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa S. VII die Einwirkungen französischer Theologie auf unsere Litteratur des XII. Jahrhunderts kurz charakterisirte, da konnte er zum großen Theil auf Diemers Forschungen sich berufen. Seitdem hat der 5. Theil von Diemers Kleinen Beiträgen nicht nur die theologischen Quellen des Gedichtes 'Joseph in Ägypten' ermittelt, sondern auch gelegentlich S. 114 ff. das vielbenutzte Elucidarium des Honorius von Autun als eine Quelle der von Wackernagel herausgegebenen Basler Predigten aufgewiesen.

Gerade in dieser Beziehung erfreut uns auch die vorliegende Schrift durch neue schöne Entdeckungen.

S. LXV lernen wir, daß der Verfasser der Wiener Genesis (genauer der Verfasser von 'Schöpfung und Sündenfall' in diesem merkwürdigen Gedichte) den Avitus († 523) de origine mundi benutzte.

S. XXII und LXIII treffen wir neue Quellennachweise zur Summa theologiae (Denkmäler Nr. 34), wovon mir der eine entgangen, der andere nicht zugänglich gewesen war. Ich füge noch hinzu Honorius p. 960 B vom timor servilis und filialis, gleich Summa theol. Str. 18.

Die Anmerkungen bringen eine Anzahl ähnlicher Vervollständigungen des Materials zu dem Gedichte, das uns hier Diemer in einer neuen Ausgabe bietet, zur Cantilena Ezzos. So weit die angeführten Stellen nicht blos zur Erläuterung dienen, sondern mit den litterarischen Voraussetzungen des Gedichtes in Zusammenhang stehen müssen, sind sie sämmtlich aus den Werken des Honorius von Autun entnommen, auf dessen Bedeutung ebenfalls Diemer zuerst aufmerksam machte. Und zwar gehören sie zum größten Theil dem Speculum ecclesiae des Honorius an, welches Müllenhoff, als er seine Ausgabe des Ezzo-Liedes (Denkmäler Nr. 31) mit Anmerkungen begleitete, nicht zu Gebote stand.

Dieses Speculum ecclesiae ist eingestandenermaßen ein Sammelwerk, bestimmt, die Predigtlitteratur älterer Zeit durch eine Art von Anthologie leichter zugänglich zu machen, wenn auch in selbständiger Überarbeitung, wie schon die durchgeführte Reimprosa zeigt.

Ich möchte daher nicht mit Diemer S. XXI annehmen, daß die Übereinstimmungen zwischen dem Speculum ecclesiae und unserm Liede Ezzos darauf beruhen, daß Honorius dasselbe gekannt und benutzt habe. Es werden vielmehr Honorius und Ezzo aus denselben Quellen geschöpft haben, und diese wird man vermuthlich in der Predigtlitteratur des XI. Jahrhunderts aufzusuchen haben, welche — wie die lateinischen Predigtsammlungen des Mittelalters überhaupt — noch gar nicht gehörig durchforscht ist. Es giebt fast keinen hervorragenderen Kirchenfürsten des XI. Jahrhunderts, dem nicht von seinen Biographen Virtuosität der Predigt nachgesagt würde. Die Predigtsammlungen standen mit der zeitgenössischen Praxis gewiß in naher Berührung, wir müssen zunächst aus ihnen streben, uns ein Bild jener berühmten Kanzelberedsamkeit zu machen. Unter diesem Gesichtspunct ist die Frage nach den Quellen, deren sich Honorius zum Speculum ecclesiae bediente, sehr wichtig für die Geschichte unseres geistigen und insbesondere religiösen Lebens: es scheint, daß erst die Predigt des XI. Jahrhunderts und das damit verbundene Bußsacrament (Denkmäler S. 513) die eigentliche sittliche Reflexion auf sich selbst und die Reue als eine innere Arbeit des Gedankens in die deutschen Menschen hineingepflanzt hat: mit dem XII. Jahrhundert beginnen die poetischen Sündenklagen, wie der Arnsteiner Marienleich (Denkmäler Nr. 38, vielleicht von der Inclusa

Gräfin Guda C. 1139*), Böhmer, Fontes III, 332), die Vorau-Zwettler Sündenklage (Diem. 295—316), die Millstädter Sündenklage (Karajan, Sprachdenkmale S. 45—70) u. a.

Bedeutende Predigtpraxis auf einem stofflich doch ziemlich beschränkten Gebiete setzt eine Reihe von Gedanken voraus, die mehr oder weniger Gemeingut aller sind, die davon Gebrauch machen wollen. Etwa wie heute Redner aller politischen Parteien über gewisse Schlagworte frei verfügen und oft nicht umhin können, dieselben zu verwenden. Ich zweifle nicht, daß Ezzo im Wesentlichen nichts anderes that, als die effectvollsten Schlagwörter, Gedanken, Bilder und Vergleiche, welche ihm gleichzeitige Predigt über das Erlösungswerk darbot, in dem wohlgeordneten Gange seiner Strophen zu verarbeiten. —

Diemers Einleitung zerfällt in vier Theile.

Erstens werden S. V—XIX alle Beweise ausführlich vorgelegt, welche uns versichern, daß das vorliegende Gedicht kein anderes ist, als Ezzos Cantilena de miraculis Christi, von welcher der Biograph Altmanns von Passau an einer bekannten Stelle erzählt.

Zweitens untersucht Diemer S. XIX—XXXVI, auf welches deutsche Gedicht sich wohl die Einleitungsstrophe von Ezzos Cantilena beziehen möchte. In dieser Strophe ist meiner Auffassung nach wörtlich gesagt: 'Der gute Bischof Gunther von Bamberg hieß machen ein sehr gutes Werk: er hieß seine Geistlichen ein gutes Lied machen. Sie führten seinen Befehl aus (eines liedes si begunden), da sie litterarisch gebildet waren (want si diu buoch chunden). Ezzo schrieb es, Willo erfand die Melodie. Und als er die Melodie zu Stande gebracht hatte, da beeilten sich alle in den Mönchsstand zu treten. Von Ewigkeit zu Ewigkeit möge Gott ihrer Seele gnädig sein'.

Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß hier von einem Gedicht die Rede ist, als dessen Verfasser Ezzo, als dessen Compositeur Willo genannt werden soll. Dies sind Gunthers Geistliche, die sich seinem Auftrage unterzogen. Und die Wirkung ihres Gedichtes war nach dem Berichterstatter so groß, daß alle, die es hörten, für Gottes Dienst begeistert in den Mönchsstand traten. Da wir nun wissen, daß das Lied, welches durch die Strophe eingeleitet wird, von Ezzo ist, so werden wir ohne Schwanken die Nachricht eben darauf beziehen. Die Strophe aber ist metrisch ungefüge, sie ist sehr steif und ungeschickt im Ausdruck, und vor allem: ein zum Gesang der Menge bestimmter Hymnus kann nicht mit einer litterarhistorischen Notiz über die Entstehung desselben beginnen. Man denke sich einen Chor, der Litteraturgeschichte singt! Demnach sind wir berechtigt, den Eingang von dem echten Liede Ezzos als späteren Zusatz abzutrennen.

---

*) Im Handexemplar: 'Zeit und Gegend stimmen, und in ähnlicher Stimmung wie im Gedicht ausgedrückt wird die Gräfin dem Weltleben entsagt haben'. B.

Die eben vorgetragenen Betrachtungen scheinen mir so einfach, so sehr durch die Natur der Sache gefordert, daß ich mich unmöglich der von Diemer vorgetragenen Meinung anschließen kann, so eingehend und gründlich er sie auch vertheidigt. Die Eingangsstrophe soll nicht von Ezzos Cantilena reden, sondern von dem Gedichte, das bei Diemer S. 91 'Schöpfung', in den Denkmälern Nr. 34 'Summa theologiae' überschrieben ist. Es sollen ferner alle Geistlichen von Gunthers Domcapitel zusammengewirkt haben, um diese Summa theologiae zu Stande zu bringen: das findet Diemer in den Worten er liez die sîne phaphen ein guot liet machen: er denkt sich den Vorgang 'etwa auf ähnliche Weise, wie heutzutage von den Deputirtenkammern eine Adresse an den Monarchen zu Stande kommt' S. XXIV). Ezzo, einer dieser Geistlichen, sei nur der Redacteur gewesen, habe aber doch den Hauptantheil daran gehabt (obgleich die Summa theologiae von Ezzos Stil weit abweicht). Mit Strophe 19 der Summa theologiae (deren Sinn aus dem sonstigen Zusammenhange des Gedichtes durchaus nicht merkbar heraustritt) soll das Bamberger Domcapitel sich gegen Gunthers (von Diemer blos vorausgesetzte) Zumuthung des Übertrittes in den Mönchsstand verwahren. In der Schlußnotiz endlich soll Ezzos Bericht durch einen späteren Schreiber verstümmelt sein, der dabei ein ganz anderes Factum, die Gründung des Bamberger Collegiatstiftes St. Gangolf (1063), im Auge hatte und die Domherren nach einer ungenauen (sonst aber nicht nachweisbaren) Terminologie als Mönche bezeichnet.

Ich glaube nicht, daß Diemers Argumentation sich den Beifall Unbefangener erwerben, noch daß er selbst auf die Dauer daran wird festhalten können. —

Der dritte Theil der Einleitung (S. XXXVI—LIII) stellt mit vielem Fleiß zusammen, was über das Leben und den Charakter Bischof Gunthers, Ezzos und Willos bekannt ist. Dabei wird auf die Möglichkeit hingewiesen, daß ein Propst Ezzo, den das Melker Todtenbuch aufführt, mit jenem Bamberger Ezzo, dem Verfasser der Cantilena, eine und dieselbe Person gewesen sein könnte. Zu den Berichten über Gunthers Pilgerfahrt kommen jetzt noch die Annales Altahenses p. 76—82.

Viertens endlich erklärt sich Diemer S. LIII—LXII über die Grundsätze, die ihn bei vorliegender neuer Ausgabe geleitet und fügt dazu eine warme Charakteristik und eine Inhaltsübersicht des Gedichtes. Das Lob, das er dem Gegenstande seiner Sorgfalt spendet, ist kaum übertrieben. Wenigstens kann er sich auf das vollgültigste Zeugniß dafür berufen, auf das Urtheil der Zeit selber, in welcher es entstand. Ezzos Cantilena ist geradezu das berühmteste und litterarhistorisch wichtigste Erzeugniß der geistlichen Poesie des XI. und XII. Jahrhunderts in Deutschland. Das beweisen die für uns noch erkennbaren Nachwirkungen (Müllenhoff, Denkmäler S. 342; Diemer in vorliegender Schrift S. XIX) zur Genüge. —

Diemers Einleitung bringt S. XX Anm. eine Notiz, auf die ich nicht unterlassen will, noch besonders die Aufmerksamkeit zu lenken. Es scheint sich daraus nämlich zu ergeben, daß das Fragment der 'Bücher Moses', das schon Mone (Anzeiger VIII, 431) kannte und Pfeiffers Germania VII, 230 ff. später veröffentlichte, aus dem ehemaligen Kloster Garsten in Oberösterreich stammt. Ich lege Werth auf diese Notiz, weil es wichtig ist zu wissen, aus welchen Gegenden die große Vorauer Sammelhandschrift ihre hauptsächlichsten Quellen bezog. Von der Sündenklage finden wir in Zwettl ein Fragment. Den Tod der Frau Ava melden die Melker Annalen. Ezzos Cantilena, Lambrechts Alexander und das mitteldeutsche Buch (Diemer S. 91—123) gehören dem außerösterreichischen Deutschland an und mögen nach Österreich gekommen sein, wie der Gleinker Entecrist (Hoffmanns Fundgruben II, 102—138). Es werden also vorzugsweise ober- und niederösterreichische Bibliotheken gewesen sein, welche dem Vorauer Schreiber sein Material lieferten. Mit kärntischen Handschriften hat er nur den Joseph in Ägypten und das himmlische Jerusalem gemein. —

Auf die Herstellung des Textes hat der Herausgeber sichtlich große Mühe und wiederholte gewissenhafte Überlegung gewendet. Um so mehr bedaure ich, sowohl den Principien als den Resultaten nur zum geringen Theile beistimmen zu können.

Eine so schlechte Überlieferung, wie sie Diemer für das Ezzolied annimmt, ist fast unerhört. Und wäre sie in der That so schlecht, so müßten wir gänzlich darauf verzichten, das Echte errathen zu wollen. Welche Sicherheit des Verfahrens bleibt uns, wenn wir beliebig aus anderen Gedichten ganze Verspaare entlehnen und hier einfügen, wie Diemer aus der Summa theologiae und dem Friedberger Christ thut?

Ich glaube, daß im Einzelnen nicht schwer zu zeigen wäre, wie in den allermeisten Fällen, in denen Diemer die Überlieferung so kühn verläßt oder umgestaltet, der handschriftliche Text sich sehr wohl vertheidigen läßt. Mag auch ein moderner Geschmack hier eine übertriebene Länge, dort eine übertriebene Kürze rügen; dürfen wir denn auf bloße, vielleicht höchst subjective und daher höchst anfechtbare Geschmacksurtheile hin uns selbst die feste Basis einer vorsichtigen Kritik unter den Füßen wegziehen?

Der Schreiber der Vorauer Handschrift ist ein sehr sorgsamer Schreiber, so sorgsam, daß weniges durch seine Schuld entstellt und verderbt sein wird. Wir haben es meist mit den Entstellungen und Verderbnissen seiner Originale zu thun. Daher der sehr verschiedene Charakter der Überlieferung bei den verschiedenen Gedichten. Das Werk Ezzos ist verhältnißmäßig gut weggekommen. Dies lehrt schon der äußere Bestand an Strophen und Verszeilen, man sehe Müllenhoffs Ausgabe (Denkmäler Nr. 31). Es ist nicht ein ganzer Vers ausgefallen, nur einmal glitt das Auge aus einer Zeile zu den gleichen Worten der nächstfolgenden über: Müllenhoff 1, 14 f. (3, 11 f. bei Diemer).

Die Verunstaltung des Echten durch Zusätze kann hier wie überall nur behauptet werden, so weit sich ganz entscheidende, auf Inhalt oder Form bezügliche Merkmale des Unechten aufstellen lassen, die alles Meinen und vage-Vermuthen ausschließen. Die Merkmale, nach denen Müllenhoff S. 340 im Anfang des Gedichtes größere Partien, in der Mitte (11, 13 f.; Diemer 16, 13 f.) ein Reimpaar als Interpolationen ausschied, kommen der aufgestellten Forderung nach und ihre Beweiskraft scheint mir noch nicht abgeschwächt.

Diemers Änderungen machen oft den Text deutlicher oder glätter, selten aber kräftiger. So in Str. 2 (5), 1 f. Überliefert ist:

Got, dû geschuofe allez daz ter ist,
âne dih nist nieweht.

Das Metrum verlangt schuofe, der Reim verlangt niewiht, im Übrigen aber ist das Verspaar tadellos: 'Gott, der du alles erschufft, ohne dich ist nichts, ohne dich existirt nichts'. Vers und Sinn geben keinen Anstoß. Darf es Ergänzung und Verbesserung heißen, wenn Diemer — um Übereinstimmung mit Joh. 1, 3 et sine ipso factum est nihil herzustellen — âne dih nieweht getân ist schreibt?

Am Schluß derselben Strophe heißt es:

z'allen êren scuofe dû den man,
dû wessest wol den sînen val.

Wenn wir zwischen den beiden Zeilen stricte logische Verbindung herstellen wollen, so werden wir etwa umschreiben: 'du erschufst den Menschen zur Herrlichkeit, obgleich du seinen Fall voraussahst'. Diese strictere Verbindung will Diemer in den Text bringen, indem er swie wol dû wessest sînen val setzt.

Was würde wol aus unseren Texten altdeutscher Lyriker werden, wenn wir alle Conjunctionen hinein arbeiten wollten, die zu strenger Verknüpfung der Gedanken nöthig wären?

Doch ich will mich nicht in Widerlegungen verlieren, sondern lieber den Gewinn verzeichnen, der meiner Ansicht nach dem Texte des Gedichtes aus gegenwärtiger Edition erwächst: einige sonstige Bemerkungen zu Müllenhoffs Ausgabe mögen nebenbei Platz finden.

In Str. 4 (10), 6 ist überliefert: (do irscinen die sternen) die der vil luzzel liehtes beren, so si waren uvante wante siu beschatewote diu nebelvinster naht. Daß wante fälschlich zweimal geschrieben ist, sieht Jeder. Im Übrigen streicht Diemer so si waren ganz, muß dafür aber eine ganze Zeile hinzudichten, um die Reimzahl der Strophe voll zu machen. Es scheint klar, daß wâren das Reimwort auf bâren ist, wie man unbedenklich für bêren setzen darf: ein jüngerer Schreiber hat den Umlaut des â durchzuführen gesucht, der seiner Vorlage noch fehlte, und setzte hier im

Eifer einen Umlaut, mithin den Conjunctiv, wo nur der Indicativ bâren berechtigt war. Demgemäß schreibt Müllenhoff: sô sî beschatewôt wâren: wante sî hâte bedaht diu nebelvinstere naht. Dagegen läßt sich äußerlich und innerlich manches einwenden: vor allem, daß ein und derselbe Gedanke wiederholt wird: 'Sie leuchteten wenig, da sie beschattet waren. Denn es hatte sie die Nacht bedeckt'. Wiederholt sich nicht die Motivirung? Ich glaube, wir müssen daran festhalten, daß das Reimpaar:

wante si beschatewôta
diu nebelvinstere naht,

abgesehen von den kleinen, hier vorgenommenen orthographischen Änderungen, welche Vers und Reim erfordert, tadellos überliefert ist. So handelt es sich nur um Ergänzung der lückenhaften Zeile: sô sî wâren. Welches ist dafür der angemessenste Gedanke? Ich meine: 'Da erschienen die Sterne, die wenig Licht gaben, so hell sie auch waren: denn es beschattete sie die stockfinstere Nacht'. Also etwa: swie berhtel oder sô berhtel sô sî wâren. Nehmen wir den letzteren Vorschlag an, so erklärt sich durch die beiden sô der Fehler sehr einfach.

7 (13), 7 ff. verstehe ich nur, wenn nicht mit Müllenhoff und Diemer nach manchunne interpungirt wird: do irscein uns der sunne uber allez manchunne in fine saeculorum: 'da erschien uns derjenige der in fine saeculorum die Sonne über allem Menschengeschlechte sein, das ganze Menschengeschlecht als Sonne überstrahlen wird'. Christus ist sol iustitiae.

12 (17), 1. 2. Da dv̊ nah der toufe diu gotheit ouch sih sa. Die Anfangsbuchstaben der Strophen sind theils gar nicht, theils fehlerhaft eingesetzt, daher kann unbedenklich mit Haupt Sa für Da geschrieben und das Verspaar so hergestellt werden:

Sâ duo nâh der toufe
diu gotheit sih ougte.

Nur meine ich, führt ouch sih sa vielmehr auf die Schreibung sih oucta. Ein überschriebenes sih ist auf dieselbe Weise zwischen die zwei getrennt geschriebenen Silben ouc ta gerathen, wie sa in 9, 8, wo die Handschrift sider sabi gewährt statt si sa der bi. Die Form oucta, der wir zunächst toufa als Reimwort beigesellen werden, ist wichtig, weil sie zeigt, wie unbedenklich wir in diesem Gedichte ältere Sprachformen herstellen dürfen, wo irgend Reim oder Metrum darauf führen: wie oben beschatewôta statt des überlieferten beschatewote, um des Reimes auf naht willen gesetzt wurde. Wenn Diemer zu 1, 44 (4, 12) Müllenhoffs werchan (: haben) für werchen bedenklich findet, weil es keinen Dativ Pluralis auf an gebe, so verweise ich auf Graff 2, 961, wo zahlreiche Belege dafür stehen.

In Bezug auf die Anordnung der Strophen über die Höllenfahrt hat, wie mir scheint, Diemer das Richtige getroffen. Die überlieferte Ordnung

ist 1) Duo der unser ewart — 2) Dr wart ein teil gesunterot — 3) Daz was der herre der da chom — 4) Von der juden slahte — 5) Dizze sageten uns ê —. Daß diese Anordnung unmöglich die ursprüngliche sein kann, hat schon Müllenhoff gezeigt. Str. 4 unterbricht die Aufzählung der alttestamentlichen Vorbilder, die in 3 beginnt und in 5 fortgesetzt wird. Müllenhoff ließ aber nur 3 und 4 ihre Stellen tauschen, während Diemer mit Recht 2 und 3 zwischen 4 und 5 einfügt, wodurch dann gleichfalls, wie bei Müllenhoff, 3 und 5 neben einander zu stehen kommen, übrigens aber die Erzählung der Höllenfahrt dadurch angemessener verläuft, daß nun 2 auf 4 folgt, d. h. Müllenhoff's Str. 17 auf seine Str. 18. In Str. 15 und 16 (Diemer 20 und 21) war nämlich von der Kreuzigung und von den Vorgängen dabei, dem Zerreißen des Vorhangs, dem Wandeln der Todten u. s. w. die Rede. Daran schließt sich unmittelbar die Höllenfahrt, Str. 18 (22) bis: 'er nahm dem Teufel alle seine Gefäße, deren er so viele hier besaß'. Hierauf fährt Str. 17 (23) fort: Er (so lese ich mit Diemer für Dr)

Er wart ein teil gesunterôt
ein lucel von den engelon:
ze zeichene an dem samztage u. s. w.

'Er wurde zum Theil (mit seiner Seele) für einige Zeit (so lange die Höllenfahrt dauerte) von den Engeln getrennt: zum Zeichen (seiner Abwesenheit) ruhte den Samstag über das Fleisch im Grabe, und erst am dritten Tage (ohne die Höllenfahrt wäre er schon am zweiten Tage, am Samstag auferstanden und bei den Engeln gewesen) erstand er aus dem Grabe und fuhr unsterblich von hinnen'. — An dem Anfange von Str. 18 (22) ist nichts zu ändern: Von der juden slahte scheint eine Anspielung auf die mißverstandene Stelle Apokalypse 5, 5 ecce vicit leo de tribu Juda.

21 (26), 1. 2. Duo got mit sîner gewalt sluoch in êgyptisce lant. Das in halte ich nicht mit Müllenhoff für unrichtig. Wie man mit seinen Sporen in ein Pferd schlägt (Mittelhochdeutsches Wörterbuch II, 2, 367a, 15), so kann man mit seiner Gewalt in ein Land schlagen. Bedenklicher ist mir das schwache Adjectiv êgyptisce ohne vorangehenden bestimmten Artikel: doch wird sich auch dies nach Grammatik IV, 575 rechtfertigen lassen.

22 (27), 3 hat Diemer unzweifelhaft Recht, das überlieferte scate, das Müllenhoff in scade änderte, beizubehalten. Die von Diemer S. 58 f. angeführten Parallelstellen, namentlich umbram fugat veritas, sind entscheidend. — Auch die Schreibung dâ der mite 25 (30), 11 scheint mir richtiger als dâ dermite. Und 26 (31), 2 wird man daz dû wâr verliezze wohl anerkennen müssen.

In metrischer Beziehung bietet Ezzos Cantilena manches Interessante. Ich will nur eins hervorheben. Die Handschrift vermeidet in mehreren

Fällen den Hiatus durch Apokope, wo dadurch eine Senkung ausfällt. So 5, 5 duo lêrt unsih Enoch; 5, 9 duo lêrt unsih Abrahâm; 14, 7 daz lêrt uns der gotes sun. Daraus, daß an der dritten Stelle Ezzo uns und nicht unsih sagt, lernen wir, daß in den beiden ersten únsih zu betonen ist, nicht unsíh wie bei Otfried und wie noch in der Summa theologiae. Ferner 19, 4 sô lôst uns der heilant; 24, 6 der wert uns daz selbe lant; 12, 6 von dem bluote nert er ein wîb; 13, 8 die lôst er dem stummen. Es wird daher auch 10, 9 mit opphere lôst in diu maget, statt des überlieferten lôste zu lesen sein. Und zwar vermuthlich wegen des schwachanlautenden in, lóst in dìu máget, wie vorher nért er èin und lóst er dèm wegen des schwachanlautenden er. Die Beschwerung des Artikels giebt keinen Anstoß: vergl. 2, 9 noh èrne vórhte dèn tót; 7, 4 do irscéin uns àllen dàz héil; (in 23, 7 dìe wége ùnte lánt*) ist die wohl Demonstrativum;) 8, 1 Duo wàrt gebórn èin chínt; 21, 5 er hìez sláhen èin lamb.

Die bisherigen Fälle der Apokope beschränkten sich auf schwache Perfecta. Aber 25, 7 treffen wir ebenso eine Declinationsform: jâ trúogen dìn éstè. Beschwerung eines Possessivpronomens ist aber weit stärker als Beschwerung eines Substantivs. Folglich wird auch 18, 10 der zevúorte im sìn geróube àl der Hiatus durch die Apokope geroub wegzuschaffen sein. Ebenso wenig ist dann aber werlte alle 7, 1 zu dulden, wo man durch werelte oder werolte, und erde an 26, 5, wo man durch erden abhelfen kann.

Die übrigen Fälle von Hiatus in Ezzos Lied sind 1) prunno ist 23, 10; 2) si in 10, 8; duo ime 18, 9; swa er 21, 12; elliu ist 27, 3; diu ist 28, 6 (dazu Synäresis im Auftacte wie 6, 1; 16, 10; 17, 6; 19, 12 u. s. w., vergl. 16, 3); — 3) 11, 3 ie âne; 14, 10 driu unte; 26, 1 du uns; 27, 2 du unser. Darüber wollen wir indes nicht eher urtheilen, als bis wir mit Otfrieds Metrik im Reinen sind. Ohnehin muß dann die Untersuchung mit größerer Genauigkeit wieder aufgenommen werden, als ich jetzt für nöthig hielt.

Ich will schließlich auf die metrisch merkwürdig genauen Schreibungen des Manuscripts, wie 3, 3. 8 tiefelles; 21, 12 nin (d. i. nien) gescah; 25, 12 manchun allez; 26, 4 swen du wúrdest aufmerksam machen, welche unser Vertrauen zu jenen Apokopen noch beträchtlich erhöhen müssen. —

Wenn ich diesmal Diemers vorliegende Schrift und kürzlich Heinzels Heinrich von Melk zum Gegenstande eingehenderer Besprechungen machte [unten S. 604 ff.], so ist das großentheils auch deshalb geschehen, um die geistliche, der altdeutschen Blüteepoche vorausgehende Litteratur ein wenig

*) Im Handexemplar: 'erde unte mere 8, 3 wie 23, 7'. B.

der Beachtung des wissenschaftlichen Publicums zu empfehlen. Wie reichen Stoff zu schönen fruchtbaren Untersuchungen birgt nur die einzige Vorauer Handschrift noch in sich, welche Diemers Ausgabe mit urkundlicher Treue wiedergiebt. Und wie lehrreich wird sie durch die Millstädter Handschrift ergänzt, die wir durch Karajans und Diemers Bemühungen besitzen. Auf die bequemste Weise — denn das gesammte Material ist leicht herbeigeschafft — können sich Specialarbeiten um die endliche Aufhellung einer an wichtigen Vorbereitungen reichen Epoche sehr wesentliche Verdienste erwerben. Unter allen Fachgenossen hat keinen die Liebe zu der Poesie jener Übergangszeit so mächtig ergriffen und keinen der Drang, darüber Licht zu verbreiten, so ausschließlich beherrscht, wie Diemer. Es wäre der schönste Lohn seiner Bemühungen, wenn dieselben nicht blos Würdigung und Anerkennung, sondern auch Nacheiferung und Fortsetzung fänden.

Wien. W. Scherer.

Das Melker Marienlied. Aus Pfeiffers Nachlaß in photographischer Nachbildung herausgegeben und eingeleitet von Joseph Strobl. Mit einer Musikbeilage von Ludwig Erk. Wien, W. Braumüller, 1870. 8 S. Fol. nebst 4 Tafeln.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 187—193.

Die poetische Litteratur der jetzt österreichischen Gegenden Deutschlands gliedert sich im XI./XII. Jahrhundert in zwei große Gruppen.

Die eine ist offenbar unter dem Einflusse der Cantilena Ezzos emporgekommen (über welche ich in diesen Blättern 1868, S. 735 ff. [oben S. 588 ff.] gehandelt habe); wie diese mischt sie lateinische Worte und Phrasen ein, um die Feierlichkeit der Rede zu erhöhen, und trägt insofern etwas gelehrten Charakter; die handschriftlichen Aufzeichnungen haben Einfluß der fränkischen Hofsprache erfahren, mitteldeutsche Lautgebung tritt uns gelegentlich entgegen.

Die andere Gruppe hat sich autonom entwickelt, lateinische Phrasen begegnen gar nicht oder nur an ganz hervorragenden Stellen, die geistlichen Verfasser stehen großentheils dem Volke nah, mit dem sie gegen den Adel verbündet sind, die Mundart zeigt mitunter schon die specifischen Merkmale des Bairisch-österreichischen, wie ou für û.

Beide Gruppen waren vermuthlich local geschieden. Die erste darf man den Donaugegenden zutheilen, die zweite vielleicht nach Kärnten setzen. Hervorragende Beispiele der kärntnischen sind Genesis und Exodus und der sonstige von Karajan herausgegebene Inhalt der Millstädter Handschrift. In den Donaugegenden zeichnen sich die Vorauer Genesis, das Leben Jesu, die Werke der Frau Ava aus.

Das älteste Werk dieser Gruppe aber, womit die Richtung gleichsam eingeweiht wird, ist das Melker Marienlied, zugleich dasjenige altdeutsche Gedicht, das durch Stil, Geist, Gesinnung der Cantilena de miraculis Christi am nächsten steht, worin die dichterische Persönlichkeit Ezzos am reinsten fortgewirkt hat.

Diese innere Nähe zu Ezzo darf wohl als Argument für die äußere angeführt werden, ich meine für die Datirung des Gedichtes. Die Ungenauigkeit der Reime befindet sich ungefähr auf derselben Stufe wie bei Ezzo. Die Sprache bietet so alterthümliche Formen wie mandalon dar. Das Lied wird eher in das Ende des XI. als in den Anfang des XII. Jahrhunderts fallen, und es mag gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1083 das Kloster Göttweih durch Bischof Altmann von Passau zu Ehren der Jungfrau Maria geweiht wurde.

Überliefert ist das Gedicht auf der ursprünglich leeren ersten Seite der Melker Annalen; aufgezeichnet durch einen Schreiber, dessen Hand sich in den Jahrbüchern selbst von 1133—1142 verfolgen läßt. Diese Aufzeichnung liegt uns hier aus Pfeiffers Nachlaß in einer photographischen Nachbildung vor, die zwar für den Text nichts Neues ergiebt, aber bei einem so ehrwürdigen Denkmal unserer alten Litteratur hochwillkommen wäre, auch wenn sie nicht durch folgende Umstände einen besonderen Werth erhielte.

Erstens hat J. Strobl in der Vorrede die soeben genannten Grenzen für die Zeit der Aufzeichnung wahrscheinlich gemacht, während man bisher geneigt war, sich bei dem Jahre 1123 zu beruhigen.

Zweitens hatte man bisher die Musiknoten nicht beachtet, welche an der Seite des Liedes stehen und denen in vorliegender Publication Herr Musikdirector Erk den Text unseres Gedichtes untergelegt hat.

Dabei kann man freilich sofort einige schwere Bedenken nicht unterdrücken.

Der Hymnus ist in sechszeiligen Strophen abgefaßt mit dem hinzutretenden Refrain Sancta Maria. In der Melodie werden aber zwei Strophen als durchcomponirt zusammengefaßt. Sehen wir auf die innere Gliederung des Gedichtes, so würden wir eher Gruppen von 3, 3, 2, 3, 3 Strophen anzunehmen geneigt sein, wie solche in ähnlicher Weise symmetrisch geordnet auch in Ezzos Cantilena und im Lob Salomonis begegnen: Str. 1—3 schließen sich näher zusammen durch ihren historischen Eingang. Str. 9—11 haben das Gemeinschaftliche, daß sie mit einer Anrufung beginnen. Str. 7. 8, die im Mittelpuncte stehen und beide mit Dô anfangen, enthalten das Hauptfactum: die Geburt Christi.

Drückte sich nun diese Eintheilung auch musikalisch aus, so geschah das im Einklang mit dem Geiste strophischer Poesie doch wahrscheinlich durch Verwendung zweier Melodien a und b nach dem Schema 3a, 3b, 2a, 3b, 3a, oder dreier Melodien a, b, c nach dem Schema 3a, 3b, 2c, 3b, 3a,

so daß also die Melodie a dreimal wiederholt wurde in Str. 1—3, dann die Melodie b dreimal in Str. 4—6, u. s. w.

Ohne auf diese Betrachtungen großes Gewicht zu legen und ohne behaupten zu wollen, daß es sich wirklich so verhalten müsse, darf ich sie doch der unwahrscheinlichen Zusammenfassung nnd Durchcomponirung je zweier Strophen entgegenhalten.

Aber selbst wenn man eine solche Zusammenfassung zugäbe, so erhöben sich noch unüberwindliche Schwierigkeiten. Es bleiben Lücken: ganze Tacte der Melodie, für welche kein Text zu Gebote steht. Und Erk muß zu der Annahme greifen, es sei 'ein dreisilbiger Refrain wie Maria, Maria oder so etwas Ähnliches' ausgefallen. Wohin aber setzt er diesen Refrain? In Str. 1 nach Zeile 4. In Str. 2 nach Z. 3 und nach Z. 5! Also ein Refrain, der nicht einmal ein wirklicher Refrain ist, weil er nicht gleichmäßig in allen Strophen wiederkehrt, ein Refrain, der die Construction und in der zweiten Strophe jedes Paares auch den Reim unterbricht — ferner ein doppelter Refrain in der ersten Strophe, der überlieferte Sancta Maria und ein nicht überlieferter, ersterer am Ende der Strophe, letzterer in der Mitte; ein dreifacher Refrain in der zweiten Strophe, nebst dem überlieferten zwei nicht überlieferte — nein, das ist nicht glaublich.

Aber noch mehr! Erk selbst behauptet keineswegs, daß wir die echte alte Melodie vor uns haben. Er setzt die Composition ins XV. Jahrhundert, 'vielleicht am genauesten zu bezeichnen: zwischen 1400—1460 oder 70. In der Handschrift des Locheimer Liederbuchs aus der Zeisbergischen Bibliothek zu Wernigerode, vor 1460 entstanden, kommen ganz ähnliche Tonsätze vor, nur sind sie harmonisch reiner und feiner ausgesponnen.'

Aber wie ging das zu? Das Lied muß also sammt seiner Melodie längst vergessen gewesen sein, ein Germanist des XV. Jahrhunderts entdeckte das Gedicht, las, verstand, bewunderte und componirte es, wie Felix Mendelssohn das Lichtensteinische In dem walde süeze dœne — aber gab es im XV. Jahrhundert Germanisten, gab es Gelehrte, welche sich um geistliche Lieder des XII. Jahrhunderts kümmerten und deren Interesse sich bis zu einem Versuch musikalischer Wiederbelebung verstieg? Und wie wunderlich: der germanistische Componist nahm nicht die Worte wie er sie fand, legte nicht die einfache sechszeilige Strophe mit Refrain zum Grunde, sondern bezog seine Arbeit auf je zwei Strophen zusammen genommen, die er sich durch sonderbare Erweiterungen aufgebauscht dachte.

Ich halte daher bis auf Weiteres die Ansicht fest, die ich mir gleich bei der ersten Bekanntschaft mit diesen Noten bildete: daß sie nämlich mit dem Melker Marienliede schwerlich etwas zu schaffen haben.

Jedenfalls ist es gut, daß die Urkunde selbst nun vorliegt und sich jeder an der Lösung solcher Zweifel versuchen, auch andere Musiker ihr Votum abgeben können. —

Seien mir an dieser Stelle noch einige Worte über die kritische Behandlung des Denkmals verstattet.

Eine erschöpfende Zusammenstellung der lautgeschichtlichen Thatsachen, welche das Gedicht an die Hand giebt, hätte sich wohl verlohnt. Denn ich meine es, wie ein Freund mir neulich schrieb: 'Unsere Wissenschaft wird nur dann festen Fuß fassen können, wenn sie auf eine Fülle von Empirie gegründet wird. Wie die Chemiker ihre hundert und hundert Analysen machen und sie dann in bequeme Tableaux zusammenstellen, so werden bei uns auch vorderhand z. B. alle örtlich und zeitlich bestimmten Documente genau 'beschrieben' werden müssen: der Speculation wird natürlich hier ebenso wenig wie in den Naturwissenschaften ihr Recht verkümmert werden.'

In dem vorliegenden Falle würde sich wohl ergeben haben, daß eins der oben aufgestellten Merkmale für die Litteraturgruppe der Donaugegenden hier nicht zutrifft.

Einfluß des Mitteldeutschen zeigt sich nirgends. Vielmehr in Schreibungen wie flǒzzet, flǒhet für fliuzzet, fliuhet eine Eigenthümlichkeit, die gerade aus kärntnischen Denkmälern sehr bekannt ist. So soll auch wohl durch ů in turteltůben der Laut ou bezeichnet werden, wie in 3, 2 himeltů. Auch æi bietet die Millstädter Handschrift häufig. Der Schreiber folgte hierin wohl treu seiner Vorlage, welche aus einer Zeit stammte, wo fränkische Lautgebung in österreichische Handschriften noch nicht gedrungen war. Hierdurch wird die obige Zeitbestimmung bestätigt.

Doch auch die Eigenthümlichkeiten jüngerer Orthographie machen sich geltend, die umgekehrt der Zeit der Quelle nicht zuzutrauen sind und welche eingeschmuggelt zu haben der Schreiber verdächtig erscheint, ohne daß man diesen Verdacht zu einer bestimmten Beschuldigung erheben dürfte und ohne daß es gerade unbedingt nothwendig wäre, ihm in der kritischen Gestaltung des Textes Ausdruck zu geben.

Dahin rechne ich den mehrfach in der Schreibung angedeuteten Umlaut. Der Reim 8, 3 bluote : nôte (eher als das überlieferte nœte) scheint gegen die Überlieferung zu sprechen, aber entscheidend ist er leider keineswegs. Mit größerer Bestimmtheit möchte man gegen 4, 6 undern dornen für under den dornen Widerspruch erheben: under dornen genügt und schafft die für so alte Zeit auffallende Kürzung hinweg. Am verdächtigsten aber sind die starken Kürzungen, welche der Schreiber der Vorsilbe ge- zumuthet.

Wir pflegen bei mittelhochdeutschen Dichtern nicht mehr solcher Kürzungen zuzulassen, als das Metrum durchaus fordert. Von den hier überlieferten wird aber keine durch den Vers verlangt. In 8, 6 kommt die Schreibung vile wole geniezze wir dîn, in 9, 6 die Schreibung gelîch der turtiltůben metrisch auf dasselbe hinaus wie die Überlieferung. In 13, 3 würde das überlieferte du bist glîch déme súnnén zu einer höchst wunderlichen Betonung verführen: du bíst gelích deme sünnén giebt

metrisch keinen Anstoß, aber aus sachlichen Gründen ist du bist wahrscheinlich zu streichen. Der Schreiber (sei es der der Handschrift, sei es der der Vorlage) hat das ohnedies mehrmals im Anfang des Verses stehende du bist auch hier angebracht, dadurch aber den Sinn gestört: eine Bezeichnung, die sich allem Anscheine nach auf Christus beziehen muß, wird der heiligen Jungfrau zugetheilt (s. Müllenhoff zu der Stelle). Dadurch wird gegen den überlangen Vers 9, 1 Du bist ein beslozzeniu borte sogleich derselbe Verdacht rege. Insbesondere da der Vocativ von Z. 3 seltsam zwischen den beiden Sätzen, die mit du bist anheben, steht. In Str. 10 gehen die Vocative voraus, dann folgt erst du bist. Darum hat Müllenhoff in 9, 1 die Worte du bist ein weggelassen. Ich glaube aber, es ist Du zu belassen: Du beslozzeniu borte, wie Z. 3 du waba triefendiu.

Gleich die folgende Zeile (9, 2) entâniu deme gotes worte muß ebenfalls verderbt sein, da man den überladenen ersten Fuß entâńiu einem lyrischen Gedicht ungern zutrauen wird. Die Besserung entân ist leicht, aber nicht sicher, da wir es mit einer Quelle zu thun haben, die sich Interpolationen ganzer Worte erlaubt. Z. 12, 6, die ebenfalls zu lang ist, theilt mit dem vorliegenden Verse den Ausdruck gotes wort. Z. 12, 6 hat Müllenhoff darin das Verderbniß gesucht, vielleicht verhält es sich auch 9, 2 ebenso: daz wort schlechthin, ohne Zusatz, ist nach dem Eingang des Johannesevangeliums Christus.

Aber kehren wir zu der Partikel ge- zurück. Die Kürzung des ge, die wir überall, wie sie die Handschrift darbietet, glauben weglassen zu müssen, hat Wackernagel gegen die Überlieferung erst eingeführt, um den Vers 8, 5 auf sein richtiges Maß zu bringen: des scol er iemmer globet sîn. Müllenhoff dagegen läßt gelobet unangetastet und setzt imer, was durch Verschleifung einsilbig würde. Zur Rechtfertigung darf aber wenigstens Ezzo 1, 32, worauf es hier zunächst ankäme, nicht geltend gemacht werden: dicht daneben steht Diemer 320, 19 behilten; dann 321, 5 blise, 14 gewilten, 22 wi schir für behielten, bliese u. s. w., also wohl auch îmer nach mitteldeutscher Weise für iemer. Sollte es nicht erlaubt sein, zu lesen: des scol er ie mêr gelobet sîn? Vergl. über ie mêr Lachmann zum Iwein S. 439.

In der vorangehenden Zeile (8, 4) wird man durch die Schreibung von der êwigen nôte zu der Betonung êwigen genöthigt: in einem so alten Gedicht bedenklich, wie mir scheint: also wohl êwegen, wie Z. 3 heilegen für heiligen.

Die Frage des zweisilbigen Auftactes macht hier wie überall in älteren lyrischen Stücken Schwierigkeit. Es ist außerordentlich schwer, zu entscheiden, wie weit man emendiren darf. In Müllenhoffs Text ist nur übrig geblieben: 2, 6 daz be|zeichint dîne magetheit; 5, 5 dâ der | tôt wart ane irworgen; 6, 6 diu be|zeichint dich unde dîn barn (Müllenhoff liest mit Lachmann dich und dînen barn; aber warum nicht dich ünt

dîn bárn?); 7, 1 Do ge|hît ime sô werde; 8, 1 Do ge|bære du daz gotes chint; 11, 4 du der | wæzzest alsô verre; 11, 6 du be|suontest den Even val. Dazu kommt noch 9, 1 Du be|slozzeniu borte. Die Fälle, worin do und du die erste Silbe bilden, sind sehr leicht, weil verschleifbar; schwerer ist daz be-, diu be-, dâ der.

Weggeschafft sind 3, 2 nider | spræit [er] ein lamphel; 6, 3 [der quot] | wie vone Jessês stamme; 7, 4 [wole] ir | chanten daz vrône chint; 13, 1 Chint [ge]|bære dû magedîn. Die eingeklammerten Worte und Silben sind von Müllenhoff, zum Theil nach Lachmanns Vorgang, gestrichen. Am anstößigsten ist 6, 3, weil die zweite Silbe des Auftacts höher betont ist als die erste: dabei kommt hinzu die ganz häufige Erfahrung, daß zur Einleitung einer Rede die Worte er sprach oder etwas Ähnliches interpolirt werden. An dieser Stelle ist die Emendation sicher.

Was die übrigen betrifft, so wäre an sich (rein lautlich genommen) nider, wole ir- (lies woler-) leichter als daz be, diu be, dâ der. Aber in den letzteren Fällen haben wir blos formale Elemente der Sprache vor uns, während es sich in den ersteren um materiale handelt. Dürfte man in solchen Dingen ein Denkmal aus dem anderen beurtheilen, so würde man mit Rücksicht auf Ezzo, bei dem zallen 2, 11, wârer 4, 12, wider 5, 12, (uber 6, 6. 7, 8 vor Vocal), unter 11, 4, lag in 22, 8, aller 25, 2, unser 26, 10. 28, 6 im Auftact geduldet werden müssen, für Beibehaltung der Überlieferung stimmen.

Andererseits sind die Besserungen Müllenhoffs freilich einfach genug. Das Gedicht würde dann als das erste dastehen, in welchem nur leichtere Arten des zweisilbigen Auftactes geduldet wurden, worin also ein Hinwegstreben vom zweisilbigen Auftacte sich geltend machte.

Was man in den Text setzt, wird schließlich davon abhängen, ob man sich schwerer oder leichter entschließt, von der Überlieferung abzuweichen. Die Hauptsache ist, daß man Erwägungen wie die vorstehenden überhaupt anstelle, die Fälle genau unterscheide und sich der Ungewißheit der Sache bewußt bleibe. Ob der Zweifel an der Überlieferung im Text oder in der Anmerkung Ausdruck findet, ist gleichgültig. Wenn der Zweifel nur vorhanden ist.

Nur ein Bedenken bleibt mir noch gegen Müllenhoffs Ausgabe. Es betrifft den Anfang.

Überliefert ist Iu in erde. leit aaron eine gerte. Der Schreiber wollte, da er den Reimpunct nach erde setzt, den Reim auf erde : gerte legen. Seine erste Zeile aber ist dann zu kurz für das Gedicht. Daher setzt Müllenhoff (wie schon Hagen, Minnesinger 3, 429, der übrigens noch die vor erde hinzufügen wollte): Jû leit in erde. Aaron eine gerte, indem er zur Rechtfertigung anführt: 'daß der Dichter, der den Reim erde : gerte in Händen hatte, ihn nicht sollte bemerkt haben, ist unglaublich.

Aber es fragt sich, ob dem Dichter das übereinstimmende er—e so wichtig war, um über das nicht übereinstimmende d und t hinwegzusehen. Wenn wir mit Lachmann und Wackernagel leite : gerte als Reim annehmen, so stimmt die Silbe te vollständig, wie in 1, 3 nur -e; 9, 5 nur -en; 14, 1 nur -es reimte. Dürfen wir dem Verfasser eine Vorliebe zutrauen, von der wir nirgend nachweisen können, daß er sich durch sie leiten lasse? Er hat eigentlich keine consonantisch ungenauen Reime außer 1, 5 brâht : rât; 4, 3 bluome : scône; 10, 5 boum : wurm, denn 4, 5 kann man andren (: dornen) lesen. Und es darf gefragt werden, ob der Dichter den Reim erde : gerte auch nur für erlaubt gehalten hätte.

Wer beide Zeilen in Müllenhoffs Text hinter einander liest, wird sich versucht fühlen, gerde auszusprechen statt gerte, und er wird sich mit einer gewissen Gewaltsamkeit besinnen, gleichsam die träge forteilenden Sprachwerkzeuge erinnern müssen, daß hier t, nicht d zu sprechen sei. Es wird vor allem darauf ankommen, ob Otfried dergleichen hat; ich bin nur einige Partien des ersten Buches daraufhin durchgegangen, ohne etwas Ähnliches zu finden. Wenn I, 4, 14 ginâda : beitôta steht, so geht verschiedener Vocal vorher und der Reim braucht kein zweisilbiger zu sein. I, 4, 10 ist leitenti zu lesen (: elti). I, 4, 34 scheint die Wiener Handschrift fastendi zu haben (: jugendi). Bei Ezzo 28, 7 dürfte man (wenn sich die Sache bei Otfried bestätigt) âdem : genâden vermuthen. Die Untersuchung sämmtlicher altdeutscher Assonanzen kann hier eine Entscheidung gegen die Umstellung und den Reim erde : gerte bringen. Aber auch wenn dergleichen Assonanzen sonst vorkommen, so bleiben die obigen Bedenken, die aus der vorliegenden Dichtung selbst geschöpft sind, bestehen.

Dürfen wir vielleicht noch für eine andere Stelle des Marienliedes Otfried herbeiziehen, um die Überlieferung zu schützen? Ich meine Otfrieds (I, 3, 37) iro dago wart gewago fon altên wîzagon zum Schutz von 6, 2 Isâias der wîssage der habet dîn gewage. Beides sonderbar, höchst sonderbar, ja bis jetzt kaum erklärlich. Aber die jüngere Stelle ist nicht sonderbarer als die ältere. Die beiden Sonderbarkeiten bekräftigen sich gegenseitig. Und im Marienlied stellt die Änderung gewagen wieder einen Reim her, wie er sonst in diesem Denkmal nicht vorkommt. Das überschüssige n wäre an sich nicht auffallend, aber es hier gegenüber der Otfriedischen Parallelstelle erst einzuführen und als Singularität einzuführen, scheint doch gewagt.

Wien. W. Scherer.

Heinrich von Melk. Herausgegeben von Richard Heinzel. Berlin, Weidmann 1867. VIII und 154 S. 8.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1868, Bd. 19, S. 564—579.

Die beiden altdeutschen Gedichte des XII. Jahrhunderts, welche das vorliegende Buch in einer neuen Ausgabe enthält, erscheinen nicht zum ersten Male vor dem Publicum. Die Erinnerung an den Tod (rede von des tôdes gehugde) hat zuerst Maßmann 1837 (Deutsche Gedichte des XII. Jahrhunderts S. 343—357), dann 1856 Diemer im 3. Theil seiner kleinen Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Litteratur abdrucken lassen. Das zweite Gedicht, dessen Titel und Anfang in der einzigen Handschrift fehlt, edirte Haupt 1836 (Altdeutsche Blätter I, 217—236) unter der Überschrifft 'Pfaffenleben', wofür der gegenwärtige Herausgeber, um den neudeutschen Sprachgebrauch zu wahren, 'Priesterleben' gesetzt hat.

Daß die beiden Gedichte einem und demselben Verfasser angehören, hat man bald erkannt; die Erinnerung wird im Priesterleben citirt. Der Dichter nennt sich (Erinnerung 990) Heinrich. Er nennt sich ferner (Erinnerung 225) einen Laien. Nichtsdestoweniger spricht er Erinnerung 1 von seinem Votum religionis (mînes gelouben gelubde). Er war also Laie und doch durch ein geistliches Gelübde gebunden. Was ist das für ein Amphibium? Der Herausgeber giebt die einfache Antwort: ein Laienbruder.

Aus sicheren Andeutungen geht hervor, daß Heinrich von Adel und daß er ein alter Mann war, als er sein erstes Werk, die Erinnerung, verfaßte. Aus weniger sicheren Andeutungen hat der Herausgeber geschlossen, daß er von seinem Sohne aus dem Hause gedrängt, seines Vermögens beraubt und von den übrigen Verwandten nicht unterstützt, verbittert sich in das Kloster zurückzog. Der Herausgeber würde seine Folgerungen überzeugender gemacht haben, wenn er die ganze Reihe der Erwägungen, die ihn offenbar leiteten, hätte vorlegen wollen.

Im Allgemeinen sind nur zwei Motive denkbar, die einen Ritter, der das adelige Leben nach allen Seiten hin kennt, der nicht aufhört, sich als Adeliger zu fühlen und gewissen Ritterpflichten zu genügen, — es sind nur zwei Motive denkbar, die einen solchen ins Kloster treiben können: ein ungewöhnlich frommer Sinn und bittere Lebenserfahrungen. Den ersteren gewahren wir an unserm Heinrich nirgends, er ist weit entfernt von inniger Versenkung in Gott, von einsamem Gebet und mystischer Meditation. Seine Seele bleibt den praktischen Lebensinteressen zugewandt, mit reformirendem Eifer, mit concentrirter Leidenschaft: er ist ein zürnender Satiriker, ein Juvenal seiner Zeit.

Bleibt also nur das zweite Motiv. Und auf dieses weist uns nicht blos die negative Erwägung nachdrücklich hin, sondern es wäre schwer, zu verkennen, wenn man den Geist der vorliegenden Dichtungen unbefangen auf sich wirken läßt, daß jedes Wort darin aus einem verbitterten Gemüthe

fließt. Haben wir erst das erkannt, so sagen wir uns leicht: ein solcher Dichter, der fast alle Lebensbeziehungen seiner Zeit der Kritik unterwirft, wird nicht über die Beziehung gerade schweigen, welche für ihn die Quelle eines traurigen Schicksals einschloß, es müssen vielmehr nach dieser Seite seine schärfsten Ausbrüche gewandt sein.

Tritt man so vorbereitet an unsere Satiren heran, so ergeben sich Heinzels Schlüsse leicht. Sicherheit ist dabei nicht, aber Wahrscheinlichkeit. Und wer darf wohl in historischen Dingen den Grad von Sicherheit in Anspruch nehmen, wie ihn die meisten Zweige*) der Naturwissenschaft gewähren?

Wir suchen zu dem Lebensbild die Orts- und Zeitbestimmung. Am Schlusse der Erinnerung betet Heinrich für den Abt Erchenfried. Die Annahme bietet sich von selbst, daß Heinrich in keinem anderen Kloster die Gelübde werde abgelegt haben, als in demjenigen, welchem der genannte Erchenfried vorstand.

Nun giebt es einen Erchenfried von Melk 1122—1163 und einen Erchenfried von Göttweig 1090—1120. Welchen meint Heinrich? Lachmann entschied sich für den ersteren nach der verhältnißmäßigen Reinheit von Heinrichs Reimen. Diemer wählt den zweiten, weil er die ziemlich günstigen Berichte über den Zustand der Salzburger Diöcese unter Konrad I. (1106—1146) auf Konrads Nachfolger und auf die Passauer Diöcese ausdehnt: er schließt daraus, daß Heinrichs Polemik gegen schlechte Priester im Laufe des XII. Jahrhunderts gegenstandslos gewesen wäre: den vermeintlichen Beziehungen auf Heinrich IV. und seine Söhne mißt Diemer selbst eine bloße Möglichkeit bei: die weiteren Combinationen mag man bei ihm selbst nachlesen. Ich begnüge mich, Heinzels für mich überzeugende Argumentation zu präcisiren, durch welche Lachmanns Ansicht bestätigt wird.

Erstens. Heinrich verficht den Satz, daß die Gültigkeit des Meßopfers von den persönlichen Eigenschaften des opfernden Priesters, falls er nur die Weihen habe, in keiner Weise abhänge. Gerhoch von Reichersberg, der angesehenste Theolog des XII. Jahrhunderts in der Gegend, in welche wir Heinrich setzen müssen, ließ in einem zwischen 1143 und 1147 verfaßten Tractat diesen Satz nicht uneingeschränkt gelten. Hätte Heinrich wenige Jahre darnach geschrieben, so könnte man nicht begreifen, wie er auf die Meinung des berühmten Nachbars nicht die geringste Rücksicht genommen haben sollte. Heinrich schrieb also die betreffenden Äußerungen früher oder beträchtlich später nieder (S. 27).

Zweitens. Gerhoch hat die Ansicht, welche sein erwähnter Tractat aussprach, in einem späteren und vor 1165 geschriebenen Werke, dem Prologus galeatus, in demselben Sinne modificirt, wie sie Heinrich vorträgt, und er fügt seiner Auseinandersetzung die Bemerkung bei, der Heilswirkungen

*) So ist im Handexemplar das gedruckte 'Theile' corrigirt. B.

des Sacraments könne man auch ohne wirkliche Communion durch das bloße Verlangen theilhaftig werden. Die Bemerkung steht durchaus nicht in nothwendigem Zusammenhange mit jener Ansicht. Wenn nun wie bei Gerhoch beide Sätze auch bei Heinrich neben einander und in unmittelbarer Gesellschaft auftreten: so muß wohl hierin Heinrich von Gerhoch abhängig sein (S. 28).

Drittens. Die Priesterehe ist erst auf den Concilien von Pisa und im Lateran 1134 und 1139 für ungültig, für keine Ehe erklärt worden. Und von dieser Voraussetzung geht Heinrich aus bei seiner Polemik gegen unenthaltsame Priester (S. 28—33).

Viertens. Die Entrüstung Heinrichs über schlechte Priester gilt nach Heinzels sehr glaublicher Vermuthung zum Theil den irregulären Canonikern. Die Befehdung der irregulären Canoniker, der Wunsch, sie alle regulär zu machen, ist eine der Haupttendenzen Gerhochs (S. 34—41).

Fünftens. Gerhochs Reformideen finden unter den Päpsten nur bei Eugen III. rechten Anklang, Gerhoch beklagt Eugens Tod (1153) schmerzlich, 'besonders da diesem Elias kein Elisäus gefolgt sei'. Wir sind nach allem, was vorausgegangen, berechtigt, wenn Heinrich Erinnerung 398 f. klagt, Rom habe seinen 'alten Vater' nicht mehr, ebenfalls an Eugen zu denken (S. 42).

Hieraus folgt, daß jener Erchenfried der Melker und daß Heinrichs Erinnerung zwischen dem Tode Eugens III. 1153 und dem Tode Erchenfrieds 1163 abgefaßt ist. Über das Priesterleben weiß man nur, daß es der Erinnerung nachfolgte. Aus der handschriftlichen Überlieferung scheint sich zu ergeben, daß es nie vollendet wurde (s. unten). Unter den verschiedenen Heinrichen des Melker Nekrologs findet sich keiner, der mehr als die anderen berechtigt wäre, für den unsrigen gehalten zu werden.

Die angedeuteten Erörterungen des vorliegenden Buchs gewähren nebenbei eine vollständige Geschichte der Cölibat- und Abendmahlsfrage in den hundert Jahren vor Heinrichs Gedichten. Zugleich gewinnt Gerhochs Persönlichkeit weit schärfere Umrisse als in den bisherigen Darstellungen. Es wäre gut, wenn uns die Persönlichkeit Erchenfrieds gleichfalls etwas näher treten könnte. Wir dürfen annehmen, daß er Gerhochs Bestrebungen nicht weniger theilte als Heinrich. Ja, wer weiß, ob hinter den rein theologischen Elementen von Heinrichs Satiren nicht hauptsächlich Erchenfried steht. Es muß kein unbedeutender, wenigstens in dem, was er vorstellte, ein ganzer Mann gewesen sein. Er war selbst Schriftsteller: eine Lebensgeschichte des heiligen Koloman hat ihn zum Verfasser. Zwei Wallfahrten nach Jerusalem werden von ihm bezeugt 1152 und 1163 (Ann. Mellic. Pertz Scriptores 9, 504): von der zweiten kehrte er nicht zurück. Wichtiger aber und für ihn ehrenvoller ist ein anderer Umstand.

Erchenfried trat sein Amt 1122 an. Im Jahre 1123 wurden die Melker Annalen angelegt, womit die österreichische Annalistik erst beginnt.

Sollen diese Jahrbücher ohne den Einfluß des Abtes in Melk entstanden sein? Wer wird das annehmen wollen bei dem Zusammentreffen der Daten? Indes ist eins zu bedenken.

Honorius von Autun benutzte zu seiner Summa totius de omnimoda historia eine gewisse Quelle in derselben Fassung, die uns eine Göttweiger Handschrift und nur diese erhalten hat. Dazu stimmt, daß er sein Büchelchen De libero arbitrio (als über eine quaestio nuper inter nos orta, wie er sich in der Widmung ausdrückt, Ed. Migne S. 1223) einem Propst Gottschalk widmet, vermuthlich dem ersten Abt von Heiligenkreuz (1136—1147). Dazu stimmt ferner die große Anzahl von Handschriften seiner Werke, die sich in österreichischen Klöstern erhalten hat. Aus jener Summa totius enthält der historische Theil von Honorius' Universalencyklopädie Imago mundi einen Auszug. Die erste Ausgabe dieses Werkes erwähnt noch Heinrich den V., und II, C. 93 wird bei Angabe der Methode der Jahresberechnung aus Indictionen das Jahr 1122 gewählt. Wir dürfen wohl annehmen, daß Honorius in diesem Jahre schrieb.

Wenn nun die Annales Mellicenses 1123 begonnen wurden, so liegt es nahe, die Anregung dazu in dem soeben erschienenen Werke des Honorius zu finden, welches seinem älteren und ausführlicheren Geschichtswerke neue Leser werben mochte. Hierdurch wird die Einwirkung Erchenfrieds, wenn sie überhaupt stattfand, jedenfalls zu secundärer Bedeutung herabgedrückt.

Dieser Honorius ist es, dessen Werken unser adeliger Laienbruder den größten Theil seiner theologischen Bildung verdankte (Heinzel S. 20). Und Honorius war in den Donaugegenden ein berühmter Schriftsteller, ehe noch Gerhoch seine schriftstellerische Laufbahn begonnen hatte.

Darum sei mir gestattet, das wenige, was ich über Honorius weiß, hier in der Kürze vorzutragen.

Honorius schließt sein Werk über die Kirchenschriftsteller (De luminaribus ecclesiae) mit einem Capitel (IV, 17) über sich selbst, welches lautet (Migne p. 232 ff.): Honorius Augustodunensis ecclesiae presbyter et scholasticus, non spernenda opuscula edidit: (I.) Elucidarium in tribus libellis*); primum de Christo, secundum de ecclesia, tertium de futura vita distinxit. Libellum de sancta Maria qui Sigillum sanctae Mariae intitulatur: unum De libero arbitrio qui Inevitabile dicitur: unum libellum sermonum qui Speculum ecclesiae nuncupatur: de incontinentia sacerdotum qui Offendiculum appellatur; (II.) Summam totius de omnimoda historia; Gemmam animae de divinis officiis, Sacramentarium de sacramentis, Neocosmum de primis sex diebus, Eucharistion de corpore domini; Cognitionem vitae de deo et aeterna vita; Imaginem mundi de dispositione orbis; Summam gloriam de

---

[1]) Im Handexemplar: 'über das Elucidarium vergl. Carus, Geschichte der Zoologie Seite 270'. B.

Apostolico et Augusto; Scalam caeli de gradibus visionum, (III.) De anima et de deo quaedam de Augustino excerpta, sub dialogo exarata; Expositionem totius psalterii cum canticis miro modo; Cantica canticorum exposuit, ita ut prius exposita non videantur. Evangelia quae beatus Gregorius non exposuit; Clavem physicae de naturis rerum; Refectionem mentium de festis domini et sanctorum; Pabulum vitae de praecipuis festis; (IV.) hunc libellum De luminaribus ecclesiae. Sub quinto Henrico floruit. Quis post hunc scripturus sit, posteritas videbit. Zu dem Schlußsatze vergl. was zwei Handschriften der Imago mundi bei Konrad III. bieten (Migne p. 186): Quis post hunc regnum adepturus sit, posteritas videbit.

Die Eintheilung des Schriftenverzeichnisses in vier Gruppen habe ich hinzugefügt. Die dritte Gruppe, deren Umfang sich nicht genau bestimmen läßt, kann nicht von Honorius herrühren: non spernenda opuscula durfte er seine Werke wohl nennen; aber so extravagante Lobsprüche, wie über die Erklärung der Psalmen und des Hohenliedes (das letztere überdies aus II, C. 17 entlehnt, wo es von Ruffinus heißt: Symbolum sic exposuit, ut in eius expositione alii nec exposuisse credantur), hat er sich nicht selbst gemacht. Überdies ist das exposuit ganz gegen die sonst von ihm befolgte Aufzählungsmethode. Die Aufzählungsmethode ist es auch, welche die erste von der zweiten Gruppe scheidet: in der ersten (mit Ausnahme allerdings des Elucidariums, wobei eine Gesammtinhaltsangabe schwer gewesen wäre) die Angabe des Inhalts voraus und dann der geistreich pointirte Titel, den Honorius seinen Werken zu geben liebte; in der zweiten umgekehrt der Titel voraus und dann erst die Inhaltsangabe. Dem Honorius die zweite Gruppe abzusprechen, hat man zwar kein Recht. Aber daß er in Einem Athem, d. h. wenn er die ganze Aufzählung hinter einander hinschrieb, einen solchen Wechsel vorgenommen haben sollte, ist nicht eben wahrscheinlich. Man mag es überscharf finden, daß ich Gewicht hierauf lege: es nicht zu bemerken, wäre überstumpf. Und wichtig wird die Sache durch andere Betrachtungen.

Zuerst constatiren wir, daß sich Honorius Priester der Kirche zu Autun und Schulvorsteher daselbst nennt. Das französische Burgund war also, wo nicht seine Heimat, so doch die Stätte seiner ersten Wirksamkeit. Die Stelle p. 269 B: Quod autem apud nos sunt rhythmi scilicet cantus certo syllabarum numero compositi, fidibus citharae apti: hoc sunt apud Hebraeos psalmi metro vario compositi, chordis psalterii apti — kann freilich wohl nicht unbedingt auf romanische Poesie bezogen werden.

Ferner: Honorius schrieb sein Elucidarium, gebeten von seinen Mitschülern, ihnen schwierige Fragen aufzulösen (Migne p. 1109 A). Er überschickt es ihnen (quem misi libellum p. 496 D): befand sich also, da er es schrieb, nicht mehr in der Schule und örtlich von ihr getrennt. Jene Mitschüler, die ein fratrum conventus sind, nennen ihn hierauf dankend

ihren Lehrer und bitten um die Lösung neuer Zweifel, worin er ihnen durch das Sigillum beatae Mariae willfahrt (p. 495 D). Bald verlangen jene, unter Berufung auf die beiden eben geleisteten Dienste, einen neuen und schicken einen aus ihrer Mitte ab, um ihm eine Frage über die Prädestination vorzulegen (p. 1197 B): Honorius beantwortet sie durch sein Werkchen Inevitabile.

Dieselben fratres — es sind dieselben: denn sie erwähnen viele ähnliche Gefälligkeiten, die ihnen Honorius erwiesen — bitten ihn um ein liturgisches Compendium, das er ihnen unter dem Titel Gemma animae liefert. Aus ihrer Zuschrift geht hervor, daß das Kloster arm war: sie klagen über viele praktische Geschäfte und über Mangel an Büchern (p. 542). Die Antwort des Honorius besagt, daß er soeben erst die Summa totius beendigt habe.

Die Vorrede des letztgenannten Werkes beginnt (p. 187): In vinea domini stans conspexi plurimos pio opere velut examen apum fervere, quam plures vero adhuc pigro otio torpere. Für die letzteren hauptsächlich, um ihnen den Vorwand zu rauben, daß sie keinen hinlänglichen Vorrath von Büchern hätten, schreibt er das Werk, als ein compendium de tota scriptura collectum. Wir wissen aber schon, daß er es in Deutschland und mit specieller Rücksicht auf deutsche Verhältnisse abgefaßt hat. Wir werden daher jene wenig schmeichelhafte Charakteristik auf Honorius' deutsche, besonders österreichische Standesgenossen beziehen müssen.

Wir haben also die chronologische Folge Elucidarium, Sigillum Mariae, Inevitabile — und dann Summa totius, Gemma animae gefunden. In derselben Ordnung sind jene drei in der ersten, diese zwei in der zweiten Gruppe des Honoriusschen Schriftenverzeichnisses aufgeführt. Daraus ergiebt sich, daß beide Gruppen die chronologische Reihe einhalten.

Hierdurch wird zunächst dem Speculum ecclesiae und dem Offendiculum ihre Stelle am Ende der ersten Gruppe angewiesen. Auch zum Speculum ecclesiae haben ihn die fratres — ich nehme wieder an: die Mitglieder des Klosters, in welchem er seine Erziehung erhalten*) — aufgefordert. Und ihre Aufforderung beginnt (p. 814): Cum proxime in nostro conventu resideres — er war also von Zeit zu Zeit in ihrer Mitte anwesend — et verbum fratribus secundum datam tibi a domino sapientiam faceres — er war also auch der Predigt mächtig.

Später als das Speculum ecclesiae entstand das Offendiculum, welches wieder aufgefunden zu haben Diemers Verdienst ist. Eine Stelle, die er anführt (Kleine Beiträge 4, 30), lehrt, daß auch diese Schrift auf Begehren der fratres geschrieben ist, welche Auskunft verlangten über die jetzt allgemein verhandelte Frage, ob es den Priestern erlaubt sei, nach

*) Dazu im Handexemplar: 'aber Imperator p. 862!' B.

Empfang der Weihen zu heirathen und ob es Christen nützlich oder erlaubt sei, ihre Messen zu hören und sich die Sacramente von ihnen spenden zu lassen. Daß nach der Fragestellung das Werkchen in die Zeit vor den Concilbeschlüssen, welche die Priesterehe für ungültig erklärten, fallen muß, bedarf keiner Bemerkung. Eher hat man davor zu warnen, daß es nicht allzu weit hinaufgerückt werde gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts; denn die Streitfrage, um die es sich handelt, braucht nicht eben erst erhoben worden zu sein, besonders da die Priesterehe in Frankreich länger dauerte als in Deutschland.

War Honorius noch Priester und Scholasticus in Autun, als er seine Geschichtswerke in Deutschland schrieb?

Die Zuschrift der Brüder vor der Gemma animae bezeichnet ihn als solitarius. Ebenso wird er vor der Imago mundi und sonst genannt. Ebenso erscheint in den Annales Palidenses (Pertz Scriptores 16, 52) unter Aufzählung einiger seiner Werke solitarius quidam nomine Honorius. Und wenn ein früherer Herausgeber (Migne S. 1194) bemerkt, Honorius sei von einigen scholasticus et solitarius, von anderen inclusus, manchmal auch anachoreta genannt worden: so werden diese Benennungen ja wohl auf handschriftliche Zeugnisse zurückgehen.

Da die Gemma animae unmittelbar nach der Summa totius fällt, so dürfen wir annehmen, daß er auch die Summa schon als solitarius verfaßt habe. Demnach fiele der Beginn seines Einsiedlerthums mit dem Beginn seines Aufenthaltes in Deutschland (falls nicht etwa das Offendiculum bestimmt deutsche Zustände voraussetzt?) und zugleich mit dem Anfang der zweiten Gruppe seiner Schriften zusammen?

Für diese zweite Gruppe ist die Bezeichnung presbyter et scholasticus Augustodunensis nicht mehr richtig, obwohl sie beibehalten werden konnte, wie Williram, der seine Paraphrase des Hohenliedes als Abt zu Ebersberg verfaßte, in einer Handschrift dieses Werkes noch monachus Fuldensis, scholasticus Babinbergensis genannt wird (Leben Willirams S. 252. 256 f.). Aber auf die Unterscheidung der beiden Gruppen wird man nun doch wohl Werth legen und vielleicht auch die Annahme einer ersten Ausgabe des Buches De luminaribus ecclesiae hinzufügen dürfen, welche seine Autuner Epoche abgeschlossen oder seine deutsche Epoche begonnen hätte.

Welche Motive ihn nach Deutschland führten, erhellt nicht[1]). Vielleicht giebt das Offendiculum darüber Aufschluß, durch dessen rasche Veröffentlichung uns Herr Regierungsrath Diemer daher zu lebhaftem Danke ver-

[1]) 'Le choix d'une terre étrangère de la part d'un homme qui veut se dévouer à la vie solitaire, n'a rien qui doive nous étonner: les exemples de transmigrations causées par un semblable motif sont trop communs' — sagt die Hist. litt. de la France 12, 166, die den allgemeinsten Lebensumriß des Honorius vollkommen richtig erkannte.

pflichten würde. Honorius behandelte darin eine praktische Angelegenheit der Zeit, welche die Menschen in Parteien zerriß. Es ist ebenso denkbar, daß seine Beantwortung der streitigen Fragen ihn einer heimischen Gegenpartei verhaßt machte, wie daß sie ihn bei auswärtigen Parteigenossen empfahl. Weshalb er vollends den Stand des Einsiedlers erwählte, können wir nicht errathen. Nur allzu romantische Vorstellungen muß man damit nicht verbinden. Odo von Cluny soll in seiner Zurückgezogenheit eine Bibliothek von hundert Bänden besessen haben. Dann plötzlich giebt er das einsame Leben wieder auf. Und mit Recht bemerkt Hauréau bei diesem Anlaß (Singularités historiques p. 147): C'est bien à tort que l'on se représente ces pieux docteurs du moyen-âge comme des gens tranquilles, indolents, acceptant la vie comme elle leur est offerte, et résignés à tracer chaque jour le même sillon. Ils sont, au contraire, actifs, ardents, ne sachant rester en place, et formant toujours de nouveaux desseins. Dans l'ordre religieux comme dans l'ordre civil, l'individu peut tout ce qu'il ose, et il ose beaucoup; comme il sent à peine l'entreinte du lien sociale, il n'a pas besoin, pour s'en dégager, d'un grand effort. Der richtige Einsiedler des früheren Mittelalters ist dem nordamerikanischen Trapper vielleicht näher vergleichbar als die traditionelle Figur mit ehrwürdigem Bart und mildem melancholischem Blick.

Die Lebensform, die Honorius erwählte, interessirt uns übrigens nicht so sehr als die ziemlich sichere Beobachtung, daß er bestimmte Aufgaben für die Bildung der Geistlichen in seinem neuen Wirkungskreise zu lösen hatte: sei es, daß eigener innerer Drang oder äußerer Auftrag ihn dazu veranlaßte. Dazu war es sehr passend, mit einer kirchlichen Litteraturgeschichte (De luminaribus ecclesiae) sich einzuführen und dabei Rechenschaft abzulegen über sein bisheriges litterarisches Wirken.

Dem kleinen heimatlichen Kloster blieb er auch in der Ferne treu zugewandt. Wie die Gemma animae von dort her veranlaßt wurde, sahen wir schon. Unmittelbar daran schloß sich, dem Stoffe nach verwandt, das Sacramentarium, worin die kirchlichen Riten von Seite ihrer 'mystischen' Bedeutung aufgefaßt werden. Das Werk war ohne Zweifel als Fortsetzung der Gemma gedacht. Im nächsten Werk, dem Neocosmos (Migne p. 253—265, die sogenannte Praefatio und das Schlußcapitel C. 6 sind unecht, wie schon Bernh. Pez entdeckte), treffen wir wieder die ausdrückliche Bitte der Brüder (postulat coetus vester p. 253 B). Dagegen wäre kein hinlänglicher Grund vorhanden, den frater H., dem das Eucharisticon gewidmet ist, in demselben Kloster zu suchen (unter den Göttweiger Büchern des frater Heinricus befindet sich die Arbeit). Ebenso enthält die folgende Schrift De cognitione verae vitae keine Hindeutung auf das französische Kloster.

Die Imago mundi ist aber wieder von dort aus veranlaßt, von einem

gewissen Christianus, den Honorius in der Widmung (p. 120) für seinen geistigen Vater, also wohl für seinen einstigen Lehrer erklärt. Die Worte sind: cum non solum laborem meum, sed et me ipsum tibi debeam (praesertim cum me non mihi soli, sed toti mundo genitum intelligam) u. s. w. Ich nehme nach dieser Stelle meine früher (Denkmäler deutscher Poesie und Prosa S. 373) ausgesprochene Vermuthung zurück, wonach Honorius die Schule des Anselmus zu Bec besucht hätte: es muß vielmehr der genannte Christian ein unmittelbarer oder mittelbarer Schüler des Anselmus gewesen sein, falls sich überhaupt bei näherer Untersuchung die Abhängigkeit bestätigt.

Die beiden größten exegetischen Werke des Honorius, Erklärung ausgewählter Psalmen und des Hohenliedes, sind auf Bitten zweier auf einander folgender Äbte, Cuono und Simon (Diemer, Kleine Beiträge 4, 40, Anm. 3) verfaßt. In der Widmung an den ersteren (Migne p. 270) heißt es: Psalterium gallicum autem, non romanum, explanabimus, quia in nostris ecclesiis illud psallimus*). Muß man nicht wieder an das Heimatskloster denken? Das Verhältniß hat sich freilich geändert. Honorius verkehrt nicht mehr mit der ganzen Genossenschaft der Brüder, sondern sein alter Lehrer oder der Abt wendet sich an ihn, wie an einen berühmten Mann, dem man einmal nahe gestanden hat und den man immer noch gelegentlich um eine Gefälligkeit ersuchen kann, die es ehrenvoll ist zu erweisen. — Die Namen jener beiden Äbte sind, beiläufig gesagt, der einzige Anhaltspunct, um das Kloster zu bestimmen, aus welchem Honorius hervorgegangen. Ich habe bis jetzt vergeblich in der Gallia christiana darnach gesucht.

In der Widmung der Imago mundi an Christianus erklärt Honorius seine Arbeit für ebenso mühsam wie gefährlich. Mühsam weil er mit anderen Dingen beschäftigt sei; gefährlich wegen der Mißgünstigen, die alles, was sie nachzuahmen außer Stande seien, doch nicht aufhören zu verleumden, die, was sie mit giftigem Zahn nicht erreichen können, doch wie der haarige Bock nicht ablassen zu zerreißen, die, was sie öffentlich verunglimpfen, doch insgeheim aufmerksam lesen, und sich aus seinen (des Honorius) Arbeiten die Weisheit holen, welche sie, wie Säue die Perlen, mit den Füßen zerstampfen.

Ähnliche Klagen über Neid, Mißgunst, Verkleinerung begegnen schon in der Cognitio verae vitae (S. Augustini Opp. 6, 169 Maur.). Wenn sich solche Äußerungen auf seine unmittelbare Umgebung und nicht auf litterarische Befehdung beziehen — ersteres ist aber allein wahrscheinlich — so hatte Honorius in Österreich zu kämpfen um die später ihm so reichlich zugefallene Anerkennung: und die Aufgabe, hier Culturbringer zu sein, war keine dornenlose.

---

*) Im Handexemplar: 'Da sollte man nun untersuchen, wie weit das Psalterium gallicum verbreitet war? giebt irgend eine Liturgik darüber Auskunft?' B.

In aliis occupatus nennt sich Honorius in der mehrerwähnten Widmung. Womit war er beschäftigt? Die Chronologie der zweiten Gruppe giebt uns Auskunft. Nach der Imago mundi erschien die Summa gloria (Migne p. 1257 ff.) Das ist eine wüthende Parteischrift, worin der verwegenste Ultramontanismus das Wort führt. Ideen werden laut, die Gregor VII. nur den Vertrautesten gegenüber äußerte. Der römische Kaiser soll vom Papste gewählt werden und den Fürsten nur ein Consensrecht bleiben. Und weil mit Recht das Priesterthum das Königthum aufstellt, so soll nach dem Recht das Königthum dem Priesterthum unterthan sein. Wenn der König in geistlichen Dingen der Kirche gehorcht, soll ihm hinwiederum von der Geistlichkeit in weltlichen Gehorsam geleistet werden. Daß gegen Simonie und gegen die Vergabung kirchlicher Ämter durch die Könige declamirt wird, ist selbstverständlich.

Die Schrift muß etwa 1124 erschienen sein und zeigt, wie man in ultramontanen Kreisen die Beendigung des Investiturstreites auffaßte. Das Wormser Concordat (1122) war nur eine schwache Abschlagszahlung an das Papstthum: ganz utopische Träume wagten sich nunmehr ans Licht.

Es wird doch wohl ein zusammenhangendes Bild des Honorius sein, was sich nach und nach aus diesen etwas zerklüfteten Erörterungen erhebt.

In einem kleinen französischen Kloster durch einen gewissen Christianus aus der Schule des Anselmus zu Anfang des XII. Jahrhunderts etwa gebildet, wird er Priester und Schulvorsteher zu Autun. Seine ehemaligen Mitschüler, die Angehörigen jenes Klosters, regen ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit durch vorgelegte Fragen an. Das Offendiculum, auch die Frucht einer solchen Frage und in die praktischen Gegensätze der Zeit eingreifend, scheint einen Wendepunct seines Lebens zu bilden. Er wird Einsiedler und geht nach Deutschland — vertrieben oder berufen oder auch spontanen Impulsen folgend — etwa um das Jahr 1115. Er führt sich durch die erste Ausgabe des Buches De luminaribus ecclesiae ein, regt durch historische Werke zunächst die Melker zur Nacheiferung an und schreibt im Interesse der Ultramontanen die Summa gloria zur Feier des Wormser Concordates.

Nicht lange darnach, noch vor 1125 (Heinrichs V. Tod: sub quinto Henrico floruit) hat er De luminaribus ecclesiae zum zweiten Mal edirt. Weitere Ausgaben scheint er selbst nicht mehr besorgt zu haben. Von der Imago mundi aber erschienen noch vier, die letzte 1152. Wenn man sie ihm alle selbst zuschreiben darf, hat er so lange gelebt. Von seinen persönlichen Verhältnissen wissen wir nur, daß er in Heiligenkreuz verkehrte und daß die Beziehungen zu dem Heimatskloster vielleicht sein ganzes Leben durch nicht aufhörten. Wer der Thomas war, dem er zwei kleinere Werkchen widmete (p. 1177 A. 1241 D), kann ich nicht sagen.

Honorius' Tendenz war von Anfang an encyclopädisch. 'Des Auszugs Auszug aus noch einmal ziehen': dies edle Geschäft übt er zumeist.

Und wie niedrig er dadurch allein schon auf der geistigen Stufenleiter zu stehen komme, von Wichtigkeit und Verdienst sind solche Menschen immer. Es ist ein ganz löblicher Zweck, den Honorius so oft ausspricht, daß er für die schreibe, die nur wenige Bücher zur Hand haben. Und diesen hat er, damit aber zugleich der Ausbreitung der Bildung, nicht geringe Dienste erwiesen. Sein Jugendwerk, das Elucidarium, eine Darstellung alles Wissenswürdigen der Zeittheologie, hat ungemeines Ansehen genossen und wurde dem Anselm, dem Lanfrank, ja dem heiligen Hieronymus zugeschrieben. Für alle Bedürfnisse des Klerikers war durch Honorius gesorgt. Brauchte er eine liturgische Auskunft, bei Honorius fand er sie in knappster Fassung; hatte er eine Predigt zu halten, in Honorius' Speculum ecclesiae war ihm Stoff und Form für jede denkbare Gelegenheit gegeben. Alle Bildungsinteressen waren berücksichtigt, historische Auskunft gab die Summa totius, geographische, astronomische und ebenfalls historische die Imago mundi; die Physik war besonders noch behandelt, die beliebtesten Bücher der Bibel endlich mit Commentaren versehen. Daneben noch allerlei Tractätlein, die über viel erörterte Fragen Licht verbreiteten, geistreiches Gespräch anregen oder Controversen der Conversation zum Abschluß bringen konnten: wie sie denn meist aus solchen Anlässen entstanden waren.

Auf Geist macht Honorius überhaupt offenbar Anspruch. Charakteristisch ist besonders, wie er einzelne Bilder durchführt, ja ganze Werkchen auf derartige Gedanken baut. Die Eleganz der Form wird zuweilen durch Reimprosa erhöht*).

Von der 'mystischen' Bibelinterpretation stecken seine Werke voll; sie ist ihm so geläufig, daß er sie auf alle erdenkliche Verhältnisse überträgt. In der Schrift gegen das Königthum ist er sogleich mit diesen Analogien bei der Hand. Abel und Kain, Sem und Japhet sollen evidentissime, Isaak und Ismael, Jacob und Esau natürlich nicht minder das Priesterthum und Königthum vorbilden. Man sieht, was für eine gefährliche Waffe aus dem anscheinend harmlosen Spielzeug geschmiedet werden konnte.

Es stimmt dazu, wenn Honorius andererseits Poeten und Philosophen mit seinem Hasse beehrt. Quid confert animae, ruft er aus (p. 543), pugna Hectoris vel disputatio Platonis aut carmina Maronis vel neniae Nasonis, qui nunc cum consimilibus suis strident in carcere infernalis Babylonis sub truci imperio Plutonis? Das in Blut verwandelte Wasser der ersten Plage Ägyptens ist ihm die Weisheit dieser Welt; die Fische, die darin umkommen, sind die Philosophen; die Kinder der Hebräer, von den Ägyptern im Wasser getödtet, sind die Einfältigen im Glauben, welche sich von dem Irrwahn heidnischer Bücher verführen ließen; die Frösche, die in den Sümpfen quaken, sind die Poeten, welche im Schutze der Üppigkeit die unsaubern Thaten der Vorfahren ausschreien (p. 267 C).

Wenn ich für diese abgeschmackten Schmähungen eine persönliche Adresse

*) Im Handexemplar: 'im Speculum eccl. durchgeführt'. B.

unter den Zeitgenossen des Honorius suchen soll, so wüßte ich kaum eine passendere als die des Wilhelm von Conches, des originellsten in der Schule französischer Platoniker, die mit Abälard rivalisirte: vergl. Hauréau, De la philosophie scolastique I. 244—251. 287—294; Singularités historiques et littéraires p. 231—266, besonders p. 256 f. Und es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß sowohl die Philosophia mundi dieses Autors, als auch sein Commentar über den Timäus unter die Werke des Honorius gerathen sind, ganz so prunkend mit Dichtercitaten, ganz so elegant in der Form, ganz so kühn in Hypothesen, wie sie aus ihres Urhebers Hand hervorgingen.

Ich finde nicht, daß Honorius auf Abälard und die Bewegungen, die sich an dessen Namen knüpfen, Rücksicht genommen hätte. Schon den Platonikern gegenüber fehlt es ihm an hinlänglicher Energie des Geistes, um sich in ihre Schriften zu versenken und eine Widerlegung zu versuchen. Auch liegt das außerhalb seines erwählten Berufs des Popularisirens: er ist und fühlt sich nur als Vermittler zwischen der traditionellen Wissenschaft der Kirche und den Unwissenden, er rühmt sich ausdrücklich bei verschiedenen Gelegenheiten seines Mangels an Originalität.

Wie anders steht Gerhoch neben ihm da: eine gewaltige, ringende, kämpfende Natur: kein gewandter Geist, ein harter Kopf, ein arger Zelot: aber hochstrebend und ins Große wirkend. Während in den persönlichen Beziehungen des Honorius ein obscures Kloster die Hauptrolle spielt, sehen wir Gerhoch unmittelbar mit Päpsten und hohen Kirchenfürsten verkehren. Und neben alle wissenschaftlichen Größen der Zeit pflanzt er sich wie ein Gleichstehender hin. Die Schüler Abälards und Gilberts de la Porrée sind die Feinde, gegen die er hauptsächlich streitet. Hervorragendster Repräsentant der letzteren Richtung ist in seiner Nähe Otto von Freising.

Diese drei, Honorius, Gerhoch, Otto, verleihen dem wissenschaftlichen Leben des baierisch-österreichischen Stammes um die Mitte des zwölften Jahrhunderts seine eigenthümliche Physiognomie. Und ich wüßte nicht, daß ein anderer deutscher Stamm ihnen irgend ebenbürtige Zeitgenossen entgegen zu stellen hätte.

Der wissenschaftlichen Bedeutung entspricht der Reichthum an geistlicher und historischer Poesie, der sich um dieselbe Zeit in denselben Gegenden hervorthut.

Und wie diese Gelehrten, gerade ungefähr von der Mitte des Jahrhunderts an, durch eine ebenso originelle und großartige Entfaltung der weltlichen Litteratur des Adels abgelöst werden, ist bekannt.

An dem Puncte, wo die beiden großen Entwickelungen sich begegnen, steht der Melker Laienbruder Heinrich, der schon durch seinen Stand nach beiden Richtungen hinweist. Allgemeinerer Wohlstand, Freude am Luxus, übermüthiger Lebensgenuß, zarteres Verhältniß zu den Frauen, feinere Gesellschaftsformen charakterisiren die neue Zeit, charakterisiren die Kreise, in denen die sogenannten Kürnbergschen Lieder entstanden, in denen nach

1170 Dietmar von Aist gedichtet haben muß, in denen später die Nibelungenlieder und so vieles andere aus dem Gebiete des deutschen Volksepos Anklang, Würdigung, Pflege fand, in denen Reimar von Hagenau lohnenden Beifall und an Walther von der Vogelweide einen großen Schüler erwarb u. s. w. u. s. w. Wer könnte alles aufzählen, was bis gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts aus dieser weltfreudigen Gesellschaft hervorging.

Und das erste ausgeführte Bild dieser Gesellschaft liefert uns ein Mann, der durch die Geburt ihr angehörte, den frischesten Theil seines Lebens vermuthlich in ihr zubrachte und dann, grollend über manche Unbill der Welt, sich in ein Kloster zurückzog, um ausgerüstet mit den Waffen der ablaufenden wissenschaftlichen Epoche, nach poetischen Vorbildern der geistlichen Litteratur, in ungeschlachten Versen, wie sie deutsche Kleriker aufgebracht hatten, seinem Ingrimm Luft zu machen.

Die Stellung auf dem Scheidepuncte zweier Zeiten, die realistische Abschilderung thatsächlicher Lebensverhältnisse machen die Gedichte Heinrichs nicht blos zu einem wichtigen Denkmal der Litteraturgeschichte, sondern auch zu einer Quelle der Kirchengeschichte und dessen, was man Culturgeschichte zu nennen pflegt. Darauf beruht die große Anziehungskraft, die sie ausüben. Und darauf beruht die Berechtigung einer ihnen gewidmeten Monographie.

Was nun die vorliegende Lösung dieser Aufgabe betrifft, so werden sich gegen die geübte Texteskritik und Interpretation kaum erhebliche Einwendungen begründen lassen: wie man die von Heinzel angenommene Interpolation der Erinnerung (nach Z. 884) hat bezweifeln können, ist mir vollkommen unbegreiflich. Z. 884 muß übrigens swie gelesen werden.

In Herbeiziehung der lateinischen geistlichen Litteratur geht die vorliegende Schrift weiter als man bisher für nöthig hielt und als man sich gemeiniglich zumuthen wird. Diemer, der hier den Weg gewiesen hat und zuerst die Bedeutung des Honorius von Autun erkannte, stellt den Grundsatz auf, die lateinische Litteratur des Mittelalters solle uns in der Regel nur zur Erläuterung, zum sichreren Verständniß der deutschen dienen. Seine eigene Praxis aber verfolgt weitere Zwecke. Und im Allgemeinen wird man überhaupt dreierlei Absichten dabei im Auge halten müssen: erstens den Nachweis lateinischer Quellen, aus denen deutsche Schriftsteller direct oder indirect schöpfen; zweitens die Frage, wie viel dem betreffenden Schriftsteller an Gedanken, Wendungen, formellen und sachlichen Gesichtspuncten eigenthümlich, was an ihm original, was überkommen sei; drittens endlich, was durch die beiden ersten Puncte von selbst gegeben ist, die Erläuterung. Wie der Herausgeber der ersten Forderung gerecht wird, ist zum Theil schon erwähnt. In der ausgedehnten Berücksichtigung der zweiten besteht ein methodischer Fortschritt, den wir ihm verdanken. Ich hätte nur gewünscht, daß in dem Abschnitt der Vorrede über die Beziehungen zu gleichzeitiger Litteratur die einzelnen erwähnten Werke noch

etwas näher charakterisirt worden wären. Für gewisse litterarische Formen hätten wir dadurch nebenbei einen vollständigen Abriß ihrer Geschichte bis auf Heinrich gewonnen. Zur Vervollständigung des litterarhistorischen Bildes hätte auch der Nachweis noch beigetragen, wie die satirische Richtung der österreichischen Poesie von Heinrich bis auf den sogenannten Seifried Helbling sich fortsetzt.

Die streng festgehaltene Frage nach der Originalität des Dichters hängt mit einem zweiten methodischen Fortschritt zusammen, der gleichfalls durch das vorliegende Buch begründet wird. Daß der Stil ein Abbild des Charakters sei, giebt jedermann zu. Aber die Aufgabe, den Charakter eines Dichters aus dem Stil zu erschließen, haben sich nicht viele noch gesetzt. Und wo es ja geschehen ist, hat man die Mittelglieder übersprungen, man hat allgemeine Eindrücke in entsprechende psychologische Kategorien umgesetzt. Heinzels Versuch unterscheidet sich durch sorgfältige Verallgemeinerung der Beobachtungen, durch vollständige Induction. Nur wird, um die letzte Schärfe des Umrisses zu gewinnen, zur Betrachtung des Besitzes noch die Betrachtung des Nichtbesitzes treten müssen: die Eigenschaften, die ein Mensch hat, erhalten ihre volle Beleuchtung erst durch die Eigenschaften, die ihm fehlen.

Ein paar Bemerkungen über Einzelheiten mögen sich noch anschließen. — S. 104 zu 15 müssen die Beispiele aus dem Speculum ecclesiae p. 21 und p. 66 wegfallen. — S. 106 zu 57: die Stelle aus Fundgruben 1, 64 (= Denkmäler Nr. 86, 3, 15 ff.) gehört einer Predigt Gregors des Großen an, wie ich Denkmäler S. 508 nachgewiesen habe. — S. 110: die Anm. zu Erinnerung 147 ist schon, wie einige sonstige Versehen, von andern berichtigt worden. — S. 134 zu 970: über die Ansichten von der Lage des Paradieses vergl. Letronne bei Alexander von Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt, Bd. 2 S. 87 f. (Ideler). — An Druckfehlern ist leider kein Mangel, S. 26 Z. 11 ist zu lesen 'können nicht opfern'; S. 42 liest man als Grenzen der Abfassungszeit der Erinnerung 1159—1163 statt 1153—1163. — Über das Manuscript, das uns Heinrichs Werke überliefert und das von dem Herausgeber neu verglichen wurde, hat man mit Recht nähere Auskunft vermißt. Hier ist sie.

Die Handschrift 2696 der Wiener Hofbibliothek stammt nach Herrn von Karajans freundlicher Mittheilung wahrscheinlich aus dem Dorotheenkloster in Wien. Den Inhalt verzeichnet Hoffmann S. 23—31. Die Quaternionen sind gezählt auf der Vorderseite jedes ersten Blattes. Vom 11. Quaternio ist die zweite Hälfte ausgeschnitten und dadurch der Servatius (Haupt, Zeitschrift 5, 75—192) um seinen Schluß gebracht. Der 12. und 13. Quaternio fehlen, auf dem 14. beginnt die Erinnerung, ohne Überschrift, welche nach der Sitte der Handschrift auf dem letzten Blatte des 13. Quaternio gestanden haben muß. Vom 22. Quaternio sind nur 5 Blätter vorhanden, es fehlt der Schluß der Warnung (Haupt, Zeitschrift

1, 438—537). Darauf folgt eine Lage, die letzte der Handschrift, von 5 Blättern, die mit den Buchstaben g bis l bezeichnet sind und das enthalten, was uns vom Priesterleben geblieben ist. Die Bezeichnung setzt sechs andere den unsrigen vorausgehende Blätter (a bis f) voraus, auf denen das Priesterleben begann. Auf dem letzten Blatt der Lage endigt das Priesterleben, offenbar ohne seinen Abschluß zu erreichen. Aber der Schluß fehlt hier nicht durch Verstümmlung der Handschrift, es müßte entweder die Vorlage verstümmelt gewesen sein oder Heinrich hat das Gedicht nicht vollendet: ich stimme für die letztere Annahme, denn das Erhaltene endigt mit drei Reimen, also mit einem jener Abschnitte, wie sie Heinrich bei der Arbeit zu machen pflegte (vergl. Heinzel S. 11 f.). Es folgt noch auf derselben Rückseite des letzten Blattes ein Titel: daz buoch heizzet daz gemeine leben. Die Handschrift war mithin noch umfangreicher, sie enthielt nach dem Priesterleben noch ein anderes Gedicht. Ist dies aber noch dieselbe Handschrift, welche uns die Erinnerung überliefert? Für uns ist es freilich Ein Band. Aber gehörte auch ursprünglich die letzte Lage, welche dieser Band umschließt, zu jenen 22 Quaternionen? Die letzte Lage ist zwar zweispaltig geschrieben wie die vorhergehenden, und ihre Spalten zählen 38 Zeilen wie die vorhergehenden: aber der Zeilenabstand ist in der letzten Lage geringer, die Blattzählung mit Buchstaben weicht von der Bezifferung des Quaternionen gänzlich ab, und endlich — wie ich mich durch die Buchstabenvergleichung überzeugt habe — die letzte Lage rührt von einem anderen Schreiber her, während alles Vorhergehende eine und dieselbe Hand aufweist.

Wir haben also hier den Rest einer besonderen Handschrift vor uns, welche, so viel wir sehen, Heinrichs Priesterleben und ein Gedicht vom 'gemeinen Leben' enthielt. Ist dies ein verlornes Gedicht? Oder sollte nicht vielmehr die Einleitung zu Heinrichs Erinnerung Z. 1—454, der er selbst Z. 450 den Sondertitel von dem gemäinem lebene beilegt, gemeint sein? Und wieder braucht die Einleitung nicht als ein besonderes Gedicht abgetrennt worden zu sein, sondern fälschlich mag man diesen Titel auf das ganze Gedicht angewandt haben. Somit wäre eine verlorene zweite Handschrift der Erinnerung wahrscheinlich gemacht. Und es steht frei, sich vorzustellen, daß auch in der ersten Handschrift auf dem 13. Quaternio der Erinnerung das Priesterleben vorausging. Die Sache ist im Grunde ziemlich gleichgültig. Aber es schadet nicht, dergleichen Dinge zu beachten.

Die ganze in Rede stehende Handschrift des XIV. Jahrhunderts ist eine der wichtigsten Urkunden für die Geschichte der österreichisch-baierischen Poesie im XII. und XIII. Jahrhundert. Nur die Kathrinen Marter (herausgeg. von J. Lambel, Pfeiffers Germania 8, 129—186) weist mitteldeutsche Spracheigenheiten auf. Bei allen übrigen führt uns die Sprache oder sonstige Anhaltspuncte ins österreichisch-baierische Gebiet, oder wenigstens zwingt uns nichts, uns davon zu entfernen.

Der Inhalt der 22 Quaternionen, soweit sie erhalten, zerfällt in drei

Theile. Der erste enthält die Kindheit Jesu, die Urstende, das Jüdel. Der zweite enthält Legenden: die Kathrinen Marter und den Servatius. Der dritte Theil enthält die Erinnerung, das Anegenge, die Vision des Tnugdalus, die Warnung. Erinnerung und Warnung sind satirische Gedichte, der Tnugdalus ist durch sein Thema verwandt, das Anegenge gehört inhaltlich allerdings in einen anderen Zusammenhang. Aber Erinnerung, Anegenge, Tnugdalus sind in der Mitte des XII. Jahrhunderts oder bald nachher entstanden, alle übrigen Gedichte sind jünger und nur der Servatius gehört noch dem XII. Jahrhundert an.

Die Handschrift belegt uns, wie die geistliche Poesie, zum Theil in Händen ritterlicher Pfleger, sich neben der Blüte der weltlichen in Österreich erhielt. Zwei Richtungen wurden ununterbrochen angebaut: die Satire und die Erzählungskunst, beide mit weltlichen Gegenbildern.

Zur Geschichte der geistlichen Epik noch eine kurze Betrachtung.

Die Bezeichnung Anegenge für Gedichte, welche Schöpfung, Sündenfall und Erlösung umfassen, mag durch die Interpolation des Leiches Ezzos von den Wundern Christi (Denkmäler Nr. 31, 16; vergl. 1, 34 f.; Diemers neue Ausgabe II, 4. IV, 2 f.) aufgekommen sein. Wenn einzeln die Genesis oder andere Theile des Pentateuchs poetisch bearbeitet wurden oder irgend ein Dichter aus dem Neuen Testament seinen Stoff entnahm: so schien der Bamberger Scholasticus Ezzo in jenem bedeutenden Gedichte den Kern des Alten und Neuen Testaments, den Mittelpunct des Christenthums ergriffen zu haben.

Dasselbe Thema behandelt das Anegenge unserer Handschrift. Der Dichter bezieht den Titel (Hahn, Gedichte des XII. und XIII. Jahrhunderts 28, 9) mit Recht nur auf den Theil, der wirklich von den Anfängen des Menschengeschlechtes handelte: aber der Name haftet doch auf dem ganzen Gedicht. In keinem altdeutschen Gedicht vielleicht athmen wir so sehr die Luft ein, die bei Honorius von Autun weht, wie in diesem. Dasselbe Haschen nach Geist, dieselben subtilen Fragen. Die Composition ist lose, der Stil schon ziemlich ausgebildet, die Gelehrsamkeit nicht gering: Augustinus, Gregorius werden citirt; aus Honorius könnte man viele Parallelstellen beibringen: ob er etwa der wol gelêrte phaffe ist, den der Dichter 16, 7. 47 seinen meister nennt? Man könnte die Frage einen Augenblick aufwerfen, aber jeder Besonnene wird sie im nächsten Augenblick fallen lassen, wenn er bemerkt, welche Rolle hier die Formel 'Macht, Weisheit, Güte' für die Trinität spielt und wie mittelst derselben die Dreiheit der göttlichen Personen beinahe escamotirt wird und nur drei Eigenschaften des Einen Gottes, verschiedenen andern Eigenschaften coordinirt, bestehen bleiben: die Schwierigkeit, den Begriff der Person deutsch wiederzugeben, die sich schon bei Notker (Denkmäler Nr. 78 A, 107. B, 43) geltend machte, ist hieran wesentlich mitschuldig. Aber es liegen auch bestimmte Philosopheme französischer Theologen dabei zu Grunde. Die angeführte Formel gebraucht

Abälard. Es scheint aber, daß sie Wilhelm v. Conches, Philos. mundi I, c. 5 ff. (Honor. Augustod. Opp. ed. Migne p. 44 f.) aufgebracht hat. Gegen ihn ebensowohl wie gegen Abälard kann die Polemik des Walther gerichtet sein, dessen Tractat de trinitate Pez (Thes. anecd. 2, 2, 53—72) herausgab und den ich Denkmäler S. 397 Anm. mit Gautier de Mortagne identificirte: ob mit Recht, kann ich im Augenblicke nicht neu untersuchen. Auf Wilhelm von Conches darf man vermuthlich durch irgend eine gelehrte Vermittelung zurückführen, was das Anegenge über die Trinität vorbringt.

Der Verfasser ist aber auch mit seinen deutschen Vorgängern vertraut. Der Satz 14, 33 scheint aus Ezzo 2, 7 entlehnt. Die polemische Beziehung 15, 63 auf die Vorauer 'Bücher Moses' Diemer 7, 6 habe ich schon Denkmäler S. 397 Anmerkung bemerkbar gemacht. Wenn der Dichter 10, 29 sagt: des uns kurzlîche ermant der uns disiu wort vor sprach — meint er damit den schon erwähnten meister?

Nach dem eben besprochenen Anegenge um den Ausgang des XII. Jahrhunderts hat der meister Heinrich sein Gedicht gleiches Namens verfaßt, das Konrad von Fußesbrunnen citirt und vielleicht auszieht. Das Thema muß darin im Allgemeinen das gleiche gewesen sein, nur trat vermuthlich das theologisch-philosophische Element gänzlich zurück und überwog die Erzählung.

An Meister Heinrich schloß sich im ersten Jahrzehend des XIII. Jahrhunderts Konrad von Fußesbrunnen mit seiner Kindheit Jesu. Er ahmt Hartmann von Aue nach, wie A. Gombert gezeigt hat, und wirkte auf alemannische und mitteldeutsche Poesie, auf Rudolf von Ems und auf den Verfasser des Passionals ein.

Konrad von Heimesfurt aus Schwaben hat, nachdem er die Himmelfahrt Mariä gedichtet, sich an Konrad von Fußesbrunnen gebildet und vielleicht in Österreich seine Urstende verfaßt.

Und derselben Schule scheint das Jüdel anzugehören: vergl. den Reim 133, 54 sihst : ist mit Kindheit Jesu 75, 6 ist : gihst.

In dem ersten Theil unserer Handschrift zeigt sich also vielleicht chronologische Ordnung.

Wien. W. Scherer.

Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. Eine Auswahl. Leipzig 1864, Göschen.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur K. Wiener Zeitung. Wien in Commission bei Carl Gerolds Sohn. 1865. Bd. 5. S. 375—376.

r. Die Texte, die uns in vorliegender Auswahl, über welche diese Blätter bereits eine kurze Notiz brachten, geboten werden, bezeichnen, wo der Herausgeber nur von der Hagen zum Vorgänger hatte, wohl durchweg einen Fortschritt in der Kritik, wo dies nicht der Fall war, werden Fortschritt und Rückschritt, gegen einander aufgerechnet, kaum einen Überschuß des ersteren ergeben. Denn die Zärtlichkeit für alle in Handschriften überlieferten Lautbezeichnungen, welche geeignet sind, der Sprache ein bunteres Ansehen zu geben, vermögen wir dem Herausgeber nicht zu sonderlichem Verdienste anzurechnen, und sein Verfahren, manchen Dichtern auf wenige mundartliche Reime hin sofort in allem und jedem das Gepräge dieser Mundart aufzudrücken, so wie die durchgeführte Umlautlosigkeit einiger älterer Lieder halten wir für unrichtig. Seine Behandlung der Lieder Heinrichs von Veldeke kann man billigen, ohne darum eine Behandlungsweise, die an dem überlieferten Dialekte nur so viel ändert, als um der Reinheit der Reime willen geboten erscheint, ganz zu verwerfen. Jene wird immer in einer ziemlichen Anzahl von Fällen sich nach subjectivem Gutdünken entscheiden müssen, diese die Lieder mindestens in einer Gestalt geben, in der sie gewiß die Mehrzahl von des Dichters Zeitgenossen zu hören bekam. Einzelheiten zu discutiren ist hier nicht der Ort. Doch nehmen wir mit Befriedigung davon Act, daß der Herausgeber die dem Kaiser Heinrich zugeschriebenen Lieder, entgegen seiner eigenen früheren Meinung, jetzt mit Lachmann und Haupt unter die namenlosen eingereiht hat.

Die Einleitung giebt eine Übersicht der altdeutschen lyrischen Dichtung, deren Verdienst in der Sichtung von der Hagenscher Verwirrungen besteht, mit litterarischen Nachweisungen, welche zwar noch vollständiger sein könnten als sie sind, denen wir aber die Kenntniß einiger, wenigstens uns bisher unbekannter Programme verdanken. Der allgemeine Theil dieser Einleitung verräth, wir dürfen es nicht verhehlen, einen empfindlichen Mangel an historischem Sinn, wie denn die vortreffliche Ausführung von Gervinus über die Minnesänger, worin die besten und größten Seiten seiner Geschichtsschreibung sich vereinigt zeigen und auf welcher fortzubauen wir für die oberste Aufgabe einer jeden eingehenden Beschäftigung mit den altdeutschen Lyrikern halten, für den Herrn Herausgeber so gut wie nicht geschrieben zu sein scheint.

Da alles, was das vorliegende Buch an wirklicher Förderung der Wissenschaft enthält, in anderer Form uns weit bequemer und kürzer hätte vorgelegt werden können, so dürfte es nicht eigentlich für Gelehrte, und da

der Herausgeber durch seine Theilnahme an den Brockhausschen „Deutschen Classikern des Mittelalters“ sich zu anderen Grundsätzen in Bezug auf die Belehrung des nicht fachgenössischen Publicums bekannt hat, auch nicht für dieses letztere, sondern wohl für Universitätsvorlesungen bestimmt sein. Die Brauchbarkeit zu einem solchen Zwecke aber müssen wir ihm leider durchaus absprechen. Denn wie soll Methode der Interpretation, Methode der Texteskritik, Methode der litteraturgeschichtlichen Forschung gelehrt werden an unvollständigem Material? Was würde man sagen, wenn jemand eine Auswahl aus Horaz, Catull, Tibull, Properz zum Universitätsunterricht veranstaltete? Höchstens wer für besondere Vorlesungen über Geschichte der altdeutschen Lyrik einer eigenen Beispielsammlung zu bedürfen meint, wird sich des vorliegenden Werkes mit Vortheil bedienen: und auch er nur dann, wenn er bei wichtigen und streitigen Puncten darauf verzichten will, durch Vorlegung der ganzen Untersuchung seine Zuhörer zu überzeugen.

[Anonym.]

Das Leben Walthers von der Vogelweide. Von Dr. Rudolf Menzel. Leipzig, Teubner, 1865. XVI und 351 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 313—317.

In der Vorrede begegnen wir den nöthigen Complimenten vor den Tonangebern der heutigen altdeutschen Philologie und den üblichen Declamationen gegen die Monopolisirung des germanistischen Wissens in einem engen Gelehrtenkreise, gegen die exclusive Vornehmigkeit, gegen die unpraktische Behandlung des Stoffes, die nur darauf hinzudeuten scheine, dem Laien jeden Zugang zu den Dichtungen der deutschen Vorzeit zu verrammeln oder den Geschmack an denselben gründlich zu benehmen. Einige Jahre mögen die Herren noch so fort declamiren, vielleicht kommen sie dann selbst zur Einsicht, daß ihre Vorwürfe, die ja natürlich alle auf Lachmann gemünzt sind (mit Recht! denn er war ein Spielverderber für sie und ihres gleichen), ungefähr ebenso klingen, als ob F. A. Wolf, Böckh, Gottfried Hermann getadelt würden, daß sie keine Schulausgaben lateinischer und griechischer Classiker geliefert haben. Und wenn es sich noch um Schulausgaben handelte! Aber Ausgaben, welche jede eigens erworbene grammatische und lexikalische Kenntniß des Altdeutschen unnöthig machen sollen! Solche verlangt man von ernsten Gelehrten, und macht ihnen Vorwürfe, wenn sie sich nicht dazu hergeben? — ‘Heimisch’ soll nach Herrn Menzel die ‘ganze studirende Jugend’ in unserer älteren Nationallitteratur werden: ‘muß sie doch, sofern sie Bildung beanspruchen will, mit der neueren deutschen Dichtung sich vertraut machen, warum nicht auch mit der älteren, die jener keineswegs nachsteht und in mancher Hinsicht sie weit übertrifft.’

Keineswegs nachsteht? weit übertrifft? wirklich? Was für Begriffe von Bildung, von nationaler Erziehung und den Aufgaben unserer Zeit muß derjenige haben, der einen solchen Satz mit Seelenruhe hinschreiben kann, als ob er sich von selbst verstände? Nicht um Herrn Menzels willen ereifere ich mich, seine einzelne Stimme würde nicht zählen, aber er spricht nur was die überwiegende Mehrzahl unserer Fachgenossen denkt, nnd was die geringe Minderzahl derer, die sich vor dem großen Publicum als Stimmführer gebärden, dieses glauben machen möchte.

Was nun das vorliegende Leben Walthers selbst betrifft, so will ich, in Anbetracht, daß ich die erste Arbeit des Verfassers vor mir habe, mein Gesammturtheil nicht in die wenigen harten Worte drängen, die dazu vollkommen ausreichen würden, sondern, wie wohlwollende Tageskritiker nach dem ersten Auftreten eines Schauspielers von zweifelhafter Begabung, die ferneren Rollen abwarten und alles Gute hoffen.

Zur Charakteristik des mit unerträglicher Breite und Weitschweifigkeit geschriebenen Buches genügt es wohl, wenn ich anführe, daß Herr Menzel die nähere Beschäftigung mit dem 'Schwall ungenießbarer Lesearten' (S. XIV), wie es scheint, auch zu seinen Zwecken nicht für nöthig hielt und daher die Vortheile und Ergebnisse entbehren mußte, welche die strenge und eingehende Prüfung der Überlieferung ihm gewährt haben würde; daß er Walthers Minnedichtungen zum Theil aus freier Phantasie und genialer Fiction entspringen läßt (woher weiß er, daß die eigenen Minneerlebnisse der altdeutschen Lyriker bei weitem nicht Stoff genug zu ihren Gedichten boten?); daß er wieder Walther den Kreuzzug von 1228 mitmachen läßt; und wenn ich eine einzelne in der letzten Zeit vielbesprochene Frage, die Frage nach Walthers Heimat mit besonderer Rücksicht auf Herrn Menzel hier meinerseits einer Erörterung unterziehe.

S. 9 hat Herrn Menzel die 'vorurtheilsfreie Prüfung der vier Hauptansichten', welche Walthers Heimat in der Schweiz, in Österreich, Franken oder Tirol suchen, überzeugt, 'daß sie sämmtlich Walthers Geburtsstätte nicht mit unumstößlicher Gewißheit feststellen, daß aber die überwiegende Wahrscheinlichkeit für die neue Entdeckung Pfeiffers (d. h. für Tirol) spricht'. Zweiundvierzig Seiten später (S. 51) dagegen 'behauptet er mit noch größerer Zuversicht als Pfeiffer, daß das von ihm nachgewiesene Vogelweide nicht etwa blos die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, sondern daß es wirklich die Geburtsstätte unseres Dichters sei.' Nach S. 339 f. jedoch und der Berichtigung auf S. 352 hat die Behauptung 'blos subjective Geltung' und ist auf die frühere bedingte Fassung von S. 9 zu reduciren.

Durch die bemerkenswerthe Beweglichkeit des Geistes, welche unser Autor hier an den Tag legt, einigermaßen orientirt über den Grad von Besonnenheit, Sorgfalt, Selbstkritik, Einsicht und Urtheil, den wir bei ihm voraussetzen dürfen, können wir uns auf eine Prüfung seiner Einwürfe gegen Walthers österreichische Heimat beschränken.

'Es ergiebt sich aus S. 32, 14. 84, 10. 107, 25 (vgl. die Anmerkung zu S. 34, 18)', sagt Lachmann zu Walther 124, 7, 'daß Walther von Kind auf für einen Österreicher gegolten hat: ihm ein anderes Geburtsland zu suchen ist grundlos und ist unnütz, wenn man ein altes Geschlecht von der Vogelweide doch nirgend nachweisen kann.' Die letztere höchst beherzigenswerthe, aber wenig beherzigte Bemerkung gehört in die Classe jener Lachmannschen knappen Sätze, welche von Unbescheidenen als 'Machtsprüche' bei Seite geschoben, von Bescheidenen als die sprechendsten Zeugnisse seines unvergleichlichen Tactes bewundert werden. Lachmann hat hiemit zum voraus alle Schlüsse abgeschnitten, welche aus irgendwelchen in Deutschland nachgewiesenen Orten mit dem Namen Vogelweide gezogen werden könnten. Ich meinestheils kenne durch freundliche Mittheilung im Ganzen vier solcher Vogelweiden und es mag noch viele sonst gegeben haben: wer will Gründe ausfindig machen, eines oder das andere mit diesem Dichter in Verbindung zu bringen? Die von Lachmann angedeuteten Argumente aber (von Karajan über zwei Gedichte Walthers von der Vogelweide, Wien 1851, S. 5—7, Sitzungsberichte Bd. 7, näher entwickelt) sind: 1. die Äußerung ze Ôsterrîche lernt ich singen unde sagen; 2. der Spruch vom Nürnberger Hoftag; 3. die Entgegensetzung von hie und in fremeden landen in einem Tone, in welchem gleichzeitig der Tod Friedrichs von Österreich beklagt wird; 4. der österreichisch-steirische Reim verwarren (für verworren) : pfarren.

Was das letzte Argument anlangt, so würde der angeführte Reim allerdings nicht zwischen der Schweiz und Österreich (was Herr Menzel nicht einmal geltend macht), wohl aber kann er zwischen Franken und Österreich entscheiden: ob der Reim der tirolischen Mundart mit Sicherheit ab- oder zuzusprechen sei, weiß ich im Augenblicke nicht anzugeben. Bei einem, der früh in ein Land gekommen ist und sich lange da aufgehalten hat, verliert sich manchmal das Bewußtsein von dem, was in der üblichen Sprache dieses Landes nur aus mundartlicher Eigenthümlichkeit entspringt. Ganz anders jedoch, wenn die Mundart eines lange verlassenen und mit anderen vertauschten Aufenthaltes plötzlich anklingt. Walther hat die betreffende Stelle im Jahre 1213 gedichtet, nachdem er fünfzehn Jahre lang überwiegend nicht in Österreich gewesen war.

Das dritte Argument wird man vielleicht fallen lassen müssen, ohne daß man deshalb berechtigt wäre, Lachmanns Annahme eine 'ganz willkürliche' zu nennen, wie Herr Menzel S. 93 thut. Die Gruppe von sieben Strophen, worunter die in Rede stehende begriffen, muß man, wie Lachmanns Auseinandersetzung S. 209 hinlänglich zeigt, nach einer bekannten und leicht erklärlichen Eigenthümlichkeit der mittelhochdeutschen Liederbücher als namenlose behandeln. Lachmann theilte sie aus inneren Gründen Walther zu, Wackernagel bringt — von Herrn Menzel höchst mangelhaft reproducirte — Gegengründe vor, welche für den Singenberg sprechen.

In der ersten von Lachmann herangezogenen Stelle ist dies der Zusammenhang, daß Walther sich in Österreich beklagen will, daß man seinen höfischen Sang schelte, als an dem Orte, wo er ihn gelernt hat. 'Daraus zu folgern, daß er auch in Österreich geboren sei, ist unkritisch', erklärt Herr Menzel mit großem Aplomb und mit der Empfindung eines vielerfahrenen Meisters, der dem Schuljungen Lachmann die groben Fehler mit Rothstift anstreicht. Die Kunst, Lachmann Unsinn aufzubürden, indem man seine Worte verdreht, wird heutzutage systematisch betrieben, und die neuen Mitglieder des edlen Vereines müssen natürlich auch darin ihr Probestück ablegen. Ich weiß jemand, der in Anführungszeichen eine in der That ganz unsinnige Äußerung als Lachmannisch hingestellt hat, die man in Lachmanns sämmtlichen Schriften vergeblich suchen wird. In dem vorliegenden Falle hat man von Lachmanns vier Argumenten dieses eine, erste, herausgenommen und sehr drastisch den Mangel an Logik in Lachmanns Beweisführung beleuchtet, indem man Chamisso herbeizog und parodirend den Schluß formirte: weil Chamisso in Preußen seine Bildung empfing, dort deutsch sprechen und dichten lernte und seine Gedichte dort zuerst bekannt machte, habe man keinen Grund ihn für einen gebornen Franzosen zu halten. Dasselbe Manöver erlaubt sich Herr Menzel.

Vier Beweisgründe führt Lachmann auf, deren keineswegs jeder für sich allein dasselbe beweisen soll, und folgert daraus nicht etwa, daß Walther ein Österreicher gewesen sei, sondern daß er von Kind auf dafür gegolten habe. Aus dem, was alle seine Instanzen zusammengenommen zu schließen erlauben, hebt er das Wichtigste hervor, und vorsichtig nur so viel als mit Nothwendigkeit daraus folgt. Wenn Walther für einen Österreicher galt, so braucht das nicht unbedingt auf seiner Geburt in Österreich zu beruhen, während der Umstand, daß man Walther in Österreich gebildet (ja nach 124, 7 von kinde erzogen) wußte, zu der Verbreitung und Befestigung jener Meinung, auch wenn sie unberechtigt gewesen wäre, ganz gewiß beigetragen, ja möglicherweise sie hervorgerufen hätte. Und dies ist offenbar die eigentliche Bedeutung jenes ersten Arguments in dem Zusammenhange von Lachmanns Beweisführung.

Gegolten aber muß Walther von Kind auf für einen Österreicher haben, wenn er in dem Spruch vom Nürnberger Hoftag die österreichischen Fürsten 'unsere heimischen' nennen und darauf rechnen konnte, verstanden zu werden. Dies freilich wird eben auch bestritten, und ob Lachmann sich in der Auffassung dieses Spruches im Rechte befunden habe oder nicht, darauf beruht die Entscheidung.

Walther charakterisirt mit jenem Spruch das höfische Leben in dem Zeitpuncte, in welchem er singt, und knüpft diese Charakteristik an ein Beispiel, indem er von dem eben stattgefundenen Hoftag zu Nürnberg spricht: 'Wenn ich von Hofe zurückkehre', sagt er, 'so werde ich vielfach ausgefragt, was ich gesehen habe und was da geschehen sei. (Wenn man mich auch

diesmal fragt — wäre etwa der Übergangsgedanke — was soll ich vorbringen?) Ich mag nicht lügen, aber auch die Wahrheit nicht einmal zur Hälfte sagen (um niemand zu nahe zu treten). So viel kann ich meinestheils versichern, daß in Nürnberg trefflich Gericht gehalten wurde. Was die Freigebigkeit anlangt, die auf diesem Hoftag geübt wurde, so müßt ihr die Fahrenden darnach fragen, die verstehn sich besser darauf als ich. Sie sagten mir aber, ihre Taschen wären zwar leer von dort geschieden, indes seien mindestens unsere heimischen (die österreichischen) Fürsten solche Muster feiner Sitte, daß Leopold ganz allein Geschenke ausgetheilt haben würde, wenn er nicht Gast da gewesen wäre.' Dies im Wesentlichen ist Lachmanns Erklärung. Den Gedanken des Schlußsatzes umschreibt und ergänzt er nicht ganz genau den Worten nach durch: 'wenn er sich nicht entschuldigt hätte, daß er als Gast nicht genug bei sich habe.' Die Verweisung auf Erec 2266 und Parzival 775, 29 zeigt aber, daß Lachmann damit nichts anderes meinte als: 'wenn er nicht hinlänglich entschuldigt gewesen wäre, da er als Gast nicht genug bei sich hatte.' Ob dies Walthers Gedanken vollständig trifft, wie mir allerdings scheint, kann hier dahingestellt bleiben. Hätte es mit den Auseinandersetzungen des Herrn Menzel seine Richtigkeit, daß nämlich die Freigebigkeit eines Gastes gegenüber der Kargheit des Wirthes, dem es zunächst oblag sich freigebig zu erweisen, für eine Verletzung der höfischen Sitte angesehen worden wäre: so würde die Stelle nur noch prägnanteren Sinn erlangen. 'Leopold ist ein so ausgezeichneter Mann (denn er speciell ist gemeint, wenn von österreichischen Fürsten im Allgemeinen gesprochen wird, und nichts ist hinfälliger als der Einwand, den auch sogar Simrock macht, jene Entschuldigung wäre den 'übrigen' österreichischen Fürsten ebenso zu Gute gekommen), daß er allein Geschenke ausgetheilt hätte, wenn er dazu als Gast nach der Hofsitte berechtigt gewesen wäre.'

Ich würde mich schämen, die Feinheit dieses Tadels und ironischen Lobes noch ausdrücklich ins Licht zu setzen, und wie sehr sie Walthers würdig, verkennt gewiß niemand. Walthers gänzlich unwürdig dagegen ist die plumpe Ironie, welche Herr Menzel und die anderen ihm in den Mund legen: 'Die fränkischen Fürsten sind so hovebære, daß Leopold der Gast allein hätte freigebig sein müssen, wenn es ihm nicht die höfische Sitte verboten hätte.' Aber abgesehen von Feinheit und Plumpheit, die nicht von allen Menschen gleichmäßig empfunden werden: welchen Verstand hat dies? War denn Leopold der einzige Gast? Wenn mit dieser Ausdrucksweise den fränkischen Fürsten grobe Mißachtung der Hofsitte vorgeworfen werden sollte, müssen dann nicht die Gäste ganz im Allgemeinen als nur durch die Sitte von Freigebigkeit abgehalten hingestellt werden? Ich denke, darüber sollte doch keine Meinungsverschiedenheit möglich sein.

Daß nun aber Walther unser heimschen Fürsten sagt und nicht mîne, was auch gegen Lachmanns Ansicht von Herrn Menzel ausgebeutet wird,

dafür sind mancherlei Erklärungen denkbar, und es ist für die Auffassung der Stelle gleichgültig, ob man sich vorstellt, er habe den Spruch in Österreich oder in Gesellschaft von Landsleuten aus Nürnberg wegreitend gedichtet oder es habe ihm ein wirkliches Gespräch mit Fahrenden und darunter vielleicht gerade mit österreichischen vorgeschwebt.

Unser schließliches Resultat also? Daß es zwar, wie der Augenschein lehrt, sehr leicht ist an Lachmann zu mäkeln, sehr schwer jedoch vor einer unbefangenen Betrachtung leere Mäkeleien aufrecht zu erhalten; daß es sehr leicht ist Lachmann gegenüber einen hohen Ton anzuschlagen, wenn man den Vorwurf der Selbstüberhebung und lächerlicher Aufgeblasenheit nicht scheut, daß aber die angemessene Gemüthsstimmung Lachmann gegenüber wahre Bescheidenheit dann am allermeisten ist, wenn man ihm glaubt widersprechen zu müssen. 'Der Respect vor dem Großen ist die erste Bedingung zum Künstler', schreibt Felix Mendelssohn. Der Respect vor dem Großen ist auch die erste Bedingung zum Gelehrten.

'In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.'

Wien. W. Scherer.

Walther von der Vogelweide. Herausgegeben und erklärt von W. Wilmanns. Zweite vollständig umgearbeitete Ausgabe. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1883 (Germanistische Handbibliothek herausgegeben von Julius Zacher I). XII und 500 S. 8°.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1884, Bd. 10, S. 305—312.

Die Walther-Ausgabe von Wilmanns ist im Jahre 1869 zuerst erschienen. Jetzt sind daraus zwei Bücher geworden: Leben und Dichten Walthers (Bonn 1882) und die vorliegende zweite Ausgabe. Das erstgenannte Buch ist in diesen Blättern (IX, 339 ff.) durch Konrad Burdach angezeigt worden; von dem anderen soll hier kurz die Rede sein.

Sei es mir gestattet vorerst zu sagen, daß Burdachs Urtheil über jenes erste Werk mit dem meinigen im Ganzen und Großen übereinstimmt, daß ich aber an zwei Stellen seiner Recension eine Bemerkung knüpfen möchte.

Wilmanns redet jetzt gerne von der Barbarei des Mittelalters und lenkt damit in alte wohlbekannte Bahnen wieder ein, die wir seit Jacob Grimm und der historischen Schule überhaupt verlassen hatten. Burdachs Widerspruch dagegen (S. 358) genügt mir nicht. Es kommt darauf an, zu erkennen, daß der landläufige Begriff des Mittelalters falsch ist und daß die übliche Abgrenzung Epochen von sehr verschiedenem sittlichen Charakter umfaßt und vermischt. Der sittliche Charakter wird aber nicht aus den

Lasterkatalogen der Satiriker und Prediger, auch nicht aus zufällig überlieferten Schandthaten und Freveln, sondern aus den sittlichen Idealen erkannt, die bei den Dichtern, Historikern und sonst hervortreten. Wer sich auf die feinere sittliche Sonde nicht versteht, der kann dahin kommen, mit den neuesten katholischen Historikern das 15. Jahrhundert für eine Blütezeit unserer Bildung erklären zu müssen.

Wenn ferner Burdach (S. 355) Wilmanns dafür belobt, daß seinem Buche jede 'culturkämpferische Tendenz' fern geblieben sei, so habe ich — mit Unrecht vielleicht — aus diesem Lob einen Tadel herausgehört, der mich verletzte, weil er mich an die hochmüthige Art erinnerte, wie manche kleine protestantische Leute, die ehemals, so lange der Wind von oben 'culturkämpferisch' blies, sich in die vorderste Reihe der Kämpfer drängten, jetzt, da der Wind umgeschlagen hat, ernsthafte Erwägungen über den Schaden, den die römische Kirche unserer nationalen Entwickelung angethan hat, sehr vornehm als 'Culturkampf' abzufertigen sich herausnehmen. Ich bin unter den Segnungen des Concordates in Wien aufgewachsen und weiß genau, weshalb mir das Herz schneller pocht, wenn ich Walthers Strophen gegen den Papst lese. Ich bin auch fest überzeugt, daß ich Walther und das Mittelalter und unsere ganze Geschichte viel besser verstehe als diejenigen, welche bei solchen Gedichten kalt bleiben können und sich stolz in das Bewußtsein ihrer Unparteilichkeit oder Vorurtheilslosigkeit hüllen. Wir wollen doch die Vorurtheilslosigkeit nicht so weit treiben, daß wir Waffen für unsere Feinde schmieden.

Die Einleitung zu Wilmanns' Walther-Ausgabe enthielt früher I. Walthers Leben; II. Walthers Kunst; III. Kritische Bemerkungen. Der erste Theil ist jetzt weggeblieben und durch das eben besprochene Buch ersetzt. Der dritte Theil steht jetzt an der Spitze, aber in der Form einer Übersicht über die Handschriften und die ihnen zu Grunde liegenden erschließbaren älteren Sammlungen Waltherischer Gedichte; dazu kommt am Schluß ein Verzeichniß der wichtigeren Abweichungen in den Texten der verschiedenen Ausgaben. Der zweite Theil ist wesentlich reicher geworden; er handelt nicht blos von der Metrik, sondern auch vom Stil.

Der Abschnitt 'Die Sprache' betrifft Dinge, die man sonst der Metrik zuzurechnen pflegt, Hiatus, Elision, Apokope und Synkope Inclination, Synalöphe, zuletzt allerdings auch einige Thatsachen der Lautlehre. Überall, namentlich in der sehr sorgfältigen Erörterung über Apokope und Synkope, hat Wilmanns nicht blos unsere Kenntniß Walthers, sondern unsere Kenntniß überhaupt wesentlich gefördert und die Anforderungen an künftige Herausgeber verschärft. Doch scheint mir, daß hier über manche Dinge entschieden wird, die nicht auf eine isolirte Betrachtung Walthers hin entschieden werden können, sondern umfassendere Beobachtung voraussetzen. Wird irgend jemand, der es mit Beweisen streng nimmt, die Betonungen beitét, singét, disé, sumér (S. 44) im Eingang des Verses und damit die schwebende oder versetzte Betonung eines schwachen e bei dem Lyriker Walther für bewiesen

halten? Ist denn gegen Lachmanns Metrik alles erlaubt? So lang er die umfassende Erwägung vor seinen Nachfolgern voraus hat, bestehen seine Ansichten zu Recht: womit ich natürlich nicht sagen will, daß sie für alle Zeit unwiderleglich seien. Weshalb übrigens Wilmanns das Synalöphe nennt, was Lachmann Synäresis nannte, vermag ich nicht einzusehen.

S. 44—63 tragen die Überschrift 'Die metrische Form'. In der ersten Anmerkung auf S. 46 findet Wilmanns eine Schwierigkeit, die sehr leicht zu heben ist. 'Die Annahme, daß der metrische und musikalische Tact sich deckten, daß der Hebung ein guter Tacttheil, der Senknng ein schlechter entsprach, liegt sehr nahe, aber sie kann nicht unbedingt als richtig gelten. Wie könnten sonst so häufig Silben, denen der logische Accent zukommt, in der Senkung stehen, während unbetonte in die Hebung treten?' Folgen mehrere Beispiele, wie *ích bin héim od ích wil héim*. Hierauf die Bemerkung: 'Beim Vortrage brachte der Sänger sicher die Worte zur Geltung trotz der metrischen Senkung, also kann das Metrum den Vortrag nicht beherrscht haben.' Doch! genau so weit wie der musikalische Rhythmus den musikalischen Vortrag beherrscht. Es ist musikalisch durchaus möglich, einen schlechten Tacttheil zu markiren, und dies kommt in reiner Instrumentalmusik unzählige Mal vor. In moderner Vocalmusik allerdings seltener, weil sich der Componist den Text schon so zurecht zu legen pflegt, daß die Silben, die er betont wünscht, auf die guten Tacttheile fallen. Aber in Schuberts Composition von Goethes Prometheus z. B. hat es keine Schwierigkeit, in den Worten *musst mir meine Erde doch lassen stehn* das *doch* oder in den Worten *meine Hütte die du nicht gebaut* das *du* im Gesange zu betonen, wenn man dies für die richtige Declamation hält, obgleich *doch* und *du* auf schlechten Tacttheilen stehen und sogar Sechzehntel im Viervierteltacte sind. Die Stelle ist freilich als Recitativ bezeichnet; aber man kann sie streng im Tact singen und die angeführten Worte doch stark hervorheben. In dem Gesange des Harfners *Wer nie sein Brot mit Thränen afs*, wo Schubert nichts Recitativisches hat, bringt er die Worte *denn álle Schúld rächt sich auf Érden* dreimal. Das erste Mal hat er sie so behandelt, daß *rächt* guten Tacttheil bekommt, das zweite und dritte Mal aber vollkommen correct metrisch: *Schúld rächt sich auf* sind das zweite Mal vier Achtel und machen die zweite Hälfte eines Viervierteltactes aus; die Worte sind das dritte Mal vier Viertel und machen zusammen einen Viervierteltact aus; wenn der Sänger will, so kann er das Wort *rächt* hier so stark hervorheben wie das erste Mal. Dies ist, wie man sieht, genau der Fall, an dem Wilmanns Anstoß nimmt. Brauchts Autorität und Lehrbuch, so sei auf die Allgemeine Musiklehre von Marx verwiesen (S. 138): 'Einzelne Momente der Musik — und zwar einzelne Töne oder ganze Tonreihen und Tonmassen — können auch ohne Rücksicht auf das rhythmische Gewicht, ja sogar im Widerspruche mit der rhythmischen Ordnung dazu bestimmt sein, durch größere Schallkraft hervorgehoben zu werden.'

Die Anmerkung auf S. 61 vermag ich absolut nicht zu verstehen. Wo kommt denn die 'ältere Art, Strophen von verschiedener Länge und Form zu einem Liede zu verbinden', — wo kommt sie denn vor, diese Art, die Walther vermeiden soll? Vom Leich kann nicht die Rede sein. Meint Wilmanns die ungleichstrophigen Gedichte der althochdeutschen Poesie und mancher geistlichen Gedichte des 12. Jahrhunderts? Die fehlen im ganzen Minnesang; und ob solche ungleiche Strophen auf Variation derselben Melodie beruhen, wie Wilmanns meint, das kann kein Mensch wissen.

Der Unterschied von Lied und Spruch wird überall vorausgesetzt, aber nirgends erläutert. Auf die Erläuterung in dem Leben Walthers S. 36 mußte doch wenigstens verwiesen werden. Oder habe ich eine solche Verweisung übersehen? Die ganze metrische Einleitung kommt mir etwas schwer vor, wenn ich mir dazu Leser denke, welche nur die Grundbegriffe der mittelhochdeutschen Metrik, wie sie nun einmal vorgetragen zu werden pflegt, besitzen.

Ganz neu ist ein Abschnitt über den Stil, S. 63—99. Es zeigt sich hier, daß die Schrift von Paul Wigand über den Stil Walthers (Marburg 1879), die man sehr unfreundlich, oder eigentlich unverständig, aufgenommen hat, so ganz unnütz nicht gewesen ist, wie man seiner Zeit das Publicum glauben machen wollte. Aber freilich, was hier und bei Wigand Stil heißt, sind nur einige rhetorische oder poetische Mittel; charakteristisch werden sie erst, wenn man andere und wesentlich verschiedene Dichter wie z. B. Reinmar daneben hält oder, noch besser, die Gesammtheit der überhaupt möglichen Mittel ins Auge faßt und an der Auswahl die individuelle Eigenthümlichkeit wahrnimmt. Stil in einem höheren, in dem eigentlich litterarhistorischen Sinn ist aber damit noch nicht erschöpft: es muß die ganze Folge vom Stoff bis zur inneren und äußeren Form, von dem rohen Stoff, der überhaupt in den Gesichtskreis des Dichters fällt, von der Auswahl aus diesem Stoffe, von der besonderen Auffassung bis zur besonderen Einkleidung, zur Wahl der Dichtungsgattung, zu den sprachlichen und metrischen Mitteln, mit einem Worte: der gesammte dichterische Proceß, durchlaufen und überall die Eigenart aufgesucht und nachgewiesen werden. Wilmanns giebt dazu Beiträge sowohl hier als in dem sehr dankenswerthen dritten Abschnitte seines Leben Walthers. Aber ich vermisse darin Schärfe der Anordnung und Auffassung; seine Beobachtungen behalten etwas Zufälliges und Unsystematisches, während doch nur ein systematisch-methodisches Verfahren zum Ziel führen konnte. Doch immer besser, man beobachtet darauf los und bringt seine Beobachtungen in eine vorläufige Ordnung, als daß man sich feige vor solchen Aufgaben zurückzöge. Die Behandlung der Lyrik hat ihre besonderen Schwierigkeiten; denn ihre Theorie liegt im Argen. Die erste Pflicht ist, alle epischen und dramatischen Elemente auszuscheiden, wenn ich es vorläufig so nennen darf; denn es können schärfere Unterscheidungen Platz greifen, wenn man die Gattungen der Rede einmal zu sondern versucht — ich habe die Grundbegriffe meinen Zuhörern im

Sommer 1882 vorgetragen und gedenke, eine Poetik darauf zu bauen, welche dem in meiner Geschichte der deutschen Litteratur S. 770 aufgestellten Programm zu entsprechen suchen müßte: es handelt sich um sehr einfache Dinge, die man jedoch bisher nie genügend beachtet hat, z. B. ob der Dichter oder Schriftsteller von sich oder von anderen, ob er im eigenen Namen, in einer Maske (hinter der er erkannt zu werden wünscht) oder in einer Rolle (hinter der er verschwindet) redet, ob er Vergangenes oder Gegenwärtiges oder Zeitloses oder Zukünftiges vorführt, ob er Monologe oder Vorträge (Reden zu einem schweigenden Publicum) oder Dialoge oder Massenäußerungen (wie Chorgesänge) entwirft. Für die poetischen Mittel, abgesehen von allem Metrischen, wird es nützlich sein, die Sprache daraufhin zu durchmustern, wie weit ihre Ausdrucksmittel mehr prosaischen oder mehr poetischen Charakter tragen. Unter allen Synonymen sind die am poetischesten, in denen das ursprüngliche Wesen sprachlicher Benennung noch am treuesten hervortritt: das Verbum ist poetischer als das Nomen, das Nomen poetischer als das Pronomen; ein Wort mit deutlich fühlbarer Etymologie d. h. lebendiger Wurzel ist poetischer als ein verdunkeltes aus einer abgestorbenen oder entstellten und unkenntlichen Wurzel. Die ursprüngliche Benennung geschieht durch ausschließliche Hervorhebung eines Merkmals; darum können verblaßte Wörter durch Epitheta aufgefrischt, die erloschenen gleichsam wider zum Leuchten gebracht werden. Der eigentliche Ausdruck ist prosaisch, der uneigentliche poetisch; der genaue ist prosaisch, der ungenaue poetisch u. s. w. Man wird auch über die Stimmung oder Geistesverfassung des Dichters, aus welcher die einzelnen poetischen Mittel fließen, und ebenso über ihre Wirkungen auf den Leser oder Hörer ersprießliche Betrachtungen anstellen können; aber so allgemeine Kategorien wie Nachdruck, Hervorhebung, Fülle werden dabei vermuthlich nur eine geringe Rolle spielen.

Im Texte hat Wilmanns jetzt die Folge der Lachmannschen Ausgabe beibehalten (eine sehr willkommene Veränderung!) und den Versuch chronologischer Anordnung nur in einer Tabelle gemacht. Den Commentar wird man erweitert, vermehrt und gewiß auch in der Regel verbessert finden. Eine genaue Nachprüfung nehme ich nicht vor; nur einige Einzelheiten seien besprochen.

Zu 22, 12 wer kan den hêrren von dem knehte scheiden swa er ir gebeine blôzez fünde? vergl. Keller, Fastnachtsspiele, Nachlese 271, 28 Hie lyend gebeyn grosz und kleyn: wer kan da gemyrcken recht, welcher sy da herr ader knecht? hye hait zo lyen recht der herr by dem knecht (Rieger, Germania 16, 193).

Zu 39, 11 Under der linden an der heide. Der mit 39, 17 beginnende Satz hinkt nach, wenn man interpungirt, wie es gewöhnlich geschieht: ich möchte vorschlagen, nach tal einen Gedankenstrich zu machen. Das Mädchen beginnt den neuen Satz, als wenn es nun erzählen wollte, was sich da begab; aber dann, zur neckenden Enttäuschung des Hörers, erwähnt sie nur eine scheinbar gleichgültige Thatsache, aber eine Thatsache

die doch symbolisch ist: die Nachtigall sang zu einem Liebesfeste. — 39, 24 hêre frouwe: Wilmanns hat sich jetzt zur Lachmannschen Interpunction und Erklärung bekehrt. Mit Recht! Zur Construction vergl. auch Erdmann, Otfried-Syntax 2, 72 f. Friedrich der Knecht sagt von seiner Liebsten, die er durch Geschenke gewinnen will (Minnesinger von der Hagens 2, 170a, vergl. 170b 5, 2) wê, waz wil si mêre, diu schœne, niht ze hêre? Das ist das Waltherſche Mädchen hier offenbar auch; darum hebt sie hervor daß sie als hêre frouwe empfangen ward. — Zu 39, 26 bemerkte Wilmanns früher: 'Die Frage belebt die Erzählung.' Jetzt: 'Ähnliche rhetorische Fragen 59, 34. 75, 29.' Ich sehe hier keine absichtliche Belebung und keine Rhetorik, sondern nur naive kindhafte Koketterie, welche die Frage den Hörern gleichsam vom Mund abliest und sie nicht blos aufwirft, sondern auch beantwortet. Bei der rhetorischen Frage erwarten wir keine Antwort. Die hier vorliegende Frage und Antwort ist mit der Hypophora oder Subjectio der antiken Theorie zu vergleichen. — 40, 18 'getriuwe zuverlässig; daraus entwickelt sich die Bedeutung anhänglich.' Warum denn 'anhänglich'? Auf Verschwiegenheit kommt es an. Der Treue ist vertrauenswürdig; er wird das Vertrauen nicht täuschen.

65, 33 In einem zwîvellîchen wân. Zum Ende der zweiten Strophe bemerkt Wilmanns: 'Niemand wird nach der trefflichen Pointe eine Fortsetzung des Liedes erwarten.' Folglich — das kann man bei einem Künstler von dem Range Walthers ohne Weiteres aussprechen — hat es keine Fortsetzung. Ich schließe mich hier der ersten Wilmannsischen Auflage an und trenne die dritte Strophe ab. Sie mag den beiden ersten parallel gehen und sich auf dieselbe Situation beziehen; zu einer wahren künstlerischen Einheit schließt sie sich mit ihren Vorgängerinnen nicht zusammen. Wenn Walther in einem Gedichte sagen wollte: 'Mich hat ein Orakel getröstet; nun will ich auch alle Eifersucht fahren lassen und mich nicht mehr um die Besuche bekümmern, die sie empfängt' — so konnte er dies ganz anders herausbringen. — Ist 66, 15 zu lesen daz ich ir sihe geste bî?

Zu 74, 20 Nemt frowe disen kranz möchte ich meine in der Geschichte der deutschen Litteratur 207, 255 gegebenen Andeutungen ausführen und rechtfertigen. Für die ursprüngliche Folge der Strophen halte ich diese:

134 A, 262 C, 51 E 'Nemt frowe
136 A, 264 C, 53 E Si nam
135 A, 263 C, 52 E 'Frowe ir sît
138 A, 373 C Mich dûhte
137 A, 372 C, 54 E Mir ist von ir.

Ein einheitliches Gedicht und durchweg fortschreitend. Er bietet den Kranz; sie nimmt ihn und dankt: daz wart mir ze lône: wirt mirs iht mêr, daz trage ich tougen. Von diesem Mehreren erzählt er in der dritten Strophe: abermals überreicht er einen Kranz, jetzt mit kühnerer Rede und der Aufforderung, das Mädchen solle mit ihm Blumen brechen.

Sie thut es; er ist hochbeglückt — aber dieser ganze Liebesverkehr war ein Traum: dô taget ez und muos ich wachen. Doch der Traum war so süß, daß er den ganzen Sommer lang suchen muß, ob er die Traumgeliebte nicht im Leben findet: 'Vielleicht ist sie hier unter euch? Erlaubt, daß ich euch ins Gesicht schaue! Welche Freude, wenn ich sie fände und sie mit meinem Kranze schmücken dürfte!' (Ich glaube daß man 75, 4 einiu, wie die beste Überlieferung bietet, rechtfertigen kann.) — Die Hauptmotive finden sich in den Volksliedern bei Uhland Nr. 22. 23. 24. 27. 28. Der Liebhaber überreicht (oder schickt) der Geliebten einen Kranz zum Tanz (24, 8. 9. 28, 3). Er fordert sie auf, mit ihm Rosen zu brechen (22, 2. 23, 4). Da brachen sie der röslein vil mit groszer frewd (23, 5). Mir traumet also süsze, wie mein feins lieb gegen mir lief; sie tet mich freundlich umbfangen, sie gab mir vil der frewd . . . und da ich auferwachet, da war es alles nichts, dann nur die liechten röselein die reisten her auf mich (27, 3. 4. 5). Die Blüten fallen aber auch im Traume: da traumte mir ein träumelein, wie es schneiet über mich; und da ich nun erwachte und es war aber nicht: es waren die roten röselein, die blüten über mich (28, 1. 2).

75, 25. Von dem Vocalspiel hat schon Diez Poesie S. 264 gezeigt, daß es Variation eines Beispieles bei Bernart von Ventadour ist.

87, 1. Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten: vergl. A. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach S. 21.

94, 11. Dieselbe Situation, daß einer an einem im Eingange des Gedichtes bezeichneten schattigen Ort entschläft, einen angenehmen Traum hat, beim Erwachen aber ein altes Weib vorfindet, bei Uhland, Volkslieder Nr. 290.

111, 23. In der Polemik Walthers gegen Reinmar findet Wilmanns in Z. 111, 30 eine Schwierigkeit, die ich nicht begreife. Walther lehnt sich gegen die Übertreibung auf und spottet über den unglücklichen, stets vergeblich um Erhörung flehenden Liebhaber, indem er sagt: besser (als die Dame so über Gebühr zu loben) wäre, wenn die Dame ihren Dichter freundlicher behandelte. Wie er hier die Übertreibung des Gefühls verspottet, so in der folgenden Strophe die Übertreibungen von Reinmars geistreicher Manier: auch im Scherz findet er die Voraussetzung einer unehrenhaften Handlung nicht passend und zeigt was dabei herauskommen würde, wenn die Dame den Dichter beim Wort nehmen wollte. Der Gegensatz Walthers gegen Reinmar wird um so deutlicher, als Walther selbst in anderen Gedichten beide hier in Frage stehende Motive verwendet hat. Eine Dame schließt den Monolog, worin sie ihre Liebe für den Dichter ausspricht, mit den Worten: ich habe ihm in meinem Herzen eine Stätte gegeben, die noch niemand betreten hat; die anderen haben das Spiel verloren; er setzt sie alle matt (114, 21). Hier ist der Dichter wirklich Sieger, aber es wird nicht eine unvorsichtige Wendung gebraucht, als ob er an sich allen anderen überlegen sei; zugleich ist die Phrase aus dem Mund eines unglücklichen

Liebhabers in den eines glücklichen übergegangen, und die freundliche Behandlung, welche Reinmar entbehrt, scheint seinem Gegner zu Theil zu werden. Nicht minder hat Walther das Wortspiel mit dem küssen auch seinerseits gebraucht (54, 7. 15), aber wieder die unvorsichtige Wendung Reinmars vermieden und statt vom Stehlen nur vom Leihen gesprochen, womit er gleich die Vorstellung des Wiedergebens und so des wechselseitigen Kusses gewinnt. Vergl. Geschichte der deutschen Litteratur S. 205. —

Ich will von dem vorliegenden Buche nicht scheiden, ohne speciell für den Schluß der Vorrede, so weit er mich angeht (S. IX f.), gedankt zu haben. Ich bin, was freundliche Anerkennung der Fachgenossen betrifft, nicht verwöhnt; und würde mich über diese sehr verwundert haben, wenn sie nicht eben von Wilmanns käme.

Berlin, 16. 2. 84. W. Scherer.

Der große Wolfdieterich. Herausgegeben von Adolf Holtzmann. Heidelberg 1865. Mohr.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur k. Wiener Zeitung. Wien, in Commission bei C. Gerolds Sohn. 1864, Bd. 4, S. 1620—1622.

In der Vorrede S. 92 bemerkt der Herausgeber, der Wolfdieterich sei von dem Ortnit untrennbar. Dennoch hat er ihn davon getrennt. Aber er beabsichtigte keine wirkliche (S. 43) oder eigentliche (S. 51) Ausgabe. Diese unwirkliche oder uneigentliche Ausgabe also hat eine jüngere aber sehr verbreitete Formation des Gedichtes von Wolfdieterich zum Gegenstande, die uns nur in Handschriften des 15. Jahrhunderts überliefert ist. Und wir danken es Herrn Hofrath Holtzmann, daß er darauf verzichtet hat, das Gedicht in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurückzuübersetzen. Wir würden dann mehr von seinem Eigenen bekommen und größere Mühe haben, den Stand der Überlieferung zu erkennen. Ohnehin hat es ihm gefallen, die beiden Classen von Handschriften, die er unterscheidet, unter sich und mit anderen im Texte zu mengen und dabei überdies nach einer merkwürdigen Methode im Anfange des Gedichtes anderen Grundsätzen zu huldigen, als gegen Ende desselben (S. 46). Jedenfalls aber hat der gegenwärtige Herausgeber seinen eigentlichen Vorgänger Öchsle übertroffen und dessen Ausgabe, der man sich bisher bedienen mußte, fast ganz überflüssig gemacht. Zugleich rechnen wir es ihm zum nicht geringen Verdienst an, daß durch seine unwirkliche Ausgabe das Bedürfniß einer wirklichen Ausgabe der drei ältesten Wolfdieterich-Texte, des Wolfdieterichs von Constantinopel, von Salnecke und von Athen (von welchem letzteren doch mehr auf uns gekommen ist, als Holtzmann anzunehmen scheint), ohne Zweifel recht fühlbar werden wird. Daß Holtzmann übrigens den von ihm heraus-

gegebenen Text für älter hält als den von ihm so benannten kleinen Wolfdieterich, überraschte uns nicht, da er schon vor längerer Zeit den Grundsatz aufstellte, bei altdeutschen Gedichten müsse man im Allgemeinen den längeren Text als den ursprünglicheren betrachten[1]). Dagegen gehört es allerdings zu den kühnen Behauptungen, durch welche uns Holtzmann zu überraschen liebt, wenn gelegentlich bemerkt wird, die Heimat der alten Genesis sei sicher nicht Österreich (S. 56) und die Heimat der 'Ritterromane' sei nicht bei den 'brittischen Völkern', sondern im Orient (S. 95). Noch verwunderter, aber darum nicht weniger dankbar nehmen wir die Belehrung hin, daß ck oder gg für gj nicht hochdeutsch sei (S. 56), und daß etwas 'am Rhein herauf bis nach Basel' vorkommen könne, ohne doch alemannisch zu sein (S. 57). Von einer anderen Vermuthung Holtzmanns jedoch konnten wir uns bis jetzt nicht überzeugen, von der nämlich, der Verfasser des 'großen Wolfdieterich' möchte einer der vielen Dichter gewesen sein, die mit dem Hofe König Heinrichs VII. in Verbindung standen (S. 101), welche Vermuthung sich darauf gründet, daß Bischof Heinrich von Eichstädt zu den Anhängern Heinrichs VII. gehört habe, und daß nach der Angabe des 'großen Wolfdieterich' ein Buch siebenzehn Jahre lang in den Händen eines nicht näher bezeichneten Bischofs von Eichstädt sich befand, zehn Jahre nach dessen Tode von dem Kaplan gefunden, der Äbtissin zu St. Waltburg in Eichstädt gebracht, von dieser zweien 'Meistern' zur weiteren Verbreitung übergeben wurde und dann die Quelle des 'großen Wolfdieterich' bildete. Dieser aber könnte nach S. 100 etwa 1230 gedichtet sein, so daß jener Bischof mindestens seit etwa 1220 todt, aber, da ihn der Herausgeber im Jahre 1225 nachweist (S. 101), wenigstens fünf Jahre nach seinem Tode noch lebend gewesen sein müßte.

Begreiflich finden wir es dann, daß der Herausgeber sich nicht mit der Ansicht Wilhelm Grimms über den Prolog des 'großen Wolfdieterich' und über das Verhältniß des Wolfdieterich zum König Rother aufhalten mochte, während eine unrichtige Angabe des Universallexikons von Bader

[1]) Man gestatte uns eine kurze Bemerkung für Fachgenossen. Auch das Verhältniß der Handschriften des 'großen Wolfdieterich' untereinander scheint uns der Herausgeber verkannt zu haben. Die ersten zwanzig Strophen des Gedichtes genügen, um das nachzuweisen. Überall ist der Gang von Z durch w zu W (wir adoptiren vorläufig Holtzmanns Bezeichnungen) so offenbar, daß man die Wahrheit meint mit Händen greifen zu können. — 7, 2 stellen die Handschriften, die wir für später halten, die Halbzeile gewáltig únd bidérbe um, weil sie an der Betonung bidérbe Anstoß nahmen. — 8, 2 war das seltene gedrol oder gedrollen von Z Anlaß erst zu sinnloser Entstellung (w), dann zur Herstellung des gewöhnlicheren gedraejet (W). — 9, 4 hat der Herausgeber die lächerliche spielmannsmäßige Übertreibung in den Text gesetzt, Herzog Berchtung habe dritthalbhundert Jahre gelebt. Die Veränderung des ursprünglichen manig jâr wurde durch die Rücksicht auf 10, 3 bewirkt. — 11, 1 und 12, 1 scheint der zweisilbige Auftact der zweiten Vershälfte den Anlaß zur Änderung gegeben zu haben. 12, 2 überdies ist die Leseart von wZ die einzige dem Sinne angemessene. — 18, 3. 4 sollte die wirkungsvolle Wiederholung von 17, 3. 4, die sich in wZ findet, in W vermieden werden.

freilich die ihr S. 92 zu Theil gewordene Widerlegung verdiente. Daß vollends das Resultat der Untersuchungen, welche bisher über die Sage von Hugdieterich und Wolfdieterich angestellt wurden, von dem Standpuncte des Herrn Herausgebers theils (so weit sie im 12. Bande der 'Zeitschrift für deutsches Alterthum' niedergelegt sind) zu gar nichts, theils (so weit sie im 6. Bande derselben Zeitschrift vorliegen) zu einer 'Behauptung' einschwinden mußte, die alles Grundes entbehrt (S. 101), versteht sich für den Kundigen von selbst.

Besonders verbunden fühlen wir uns Herrn Hofrath Holtzmann für die, wenn auch kärglichen, Mittheilungen aus der Wolfdieterich-Handschrift der Wiener Piaristenbibliothek, welche für manche Gelehrte ganz unzugänglich geworden zu sein scheint.

[Anonym.]

Deutsches Heldenbuch. I. II. Theil. Berlin, 1866. Weidmann. 8°.

I. Biterolf und Dietleib. Herausgegeben von Oskar Jänicke. Laurin und Walberan mit Benutzung der von Franz Roth gesammelten Abschriften und Vergleichungen. (LVIII, 308 S.)

II. Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, Rabenschlacht. Herausgegeben von Ernst Martin. (LX, 338 S.)

Litterarisches Centralblatt 1868, 29. August, Nr. 36, S. 976—979.

Die vorliegenden zwei Bände, denen vier weitere folgen sollen, sind eine Frucht der erfolgreichen Lehrthätigkeit, welche seit Jahren K. Müllenhoff an der Berliner Universität entfaltet. Müllenhoff hat einen Theil des Materials herbeigeschafft, den Plan entworfen, die Betheiligten — seine ehemaligen Zuhörer — dafür gewonnen, einige wichtige Vorarbeiten (so für die höhere Kritik des Alphart) denselben überliefert und das Schwierigste — den Laurin — selbst übernommen. Daß für das Unternehmen die Grundsätze derjenigen nicht maßgebend waren, welche bei Gedichten der Heldensage diplomatischen Abdruck sämmtlicher Handschriften verlangen, daß vielmehr 'sogenannte kritische Ausgaben' beabsichtigt wurden, dürfte bei allen Einsichtigen nur auf Billigung stoßen. Was man in dieser dem Andenken Wilhelm Grimms gewidmeten Sammlung zu erwarten habe, wird demnach nicht zweifelhaft sein: streng methodische Editionen mit dem ganzen Apparat, den erforderlichen Einleitungen und Registern, welche — sofern nur die Methode richtig gehandhabt ist — alle berechtigten Forderungen erfüllen. Es kommt uns im folgenden weniger darauf an, dies Urtheil im Einzelnen zu begründen, als durch Fragen, Bedenken, Andeutungen, so viel an uns liegt und so viel es der Raum gestattet, die Sache zu fördern.

Zum Biterolf und Dietleib. Der Herausgeber scheidet den Biterolf (Z. 1—1988) vom Dietleib (Z. 1989—13510) oder, wie er sich aus-

drückt, die Einleitung vom Hauptgedicht als das Werk eines besonderen Verfassers ab, der auch das Hauptgedicht überarbeitet haben soll. Aber wenn Biterolf in der 'Einleitung' sich den Namen Frute, im 'Hauptgedicht' den Namen Diete beilegt: folgt nicht schon daraus, daß wir es mit zwei wesentlich verschiedenen und von einander ursprünglich unabhängigen Gedichten zu thun haben? Der Biterolf schloß etwa Z. 1968 mit des enist uns niht geseit. Wer dies in das überlieferte ein ander mære ist uns geseit änderte, der verknüpfte Biterolf und Dietleib und überarbeitete den letzteren in der bescheidenen von Jänicke S. XXI angegebenen Weise. Beide Verfasser, der des Biterolf und der des Dietleib, sind nach Jänicke S. XXVII f. von dem der Klage zu trennen. — Für den Dietleib ist nichts so bezeichnend als der Werth, der auf die feine Ausbildung des ritterlichen Wesens gelegt wird. Die Lombarden (8209), Heunen (Ungarn), Preußen, Polen (8275 ff.) kennen das Turnier nicht; die Böhmen (8446 ff.) verstehen den ritterlichen Kampf nicht. In der That sollen nach Klüber zum St. Palaye I, 274, erst als Karl von Anjou König beider Sicilien wurde, die Franzosen das Turnier nach Italien gebracht haben: doch vergl. Raumer, Hohenstaufen VI, 556, N. 1. Was die Böhmen anlangt, so schrieb man später Ottokar II. die Einführung der Turniere zu (Karajan, Leumund [der Österreicher], Sitzungsberichte [der Wiener Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe] 42, 475 f.). Allerdings ist Ulrich von Lichtenstein schon 1240 zu einem Turnier nach Krumau geladen (477, 15): aber seine Frau-Venus-Fahrt 1227 endigt er alsbald, sowie er böhmischen Boden betreten hat (284, 25). Die Einführung des Turniers ist ebenso ein Symptom der Germanisirung wie die Förderung deutscher Dichtung: Reimar von Zweter hatte 1236—1240 am Hofe von Ottokars Vater, gegenüber vielfacher Anfeindung, nur in der Person des Königs einen Halt, der auch den Meister Sigeher beschützte. Derselbe Sigeher, ein Fahrender, genießt Ottokars Freigebigkeit, und den Ottokar preist auch eine Recension von Ulrichs vom Türlein Wilhelm 1260—1276 (genauer 1260—1269, wenn mit den vier Ländern, Lachmanns Wolfram S. XLII, Böhmen, Mähren, Österreich, Steier gemeint sind). Späterhin dichten Frauenlob, Ulrich von Eschenbach, Heinrich von Freiberg, König Wenzel in Böhmen: und der einheimische Adel ist deutscher Poesie geneigt. Sollte nicht auch der Dietleib mit der Einführung des ausgebildeten Ritterwesens in den südöstlichen Marken zusammenhängen? Im Gegensatze zu Slaven und Ungarn werden Z. 8200 die recken von dem Rîne als die eigentlichen Pfleger des ritterspils und des Turnierens hingestellt, wie noch beim Lichtensteiner 208, 30 das höchste Lob eines ritterlichen Schmuckes ist daz nie kein ritter umb den Rîn gezimiert wart für wâr nie baz. Die Einführung der Turniere in Deutschland, zunächst am Rhein, setzt man nach Otto von Freising Gesta Friderici 1, 17 (S. 416) in die Zeit Lothars des Sachsen. Beim Kreuzzug 1146 wurden die Deutschen noch wegen ihrer Ungeschicktheit in ritterlichen Künsten von den Franzosen verachtet und geneckt (Wilken in

Daub und Creuzers Studien 2, 182). Zum Jahre 1175 erwähnt das Chronicon montis Sereni (S. 38) ein tornamentum in Austriae partibus. Der Dietleib giebt den Gefühlen der südöstlichen Ritterschaft, der österherren, Ausdruck, man sei im ritterlichen Kampfspiel den Rheinländern nun ebenbürtig geworden. Vergl. unten zum Alphart. — Merkwürdig, wie nahe der Dietleib, den der Herausgeber in den Anfang des 13. Jahrhunderts setzt, zeitlich und örtlich an die 'Krone' und an den Lichtensteiner heranrückt. Innerhalb des baierischen Stammes war in Steiermark der ritterliche Geist offenbar am kräftigsten: zuerst im nationalen, dann im fremdhöfischen Gewande tritt er auf, dann überträgt er phantastisch den Roman ins Leben, endlich enthüllt sich nüchtern in der Reimchronik die gefährliche social-politische Partei, in der und durch die er zur Macht erwuchs.

Dietrichs Flucht und die später gedichte Ravennaschlacht sind Umarbeitungen älterer Grundlagen und haben in ihrer uns bekannten Gestalt Heinrich den Vogler zum Verfasser, der sich Ravennaschlacht 96—100 als ein älterer Mann zeigt. Martin setzt die Flucht nach den politischen Anspielungen in die Jahre 1285 bis 1290. Mit Unrecht, wie uns scheint. Die betreffenden Stellen geben einer Adelsopposition gegen die Landesherren Ausdruck. Die Fürsten, gegen die der Dichter frondirt, beuten rücksichtslos den Adel aus, indem sie ihn zur Friedens- und Kriegsdienstleistung zwingen, anstatt ihn durch Freigebigkeit anzulocken; sie verschmähen es, den Rath ihrer Vasallen einzuholen; sie setzen ihnen geste ûf ir erbeveste. Martins Deutung geht auf die Begünstigung der Schwaben durch den Habsburger Albrecht, der z. B. reiche adelige Wittwen zwang, seine Schwaben zu heirathen, und dadurch österreichische Güter in schwäbischen Besitz brachte. Aber das Gedicht muß älter sein (vergl. Müllenhoff in Zeitschrift für Gymnasialwesen N. F. 1, 470). Denn 1) die Riedegger Handschrift wurde schon vor 1300 verschenkt, sie ist gewiß vor 1290 geschrieben (Pfeiffer, Germania 12, 55) und überliefert das Gedicht doch entfernt nicht fehlerlos. 2) Das Gedicht zeigt noch keine Spur der Diphthongirung des î und û (außer vor w). Hierüber giebt Weinhold, Baierische Grammatik §§ 70—78 nicht hinlängliche Auskunft. Pfeiffers Nachweise a. a. O. und Germania 2, 253 beginnen mit 1254. Aber Referent hat schon zu Denkmäler Nr. 86, 4, 5 auf Spuren des 11. Jahrhunderts hingewiesen; dazu kommt uber loût Bl. 37a der Wiener Genesis; ferner aus dem 12. Jahrhundert die Millstädter Handschrift; und die Vorauer der Kaiserchronik, welche ie, e[i], ei für î und ou für û wiederholt bietet. Indes ist der erste Dichter, der sich hierin gelegentlich der Mundart anschließt, Heinrich vom Türlein und ihm zunächst der Wiener Bürger Herrn Jansen Enkel (Fürstenbuch Z. 21 nach der Handschrift des Wiener Staatsarchivs, vergl. Z. 2434 hern Jänsen sun), der sein Fürstenbuch unter König Ottokar schrieb (ei für î z. B. Haupts Zeitschrift 5, 280, Z. 456 leit : wît, 775 leit : zît neben Z. 551 sich : rîch, 717 in : vogellîn; Maß-

manns Eraclius S. 139, Z. 155; siehe das vorliegende Heldenbuch 1, 291). Der letzte Österreicher, der sich von derartiger Roheit freihält, wird wohl der Verfasser des Buches der Rügen sein (1276 oder 1277, Karajan bei Haupt 2, 12). — Demnach muß die Flucht vor der Regierung Albrechts gedichtet sein. Man könnte, wenn man auf die geste Gewicht legt, an die letzten Jahre von Ottokars Regiment in Steiermark 1274—1276 denken (Reimchronik Capitel 120. 124. 125; Lorenz, Deutsche Geschichte 2, 122. 139); aber andere Züge jener Schilderung passen wenig auf ihn, und selbst der eine hervorgehobene nicht völlig. So bleiben wohl nur die Jahre 1255—1259, in welchen die Ungarn unter Bela IV. und seinem Sohne Stephan in Steiermark herrschten: Reimchronik Capitel 52. 53, Lorenz 1, 184—189. Und Heinrich der Vogler war ein Landsmann und Zeitgenosse Ulrichs von Lichtenstein. — Nebenbei ist aus Dietrichs Flucht Z. 3371, Ravennaschlacht 654. 1001, Alphart 240 zu lernen, wovon auch San Martes Waffenkunde S. 64—75 nichts weiß, daß der Helm zwei wende (Sing. want) besitzt. Daraus erklärt sich die vielbesprochene Stelle Nibelungen 1280, 4: die Pfeile werden zu den wenden gezogen, ganz wie man in der von Zarncke Beiträge S. 167 Anm. aus Ottokar angeführten Stelle die Bogen gegen den ôren spannen sieht.*)

Die Perlen der Sammlung sind der Alphart und der Laurin. Den Alphart schreibt der Herausgeber nicht — wozu K. Bartsch Lust bezeigte — dem gespenstischen Kürnberger zu, sondern schließt aus der Art, wie Str. 78. 79 Rudung gefeiert wird, dem Schwanfelden dient und ze Nüerenberc der Sant, daß die Entstehung des Gedichtes nach Nordbaiern zu setzen sei. Der Schluß ist um so sicherer, als einen österreichischen oder steierischen Dichter schon die bekannte Abneigung gegen die Baiern von einem derartigen Beginnen zurückgehalten haben würde: man vergleiche insbesondere die Polemik zwischen Wirnt 216, 22 ff. (wo 216, 23 ûf den Sant zu lesen) und Heinrich vom Türlein 2938 ff. (mit Haupts Besserung, zu Neidhart XL, 3). Wie denn im Biterolf wirklich Rudung 'nostrificirt' als Steirer erscheint, und die vom Sande auf der Gegenseite kämpfen und ziemlich übel wegkommen. Ist auch das eine Antwort auf Wirnts Beschuldigung der ôsterherren? Gewinnsucht beim Turnier hatte er ihnen vorgeworfen, im Biterolf 8512 ff. wird umgekehrt Siegfried und insbesondere der Baier Rantwin in diesem Lichte dargestellt. — Die Bestimmung der Interpolationen des Alphart trifft im Allgemeinen gewiß das Richtige. Im Einzelnen bleiben uns Zweifel, deren nähere Ausführung nicht hierher gehört, Zweifel namentlich an der unbedingten Gültigkeit der beiden Kriterien: des Binnenreims und der übergehenden Construction. Str. 158 halten wir für echt, dagegen 156 für unecht. Auch 266, 3. 4. 267, 1, 2 vermißt man ungern. Str. 230. 231 scheint uns unecht: nachdem die Tjost geritten und Witegen Speer zerbrochen ist, wie sollen sie

*) Vergl. oben S. 383 f. B.

noch einmal zesamne stechen? In der Interpolation 43—71 wird der ältere Theil einfach aus Str. 45 und 50—55 (nicht 56) bestanden haben, wodurch die complicirten Annahmen Martins S. XVII überflüssig werden. — Zu lesen ist wahrscheinlich 7, 1 nôtege. 26, 2 werde] sî? 72, 2 etwa: im vielen von den ougen die trehene ze tal? 74, 2 ein helt ze rehter nôt. 91, 2 daz wizze, bruoder, niemen | michs erwenden kan? 165, 2 dâ heim. 168, 3 des muostens lîden smerzen: mit ellenthafter hant vil liehter ringe wurden u. s. w. 189, 2 die sach man zesamne rücken | hütten und gezelt. 229, 1 vrâge] sprâche. 243, 4 daz bluot (: tôt) statt dáz bluot rót. Manche orthographische Neuerungen, z. B. daß das Verbum mit der trennbaren Präposition als ein Wort geschrieben wird, ferner darzuo, darumbe und ähnliche sind nicht zu billigen. Metrisch finden wir auch Dietrichs Flucht und Ravennaschlacht nicht immer sorgfältig genug behandelt, was die graphische Bezeichnung der nöthigen Synkopen und Apokopen anlangt.

Der Laurin bot für die Texteskritik eine Aufgabe von seltener, fast unerhörter Schwierigkeit. Elf Handschriften, welche sämmtlich auf eine schon vielfach entstellte des 13./14. Jahrhunderts zurückgehen, deren keiner entscheidende Autorität gegenüber den anderen beiwohnt, deren jede das echte Alte hie und da erhalten haben kann. Die Herstellung des Ursprünglichen kann nur innerhalb gewisser Schranken erstrebt werden (S. XLII): innerhalb dieser Schranken aber hat der Herausgeber weit mehr erreicht, als man von vornherein erwarten konnte, und er bleibt dabei überall Herausgeber, ohne jemals zum Selbstdichter zu werden. Das Resultat ist ein ganz neues Gedicht von ungeahntem Werth, das sich in der Entwicklung seiner Gattung als eine Art Knotenpunct erweist. — Dem Rosengarten liegt die Anschauung eines mit Alpenrosen überdeckten Platzes zu Grunde, wie solche im Hochgebirge nicht selten sind. Laurins Rosengarten ist nach Z. 100 sieben Meilen vom Schlosse Tirol entfernt, er kann daher nicht bei Meran gesucht werden. Umgekehrt dürfte der Rosengart auf dem Seisser Alpenstock zwischen dem Gröbner- und Fassathal zu weit abliegen. Unter dem Berg, in welchem Laurin haust und der vom Rosengarten eine Tagereise entfernt ist, hat man wohl ein Bergwerk zu verstehen. Auf der österreichischen Generalstabskarte von Tirol findet sich auf Bl. 17 ein Dorf Laurein (Lauregno) und eine Laureiner Alp. Der nächste hohe Berg ist der Nonsberg, wo zu Tassul noch im 12. Jahrhundert ein Goldbergwerk war (v. Sperges, Tyrolische Bergwerksgeschichte, Wien, 1765, S. 36). Ob damit sich die Angaben des Gedichtes in Übereinstimmung bringen lassen, können nur einheimische Localkundige entscheiden.

Es wäre hübsch, wenn die Verlagshandlung sich entschlösse, vom Laurin, den echten Theilen des Alphart und den unberührtesten Partien der Ravennaschlacht ('Witegen Verfolgung' und 'Dietrichs Versöhnung mit Etzel und Helche') eine Schulausgabe zu veranstalten.

Wh. Sch—r.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866. (Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritter Band.) XXVI und 456 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 620—627.

Eine Ausgabe des gemeinen Textes (B) mit kurzer ärmlicher Einleitung, kurzen Inhaltsangaben vor den einzelnen Aventiuren, ziemlich mangelhaften Worterklärungen und einem unvollständigen Register über diese Anmerkungen, sowie einem Verzeichniß der Eigennamen.

Auf der ersten Seite der Einleitung erfahren wir, daß die Vernichtung eines burgundischen Königs und seiner Macht durch Attila die geschichtliche Grundlage der Katastrophe unseres Nibelungenliedes sei. Die gleichzeitigen Quellenschriftsteller wissen nichts von dieser That Attilas, weiß der Herausgeber es besser? Müllenhoff in Haupts Zeitschrift Bd. X, G. Waitz in den Forschungen zur deutschen Geschichte Band I mühen sich ab mit Aufhellung der historischen Grundlage des Nibelungenliedes: braucht sich ein Herausgeber des Gedichtes darum nicht zu kümmern? Auch nicht wenn er sich in einer Einleitung den Anschein giebt, wissenschaftlich feststehende Thatsachen zusammenzustellen? Oder sind dergleichen Forschungen für ihn, was einer seiner Freunde sie einmal genannt hat, antiquarischer Kram? Nun dann rede man wenigstens nicht mit und stelle nicht Sätze auf wie den, daß in der Verbindung des fränkischen Nationalhelden Siegfried mit dem burgundischen Gunther der Nachklang eines historischen Ereignisses liege: des Aufgehens des burgundischen Reiches im fränkischen. Ein Burgunder läßt einen Franken ermorden, das ist ein Nachklang der fränkischen Annexion von Burgund! Wie soll man sich wohl vorstellen, daß ein solcher Nachklang erklinge? — Dagegen daß Kriemhild eine historische Persönlichkeit ist, braucht man nicht zu erwähnen, Lachmanns scharfsinnige Unterscheidung eines mythischen und historischen Gunthers darf man ignoriren, wenn man — Philolog fürs große Publicum ist. Da darf man sogar mehr, man darf z. B. den Cithäron für 'die Stadt Cythera auf der Insel Kreta, wo Venus Aphrodite zuerst landete und ihr Tempel stand', erklären: welche bemerkenswerthe Vertrautheit mit dem classischen Alterthume sich auf S. XVI des ersten Bandes dieser classischen Classiker-Ausgabe vor deutsche Leser wagt.

Zugegeben also einen Augenblick lang, das große Publicum brauche nicht auf den neuesten Stand der Sagenforschung geführt zu werden: vielleicht wollte der Herausgeber den Schwerpunct der Einleitung in die ästhetische Betrachtung verlegen. Ich habe mich aber vergeblich bemüht, darin irgend etwas anderes zur Charakteristik der Kunstweise des 'Nibelungendichters' aufzufinden als etwa folgendes: 'Auf den Schilderungen höfischen Lebens und Treibens im ersten Theile des Gedichtes (ich citire nicht wört-

lich, aber getreu) ruht noch der Sonnenblick eines friedlichen Daseins, je näher wir aber der Katastrophe rücken, desto mehr wird der Dichter selbst von dem furchtbaren Schicksale seiner Helden ergriffen und läßt diese Ausmalung des Äußerlichen zurücktreten.' 'Das Handeln der auftretenden Personen war durch den Gang des Epos vorgezeichnet, aber immer blieb dem schöpferischen Genius Spielraum genug zu individueller Ausmalung der Situationen und Empfindungen.' So viel hätte uns Herr Bartsch ungefähr zu erwidern, wenn wir ihn fragten: Was nnd wie viel sieht Ihr Dichter? Hat er ein Auge für die äußere Erscheinung der Menschen: erstreckt sich seine Beobachtung blos auf Kleider, und bei diesen, bis in welche Details geht seine Beschreibung? oder betrachtet er auch die Art des Auftretens und die Physiognomie, wie weit bleibt er hierin im Allgemeinsten und Conventionellen stecken? Welche Kategorien stehen ihm zu Gebote für die moralische Betrachtung der Menschen? Wie beschreibt er Gemüthsbewegungen, beschreibt er sie überhaupt, oder läßt er sie blos errathen? Welches ist die Methode seiner Darstellung in allen diesen Fällen? Wie lange und auf welchen Momenten verweilt er im Fortschritte der Erzählung? u. s. w. u. s. w. — Herr Bartsch spricht viel von dem ethischen Elemente des Liedes, aber er sagt uns wenig darüber, worin es hervortrete, man müßte denn, was S. XX von der Treue Hagens, der Treue Gunthers, der Treue Kriemhilds, der Gastfreiheit und Treue Rüdigers vorgebracht wird, als einen genügenden Unterricht darüber gelten lassen. Die einfache Bemerkung hat Herr Bartsch nicht gemacht, daß in der ältesten Gestalt der Sage die sittlichen Anschauungen der germanisch-heidnischen Urzeit sich spiegeln, daß dann der Lehenstaat mit seiner Moral neugestaltend und umgestaltend eingriff und endlich das ethische Costüm des Liedes, wenn ich so sagen darf, der ersten Ausbildung von Berufsständen verdankt wird.

'Mit Berechnung macht der Dichter von dem malerischen Elemente Gebrauch: in der bunten Farbenpracht von Siegfrieds Jagdkleidung, die er im Einzelsten schildert, ist ein Gegensatz beabsichtigt gegen das düstere Schicksal, das wenige Stunden nachher ihn ereilt. Ebenso ein kunstvoll herbeigeführter Contrast zwischen dem Bilde friedlichen und glücklichen Lebens zu Pöchlarn und dem furchtbaren Ende, zwischen dem Empfange bei Rüdiger und an Etzels Hofe.' So viel erfahren wir über die Ökonomie, die der Dichter im Einzelnen zu halten weiß. Daß der Dichter den Besuch der Burgunder bei Rüdiger in der Sage nicht vorgefunden habe, scheint dabei stillschweigend vorausgesetzt zu werden. Was die Ökonomie im Großen anlangt, die Auswahl des zu Behandelnden aus dem Ganzen der Sage, so weist der Herausgeber auf die Weglassung der Jugendgeschichte und der Klage der Überlebenden hin und rühmt sie als meisterhaft verständiges Maßhalten mit Rücksicht auf die künstlerische Composition.

Ich wünschte, daß der Herausgeber den Gesichtspunct der absichtsvollen Kunstweisheit seines Dichters auch bei Besprechung der Hauptcharaktere festgehalten hätte, aber nicht hinweghuschend über das Schwierige und Auf-

fallende. Ich meinerseits will mich anheischig machen mit der Frage, wiefern von 'Charakterentwickelung' hier die Rede sein könne, als einem poetischen Kraftmesser gleichsam, den Beweis zu führen, daß dieser Dichter ein ganzer Stümper gewesen ist. Das spröde Mädchen Kriemhild plötzlich liebend, und das letztere so ruhig erzählt, als ob es sich von selbst verstünde, mit keinem Worte der Sinnesumwandlung gedacht oder Andeutungen über deren Verlauf gegeben! Nach dem reizenden Aussprechen ihres Entschlusses über Liebe und Männer dann, als dieser Entschluß wankend geworden, keine einzige directe Äußerung der neuen Empfindungen! Und das bei einem Dichter, der als Lyriker in zehn Strophen (von fünfzehn erhaltenen) Frauen ihre Gefühle fast in allen Tonarten kundgeben läßt!

Herr Bartsch theilt nämlich die Ansicht, nach welcher der Ritter von Kürenberg der Verfasser des Nibelungenliedes wäre. Daß er dieser Ansicht sowie der über die Entstehungszeit des Gedichtes in der Einleitung Ausdruck giebt, seiner Meinung über das Verhältniß und den Werth der Handschriften gemäß die Edition einrichtet und nach seinen metrischen Principien z. B. er'nbôt éz froun Uoten, ármén dâ vant zu lesen vorschreibt, darf uns natürlich nicht wundern und giebt hier keinen Anlaß zum Tadel. Ich hoffe später einmal an anderem Orte mich mit seinen 'Untersuchungen über das Nibelungenlied' beschäftigen zu können, wo er jene Ansichten und Meinungen zu begründen suchte: gegenüber der Ausgabe muß billiger Weise davon abgestanden werden. Obgleich es sich von selbst versteht, daß dieselbe für jemand, der mit den zu Grunde liegenden kritischen Thesen nicht einverstanden ist, jeden Werth als relativ ursprünglichster Text und damit jede Brauchbarkeit für didaktische Zwecke verliert.

Ich will also, von diesem Bedenken scheinbar unberührt, mir vorstellen, ich sei mit Herrn Bartsch der Ansicht, das Werk des Kürenbergers werde durch seine Edition in der verhältnißmäßig ältesten und dem Originalwerke nächsten Gestalt geboten. Und über dieses Werk lege ich mir die Frage vor: wie dessen Anmerkungen (denn um diese allein noch handelt es sich für uns) ihren Zweck erfüllen und zur Erleichterung des Verständnisses der Nibelunge passend erachtet werden können. Rücksicht auf die Bedürfnisse eines ganz bestimmten Publicums, überlegte und sorgfältige Consequenz in der Beobachtung dieser Rücksicht, Vollständigkeit, Genauigkeit und Richtigkeit der vorgetragenen Erklärungen ist wohl das bescheidenste und in der That unumgängliche Maß der Leistungen, die man von dem Exegeten erwarten und fordern darf.

Ich glaube nun unbedenklich sofort den Satz aufstellen zu dürfen: Soll für ein Publicum gesorgt werden, welches von altdeutscher Grammatik und Wörterbuch gar nichts weiß, so giebt Herr Bartsch der Erklärungen lange nicht genug; soll die Kenntniß der Grundlinien der alt-

deutschen Grammatik vorausgesetzt werden, so giebt er einerseits viel zu viel, bleibt jedoch andererseits auch dann noch einen ziemlich bedeutenden Rest schuldig.

Ein Beispiel genügt dies deutlich zu machen. Zu 18, 4 lesen wir: 'siu Nom. Sing. Fem. von er'. Wer das nicht weiß, muß wohl ein völliger Fremdling in der altdeutschen Grammatik sein. Was fängt aber der Fremdling bei 2, 3 an, wo er auf dasselbe siu stößt und 13, 3 und 14, 1 und 17, 1? Wer aber siu nicht kennt, wird der diu kennen, wovon keine Erklärung sich gegeben findet? Und wie erfährt der Fremdling den Sinn der Abkürzungen 'stm. stf. stv. sw.' und dergleichen? Auch ist ein so wesentliches Erleichterungsmittel für den Anfänger wie die Unterscheidung von z und ȥ verschmäht. Das scheint doch einige Bekanntschaft mit grammatischen Begriffen vorauszusetzen. Wir wollen also vorläufig constatiren, daß das Publicum, 'die Gebildeten', nach der Voraussetzung des Herausgebers nur dann seine Arbeit benutzen kann, wenn es sich erst aus irgend einer Grammatik gewisse unentbehrliche Vorkenntnisse angeeignet hat. Und bei der Durchmusterung im Einzelnen supponiren wir nur gänzliche Unbekanntschaft mit dem altdeutschen Wortschatze und seinen eigenthümlichen Bedeutungen. Allzu peinlich mögen wir jedoch nicht verfahren, und nicht alles, was zu rügen, unterlassen soll darum gut geheißen sein.

1, 3 fröuden, hôchgezîten anstatt Lachmanns fröuden (Genet. Plur.) hôchgezîten. Lachmann hat seine Auffassung durch Parallelstellen gesichert, die nach meiner Ansicht jeden Zweifel ausschließen. — 1, 4 muget ir nu wunder hoeren sagen] Anmerkung 'wunder, wunderbares, viel'. Doch wohl nur 'viel' oder 'eine Menge' an dieser Stelle. Zeile 1 wurde wunders vil durch 'vil wunderbares' richtig erklärt. War es nun nicht besser ausdrücklich zusammenfassend zu sagen, wie man das beim mündlichen Unterrichte unzweifelhaft thun würde: wunder hat doppelte Bedeutung, einmal steht es im heutigen Sinne und dann im Sinne von einer großen Menge und Fülle. Nicht minder zweifle ich, daß durch die bloße Bemerkung 'muget ir, könnt ihr' sich ein Leser schon gesagt sein läßt, daß mügen in der Regel die Bedeutung 'vermögen, können' habe. Dem Leser durch die Form einer Erklärung möglichst schnell über eine Stelle hinweghelfen, ist eben unter allen Umständen verwerflich, und rächt sich im Altdeutschen, weil die Nothwendigkeit sich zu oft wiederholt und niemals auf diese Art eine Sache als ein für allemal abgethan gelten kann. Das Register bietet Ersatz nur dann, wenn der Leser weiß, daß er eine Stelle nicht versteht, das aber wird im Mittelhochdeutschen sehr oft nicht der Fall sein, bei halbem oder unrichtigem Verständniß wird er sich arglos beruhigen. — 1, 4 sagen war wohl der Erklärung 'vorlesen' werth.

2, 3. ein schœne wîp] Kein Wort über das unflectirte Adjectiv?

3, 4. Die Richtigkeit der Erklärung des undeutlichen Satzes zugegeben,

war nicht ein für allemal zu bemerken nöthig, daß der Conjunctiv Präteriti auch den des Plusquamperfecti vertritt?

4, 1 ir plâgen drîe künige] pflegen hat hier doch wohl nicht blos den allgemeinen Sinn von 'beschützen, sorgen für', sondern den technisch-juristischen: die Vormundschaft ausüben, wenn das auch in Wahrheit nur der älteste Bruder that. — 4, 3 'ûz erwelt, auserwählt, vortrefflich, tapfer.' Was ist das für eine lexikalische Methode! Heißt unser 'ausgezeichnet' so viel als tapfer oder geistreich oder gelehrt? Etwas ganz anderes, wenn allgemein gesagt wäre, welche Eigenschaften nach den sittlichen Anschauungen des Nibelungenliedes im Vordergrunde dessen stehen, was von einem Manne verlangt wird.

5, 4 sie frumten starkiu wunder sît in Etzelen lant] sît 'später'. Wenn eine Übersetzung des Wortes zu geben war, so mußte hier 'nachmals' oder 'späterhin' gewählt werden. Und eine bloße Übersetzung ist auch 'später'. Wendet sie der Leser 7, 3 an, so hinterläßt Dankrat sein Besitzthum 'später nach seinem Leben'. 18, 4 ist sît noch einmal erklärt, mit 'seitdem'. Der Zusammenhang ist: 'Kriemhild hielt ihr Herz von Liebe frei — seitdem ward sie eines kühnen Recken Weib?' Würden wir uns in gutem Deutsch so ausdrücken? Mit 'seitdem' blicken wir zurück auf etwas in der Vergangenheit Abgeschlossenes, nicht vorwärts, wie hier geschieht.

6, 1 'kraft, hier die Menge der Dienstmannen'. Wieder eine lediglich forthelfende Übersetzung, Angabe der doppelten Bedeutung von kraft jedoch unterlassen. — 6, 3 mit lobelîchen êren] d. h. 'mit preiswürdigen Ehren' nach 4, 2: ist das verständlich? Muß nicht von êre eine den Begriff erschöpfende Erklärung gegeben werden? — 6, 4 'nît, Haß', hier doch 'Entzweiung' oder 'gegenseitige Erbitterung'.

Zu 9, 3 soll der Markgraf blos königlicher Richter eines Grenzlandes sein. Wer hatte dann die Militärgewalt? Darf ein Interpret alter Nationaldichtungen ein solcher gast in der nationalen Verfassungsgeschichte sein?

14, 4 du muost in schiere vloren hân] nur schiere wird durch 'bald' erklärt, 'du mußt ihn bald verloren haben' mithin wohl für gutes Neuhochdeutsch gehalten. Wie viel Bemerkungen über Syntaktisches sich überhaupt in dem ganzen Buche finden mögen? Zur Probe: 41, 1 der varnder (Genet. Plur.) 'die starke Form des Adjectivums nach dem Artikel': damit soll nun für alle Fälle, in denen diese Construction begegnet, vorgebaut sein! — 26, 2 'swes Gen. von swaz (aus sô waz), was nur immer'; 28, 1 'swâ, wo immer' — anstatt einfach den Unterschied im Gebrauche von swer swaz swâ und wer waz wâ zu lehren.

17, 4 ich sol sie mîden beide, vorausgeht Z. 3 wie liebe mit leide ze jungest lônen kan. Dieses liebe erklärt Herr Bartsch richtig durch Freude, in Z. 4 aber beide durch 'die Freude und das Leid das die Minne giebt.' So wird der falsche Schein erzeugt, als ob es sich in Z. 3 auch

um Liebesfreude und Liebesleid handle. Es war zu mîden beide ergänzend hinzuzusetzen: 'indem ich auf die Freude, welche Liebe giebt, verzichte'. Könnte man etwa fünfzig solcher Ungenauigkeiten, wie ich sie hier bespreche, aus dem ganzen Buche zusammentragen, so wäre es höchst ungerecht gegen den Herausgeber, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Aber es sind deren ganze Nester auszuheben.

21, 3 'menegiu, manche', wie 31, 3 'manegen man, für manche Männer'! — 22, 4 'waz êren an im wüehse, wie viel Ehre an ihm wuchs, wie viel Ehre er besaß'. Was aber ist 'Ehre'?

24, 1 Siegfried war nun so erwachsen, daß er ze hove reit. 'An den Hof kam', commentirt Herr Bartsch, 'in die Öffentlichkeit trat, während er bis dahin ein mehr zurückgezogenes Leben geführt hatte.' Also wird man von einem jungen Menschen, der nicht in die Welt eingeführt ist, sagen: 'er führt noch ein mehr zurückgezogenes Leben'. Warum nicht lieber eine kurze allgemeine Angabe über den Gang der männlichen Erziehung? Schon 25, 3 sîn pflâgen ouch die wîsen erforderte eine solche. Überhaupt kann die für das Verständniß mittelalterlicher Dichtungen so wesentliche Auffassung des Conventionellen und durch festes Herkommen Geregelten nur durch ausdrückliche Hinweisung, bestünde diese auch blos in Zusammenfassung des im Texte ohnedies Gesagten, befördert werden. So gleich wieder im folgenden bei der gemeinschaftlichen Wehrhaftmachung.

28, 1. 2. Ich zweifle, ob durch des Herausgebers Erklärungen deutlich wird, was gesagt ist: 'Der aus einem ritterbürtigen Geschlechte stammte'. — 29, 4 'zuo zin, die Präposition steht zweimal'. Wir hielten bisher die erste 'Präposition' für ein Adverbium.

30, 2. 3 vil manec scœniu meit von werke was unmüezec, wan sie im wâren holt] Dazu die auch bei Lübben vorgetragenen Erklärungen: 'von werke, mit Arbeit;' 'unmüezec, sehr beschäftigt;' 'wan, weil, denn.' Also: 'viele schöne Mädchen waren mit Arbeit sehr beschäftigt, weil sie ihm holt (das Wort ist bis dahin noch nicht erklärt) waren'. Hat das Verstand? kann die wohlwollende Gesinnung gegen Siegfried als Ursache bezeichnet werden, aus welcher die Mädchen mit Arbeit 'sehr beschäftigt' sind? Ich denke beschäftigt waren sie, weil sie den Auftrag zu der Arbeit erhielten; und sehr beschäftigt würde man sie voraussetzen, wenn die Zeit drängte oder es sich um große Massen handelte, denen gegenüber verhältnißmäßig nur wenige Hände zur Verfügung standen. Das konnte auch hier wohl gesagt werden, nachdem eine ziemlich große Anzahl von swertdegenen genannt war, die mit Kleidern zu versorgen sei. Aber ist es gesagt? Muß nicht, was man jemandem zu Liebe thut, auf einem freien Entschlusse beruhen und nicht durch äußere Umstände herbeigeführt sein? Natürlich heißt unmüezec 'fleißig', und in der Manier dieser Erklärungen würde man etwa formuliren: 'ohne Muße, ohne daß sie sich Muße gönnten'. von werke 'um das Werk, die Arbeit

zu fördern': von causal. Die Übersetzung 'sehr fleißig bei der Arbeit' darf man doch dem Leser dann selbst zumuthen. — holt finden wir 157, 3 mit 'freundlich, wohlwollend gesinnt' glossirt: präciser wäre 'theilnehmend': Siegfried hat gesagt, er wolle Gunther sein leit wenden helfen, und dafür wird er 'ihm holt' genannt. 1547, 4 'holt, treu ergeben' es ist aber die Rede von einem Fährmanne und seinem Verhältniß zu demjenigen, zu dessen Lande er den Zugang hütet, ein einfaches Dienstverhältniß, das durch 'untergeben' erschöpft wird. 1440, 2 Wärbelin zu Gunther: dir enbiutet holden dienest der liebe herre mîn, 'freundlichen' Bartsch, auch nicht ganz richtig, wie mir scheint: einem dienest enbieten, sich ihm empfehlen, ihn seiner Ergebenheit versichern lassen — trägt schon so abgeblaßte und formelhafte Bedeutung, daß nicht durch das Epitheton eine Färbung hineingetragen sein kann, die aus der Anschauung, welche zu Grunde liegt, heraustreten würde: also etwa 'sich ihm ergebenst empfehlen, ihn seiner ganzen Ergebenheit versichern lassen'.

Ich wünsche mit den vorstehenden Bemerkungen nicht blos Herrn Bartsch, sondern auch unsere Wörterbücher zu treffen. Wie selten erinnert man sich, daß Übersetzungen niemals genügen, die Bedeutung wiederzugeben, sondern daß Umschreibung, oft sehr ausführliche, ja ich möchte sagen: Beschreibung und Schilderung dazu nöthig ist. Bei holt z. B. muß man sich gegenwärtig halten, daß es sich um ethische, also Willensverhältnisse handelt, und man würde es etwa Bezeichnung desjenigen äußeren oder inneren Zustandes nennen, in welchem mein Wille eins mit einem fremden geworden ist. Daraus ergiebt sich äußerlich Unterthänigkeit, innerlich Wohlwollen in ihren verschiedenen Abstufungen und Erscheinungsformen. Das Wort ist überall sein ganzer Begriff und nur durch den Zusammenhang treten einzelne Theile dieses Umfanges in den Vordergrund, andere zurück: als ob wir einen elastischen gespannten Körper bald an dieser bald an jener Stelle aus seiner Gleichgewichtslage bringen: der Körper bleibt ganz und bleibt derselbe. Das Verständniß des Wortes aber ist das Nachempfinden jenes ganzen Umfanges, sogar mit der sinnlichen Grundbedeutung, die niemals aus dem Worte verschwindet. In holt liegt immer das sinnliche Bild der Neigung gegen etwas hin, der Anlehnung daran, mit der einzigen Beschränkung auf menschlich-sittliche Neigung, menschlich-sittliche Anlehnung. Und darauf ist aufmerksam zu machen, wie im Neuhochdeutschen sich überall specielle Ausprägungen mit scharfer Bezeichnung an die Stelle jenes generellen Verhältnißausdruckes gedrängt haben, und wie dies auf der fortschreitenden Verdichtung des Denkens beruht, welche Benennung der besonderen Beziehungen ohne Aufführung der Umstände, die die allgemeine dazu machen, erfordert. Dergleichen durchwaltende Gesichtspuncte für die Unterscheidung des Altdeutschen vom Neudeutschen, eigenthümlich mittelhochdeutsche Bedeutungsentwickelungen (wie die persönliche und sächliche Bedeutung der Abstracta

z. B.), würde man bei Herrn Bartsch nun freilich vergebens suchen. Ich gebe auch gerne zu, daß solche Ansprüche ihm gegenüber etwas sehr Strenges hätten. Ich verlange daher nur, daß wenn einmal anstatt andeutungsweiser Begriffsschilderungen bloße Übertragungen gegeben werden, diese Übertragungen wenigstens präcis und richtig seien. Doch selbst diesem Minimum von Anforderung finden wir, wie sich ergeben hat, nicht genügt.

Um aber noch einmal zu der Stelle, von der wir zuletzt ausgingen, zurückzukehren: wäre nicht einer Ausgabe, die auch Sacherklärungen verspricht, der kurze Hinweis sehr gut angestanden auf den niederen Stand einer Industrie, welche ein so großes und massenhaftes Erforderniß, wie die Bekleidung von vierhundert Männern, auf dem Wege der häuslichen Fabrication befriedigt: woran sich gleich die Erklärung der Möglichkeit aus der zahlreichen Anwesenheit junger Damen am Hofe passend schlöße und wobei auch die von den jetzigen so verschiedenen Ansichten über das Ehrenvolle oder Unehrenvolle weiblicher Handarbeiten zu berühren kämen. Soll der Leser eine ausgebildete Anschauung des alten Lebens gewinnen (und was ist ein Verständniß werth, welches diese Anschauung vermissen läßt?), so sind derartige Bemerkungen, die ohnedies nur das bereits in jedem Leser schlummernde oder erwachende Gefühl des Contrastes mit heutigen Zuständen und Verhältnissen vollends aufwecken und zur bewußten Klarheit bringen, ganz unerläßlich . . .

Doch es ist mir wohl erlaubt, meinen Bericht endlich abzubrechen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß fast alle vorgeführten Einzelheiten den ersten dreißig Strophen, mithin einem sehr kleinen Abschnitte des Textes, der 2379 Strophen zählt, entnommen sind. Der Leser wird darnach ermessen, welcher Grad von Sicherheit dem Urtheile zukommt, das er sich hoffentlich bereits selbst gebildet hat, so daß ich keinen Widerspruch befürchte, wenn ich ausspreche: Die vorliegende Ausgabe des Nibelungenliedes hat sich uns zur Privatlectüre sowohl wie zu einem Unterrichtszwecke irgend welcher Art, insbesonders zum Selbstunterrichte, als untauglich und unbrauchbar erwiesen.

Es bleibt also höchstens die Möglichkeit, daß sie als kritische Bearbeitung des Textes B zu gelehrten Zwecken willkommen wäre, wobei jedoch immer zu bedauern stünde, daß man nicht in raschem Überblick sich vergegenwärtigen kann, inwiefern andere Handschriften zur Constituirung beigezogen worden.

Dies allgemeine Resultat aber glaube ich aus den vorstehenden Bemerkungen und Betrachtungen ziehen zu dürfen, daß es unmöglich ist, altdeutsche Schriftsteller ohne die Voraussetzung eines, wenn auch noch so kurz gefaßten grammatischen und lexikalischen Unterrichtes für heutige Leser verständlich zu machen: so wünschenswerth und segensreich auch commentirte Ausgaben wären, welche unter

mäßigen aber ganz bestimmten Ansprüchen an die Kenntnisse des Publicums, dem sie dienen wollten, nach Art der Haupt-Sauppeschen Sammlung die Schwierigkeiten des Verständnisses zu verringern, wo möglich aufzuheben strebten.

Wien. W. Scherer.

Der Nibelunge Nôt. Mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil. Text. Leipzig, Brockhaus, 1870. XXXII und 394 S. 8°.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1870, Bd. 21, S. 403—409.

Was die Ausgabe verspricht, zeigt der Titel. Was Herr Bartsch beabsichtigt, lehrt die Vorrede. Er hofft durch diese Edition 'noch klarer' als durch die 'Beweisführung' in seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied das Verhältniß der 'beiden Bearbeitungen' des Gedichtes zu einander und zu ihrer gemeinsamen Quelle darzulegen.

Nach Herrn Bartsch haben wir nämlich ein Product des famosen Ritters Kürenberg vor uns, das jemand um 1175 bearbeitete, und diese Bearbeitung hat im letzten Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts abermals zwei von einander unabhängige Umarbeitungen erfahren. Repräsentant der einen ist hauptsächlich die Handschrift B, Repräsentant der anderen die Handschrift C.

B hat sich treuer an die Vorlage gehalten, B wird daher zu Grunde gelegt, die Abweichungen von C am unteren Rande mitgetheilt. Am Fuße der Seite endlich, durch einen Strich abgesondert, die Lesart des Werkes von 1175, so weit sie nicht durch die Übereinstimmung von B und C verbürgt und Herrn Bartsch erkennbar erscheint.

Ob es dem Herausgeber wohl gelungen ist, seine Ansicht jetzt plausibler zu machen als durch die 'Untersuchungen'? Ob er seine Absicht erreicht hat?

Ich muß darauf verzichten, schon heute ein motivirtes Votum hierüber abzugeben. Der zweite Band soll den vollständigen kritischen Apparat bringen. Damit wird sich bequem überschauen lassen, in wie weit Herr Bartsch seine 'treuere Bearbeitung' auch treu dargestellt hat. Und ohne das Zurückgehen auf die handschriftliche Grundlage möchte jedes Urtheil verfrüht sein.

Darf ich indessen meinem gegenwärtigen Eindrucke trauen, so wird nicht gerade die Befestigung der Lehren des Herrn Bartsch aus seiner Edition erfolgen. Es scheint mir vielmehr, als ob wir, die wir noch immer Lachmanns Ansichten über die Nibelungendichtungen für die richtigen

halten, — als ob wir uns bei Herrn Bartsch zu bedanken haben würden, daß er das Beweismaterial für einen Theil unserer Überzeugungen in so bequemer und leicht überschaulicher Weise zusammengestellt hat.

Ich habe des Herausgebers 'Untersuchungen' ohne Voreingenommenheit gelesen, und so oft ich von neuem veranlaßt werde sie zu prüfen, thue ich es unter der Voraussetzung: vielleicht hat er doch Recht. Aber mein Resultat ist immer dasselbe: er hat gänzlich Unrecht.

Ich werde ihm meine Gründe bei Gelegenheit nicht schuldig bleiben. Vorläufig habe ich es nur mit dem ersten Bande der Ausgabe, und da sich der Text näherer Prüfung noch entzieht, eigentlich nur mit der Vorrede zu thun.

Zwei Puncte darin will ich herausgreifen, die mir von besonderer Wichtigkeit scheinen und von denen der eine auch auf manche Stellen des Textes selbst Licht werfen dürfte.

Mein erstes Bedenken bezieht sich auf die Classificirung der Handschriften.

Es ist das Verdienst Zarnckes, hier die feineren Unterschiede zuerst beachtet und die Handschriften des gemeinen Textes in ihre besonderen Abtheilungen eingeordnet zu haben. Es ergaben sich ihm, nach den Haupthandschriften benannt, die Gruppen: A, B, Id, C. Zarncke nahm die Stufenfolge von C durch Id durch B zu A an, der Lachmannischen Ansicht ist das Umgekehrte gemäß. Nicht in Betracht für die Classification kommt die Gruppe D, welche in den Nib. bis 268, 1, in der Klage bis 340 mit C, von da an mit B übereinstimmt, also in die Classen B und C aufzutheilen ist.

Nun hat aber Zarncke Nibelungenlied 3. Auflage, S. 366, Anmerkung 1 und übereinstimmend Bartsch Untersuchungen S. 316. 382, Ausg. S. XXI behauptet, daß Id aus einer Handschrift der Gruppe B hervorgegangen sei, worauf durch gelegentliche Benutzung der Text C Einfluß gewonnen hätte.

Dies ist es, was ich bestreiten zu müssen glaube.

Zu welchen künstlichen Hilfsannahmen sieht sich Herr Bartsch S. 316 gedrängt, um seine Meinung glaublich zu machen! C hat im Ganzen etwa 100 Strophen mehr als B, von diesen 100 besitzt Id bereits 20. Diese zwanzig tragen gemeinschaftlichen Charakter, es fehlt ihnen sämmtlich der Cäsurreim, der in den 80 C eigenthümlichen Strophen sehr oft vorkommt. Herr Bartsch muß, um mit diesem auffallenden Umstande zurecht zu kommen, eine Doppelredaction von C annehmen, die er aber demselben Bearbeiter zuschreibt. Bei der ersten Redaction enthält sich der Mann des Cäsurreims (der schon in seiner Vorlage oft genug angewandt war), bei der zweiten Redaction macht er davon Gebrauch. Ich bitte um eine vernünftige Erklärung solcher Bearbeiterlaunen.

Dazu erwäge man noch, was Herr Bartsch S. XXI vorliegender Ausgabe selbst berichtet. Jene 20 Strophen finden sich in I und d, dazu kommen in d noch zwei weitere mit C gemeinschaftliche, welchen d eine dritte selbständig 'hinzugefügt' hat. Wie geht das nun zu? Muß man etwa drei Redactionen von C statuiren? Oder wie will man sonst vom Bartschischen Standpunct aus die Sache erklären? Auch die drei Strophen von d haben keine inneren Reime. Sie sind ohne Zweifel erst in dem Texte, der für uns durch d repräsentirt wird, hinzugekommen. Dieser war die unmittelbare Vorlage von C, darin wurde aber die dritte Strophe weggelassen, gleichviel ob zufällig, ob aus Gründen. Der Gang von d zu C und nicht umgekehrt bestätigt sich durch den Ausdruck im Einzelnen, s. Liliencron über die Nibelungenhandschrift C S. 26.

Mein zweites Bedenken betrifft die Einrichtung der Urhandschrift.

Lachmann bemerkt zu 1155, 4: 'Die Zeilen bis an den stumpfen Reim gehen zu lassen, scheint in unserer Sammlung ältere Weise, als die andere, nach der bei den Reimen nicht abgesetzt wird.' Bartsch will S. XV das Gegentheil beweisen. Schon die Thatsache soll widersprechen, 'daß gerade die älteren Handschriften bei den Reimen nicht absetzen'. Denn diejenigen, die es thun, sollen über das Ende des 13. Jahrhunderts nicht hinaufreichen. Aber in Herrn Bartschens eigenem Verzeichniß ist nicht gesagt, daß M und T erst dem Ende des 13. Jahrhunderts angehören. Und die jetzt übliche bestimmte Art, über das Alter von A, B und C zu Ungunsten von A abzuurtheilen, imponirt mir durchaus nicht, da der bloße Schriftcharakter sichere Schlüsse überhaupt nicht gestattet. Stehe es übrigens damit wie es wolle, das Alter ist für die vorliegende Frage nicht entscheidend, vergl. meine Abhandlung über Spervogel S. 27 (309).

Wenn nun Herr Bartsch gar beweisen will, daß die Handschrift A auf eine Vorlage zurückgehe, in welcher bei den Reimen nicht abgesetzt war, so hat er sich dazu durch ganz nichtige Gründe bestimmen lassen.

Str. 731 (788 Bartsch) schließt der erste Vers mit man, der zweite beginnt mit man; A läßt man einmal aus: daraus soll folgen, daß in der Vorlage von A beide man in einer Zeile neben einander standen. Als ob nothwendig Abirrung des Auges Ursache einer Wortauslassung sein müsse. Man mache sich nur die Wirkungsweise des psychischen Mechanismus beim Abschreiben klar. Der Schreiber kann recht gut gewußt haben, daß er zweimal man zu schreiben hatte, aber während er noch beim ersten war, bildete er sich ein, bereits das zweite zu vollenden. Einen solchen Proceß kann jeder an sich beobachten, der auf seine eigenen gelegentlichen Schreibfehler achten will.

Str. 2280, 2 (2343, 2) bietet A:

ê ich so lesterliche uz æinem gadme fluhe
fluhe maister Hildebrant u. s. w.

gadme ist das Reimwort. Herr Bartsch schließt: 'Offenbar rechnete der nachlässige Schreiber fluhe noch zu diesem Verse; das würde er nicht gethan haben, wenn in seiner Vorlage mit fluhe die neue Zeile begonnen hätte.' Der Schreiber ist hier so wenig nachlässig, daß er seinen Fehler sofort bemerkt und bessert, indem er das erste fluhe durch Puncte tilgt. Der Fehler aber ist mir selbst wiederholt begegnet, wenn ich abgesetzte Verse copirte. Und jedem kann er begegnen, der nur eben nicht (wie Herr Bartsch vorauszusetzen scheint) seine Vorlage bei jedem neuen Vers neu betrachtet, sondern sich mitunter auch zwei Verse oder anderthalb Verse auf einmal einprägt, um sie auf sein Pergament oder Papier zu übertragen.

Str. 845, 1. 2 (902, 1. 2) hat A neun Worte ausgelassen, theils aus dem ersten, theils aus dem zweiten Langvers, so daß die Strophe um einen Vers zu kurz kommt. Bartsch nimmt an, jene Worte hätten in der Vorlage gerade eine Zeile gebildet und diese sei übersprungen worden. Das wäre eine mögliche Erklärung, wenn man sonst Ursache zu Bartschens Annahme hätte. Aber muß denn jede Auslassung von Worten sich auf äußerliche Weise erklären lassen? Ist nicht in hunderten von Fällen die Unaufmerksamkeit des Schreibers der einzige Erklärungsgrund? Und dürfen wir darauf rechnen, die Unzahl von Zufällen auch nur halbwegs errathen zu können, welche eine solche Unaufmerksamkeit befördern mochten? Was vorliegt ist dies:

Dô von des drachen (wunden vlôz daz heize bluot,
dô badete in dem) bluote sich der rîter guot.

Ausgelassen sind die eingeklammerten Worte. Der Schreiber irrte also von dem Cäsurworte der ersten Zeile auf das Cäsurwort der zweiten Zeile ab. Wenn Herr Bartsch auf das vorangehende -en und -em Gewicht legen will, so steht ihm das frei. Ein anderer wird vielleicht — unter der Voraussetzung wieder, daß der Schreiber A sich beide Zeilen auf einmal eingeprägt habe — die Verwandtschaft der Begriffe bluot und wunden anschlagen wollen. Ein dritter mag unter derselben Voraussetzung annehmen, daß sich in dem Schreiber unwillkürlich das Urtheil formirte: 'Siegfried badete in des drachen bluote' und daß dieses sich ihm unterschob und seine Feder irre leitete. Dergleichen kommt vor, Selbstbeobachtung lehrt es. Und so lassen sich vielleicht noch andere Möglichkeiten denken, zwischen denen niemand entscheiden kann und denen nachzuspüren müßig wäre.

Hiermit ist aber die Argumentation des Herrn Bartsch erschöpft. Seine Gründe erweisen sich als hinfällig.

Für Lachmanns Ansicht, für die abgesetzten Langzeilen der Urhand-

schrift erlaube ich mir erstens zu verweisen auf meine Erörterung in der Studie über Spervogel S. 22 (304) ff.

Zweitens kommt in Betracht, was Lachmann zu 1155, 4 anführt: B hat sehr oft bei der vierten Zeile der Strophe Absatz und großen Anfangsbuchstaben und legt damit Zeugniß ab für die 'ältere Weise' der Handschriften unserer Nibelungendichtung.

Drittens sind ein paar allen Handschriften gemeinsame Fehler auch für unsere Frage lehrreich. Sie machen sogar wahrscheinlich, daß im Archetypus bei den Cäsuren abgerückt war und werfen zugleich Licht auf den Fehler in 845, 1. 2.

1737, 4. Die Situation ist, daß Kriemhild mit vielen Hunen, denen sie reichen Lohn versprochen hat, den beiden Helden Hagen und Volker gegenüber steht, die einsam aber furchtlos des Kampfes harren. Nun bekommen die Hunen Angst und sehr anschaulich — wie bei Homer die Reden des Volkes unter einander angeführt werden, um die allgemeine Stimmung zu kennzeichnen — wird auch hier das Gespräch der Hunen erzählt. Einer sagt: 'Wenn man mir Thürme von rothem Golde gäbe, so wollte ich mich an Volker nicht wagen, ich fürchte mich vor seinen swinden blicken. Auch kenne ich Hagen noch aus seiner Jugend her, wo er mit Walther von Spanien hier bei Etzel war — und damals war er jung, jetzt ist er kampferfahren und trägt obendrein Siegfrieds Schwert Balmung'. So kam es — fährt das Lied fort — daß sich niemand da auf den Kampf einließ: die Hunen begaben sich weg:

jâ vorhten si den tôt
von dem videlære: des gie in sicherlîchen nôt.

So kann unmöglich gesagt werden. Angesichts der Situation, angesichts der hunischen Reden, worin Hagen weit mehr hervortritt als Volker, ist Lachmanns Besserung von den zwein degenen oder irgend etwas Ähnliches ganz unumgänglich. Der Anlaß des Fehlers liegt klar vor. Die nächste Langzeile beginnt (1738, 1) Dô sprach der videlære. Der videlære gerieth also von dem Ende des einen ersten Halbverses in den Schluß des vorangehenden ersten Halbverses. Die Erscheinung ist allen mit Textkritik irgend Vertrauten bekannt. Im altfränkischen Rolandslied z. B. endigt in der Oxforder Handschrift Z. 57 mit trencher les testes, Z. 58 mit perdent les testes: der Venetianus bewahrt das richtige la vie perdent, das C. Hofmann in den Text gesetzt hat. Wie wir hier Anstoß nehmen an dem gleichlautenden Versschluß, so hat auch der Urheber der Recension C des Nibelungenliedes sich an dem videlære in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Cäsuren gestoßen und das zweite Mal geschrieben: Dô sprach der küene Volkêr. Vergl. die Fehler der Handschrift A 60, 1. 63, 3.

Ganz ähnlich steht es mit 1405, 4 wo Rumolt den burgundischen Königen den Rath giebt: bleibet im Lande und nähret euch redlich. Sein

Gedanke ist: Was sucht ihr in der Fremde? Ihr habt zu Hause alles was ihr braucht im Überfluß, und ihr müßt ja nicht zu den Hunen. Dies drückt er so aus: 'Ihr könntet Fremde nnd Einheimische ganz nach Belieben tractiren: denn ihr seid reichlich genug versehen. Auch seid ihr meines Wissens den Hunen bis jetzt nicht als Geisel vesprochen.'

ich wæne niht daz iemen   iuch noch vergîselt hât.

So schreibt Lachmann: die Handschriften AB bieten Hagene statt iemen. Vollkommen sinnlos, da man nicht mit Herrn Bartsch (Classikerausgaben S. 268) den allgemeinen Sinn von 'verrathen' in vergîselen hineinlegen darf. Anlaß des Fehlers ist wieder die folgende Cäsur: Welt ir niht volgen Hagnen. Und wieder hat C, aber ziemlich ungeschickt, gebessert.

An beiden hier besprochenen Stellen wirft sich natürlich Herr Holtzmann (Germania 7, 216. 221) vor den Conjecturen des alten Kritikers C anbetend in den Staub. Ebenso consequent findet Herr Bartsch den gemeinen Text keiner Verbesserung bedürftig.

Er scheut auch sonst vor der Annahme durchgehender, dem Archetypus zuzuschreibender Fehler zurück. So 1908, 2 (1971, 2), wozu er doch in der Classikerausgabe noch bemerkt hat: 'Es fällt auf, hier nochmals Giselher erwähnt zu finden; Lachmann vermuthet Volkêren': — die Vermuthung muß also doch damals etwas Einleuchtendes für ihn gehabt haben. So 118, 3, worüber ich mich sehr gerne mit Herrn Holtzmann (Germania 7, 199), dessen Erklärung Herr Bartsch acceptirt, auseinander setzen möchte. Aber ich wähle dazu lieber 234, 2, eine Stelle, die ebenfalls von Herrn Holtzmann a. a. O. 200 vertheidigt, von Herrn Bartsch ungeändert beibehalten wurde.

Wir befinden uns am Ende des Sachsenkrieges. Darin haben sich nach der Erzählung Hagen, Ortwin, Sindolt, Hunolt, Gernot mit seinen Mannen, und Volker ausgezeichnet. Der Bote des günstigen Ausganges der Schlacht kommt nach Worms, berichtet Kriemhild und zählt alle die Genannten auf — mit Ausnahme Volkers. Dagegen nennt er einen, der in der Erzählung vom Kriege gar nicht vorgekommen ist, nämlich Rumolt. Kann irgend ein Unbefangener zweifeln, daß man hier Rumolt im Text durch Volker ersetzen muß? Der Name ist ganz einfach durch jemand hereingebracht, dem aus dem Theaterzettel des Eingangs Str. 10 Rumolt noch erinnerlich war oder der sich sonst für Rumolt interessirte und sich wunderte, weshalb unter so vielen Helden im Sachsenkriege nicht Rumolt auch seine Rolle spielte.

Auch Herr Holtzmann gesteht: 'Es liegt nahe, Volker für Rumolt zu setzen.' Er fährt aber fort: 'Dennoch wage ich nicht, die Besserung in den Text aufzunehmen. Denn es ist doch schwerlich die Meinung des Dichters gewesen, daß der Küchenmeister zu Haus geblieben sei. Da man von ihm erwartete, daß er die Könige auf dem Zug zu den Hunen begleiten sollte, so scheint es sich von selbst zu verstehen, daß er auf dem Zug gegen die Sachsen nicht gefehlt hat. Ihn besonders hervorzuheben, dazu war er viel-

leicht dem Dichter nicht wichtig genug. Aber als Kriemhild sich erkundigte, wie es ihren Verwandten und Bekannten im Kriege gegangen sei, mußte der Bote auch ein Wort von Rumolt sagen, der, eben weil er ein Hofamt hatte, der Königstochter bekannt sein mußte, während Volker ihr vielleicht nicht näher gekommen war.'

Ist diese Argumentation nicht reizend? Ich wundere mich nur, daß Herr Holtzmann, den so kleinliche Bedenken, wie daß Rumolt nicht als eigentlicher Oberkoch anzusehen ist, sonst nicht zu geniren pflegen — ich wundere mich, daß Herr Holtzmann nicht weiter ausmalt: Kriemhild werde sich wie andere naschhafte Mädchen als Kind viel in der Küche aufgehalten haben, da habe ihr Rumolt oftmals gute Bissen zugesteckt und daher sei er näher bekannt mit ihr gewesen; der Bote habe das gewußt oder vorausgesetzt und daher unaufgefordert auch von Rumolt erzählt.

Wenn ich nun im selben Stil antworten wollte, könnte ich sagen: Dies sei alles ganz richtig, aber wir dürfen uns Kriemhild doch nicht so materialistisch denken, daß sie nur Sinn für Leckerbissen gehabt habe und sich nicht auch für Musik und folglich für den Fiedler Volker interessirte, es sei also sehr auffallend, daß nicht der Fiedler wenigstens neben Rumolt genannt werde.

Darauf könnte Herr Holtzmann wieder antworten: ja, das sei alles ganz richtig, aber Kriemhild war noch nicht in die eigentliche Hofgesellschaft aufgenommen, wo sie Volker hätte hören können, sie war auf die Frauenwohnung und die Küche beschränkt.

Und darauf könnte ich abermals Verschiedenes erwidern. Wir würden aber beide blos mit der Stange im Nebel herumfahren und um des Kaisers Bart streiten. Der wahre Dichter dichtet für die Anschauung, nach dem Wort Immanuel Bekkers. Und daß ein Dichter seinem Hörer oder Leser zumuthe, sich in Nebensachen dergleichen Ergänzungen und Erläuterungen hinzuzudenken, wie sie Herr Holtzmann auftischt — daß einer mit seinen Motiven in solcher Weise Versteckens spiele, wie es Herr Holtzmann annimmt: das ist durchaus und zu allen Zeiten unmöglich, falls sich nur der Dichter halbwegs bei Verstande befindet.

Doch genug für heute. Ich hoffe beim Erscheinen des zweiten Bandes Herrn Professor Bartsch noch mit etlichen sonstigen bescheidenen Einwendungen dienen zu können.

Wien. W. Scherer.

August Kobersteins Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884.

Deutsche Rundschau 1884, Bd. 38, S. 318.

Kobersteins bekanntes ausgezeichnetes Werk wird seit der fünften Auflage durch Karl Bartsch herausgegeben. Der Herausgeber hat den sehr richtigen Grundsatz aufgestellt, daß er seine eigene wissenschaftliche Überzeugung unterdrücken müsse, wo ihr eine entschiedene Ansicht Kobersteins entgegenstand. Ueber das Nibelungenlied fand er in Kobersteins Nachlaß ein ausführliches Excerpt aus seinen eigenen (Bartschens) Untersuchungen über das Gedicht: er fand es ohne Äußerung einer abweichenden Meinung, schloß daraus, daß der Verfasser seine früheren auf Lachmann begründeten Ansichten zu Gunsten der seinigen (Bartschischen) aufgegeben habe und veränderte danach in der fünften Auflage den früheren Text. Da nun mittlerweile ein glaubwürdiger Schüler Kobersteins, Professor Erich Schmidt in Wien, das bestimmteste Zeugniß dafür abgelegt hat, daß Koberstein der Lachmannschen Liedertheorie 'bis zu seinem Ende mit Entschiedenheit anhing' (Allgemeine deutsche Biographie 16, 362), so durfte man erwarten, in der vorliegenden sechsten Auflage den Kobersteinschen Text wiederhergestellt zu sehen. Das ist aber nicht geschehen, und der Herausgeber sagt auch kein Wort darüber in der Vorrede. Daß ihm Erich Schmidts Artikel entgangen sei, kann man nicht annehmen, da er ihn in seiner Germania Bd. 28 S. 424 erwähnt. Es bleibt also hierüber eine Aufklärung noch abzuwarten. Im Übrigen bedarf Kobersteins Grundriß keiner Empfehlung; und die Gelehrsamkeit des Herausgebers hat denselben überall durch nützlichen Stoff bereichert.

[Anonym.]

G. Milchsack, Die Oster- und Passionsspiele. Litterarhistorische Untersuchungen über den Ursprung und die Entwickelung derselben bis zum siebenzehnten Jahrhundert, vornemlich in Deutschland, nebst dem erstmaligen diplomatischen Abdruck des Künzelsauer Frohnleichnamsspieles. I. Die lateinischen Osterfeiern. Wolfenbüttel, Zwißler, 1880. VIII und 136 S. 8°.

Deutsche Litteraturzeitung 1881, Nr. 2, S. 50—51.

Wie man schon aus dem Titel entnimmt, liegt ein kleiner Theil des Werkes vor. Er giebt 28 großentheils schon bekannte lateinische Osterfeiern (wozu im Anhange noch 5 weitere kommen) in übersichtlichem, die Vergleichung erleichterndem Abdruck. Den Schluß macht 'das Mysterium aus Tours', bei welchem dankenswerthe Noten auf entsprechende Partien deutscher Osterspiele verweisen. Als Keim der sämmtlichen dramatischen Osterfeiern ergeben sich vier Sätze eines kurzen Dialoges zwischen den Frauen, die zu

Christi Grabe kommen, und dem Engel, der es bewacht. Sie sind aus dem Osterevangelium Marcus 16, 1—7 unter Einwirkung von Matthäus 18, 5—7 hervorgegangen und wurden mit der entsprechenden Action in die Frühmesse des ersten Ostertages eingeschaltet. So weit scheint mir der Verfasser sichere, wenn auch recht nahe liegende und darum nicht für jedermann neue Ergebnisse zu gewonnen haben, durch welche der Keim der Osterspiele in den kirchlichen Ceremonien ebenso bestimmt aufgewiesen wird, wie es Weinhold längst für die Weihnachtsspiele gethan hat. Gegen den weiteren Versuch aber, jene vier oder fünf Sätze auf zwei Recensionen, die sämmtlichen lateinischen Osterfeiern auf vier Gruppen zu bringen, theile ich die Bedenken, welche Schönbach im Anzeiger für deutsches Alterthum 6, 302 ff. geltend macht. Die Elemente sind so sehr biblisch und die individuelle Zuthat so gering, die Möglichkeit, selbständig an verschiedenen Orten mehr biblische Motive aufzunehmen, lag so nahe, daß die Ähnlichkeiten, die wir in der Erweiterung jener Sätze finden, uns nicht berechtigen, die Gruppen, die sich bilden lassen, in einen genealogischen Zusammenhang zu setzen. Daß in verschiedenen Ländern verschiedener Brauch herrschte, möchte man zwar von vornherein vermuthen; aber die Untersuchung des Verfassers, welche überdies dadurch beeinträchtigt ist, daß er Cividale nach Frankreich verlegt, hat es nicht bestätigt. Das Material für die ganze Frage wird sich ohne Zweifel stark vermehren lassen, aber schwerlich dürfte es sich empfehlen, mit vollständigem Abdrucke der betreffenden Texte fortzufahren. Durchweg vermißt man in der gegenwärtigen Untersuchung präcisen Ausdruck, klare Entwickelung und jene die Zeit des Lesers sparende Enthaltsamkeit im Gebrauche überflüssiger Worte, die jeder Schriftsteller seinem Publicum schuldig ist.

Die Anmerkung in der Vorrede S. V über die Marienklagen, welche eine frühere Behauptung des Verfassers (Beiträge 5, 293. 306) ergänzt, will unter anderem ein unbestritten aus dem 12. Jahrhundert stammendes, in einer Handschrift des frühen 13. Jahrhunderts überliefertes (Wilhelm Grimm, Wernher vom Niederrhein S. III) Gedicht aus einem Werke des 14. Jahrhunderts ableiten. Die Verwandtschaft des Passionsspieles von Muri mit den übrigen Passionsspielen wird nur verkennen (S. VI), wer über die wörtliche Benutzung hinaus keine Verwandtschaft erkennt oder anerkennt. Dagegen hat es mit der Nachwirkung der 'Erlösung' auf die Passionsspiele (S. 21. 131) seine Richtigkeit. Wie aber kann die Benutzung epischer Gedichte den plötzlichen Aufschwung des Schauspiels im 14. Jahrhundert 'erklären' (S. 21)? Sonderbare Verwechselung von Ursache und Mittel!

Berlin. Scherer.

Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Erster Band. Leipzig 1864. Teubner.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur k. Wiener Zeitung. Wien, in Commission bei K. Gerolds Sohn. 1865. Bd. 5, S. 116—118.

Der vorliegende erste Band dieses groß angelegten Werkes enthält eine Sammlung lateinischer Hymnen und Sequenzen und Ergänzungen zu des Verfassers im Jahre 1855 erschienener 'Bibliographie des deutschen Kirchenliedes'. Mit der letzteren zusammen bildet dieser Band die Quellenkunde für die drei nachfolgenden, die Lieder selbst bringenden Bände.

Wir bedauern, daß der Verfasser den Gesichtspunct der Quellenkunde nicht in voller Reinheit und Schärfe festgehalten und durchgeführt hat. Diejenigen lateinischen geistlichen Gedichte, welche deutschen zur Quelle dienten, zusammenzustellen und den deutschen vorausgehen zu lassen, war ein Gedanke, den man billigen konnte, auch wenn man die Mittheilung der Originale in Anmerkungen zu ihren Nachbildungen vorgezogen haben würde. Aber der Verfasser verband damit den weiteren Plan, 'diese Gedichte in ihrem Verbande mit dem großen Ganzen der lateinischen kirchlichen Poesie darzustellen und von dieser einen Gesammtüberblick zu geben, der zum Verständniß ihres Gegenbildes, der deutschen kirchlichen Poesie, und somit des gemeinschaftlichen, zuerst in der lateinischen Dichtung erschienenen Geistes der beiden mächtigen Offenbarungen dienen könnte'. Diese Absicht liegt weder nothwendig in der Aufgabe des vorliegenden Werkes, noch konnte sie so nebenher erreicht werden. Die lateinische kirchliche Poesie besteht nicht blos aus Hymnen und Sequenzen, und die lateinische kirchliche Poesie des Mittelalters ist keine Sache für sich, sondern kann nur begriffen werden im Zusammenhange mit der geistlichen Litteratur des Mittelalters überhaupt, im Zusammenhange mit der gesammten theologischen und philosophischen Bewegung der Zeit. Das 'Verständniß' der deutschen kirchlichen Poesie, wenn es hier angestrebt werden sollte, müßte zur Aufgabe eines Commentars der einzelnen Gedichte oder zur Aufgabe einer Einleitung gemacht werden.

Aber auch als eine Auswahl von Hymnen und Sequenzen angesehen, verdient die erste Abtheilung des vorliegenden Bandes kein unbedingtes Lob. Das Werthvollste und Interessanteste und zum Theile wirklich sehr dankenswerth ist die Auswahl aus der wenig gekannten lateinischen Dichtung der Reformationszeit. In Bezug auf die früheren Perioden heben wir nur Einzelnes hervor. Alcuin ist durch zwei Gedichte vertreten, die nach allem, was wir von der lateinischen Poesie des Mittelalters wissen, unmöglich ihm angehören können, da sie in der Form der Sequenz abgefaßt sind, welche bekanntlich erst ein halbes Jahrhundert nach Alcuins Tode erfunden wurde. Die Annahme der den Sequenzen eigenen paarweisen Strophengleichheit finden wir von dem Verfasser auf Gedichte ausgedehnt, die einer ganz anderen

Beurtheilung unterliegen, z. B. auf den Hymnus 'Veni creator spiritus und auf das wundervolle Abälardsche Lied 'Mittit ad virginem'. Dem Albertus Magnus, der nach seinem Schüler Thomas von Aquino eingereiht ist, wird die Sequenz 'Ave praeclara' zugeschrieben, obgleich Albertus im 13. Jahrhundert lebte und wir aus dem zwölften bereits eine theilweise deutsche Übersetzung dieser Sequenz kennen. Eine richtigere metrische Abtheilung desselben Gedichtes würde die leicht erreichbare Melodie gelehrt haben.

Ebensowenig scharf wie in dem ersten ist in dem zweiten, bibliographischen Theile ein zweckmäßiger Plan festgehalten. Keineswegs nur die eigentlichen Quellen für die Kenntniß des deutschen Kirchenliedes werden bibliographisch beschrieben, sondern auch so viel anderes, was nur in losem oder in gar keinem Bezuge dazu steht, daß es wenige Werke der theologischen Reformationslitteratur geben wird, die hier nicht mit demselben Recht oder Unrecht Erwähnung und genaue Beschreibung hätten verlangen dürfen. Was gehen die Streitschriften des Nasus und Nigrinus das deutsche Kirchenlied, und was gehen sie selbst die 'deutsche kirchliche Liederdichtung im weiteren Sinne' an? Über die Zweckmäßigkeit einer so peinlichen Beschreibung, wie sie der Verfasser anstrebt, wollen wir nicht streiten. Aber daß überall sein Geist gewacht habe, wie er sich ausdrückt, 'daß der Buchstabe nicht tödte, sondern dem Geiste diene und von ihm gerichtet werde,' möchten wir bezweifeln. Welchen vernünftigen Zweck kann es z. B. haben, wenn S. 384 eine 1720 erschienene Schrift über den Dichter Böschenstein mit derselben Genauigkeit beschrieben wird wie dieses Dichters eigene Schriften? Und ähnliche Beispiele einer alles Maß überschreitenden peinlichen Buchstabengelehrsamkeit trifft man noch mehrere in dem Buche. Mittheilungen über den Dialekt der beschriebenen Werke wünschte man dagegen häufiger, als man sie findet. S. 371, wo uns eine solche Mittheilung begegnet, zeigen anderweitige Anführungen des Verfassers, daß seine Zusammenstellung darüber lange nicht erschöpfend ist.

Die theologischen Überzeugungen des Verfassers sind natürlich nicht Gegenstand unserer Kritik. Aber wenn sie ihn dazu verführen, für die Gymnasien die Lectüre lateinischer Hymnen neben dem Horaz zu verlangen, gleichwie man unlängst die christliche Kunstarchäologie in den Kreis des Gymnasialunterrichtes einführen wollte, so müssen wir gegen solche Zumuthungen protestiren.

Wir wünschen unsere Bemerkungen über das vorliegende Werk nicht so angesehen, als ob wir die hingebende und aufopfernde Thätigkeit des Verfassers unterschätzten. Wenn wir die theilweise Unklarheit des Planes mißbilligen, so leugnen wir doch nicht, daß auch aus dem streng genommen Ungehörigen sich manche dankenswerthe Belehrung gewinnen läßt. Und mit Verlangen und Spannung sehen wir der Publication der Texte entgegen.

[Anonym.]

Josef Ampferer, Über den Mönch von Salzburg. Vierzehntes Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg. Salzburg, Zaunrieth.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865, Bd. 16, S. 520.

Das Dunkel, welches über der Person des Mönches von Salzburg schwebt, aufzuhellen, ist dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung nicht vollkommen gelungen. Zwischen den beiden überlieferten Namen Hermann und Johann weiß er keine endgültige Entscheidung zu treffen, wozu ihn doch eine kritische Prüfung des Werthes der verschiedenen Nachrichten wahrscheinlich geführt haben würde. Nicht einmal, daß Johann für einen Dominicaner ausgegeben wird (mayster hanns prediger ordens nennt der cod. germ. Monac. 628 den Verfasser: Altdeutsche Blätter 2, 327) und daher unter den Mönchen von S. Peter nicht gesucht werden darf, hat er gesehen. Dagegen verdiente die willkommene und dankenswerthe Notiz über den Stiftsprior Hermann vom Jahre 1424 weiter verfolgt zu werden. — An kleinen Ungenauigkeiten fehlt es nicht. Der 'Mönch von Salzburg' wird in Handschriften nicht so, sondern kurzweg der münich, in den lateinischen Überschriften des cod. Vindob. 2975 monachus genannt. Als Ansicht H. Hoffmanns führt der Verfasser eine alte irrige Bemerkung aus den Fundgruben an, nicht was in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes S. 239 ff. (2. Ausgabe) steht. Die Beschreibungen der Wiener Handschrift in Hoffmanns 'Verzeichniß' scheint der Verfasser (wie Herr Ph. Wackernagel) nicht zu kennen. Die weltlichen Lieder des cod. Vindob. 2856, welche gruppenweise bei einander stehen (Nr. 12—62. 81—89) und ohne Zweifel so aus einer Handschrift rein weltlicher Lieder herübergenommen wurden, dem Mönch zuzuschreiben, liegt nicht der geringste Grund vor: besonders da wir für eines dieser Lieder, Nr. 20 (gedruckt in Hoffmanns Fundgruben 1, 335 f.), den Verfassernamen Pilgrim von Salzburg mit Bestimmtheit erfahren. Wunderlich nimmt es sich aus, wenn der Verfasser S. 26 mit Ph. Wackernagel bedauert, daß Hoffmann die Lieder nicht in abgesetzten Verszeilen habe drucken lassen und unmittelbar danach in der Probe, die er selbst mittheilt, die Verszeilen gleichfalls nicht absetzt. — Den Hauptinhalt der vorliegenden Abhandlung bilden Wiederabdrücke theils in Kehreins Kirchen- und religiösen Liedern (1853), theils in den Altdeutschen Blättern bereits gedruckter Lieder des Mönchs. An einer Charakteristik desselben hat sich der Verfasser nicht versucht, ja nicht einmal die naheliegende Scheidung zwischen eigenen und übersetzten Gedichten vorgenommen. Dankbarer wäre man dem Verfasser daher gewesen, wenn er anstatt des von ihm gewählten Themas lieber Auszüge und näheren Bericht über die S. 31 besprochene Handschrift der Salzburger kaiserlich königlichen Studienbibliothek gegeben hätte. Aus 32 Seiten mit Auszügen einer noch unbekannten altdeutschen Handschrift hätte sich gewiß mancherlei lernen lassen.

[Anonym.]

Deutsche Mystik im Mittelalter.[1])

Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1874, 9. December, Nr. 343.

Seit Jahren ist Professor Preger vertieft in das Studium der deutschen Mystik. Seit Jahren bringen verschiedene theologische Fachzeitschriften, bringen die Abhandlungen und die Sitzungsberichte der Münchener Akademie von ihm Ausgaben, Anzeigen, Untersuchungen, die sich als Vorarbeiten für eine künftige zusammenfassende Behandlung des Themas ankündigten. Bald trat ein allgemeiner Gesichtspunct, bald eine Thatsache neu hervor. Vergessene Persönlichkeiten wurden ans Licht geholt, vergessene Schriften zeigten sich von ungeahnter Wichtigkeit. Professor Preger suchte seinem Gegenstand von allen Seiten beizukommen, er hat keine Mühe gescheut, er hat der geringsten thatsächlichen Wahrheit nachgespürt, und die Lebensdata der betheiligten Personen interessirten ihn ebenso sehr wie die Geschichte der tiefsinnigsten Ideen. Was die gedruckte Litteratur bot, reichte entfernt nicht aus, die handschriftlichen Schätze der Münchener und anderer Bibliotheken mußten herbeigezogen werden, und mancher glückliche Fund belohnte den Eifer des Forschers.

Die Geschichte der deutschen Mystik, deren erster Band soeben erscheint, ist die reife Frucht dieser Studien. Sie bietet nicht blos ein theologisches Interesse, an ihrem Inhalte sind die Philosophie, die Litterarhistorie und die Culturgeschichte gleichmäßig betheiligt.

Das vierzehnte Jahrhundert ist die Blütezeit der deutschen Mystik. Ihre späteren Nachwirkungen gingen hauptsächlich von dem Straßburger Tauler aus. Tauler und Suso haben auch im neunzehnten Jahrhundert zuerst wieder die Aufmerksamkeit erregt und manche schwärmerische Gemüther erbaut. Seit Franz Pfeiffers Sammlung 'deutscher Mystiker', die leider nur auf zwei Bände gedieh und noch ihres Fortsetzers harrt, trat Meister Eckhart in den Mittelpunct der Betrachtung. Es war klar geworden, daß wir in ihm den Centralgeist der deutschen Mystik zu erblicken haben, Tauler und Suso sind seine Schüler, und der speculative Gehalt ihrer Schriften wuchs über die Doctrin des großen Lehrers wenig oder gar nicht hinaus. Dem Meister Eckhart widmeten daher Joseph Bach (1864), Adolf Lasson (1868), August Jundt (1871) besondere Darstellungen. Seit lange hatte aber schon Professor Karl Schmidt in Straßburg dem mittelalterlichen Sectenwesen und den Bewegungen der mystischen Kreise, insbesondere soweit sie Straßburg und das Elsaß betrafen, weitreichende und eindringende Sorgfalt erwiesen, Rulman Merswins 'neun Felsen', die Werke des Gottesfreunds vom Oberland und anderes kamen durch ihn zu Tage, und seine Artikel in

---

[1]) Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Nach den Quellen untersucht und dargestellt von Lic. Wilhelm Preger, Gymnasialprofessor in München. I. Leipzig, Dörffling und Franke. 1874.

Herzogs Realencyklopädie gaben in aller Kürze das Resultat ausgebreiteter Forschung. Mit großer Sachkenntniß und nicht ohne innere Betheiligung, in würdiger gehaltener Darstellung entwarf Eduard Böhmer in der Zeitschrift 'Damaris' eine Reihe von Lebensbildern aus der Geschichte der Mystik. Aber ein Gesammtbericht, wie ihn Professor Preger jetzt vorlegt, eine umfassende, keinem Detail aus dem Wege gehende Behandlung des Stoffes, ist noch nicht unternommen worden. Auch hier bildet Meister Eckhart den Mittelpunct. Er ist das Ziel, zu welchem die Erzählung dieses ersten Bandes hinstrebt; auf seiner Seite stehen die lebhaftesten Sympathien des Verfassers.

Wenn ich dem reichen Inhalte des Werkes näher zu treten suche, so setzt mich die Fülle des Stoffes in einige Verlegenheit, und ich weiß nicht, wo ich anfangen und was ich mittheilen soll.

Ich verzichte darauf, einzelne kritische Resultate hervorzuheben, wie z. B. gleich im Eingang den überraschenden Nachweis, daß die Werke der heiligen Hildegard von Bingen bis auf wenige Sätze untergeschoben sind. Ich verzichte darauf, medicinisch-physiologische Zweifel geltend zu machen gegen die vorgetragene Auffassung der extraordinären Seelenzustände nervöser Frauen. Ich verzichte darauf, einzelnen Wünschen Ausdruck zu geben oder auf Lücken hinzuweisen, wie z. B. auf einige altdeutsche Gedichte und Prosaschriften, welche in diesen Zusammenhang gehören möchten, oder auf die zuletzt veröffentlichten Predigten Meister Eckharts (Sievers in der Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 15), die ich nirgends benutzt finde. Ich will lieber den allgemeinen Umriß jener geistigen Bewegung zu zeichnen versuchen, welchen Professor Preger so ausführlich und gründlich schildert.

Die verehrte Diotima des Sokrates ist eine weise Frau, eine Prophetin, welche den näheren Umgang der Götter genießt. Aus ihrem Mund erklingt im vierten Jahrhundert vor Christus bei Plato die Lehre vom ewig Schönen. Und diese Lehre wird im vierten Jahrhundert nach Christus unter den Christen von Alexandria erneuert. Ein gottbegeisterter Sänger, Hierotheos, verkündigt die Liebe, welche, ob sie göttlich oder menschlich, geistig oder natürlich sei, dem Niederen die Richtung auf das Höhere ertheile. Und sein Schüler Dionysius, welcher der Areopagite genannt wird, beschreibt die christliche Liebe als das Streben zum Schönen und Guten, der Liebende bleibt nicht sein eigen, er verläßt die Sinneswahrnehmungen und die geistigen Thätigkeiten, er strebt ohne Erkenntniß zur Einung mit dem, was über alle Wesenheit und Erkenntniß hinausliegt. Dionysius entwirft aus Platonischen, neuplatonischen und christlichen Elementen das erste System der Mystik, das seinem Ursprunge gemäß ein gut Theil Pantheismus in sich birgt.

Im früheren Mittelalter steht dem griechischen Geiste niemand näher als die irischen Mönche des siebenten und neunten Jahrhunderts. Unter ihnen wird das System des Dionysius erneuert. Der dritte Erneuerer aber ist ein Deutscher des zwölften Jahrhunderts.

Die vorangehende Epoche, insbesondere die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, ist eine Zeit der Erweckung für das religiöse Leben. Allgemein steigern sich die Anforderungen an die Heiligkeit und an die Leistungen des Priesters. Der kirchenpolitische Streit zwingt zur äußersten Anspannung aller Kräfte. Es handelt sich darum, die größtmögliche Herrschaft über die Gemüther der Gläubigen zu erringen. Gewaltige Erregung erfaßt die Laien und bald ist die Kirche nicht mehr im Stand, aus der Fülle ihrer Gnadenmittel alle die Ansprüche zu befriedigen, die sie selbst geweckt hat. Im Kampfe der Parteien wird die kirchliche Autorität verdunkelt und geschwächt, und tiefere Naturen scheuen sich nicht, nach eigenem Ermessen die Wege zur Seligkeit aufzusuchen. Zahlreiche Ketzersecten entstehen, welche im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ihr Wesen treiben und theils die Autorität der Bibel ausschließlich verehren, theils den Manichäismus erneuern, theils rationalistische und pantheistische Züge darbieten, welche letzteren auf das innigste mit der Mystik verwandt sind.

Aber innerhalb der Kirche selbst gewinnt alles einen neuen Schwung, einen neuen Adel, eine neue gewaltig aufstrebende Kraft. Die Mittel der populären Predigt, welche mit den Schmerzen der Hölle schreckt und mit den Freuden des Himmels lockt, erhalten z. B. durch Anselm von Canterbury einen vergeistigten, durch wundervolle Beredsamkeit gehobenen Ausdruck. Er ist unerschöpflich, das Glück der Creatur zu schildern, die gottähnlich geschaffen ist und in dem Schöpfer wohnen darf und zu dem Schöpfer gelangen kann durch Verzicht auf eigenen Willen, durch Stille, Demuth und Gehorsam. Seine 'Meditationen' geben einer reinen begeisterten Himmelssehnsucht ergreifenden Ausdruck. Andere Gelehrte deuten in ihren Commentaren des 'Hohen Liedes' die liebende Braut als Seele des Menschen, die von ihrem Gott in die Arme geschlossen wird. Der ganze phantastische Reichthum dieser wundervollen hebräischen Liebespoesie wird der individuellen Frömmigkeit dienstbar. Und auf solchen Grundlagen, nicht ohne Anknüpfung an alte Augustinische Lehrsätze, konnte schon ein deutsches Gedicht aus dem Ende des elften Jahrhunderts gewisse Grundgedanken der Mystik vortragen. 'Die drei Seelenkräfte, Vernunft, Gedächtniß, Wille, sind ein Abbild der Dreifaltigkeit. Die gottähnliche Seele ist Gottes Braut. Furcht und Liebe geleiten sie zu ihm empor. Die Nachfolge Christi besteht darin, daß wir die Herrschaft über uns selbst aufgeben und uns gänzlich Gott überlassen.' In anderen deutschen Schriften wird die Vereinigung mit Gott ausdrücklich beschrieben. Und ein sächsischer Aristokrat, Hugo v. St. Victor, aus dem Geschlechte der Grafen v. Blankenburg am Harz, wird um 1125 der Begründer der ersten mystischen Schule in Paris, indem er sich an die Lehren des Dionysius anlehnt und ihnen einen kirchlich unverfänglichen Sinn unterlegt. Auch er, in gehobener poetischer Sprache, verherrlicht die Seele als die Braut Gottes.

Wo die Liebe eine Macht wird, da beginnt das Reich der Frauen. Die Liebesschwärmerei zum Seelenbräutigam ist der Prolog der Minne-

poesie, wie sie nachher wieder den Epilog bildet. Auf religiösem Gebiete machen sich die Frauen zuerst geltend. Sie greifen selbstthätig ein in die deutsche Litteratur und Poesie. Aus dem elften Jahrhundert besitzen wir eine prosaische, aus dem zwölften eine poetische Beichte von einer Frau, beide voll Reue und Selbstanklage. Eine Klausnerin Ava dichtet in Österreich unter anderm über die Vereinigung Gottes und der Seele. Um die Zeit, als Bernhard von Clairvaux in Deutschland das Kreuz predigt, steht am Rhein eine Prophetin auf, welche, weithin geehrt, reformatorisch eingreift, um den religiösen Geist zu beleben und wachzuhalten. Und bald danach, nicht weit von ihr, erhebt sich eine neue Prophetin, Elisabeth von Schönau, von der das Wort ausgeht: 'Auf dem apostolischen Stuhle sitzt der Hochmuth.'

Die nächsten Jahrzehnte gehören der Frau Welt und ihren Freuden. An der Scheide des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts ist die goldene Zeit des mittelalterlichen Liebelebens. Frauenmund kündet nicht die Geheimnisse des Himmels, er kündet und entlockt die Geheimnisse des Herzens, himmlische Seligkeit quillt aus den Segnungen Amors, und die religiöse Innigkeit scheint ihre besten Kräfte an die Verehrung der Frauen zu wenden.

Aber im Stillen wird das Andenken Hildegards fort und fort gepflegt und gefeiert. Und zu Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir in der Diöcese Lüttich ein ganzes Nest von ekstatischen und hellsehenden Frauen, deren eine z. B. den großen Papst Innocenz III. umgeben von höllischen Flammen erblickt. Für das übrige Deutschland empfangen wir erst aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ähnliche Berichte, aus Baiern, aus Franken, vom Oberrhein und aus Thüringen.

Inzwischen hatte die Wissenschaft neue Impulse der stärksten Art erhalten durch die Übersetzung des Aristoteles, das religiöse Leben durch die Stiftung der Bettelorden. Franciscus von Assisi, der Freund der Thiere und aller Geschöpfe, gab ein Vorbild des Lebens in der Nachfolge Christi. Und der erste bedeutende wissenschaftliche Vertreter der Dominicaner, Albertus Magnus, heimst den Aristoteles ein für die orthodoxe Theologie und faßt die bisherigen Ideen der Mystik in ein kurzes System. Er spricht von dem Aufsteigen zu Gott. Die Seele soll durch innere Zurückziehung von allem Irdischen ein Geist mit Gott werden. Sie soll durch die Gnade werden, was Gott ist von Natur: 'und so wird sie gewissermaßen verwandelt in Gott'.

Innerhalb des Dominicaner-Ordens zumeist vollzieht sich die große Entfaltung der deutschen Mystik. An ihn lehnt sich Mathilde von Magdeburg, Dantes Matelda, deren politische Prophezeiungen in die 'Göttliche Komödie' Eingang fanden. Ihr singen die allersüßesten Nachtigallen von der lieblichen Einung mit Gott Tag und Nacht, und manchen süßen Klang hört sie von den Vögeln der heiligen Erkenntniß. Mathilde ist die Bannerträgerin für die deutschen Mystiker der Blütezeit. Durch sie sind die

frommen Nonnen des Klosters Helfta bei Eisleben angeregt, jene Mathilde von Hackeborn und die 'große Gertrud', deren schöne Visionen wir besitzen. An sie schließen sich die mystischen Meister des Dominicaner-Ordens, Dietrich von Freiburg und Eckhart.

Meister Eckhart zuerst hat in deutscher Sprache philosophirt. Schon in der Minnepoesie liegt die Tendenz zu abstracter Erörterung, zur Spitzfindigkeit und zum dialektischen Spiel mit Begriffen. Gottfried von Straßburg zeichnet sich aus durch die größte Feinheit solcher Reflexionen. Die Meistersinger des 13. Jahrhunderts ziehen die gesammte landläufige Wissenschaft in den Kreis ihrer Poesie, und eine gewisse gedankentriefende Dunkelheit wird ihr Stolz. Bei Mathilde von Magdeburg in ihrer gelegentlich mit Reimen geschmückten Prosa ist alles Empfindung und Anschauung, es ist eine Fortsetzung der Liebespoesie, nur mit geistlichem Gegenstand, wie später bei Suso.

Diese alle haben Meister Eckhart vorgearbeitet und die deutsche Sprache für ihn erzogen. Auch in ihm erfreut ein starkes poetisches Element, und ich gestehe offen: mir ist es wichtiger und lieber als das speculative. Ich empfinde in der Mystik das stille Weben der Seele zumeist, das wie Dämmerung und Abendfrieden die stürmische Sehnsucht leise besänftigt. Auch ungläubige Herzen kann die hohe Betrachtung des gottbegeisterten Lehrers segnend umfangen, das Toben der Leidenschaft stillen und wie in einer schützenden Wolke sie dem Geräusche der Welt entziehen*). Aber nicht blos in der Macht des Gemüths trägt Eckhart die Poesie. Er philosophirt, er speculirt auch als Poet. Und darum suche ich nach den Bildern, in die er seine Ideen hüllt, aus den Bildern erkläre ich mir die Begriffe, nicht umgekehrt. Der ästhetische Hauch, der die Schriften deutscher Mystiker von Hugo v. St. Victor bis auf Suso umweht, der Schönheitssinn, der sie durchdringt, die künstlerischen Kräfte, die in ihnen thätig sind, die stärkere Wirkung auf die Phantasie, welche davon ausgeht: hierin sehe ich den Stolz und den Adel der deutschen Mystik zumeist. Hierdurch ist ihren Producten der Stempel einer wahren Blüte-Epoche des geistigen Lebens aufgeprägt, worin alle Sinne dürsten nach Schönheit. Auch über ihnen noch hat der Genius Diotimas gewacht aus der Ferne.

In der Reihe der deutschen Mystiker nun steht Meister Eckhart nicht blos als empfindungsvoller Philosoph, als kühner Denker und Redner, er ist auch Theolog und Mönch, ein Pfeiler seines Ordens, ein Mann in hohen Ämtern und Würden. Die Nöthigungen seiner Phantasie treiben ihn zum Pantheismus. Mehr als einmal reißt es ihn fort zu verwegenen pantheistischen Äußerungen. Seine Schülerin kommt strahlend zu ihm: 'Herr, freue dich mit mir, denn ich bin Gott geworden'. Aber es sind nur Äußerungen, es sind übertriebene Worte; er will im Einklang bleiben mit dem kirchlichen Dogma, dieses ist ihm unantastbar, daraufhin formt er das

*) Der Satz ist nach dem Handexemplar geändert. B.

System seiner Gedanken, das ihn gleichwohl mit der kirchlichen Autorität in Conflict bringt.

Das Wesen Gottes und das Wesen der Seele und die Vereinigung der Seele mit Gott, das sind die alten wohlbekannten Probleme, die ihn beschäftigen. Und Dank den Untersuchungen Pregers sehen wir ihn werden, wir beobachten seine innere Entwicklung, in drei Stufen stellt sich ihm seine Lehre fest — doch hierüber muß man Preger selbst vergleichen, dem ich nicht weiter in die Einzelheiten folge.

Nur auf das merkwürdige Capitel sei noch besonders verwiesen, worin der Verfasser nachweist, wie die heilige Inquisition sich Eckharts bemächtigen will, wie er protestirt, wie er in öffentlicher Erklärung seine Ubereinstimmung mit der kirchlichen Lehre darthut, und wie nach seinem Tod aus politischen Gründen der päpstliche Stuhl diese Erklärung auf die lügenhafteste Weise unter elenden Sophismen zu einem Widerruf stempelt und als solchen verkündigt.

Professor Pregers Buch ist in mehrfachem Sinn ein Abschluß der bisherigen Arbeiten über die mittelalterliche deutsche Mystik: mag es der Ausgangspunct für neue werden.

Straßburg, 5. Dec. 1874. Wilhelm Scherer.

Die Reformation und die älteren Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt von Dr. Ludwig Keller, Königl. Staatsarchivar. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Deutsche Rundschau 1885, Bd. 44, S. 318.

Eine Schrift voll von weiten und verführerischen Perspectiven. Drei große Epochen, sagt der Verfasser, hätte die Entwickelung des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in ganz hervorragender Weise beeinflußt: die Zeit des Meister Eckhart; die Reformation; und das achtzehnte Jahrhundert, das Christenthum Lessings und Kants. Der Verfasser will nun nachweisen, daß zwischen diesen Perioden ein enger, historischer Zusammenhang bestehe, dessen Träger die Ketzersecten und die Bauhütten seien, welche letzteren zu den Freimaurern überleiten. Er erweist sich selbst als ein freigesinnter Baumeister und errichtet ein großartiges Gebäude, durch welches manche zerstreute Thatsachen in einen überraschenden Zusammenhang treten. Schade nur, daß das Gebäude auf einem sehr schwankenden Grunde ruht, und daß der Verfasser auf einem Gebiete, welches weit mehr Vorsicht als Kühnheit verlangt, sich entschieden hat, lieber kühn als vorsichtig zu sein. Seine kritische Schärfe wird uns schon fraglich, wenn die angeblichen Schriften des Gottesfreundes im Oberland ihm noch als Quelle dienen, während sie doch mindestens als verdächtig ausgeschieden werden mußten. Und bald bemerken wir, daß noch an andern wesentlichen Puncten die

wichtigsten Combinationen sich auf eine willkürliche Interpretation der Quellen stützen und daß der Verfasser uns die Nachprüfung erschwert, indem er nicht eine Untersuchung, sondern gleich die Resultate einer mit vielen Vermuthungen durchsetzten Untersuchung vorlegt. So kann das Buch im besten Falle nur als eine Anregung für weitere Forschung gelten, und wir möchten niemand rathen, die Ergebnisse desselben vertrauensvoll zu benutzen.

[Anonym.]

Litteratur und Kirche.

Presse 1869, 8. December, Nr. 338.

In den eben erschienenen Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler v. Müller liest man folgende Äußerung des greisen Dichters, am 26. Februar 1832, wenige Wochen vor seinem Tode, Angesichts des Grabes gethan*): 'Die Bewegung der Erde um die Sonne ist die größte, erhabenste, folgenreichste Entdeckung, die je der Mensch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel.'

Wir lernen im Grunde nichts Neues aus der Stelle. Aber es ist willkommen, die alte Kenntniß wieder einmal bestätigt zu finden, daß das Herrlichste, was dem deutschen Geiste geglückt, im bewußten Gegensatze gegen die Kirche sich emporgerungen hat. Moderne Poesie und Wissenschaft, das ist der eigentliche Antichrist. Und die Herren, die von den Kanzeln donnern gegen die 'Classiker', wissen wohl, was sie thun.

Da begiebt sich denn vielleicht Einer ins Mittelalter zurück — weil man doch Herrn v. Redwitz und die Gräfin Hahn-Hahn füglich nicht citiren kann — und beschwört den Geist irgend eines großen Dichters jener Zeit, um ihn der verworfenen Gegenwart als Muster vorzuhalten. Ich höre, daß Wolfram von Eschenbach, der tiefsinnigste altdeutsche Dichter, der tiefsinnigste des Mittelalters überhaupt neben Dante, für das Publicum der Wiener Fastenpredigten eine ganz bekannte oder wenigstens öfter genannte Persönlichkeit ist. 'Seht da einen Dichter, der es nicht nöthig hatte, aus dem Born des Unglaubens seine Inspirationen zu schöpfen; seht da einen Mann, der, ein Titane der Kunst, sich nicht titanenhaft auflehnte wider Gott, der als ein ebenso großer Poet dasteht, wie er ein treuer Sohn der Kirche war.'

Schade nur, daß die Litteraturwissenschaft solche behagliche Illusionen zerstören muß.

Es ist wahr, die Leute von damals waren nicht so weit wie wir. Die Arbeit der Emancipation von der Autorität schreitet langsam vorwärts.

*) Geändert nach dem Handexemplar. B.

Gefühle und Richtungen, die sich jetzt unerbittlich bekämpfen, lagen damals einträchtig in derselben Menschenbrust beisammen. Der gefährliche Revolutionär Copernikus war ein frommer Domherr. Aber ich darf doch behaupten, der Satz, der für die neuere deutsche Litteratur unbestritten gilt, hat auch für die altdeutsche seine Richtigkeit: die edelsten Schöpfungen entstammen einem Geiste, der mit dem Geist der Kirche in theils offener, theils heimlicher Opposition stand.

Die unbekannten Verfasser des Nibelungen-Liedes und ähnlicher Dichtungen, die auf volksthümlicher Sage ruhen, mögen sehr gute Christen gewesen sein, aber der Geist, dem sie dienen, ist ein höllischer. In ihren Werken hat sich uraltes Heidenthum verjüngt, und ist von dem officiellen Christenthum nur leise übertüncht. Zum Theil leben darin dieselben alten Götter in dichter Verkleidung fort, welche einst die christlichen Bekehrer als Teufel verschrien. Die heidnische Moral giebt die Triebfedern her, welche die grandiosen Heldengestalten in ihrem Handeln bewegen: die Demuth und ähnliche Tugenden der Entsagung sind für sie noch nicht erfunden.

Aber lassen wir die Unbekannten. Suchen wir die großen gefeierten Namen auf.

Da tritt uns zunächst der Bekannteste von allen entgegen, dessen oppositionelle Richtung auf kirchlichem Gebiete vielfach auch in neuerer Zeit gerühmt wurde, den man oft gepriesen hat als Repräsentanten des nationalen Gefühls, das sich empörte wider Rom. Er war eine Art Demagog im Kampfe gegen den Papismus, ein gefährlicher Aufwiegler mit seinen Versen. Die Ultramontanen sagten ihm nach, er habe Tausende und Tausende bethört, daß sie nicht mehr hörten auf 'Gottes und des Papstes' Gebot.

Ich spreche von Walther von der Vogelweide. Ich will aber seine Thätigkeit als Führer und Diener der öffentlichen Meinung, seine (wenn ich so sagen darf) publicistischen Verdienste nicht von neuem schildern. Es kommt nur auf seinen allgemeinen religiösen Standpunct an.

Walther war ein gläubiger, frommer Christ. Er besingt das heilige Land, wirkt für den Kreuzzug, feiert die heilige Jungfrau und die göttliche Trinität. Rührend einfache Gebete besitzen wir von ihm. Aber er scheidet Religion und Kirchlichkeit. Er ist ein Protestirender. Seine religiöse Gesinnung hat sich hoch erhoben bis zur Idee der allgemeinen Liebe, der 'wahren Minne', der Humanität.

Es giebt ein kostbares Gedicht von ihm, für mich das werthvollste Document seiner inneren Geistesrichtung. Dasselbe lautet:

> Wer Deine zehn Gebote spricht
> So furchtlos und sie dennoch bricht,
> Mein Herr und Gott, dem fehlt noch wahre Minne.
>
> So mancher wohl Dich Vater nennt,
> Der mich als Bruder nicht erkennt:
> Er spricht das große Wort mit kleinem Sinne.

Wir wachsen all' aus gleichem Samen,
Die Speise schwindet, die wir nahmen,
Wenn sie Nahrung uns gewährt.
Wer kann den Knecht vom Herrn noch unterscheiden
(Kannt' er auch beide wohl im Leben),
Wird ihm ihr nackt Gebein gegeben,
Nachdem Gewürm das Fleisch verzehrt?
Ihm dienen Christen, Juden, so wie Heiden,
Der alle Creaturen nährt.

Aus diesem Gedichte wird erst klar, auf welcher Basis sich Walthers Polemik gegen die Übergriffe des Papstes und der Geistlichkeit aufbaute. Es ist (wenn man den Unterschied der Zeiten anschlägt) fast dasselbe Fundament, auf welchem Lessings Anti-Goeze ruhte. Christen, Juden, Mohamedaner in Parallele gestellt, als ob sie gleichberechtigte Diener Gottes wären! Und wie bei Lessing ein demokratischer Zug verbunden ist mit dem Eintreten für religiöse Freiheit, so setzt auch Walther das allgemeine Menschenthum über die endlichen Unterschiede von Herr und Knecht. Die Forderung der Gleichheit und Brüderlichkeit ist mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit ausgesprochen.

Wir erblicken die Idee der Toleranz hier in ihren ersten Keimen. Walther stand damit keineswegs allein. Wie sich der Gedanke in einzelnen hervorragenden Individuen (z. B. dem Hohenstaufen Friedrich II.) bis zum Indifferentismus und Unglauben steigerte, will ich hier nicht weiter ausführen. Mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß Wolfram von Eschenbach, dieser 'allerchristlichste Dichter', von den gleichen ketzerischen Meinungen angesteckt war.

Ketzerischen: denn verdammt nicht der Syllabus ausdrücklich im § 17 den Satz: 'Die Menschen können in der Übung jedweder Religion den Weg des ewigen Heiles finden und die ewige Seligkeit erlangen?' Ja, geht er nicht weiter und verurtheilt im § 18 sogar den Satz: 'Wenigstens darf wohl gehofft werden für das ewige Heil aller, welche auf keine Weise in der wahren Kirche Christi sich befinden'?

Der Papismus des 19. Jahrhunderts läßt den Heiden keine Aussicht auf Seligkeit. Wolfram von Eschenbach erlaubte sich, in seinem 'Willehalm' die Frage etwas anders zu beantworten.

Schon der Stoff dieses Werkes scheint in ketzerischer Absicht gewählt. Das Hauptinteresse haftet an den Heiden: an Giburg, einer gebornen Heidin, und an ihrem Bruder Rennewart, der aus Motiven persönlicher Kränkung als Ungetaufter gegen seine Glaubensgenossen zu Felde zieht und die Christen beschämt durch seine Tapferkeit, indem er die Fliehenden in die Schlacht zurücktreibt.

Giburg aber bittet das christliche Heer vor dem Kampfe um Milde gegen die Heiden: 'Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, den Gott erschuf, Elias und Enoch desgleichen, Noe und Hiob nicht minder, auch die heiligen drei Könige, die doch nicht verdammt seien; also seien keineswegs

alle Heiden dem ewigen Verderben bestimmt. Ihre Religion ist ihnen angeerbt, sie haben sie nicht frei gewählt, darum verdienen sie die gleiche Barmherzigkeit, welche den Menschen zu Theil wurde gegenüber den gefallenen Engeln: diese haben aus eigenem Antriebe gesündigt, jene sind nur fremdem Rath gefolgt.'

Derselbe Wolfram schildert in seinem 'Parzival' ein ideales christliches Reich, das ohne ausdrückliche Polemik doch in Gegensatz gegen das orthodox-römische Christenthum und die sichtbare Kirche tritt, ein Reich der Gläubigen und Auserwählten des Herrn ohne römische Hierarchie, ohne Papst und bevorrechtete Priesterschaft, ohne Bann, Interdict und Ketzergerichte, worin Gott selbst im Geiste des reinen Evangeliums Herrscher und Richter seiner Gemeinde ist und sein Reich nicht äußerlich, sondern in der Brust des Menschen gründet und ausbaut.

'Wie? dies wäre also der gepriesene Wolfram? Ein so arger Ketzer? Wer hätte das gedacht!'

Gemach, ihr Herren, es kommt noch besser. Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach sind gemäßigte Liberale gegen den schlimmen Radicalen, den ich jetzt denunciren will.

Gottfried von Straßburg ist ein ganzer Freigeist, ein Bürgerlicher noch dazu, der sich gegen verschiedene Autoritäten auflehnt.

Das adelige Wesen imponirt ihm nicht: Fest-, Turnier-, Waffen- und Kleiderbeschreibungen, in denen die ritterliche Poesie schwelgte, lehnt er von sich ab. Ebensowenig imponirt ihm der Stoff, den er bearbeitet: gegenüber märchenhaften Zügen der Quellen, aus denen er seinen 'Tristan' schöpfte, nimmt er eine gewisse aufgeklärte, rationalistische Haltung an. Ebensowenig imponirt ihm die Religion: wenigstens ein Institut, das ebensosehr religiöser wie rechtlicher Natur war und von ungemeiner Wichtigkeit im Mittelalter — das Gottesurtheil — behandelt er mit offenem Hohn; es bedürfe nur einiger Kunst und der heilige Christ lasse sich drehen und wenden, wie man ihn brauche.

Ja noch mehr: die Lebensideale, die er aufstellt, sehen ganz ab von Religion und religiöser Moral. Er predigt das nackte Heidenthum. Er ist ein Prophet der Emancipation des Fleisches. Er verkündigt eine Lehre, welche die sinnliche Liebe für das höchste sittliche Gut erklärt und den Widerspruch der Moral hinwegschafft, indem sie den Begriff der Ehre an deren Stelle setzt.

Wie weit ist er damit vom Christenthum abgewichen, das die Sinnlichkeit unterdrücken will. Gottfried gegenüber ist Wolfram ein christlicher Dichter, einer mit dem christlichen Geiste, wenn auch nicht mit dessen herrschender Form. Überall strebt er über die Welt, über das Irdische hinaus. Gottfried steht mitten darin, ergreift den Kern des weltlichen Empfindungslebens der Zeit und bildet ihn zur Doctrin aus.

Denn kein Zweifel: Gottfried zieht nur die Consequenz dessen, was thatsächlich in den höchsten Lebenskreisen über Liebe und Ehe gedacht und

gefühlt wurde; er befindet sich gewiß in Übereinstimmung mit dem Geiste und der Gesinnung der gewähltesten Gesellschaft jener Epoche.

So schwer sollte sich die Unterdrückung aller Sinnlichkeit rächen, welche die Kirche auf ihre Fahne schrieb. Offenbar ist hier das eine Extrem durch das andere hervorgerufen. Denn das unschuldigste Dichterlein, das gläubigste Gemüth, das von Frühling und schönen Frauen, von Rose, Lilie und Nachtigall sang, war ein Oppositionsmann nach dem kirchlichen Moralgesetz.

Ich sage nicht zu viel: wir haben Strafreden gegen die ritterliche Gesellschaft, meist von solchen herrührend, die aus ihr geschieden waren und sich in Klöster zurückgezogen hatten; Strafreden, worin das ganze weltliche Treiben in Bausch und Bogen verurtheilt wird. Ein solcher vermönchter Dichter*) wirft den Lebenslustigen vor, daß sie über die Verehrung der Geschöpfe des Schöpfers vergäßen. . . . Der eine macht den Bauch zu seinem Gott, der andere hat eine Frau zur Göttin, ein dritter betet Geld und Gut an.

Ein vierter ehrt den Vogelsang
Und die hellen Tage lang,
Dazu Blumen und das Gras,
Das stets des Viehes Speise was (war),
Die Rinder fressen seinen Gott,
Er ist der dummen Ochsen Spott.

Der Gegensatz zwischen Welt und Gott konnte nicht schärfer betont werden.

Es ist klar, unsere ganze litterarische Blüte-Epoche vom Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ruhte auf dem selbständigen weltlichen Laiengeiste, der seine eigene Gesinnung litterarisch aufzustellen und durchzuführen wagte, im Gegensatz zum asketischen Geiste der Kirche, welcher die edle und freie Entwicklung der menschlichen Natur unter dem Namen der Welt und weltlichen Eitelkeit verdammte und verfolgte. Der weltliche Geist war es, der in unseren mittelalterlichen Poeten arbeitete und dichtete, der Sinn für Natur und Frauenschönheit, für den wagenden Muth und die Ehre, für das männliche Selbstgefühl, das die Kirche als Hoffahrt und eitlen Ruhm (superbia und vana gloria) brandmarkte. Sowie die Macht der Kirche wieder um sich griff und die Gemüther unterjochte, war der Lebenskeim unserer Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts bedroht.

Bildung ist geistige Freiheit. Und diese Freiheit mußte irgendwie, irgendwo, früher oder später in Conflict mit der Kirche kommen. Denn die Kirche war privilegirt, und Privilegien führen immer zum Mißbrauch.

---

*) Warnung V. 2223 ff. 2243 ff. (Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 499 ff.) B.

Weil nun auf Unabhängigkeit und Freiheit alles Große im geistigen Leben beruht, so sind viele Jahrhunderte hindurch alle geistigen Großthaten im Gegensatz zur Kirche in die Welt getreten.

Wir Deutsche aber sollen von unseren Dichtern lernen, welcher Platz uns zukommt in dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen den Mächten des Stillstands und denen der Bewegung.

Wilhelm Scherer.

Skizzen aus der älteren deutschen Litteraturgeschichte.

Von Wilhelm Scherer.

Die Epochen der deutschen Litteraturgeschichte.

Neue Freie Presse 1879, 15. Juni, Nr. 5316.

Warum hat noch niemand unternommen, eine Geschichte der Fälschungen zu schreiben? Es wäre fürwahr ein dankbares Thema und lehrreich für die sonderbaren Verschlingungen von Tugend und Laster in der menschlichen Brust. Fälschungen, die aus reiner Bosheit oder aus rohem Egoismus entspringen, sind nicht zahlreich oder nicht bedeutungsvoll für die Geschichte der Menschheit. Aber die Fälschungen aus edlen Motiven bilden ein großes Capitel. Wie viel ist zum Besten der Kirche oder zum Ruhme der Nationen gelogen, wie viel aus Religion oder Patriotismus gesündigt worden! Mancher angeblich historische Bericht hat sich als tendenziöse Parteischrift erwiesen, und der moderne nationale Wetteifer mit alten Ruhmestiteln hat bis zur künstlichen Herstellung von mittelalterlichen Handschriften, bis zur kecken Fabrication mittelalterlicher Gedichte geführt.

Mit solchen groben Fälschungen ist die deutsche Litteraturgeschichte nicht belastet; der berüchtigten 'Königinhofer Handschrift' haben wir höchstens das viel weniger berüchtigte, jetzt fast vergessene 'Wiener Schlummerlied' entgegenzustellen. Aber man darf behaupten, die ganze verbreitete Auffassung der deutschen Litteraturgeschichte beruht auf einer religiös-patriotischen Fälschung.

Gervinus, der einzige Litterarhistoriker großen Stils, den wir besaßen, ist eigentlich ohne Nachfolge geblieben; seine umfassenden, geistvollen geschichtlichen Anschauungen sind niemals popularisirt worden. Es war leicht, ihm einige Ungerechtigkeiten nachzuweisen; für die beispiellose, nie wieder erreichte Feinheit der Form in unserer altdeutschen Poesie hatte er zu wenig Sinn; auch die Zeichen seiner eigenen Zeit mißverstand er; es war nicht nothwendig, die Nation abzurufen von der Pflege der Dichtung, und die Schätze der alten geistigen Cultur ihr zu verleiden — im Gegentheil! Ein wahrhaft vorschauender Blick mußte schon damals die Gefahren erkennen, welche aus dem Vorwalten politischer und materieller Interessen drohten.

Der Historiker mußte sein Volk warnen vor der Einseitigkeit, der es so oft schon verfallen; er mußte in unseren großen Dichtern die wahren Bundesgenossen erkennen, durch welche wir allein uns auf der Höhe der Cultur behaupten können. Trotz dieser und anderer Irrthümer ist die 'Geschichte der deutschen Dichtung' von Gervinus noch heute das einzige Werk, welches sich des großen Gegenstandes würdig zeigt. Aber ein Buch von fünf Bänden kann nicht in die weitesten Kreise dringen. Der Litterarhistoriker, welcher die Auffassung der gebildeten Masse beherrscht, heißt nicht Gervinus, sondern — Vilmar.

Die 'Geschichte der deutschen National-Litteratur' von Vilmar stand, als sie erschien, beinahe auf der Höhe der Wissenschaft. Der geringe äußere Umfang, die Masse des bewältigten Stoffes, die geschickte Rhetorik des Vortrages, der warme patriotische Ton machten das Glück des Buches. Jetzt steht es längst nicht mehr auf der Höhe der Forschung; aber kein anderes hat es bisher zu verdrängen vermocht. War es arm an Gedanken, so war es um so reicher an anschaulichen Bildern. Legte es auf die altdeutsche Dichtung einen unerlaubten Accent, so wuchs unser Publicum in das altdeutsche Interesse immer gründlicher hinein. Und so ist es gekommen, daß die Mehrzahl der Deutschen ihre Vorstellung von der Entwickelung unserer Litteratur aus der Hand eines der schlimmsten religiösen und politischen Reactionäre empfangen, der mit merkwürdiger Geschicklichkeit eine harmlose Maske vorzunehmen und ein sehr wirksames christlich-germanisches Agitationsmittel zu schaffen wußte. Er hat nirgend die Thatsachen, aber er hat ihre Auffassung gefälscht. Es widerstrebt mir, das in Einzelnen nachzuweisen. Das specifische Verhältniß der Germanen oder gar der Deutschen zum Christenthum ist eine tendenziöse Lüge. Das christliche Culturelement mit seinen fördernden oder hemmenden Einflüssen ist im Mittelalter und Neuzeit allen europäischen Nationen gemein, und von den Deutschen läßt sich sagen, daß ihre größten dichterischen Thaten stets gegen oder ohne die herrschenden Kirchen zu Stande kamen: das gilt von Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg wie von Schiller und Goethe.

Was aber die Überschätzung des germanischen Elements in unserer Bildung betrifft, so will ich kurz und schroff meine Meinung sagen. Die wahre Deutschheit besteht nicht im erneuerten Germanenthum, nicht in stabreimender Faselei, nicht in der Beschwörung alter Heidengötter, sondern in der treuen Bewahrung, ja in der möglichsten Steigerung der classischen Bildung. Ist es ehrenvoller, einem Häuptling aus Arminius' Zeiten zu gleichen oder einem athenischen Bürger aus der Epoche des Perikles? Wo fühlen wir uns mehr zu Hause, in den Wäldern, welche Tacitus schildert, oder unter der Gesellschaft von Platons Symposion? Ich will den germanischen Zuwachs unseres heutigen ästhetischen und historischen Bewußtseins gewiß nicht schelten; aber er muß nicht an die Stelle treten wollen dessen, was mehr werth ist als der eingeschränkte Begriff der bloßen Bluts-

verwandtschaft. Sollen wir unsere Freunde nur unter unseren Verwandten suchen? Wenn ich mich ins Jenseits versetzen könnte, sollte ich es verschmähen, eine Stunde in Goethes Gesellschaft zuzubringen, um mich mit Thusnelda durch Geberden zu unterhalten?

Unter einigen heuchlerischen Phrasen von Demuth und Bescheidenheit redet Vilmar 'mit hoher und inniger und darum desto stillerer Freude' von unserer bevorzugten Stellung unter den Nationen der Erde und stellt die Behauptung auf, die Deutschen hätten die erste und größte Dichterfähigkeit, sie seien das eigentliche Dichtervolk auf der Welt. Schamlose Prahlerei! Als ob es keine Griechen, als ob es keinen Shakespeare, keinen Dante, Molière und Cervantes gäbe!

Die Deutschen allein sollen zwei classische Litteraturperioden gehabt haben, eine mittelalterliche und eine moderne. Als ob es auf die Zahl der Blütezeiten ankäme! Und als ob nicht griechisches Epos und griechisches Drama auch dort zwei verschiedenen Epochen entspräche! Als ob nicht die classische Litteratur unseres Mittelalters gerade so auf einer vorangegangenen Blüte französischer Dichtung beruhte wie unsere Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts!

Es scheint endlich an der Zeit, den falschen Patriotismus und die reactionäre Tendenz des landläufigen Litteraturgeschichtsbildes durch eine sachgemäße Auffassung ohne Voreingenommenheit zu ersetzen. Das will ich in den folgenden Skizzen zunächst für die ältere deutsche Litteratur versuchen. Dieselben können ganz wohl als ein Bericht über die Fortschritte litterarhistorischer Forschung gelten, wobei aber nicht die Forschung selbst und ihr Verfahren, sondern lediglich die Resultate, mit gelegentlicher Rücksicht auf frühere Meinungen, vorgeführt werden sollen.

Vilmar prahlt mit den zwei Blüteperioden unserer Litteratur. Ich glaube sogar, daß es drei gegeben hat.*)

Die zweite und dritte Blüteperiode unserer Litteratur haben mit einander gemein, daß sie Hand in Hand mit der geselligen Herrschaft der Frauen gehen. Wir können von einem Frauendienste bei Goethe ebensowohl wie bei Walther von der Vogelweide sprechen. Ich werde zu zeigen versuchen, daß auch in der ersten, in der altepischen Blüteperiode die Frauen eine bestimmende Macht sind. Die Poesie der genannten Epochen selbst legt dafür Zeugniß ab: stets wird in dichterischen Erfindungen der Frau eine entscheidende Rolle zugewiesen. In den Zeiten des Tiefstandes dagegen haben die Frauen keinen Einfluß auf Bildung und Litteratur, sie treten gleichsam nur im Männercostüm oder als Dienerinnen des Mannes auf. Jede Roheit wird ihnen zugemuthet; zartere Empfindungen sind verschwunden; der Sinn für feine Form geht im Leben wie im Dichten verloren.

Ich habe mir erlaubt, von weiblichen und männlichen Epochen zu

*) Hier folgt die Erörterung aus Scherers Litteraturgeschichte S. 18—20. B.

reden, und ich glaube, daß sie nicht blos in der deutschen Litteratur vorhanden sind, sondern in allen modernen Litteraturen und auch in der griechisch-römischen Geschichte beobachtet werden können. 'Ein entschiedenes Aperçu' — sagt Goethe — 'ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen: man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist.' So geht es mir mit meiner Epochen-Theorie, die ich bisher allerdings nur unvollständig, und zwar in meiner 'Geschichte der deutschen Dichtung während des elften und zwölften Jahrhunderts' (Straßburg und London. Trübner 1875) darlegte. Ich habe von den Feinden nur Spott, von den Freunden keine entschiedene Beistimmung geerntet. Dennoch bleibe ich fest davon überzeugt, und jedes erneute Studium bestärkt mich darin. Ich glaube, daß die Abwechslung männlicher und weiblicher Epochen der weitesten Verallgemeinerung fähig, daß sie deductiv aus dem Wesen der Vererbung und des Geschlechtsverhältnisses zu begründen und für die Beurtheilung aller menschlichen Entwicklung als ein Leitfaden zu benützen ist.

Mit einer näheren Demonstration will ich mich und die Leser in dem gegenwärtigen Zusammenhange nicht beschweren. Ich habe es hier nur mit der deutschen Litteraturgeschichte zu thun, und in ihr ist die Erscheinung absolut sicher. Die männlichen Epochen sind nicht nothwendig Epochen der Roheit, aber sie sind es für Deutschland. Einer männlichen Periode verdanken wir z. B. die griechischen Dramatiker und Shakespeare; die Tragödie der weiblichen Epochen kommt ohne Liebe nicht aus. Jede Litteraturgeschichte wird ein Panegyrikus der Blüteperioden sein; die deutsche Litteraturgeschichte wird durch die Natur der Sache zugleich ein Panegyrikus der Frauen.

Da aber in den Blütezeiten sich die deutschen Frauen ziemlich stille verhalten, so lassen sich aus meinen Betrachtungen einige Argumente gegen die Emancipation der Frauen ableiten. Ich verschließe mich dieser Consequenz nicht. Ich glaube in der That, daß die Frauen, mindestens die deutschen, für ihre Nation mehr thun, wenn sie über die Männer eine geräuschlose, sänftigende Macht ausüben, als wenn sie sich auf den Markt drängen und mit den Männern wetteifern.

Gewissermaßen nehme ich damit das Fabula docet meiner litterarhistorischen Skizzen vorweg. Aber ich hoffe, sie sollen nicht blos dies, sondern auch einiges andere lehren. Vor allem muß ich um die Erlaubniß bitten, das Phänomen unserer alten Litteratur bis in seine Wurzeln zu verfolgen und von der prähistorischen Reconstruction, wie sie unsere vergleichende Sprachwissenschaft übt, Gebrauch zu machen. Das will ich in dem nächsten Artikel versuchen.

Skizzen aus der älteren deutschen Litteraturgeschichte.

Von Wilhelm Scherer.

Nibelungenlied und Ilias.

Neue Freie Presse 1880, 9. April, Nr. 5608.

'Weit über dem 'Messias' steht Kriemhildens Rache, das erste aller deutschen übrigen Gedichte.' Dieses Wort wurde im vorigen Jahrhundert mitten in der allgemeinen 'Messias'-Begeisterung gesprochen. Das Nibelungenlied (denn von diesem ist die Rede) das erste aller deutschen Gedichte! Der Mann, der das sagte, war der schweizerische Maler Heinrich Füßli, als Künstler ein Nachahmer des Michelangelo, erfindungsreich, aber kein Bahnbrecher; als genießender Mensch, in der Fähigkeit, das Große zu erkennen, ein wahres Genie. Seine ungezügelte Kraftsprache verdammt und erhebt mit einer Unverfrorenheit, um die ihn ein fachmäßiger Kritiker, Litteratur- oder Kunstforscher, der überall historische Gerechtigkeit üben soll, beneiden kann. Wie fällt er über Klopstock her! Wie schwärmt er dagegen für Homer, 'den Vater aller Poesie'! Seinem Freunde Lavater schreibt er einmal über dessen Physiognomik: 'Und wenn du auch nichts geschrieben hättest, als das Capitel über den Homer, so würde doch dein Name der erste deines Jahrhunderts sein." Er hatte vollkommen Recht: denn das Capitel war von Goethe. Am Nibelungenliede sind Lessing, Herder, der junge Goethe achtlos vorübergegangen; Füßli hat es gewürdigt. Und nicht blos am Nibelungenliede hat er dem vergessenen, wiederauftauchenden Unvergänglichen unter den ersten gehuldigt. Er gehörte auch zu den wenigen, welche in London die Schönheit der Parthenon-Sculpturen unmittelbar fühlten und verkündeten. Sein Enthusiasmus war grenzenlos. Er lief in dem feuchten schmutzigen Schuppen, worin die Sachen standen, auf und nieder und rief: 'Die Griechen waren Götter! Die Griechen waren Götter!' . . .

'Es ist eine Art von Ilias,' bemerkte der litterarische Altvater Bodmer, der 1757 einen Theil des Nibelungenliedes unter dem Titel: 'Chriemhilden Rache', drucken ließ. Und als der Professor C. H. Müller in Berlin 1782 die erste vollständige Ausgabe lieferte, da konnte der Historiker Johannes Müller nicht umhin, an Homer zu erinnern, wenn er auch den Griechen weit über dem Deutschen erblickte. Derselbe Johannes Müller erklärte in der Schweizergeschichte unser Epos für das größte, 'älteste, originellste Heldengedicht deutscher Nation' und schrieb in seiner absichtlich lakonischen Weise: 'Der Nibelungen Lied könnte die Teutsche Ilias werden.'

Alle die genannten Männer, Füßli, Bodmer, C. H. Müller, Johannes Müller, waren Schweizer. Und so ging die erneuerte Werthschätzung des Liedes von eben der Landschaft aus, welche im Ausgange des Mittelalters das Interesse dafür fast am längsten festgehalten hatte.

War es nun patriotische Übertreibung oder war es ein richtiges Ge-

fühl, was jener ersten 'stillen Gemeinde' hohe Worte der Bewunderung und den Vergleich mit Homer eingab? Ist das Nibelungenlied die deutsche Ilias geworden? Oder hat es Aussicht dazu? Sollen wir es hoffen oder wünschen?

Das Nibelungenlied übertrifft die Ilias an Einheit, weil es die ganze Sage enthält. Die Ilias behandelt nur einige Episoden aus dem trojanischen Kriege und setzt das nicht Behandelte als bekannt voraus. Das Nibelungenlied dagegen erschöpft die Sage ebenso, wie wenn der ganze trojanische Krieg von seinem Ursprunge bis zum Falle Ilions in dem Homerischen Epos abgehandelt wäre. Hält man diese Vergleichung fest, so tritt erst die Analogie beider Gedichte recht entschieden hervor: Liebeswerbung im Anbeginn, Mord und Brand am Schlusse. Aber die sittlichen Kräfte des Menschen werden im deutschen Epos stärker gefaßt und erregt; Schuld und Rache verketten sich enger. Krieg und Kampf erscheinen kaum irgendwo als Selbstzweck; die bloße Rivalität der Helden spielt eine geringe Rolle; dagegen erblicken wir überall die moralischen Triebfedern, welche die Helden zu gegenseitiger Vernichtung treiben. In der Ilias ist die Feindschaft der Griechen und Trojaner eine gegebene Thatsache; auf ihren Ursprung wird wohl angespielt, aber der Raub des Paris und vollends Helenas Untreue ist ein recht untergeordnetes Motiv im Zusammenhange des Ganzen. Was heute den Krieg veredelt, der Gedanke verletzter und zu sühnender Nationalehre, das fehlt noch gänzlich in jener Welt. Und so berührt uns der Stoff in seinem Kern als ein Fremdes, nur Überliefertes. Was uns daraus nahe tritt, sind die Formen und Wechselfälle des Kampfes selbst, die Charaktere der Helden, die sich darin bewähren, und die menschlichen Wirkungen des Krieges: ein Held, der um seinen gefallenen Freund trauert und ihn rächt; ein Held, der von Weib und Kind Abschied nimmt und in die Schlacht zieht; die Klagen um einen Gefallenen; ein Vater, der den Leichnam seines Sohnes von dem siegreichen Feinde zurückerbittet und ihn zu rühren weiß. Aber zwei ausgezeichnete Fürsten, die Ersten ihrer Nation, die sich um ein Beutestück streiten und durch ihren Zwist namenloses Unglück über ihr Volk bringen, die Schuld dann auf Zeus wälzen und munter weiterleben, ohne daß sich ihr Egoismus an ihnen selber rächt, ohne daß das allgemeine, das verletzte öffentliche Interesse triumphirt und dem widerborstigen Individuum Unterordnung predigt, das giebt uns den Blick auf einen seltsamen, verhältnißmäßig tiefen Stand der öffentlichen Moral. Wir finden uns einem Zustande gegenüber, den wir historisch als einen irdisch begrenzten und unvollkommenen betrachten müssen. Viel menschlicher in dieser Hinsicht ist die Odyssee, in der auch ein großes Morden das Ende bildet; aber Trennung und Wiedervereinigung, ausharrende Treue, siegreicher Kampf des rückkehrenden, strafenden Helden gegen die Bedränger seiner Frau, die Verfolger seines Sohnes, die Verwüster seines Gutes — um wie viel menschlicher! Und so im Nibelungenliede: kurzsichtige Frauenleidenschaft, Rangstreit, Eifersucht, welche dann die Männer entzweit; Ab-

neigung und Haß unter Verwandten, daraus die größten Unthaten entspringend — lauter Urmotive, welche durch alle menschlichen Zustände hindurchgehen. Indem ein verhältnißmäßig geringer Zwist riesige Dimensionen annimmt, gelangt das lawinenartige Anschwellen des Unrechtes zu einer ungemeinen sittlichen Wirkung, welche mit dem Eindrucke der größten Tragödien Shakspeares verglichen werden kann.

Doch meine Kritik wagt sich hier auf ein bedenkliches Feld, wo die Grundsätze des Urtheiles am wenigsten fest stehen. Ist es erlaubt, aus moralischen Wirkungen auf den ästhetischen Werth zu schließen? Kommen wir damit nicht auf die philiströse Kunstrichterei des vorigen Jahrhunderts, welche Goethes 'Werther' verurtheilte, weil er zum Selbstmord verführen könnte? Ich möchte mich gewiß nicht solcher Philistrosität schuldig machen, und doch muß ich mir sagen: von jeher stellt die Poesie Lebensideale dar; sie hat einen großen Antheil an den Begriffen von Sittlichkeit, welche unter den Menschen mächtig werden; sie ist eine Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes und kann unter Umständen sich in eine Verderberin wandeln. Deshalb wird der Kritiker, der nicht grundsätzlich der Poesie nur einen ästhetischen Werth beimessen und sie dadurch herabsetzen, ihre Bedeutung einschränken will, nothwendig auch ihre Lebensideale der Schätzung und daher sie selbst einer moralischen Beurtheilung unterwerfen müssen. Aber — und hier ist der Punct, wo es sich entscheidet, ob er ein Philister ist — nicht einer moralischen Beurtheilung, welche für alle Fälle dasselbe Recrutenmaß handhabt.

Jede poetisch wahrhafte Darstellung eines bestimmten sittlichen Zustandes, sei es der Zustand einer gesellschaftlichen Sphäre oder einer ganzen Nation, sei es der Zustand eines einzelnen Menschen, dient der Sittlichkeit, wenn die in Personen, Ständen, Nationen herrschenden Lebensauffassungen rein zur Geltung kommen, wenn die moralische Verfassung der Individuen und socialen Schichten auf ihre einfachen Grundzüge zurückgeführt erscheint und so ein Blick auf die Verkettung moralischer Kräfte eröffnet wird.

Die Poesie kann demnach ihre sittlichen Zwecke direct oder indirect erreichen: direct, indem sie Musterbilder, moralische Ideale, darstellt; indirect, indem sie mehr oder weniger fehlerhafte Menschen unter dem Drucke der Verhältnisse und Anschauungen zeigt, dem sie ihre Tugenden und Laster verdanken. Die indirecten Wirkungen sind nur für den feineren Sinn, und dieser feinere Sinn ist gar nicht stark verbreitet. Wie oft hört man über die Hauptperson eines Romans das wegwerfende Urtheil: 'Das ist doch kein Held!' Hieran trägt unser Sprachgebrauch die Schuld, welcher die Hauptperson eines Dramas oder einer Erzählung den Helden derselben nennt und dadurch die oberflächliche Betrachtung herbeiführt, von dieser Hauptperson heroische Eigenschaften zu verlangen. Eine heutige Leserin mit selbständigem Urtheile, welche ein Goethesches Werk nicht, weil es von Goethe ist, einfach kritiklos hinnimmt, wird den Charakter des Wilhelm Meister abscheulich finden. Denn die Leserin, vielleicht auch eine recht gebildete, wird einen so vielliebenden und vielgeliebten Helden immer darauf-

hin betrachten, ob sie selbst wohl von ihm geliebt werden und ihn lieben möchte. Dazu aber muß er ein Ideal sein, ein wirklicher Meister, und Wilhelm ist, nach dem alten Witz, nur zu sehr Schüler.

Solche Leserinnen, die nicht zur freien Betrachtung des Menschlichen durchgedrungen sind, Kinder, jugendliche Seelen und weiteste Kreise des Publicums, was man 'das Volk' zu nennen pflegt, brauchen directe, sittlich erhebende Eindrücke; sie wollen hingerissen werden durch ein Ideal; sie wünschen, daß es den Guten gut gehe und den Bösen übel; sie verlangen einen deutlichen Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe, kurz, sie verlangen vom Kunstwerk eine Menge Dinge, welche das Leben sehr selten darbietet. Und eine Kunst, welche große populäre Wirkungen beabsichtigt, muß sich diesen Forderungen fügen. Deshalb werden sie im Drama als Regel anerkannt, und die hohen Worte, mit denen man sie zu begründen pflegt, sind 'Schall und Rauch'. Nur aus der Popularität des Dramas läßt sich die landläufige Theorie der tragischen Schuld ableiten.

Mache ich nun die Anwendung auf Ilias und Nibelungenlied, so kümmert mich gar nicht, was die Ilias den Griechen war. Unter uns steht fest, daß nur der entwickelte Kunstsinn eines gereiften Mannes sie voll und ganz genießen wird. Für ihn bildet die Fehlbarkeit dieser Helden, ihre Zugänglichkeit für jede Schwäche, ihre kindartige Offenheit, ihr naiver Egoismus — lauter Dinge, an welchen die idealisch-sittliche Betrachtungsweise Anstoß nehmen muß — gerade einen besonderen Reiz, während er auf die gleichmäßige Furchtlosigkeit und Unerschütterlichkeit der germanischen Helden mit einer gewissen ästhetischen Geringschätzung herabblicken wird. Eben darum ist das Nibelungenlied populärer als die Ilias; es eignet sich mehr, den jugendlichen Sinn zu begeistern und auch von der Jugend ganz begriffen zu werden.

Die Götterlosigkeit des deutschen Epos ist gleichfalls ein Vortheil für die Popularität desselben in der Gegenwart; aber welche Einbuße an Reiz, an Gestaltenfülle, an durchgebildeten, schön vollendeten Typen der moralischen Welt hängt daran!

Insoferne also verdient das Nibelungenlied seinen wiedererwachten, fortdauernden und sich steigernden Ruhm. Es hat die rechte Art, um populär zu werden. Es behandelt das Thema der Treue und Untreue und symbolisirt damit die verhängnißvollen deutschen Eigenschaften, die in unserer ganzen Geschichte segensreich und unheilbringend fort und fort thätig sind. Es darf uns als ein nationales Heldengedicht, gleich der Ilias, gelten; und die sittliche Erbauung, welche es mit sich führt, muß ihm die Liebe des Volkes gewinnen und sichern.

Aber in allen Betrachtungen habe ich bisher nur auf den Stoff, nur auf die Erfindung gesehen. Nur für diese glaubte ich zeigen zu können, daß sich das Nibelungenlied mit der Ilias messen dürfe, ja daß es für ein heutiges Publicum die Ilias übertreffe. Für die Ausführung und die Behandlung, den Stil, die Form, glaube ich das keineswegs.

Damit ich mich nicht lange in Allgemeinheiten bewege! Nehmen wir das Buch selbst zur Hand! An der Exposition gleich muß sich zeigen, was der Verfasser werth ist. In der Exposition der Erzählung wie des Dramas kommt es darauf an, dem Leser oder Hörer oder Zuschauer eine Anzahl Thatsachen mitzutheilen, die er wissen muß, damit er versteht, was folgt und den Mittelpunct seines Interesses ausmachen soll. Diese Thatsachen werden ihm nach guter Kunsttradition möglichst so beigebracht, daß er es nicht merkt, daß der Ton absichtlicher Belehrung streng vermieden und das Wichtigste nebenbei, wie zufällig, seiner Aufmerksamkeit empfohlen wird. Die Exposition muß — um es recht deutlich zu sagen — den Theaterzettel ersetzen; aber je besser sie ist, desto weiter wird sie sich von der überprosaischen Form des Theaterzettels entfernen. Was jedoch thut der Verfasser des Nibelungenliedes? Er hat die Naivetät oder Dummheit oder Dreistigkeit, mit der äußersten Kunstlosigkeit gerade gleich zum Anfang — einen förmlichen gereimten Theaterzettel auszugeben.

So wie aber dieser erledigt ist, folgt Kriemhildens Traum — ewige, unvergängliche Poesie! Der Dichter lenkt hiernach auf Siegfried über — aber wie wird uns? Es erfolgt eine lange Erzählung von seiner Jugend und Erziehung, in der absolut nichts drin steht als die banalsten Phrasen, die man von jedem Dutzendritter des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts ebenso gebrauchen konnte, uninteressante Nachrichten, Alltägliches und Selbstverständliches, kurz: leeres Stroh, und nicht einmal kunstvoll geflochten, sondern gänzlich ungeschickt über einander her gestreut. Und so geht es leider fort so ziemlich durch das ganze Gedicht. Kaum sind wir in Stimmung, gepackt, hingerissen, so gefällt es dem Dichter, uns wieder herauszureißen und durch schlecht construirte Strophen von blechernem Klang und nichtigem Inhalt zu ärgern. Wahrhaftig! Wenn man irgend einem Menschen von gesundem Sinne zumuthen will, dieses angebliche Helden-Epos von vorne bis hinten schön zu finden, so ist das eine gewissenlose Geschmacksverderberei, gegen die jeder gebildete Leser energisch protestiren müßte. Der Dichter des Nibelungenliedes ist ein Stümper, der sich zuweilen in einen Gott verwandelt, um bald wieder in die Stümperei zu versinken. Dürfte ich den derben Stil des Malers Füßli schreiben, so würde ich, statt von Stümperei zu reden, lieber gleich ins Thierreich greifen, um meinen Abscheu angemessen auszudrücken. Nein, dieser Wicht muß sich vor dem Vater Homeros in die hinterste Ecke verkriechen. Oder — sollten wir die Schale unseres Zornes über ein Wesen ausgießen, welches nicht existirt? Sollten wir in unserer Entrüstung einer jener Lustspielfiguren gleichen, die, blind und taub vor Wuth, wild in die leere Luft hineinschimpfen, während der Gegenstand ihres Ärgers sich neben ihnen still weggeschlichen hat?

Dies ist in der That meine Meinung. An solche Götter, die sich zuweilen, und nicht einmal zum Spaß, sondern in allem Ernst, in die Pflegebefohlenen des Eumäos verwandeln — an solche Götter glaube ich nicht.

Ich glaube, daß das Nibelungen-Epos eine Sammlung von Liedern ist, die durch thörichte oder stilwidrige Einschaltungen entstellt wurden und sich, wenn man diese Einschaltungen hinwegschafft, als Producte von sehr ungleichem Werthe erweisen. Einige derselben sind höchstens mittelmäßig, andere gut zu nennen; in einigen aber besitzen wir Kunstwerke ersten Ranges, die sich mit dem Höchsten vergleichen dürfen, was die Homerische Heldenpoesie hervorbrachte. Von diesen sei mir gestattet ein andermal zu reden.

Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Von Adolf Ebert. Zweiter Band. Leipzig, F. C. W. Vogel 1880.

Deutsche Rundschau 1881, Bd. 27, S. 317.

Der zweite Band dieses mit Recht allgemein anerkannten litterarhistorischen Werkes umfaßt als viertes Buch der gesammten Darstellung die lateinische Litteratur im Zeitalter Karls des Großen und als fünftes Buch die lateinische Litteratur vom Tode Karls des Großen bis zum Tode Karls des Kahlen. Jener enthält gewissermaßen die Belege zu dem Aufsatze des Verfassers über die litterarische Bewegung zur Zeit Karls des Großen in der 'Deutschen Rundschau'; und niemand wird hinfort bestreiten können, daß wir wirklich berechtigt sind, diese Epoche eine erste Renaissance zu nennen. Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser überall die Züge hervorgehoben, welche bei den Männern in Karls des Großen Umgebung zum Voraus auf die Humanisten hinweisen. Innerhalb des fünften Buches erhält besonders Walafried Strabus eine ausgezeichnete Stellung: 'er setzt die humanistischen Bestrebungen und auch die weltliche Hofpoesie der ersten Renaissance, des Zeitalters Karls des Großen fort.' Aber der Verfasser wird nicht umhin können, auch die Poesie des zehnten Jahrhunderts unter diesem Gesichtspunct aufzufassen. — Etwas zu gut ist Rabanus Maurus bei ihm weggekommen; dessen wissenschaftliche Unselbständigkeit hätte stärker betont werden müssen. Aber charakterisirende Züge, wie den fränkischen Stolz in Raban (S. 139), der sich mit dem nationalen Selbstgefühle Otfrieds vergleicht, hat sich der Verfasser nirgends entgehen lassen. Und so bietet er eine Fülle der Belehrung, die man dankbar aufnehmen muß, auch wenn man schärfere Individualisirung und nach der gelehrten Seite hin noch manche Detailforschung vermißt. Wir halten es für durchaus ungerecht, neue Bücher in erster Linie an dem Ideal zu messen, anstatt zunächst den Fortschritt festzustellen, den sie gegenüber unserer bisherigen Kenntniß ausmachen. Nach dieser Seite hin hat Eberts Werk ganz außerordentliche Verdienste: es hat überall die todten Namen lebendig gemacht und die Forschung auf allen Puncten gefördert.

[Anonym.]

Die deutschen Handschriften der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München, nach Schmellers kürzerem Verzeichniß. München 1866, in Commission der Palmschen Hofbuchhandlung. 2 Bände, 666 S. 8.

(Auch unter dem Titel: Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae regiae Monacensis, Tom. V. VI.)

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd. 18, S. 67—68.

Wer jemals Gelegenheit hatte, die Münchener königliche Bibliothek zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeiten zu benützen, kennt die ehrwürdigen und lehrreichen Folianten des großen Kataloges der lateinischen und deutschen Handschriften, welche der staunenswürdigen Arbeitskraft und dem colossalen Fleiße Schmellers verdankt werden. Was anderwärts die jahrelang fortgesetzte Thätigkeit vieler nur mangelhaft und langsam zu Stande bringt, hat hier die Energie, die Ausdauer, die Hingebung, die aufopfernde bibliothekarische Begeisterung eines einzigen Mannes in einer Vollständigkeit und Vortrefflichkeit geleistet, wie nur wenige Bibliothekskataloge sich ihrer rühmen können. Es ist nicht dieser große, zum Theil noch von Schmellers Vorgänger, dem einsichtigen und besonnenen Docen, herrührende Katalog der deutschen Handschriften, welcher uns in der vorliegenden Publication geboten wird. 'Da der große Katalog viele Nachträge und gelegentliche Bemerkungen enthält, bemerkt Herr Director Halm in der Vorrede, so wäre eine neue Redaction vieler Beschreibungen nöthig geworden; bei manchen Handschriften, die inzwischen benutzt und von den Herausgebern mit erschöpfender Genauigkeit beschrieben worden sind, hätte wohl Schmeller selbst in der jetzigen Zeit Abkürzungen vorgenommen; schon die bloße Abschrift des theilweise umzuarbeitenden Manuscripts hätte sehr viele Zeit erfordert und große Kosten verursacht; ferner wären die litterarischen Nachweisungen bis auf die Gegenwart zu ergänzen gewesen, kurz es hätte so langwieriger Vorarbeiten bedurft, daß die endliche Herausgabe dieses wichtigen Theiles der Handschriften-Kataloge wieder in unabsehbare Ferne gerückt gewesen wäre.'

Wenn wir auch dergestalt zu unserem großen Bedauern wohl jede Aussicht vorläufig verloren haben, den ausführlichen Katalog gedruckt zu sehen; so müssen wir doch in gerechter Würdigung der angeführten Gründe der Direction der Münchener königlichen Bibliothek den lebhaftesten Dank dafür aussprechen, daß sie sich entschloß, das kürzere von Schmeller selbst für den Druck bestimmte Verzeichniß der deutschen Handschriften zu veröffentlichen. Es ist also ein nachgelassenes Werk Schmellers, das wir hiemit erhalten. Oftmals bin ich mit Freude und Rührung Zeuge gewesen der reichlich verdienten Pietät, mit welcher Schmellers Andenken an der Münchener Bibliothek geehrt wird. Es ist, als ob er diese schönen Räume eben erst verlassen hätte: an diesem Pult hat er gearbeitet, auf diesem Stuhl pflegte er zu sitzen, jener Schrank enthält seine Manuscripte und Collectaneen,

diese Wand ist von unten bis oben bedeckt mit seinen Zettelkatalogen und bibliothekarischen Nachweisungen der mannigfaltigsten Art. Die baierischen Gelehrten haben aber noch eine große Schuld an Schmeller abzutragen: möge nun mit der Edition der Nachträge zum baierischen Wörterbuch nicht länger gezögert werden. Möge auch die vortreffliche Lebensskizze Schmellers von Föringer (gedruckt als Beilage zum 16. Jahresberichte des historischen Vereines von und für Oberbayern, München 1855) durch eine ausführliche Darstellung des Wesens und der Entwickelung seiner gelehrten Thätigkeit, welche aus dem auf der königlichen Bibliothek befindlichen (S. 563—72 des vorliegenden Buches verzeichneten) Nachlaß Schmellers in seltener Vollständigkeit gegeben werden könnte, ihre willkommene Ergänzung und die Geschichte der deutschen Philologie durch solche Würdigung eines ihrer frühesten und hervorragendsten Vertreters einen lehrreichen Beitrag erhalten.

Um gleich einigen Gewinn der vorliegenden Publication zu verzeichnen, so findet sich zu Nr. 34 die merkwürdige Notiz, daß dieses Manuscript — die Nibelungenhandschrift A aus dem Jahre 1280 herrühre. Schmeller würde eine so bestimmte Angabe nicht ohne hinreichende Gründe gemacht haben; es wäre aber gut, wenn diesen Gründen nachgefragt und sie mitgetheilt würden, was ja in München leicht geschehen kann. Auch der letzte Benutzer dieser Handschrift, Herr Professor Zarncke, muß von der Möglichkeit einer so genauen Datirung nichts geahnt haben (vergl. Pfeiffers Germania 4, 431 ff.), falls er nicht etwa in seiner mir augenblicklich nicht zur Hand befindlichen zweiten Ausgabe des Liedes eine darauf bezügliche Notiz giebt.

Auch daß die Münchener Bibliothek außer der Ebersberger (10) noch zwei andere Handschriften des Williram bewahrt (40, 77), dürfte nicht allgemeiner bekannt gewesen sein: ich habe beide voriges Jahr benutzt, sie gehören die eine zur Recension der Ebersberger, die andere zur Recension der Breslauer Handschrift und sind durch ihren Dialekt nicht ohne Interesse.

Weit ergiebiger als für die viel und oft benutzten altdeutschen Handschriften der Münchener Bibliothek zeigt sich der Katalog aber für die neuere Litteratur vom Reformationszeitalter ab, und Goedekes Grundriß könnte viele Ergänzungen daraus gewinnen. Man vergleiche z. B. S. 382, 420 ff., 452 ff. Es wäre endlich Zeit, daß man in der Litteraturgeschichte nicht blos die hervorragenden Erscheinungen und was sie vorbereitet oder von ihnen ausgeht darstellte, nicht blos dem fortschreitenden Element seine Aufmerksamkeit widmete, sondern auch das rückschreitende und conservative selbst in seinen unbedeutenden Repräsentanten, wo bedeutende fehlen, berücksichtigte. Die Geschichte soll sich als 'die Statistik in Bewegung' zeigen. Sie soll uns lehren, wie die Kräfte beschaffen waren, welche den mehreren Millionen süddeutscher Katholiken in der Zeit von Luther bis Goethe den Schimmer von Poesie ins Leben brachten, auf welchen das Volk nie verzichtet; und die Persönlichkeiten sollen uns vorgeführt werden, in denen ihr geistiges Leben sich concentrirt. Die katholische Polemik des 17. Jahr-

hunderts wird ja genügend berücksichtigt in unserer Litteraturgeschichte, aber z. B. die litterarische Thätigkeit der Jesuiten harrt noch ihrer umfassenden Darstellung. Wir wünschen zu wissen, durch welche Mittel es gelang, Baiern und Österreich von der großen Strömung unserer Litteratur so gut wie ganz auszuschließen. Und zu diesem Zwecke, zur Schilderung des geistigen Lebens in Baiern, namentlich während des 18. Jahrhunderts, scheint die Münchener Bibliothek nach Ausweis des vorliegenden Kataloges auch in ihren handschriftlichen Schätzen manches beachtenswerthe Material zu bewahren.

Ich will schließlich einem gewiß von vielen getheilten Wunsche Ausdruck geben, indem ich einen (wenigstens früher) von der Direction der königlichen Bibliothek selbst gehegten Plan in Erinnerung bringe: den Plan nämlich, von den lateinischen Handschriften der Münchener Bibliothek, welche Altdeutsches enthalten, ein besonderes Verzeichniß anfertigen zu lassen, wodurch wir endlich einmal den großen Münchener Reichthum an altdeutschen Glossen vollständig übersehen würden. Kleinere Sammlungen derselben würden am besten sofort mit abgedruckt. Die ausgezeichnete Sorgfalt, welche sich in der Abfassung der Register vorliegenden Buches bewährt, würde gewiß auch der Überwachung einer solchen Arbeit trefflich zu statten kommen.

Wien. W. Scherer.

Münchener Handschriftenfund.

Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1870, 10. Februar, Nr. 41.

Die Geschichte der altdeutschen Litteratur wird immer einige Lücken behalten. Nur die großen Umrisse stehen fest. Vieles Detail hat die Ungunst der Zeiten hinweggewaschen. Einen Dichter wie Wolfram von Eschenbach kennen wir genau, soweit des wunderbaren Mannes tiefer Geist sich uns erschließen mag. Aber wenn wir fragen nach den ersten Wirkungen, die er auf Mitlebende ausübte, so geben uns nur kümmerliche Reste zerrissener Pergamente eine höchst unvollständige Auskunft. Immer besser doch, daß wir solche Trümmerstücke wenigstens besitzen, als daß die leiseste Ahnung einst vorhandener Denkmäler als unwiederbringlich entschwunden wäre.

Man stelle sich einmal vor, es wären aus der Gruppe der jungen Goethe-Genossen nur ein paar anonyme Gedichte und Dramen auf uns gekommen, wie sie in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts so häufig erschienen, und daraus müßten wir uns die Klinger, Lenz, Maler Müller reconstruiren. Welche Sorgfalt würden wir diesen Überbleibseln

zuwenden! Wie würde der Scharfsinn der Gelehrten nicht müde werden, Satz für Satz um und um zu kehren, ob vielleicht neue Aufschlüsse sich ihnen abgewinnen lassen!

Die altdeutsche Litteraturgeschichte ist wirklich vielfach in einer so ungünstigen Lage. Daher der ungemeine Werth, den die gewissenhafte Beachtung und Durchforschung aller Bruchstücke von altdeutschen Gedichten und Prosaschriften für uns hat. Ganze dunkle Partien unserer geistigen Geschichte werden lediglich durch Fragmente einigermaßen erhellt. Und auch wo uns diese nur Bekanntes von neuem vorführen, da geben sie uns oftmals schätzbare Belege für den merkwürdigen Gestaltenwechsel, den sich Poesien jener Zeit trotz der schriftlichen Fixirung gefallen lassen mußten, oder wenigstens neue Zeugnisse für die Verbreitung sei es berühmter, sei es unberühmter Werke.

Auch die Münchener Bibliothek besitzt nicht wenige solcher Kostbarkeiten. Docen hatte einiges der Art gefunden und zum Theil publicirt, was dann aber Schmeller vergeblich suchte. Und wieder erwiesen sich neue interessante Bruchstücke, welche namentlich Schmeller selbst veröffentlichte, späterhin unauffindbar.

Schon glaubte man diese wichtigen noch nicht einmal vollständig bekannt gewordenen Schätze verloren geben zu müssen, als im vergangenen Jahre die Sitzungsberichte der baierischen Akademie der Wissenschaften (I, 4) die erfreuliche Nachricht brachten: daß dieselben wieder gefunden und durch neue Entdeckungen vermehrt worden seien.

Dem Assistenten der Münchener Bibliothek, Herrn Friedrich Keinz, war es gelungen, sie aufzuspüren, so daß er in dem oben erwähnten Heft einen ersten, in dem jüngsterschienenen (1869, II 3) einen zweiten Bericht darüber mit Abdrücken, Vergleichungen und vorsichtigen Erörterungen über die Herkunft der betreffenden Stücke dem gelehrten Publicum vorlegen konnte.

Einzelnes hervorzuheben wäre schwer.

Von der ältesten Sammlung deutscher Predigten z. B. sind neue Reste ans Licht gekommen, und es zeigt sich, daß dieselben wahrscheinlich aus dem Kloster Wessobrunn stammen. Dadurch wird eine Wiener Handschrift, welche Notkers Psalmen in baierischer Umschrift und stellenweiser Bearbeitung enthält, und worin andere vereinzelte Blätter derselben Predigtsammlung eingeheftet sind, gleichfalls nach Wessobrunn versetzt. Und das wenig beachtete Kloster, bisher fast nur durch das Wessobrunner Gebet des achten Jahrhunderts berühmt, erweist sich plötzlich als ein Mittelpunct litterarischer Thätigkeit im elften Jahrhundert.

Nicht minder interessant ist die Bibelübersetzung des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts, von der sich auch in Wien weitere Bruchstücke gefunden haben, und der prosaische Artusroman des dreizehnten Jahrhunderts, dessen Held Gawein zu sein scheint, ein äußerst merkwürdiges Stück, der älteste deutsche Prosaroman, von dem wir überhaupt Kunde haben und zur Charakteristik der niederrheinischen Litteratur ganz unschätzbar. Überdies

hat der Herausgeber ähnliche Mittheilungen in Aussicht gestellt, welche mehrere bisher ganz unbekannte Fragmente liefern sollen.

Herr Keinz ist zuerst durch seine Untersuchungen über den 'Meier Helmbrecht' den Fachgenossen vortheilhaft bekannt geworden. Derselbe Spürsinn und anhaltende Forschungstrieb, der ihn damals auf so schöne Entdeckungen führte, ist auch der gegenwärtigen Publication zu gut gekommen. Herr Keinz hat sich dadurch ein wesentliches Verdienst ebensowohl um die Münchener Bibliothek wie um die Wissenschaft der altdeutschen Philologie erworben. Möge sich ihm das Glück noch öfters so günstig erweisen und seinen regen Eifer durch neue Funde belohnen.

Wien, 4. Februar 1870. W. Scherer.

Poetik.

[redacted]

Moriz Carrière, Ästhetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst. Dritte neu bearbeitete Auflage. I. Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie. II. Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus, 1885. XXII und 627; VII und 616 S. gr. 8°.

Deutsche Litteraturzeitung 1885, Nr. 36, Spalte 1266—1267.

'Ich halte an der Überzeugung fest', bemerkt der Verfasser im Vorworte zu gegenwärtiger dritter Auflage, 'daß Sinnlichkeit und Vernunft zusammenwirken, daß Ethik und Ästhetik nicht blos beschreiben, wie gehandelt, gefühlt und gebildet wird, sondern auch lehren, wie gehandelt, gefühlt und gebildet werden soll.' Ohne mir über Vernunft, Sinnlichkeit und Ethik ein Votum erlauben zu wollen, muß ich mich meinerseits wiederholt zu der Überzeugung bekennen, daß die Ästhetik nicht viel anderes vermag als zu beschreiben, was auf dem Gebiete der Künste wirklich und möglich ist; ich mache nur den Zusatz, daß auch die Wirkungen beschrieben werden können, die von bestimmten künstlerischen Gebilden ausgehen (vergleiche Geschichte der deutschen Litteratur S. 770), und ich zweifle nicht, daß die edlen, erhebenden, erfreulichen Wirkungen, die ich zu bezeichnen und für die heutige Welt zu empfehlen hätte, ungefähr mit dem übereinstimmen würden, was Carrière empfiehlt. Ich würde aber niemals glauben, daß die Schönheit, in deren Cultus wir beide etwa uns begegneten, allgemein gültig sei und daß neben ihr, bei anderen Menschen und Völkern, auf einer anderen Culturstufe, keine andere Platz habe. Ich meine, die Ästethik sollte dem Erfahrungssatze sein Recht lassen, daß über den Geschmack nicht zu streiten sei. Ihr Gebiet wird dadurch nicht beschränkt, sondern erweitert: und ihr Einfluß auf den bildenden Künstler und das urtheilende Publicum nicht verringert, sondern vergrößert. Sie soll weitherzig und unparteiisch sein. Eine Ästhetik, wie sie mir vorschwebt, würde sich zu der gesetzgebenden Ästhetik verhalten, wie Jacob Grimms 'Deutsche Grammatik' zu den Sprachlehren von Jacob Grimms Vorgängern. Die plumpen Effecte, die Roheiten, die wir heute verachten, gehören in die Ästhetik so gut wie die feinsten, gewähltesten, zartesten Wirkungen einer geläuterten Kunst. In dem Capitel

vom Komischen (1, 198) müssen auch die handfesten Scherze unserer Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts einen Platz finden: was das Lächerliche sei, erkennen wir nur, wenn wir nachfragen, worüber zu irgend einer Zeit von irgend einer Schicht des Publicums gelacht worden ist und weshalb. Das grausame Lachen ungebildeter Menschen über körperliche Gebrechen darf mit demselben Recht als ein ästhetisch-psychologisches Phänomen in Anspruch genommen werden wie die entstellteste Mundart unserer oder irgend einer anderen Sprache als ein grammatisches.

Wenn ich demnach auf einem principiell anderen Standpunct stehe als Carrière, so fällt es mir doch nicht ein, von diesem Standpunct aus sein Werk nun im Einzelnen tadeln zu wollen. Ich freue mich im Gegentheil des reichen Materials, das er zusammengestellt hat, und der vielfältigen Anregung, die auch für mich davon ausgeht. Und ich freue mich der Thatsache, daß dieses Buch durch wiederholte Auflagen Zeugniß davon ablegt, daß das Interesse für ästhetische Fragen bei uns nicht erloschen ist. Ob die Lehren des Verfassers immer so verständlich vorgetragen sind, wie er selbst meint (Bd. 1 S. VIII.), möchte ich bezweifeln. Ich lese 1, 275: 'Der Geist unterscheidet sich dadurch von der Natur, daß er für sich wird, sich selbst erfaßt und bestimmt; er ist ein Ich, insofern er sich selbst als solches setzt; und niemand kann das für ihn leisten, er ist seiner selbst Macher, er ist frei'. Sollte sich das wirklich nicht einfacher sagen lassen? Sind solche Reste des metaphysischen Jargons unentbehrlich? Es giebt noch manche ähnliche Stellen. Indessen sind sie zwischen anschaulich und klar vorgetragene Lehren, schöne Citate und ästhetische Thatsachen im Ganzen so mäßig eingestreut, daß man schon darüber weg lesen kann, ohne zu erlahmen.

Was die seit der 2. Auflage (1872) nachgetragene Litteratur anlangt, so scheint mir, daß Fechners 'Vorschule der Ästhetik' (1876) lange nicht so stark benutzt ist, wie es dieses ausgezeichnete, von sicheren und fruchtbaren Beobachtungen volle Werk verdient hätte.

Berlin. W. Scherer.

Deutsche Poetik. Von Werner Hahn. Berlin, Wilhelm Hertz. 1879.

Deutsche Rundschau 1880, Bd. 23, S. 478.

Das Buch ist zunächst ein Lehrbuch für Schulen. Es wird aber auch von dem gebildeten Litteraturfreunde mit Nutzen gebraucht werden können. Ein reicher Stoff ist darin verarbeitet, vielleicht mit einer allzugroßen Vorliebe für scharfe begriffliche Distinctionen, wo möglichste Einfachheit und Anschaulichkeit besser am Platze gewesen wäre. Es ist uns aufgefallen, daß ein Werk, welchem man diese Eigenschaften nachrühmen kann, in den

Litteraturangaben von S. 8 und 9, welche sehr Unbedeutendes der Erwähnung werth halten, übergangen wird: Wilhelm Wackernagels 'Poetik, Rhetorik, Stilistik.' Die allgemeinen ästhetischen Erörterungen über Kunst und Künste, die traditionellen Lehren der Metrik und Rhetorik nehmen einen breiten Raum ein. Die Bemerkungen über poetische Disposition und poetische Idee haben uns gar nicht befriedigt. Statt ihrer hätten wir eine wirksame Anweisung zur Analyse von Kunstwerken gewünscht, welche weniger auf die Idee als auf die Motive und auf die Entwickelung der inneren poetischen Form, die besondere poetische Auffassung des Stoffes zu achten hätte. An dem Ausdruck 'Idee' hängen so abscheuliche Thorheiten deutscher Ästhetik und Kritik, daß wir ihn aus dem Neubau der Poetik lieber ganz hinaus und zum alten Gerümpel werfen möchten. Die Lehre von den Gattungen der Poesie kommt verhältnißmäßig viel zu kurz. Hauptsache war hier die Technik der einzelnen Dichtungsgattungen; aber darüber erfährt man wenig. Ebensowenig von den bestehenden, zum Theil berühmten Theorien. Statt dessen viel traditionelles Material, das man gern entbehrte. Wann wird endlich die Poetik den völlig nutzlosen Versuch aufgeben, einen Unterschied zwischen Ballade und Romanze auszuklügeln? Der Verfasser nennt sein Buch 'Deutsche Poetik' und erläutert dies mit besonderem Stolze dahin, daß er seine Beispiele überall aus der deutschen Dichtung nehmen konnte. Doch hat er die fremde, namentlich die griechische, daneben nicht vernachlässigt.

[Anonym.]

Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes. Von Dr. Anton Marty, außerordentlichem Professor der Philosophie an der k. k. Universität zu Czernowitz. Wien, Carl Gerolds Sohn. 1879.

Deutsche Rundschau 1879, Bd. 21, S. 334.

Der verstorbene Lazarus Geiger hat die Ansicht aufgestellt und von neueren Forschern ist sie adoptirt und weiter ausgeführt worden, daß die Farbenwahrnehmung der Menschen eine Geschichte habe. Schwarz und Roth seien einmal die einzigen Eindrücke gewesen, für welche das Auge empfänglich war und von da ab habe sich der geschichtliche Fortschritt, dem Schema des Farbenspectrums entsprechend, bewegt, so daß die Empfindlichkeit für Orange früher als für Gelb entstand, Gelb seinerseits vor Grün gesehen wurde u. s. w. Die vorliegende Schrift sucht diese Ansicht zu widerlegen, und wir sind der Meinung, daß die Widerlegung vollkommen gelungen sei. Die Farbenempfindung wird allen früheren menschlichen Geschlechtern vindicirt, nur für die niedrigen Ordnungen der Thiere eine allmälige Ausbildung zugegeben, die aber nicht in der Reihenfolge des Spec-

trums von Roth nach Violett gegangen sei. Was man als Zeugnisse für ehemalige Farbenblindheit genommen hat, wird auf andere Weise erklärt. Streng scheidet der Verfasser die Empfindung für die Farben und das Urtheil über die Farben, sowie das Interesse für genaue Bezeichnung derselben. Dieses Urtheil und Interesse allerdings hat sich allmälig ausgebildet. Die Thatsachen, welche man für die Farbenblindheit Homers und seiner Zeit geltend gemacht hat, erklären sich aus den Gesetzen der poetischen Diction. Auf diese letzteren wird daher umfänglich eingegangen und manche wichtige Betrachtung aufgestellt. Wie die frühere Schrift desselben Verfassers 'Über den Ursprung der Sprache', so zeichnet sich auch die vorliegende durch große Klarheit und Einfachheit der Untersuchung und Darstellung aus. Der Verfasser geht oft von Sätzen aus, die man für trivial halten könnte und die es auch sind. Aber das Triviale hat unter Umständen einen großen Werth für die Erkenntniß. Das Triviale wird in der Regel das allgemein Zugegebene sein, und das eigenthümliche Verdienst des Verfassers ist, daß er daraus überraschende und weittragende Folgerungen zu ziehen weiß, welche dann eine besonders einleuchtende Kraft besitzen. Die Kunst, an dem Naheliegenden nicht vorüber zu gehen, ist fast ebenso groß wie die Kunst, das Fernliegende aufzusuchen. Die Philosophie kann den Credit, den sie in so erfreulicher Weise wiedergewonnen hat, nicht besser bewahren und erweitern als durch Arbeiten von so gesunder Methode wie die vorliegende.

[Anonym.]

Heldensagen von Firdusi. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von Adolf Friedrich von Schack. Zweite vermehrte Auflage der 'Heldensagen' und der 'Epischen Dichtungen'. Berlin, Hertz, 1865. VIII und 439 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 42—44.

Herr von Schack hat seine, früher getrennt als 'Heldensagen von Firdusi' 1851 und als 'Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi' 1853 erschienenen, Übersetzungen aus dem persischen Epos jetzt in dem vorliegenden elegant ausgestatteten Großoctavbande vereinigt, so daß derselbe nun alle hervorragendsten und berühmtesten Bestandtheile von Firdusis großem Werke enthält. Über die Vortrefflichkeit dieser Übersetzungen herrscht längst nur eine Stimme und die Methode der Bearbeitung verdient vollkommen den ihr gewordenen Beifall, den die neue Auflage gewiß noch in vermehrtem Maße sich erringen wird. Den Beziehungen zwischen der persischen und deutschen Heldensage, auf welche Herr v. Schack in seiner Einleitung nur ganz im Allgemeinen hindeutet, auf welche aber schon von Görres und Wilhelm Grimm die Beobachtung gelenkt worden

ist, liegt es uns nahe jetzt besondere Aufmerksamkeit zu schenken, seit bekannt geworden ist, welches große Gewicht Uhland in seinen Vorlesungen über die deutsche Heldensage darauf legte. Freilich nicht ganz glücklich, wie uns scheint, ist Uhland in der Erwägung dieses Zusammenhanges gewesen, wenn er so weit geht, geradezu von einem persisch-gothischen Mythenkreise zu reden. Wenn er die Sage von Wolfdietrich mit den sieben Abenteuern des Issendiar vergleicht, so verkennt er gänzlich, daß in jener ein weit verschiedener Kern zum Grunde liegt und der vergleichbare Theil eine nicht für den Umfang des Gedichtes, aber für den Gehalt der Sage nur untergeordnete Stellung einnimmt. Und wenn er, um die Übereinstimmung zu erklären, sich auf die besondere Verwandtschaft der Deutschen und Perser beruft, ja das Vorkommen von Elephanten und Löwen als eine Erinnerung aus der alten Urheimat auffaßt: so wissen wir durch die vergleichende Sprachforschung längst, was wir von jener besonderen Verwandtschaft zu halten haben (gab sich doch Pott sogar die Mühe einer eingehenden Widerlegung der Hammerschen Phantasien), und statt an die alte Urheimat zu appelliren, erinnern wir uns lieber, daß das Schahname schon fast 100 Jahre vor dem ersten Kreuzzuge abgeschlossen war und daß das Eindringen orientalischer Überlieferungen in die occidentalische Litteratur, selbst in scheinbar höchst volksthümliche Anschauungen, zu den sicher beobachteten Erscheinungen des mittelalterlichen geistigen Lebens gehört. Die den vorliegenden Übersetzungen vorangestellte (im Wesentlichen aus der ersten Auflage der 'Heldensagen' wiederholte) Einleitung hatte natürlich nicht die Verpflichtung, auf solche Erörterungen einzugehen. Was sie bezweckt, ist eine übersichtliche Geschichte und Charakteristik des iranischen Epos, welche den Leser sowohl auf den richtigen Standpunct der Betrachtung versetzen als auch in den Zusammenhang des ganzen Gedichtes (welchen in der ersten Auflage besondere Einleitungen zu den einzelnen ausgewählten Sagen vermittelten) einführen sollen. Daß in dieser glänzenden und dichterisch geschmückten Charakteristik mehr die Begeisterung und Bewunderung zu Worte kommt als die besonnene Analyse und unbefangene Schätzung, daraus vermögen wir dem Übersetzer keinen großen Vorwurf zu machen. Eher konnte man erwarten, die Anfänge einer Kritik des persischen Epos berücksichtigt und die von andern schon angedeutete Scheidung der Sagenkreise vorgenommen zu finden, namentlich aber auf die Hauptzuthaten der Zarathustrischen Bearbeitung (die sieben Abenteuer des Zarathustrischen Helden Issendiar sind denen des Rustem nachgedichtet, und wenn der alte Hauptheld Rustem in Folge eines Zauberspruches des Zarathustra den Tod findet, so liegt die Absicht vor Augen) aufmerksam gemacht zu werden. Auch vermißt man ungerne die nöthige Orientirung über die Geographie des Schahname und die Beigabe einer Karte. — Die Singularität des Schahname besteht darin, daß ein Poet von so ausgebildeter Individualität wie Firdusi, eine Persönlichkeit von so übermächtigem Selbstgefühl (man halte die Bescheidenheit des Aoeden, der alles dem Zeus oder der Muse verdankt, neben die

Worte: 'Kein Firdusi ward vor mir erschaffen, die Kraft der Welt war allzu klein dazu'), einem großen überlieferten Nationalstoffe die Bethätigung dieser Individualität unterordnen mochte. Sieht man auf seine Lebensschicksale oder auf den Geist, der in ihm waltet und schafft: so müßte man die Züge einer angemessenen Parallele dem Zeitalter der Reformation und Renaissance entlehnen. Vergeblich aber würde man sich in dieser Periode nach einem Sagenstoffe umsehen, der in ähnlicher Weise national wäre, vergeblich nach einem Dichter, der die tausendjährigen Überlieferungen seines Volkes für das würdigste Gefäß hielte, um darein seine Weltanschauung zu gießen. Herr v. Schack geht in seiner Darstellung von einer durchaus gesunden und vorurtheilslosen Ansicht des Epos überhaupt aus, und die allgemeinen Bemerkungen, mit denen er seine Einleitung eröffnet, legen von neuem den dringenden Wunsch nahe, von berufener Seite eine auf möglichst reichem Material ruhende zusammenfassende Prüfung und Untersuchung der Natur des Epos zu erhalten. Schon jetzt stehen für manche entwickeltere Formen desselben gewisse Beobachtungen ziemlich fest und werfen Licht auf den einzelnen Fall. Hätte Herr v. Schack sich diese immer gegenwärtig gehalten, so würde er z. B. die Erscheinung, daß die Überlieferung des iranischen Epos aus uralter Zeit sich erhalten hat, während die Großthaten der medischen und Achämenidischen Könige nur durch die griechischen Historiker uns überliefert sind, nicht aus dem innigen Verwachsensein der iranischen Heldensage mit der Religion des Zarathustra erklärt haben. Die deutsche Heldensage ist bei ihrer Entstehung innig verwachsen mit unserem alten Heidenthum, aber trotz der Zerstörung des letzteren Jahrhunderte hindurch ohne schriftliche Niedersetzung erhalten worden. Die Erscheinung ist eine viel allgemeinere und ihre Erklärung keineswegs einfach und leicht. Das*) Nationalepos wird abgeschlossen zu einer bestimmten Zeit, und was nach dieser Zeit liegt, nicht mehr darin aufgenommen, mag es an sich noch so groß und folgenreich, ja selbst für sich ein Stoff der Sagenbildung und epischen Dichtung geworden sein: der epische Cyklus bleibt exclusiv. Wenn die Thaten der medischen und persischen Könige in der altbaktrischen Poesie nicht verherrlicht wurden, obgleich sich selbständige Sagenkreise um sie gebildet hatten, so erkennen wir eine Analogie dazu in den langobardischen und karolingisch-französischen Nationaldichtungen, von welchen das deutsche Volksepos nichts weiß. — Auf weitere Berichtigungen der Einleitung können wir uns nicht einlassen; schon die bloße Vergleichung von Spiegels Eran (Berlin 1863) würde deren einige ergeben.

[Anonym.]

*) Zum folgenden vergl. Scherers Poetik (Berlin 1888), Anhang S. 300 f. B.

Des Minnesangs Frühling. Herausgegeben von Karl Lachmann und Moriz Haupt. Zweite Ausgabe besorgt von W. Wilmanns. Leipzig, Hirzel, 1875. VIII und 340 Seiten. 8°.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1876, Bd. 1, S. 197—205.

Über die Grundsätze, welche ihn leiteten, giebt Wilmanns in einer kurzen Vorrede Auskunft. 'Was Haupt selbst im Laufe der Jahre zu Des Minnesangs Frühling angemerkt hat, ist in diese neue Ausgabe aufgenommen, ohne daß es als Nachtrag bezeichnet wäre.' Die Bemerkungen sind großentheils bekannt. Theils stehen sie in der Zeitschrift 13, 324—329. Theils beruhen sie auf Zeitschrift 11, 563—593. Insofern Haupt Berichtigungen seiner früheren Recensenten Bartsch und Pfeiffer an- und aufnimmt, wäre es aber wohl gut gewesen, immer den Ort zu citiren, wo sie stehen. Das wirklich Neue ist schwer zu constatiren; z. B. zu 21, 33. 25, 23. 80, 15. 16. 120, 18 stehen neue Parallelstellen. Zu der letzteren Anmerkung vergl. Denkmäler XXVII, 228 mit Müllenhoffs Note.

'Was andere für Kritik und Erklärung dieser Lieder geleistet haben — fährt Wilmanns fort — ist so weit benutzt, als es mir in den Rahmen des Werkes zu passen und seiner ursprünglichen Anlage gemäß zu sein schien. Solche Zusätze sind in eckige Klammern geschlossen.' Der Grundsatz ist gewiß zu billigen, die Ausführung beruht ganz auf persönlichem Tact, jeder würde das auf seine besondere Weise machen: man soll daher die vollendet vorliegende Arbeit einfach acceptiren und dem Herausgeber für seine Mühe dankbar sein. Wer ähnliche Arbeiten gemacht hat, weiß, wie sehr ein gewissenhafter Mensch sich quälen kann über das bloße Mehr oder Weniger, und ohne daß er je den Zweifel ganz überwindet.

Nur folgendes darf vielleicht hervorgehoben werden.

Nach dem Beispiele von Haupts eigenem Verfahren bei der Herausgabe Lachmannscher Texte, waren die Lesarten der Kolmarer Handschrift (k) zu S. 244, des Clm. 4612 (t) zu 21, 13 ff., der Zimmerischen Chronik (z) zu 23, 21 ff. einzutragen.

Neue urkundliche Nachweise über die vorkommenden Dichternamen oder ihre Familien sind regelmäßig aufgenommen. Doch fehlt bei Heinrich von Morungen Bech Germania 19, 419. Wenn bei Rudolf von Fenis die abweichende Ansicht von Pfaff angeführt wurde, so durfte auch bei Reinmar die Meinung von Karl Schmidt und Erich Schmidt, daß der Dichter zu dem Straßburger Dienstmannengeschlechte derer von Hagenau gehörte, Erwähnung finden.

Da Haupt selbst zu 103, 22. 108, 28 unreinen Reim als zwingenden Grund ansieht, um dem Reinmar Lieder abzusprechen, so mußte wenigstens zu 182, 18 darauf aufmerksam gemacht werden, daß Haupt den unreinen Reim lîp : gît mitten unter Reinmars Gedichten übersehen hat. Haupt selbst konnte sich der Anerkennung dieses Fehlers keinen Augenblick entziehen.

'Eigenmächtig den Text zu ändern — bemerkt Wilmanns weiter — oder Ansichten Raum zu geben, die eine mehr oder weniger bedeutende Umgestaltung des Textes verlangen, schien mir selbst da, wo ich diese Ansichten für richtig halte, nicht angemessen.'

Auch dies gewiß richtig. Aber es wäre, ebenso richtig, noch eine andere Behandlungsweise denkbar, welche ich persönlich vorgezogen haben würde, ohne indessen mein persönliches Meinen für maßgebend zu halten. Das Buch konnte durchweg bleiben, wie es war. Man konnte darin noch strenger sein als Wilmanns und Haupts eigene Zusätze nur in Klammern anbringen, was sich z. B. in der Anmerkung zu 26, 20 entschieden empfohlen hätte. Die Vorrede des Herausgebers aber, oder ein Anhang des Herausgebers, der keine größeren Nachtheile mit sich brachte als die getrennten Beneckeschen und Lachmannschen Anmerkungen zum Iwein, — konnte ein vollständiges Repertorium alles dessen werden, was seit 1857 über die ältesten Minnesänger gearbeitet ist. Nahm der Herausgeber dazu persönlich Stellung, so war das um so förderlicher und willkommener.

Daß die Lieder Friedrichs von Hausen, Heinrichs von Veldeke und Heinrichs von Morungen ihre frühere Gestalt beibehalten haben, beklage ich nicht. Will man die nachweisbare Heimat eines Dichters für unbedingt maßgebend halten und die Möglichkeit gar nicht zugeben, daß er seine Mundart abgeschliffen und einer gebildeten Schriftsprache genähert habe, so muß man auch das Lied des von Kolmas ins Thüringische umschreiben, wie Bartsch gethan hat. Über alle solche Dinge wird jetzt viel zu viel Lärm gemacht. Das allgemeine Problem: Schriftsprache oder Dialekt? wie weit Schriftsprache, wie weit Dialekt? ist ohne Zweifel sehr wichtig. Aber die Frage, wie im einzelnen Falle zu schreiben sei, ist eine Frage zehnten Ranges; meist gar nicht zu entscheiden: denn alle unsere landläufigen Argumentationen geben nur eine relative Wahrscheinlichkeit. Es dürfte an der Zeit sein, daran zu erinnern, daß altdeutsche Gedichte nicht blos aus Lauten, Formen, Versen und Reimen bestehen, daß sie auch einer historischen, logischen, psychologischen, und ästhetischen Beurtheilung unterliegen. Und wenn man diese nicht für Aufgabe der Philologie hält, so danke ich meinerseits für die Ehre, ein Philolog zu heißen.

Ich meine, ganz im Sinne Haupts zu handeln, wenn ich darauf dringe, daß auch in die Betrachtung der Lyrik die vergleichende Methode eingeführt werde. Der Begriff einer Naturgeschichte des Epos war ihm vollkommen geläufig. Er hätte ohne Weiteres zugeben müssen, daß auch eine Naturgeschichte der Lyrik, des Dramas, der Fabel u. s. w. möglich sei. Das Unternehmen einer historischen und vergleichenden Poetik muß über kurz oder lang gewagt werden. Dazu drängt schon die Entwickelung der Ethnographie, welche sich freilich bisher wenig um das Problem gekümmert hat. Aber wie z. B. Peschels Völkerkunde 'die Keime der bürgerlichen Gesellschaft', 'die religiösen Regungen bei unentwickelten Völkern' behandelt, wie Tylor sich um den Ursprung der Sprache und Mythologie bemüht: so

werden bald die Keime der Poesie, der Ursprung der Dichtungsgattungen dasselbe Recht in Anspruch nehmen. Klemm wenigstens in seinen 'Grundideen zu einer allgemeinen Culturwissenschaft' hatte die Poesie nicht vergessen (Wiener Sitzungsberichte 7, 186. 187). Wenn die Poetik nicht ausgetretene alte Pfade immer von neuem treten will, so versteht es sich eigentlich von selbst, daß sie ihre Sätze aus dem gesammten erreichbaren Material ableiten, daß sie von den einfachen Bildungen zu den complicirteren aufsteigen, von der Poesie der Naturvölker ausgehen und die Spuren der primitiven Erscheinungen inmitten der höheren Cultur aufsuchen muß. Vergl. Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1870 S. 49 [oben S. 189 f.].

Hätte man sich diese elementaren methodischen Grundsätze gegenwärtig gehalten, so war der Irrthum, daß die Lyrik erst nach dem Epos aufkomme, unmöglich. Vergl. Müllenhoff, Denkmäler[2] S. 363.

Gleich die ältesten erkennbaren Formen altdeutscher Lyrik fordern zu vergleichender Betrachtung auf. Den Typus des Neidhartischen Reiens hat Müllenhoff a. a. O. S. 364 (vergl. Uhland, Schriften 3, 396 f.) in dem isländischen Liedchen vom schönen Ingolf nachgewiesen. Zu dem Typus gehört in Deutschland aber auch der Natureingang. Genügt es, sich dabei auf das Naheliegende und Natürliche der Sache zu berufen? Es giebt Völker, deren Lyrik gar nichts davon weiß oder ihn wenigstens nicht typisch verwendet.

'Das Anheben mit der Schilderung einer Naturscene, so daß sie wie in einem landschaftlichen Vorgrund die Leidenschaft des Menschen oder das Ereigniß, das besungen werden soll, auftreten lassen' theilen die serbischen Lieder mit den besten deutschen: Jacob Grimm, Kleinere Schriften 4, 218. Vergl. Goethe, Aufsätze zur Litteratur ed. Biedermann S. 580 (Hempel Band 29).

Dieses Verhältniß wie Landschaft und Staffage ist aber nur Eine Weise, in welcher Natur und Menschenleben sich poetisch verketten. Eine andere Methode stellt ein innigeres Band her: Natur und Menschenleben werden verglichen. Der bloße Vergleich, das bloße Bedürfniß bildlichen Ausdruckes und Verwendung der Natur zum Bilde ist sehr verbreitet, vielleicht der Poesie aller Völker gemein. Aber das Naturbild als Eingang, das Seelenbild hierauf parallel geordnet, ist eine höchst charakteristische Form, welche gleichwohl unverwandte Völker mit einander theilen.

Slavische Tanzlieder dieser Art hat Daumer in der Polydora übersetzt unter 'Russisch' XX. XXI. XXIII und 'Russisch-Polnische Kleinigkeiten': z. B. O wie sanft die Quelle sich Durch die Wiese windet: O wie schön wenn Liebe sich Zu der Liebe findet! Oder: Vögelein durchrauscht die Luft, Sucht nach einem Aste; Und das Herz, ein Herz begehrts, Wo es selig raste oder: Sieh, wie ist die Welle klar, Blickt der Mond hernieder! Die du meine Liebe bist, Liebe du mich wieder! Daumers Übersetzungen sind immer poetisch schön, sie gehören zu dem Allervollendetsten, was deutsche Übersetzungskunst geschaffen: aber sie sind nicht

immer getreu. Doch steht die Existenz der Gattung, um die es sich hier handelt, außer Zweifel. Vergl. Schmeller, Wörterbuch 2², 589; Bodenstedt, Poetische Ukraine, Lieder Nr. 1. 5. 6. 7. 12. 18. 23. 32.

Chamisso vergleicht mit den Pantun, den Volksliedern der Malayen, deutsche Lieder wie: Es ist nicht lang dass es gregnet hat, Die Bäumli tröpfeln noch — Ich hab einmal ein Schätzel ghabt, Ich wollt, ich hätt es noch. Der Deutsche — sagt er — gesellt gerne der Empfindung, die er im Lied ausströmt, ein entsprechendes Naturbild und hebt mit demselben an: der Malaye läßt ähnliche Bilder und sprichwörtliche Gleichnisse ununterbrochen den Fortgang seiner Empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der wesentliche Charakter der Pantun. Z. B.: Wenn es um den Mond nicht wäre, Wär so hoch der Morgenstern? Wenns um dich nicht, Liebchen, wäre, Wär dein älterer Bruder (Liebhaber) fern? Jolowicz, Polyglotte S. 632 ff. Vergl. Gerland-Waitz V, 1 S. 172 f. Schmeller, Wörterbuch 2², 589 verweist noch auf Blätter für litterarische Unterhaltung 1847, S. 1259.

Auch in China vergleicht sich eine eigene Liedergattung, eine der drei, die man unterscheidet (Uhland 3, 13). Libri Chi-king carmina sunt odae, quarum tria sunt genera; unum dicitur Hing, alterum Pi, tertium Fou. In primo antequam ad propositum argumentum veniant, exordiuntur a materia quae ex rerum natura petitur et proposito argumento aliquid vicina sit; et saepe in quo vicina sit non ita patet, nec parum laborant litterati Sinenses in inveniendo quid illa materia, unde exordium odae, ad odae argumentum faciat. Hoc proponitur enucleandum, estque ad examen venientibus litteratis pro themate orationis scribendae. In secundo per allegoriam, in tertio autem directo sermone, sine ambagibus loquuntur! So der alte Übersetzer des Schi-king, der Jesuit Lacharme (ed. Jul. Mohl 1830) S. XX f. Man muß bei ihm auch die Proben suchen, nicht bei Rückert oder gar bei Cramer. Nur die Übersetzungen von Neumann (bei Jolowicz) stimmen zu dem Bilde, das man aus Lacharme erhält. Häufig drei Strophen, worin eine und dieselbe, in drei nahverwandte, ja synonyme Momente zerlegte Anschauung durchgeführt wird, derselbe Gedanke in drei Variationen erscheint: wie wir dies auch aus europäischen Liedern kennen (gleich bei Daumer 2, 48. 49). Das Naturbild kehrt in jeder Strophe wieder, z. B. I 6, 5: Die Pflanze im Thal verdorrt — die Frau vergeht in einsamem Gram.

In vallibus planta Toui aruit et iam sine succo facta est. Mulier (a viro suo) divellitur et discedens suspirat, heu! suspirat, quod hominum aetatem usque eo infelicem vivat.

In vallibus planta Toui aret sine humore. Mulier discedit et dissociatur, altaque ex imo pectore suspiria trahit; alta suspiria trahit, quod hominum aetatem boni omnis expertem vivat.

In vallibus planta Toui humefacta, macra tamen et sine succo. Mulier divellitur, et discedens gemit et lamentatur. Gemit illa et lamentatur; sed quid prosunt suspiria?

Dieselbe Form, vielleicht weniger typisch, in zwei mongolischen Sehnsuchtsliedern bei Talvj, Charakteristik S. 48. Waitz, Anthropologie 2, 517 vergleicht kleine Liedchen der Gallas mit den Pantun: aber die Proben bei Tutschek, Lexicon der Gallasprache (München 1844) zeigen nur typischen Parallelismus, nicht typischen Natureingang. In den Gesängen (waiata) der Neuseeländer findet sich umgekehrt häufig Natureingang: Winterstürme und sanfte Lüfte über die See her, Sonnenuntergang, Morgen, Sterne (oft einzeln genannt), Mondschein, Nebel, die sich um Berge sammeln, Wolken, Blitz: s. Davis, Maori Mementos (Auckland 1855); Hochstetter, Neu-Seeland (Stuttgart 1863) S. 520—525. Aber es fehlt der Parallelismus entweder ganz, oder er ist nicht streng durchgeführt, jedesfalls nicht typisch.

Sehr viele Einzelheiten der Natur werden in solcher Weise bei Chinesen, Malayen, Kleinrussen verwendet. Verglichen mit diesem Reichthum an Naturanschauung erscheint die mittelhochdeutsche Poesie arm. Vergleichen wir sie mit unserem eigenen Volksliede und sind wir geneigt, den verwandten Motiven desselben hohes Alter zuzutrauen, so dürfen wir sagen: die mittelhochdeutsche Lyrik hat aus der Gattung Hing (um die chinesische Bezeichnung beizubehalten) nur jene Eingänge herausgenommen, welche sich auf den Wechsel der Jahreszeit beziehen. Es entspricht das ihrer idealisirenden einseitigen Weise, welche lieber ein recht allgemeines Motiv bis zum Überdrusse durcharbeitet, als daß sie nach Mannigfaltigkeit der Motive strebte. Ein specieller Grund bietet sich außerdem dar. Das Volkslied im Allgemeinen scheint nicht Vorbild für die Adelspoesie des zwölften Jahrhunderts gewesen zu sein. Aber das Tanzlied als Festlied, besonders als Lied zu den Jahreszeitenfesten (Uhland, Schriften 3, 386. 5, 121), wobei die Beschränkung auf den Naturanlaß nahe lag, mag mit den Festen selbst in die adelige Gesellschaft längst zu naiverer Zeit eingedrungen sein. Doch bleibe dies vorläufig ganz dahingestellt. Uhland 3, 388 führt das Singen von Laub, Blumen und Vogelsang auf das germanische Element in den Völkern des Mittelalters zurück. Rein litterarisch angesehen, liegt der deutschen, nordfranzösischen, provenzalischen Liebesdichtung die mittellateinische voraus. Und da zeigt allerdings schon ein Gedicht Nr. 29 in Jaffés Cambridger Liedern (Zeitschrift 14, 492) das Schema: Es ist Frühling, die ganze Natur freut sich — nur ich bin traurig. Und noch ein zweites (Nr. 32, vergl. Denkmäler² S. 327 f.) scheint Natur und Liebesgefühl zu verketten. Da in jenem eine Frau redet, so vergleicht sich nur Nr. 31, von Haupt, Exempla S. 29 f. aus einer Salzburger Handschrift des X. Jahrhunderts herausgegeben, wo in Z. 29—32 (eine der vierzeiligen Strophen, in welche das Gedicht zerfällt) das Mädchen redet:

Ego fui sola in silva
Et dilexi loca secreta,
Frequenter effugi tumultum
Et vitavi populum multum.

Mit Recht sagt Haupt S. 11: wer mehr derartige Gedichte von so hohem Alter veröffentlichte, würde sich um die Geschichte unserer lyrischen Poesie wohl verdient machen. Es ist gewiß nichts mehr oder nicht mehr viel zu erwarten. Schon das wenige aber genügt uns, um für die verwandten Gattungen der Carmina Burana eine auf die Spielmanns- und andere lateinische Dichtung des X. und XI. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen 12, 16) zurückreichende Tradition zu erkennen: auch das reine Naturlied ist durch Cambr. Nr. 28 bereits vertreten. Die Carmina Burana sind weder nach dieser noch nach irgend einer anderen Richtung gehörig untersucht. Daß z. B. S. 200 das Vorbild zu Walthers Lied Under der linden steht, scheint bis jetzt niemand bemerkt zu haben.

Die Carmina Burana im Allgemeinen stehen der Volkspoesie näher als irgend eine andere altdeutsche Liederhandschrift. Gleichwohl erheben auch sie sich weit über die einfachsten ältesten und ursprünglichsten Formen der populären Lyrik, welche erst für unsere heutige Beobachtung wieder zu Tage treten.

Um eine Vorstellung von dem lebendigen heutigen Bestand der Gattung Hing in Deutschland zu gewinnen, habe ich die reiche Sammlung der kärntnischen Volkslieder von Pogatschnigg und Herrmann (Band 1 Liebeslieder, Graz 1869) durchgesehen: sie ist in den 1568 Nummern des Büchleins durch etwa 145 vertreten. Doch sind davon wohl noch einige abzuziehen; Priameln oder priamelartige Strophen, die von der Natur ausgehen, Gedichte, welche den Naturgegenstand nur als Positiv für einen folgenden Comparativ benutzen (z. B. Nr. 63 Schön ist die hollerstaudn, Weifs is die blüa, Und viel schöner is mei dirndle, Was i heirat und lieb) und dergleichen. So wird sich die Zahl etwa auf 130 reduciren. Der Eingang ist oft so conventionell wie manche Refrains des Volksliedes, und das innere Band zwischen Natur und Seelenleben aufzufinden, sollte uns wohl ebenso schwer werden wie den chinesischen Examinanden. —

Die wissenschaftliche Thätigkeit besteht nicht blos in der Publication fertiger Untersuchungen. Wenn jeder die allgemeinen Gedanken, die ihn bewegen, die bloßen Absichten, die er vielleicht nie auszuführen Zeit gewinnt, die Anfänge und Keime künftiger Untersuchungen ängstlich bei sich behalten müßte oder wollte: so käme nie eine lebendige Wechselwirkung und ein reger Austausch zu Stande, und mancher brächte von dem Besten, was er in sich hat, nie etwas zu Tage. Ich gestatte mir in unserem Anzeiger, wie ich es sonst an anderen Orten gethan, gerade Recensionen dazu zu benutzen, um, ohne daß der besprochene Gegenstand es nothwendig verlangte, allgemeinere Gesichtspuncte vorläufig hinzustellen, auf neue Probleme aufmerksam zu machen u. s. w. Ich habe das sonst unbefangen gethan: jetzt

ist es mir Bedürfniß, ein rechtfertigendes entschuldigendes Wort hinzuzufügen, weil ich auf allseitige Mißdeutung und wohlfeile Witze — was des Minnesangs Frühling mit China zu thun hätte? und dergleichen — gefaßt sein muß.

Ich enthalte mich nicht, hier noch ein chinesisches Lied ganz einzurücken: Schi-king I 8, 1. Regni Tsi regina maritum suum ad surgendum e lecto hortatur, sagt der Commentar. Und daß ein König geweckt wird, geht in der That aus dem Texte selbst hervor: das Regierungsgeschäft ruft, die Liebe darf ihn nicht festhalten.

Cantavit gallus: iam frequentes in regias aedes convenere. Fallor, non cantavit gallus, sed muscarum fuit strepitus.

Ad orientem apparet aurora et in regiis aedibus fit conventus hominum. Fallor; non aurorae, sed lumen est orientis lunae.

Insecta volando iam suum Hong, hong ingeminant. Tecum dormire iuvat; sed prope est ut dimittatur conventus hominum, et tu propter me aliorum offensionem forlasse incurres.

An Thierstimmen, wie hier die dritte Strophe eine bietet, ist der Schi-king nicht arm (vergl. auch tamulische Poesie bei De Rosny Variétés orientales citirt bei Vaperau Année littéraire 1868 S. 334).

Warum ich das Lied aber mittheile, wird jeder Leser selbst fühlen: ich wânde, ez solde sîn des liehten mânen schîn; dô tagete ez (Minnesangs Frühling 143, 27), wahter, bekennestu des mânen schîn vür tages zît? (von der Hagens Minnesinger 1, 114a); och neinet, lief! dich bedriegent dîne gedanken, it enist gein dach, der moent schînet durch die wolken (Uhland Nr. 79B).

Viele chinesische Liebeslieder drücken Frauenempfindung aus und rühren ohne Zweifel von Frauen her. 'Sotschofu und Hanktschufu — berichtet Hüttner bei Talvj S. 21 — sind die Städte, wo die chinesischen Mädchen die Kunst zu gefallen studiren und woher man sie wie Kaufmannswaaren aus Meßstädten verschreibt. Man unterrichtet die Mädchen im Singen, im Citherspielen, in allen weiblichen Arbeiten und in der Dichtkunst, die beliebtesten Volkslieder, so sagte mir mein Dolmetscher, sind von diesen Mädchen gedichtet.' Häufig ist im Schi-king das Motiv der einsam trauernden, von dem Geliebten getrennten, an der Seite eines ungeliebten Gatten seufzenden, aus der Heimat zu den Barbaren verschlagenen Frau.

Von arabischen Dichterinnen kennen wir Namen aus sehr früher Zeit; auch bei den Naturvölkern fehlt es nicht an Dichterinnen, worauf mich Gerland aufmerksam macht. Ich verweise nur beispielsweise auf Davis 170. 191. 197. 203. 205. 207; Hochstetter 509. 522; Gerland-Waitz 6, 100. 606. Von den Kabylen bemerkt Renan (nach Hanoteau, Poésies populaires de la Kabylie du Jurjura, Paris 1867) im Journal asiatique sér. VI. t. XII Nr. 44 (1868): Les Kabyles n'ont pas de textes écrits en dehors des ouvrages arabes; mais ils ont une poésie populaire, oeuvre d'hommes illettrés, chantée par des rhapsodes héréditaires,

parasites et parties nécessaires des noces et des fêtes, souvent aussi oeuvre de femmes (couplets dont elles accompagnent leurs danses, longues complaintes qu'elles mêlent à leurs travaux). Die serbischen Weiber- oder Frauenlieder, die gewöhnlich von Jungfrauen gesungen werden, sind bekannt. Da wird die Frau auch oft episch als redend eingeführt in einer bestimmten Situation wie Minnesangs Frühling 37, 4. Von den serbischen Hochzeitsliedern sagt Talvj, Volkslieder der Serben 2, 2: 'Frauen waren, Frauen müssen die Dichterinnen der meisten derselben gewesen sein: daher nichts von der ekelhaften Roheit ähnlich veranlaßter Gedichte unserer Landleute'. Den isländischen Mansöngr mag man immerhin mit Möbius (Ergänzungsband der Zeitschrift für deutsche Philologie S. 42) als 'Gedicht auf ein Mädchen' erklären. Aber die Berechtigung, in deutscher Poesie nach Frauenliedern zu suchen, die von Frauen herrühren, hat Müllenhoff, Denkmäler S. 364 wahrscheinlich gemacht. Die eben angeführten Beispiele außergermanischer Völker und Poesien bestärken mich darin. Sie bestärken mich zugleich in meiner Auffassung der sogenannten Kürenbergischen Lieder. Ich traue den österreichischen adeligen Damen und Herren des XII. Jahrhunderts Improvisationen zu, wie sie den dirndln und buabn der österreichischen und baierischen Alpen noch heute geläufig sind: vergl. Schmeller 2², 588.

Über den Falken als Bild des jungen Helden und des Geliebten hat Vollmöller, Kürenberg und die Nibelungen S. 19 f. einiges gesammelt, vergl. Deutsche Studien 2, 4. Er hat schon aus Wenzigs Slavischen Volksliedern eine Parallele beigebracht. Der serbischen Poesie ist die Auffassung ganz geläufig, vergl. z. B. Talvj 1. 74. 177; Kapper 2, 81. 'Jeder tapfere Krieger ist ein 'heller Falk' — sagt Bodenstedt Poetische Ukraine 22 von den Liedern der Kosacken —, er verfolgt den Feind wie der Vogel der Lüfte seinen Raub.' Aber auch mongolische Dichtung kennt das Bild, so das Trauerlied um Dshingis Chans Tod bei Talvj, Charakteristik S. 44: 'Wie ein Falk schwebtest du daher, mein Herrscher! ... wie ein siegender Habicht flogst du daher, mein Herrscher!'

Eine sehr individuell entwickelte Poesie wie die arabische scheint viel weniger Analoges für die Anfänge unsers Minnesangs zu bieten. Doch seien aus Rückerts Hamâsa Nr. 462. 567 die neidischen, die verschwätzer notirt: die lügenære Minnesangs Frühling 9, 17.

Zu dem Grundgedanken von Minnesangs Frühling 10, 1 vergl. Pogatschnigg-Herrmann Nr. 244: Dirndle, wann du mi willst liabn, Muaſst di anders gwöhnen, Muaſst die liab untern leuten Verbergen können.

15. 12. 75. Scherer.

Haupt über vergleichende Poetik.

Nachtrag zu Anzeiger 1, 199 [oben S. 695 ff.].

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 1876, Bd. 2, S. 322—326.

Ich habe mich a. a. O. auf den theilweisen Vorgang Haupts berufen, um das Verlangen nach einer vergleichenden Poetik zu rechtfertigen. Ich möchte jetzt mit Bezug darauf einige durch Schönheit der Sprache und weiten Blick ausgezeichnete Stellen anführen, welche den meisten unserer Leser vermuthlich ebenso unbekannt sind, wie sie es mir waren, bis mich vor Kurzem einer der gelehrtesten unserer Fachgenossen*) auf dem Wege zwischen Belvedere und Weimar darauf aufmerksam machte. Sie stehen in einer Anzeige von Rückerts Schi-king, welche in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1835, Nr. 160—162 gedruckt ist und unzweifelhaft Moriz Haupt zum Verfasser hat. Das folgt mit Sicherheit aus den Briefen von Hoffmann v. Fallersleben und Haupt an Ferdinand Wolf (ed. Adam Wolf, Wiener Sitzungsberichte 77, 97 ff.) S. 122, wo er sich selbst dazu bekennt.[1])

'Fühlen wir uns durch das Fremdartige der Erscheinung angezogen — sagt er S. 657 von dem Buche —, so erhöht sich unsere Theilnahme durch die entgegengesetzte Wahrnehmung einzelner Berührungen und Übereinstimmungen mit längst gekanntem und geliebtem Eigenthume, und indem vertraute Erinnerungen unser Verständniß vermitteln, weist uns das Gewahrwerden des Gleichartigen auf die ewigen Gesetze hin, nach denen die Natur fest und eins in beweglicher Mannigfaltigkeit aus dem Erdboden Gras und Blumen und aus dem Gemüthe der Menschen Worte und Lieder hervorgehen läßt. Sowie die Sprachforschung zu der Tiefe, in der sie sichern Grund findet und feste Wurzel schlägt, nur durch Sprachvergleichung hinabbringt, so bildet sich das vollere Verständniß der mit der Sprache nahe verwandten Erscheinungen des Mythus und der Poesie nur aus vergleichender Betrachtung reichlichen Materials hervor, dessen Vermehrung um so erwünschter und wichtiger bleibt, je dunkler und vieldeutiger zumal in den Mythen vereinzelt vieles ist, dessen Inhalt und Beziehung, Ursprung und Nothwendigkeit begriffen werden soll. Die Sprachforschung hat den Vortheil handgreiflichern Stoffes, an welchem die Gesetze der Sprachbildung und die ursprünglichen Anschauungen, die ihr zu Grunde liegen, sich deutlicher zeigen; mit jedem besonnenen Schritte, den die Sprachvergleichung thut, gewinnt sie nicht nur Erklärungen einzelner Probleme, sondern Bestätigungen

---

*) Reinhold Köhler, der Unvergeßliche! B.

[1]) Die Recension ist mit den Ziffern 45 unterzeichnet. In dem Verzeichniß der Mitarbeiter an dem ebenfalls Brockhausischen Conversations-Lexicon der Gegenwart IV 2 (1841) S. IX ist Haupt der fünfundvierzigste. Aber in diesem encyclopädischen Werke selbst scheint er die Chiffre 56 zu führen. Denn damit sind die Artikel Benecke 1, 439 und Deutsche Philologie 1, 1021 unterzeichnet, welche ich ohne Bedenken ihm zuschreibe.

oder Entdeckungen allgemein gültiger Gesetze, und die Etymologie erhebt sich nach und nach zu wissenschaftlicher Festigkeit und Sicherheit, während sie früher an äußerm Scheine haftend, Unvereinbares zusammenstellte und Zusammengehöriges auseinanderriß, weil sie den consequenten Abwandelungen nicht nachzugehen verstand, welche den Ursprung der Wörter vor dem oberflächlichen Blicke verdecken . . . Weit ungeebneter, obwohl gerade durch tiefere Sprachforschung hier und da gebahnt, ist der Weg, auf welchem wir uns dem Verständnisse des Mythus und der volksmäßigen Dichtung zu nähern suchen; die Forschung, durch weite Lücken oft gehemmt und durch überraschende Lichter oft mehr geblendet als zurechtgewiesen, ermangelt hier gleichsam des grammatischen Correctivs. Schnell und leicht dringen freilich diejenigen zu ihrem Ziele, die in einigen Abstractionen den Schlüssel aller Geheimnisse zu finden glauben; aber vor solchen kahlen Dürftigkeiten flieht die Fülle des Concreten. In einem bekannten Märchen beschenkt eine gute Fee die arme Frau, die ihr begegnet, mit einem wunderbaren sich nie vermindernden Garnknäuel; neugierig sucht sie nach dem verborgenen Ende des Fadens, und sobald sie es findet, ist der segensreiche Zauber vernichtet und unerklärt wie zuvor. Mit dem Ende des Fadens in der leeren Hand ist noch keine Einsicht in das wunderbare Gespinst des Mythus und der Volkspoesie gewonnen. Um dieses begreifen zu lernen, bedarf es gerade einer Entäußerung aller Abstraction; wir müssen von den Höhen über der Schneelinie, zu denen unsere in Abstractionen aller Art befangene Cultur sich verstiegen hat, in die grünen Wälder und Thäler, die Heimat der Poesie, niedersteigen.'

Als Muster solcher Untersuchung wird dann Jacob Grimms Reinhart Fuchs hingestellt. Haupt hält drei Dinge nicht auseinander, welche er hier zu scheiden allerdings keine Veranlassung hatte. Die vergleichende Poetik beschäftigt sich wie die vergleichende Sprachforschung mit dreierlei Beziehungen: mit denen, welche auf Urverwandtschaft, mit denen, welche auf Entlehnung, mit denen, welche auf der Natur der Sache beruhen. Die erste Art behandelt in der Regel die vergleichende Mythologie, Jacob Grimm rechnete dazu den Stoff des Reinhart Fuchs, und der arische Theil der oben 1, 200 ff. [697 ff.] angestellten Vergleichungen mag auch dahin gehören. Für die zweite Art geben die Novellen- und Märchenstoffe das bekannteste Beispiel. Die dritte Art wird in den außerarischen obigen Parallelen vorliegen. Das einzelne Kunstwerk ist immer ein Product aus zwei Factoren: dem darstellenden Subject, dem dargestellten Object. So weit die Natur und die Menschen gleich sind, so weit müssen diese Factoren gleich sein. Die Zahl der möglichen Objecte ist eine begrenzte, die Zahl der möglichen Impulse zum Dichten ist eine begrenzte, die Zahl der möglichen Darstellungsmethoden ist eine begrenzte: insofern müssen bei der Auswahl aus den möglichen Stoffen und Formen auch an verschiedenen Orten zum Theil dieselben Griffe gethan werden. Aber wie bei allen vergleichenden Untersuchungen, sprachlichen, anthropologischen und anderen, ist es außerordentlich

schwer, ja mit den heutigen Mitteln in vielen Fällen unmöglich, jene drei Arten der Beziehungen überall auseinander zu halten. Man wird daher am besten thun, einstweilen nur immer unverdrossen und möglichst massenhaft zu vergleichen und das Zusammengehörige nach inneren Kriterien, vom Einfachsten anfangend, zu classificiren. In diesem Sinne hat Uhland reiches Material für die Lyrik zusammengebracht. Beim Epos kann man am meisten darauf rechnen, Erscheinungen der dritten Kategorie vor sich zu haben, weil es regelmäßig in einem nach Verhältniß späteren Stadium der Volksentwickelung hervortritt. Die Anfänge des Dramas gehören in die dritte Gattung, die höhere Ausbildung aber vollzieht sich nach den Gesetzen der Entlehnung und Erbschaft, d. h. innerhalb der zweiten Reihe von Erscheinungen.

Aus Haupts Recension möchte ich des weiteren noch zwei Bemerkungen anführen, beide auf Form und poetische Motive im Schi-king bezüglich und meine obigen Notizen ergänzend.

S. 662. 'Die Dreitheiligkeit der Originale ist, wie billig, beibehalten; in sehr vielen Liedern beginnen nämlich drei Strophen mit denselben oder ähnlichen Worten, und die letzte Strophe bringt den Sinn der beiden ersten auf den Gipfel oder auf andere Weise zum Abschluß und bildet somit dem Inhalte nach zu zwei Stollen den Abgesang.'

S. 667. 'Die allermeisten Lieder beginnen damit, daß sie die Wahrnehmung irgend eines Gegenstandes oder Ereignisses der Natur aussprechen, dessen Beziehung auf den eigentlichen Inhalt des Gedichts bald in deutlicher Vergleichung offen liegt, bald verborgener und zweifelhafter ist. Ganz dieselbe Weise findet sich in den Volksliedern vieler anderer Völker, auch in den deutschen und ganz besonders in den slavischen, während sie in andern, z. B. den alten französischen, fast nie begegnet. Dergleichen Eingänge bilden da, wo bestimmte Beziehung mangelt, entweder den landschaftlichen Hintergrund, auf welchem sich das Lied hervorhebt, oder sie versetzen wie ein musikalisches Präludium in eine dem Eindrucke des ganzen Liedes homogene Stimmung und regen die Phantasie zu unbestimmten, aber jenem Eindrucke günstigen Erinnerungen an. In den chinesischen Liedern ist der Zusammenhang des einleitenden Bildes mit dem Nachfolgenden meist sehr dunkel.' . . .

Reinhold Köhler verwies mich außerdem noch auf einen anderen Aufsatz, der mir entgangen war.

Woldemar Freiherr von Biedermann hat im Johannesalbum von Friedrich Müller (Chemnitz 1857) über den 'Parallelismus in der Dichtkunst' gehandelt. Er beginnt seine interessante und reichhaltige Auseinandersetzung mit den Worten: 'Es mangelt noch an einer allgemeinen Darstellung der Formen der Dichtkunst, wodurch das historische Vorkommen jeder dieser Formen, die geographische Verbreitung derselben, die Mannigfaltigkeit in ihrem Auftreten und ihrer Ausbildung, sowie das Weichen der einen Form

vor der andern durch vergleichende Betrachtung in möglichst vollständigem Umfange nachgewiesen wird.' Ein solches Werk habe ihm seit Jahren vorgeschwebt; ein aus etwa 200 Sprachen und Mundarten gesammelter Stoff liege ihm vor. Ich würde es aufrichtig beklagen und als einen großen Verlust für die Wissenschaft ansehen, wenn der Plan unausgeführt bliebe.

Was das Johannesalbum liefert, ist nur eine Probe. Aber sie enthält eine an Bischof Lowth über die hebräische Poesie anknüpfende Classification des Parallelismus und überblickt in raschem Gange den nachweisbaren Gebrauch dieser poetischen Form. Das Anzeiger 1, 200 ff. [697 ff.] besprochene Schema: 'Naturbild als Eingang, das Seelenbild hierauf parallel geordnet' rechnet v. Biedermann zum metaphorischen Parallelismus. Er bespricht die chinesische Gattung Hing und das malayische Pantun, dem er schon früher eine besondere Schrift gewidmet hat (Eine Sängerjugend. Dichtung von Ottomar Föhrau, nebst einem Anhang: das Pantun. 1847). Dem Pantun olle nach S. 89 ähnlich sein die Dokra und Kubitá der Hindustaner. Die Serawi auf Sumatra haben nach S. 93 die vierzeiligen Pantun in sechszeilige umgewandelt, so daß auf Bild und Anwendung je drei Zeilen kommen: diese Abart heißt Seramba.

Der Parallelismus soll sich auf Asien beschränken — vergl. jedoch oben 1, 201 [698 f.] — und der Verfasser meint, es habe 'doch eine wirkliche Mittheilung von Volk zu Volk in den ältesten Zeiten stattgefunden' (S. 99). Die mit dem Pantun verwandte Gattung heutiger europäischer Volkslieder (bei den kurischen Letten, Polen, Kosaken und den Bewohnern der deutschen Alpenländer) will er S. 100 f. davon abtrennen. Er findet zwar 'etwas Ursprüngliches' darin, aber nicht eigentliche Poesie, sondern ein Erzeugniß des Witzes.

Ich glaube nicht, daß solche Scheidung gerechtfertigt ist; enthalte mich aber gerne jedes bestimmten Urtheils über den historischen Zusammenhang. Sind erst die eigenthümlichen Lebensgesetze einer Dichtungsgattung im Allgemeinen erkannt, so wird auch die Auffassung der individuellen Erscheinung nach Zeit und Ort und Ursprung leichter und sicherer werden. Wie viel doch von solchen Lebensgesetzen schon Gemeingut wenigstens der echten Wissenschaft geworden, das mag noch ein Beispiel zeigen.

Die Theorie von der Aufeinanderfolge der epischen, lyrischen und dramatischen Gattung wird in weiteren Kreisen wohl immer noch die herrschende sein. Müllenhoffs Nachweis, daß die germanische Dichtung mit der Chorpoesie begann, erregt noch heute Verwunderung bei vielen, die zum ersten Male davon hören. Aber man lese, wie Mr. Herbert Spencer in seinem Essay über den Fortschritt 1857 (Essays: scientific, political, and speculative 1, 24, London 1868) den Ursprung und die allmälige Differenzirung von Poesie, Musik und Tanz beschreibt. Rhythmus im Wort, Rhythmus im Ton, Rhythmus in der Bewegung waren zuerst dasselbe Ding. Bei verschiedenen Naturvölkern finden wir sie noch vereinigt, und die ganze Ceremonie, meist bezüglich auf Krieg oder Opfer, hat einen

officiellen Charakter (is of governmental character). Von den höher entwickelten Völkern werden Hebräer, Griechen, Römer herbeigezogen.

Hierbei vermißt man allerdings noch den Beweis, daß diese Art Poesie die einzig ursprüngliche sei, daß alle andern Gattungen als abgeleitet angesehen werden müßten. Auch die gewöhnliche Beziehung auf Krieg oder Opfer und der meist officielle Charakter ist wohl eine vorschnelle Generalisation von Mr. Herbert Spencer, wie sie bei diesem energischen und kühn vordringenden Denker zuweilen gefunden wird. Einer der ältesten Gegenstände, wenn nicht überhaupt der älteste, jener chorischen Urpoesie ist die Darstellung des Liebesgenusses. Was allerdings nicht ausschließt, daß solche Tänze eine religiöse Weihe bekommen können.

Wer jene Theorie des Ursprungs zugiebt, wird dann nicht über Poesie im Allgemeinen, d. h. in der Regel auf Grund seines zufälligen persönlichen Horizontes, philosophiren, sondern ihr Wesen an der ursprünglichsten Form studiren. Er wird z. B. dem dichterischen Rhythmus nicht direct zu Leibe gehen, sondern sofort erkennen, daß der Rhythmus der Poesie und der Rhythmus der Musik nur aus dem Rhythmus des Tanzes stammt, daß also die Forschung nach den Anfängen des Rhythmus sich einfach auf die Frage reducirt: wie wurde aus Springen, Laufen, Gehen — wie wurde daraus Tanzen? Daß schon im Laufen und Gehen Rhythmus gegeben ist, sieht jeder; daß alle natürlichen rhythmischen Bewegungen des Menschen, mit denen ein besonderes Lustgefühl verbunden ist, die nächste Voraussetzung des Tanzes bilden, ist wahrscheinlich.

Für die historische Forschung ergiebt sich, daß wir aus dem Metrum bis zu einem gewissen Grade den Tanz reconstruiren können. Vergl. über indogermanischen Tanz Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1872, S. 692 f. [Zur Geschichte der deutschen Sprache[2] S. 623 ff.]. Dort ist auch die von Herbert Spencer vernachlässigte Möglichkeit unrhythmischer Tänze in Rechnung gezogen.

6. 5. 76. Scherer.

La poésie des Ottomans. Par Mme. Dora d'Istria. Seconde édition. Paris. Maison neuve et Cie. 1877.

Deutsche Rundschau 1878, Bd. 15, S. 164.

Die Verfasserin schreibt nicht eine türkische Litteraturgeschichte; sie erzählt nicht in chronologischer Folge; sie schildert in präciser Sprache und in knappem Umriß, aber leicht und geschmackvoll, nach sachlichen Kategorien: nationales, legendarisches, romantisches, allegorisches Epos, Thierepos, religiöse, kriegerische Poesie, Epikuräer und Cyniker, die Liebe nnd die Freude, die Moralisten, Erziehung und Unterricht, Epigramm und Satire. Sie wünscht, ein Bild von dem Reichthum dieser osmanischen Litteratur zu

gewähren und die Vorstellung von türkischer Barbarei auf dem Gebiete des geistigen Lebens zu zerstören. Der Eindruck ist vielleicht nicht ganz ihren Wünschen gemäß. Dem Umfang nach zeigt sich die Production allerdings bedeutend, aber wir finden wenig Gedankengehalt, engen Gesichtskreis, geringe Originalität. Persien, Arabien, Indien liefern Anregungen und Vorbilder. Ein nationales Epos giebt es nicht; aber Alexander der Große und Salomo der Judenkönig werden eifrig besungen, das osmanische Ideal des Weltherrschers prägt sich in ihnen aus; die berühmten persischen Liebespaare, Jussuf und Suleika, Medschnun und Leila, Khosru und Schirin, sind auch in der türkischen Poesie die meistbehandelten, so daß wir uns ganz in der Atmosphäre des 'westöstlichen Divans' bewegen. Gern aber folgen wir der kundigen Führerin von neuem in diese mattbeleuchteten Regionen einer wenig gekannten Litteratur, deren Träger jetzt im Vordergrunde des politischen Interesses stehen.

[Anonym.]

Ein japanischer Roman.

Midzuho-gusa — Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg, weiland Director der medicinischen Schule in Kiyoto. Erster Band: Vasallentreue. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Deutsche Rundschau 1881, Bd. 25, S. 137—140.

Herr Dr. Junker von Langegg beabsichtigt, eine Reihe von Studien über das alte Japan, das er aus eigener Anschauung kannte, herauszugeben, und leitet dieselben in dem vorliegenden ersten Bande durch die Übersetzung eines japanischen Romanes ein, der, wie gewisse Episoden des Nibelungenliedes und andere deutsche Sagen, die Vasallentreue zum Gegenstande hat und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Grund wirklicher Begebenheiten verfaßt wurde. Ein Roman, wie sie in Europa während des siebzehnten Jahrhunderts Mode waren, ein Roman wie die 'Argenis' des Barclajus oder Lohensteins 'Arminius', worin unter der leichten Hülle einer nahen oder fernen Vergangenheit Ereignisse und Personen der Gegenwart vorgeführt wurden. Der japanische Roman steht aber an lebensvoller, inhaltsreicher Entwickelung, an fesselnder Erfindung, Kunst der Erzählung und psychologischem Interesse hoch über jenen Romanen des siebzehnten Jahrhunderts und ist ohne Weiteres mit den historischen Romanen des neunzehnten zu vergleichen, von denen aber viele und recht berühmte ihm lange nicht gleich kommen. Nirgends streut der Verfasser directe oder indirecte Belehrungen ein. Überall waltet ein reines poetisches Interesse. Es ist kein bloßer exotischer Leckerbissen, den uns Herr Dr. Junker vorsetzt, keine bloße Merkwürdigkeit für den Litterarhistoriker, sondern ein Kunst-

werk von echter Schönheit, das uns japanisches Wesen mit Einem Schlage näher bringt, als alle Schilderungen vermögen, und das auch ganz abgesehen von dem ethnographischen und litterarhistorischen Interesse jeden unbefangenen Leser erfreuen muß. Er darf sich natürlich nicht abschrecken lassen durch die seltsamen Namen, die man im Anfange schwer behält. Er muß sich ferner gegenwärtig halten, daß er es mit einem fremden Land und fremden Sitten zu thun hat. Er muß die schroffe Scheidung der Stände, den mehr als spanischen Ehrbegriff des Adels, die Macht der Etikette, die fortwährende Bereitschaft zur Selbstentleibung ebenso willig hinnehmen wie die uns ungewohnten Lebens- und Wohnungseinrichtungen. Aber da wir uns gerne von einem Deutschen nach Memphis und Theben geleiten lassen und altägyptische Sitten nicht zu befremdlich finden, so werden wir noch leichter an der Hand eines Japanesen uns in Japan zurechtfinden. Gewisse Eigenheiten der Technik muß man dem Dichter allerdings nachsehen: das gegenseitige Behorchen und Errathen wird etwas weit getrieben, aber nicht gerade weiter als in modernen Romanen, die ich nennen könnte; auch wären sonst Fehler gegen die Wahrscheinlichkeit zu rügen; und gegen den Schluß hin wird die Erzählung etwas flüchtig. Aber was wollen diese Einwendungen besagen gegenüber dem Vollgehalte edelster Poesie, der in dem Werke leuchtet.

Durch den Übermuth eines hohen Würdenträgers ist ein trefflicher Fürst in den Tod getrieben worden; seine Vasallen verschwören sich, ihn zu rächen, und führen ihre Absicht siegreich durch. Das ist das Thema des Werkes. Und der Dichter hat es verstanden, dasselbe zu einem sehr vollständigen Gemälde des japanischen Lebens zu machen. Neben Scenen von ergreifender Tragik fehlt nicht die Idylle. Neben den Menschen entzückt uns die Landschaft und die Stimmung in der Natur. Wir werden an den Hof und in das Haus, in das adelige wie in das bürgerliche, in den Palast des Reichen wie in die Hütte des Armen eingeführt. Aber durchweg sind die Schilderungen des Verfassers so discret, die Geschichte ist so fein geführt, den Aufforderungen farbenreicher Ausmalung ist er so tactvoll ausgewichen, daß sich nirgends das Zuständliche vordrängt und stets der menschliche Gehalt uns fesselt. Die Handlung steht keinen Augenblick still. Auf verhältnißmäßig engem Raume entrollt sich eine Welt. Die Kunst der Contrastirung wird mit Bewußtsein geübt. Gut und Böse, Edel und Gemein sind die Gegensätze, die überall vorschweben. Die Bösen zeichnen sich durch meisterhaft durchgeführte höhnische Sprache aus. Die Frauen erscheinen, wie in der mittelhochdeutschen Hofdichtung, nur in gutem Lichte. Die inneren Charakterverschiedenheiten der Menschen sind nicht so groß wie die Verschiedenheiten der äußeren Stellung, die ihnen angewiesen wird. Die möglichen Verhältnisse des Vasallen zum Herrn findet man erschöpfend vorgeführt: da ist der Untreue und Gemeine, der zum Verräther wird; der Treue, der für seinen Herrn durch unedle Mittel sorgt und dann bereut und büßt; der Treue, der nicht am Platze war, als er dem Herrn helfen

konnte, und alles thut, um sein Vergehen gut zu machen, aber durch eine Verkettung von unglücklichen Umständen vor der Zeit in den Tod getrieben wird; der treue Geradsinnige, der direct ans Ziel will; der treue Schlaue, der es durch Verstellung erreicht. Die eingestreuten lyrischen Gedichte, sämmtlich kurz, nicht ausgeführt, einer einzigen Empfindung entsprechend, sind von einer tiefen rührenden Schönheit. Ich kann mich nicht enthalten, drei davon, bei denen die Übersetzung besonders gelungen ist, mitzutheilen.

Einem Liebenden, der fern vom Feste ein Mädchen umwirbt, das sich gegen seine Zärtlichkeit sträubt, scheint ein Lied zu Hilfe zu kommen, das ihnen der Morgenwind zuträgt:

Wie sanft und schön, o ew'ger Tannenbaum,
Der Windhauch singt in deinen alten Zweigen!
Wie gerne möcht' ich mich zum süßen Traum
Im weiten Schatten deiner Glieder neigen.

Auch in anderen Fällen tönen solche Lieder aus der Ferne den Personen der Geschichte zu und harmoniren oder contrastiren mit ihrer Stimmung, erfüllen sie mit freudiger oder trauriger Ahnung: man glaubt eine Novelle von Eichendorff zu lesen.

Ein Mädchen, dem sich die Aussicht eröffnet, aus einer traurigen, sie tief erniedrigenden Situation erlöst zu werden, ist außer sich vor Freude und überhäuft ihren Retter mit Danksagungen, denen er sich aber entzieht und sie allein läßt. 'So stand sie in seliges Träumen versunken' — fährt die Erzählung fort — 'als sie eine ihrer Gefährtinnen das Lied anstimmen hörte:

Auf der Erde giebt es keinen Kummer,
So wie der in meinem armen Herzen!
Endlos denk' ich, schlaflos und im Schlummer
Thränenreich an ihn und meine Schmerzen.

'Ach, es ist ein trauriges Lied! Ich kann nicht weiter singen!' unterbrach sich die Stimme. Nach kurzem Schweigen hob sie wieder an:

Wachend in den langen Nächten hör' ich
Nur, wie Sumpfgevögel klagend singt,
Hoffnungslos und kummervoll begehr' ich
Schlaf, der Einsamen Vergessen bringt.

Diese Worte erfüllten die Seele der Lauscherin mit tiefer Wehmuth, und traurige Gedanken drängten sich an sie heran' . . . .

Aus der Haupthandlung des Romanes sei nur Eine Scene noch hervorgehoben. Die adeligen Verschworenen haben einen Kaufmann, Namens Gihei, gewürdigt, an dem Werk der Rache wenigstens indirect theilzunehmen: er liefert ihnen die Waffen. Aber da er sich auf die Verschwiegenheit seiner Frau nicht verlassen will, schickt er sie mit dem Scheidebriefe zu ihrem Vater zurück, indem er sie versichert, daß ihre Trennung von ihm nur kurze

Zeit dauern werde. Sie aber hat ihr Kind zu Hause lassen müssen; sie kann ihre Sehnsucht nicht bezwingen; des Nachts schleicht sie sich an die Thüre und unterhandelt mit einem Jungen, ihrem Hausdiener, um Einlaß. Sie fragt nach dem Kinde. 'Ei, das schläft wohl fest genug,' erwiderte der Junge. 'Mit wem schlief es ein, mit dem Vater?' fragt sie weiter. 'Nein,' lautet die Antwort. 'Dann wohl mit dir?' 'Nein, ganz allein, zusammengerollt wie eine Kugel.' — 'Wie? hat es denn niemand eingeschläfert?' 'Nein, der Herr hat es wohl versucht, und dann auch ich, aber da wir ihm keine Milch geben konnten, so weinte es unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen lassen.' — 'Armes kleines Herzchen! Natürlich mußte es weinen! Was hätte es anders thun können?' ruft die Mutter, und lehnt sich, in Thränen ausbrechend, an das Thor. . . . . Später kommt ihr Mann dazu und sie beschwört ihn inständig, ihre Verbannung aufzuheben. 'Wie konntest du es über dein Herz bringen, mich fortzuschicken und den lieben Kleinen an eine fremde Ammenbrust zu legen?' Gihei erwidert darauf in längerer Rede und spricht unter anderem folgende Worte, zu deren Verständniß der Übersetzer bemerkt, daß in Japan die Kinder oft viele Jahre lang gesäugt werden: 'Was das Kind betrifft, unseren Liebling, meinst du, daß du allein dich um ihn grämst? Während des Tages gelang es wohl unserem Jungen, dem Igo, ihn durch Spielen und Kosen ruhig zu erhalten, doch wenn es Abend wurde, begann er unaufhörlich nach der Mutter zu weinen, und wie sehr wir uns auch Mühe gaben, ihn mit dem Versprechen zu trösten, daß du bald wieder heim kämest, er wollte nicht einschlafen. Da half weder Schelten, noch Püffe, noch Gesichter schneiden. Er hörte wohl auf zu klagen und zu schreien, aber er winselte und stöhnte so jammervoll, daß mir das Herz vor Mitleid brechen wollte. Da wurde mir die Wahrheit des Sprichwortes erst klar: 'Deine Kinder werden dich lehren, wie sehr dich deine Eltern geliebt haben', und wenn ich mich dann erinnerte, wie oft ich mich gegen Vater und Mutter vergangen hatte, erfaßte mich unsägliche Reue, und ich weinte beinahe die ganze Nacht hindurch. Gestern Abends nahm ich den Knaben mehrmals in die Arme, in der Absicht, ihn zu dir zu bringen, und ging sogar bis auf die Straße mit ihm; dann bedachte ich aber, daß damit nichts geholfen würde, wenn du ihn nur für eine Nacht hättest; und da ich nicht wußte, wie lange du noch fortbleiben mußtest, so glaubte ich, die Sache nur schlechter zu machen, wenn ich den Kleinen zu dir gäbe. Und da ging ich dann mit ihm auf und nieder und schaukelte ihn und schmeichelte ihm, bis er zuletzt in meinen Armen eingeschlafen war; und als ich mich dann mit ihm aufs Lager legte, schmiegte er sich an mich und rollte das Köpfchen, als ob er nach den Brüsten suchte.'

Man wird zugeben, daß diese Scenen des größten Dichters nicht unwürdig wären, und vielleicht erweckt mir die Probe das Vertrauen, daß

ich von dem Werke nicht zu viel gesagt. Ich habe ein Stück Familienleben ausgewählt, weil die einfachen häuslichen Empfindungen in der Regel am leichtesten den Weg zu deutschen Herzen finden. Wer gewohnt ist, poetische Werke als einen Spiegel der moralischen Anschauungen zu betrachten, für den bietet der japanische Roman noch ein anderes, und auch nach dieser Seite hin sehr hohes Interesse. Der Kaufmann Gihei, den wir soeben als weichherzigen Vater kennen gelernt, empfindet es mit dem tiefsten Schmerze, daß er kein Edelmann ist und daher sich an der Rache jener Vasallen nicht mit eigener That betheiligen darf. Hieran wird recht deutlich, wie sehr der Roman und die sittliche Anschauung, aus der er geschrieben ist, auf dem Standesbewußtsein des Adels beruht und welchen ungeheuren Raum innerhalb dieses Standesbewußtseins die Treue gegen den Lehensherrn einnimmt. In dem japanischen Roman wie in den deutschen Sagen, an die ich zu Anfang erinnerte, in der Sage von Rüdigers Aufopferung im Nibelungenkampf, in der Sage von Wolfdietrich und seinen Dienstmannen nimmt die Poesie zunächst den Standpunct des Lehensherrn ein. Sie wirkt für den Vortheil der Herren, indem sie die Treue der Mannen als etwas Schönes und Herrliches, ewigen Nachruhmes werth, hinstellt. In den deutschen Sagen wird dann auch gezeigt, welche Vortheile dem Vasallen aus seinem Verhältniß zum Herrn erwachsen: die Treue ist gegenseitig. In der japanischen Auffassung scheint dieser Gesichtspunct weniger hervorzutreten: die Hingebung der Vasallen ist, wenn man will, eine reinere; aber das Verhältniß an sich, wie es dem einen Theil alle Rechte, dem andern alle Pflichten zuwälzt, weniger sittlich, weil weniger gerecht. In beiden Fällen aber, bei den Deutschen wie bei den Japanesen, bewährt sich die Poesie als eine sittliche Macht. Und man darf daher wohl annehmen, daß sie nicht blos die moralischen Anschauungen dieser Völker in sich aufnahm, sondern daß sie seiner Zeit mitgewirkt habe, um dieselben zu schaffen. Bei den Japanesen stand sie mehr auf der Seite der Herrschenden; sie schmeichelte der Gewalt und beförderte die Unterdrückung; sie erhob den hohen Adel auf Kosten des niedrigen: und nach der gutmüthigen Natur des Volkes hatte sich der letztere, wenigstens zu der Zeit, die unser Roman abschildert, in die Rolle, welche man ihm zutheilte, willig gefunden. Bei den alten Deutschen, z. B. während der Völkerwanderung, suchte der Sänger nicht blos den Herrscher zu befriedigen, sondern er mußte den Beifall der edlen Mannen erlangen, die in der hohen Halle um den Herrn geschart saßen und einer Dichtung, die ihnen nur Pflichten ohne ersichtliche Vortheile empfahl, gewiß nicht zugejubelt hätten. Hier wie dort aber war die Poesie eine Lehrerin der Hingebung und arbeitete insofern an der moralischen Vervollkommnung der Völker. Eine überwiegende Gewalt, die ihren Unterworfenen Pflichten aufzwingt, ist überall die erste Stufe der Sittlichkeit. Die zweite aber ist, daß die Unterworfenen sich dagegen empören, ihren Vortheil wahrnehmen, so weit

sie vermögen, und dergestalt die Macht zur Gerechtigkeit zwingen. An beiden Processen hat die Poesie ihren Antheil als ein Organ der öffentlichen Meinung. Wie weit sie das in Japan auch sonst gewesen, hoffen wir aus der Fortsetzung des vorliegenden Werkes zu lernen.

W. Scherer.

Chinesische Novellen. (Die seltsame Geliebte. Das Juwelenkästchen.) Deutsch, mit einer bibliographischen Notiz von Eduard Grisebach. Leipzig, Fr. Thiel, 1884.

Deutsche Rundschau 1885, Bd. 42, S. 157.

Die beiden Novellen sind nicht aus den chinesischen Originalen übersetzt, sondern der ersten liegt eine freie und etwas abkürzende französische Übersetzung von Gustav Schlegel, der zweiten eine englische Interlinearversion von Samuel Birch zu Grunde. Nur bei der zweiten darf man daher auf verhältnißmäßige Treue rechnen. Dem deutschen Übersetzer, der seinerseits seine Vorlagen offenbar mit großer Gewissenhaftigkeit und Enthaltsamkeit in schlichter, aber gut lesbarer Sprache wiedergab, sind wir für die Bekanntschaft mit diesen merkwürdigen Erzählungen zu lebhaftem Danke verbunden. Die erste wirkt wie eine leichte Skizze; die zweite ist von großartiger Schönheit. Die erste hat eine starke Beimischung des Märchenhaften; die zweite bewegt sich bis gegen Ende hin ganz in der wirklichen Welt, nur daß der Verfasser die Wahrscheinlichkeit nicht ängstlich beobachtet und die todte Heldin in einem Traumgesicht auf die Erde zurückführt. In der ersten neigt sich eine vor Jahrhunderten Abgeschiedene dem Studenten Ming-i in Liebe zu, und er weiß nicht, daß er einen Schatten umarmt. In der zweiten schenkt ein Mädchen einem unwürdigen Schwächling ihr Herz; sie baut ihre ganze Zukunft auf seine Treue; da sich seine Charakterlosigkeit enthüllt, giebt sie sich den Tod. Die Mischung des Romantischen und der gemeinen Realität verleiht beiden Erzählungen ihren eigenthümlichen Stil; und an der Auswahl dessen, was für poetisch interessant gilt, kann man den nationalen Geschmack studiren. Examina und litterarische Gespräche spielen eine große Rolle. Gedichte werden mit genauer Angabe von Zeit und Verfasser citirt. Mit Vorliebe wird auf dem Augenblicke verweilt, in welchem eine Dame ihre Toilette macht. Wunderwürdig ist die Composition der zweiten Novelle: alles ist auf die Katastrophe angelegt; eine romantische, mit dem höchsten Zauber ausgestattete Mondnacht geht vorher und entfaltet noch einmal das herrlichste Glück, ein Fest von Poesie und Liebe; eben hierdurch aber wird der Umschwung bewirkt, und am andern Morgen naht das Verhängniß. Die Rede, welche die Heldin vor ihrem freiwilligen Tode hält, die Art, wie sie den kostbarsten Schmuck in die Fluten wirft und diesen Schätzen selbst nachfolgt, wie sich

dabei ein Chor versammelt und als das öffentliche Gewissen für sie und gegen den Verräther Partei nimmt, könnte gleich in eine antike Tragödie verpflanzt werden. Sehr bemerkenswerth ist die Methode der Charakteristik: der schwächliche Liebhaber wird zuerst als ein lustiger und eleganter junger Mann eingeführt; nach und nach merkt der Leser, mit wem er es zu thun hat und ist über den Menschen bereits völlig im Reinen, als der Verfasser beiläufig bemerkt, Li-kih (so heißt der Edle) sei von Natur ein schwacher Charakter und voll Furcht vor seinem Vater gewesen; zum Schluß aber kann er sich nicht enthalten, ihn geradezu für einen wahnwitzigen und albernen Burschen zu erklären, der nicht werth sei, daß man von ihm spreche. Unter den epischen Mitteln, um ihn herabzusetzen, kommt auch das Motiv vor, daß er Geld, das ihm zu andern Zwecken gegeben worden ist, zunächst auf die Herstellung seiner abgerissenen Toilette verwenden muß. Er hat immer etwas Erbärmliches, Rathloses, Schwerfälliges, wo die Geliebte Rath weiß und den Eindruck einer strahlenden Elasticität macht. Damit sie aber doch einem ebenbürtigen Manne auf ihrem Lebenswege begegne, stellt der Dichter mit großer künstlerischer Weisheit dem schwachen Liebhaber einen Landsmann an die Seite, der in einem Augenblicke der höchsten Noth für ihn handelt und dies ausdrücklich nicht um seinetwillen, sondern aus Achtung für das Mädchen thut. Der Leser wird unvermerkt angeleitet, das liebende Paar mit den Augen dieses Freundes anzusehen, und es giebt einen schönen Abschluß, daß es der hilfreiche und ebenbürtige Mann ist, dem der Schatten der Schönen im Traume erscheint, die alte Schuld der Dankbarkeit abträgt und ihm ihr trauriges Schicksal andeutet; doch klagt sie auch jetzt den Schuldigen nicht an; sie spricht nur von sich: sie habe Gefühle ohne Maß gehegt, und ihr Kummer sei noch immer nicht vergessen.

[Anonym.]

Aucassin und Nicolette. Altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert, übersetzt von Dr. Wilhelm Hertz. Wien, C. Schönewerk, 1865.

Helmbrecht von Wernher dem Gartner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte übertragen von Dr. Carl Schröder. Wien, C. Schönewerk, 1865.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865, Bd. 16, S. 308. 309.

Zwei zierliche, kleine, gleich ausgestattete Bändchen, die wir allen Freunden mittelalterlicher Litteratur auf das beste empfehlen können. Wilhelm Hertz in München bewährt seine ausgezeichnete Befähigung für Arbeiten dieser Art, welche schon dem französischen Rolandslied, dem Hugdietrich und anderem zu gute kam, auch an der reizenden Erzählung von

Aucassin und Nicolette, welche, wie wenige mittelalterliche Dichtungen, geeignet ist, bei modernen Lesern auf unmittelbare Theilnahme zu stoßen. Ob es im Interesse dieser Leser wohlgethan war, die sonderbare Mischung von gebundener und ungebundener Rede, wodurch das französische Original sich auszeichnet, beizubehalten, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls wird alles, was den kleinen Roman so anziehend macht: der Geist der feinsten Ironie, der ihn durchweht; die greifbarste Realität mit Hirten und Bauern neben der phantastischen Verkehrtheit der Leute von Torelore, wo die Männer in den Wochen liegen, während die Weiber in den Krieg ziehen; der weibische Junker Aucassin gegenüber der männlich energischen und klugen Nicolette — in seiner Wirkung nicht wesentlich durch die ungewöhnliche Form beeinträchtigt werden; insbesondere da die trefflichen Erläuterungen, welche der Übersetzung angehängt sind, das volle Verständniß der merkwürdigen Dichtung erleichtern helfen.

Auch für den Helmbrecht möchten wir zu bedenken geben, ob nicht prosaische Nacherzählung eine richtigere Methode der Erneuerung gewesen wäre, als diese nicht immer anmuthigen Verse, die manchmal an den Ton Gellertscher Fabeln erinnern. In richtiges Neuhochdeutsch sein Original zu kleiden, hat sich der Übersetzer allerdings fast durchweg mit Erfolg bemüht. (Zeile 380 'Und mein gehört die ganze Welt' fällt wohl dem Setzer zur Last.) Fast durchweg: denn die Ausdrücke 'bei Hofe, zu Hofe' zum Beispiele muß der heutige Leser nothwendig mißverstehen, und was mittelalterliche 'Zucht' sei, kann er nur ahnen. Über gewisse Einbußen, die das alte Gedicht in der Bearbeitung erfahren, wäre gleichfalls zu rechten. Die 'älteste deutsche Dorfgeschichte' selbst hat, seit man sie kennt, die lebhafteste Bewunderung gefunden, und Gustav Freytags 'neue Bilder', die einen Auszug daraus gaben, werden zur Befestigung ihres Ruhmes beigetragen haben. Nur allzu weit darf man in der Bewunderung dieses seiner innersten Absicht nach satirischen Gedichtes nicht gehen. Den 'gewaltigen Eindruck einer Tragödie' empfangen wir davon so wenig als von irgend einer Jeremias Gotthelfschen Geschichte, welche etwa die verheerende Macht des Branntweins zum Gegenstande hat. Und wenn man es als etwas ganz Außerordentliches und Einziges preist und von einem leuchtenden Vorgange spricht, der nur der Nachfolge bedurft hätte, um unserer ganzen Litteraturgeschichte ein anderes Gesicht zu geben: so wäre doch erst zu beweisen, daß wir Ursache haben, unserer Litteraturgeschichte ein anderes Gesicht zu wünschen. — Was die Einleitung über das Gedicht und den Dichter beibringt, ist zum größten Theile durch die seitherigen höchst erfreulichen Entdeckungen des Herrn Friedrich Keinz in München schnell antiquirt worden. Den Beinamen des Dichters giebt der Übersetzer mit Unrecht durch 'Gartner' wieder. Die Ableitung des alten gartenaere von dem Verbum garten 'vagiren' ist formell bedenklich (gartaere müßte man erwarten), und dieses Verbum selbst ist wahrscheinlich erst im 15. oder 16. Jahrhundert aus dem

Verbum heimgarten, einer Ableitung von dem Masculinum heimgart gefolgert, so daß es bei der früheren Auffassung des Namens als 'Gärtner' schon aus rein sprachlichen Gründen bleiben muß.

Wilhelm Scherer.

König Dietrich von Bern und seine Genossen. Nach der Thidrekſaga erzählt von Ernst Martin. Halle, Waisenhaus-Buchhandlung, 1867. XII und 174 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd. 18, S. 381. 382.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, in dieser Zeitschrift K. W. Osterwalds Erzählungen aus der alten deutschen Welt an einem einzelnen Stücke, der 'Gudrun', zu beleuchten*). Der siebente Band dieser Erzählungen enthält: König Ortnit, Dietrich und seine Gesellen, Alpharts Tod, die Ravennaschlacht. Zu Grunde gelegt sind darin die hochdeutschen Gedichte, welche dem Kreise der Dietrichsage angehören. Das vorliegende Büchlein reiht sich den im gleichen Verlage erschienenen Osterwaldschen 'Erzählungen' in Bezug auf Zweck und Ausstattung an und behandelt zum Theil dieselben Stoffe wie der erwähnte siebente Band, aber aus einer anderen Quelle. Und in der That ist gerade diese Quelle, die Thidrekſaga, für eine moderne Bearbeitung aus mehreren Gründen, wenn nicht geeigneter, so doch gewiß weit zugänglicher als manches hochdeutsche Gedicht aus der besten Zeit des 13. Jahrhunderts. Die Nibelungen, die Kudrun, der Parzival werden einen phantasiereichen und seines Stoffes vollen Bearbeiter stets in Versuchung führen, die alten Dichter durch die Mittel der modernen Epik, der Novelle und des Romanes, zu überbieten. Die Thidrekſaga fordert zu einer solchen Concurrenz nicht heraus. Die niederdeutschen Lieder, aus denen sie entstanden ist, hatten nicht die Hofluft eingeathmet, sie waren unberührt von dem Geiste der höchsten Bildung jener Zeit, etwas roh Stoffliches haftete ihnen an, wie der Spielmannspoesie des 12. Jahrhunderts. Denkt man sich diese Lieder nun noch in Prosa aufgelöst und im Stile der altnordischen Sagas erzählt, so ergiebt sich ungefähr der Ton des deutschen Volksbuches und der heute lebendigen Volkssage. Wir stimmen daher dem Verfasser vollkommen bei, wenn er am Schluß seiner Vorrede bemerkt, er habe sich im Ton und Stil an

---

*) Die Besprechung steht im 16. Bande der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien (S. 309—311) und rührt wohl nicht von Scherer, sondern wahrscheinlich von Tomaschek her. Die einleitende Bemerkung zu vorliegender Anzeige, welche ihrerseits ohne Zweifel Scherer zum Verfasser hat, darf mit ihrem Rückverweis daran nicht irre machen: in der anonymen Anzeige der Liedersammlung Gaudeamus (Deutsche Rundschau 23, 160) bezieht sich Scherer mit einer ganz ähnlichen Wendung zurück auf die Besprechung von Laistners Golias (Deutsche Rundschau 23, 158), und diese ist von O. Brahm verfaßt. — B.

die Thidrekssaga gehalten und im Ganzen geglaubt, um so besser zu erzählen, je mehr er die alte Darstellung beibehielt, je mehr er also — wenn auch frei — übersetzte. So hat er schlichte und durch sich selbst wirkende Erzählungen geliefert, in denen allerdings noch einige wenige, nicht hinlänglich neudeutsche oder stilgemäße, jedoch leicht wegzuschaffende Wendungen einen modernen Leser stören dürften. — Der gesammte Inhalt der Thidrekssaga eignete sich natürlich nicht zur Bearbeitung. Die Einheit des Stoffes, wie sie durch den Titel angedeutet ist, mußte gewahrt werden. Die Nibelungensage, Walther von Spanien, Wolfdietrich, Herbort und Hilde, Herzog Iron sind daher weggelassen. Schade nur, daß gerade was nach Ausscheidung dieser Bestandtheile von der Thidrekssaga zurückbleibt, sich am wenigsten durch besonderes ethisches Interesse auszeichnet. Rohe Kräfte, die sich im Kampfe messen und denen der Kampf Selbstzweck ist, bilden überwiegend das Thema der vorliegenden Erzählungen.

[Anonym.]

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. Neu bearbeitet und nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvere Thomas ergänzt von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1877.

Deutsche Rundschau 1878, Bd. 14, S. 162.

Wilhelm Hertz, als Übersetzer und Bearbeiter älterer deutscher und französischer Dichtungen längst vortheilhaft bekannt, hat hier am Meister Gottfried sein Übersetzer-Meisterstück geliefert. Wer die Schwierigkeit kennt, mittelhochdeutsche Verse in auch nur erträgliches Neuhochdeutsch zu verwandeln; wer in den vielen vorhandenen Übersetzungen, so große Verdienste dieselben auch haben mögen, in der Regel nur ein seltsames Sprachgemisch, halb ausgedrückte Gedanken, schwer verständliche Worte, ungeschickte Wendungen und gequälte Reime zu finden gewohnt ist: der wird sich in Hertzens 'Tristan' auf die angenehmste Weise enttäuscht finden. Ein Originalwerk könnte sich nicht leichter lesen; und doch ist der ursprüngliche Charakter nicht verwischt. Wir empfinden ganz die einschmeichelnde Lieblichkeit, aber auch etwas von der manierirten Zärtlichkeit des Gottfriedischen Redeflusses. Mit geschmackvoller Hand hat sich der Bearbeiter einige leichte Änderungen gestattet, die fast nur in Kürzungen bestehen und dem Gedichte bei den heutigen Lesern ganz gewiß zum Vortheile gereichen. Er hat darin als ein wahrer Freund des alten Epikers gehandelt, dem er doch so manches Befremdliche lassen mußte, das uns wie die unwirkliche Welt des Märchens anmuthet, während dicht daneben Züge von wunderbarer Lebenswahrheit die ewig gleiche Natur des menschlichen Herzens auf ergreifende Weise vergegenwärtigen. Der wahre Gottfried mit seinen großen Eigenschaften tritt eigentlich hier zum ersten Male in moderner Ge-

stalt vor das moderne Publicum. Und Tristan und Isolde selber, die so manche Metamorphosen durchzumachen haben, müssen befreit aufathmen, daß ihnen die schweren Bande unerträglicher Allitterationen abgenommen sind und ihnen die leichte Bewegung, der Glanz und heitere Schmuck ihrer alten poetischen Existenz zurückgegeben wird.

[Anonym.]

Die Sage von Fridthjofr dem Verwegnen. Aus dem alt-isländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1879.

Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1878.

Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär von Karl Bleibtreu. Berlin, Leo Schleiermacher. 1879.

Deutsche Rundschau 1880, Bd. 22, S. 151. 152.

Das deutsche Uralterthum erfreut sich unter uns wachsender Gunst, welche sich auch auf das so nahe verwandte scandinavische und isländische Alterthum überträgt und dergestalt unsrem Publicum ein Stoffgebiet wieder nahe bringt, das einst Fouqué als eine glückliche poetische Region erkannte und auszubeuten versuchte. Aber die phantastischen Verballhornungen Fouqués stellen sich in der Gegenwart nicht wieder ein. Man fühlt, daß die echte unverfälschte Überlieferung eine Schönheit besitzt, an welche die willkürlichen Machwerke moderner Erfindung nicht hinanreichen. Übersetzungen und poetische Bearbeitungen suchen den Geist altgermanischer Poesie nach Kräften treu zu bewahren. Esaias Tegnérs unsterbliches Gedicht hat der Frithjofssage fast einen Weltruhm verschafft; man wird jetzt gerne die schlichte Saga in deutscher Übersetzung lesen, welche ihm den Stoff gewährte. Und eine andere Saga, nicht minder schön und ergreifend, liegt uns gleichfalls in prosaischer Übersetzung wie in dem Versuch einer deutschen Nachdichtung vor.

Die Übersetzung rührt von einem Gelehrten her, der sich früh der nordischen Litteratur zuwandte und mit löblichem Eifer werthvolle Denkmäler derselben ans Licht zog. Ohne Zweifel ist ihm die altnordische Sprache sehr geläufig. Dennoch finden wir gleich im Anfange der Gunnlaugsaga einen ganz seltsamen Satz. Jofrid war 18 Jahre alt, als Thorstein sie zur Frau nahm; sie war Wittwe und hatte eine Tochter aus erster Ehe Namens Hungerd. 'Diese — heißt es in dem vorliegenden Büchelchen — wurde in Borg mit Thorstein zusammen aufgezogen.' Borg ist Thorsteins Wohnsitz. Also die Stieftochter soll mit dem Stiefvater zusammen erzogen worden sein? Wie sonderbar! Da werden wir wohl das Original aufschlagen müssen. Hierdurch wird freilich alles klar. Der Übersetzer hat das altnordische, unserem 'mit' entsprechende Wort einfach durch 'mit' über-

setzt und durch ein hinzugesetztes 'zusammen' verstärkt; es bedeutet aber hier wie oft einfach 'bei': jene Hungerd wurde nicht mit, sondern bei ihrem Stiefvater erzogen. Was auch von vornherein viel wahrscheinlicher ist. Dennoch wollen wir in Dr. Kölbings altnordische Sprachkenntnisse keinen Zweifel setzen; wir bitten ihn nur, künftig etwas weniger flüchtig zu übersetzen, damit das Innere dieser hübschen Sagas auch dem zierlichen Äußeren entspreche.

Die 'Inselmär' von Karl Bleibtreu erweckt gemischte Gefühle. Es scheint, daß wir ein junges Talent vor uns haben, welches Aufmunterung verdient; dennoch enthält das Gedicht so viel Verfehltes, 'daß man ein langes Verzeichniß entwerfen müßte. Der Verfasser hat wohl aus dem 'Methhorn' nordischer Poesie getrunken; aber vielleicht etwas zu viel. Wie der Rausch manchmal höhere Kräfte zu geben scheint, so will sich hier mannigfaltiges Können erweisen, läßt jedoch überall das strenge Maß und ernste Zucht vermissen. Fast übermüthig werden die verschiedensten Metra wie helfende Geister beschworen, und mit großem Wort- und Reimgeklingel suchen sie Fleisch und Blut zu gewinnen. Aber der Leser ermüdet in dem raschen Wechsel, in den starken Contrasten des Rhythmus, welche nicht ebensolchen Gegensätzen des Stoffes entsprechen. Eine rege Phantasie setzt der Überlieferung manches hinzu, nicht ohne Glück und im Geiste der alten Saga. Aber die Ausführung leidet fast überall an Incorrectheiten. Eine Last nordischer Wörter wird mitgeführt, aber sie treten in seltsamen Formen auf und werden zum Theil gröblich mißverstanden. So ist denn ein Gebilde entstanden, welches keine reine Freude zu gewähren vermag, obgleich sich Spuren dichterischer Begabung durch das ganze Werkchen hin zerstreut finden, und willige Lectüre mindestens gegen den Schluß hin durch einige tiefe Eindrücke belohnt wird. Will der Verfasser, statt verschiedene Stil- und Vortragsarten gleichzeitig zu pflegen, eine derselben sorgfältig durchbilden und sich bis zur Befriedigung strengster Anforderungen eigen machen, so zweifeln wir nicht, daß ihm die deutsche Dichtung noch Erfreuliches zu danken haben könne. Er wird dann nicht blenden und durch aufgeregte Behandlung und scheinbare Formvirtuosität verblüffen, sondern an einem kleineren, leichter zu beherrschenden Stoffe, bei geistiger Vertiefung in näher gelegene, unmittelbarer Beobachtung zugänglichere Gebiete, und bei ruhigem, gleichmäßigem Tone des Vortrages reinere Wirkungen hervorbringen.

[Anonym.]

Universität und Schule.

Die Aufgabe der Universität.

Deutsche Zeitung 1871, 18. December.

Die vor Kurzem erschienenen Kleinen Schriften von Adolf Trendelenburg, Professor der Philosophie an der Universität Berlin (2 Bände, Leipzig, 1871. S. Hirzel), berühren in der Mannigfaltigkeit ihres Geschichte, Philosophie, Ästhetik, Kunst, Staat und Recht umfassenden Inhaltes auch das Gebiet des Unterrichtes und der Pädagogik mehrfach. Außer den Aufsätzen über Friedrich den Großen und seinen Staatsminister Freiherrn von Zedlitz, über das Turnen und die deutsche Volkserziehung und anderes möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser insbesondere der gehaltvollen Rectoratsrede 'Die überkommene Aufgabe unserer Universität' zulenken.

In großen Zügen entwirft Trendelenburg ein Bild der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Universitätswesens. Er zeigt, was Wittenberg im sechzehnten Jahrhundert war, er betont die eingreifende Wichtigkeit von Halle zu Ende des siebzehnten, er schildert das Göttingen des achtzehnten Jahrhunderts, er zeigt, was dann Jena und was endlich die Gründung von Berlin bedeutete. Er zeigt, wie sich das Ziel der Universität zu immer größerer Klarheit und Bestimmtheit herausarbeitete.

Ihre Aufgabe ist weder ausschließlich Forschung noch ausschließlich Unterricht. Die Universität ist weder Akademie noch Schule. Sie ist weder eine Versammlung von bloßen Gelehrten noch eine Vereinigung von bloßen Lehrern. Ihr eigentlicher Charakter besteht darin, daß sie beides zugleich ist. Forschung und Unterricht müssen sich in dem Ganzen der Universität ebenmäßig bekunden. 'Nur die Universität blüht, in welcher die Forschung den Unterricht an die Tiefe und der Unterricht die Forschung an das Leben knüpft.'

Schön entwickelt Trendelenburg hierauf die Bedeutung der philosophischen Facultät. Wenn die Universität im Allgemeinen zwischen Leben und Wissenschaft mitten inne steht, so dienen die theologische, juridische, medicinische Facultät doch mehr dem Leben, der Praxis; die philosophische

Facultät dagegen beharrt mehr in der Theorie, sie enthält die wissenschaftlichen Keime der andern Facultäten. Die philosophische Facultät ist die eigentliche Grundlage, auf welcher die übrigen beruhen. Sie vor allen hat dafür zu sorgen, daß nicht die ganze Universität in Specialschulen, in Fachschulen zerfällt. In den Statuten der Universität Wien von 1365 wird sie mit Recht die treue Nährerin der übrigen genannt.

Ob diese Erkenntniß des vierzehnten Jahrhunderts wohl in unsern erleuchteten Zeiten an der Stätte, für welche sie damals ausgesprochen wurde, noch recht lebendig geblieben ist? Ob wohl alle Mitglieder der Hochschule, alle Angehörigen aller vier Facultäten von diesem Bewußtsein durchdrungen sind? Ob wohl diejenigen wissen, was sie thun, welche von technischen Hochschulen, von landwirthschaftlichen Hochschulen — zu den Ausdrücken 'technische Universität', 'landwirthschaftliche Universität' haben wir's leider noch nicht gebracht — wie von gleichberechtigten Anstalten neben den alten Universitäten sprechen.

Es gehen geheimnißvolle Gerüchte, als ob im Schoße der philosophischen Facultät zu Wien eine Trennung derselben in eine realistische und humanistische Abtheilung geplant würde, d. h. in eine naturwissenschaftlich-mathematische und in eine historisch-philologische Fachschule. Natürlich, wir haben schon die ingeniöse Erfindung von realistischen und humanistischen Schulinspectoren, der eine hinten an den verfahrenen Karren unserer Mittelschule gespannt, der andere vorn — und weil unsere Mittelschule sich dabei so ausgezeichnet wohl befindet, so müssen wir das schöne Experiment auch auf die Pflegestätte der Wissenschaft selbst anwenden. Ob wohl die hochbegnadeten Köpfe, welche in dem Kimmerischen Dunkel ihres Eigendünkels über so weise Reformen brüten, ob wohl die Träger solcher gloriosen Gedanken von der 'treuen Nährerin der übrigen Facultäten' selbst je einige Nahrung empfangen haben? Oder ob sie vielleicht vernachlässigte Stiefkinder sind, welche sich für die Mängel ihrer eigenen Bildung an der Alma mater rächen wollen, die wahrhaftig unschuldig daran ist? — — Oder wäre sie vielleicht nicht ganz so unschuldig? Wäre die Alma mater von Wien in den großen Zeiten der deutschen Wissenschaft seit der Reformation nie recht zur Höhe ihres Berufes, nie recht zu einer ausgebildeten philosophischen Facultät emporgelangt? Wäre sie immer ein wenig in der fachwissenschaftlichen Routine stecken geblieben und hätte sie die lichten Höhen reiner Wissenschaft, welche eben die philosophische Facultät am klarsten repräsentirt, noch gar nie so recht völlig erreicht?

Nun, wir werden ja noch Gelegenheit haben, auf dieses interessante Thema zurückzukommen. Für jetzt wollen wir uns damit begnügen, die Frage aufgeworfen zu haben und aus dem Trendelenburgschen Aufsatze nur Einen Punct noch hervorzuheben.

Die Wissenschaften der Gegenwart sind an Ausdehnung und Tiefe gegen früher gewachsen; aber die Studienzeit hat abgenommen. Sie hat abgenommen insbesondere durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht,

welche ein Jahr des Universitäts-Studiums so gut wie vollständig absorbirt. 'Das Mißverhältniß springt in die Augen — sagt Trendelenburg — aber wie die Verhältnisse heute stehen, können uns nur die Gymnasien helfen. Wenn sie den Universitäten reifere Schüler zuführen, so können ihrerseits die Universitäten in der kurzen und gekürzten Zeit mehr leisten. Wo keine strenge und volle Schule vorangegangen ist, da ist das Ziel, das die Universität erreichen soll, unmöglich, da sinken die Ansprüche, welche der Studirende an den Lehrer und der Lehrer an die Studirenden machen soll.

Wenn wir mit diesem Gesichtspunct an die österreichischen Universitäten herantreten und untersuchen, was sie leisten und leisten können, so ist das Resultat zum Erbarmen. Unsere Gymnasien sind schlecht, spottschlecht, und der Stoff, den sie der Universität überliefern, ist großentheils für die höchsten Aufgaben des Universitäts-Unterrichtes unbrauchbar. Es muß das einmal mit dürren Worten ausgesprochen werden. Denn die Schönfärberei und Übertünchungskunst, die Blindheit, welche sich selbst, und die Dreistigkeit, welche andere zu täuschen sucht, kennen auf diesem Gebiete keine Grenzen. Wir unsererseits werden die Wahrheit stets ungeschminkt, wir werden die ganze, die volle Wahrheit sagen. Und wir werden uns umsomehr dazu berechtigt halten, als wir nicht blos kritisiren und tadeln, sondern auch ehrlich zum Guten rathen, und so viel an uns liegt, helfen wollen. Dabei soll uns ein goldenes Wort von Trendelenburg zur Richtschnur dienen: 'Wenn die Gymnasien in wenigem viel geben, wenn sie in der Hauptsache, nämlich in den alten Sprachen und in der Mathematik, von welchen beiden der Weg zu den Höhen der Menschheit und in das Innere der Dinge führt, das Wissen zum vielseitigen Können durchüben: so kann auch die Universität ihre große Richtung einhalten.'

Nirgends hat ruhelose Experimentirwuth, voreilige Neuerungssucht, stumpfsinniger Radicalismus und phrasenhafter Schwindel solche wüste Saturnalien gefeiert wie auf dem Gebiete des österreichischen Unterrichtswesens. Es thut uns wohl, in den kleinen Schriften Trendelenburgs, eines Mannes, der die obersten Tendenzen deutscher Bildung und Wissenschaft in sich darstellt, jener maßvollen, verständigen Gelassenheit, jener gewiegten Einsicht reifer Erkenntniß, jenem Sinne der Stetigkeit zu begegnen, der nicht zuerst fragt: welches Neue wollen wir gründen? sondern: welches Alte könnnen wir brauchen? und der, was das vorliegende Thema betrifft, sich in dem Satze zusammenfaßt: 'Wollen wir unser deutsches Universitätswesen erhalten, so kann es nur nach dem Maße des ihm innewohnenden Ursprungs geschehen'.

[Anonym.]

Die Universität Kiel. Gegenwart und Zukunft. Kiel 1871.

Deutsche Zeitung 1872, 5. Februar, Nr. 35.

Die Zustände der Universität Kiel bilden seit Jahren ein Object steter Klagen in der norddeutschen Presse. Die Zahl der Studenten ist fortwährend im Abnehmen. Einzelne Facultäten haben mehr Professoren als Hörer. Wiederholt ist das Project einer Verlegung nach Altona oder Hamburg aufgetaucht. Die vorliegende, äußerst sachkundige Schrift spricht sich mit Recht dagegen aus und erblickt den Weg der Abhilfe in der Vermehrung der naturwissenschaftlichen Lehrkräfte und Lehrmittel. Sie beruft sich auf die an Gießen, Greifswald, Würzburg gemachten Erfahrungen. Die Frequenz von Greifswald war auf 35 Studenten herabgesunken, heute zählt es gegen 500. Der Stoff, der den naturwissenschaftlichen Fächern überwiesen ist, läßt sich auch auf der kleinsten Universität beschaffen. 'Und hier hat dann der Student den großen Vortheil, daß ihm bei der Autopsie, welche vielfach das Studium selbst ist, die durchaus nothwendige Unterweisung des Lehrers, die auf großen Universitäten oft unmöglich ist, stets zur Seite steht.' Daher wenden sich besonders die angehenden Mediciner sehr häufig lieber kleinen als großen Universitäten zu. — Die Betrachtungen des Verfassers sind auch für Österreich beherzigenswerth. Es wäre hiemit der einzig richtige Weg angedeutet, auf welchem die oft beklagte Überfüllung der medicinischen Facultät zu Wien vermindert oder doch gemäßigt werden kann.

[Anonym.]

Zur neuen Rigorosen-Ordnung.

Deutsche Zeitung 1872, 30. April, Nr. 118.

Die Redaction der 'Unterrichtszeitung'*) erhält von verschiedenen Seiten Zuschriften, welche sich auf die unlängst bekannt gewordenen Grundzüge der neuen Rigorosen-Ordnung beziehen und welche die auffallende Vernachlässigung des Deutschen bei den philosophischen Rigorosen beklagen. Es liegt hier in der That eine Frage vor, welche der Erörterung und Erwägung dringend bedarf, ehe es vielleicht zu spät ist und eine neue Einrichtung geschaffen wird, die man nicht sofort wieder gegen eine andere zu vertauschen geneigt sein wird.

Die bisherigen drei Rigorosen der philosophischen Facultät waren die tollste Institution, die man sich denken kann: ein Rigorosum aus der Philosophie, eines aus der Geschichte, eines aus Mathematik und Physik. Ob ich nun Historiker und Philologe war oder mich den Naturwissenschaften widmete, ich mußte aus**) allen diesen Fächern Bescheid wissen, — was, wie

*) Die Wiener Deutsche Zeitung gab eine solche als Beilage heraus: in ihr sind alle aus dieser Zeitung für die vorliegende Abtheilung entnommenen Arbeiten Scherers erschienen. B.

**) in? B.

man sich leicht denken kann, besonders für den Philologen eine große Annehmlichkeit einschloß, der gar nicht nach seiner eigenen Wissenschaft, wohl aber nach vier anderen gefragt wurde, deren keine ihn näher anging. Die Folge davon war, wie bei schlechten Prüfungs-Einrichtungen immer, daß die zu hoch gespannten Forderungen nicht aufrecht erhalten werden konnten und der Candidat nach absolvirtem akademischen Triennium nicht viel größeres Wissen zu entfalten brauchte, als man heute nach zurückgelegtem Ober-Gymnasium bei der Maturitätsprüfung verlangt.

Was setzt nun der neue Entwurf an die Stelle? Er verlangt von dem Candidaten eine Dissertation aus einem der zum Bereiche der philosophischen Fakultät gehörigen Fächer und zwei Rigorosen; eines aus der Philosophie und ein zweites aus folgenden Fachgruppen, zwischen denen der Candidat wählen kann: a) Geschichte in Verbindung mit der griechischen oder lateinischen Philologie, oder b) classische Philologie in Verbindung mit der Geschichte der alten Welt, oder c) Mathematik und Physik oder einer dieser beiden Gegenstände in Verbindung mit Chemie, oder endlich d) ein Zweig der beschreibenden Naturwissenschaft (Zoologie, Botanik oder Mineralogie) in Verbindung mit einem der sub c) aufgeführten Gegenstände.

Außerdem bildet auch das specielle wissenschaftliche Gebiet, welchem das in der vorgelegten Abhandlung gewählte Thema angehört, wenn dasselbe nicht ohnehin schon Gegenstand einer der beiden strengen Prüfungen ist, einen Bestandtheil der von den Cadidaten abzulegenden Fachgruppen-Prüfung.

Es leidet keinen Zweifel, daß diese Bestimmungen einen ganz wesentlichen Fortschritt einschließen, daß sie im Ganzen und Großen das Richtige und Wünschenswerthe gewähren und daß wir daher einem Ministerium zum aufrichtigsten Danke verpflichtet sind, welches nach so vielen Berathungen und vergeblichen Ansätzen die langentbehrte Verbesserung ins Leben ruft. Nur freilich, allen Wünschen wird damit nicht gedient sein, und ich gestehe, daß unter den nicht völlig befriedigten sich auch die meinigen befinden. Soll ich ehrlich meine Ansicht sagen, so hätte ich gegen den Entwurf eine große und radicale Einwendung. Sie betrifft die Stellung, welche der Philosophie darin eingeräumt wird.

Eine besondere strenge Prüfung für die Philosophie; eine besondere für die Fachwissenschaft und ihre nächsten angrenzenden Fächer! Das entspricht nicht mehr der thatsächlichen Bedeutung, welche der Philosophie innerhalb der Gesammtheit der Wissenschaften zukommt. Ich wage die Behauptung, daß kein einziger der jetzt maßgebenden Gelehrten in den verschiedenen Fachwissenschaften seine Kraft aus der Philosophie geschöpft hat oder auch nur in einem näheren Verhältnisse zu derselben steht. Ich sehe dabei natürlich ab von der im Gegenstande begründeten Beziehung, in welcher ein Theil der Physiologie zur Psychologie, in welcher also z. B. Helmholtz zu Kant steht. Aber unter den anderen! Man weise mir nach,

was Brücke, Dubois, Virchow, was Haupt, Miklosich, Mommsen, Müllenhoff der Philosophie verdanken.

Ich glaube nicht, daß das in jeder Hinsicht ein Vortheil für die Wissenschaft ist. Und ich könnte mir wohl denken, wenn die Philosophie auf empirischer Grundlage neu aufgebaut, wenn unsere Logik Methodenlehre der Wissenschaften geworden, wenn unsere Psychologie von der Metaphysik emancipirt, wenn unsere Ethik auf eine historisch-anthropologische Grundlage gestellt wäre — ich könnte mir wohl denken, daß die Philosophie dann ihren alten Einfluß zurückgewinnen und daß große segensreiche Folgen auch für die Einzelwissenschaften daraus entspringen könnten.

Aber so lange dies nicht der Fall ist — und wir beobachten nur eben die ersten Anfänge einer darauf gerichteten Bewegung —, so lange kann man von einer Rigorosen-Ordnung nichts anderes verlangen, als daß der Philosophie ihr Platz offen gehalten werde, und zwar in einer solchen Form, daß sie keine überwiegende oder gleichwiegende Bedeutung neben den Fachwissenschaften für sich beanspruchen darf. Es wäre mir daher am liebsten gewesen, wenn man in unsere philosophischen Rigorosen jene Freiheit der Bewegung eingeführt hätte, welche an den meisten deutschen Universitäten für den Candidaten des Doctorates besteht; nur Ein Rigorosum, dabei freie Wahl der Fächer, deren Zahl auf drei, vier normirt ist und deren eines die Philosophie sein muß.

Der Entwurf bemüht sich gleichsam eine Mittelstraße zwischen der bisherigen österreichischen Einrichtung und dem deutschen Gebrauche herzustellen. Aber ich zweifle, ob diese Mittelstraße eine goldene genannt zu werden verdient. Indessen fällt es mir nicht ein, auf einem so radicalen Änderungsvorschlage zu bestehen. Die Praxis wird hier schon das Nöthige bewirken. Das Rigorosum aus der Philosophie wird sich nicht wesentlich über das Niveau des bisherigen erheben. Und da war sie denn freilich herzlich ungefährlich — aber auch allerdings herzlich unfruchtbar.

Ich will auch einen anderen bedenklichen Punct nicht weiter urgiren, daß nämlich die Dissertation 'geschrieben oder gedruckt' sein kann, mithin im ersten Falle der Controle der Öffentlichkeit entzogen bleibt. Die Forderung einer gedruckten Abhandlung wäre gerade für Österreich eine sehr wichtige gewesen, weil dadurch alle landesübliche Schwäche und Gutmüthigkeit des Examinators sofort sich der Strafe ausgesetzt sähe.

Aber ich fürchte, daß hiegegen, wie gegen das Rigorosum in der Philosophie, nichts mehr auszurichten sein wird. Mit um so größerer Entschiedenheit möchte ich dagegen eine kleine Änderung beantragen, welche das Princip und die Grundsätze gänzlich unangetastet läßt und nur die möglichen Fach-Combinationen um eine vermehrt. Ich beantrage zunächst, daß zwischen b) und c) die Fachgruppe: 'germanische Philologie in Verbindung mit den classischen Sprachen' eingefügt werde. Wohlgemerkt, ich wünsche nicht die Aufstellung der germanischen Philologie als eines besonderen, selbständigen Faches.

Es kommt hier und anderwärts nicht so sehr darauf an, das Deutsche als Fach zu emancipiren, sondern vielmehr darauf, es in die richtige Verbindung zu rücken.

Nicht die Unterdrückung, sondern die falsche Verbindung, in der das Deutsche gewöhnlich auftritt, ist die Ursache, weshalb der Unterricht im Deutschen an den Gymnasien so sehr daniederliegt, weshalb es so wenig geprüfte Lehrer des Deutschen giebt und weshalb die Geprüften ihrer Aufgabe so selten gewachsen sind. Kein undankbareres Geschäft, als Professor des Deutschen an einer österreichischen Universität zu sein. Ich habe eine große Anzahl junger Männer vor mir, die meisten voll redlichen Willens, voll Liebe zur Sache, voll Begeisterung für die Reize unseres Alterthums — aber ich kann nur den wenigsten nachsagen, daß sie mir die nöthigen Vorbedingungen böten, um sie halbwegs die Höhe meiner Wissenschaft hinanzuführen. Das macht, ich habe es größtentheils nicht mit Philologen, sondern mit Historikern zu thun, und diese Historiker treiben nach mangelhafter Gymnasialbildung ihr Fach ziemlich abgelöst von der Philologie. Ich soll also Anwendungen der philologischen Methode auf deutsche Sprache, Litteraturgeschichte, Alterthumskunde lehren, wo diese philologische Methode selbst kaum der Ahnung nach bekannt ist.

Wie viel hier eine Abänderung der Prüfungsnormen für das Gymnasial-Lehramt helfen könnte, will ich für jetzt nicht untersuchen. Aber darauf möchte ich dringen, daß wenigstens denjenigen, welche das Deutsche als wissenschaftliches Fach ergreifen und daraufhin ihren Doctor machen wollen, nachdrücklichst der richtige Weg gewiesen werde.

Wer nach der neuen Ordnung das Deutsche als Fach ergreift, wird seine Dissertation natürlich diesem Gebiete entlehnen, und dann steht es ihm frei, aus welcher Fachgruppe er das mündliche Examen ablegen will. Und er kann, wenn es ihm Spaß macht, Mathematik und Physik erwählen. Das wird er nun freilich in der Regel nicht thun, sondern er wird sich zwischen Geschichte und classischer Philologie zu entscheiden haben. *Diese Wahl soll meiner Ansicht nach abgeschnitten werden.* Die Combination mit Geschichte taugt nichts. Es muß der Verband seiner Wissenschaft mit der classischen Philologie betont, die Solidarität der philologischen Methode festgehalten werden. Aber es ist eben ein Verband der Methode, nicht ein Verband der Kenntnisse. Specielle Vertrautheit mit der alten Geschichte, welche die Fachgruppe b) fordert, Bekanntschaft mit den Details der römischen Verfassung und der griechischen Mythologie, mit den Einzelheiten der altitalischen Geschichte und Athenischen Topographie, der griechischen und lateinischen Litterarhistorie kann man den Germanisten billigerweise nicht zumuthen. Es wird sich wesentlich darum handeln, daß er die nöthigen Sprachkenntnisse und von einzelnen bestimmten Puncten aus die Vertrautheit mit dem methodischen Verfahren dieser Wissenschaften nachweist. Und dieser Gesichtspunct scheint mir durch

die Formulirung 'in Verbindung mit den classischen Sprachen' genügend angedeutet.

Aber wie? Bin ich nicht sehr egoistisch? Vernachlässige ich nicht über dem eigenen Fach manches andere, das innerhalb der Gesammtheit der Wissenschaften ebenso große Bedeutung in Anspruch nehmen darf? Soll derjenige, der sich der romanischen Philologie oder der allgemeinen Sprachwissenschaft oder den Sanskrit oder den semitischen Sprachen widmet, soll der hinter den Germanisten zurückgesetzt sein? Nein, es ist klar, wir müssen den obigen Vorschlag noch amendiren und zwar am zweckmäßigsten wohl so, daß wir sagen: 'eine der an der Universität vertretenen philologischen Disciplinen in Verbindung mit den classischen Sprachen'. Denn die Verbindung mit der classischen Philologie müssen wir in alle Wege festhalten. Die kritische Methode der Philologie ist die eigentlich maßgebende Potenz auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, nicht die Philosophie. Die kritische Methode aber muß dort studirt werden, wo sie eine jahrhundertlange Tradition für sich hat, wo sie in stetiger Entwickelung aus geringen Anfängen sich zu den höchsten und schwierigsten Leistungen, zu den tiefsten und weitreichendsten Gesichtspuncten erhoben hat — auf dem Gebiete des classischen Alterthumes.

Wien, 25. April 1872. W. Scherer.

Hebung des wissenschaftlichen Geistes an den Universitäten.

Deutsche Zeitung 1872, 9. Juli. Nr. 186.

Das Unterrichtsministerium hat dem philosophischen Professoren-Collegium der Wiener Universität und wahrscheinlich auch anderen Collegien und Facultäten die Frage vorgelegt, durch welche Einrichtungen 'die dringend nöthige Weckung und Förderung eines regeren wissenschaftlichen Strebens unter den Studirenden bewirkt werden könnte.'

Die Klage, auf welche sich das Ministerum bezieht, ist allgemein und sie ist gerechtfertigt, kein Zweifel. Jeder von uns kommt in die Lage, sie auszustoßen, und jeder macht sich seine Gedanken darüber, wie man wohl abhelfen könnte.

Liegt es vielleicht an uns selbst? Liegt es an den Professoren? Es ist schwer, darüber mit Bestimmtheit zu urtheilen. Ich kann nur von dem Gebiete sprechen, das ich selbst einigermaßen überschaue, in welchem mir die Persönlichkeiten und ihre Leistungen unmittelbar bekannt sind, ich meine die sogenannten humanistischen Fächer an unserer Universität. Die überwiegende Mehrzahl ihrer Vertreter ist theils aus Deutschland berufen, theils haben deutsche Universitäten sich bemüht, dieselben für sich zu gewinnen — ich greife absichtlich nach diesem äußeren Argumente, das man gelten lassen wird; es

darf also vermuthet werden, daß die philologischen und historischen Fächer bei uns so gut vertreten sind wie an irgend einer der besseren deutschen Universitäten. An den Lehrern kann mithin die Schuld nicht liegen. Liegt sie vielleicht an den Lernenden?

'Sie muß doch wohl' — wird man sagen — 'denn worin sollte sie sonst liegen, wenn die Lehrenden sich außer Schuld fühlen.' Aber ich kann das nicht so ohneweiters gelten lassen. An Eifer, an gutem Willen, an Fähigkeit, ja an wissenschaftlichem Sinn und Interesse fehlt es unserer Jugend nicht. Der heiße Feuereifer für die Wahrheit und ihre Erforschung kommt auch bei uns vor. Aber alle diese Eigenschaften vereinigt, sind überall nur das Erbtheil einer Minorität. Und es muß freilich gesagt werden: auch diese bessere Minorität bleibt bei uns hinter dem zurück, was sie anderwärts in Deutschland leistet. Vollends die Majorität, das Mittelgut, worauf es zu allermeist ankommt, — denn auf den mittleren Menschen berechnen wir unsere Institutionen, auf dem mittleren Menschen beruhen unsere Wirkungen ins Allgemeine — dieser Mittelschlag kann mit dem deutschen nicht verglichen werden.

Man schiebt das wohl auf die Indolenz des österreichischen Volkscharakters. Ich kann nicht bestreiten, daß diese Indolenz vorhanden. Aber sie ist nicht so stark, als man meint, sie ist nicht unüberwindlich, sie ist ein Teufel, den gute Erziehung auszutreiben vermag.

Ein anderes, was man wohl hervorhebt, ist der Mangel an Pflichtgefühl. Niemand wird behaupten, daß das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein dieser Charakter-Eigenschaft zu den unauslöschlichen und constitutiven Race-Eigenthümlichkeiten irgend eines höher gebildeten Volkes gehöre; auch das Pflichtgefühl kann gegeben, es kann durch vernünftige Behandlung erzeugt und anerzogen werden.

Ein dritter Punct ist der Mangel an Energie des Denkens, Zuchtlosigkeit der wissenschaftlichen Phantasie, Irrlichteliren des Geistes — und auch dagegen hilft eine feste, treue Hand, die zu leiten und zu bilden versteht.

Am ehesten möchte die Unbescheidenheit und Vordringlichkeit, die sich nicht gern an die Dinge hingiebt, sondern wo möglich mit geringer Mühe zu glänzen strebt, zu den tiefer gewurzelten Eigenthümlichkeiten des österreichischen Stammes gehören. Aber ist nicht auch sie zu mäßigen? Die Hauptsache bleibt die Begabung und Fähigkeit, und ich gestehe — auf die Gefahr hin, selbst der Unbescheidenheit geziehen zu werden — daß mir die Österreicher immer als ein besonders begabter deutscher Stamm voll Geschicklichkeit und Gewandtheit und einer gewissen Leichtigkeit der Auffassung und jugendlichen Elasticität des Geistes erschienen sind.

Mit Einem Worte also: die Schuld liegt daran, daß alle Fähigkeiten nicht in der rechten Weise entfaltet werden, daß eine edle und kräftige Pflanze aus Mangel an sorgfältiger und rationeller Pflege verkümmert.

Mithin, wenn wir bestimmte Einrichtungen zur Hebung des wissenschaftlichen Geistes vorschlagen sollen, so können wir nur erwidern: solche Einrichtungen giebt es nicht, künstliche Pump- und Hebewerke zur Erzeugung und Stärkung des wissenschaftlichen Strebens kann die Universität nicht herstellen. Aber man gebe ihr besseres Material und sie wird von selbst bessere Arbeit liefern. Die Erziehung, die der Universitäts-Bildung vorausgeht, ist schlecht. Unsere Gymnasien leisten nicht, was sie sollen.

Das ist nun oft gesagt und viel besprochen worden; so lange die 'Deutsche Zeitung' besteht, sind wir nicht müde geworden, es immer und immer zu wiederholen; auch haben wir die Mittel zur Abhilfe mehr als einmal angedeutet. Aber ich glaube, es kann doch von einem gewissen Vortheil sein, die Hauptsache noch einmal zusammenzufassen, die Schäden ganz ungescheut und ohne Blatt vor dem Mund mit ihren wahren Namen zu nennen und kurz und derb die Frage zu beantworten: Warum leisten unsere Gymnasien nicht, was sie sollen?

Erstens: weil in unserem Lehrerstande keine feste Überlieferung darüber besteht, wie man vernünftig unterrichtet. Man hat geglaubt, diesem Übelstand durch eigens einzurichtende pädagogische Seminare abhelfen zu können. Ja, man ist so weit gegangen, daß die Universitäts-Professoren selbst in eigenen Lehrcursen die Candidaten der Mittelschule für ihren Beruf abrichten sollten. Also anstatt z. B. den Homer wissenschaftlich zu behandeln, soll sich die betreffende Vorlesung darum drehen, den Zuhörern einzupauken, in welcher Weise sie ihren künftigen Schülern in der fünften Gymnasialclasse den Homer beizubringen hätten. Das war ein verrücktes Hirn, in welchem dieser Gedanke auftauchte. Die Domäne der Universität ist die Wissenschaft. Die Universität, insbesondere die philosophische Facultät, lehrt forschen. Das Unterrichten muß die Schule lehren, sie selbst muß sich ihre Organe ausbilden und erziehen. In gesunden Schulzuständen ist es die Aufgabe des Directors, den angehenden Gymnasial-Lehrer in die Geheimnisse und Schwierigkeiten seines Berufes einzuweihen. Er wird junge Probe-Candidaten, die sich bei ihm melden, nicht ihrem eigenen Können anvertrauen und durch mannigfältige Irrthümer und Fehlgriffe sich im Nebel ihren Weg suchen lassen — sondern er wird seine eigene didaktische Erfahrung und die der entsprechenden älteren Fachlehrer auf diese Anfänger zu übertragen suchen und dadurch die lernende Jugend vor dem Schicksale bewahren, in der Pädagogik jene Rolle zu spielen, welche das traurige Vorrecht der Frösche und Kaninchen unter den Händen des Physiologen ist.

Es wird bei uns zu wenig gelernt in der Schule: nicht zu wenig gelernt (Gott bewahre! viel zu viel!), sondern zu wenig gelernt. Der Lehrer unterrichtet nicht, sondern er trägt vor. Er sucht sich womöglich das Selbstgefühl eines Universitäts-Lehrers im Kleinen zu geben. Der Junge muß neben einem höchst umfangreichen Lehrbuch vielleicht noch die 'Vorträge' nachschreiben. Und da sich niemand seines Verständnisses ver-

gewissert hat, so braucht er einen Privatlehrer, der ihm erklärt. Und daneben soll er noch extra Zeit finden, um das in der Schule Gehörte, von dem Privatlehrer Erklärte zu lernen und sich gedächtnißmäßig anzueignen.

Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen darf man sagen: eine feste Tradition der Unterrichts-Methode hat bei uns aufgehört zu bestehen. Und ich weiß nicht, woher sie von innen heraus wieder kommen sollte.

Unsere Gymnasien taugen zweitens nicht, weil uns die Einheit des Unterrichtes abhanden gekommen ist. Was ist Hauptsache? Was ist Nebensache? Der Mathematiker sagt: Mathematik ist Hauptsache. Der Botaniker sagt: Botanik. Der Physiker sagt: Physik. Der Historiker sagt: Geschichte. Der Philologe giebt sich vielleicht am bescheidensten, wenigstens wenn er ein 'aufgeklärter' Mann ist, wenn er 'auf der Höhe der Jetztzeit' steht; und nur wenn er das ist, was seine realistischen Collegen einen alten Zopf nennen, dann wird auch er vielleicht sein Fach herausstreichen und sagen: Latein und Griechisch seien die Hauptsache.

Keiner ordnet sich unter. Jeder will dominiren. Gegenseitige Rücksicht ist nicht vorhanden. Die tollsten Ansprüche werden gemacht, den Jungen Kenntnisse zugemuthet, die jeder Gelehrte als todten, dummen Kram verachtet, für den man Nachschlagebücher hat. Niemand hält sich gegenwärtig, daß alle Disciplinen einem gemeinsamen Ziele dienen, daß an diesem Ziele der Werth der einzelnen Fächer gemessen werden muß und daß demgemäß die alten Sprachen und die Mathematik es sind, denen der erste Rang, denen die Herrschaft gebührt.

Allgemeine Bildung soll das Gymnasium mittheilen; gewiß! Aber darum vor allem die geistige Kraft, um diese allgemeine Bildung zu beherrschen, um nicht von dem Stoffe erdrückt zu werden, um den Stoff zu beleben und verständig zu vermehren — die geistige Gewandtheit, welche die Thüren zu allem Material aufschließt — die Freiheit und Sicherheit, sich in Fremdartiges hineinzuarbeiten und die Lücken selbständig auszufüllen, welche das Gymnasium nothwendig übrig lassen muß — die Selbständigkeit überhaupt des Urtheils und des Strebens, und nicht eine widerrechtlich gewonnene, sondern eine ehrlich erworbene, die den Gesichtskreis stufenweise erweitert, den Blick schult und schärft — die Charakterstärke endlich, die nur dadurch errungen wird, daß man frühzeitig gewohnt ist, einen Schwerpunct seines Denkens zu besitzen. Das sind die Bedingungen jenes wissenschaftlichen Geistes, den das Ministerium an unseren Studenten vermißt. Hieraus allein entsteht das methodische Streben, das sich stetig und geordnet vorwärts bewegt und keine Mühe und Anstrengung scheut auf dem steilen Wege zur Wahrheit.

Wer aber soll das Fehlende schaffen, wer den übergreifenden Fachlehrer in seine Schranken weisen, wer die Einheit aufrecht erhalten, die wir so schmerzlich vermissen? Wer anders als wieder der Director. Der Director ist Fachmann und Fachlehrer nur nebenbei, fast zufällig. Seine

Aufgabe, seine specifische Aufgabe liegt darin nicht. Er repräsentirt die Einheit, die Aufgabe des Gymnasiums als eines organisirten Ganzen, die Einheit des Bildungszweckes, die Einheit und Continuität der didaktischen Methode.

Wenn das nun schon von dem Director gilt, um wie viel mehr von dem Schulrathe!

Hiemit gelangen wir auf ein drittes Moment und auf eine gesetzgeberische Verkehrtheit, welche geradezu beispiellos dasteht. Ich meine das Institut der doppelten Schulinspectoren, eines humanistischen Fachinspectors und eines realistischen Fachinspectors. Ungeschminkt ausgedrückt bedeutet das nichts anderes, als daß allen denjenigen Gymnasial-Lehrern, welche im Interesse ihres Faches die Einheit der Bildung schädigen und dem Zwecke der Anstalt entgegenarbeiten, daß allen diesen eine äußere Stütze, ein Protector und Garant zur Seite gestellt und die Zwietracht sanctionirt wird. Die Humanisten halten den Schüler beim Kopf, die Realisten packen ihn an den Füßen und jeder zieht und zerrt lustig, so weit seine Kräfte reichen: man kann denken, was aus dem armen Jungen dabei wird.

Das Gesetz ist eine Errungenschaft aus der Aera des Bürger-Ministeriums. Es ist ein Geschöpf der plattesten und seichtesten liberalen Logik, die von den wirklichen Verhältnissen, von einer wirklichen Schule, von einem leibhaftigen Gymnasium keine Ahnung hatte.

Die Herren können nicht behaupten, daß sie ungewarnt in diese Verkehrtheit rannten. Und wenn sie blind und taub waren, so haben sie blind und taub sein wollen.

Der Commissionsbericht des Herrenhauses, der in der Sitzung vom 19. März 1869 verlesen wurde (Protocoll S. 1710), erklärt sich in folgender unzweideutiger Weise:

'Da das Ziel des Unterrichtes in den Mittelschulen höhere allgemeine Bildung ist, so ist bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände derselben und bei der bedeutenden Anzahl der denselben ertheilenden Lehrer eine Institution unerläßlich, durch welche einerseits alle Zweige des Unterrichtes auf jenes Ziel hingelenkt, andererseits die Jugend vor einer Überbürdung geschützt wird, welche ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung nur verderblich sein könnte. Diese zweifache Aufgabe fällt den Directoren und Schulräthen zu, welche daher, sie mögen die humanistischen oder realistischen Wissenschaften vertreten, nothwendig Schulmänner sein müssen.' (Das Gesetz enthält nämlich eine Bestimmung, nach der auch wissenschaftliche Verdienste für den Schulinspector genügen. Also ein Autodidakt, der es vielleicht in der Wissenschaft zu scheinbaren oder wirklichen Erfolgen gebracht, aber nie eine ordentliche Schule durchlaufen hat, kann Schulinspector werden!)

'Ohne die Leitung ihrer Aufgabe vollkommen gewachsener Schulmänner, ist das in Österreich seit 1849 bestehende System der Fachlehrer unhaltbar. Es ist daher nach der Ansicht der Commission bedenklich, den Schulräthen die Vertretung einzelner Wissenschaftsgruppen zur Aufgabe zu machen, noch bedenklicher dieselben Anstalten dem Einflusse entgegengesetzter Richtungen preiszugeben.'

Wir haben keine Silbe hinzuzufügen. Es sind goldene Worte, die hier gesprochen wurden, und nur Leichtsinn oder Dünkel konnte sich dagegen verschließen. Das Vorurtheil, das dem Gesetze zu Grunde lag, die kahle,

unfruchtbare Schematisirwuth, die den Gedanken eingab, ist freilich so verbreitet und einflußreich, daß schon die Idee laut werden konnte, jenen ingeniösen Dualismus auch in das Ministerium hinein fortzusetzen und zwei Referenten für Mittelschulen anzustellen — einen Realisten und einen Humanisten — damit der Chimborasso des Unsinnes glücklich bis auf den Gipfel erstiegen sei.

Aber freilich, was nützt uns die noch gewahrte Einheit der obersten Leitung, wenn sie nicht im rechten Sinne geschieht. Wir stehen hier an dem vierten und traurigsten Schaden unseres Gymnasialwesens.

Wenn man alle die Übelstände zusammenfaßt, an denen unsere Mittelschule krankt, die Anhäufung von todten Kenntnissen ohne beherrschendes Urtheil, den Mangel an Disciplin und Zucht des Gedankens, die voreilige Neuerungssucht und das Kokettiren mit allen möglichen Tendenzen und Absichten, die nach Fortschritt riechen und hinter denen die ausführende Kraft weit zurückbleibt, die eitle Verachtung dessen, was anderweitige Erfahrung bewährt und in seinem bleibenden Werthe sichergestellt hat; wenn man dieses alles zusammenfaßt, so hat man ein ungefähres Bild des Geistes, welcher der Centralgeist unseres Gymnasialwesens sein sollte.

Die 48 Real-Gymnasien, die wir zu besitzen so glücklich sind, tragen den persönlichen Stempel dieses Geistes. Darüber ward in diesen Blättern genug geredet und ich brauche nicht Wasser in die Donau zu tragen. Aber der Schöpfer der Real-Gymnasien zugleich oberster Leiter der Mittelschule überhaupt, was bedeutet das? Es bedeutet Untergang der Gymnasien. Und Untergang der Gymnasien bedeutet: Ruin aller wirklichen Bildung, Ruin aller Wissenschaft.

Schließen wir ab, recapituliren wir, folgern wir.

Erstens und zweitens wir brauchen Directoren, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Jeder Unbefangene wird sich leider eingestehen müssen, daß Österreich für sich allein das Bedürfniß in seinem ganzen Umfange nicht zu decken im Stande ist. Wir müssen auf einen Gedanken zurückkommen, der schon seit ziemlich langer Zeit im österreichischen Unterrichtswesen immer wieder hervorgetreten ist. Es muß wenigstens Eine wirkliche Musteranstalt geben und diese kann nur durch einen deutschen Director geschaffen werden, durch einen Schulmann, der die volle Erfahrung des deutschen, sagen wir des preußischen oder sächsischen Gymnasialwesens in sich aufgenommen hat.

Drittens: Die doppelten Schul-Inspectoren müssen aufhören, es muß eine Einrichtung zur allgemein bindenden Norm gemacht werden, welche innerhalb des Gesetzes möglich und durch die allmächtige Natur der Dinge hie und da schon wirklich geworden ist: der eine Inspector muß dem anderen übergeordnet werden. Der eigentliche Inspector für Gymnasien wäre der Humanist, ihm fällt die Aufgabe zu, den Zweck der Schule als Ganzes ins Auge zu fassen, er allein hält die Maturitäts-Prüfung ab. Der Realist aber habe an Gymnasien nichts anderes zu thun, als die

Methode des Unterrichts in den realistischen Fächern zu controliren und darauf zu sehen, daß das Erreichbare mit den rechten Mitteln erstrebt werde. Umgekehrt mag an Realschulen der Realist herrschen und der Humanist sich unterordnen. Was die Real-Gymnasien anlangt, so zähle ich sie hier nicht mit. Denn ihnen kann doch nur geholfen werden durch möglichst baldige Umwandlung in Gymnasien.

Viertens: Das Referat für Mittelschulen kann nur in den Händen eines Mannes Segen stiften, welcher von der traditionellen Aufgabe und Bedeutung des deutschen Gymnasiums durchdrungen ist. Sollte ich aber einen solchen Mann nennen, der die nöthige praktische Erfahrung mit weitem Blicke und Administrations-Talent verbände, so muß ich gestehen, daß ich, so weit meine Kenntniß reicht, innerhalb Österreichs eine im höchsten Sinne geeignete Persönlichkeit nicht anzugeben wüßte. Aber wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Wenn es dem Ministerium Ernst ist mit der Absicht, den wissenschaftlichen Geist der Studirenden zu heben — und niemand zweifelt an diesem Ernst — so muß es die Gymnasien verbessern, und um die Gymnasien zu verbessern, darf es vor einer Berufung nicht zurückschrecken. Es muß unseren Gymnasien eine Wohlthat gewähren, welche doch z. B. der künftigen landwirthschaftlichen Hochschule im reichsten Maße zu Theil wird.

Wir alle empfinden schmerzlich, was Ein Mann weniger für unser Gymnasialwesen bedeutet. Seit Bonitz fort ist, geschah vieles, was er vielleicht und er allein gehindert hätte. Ein Mann mehr — oder nein! zwei Männer mehr, einen Director und einen Ministerial-Referenten, welche die Sache verstehen und im Sinne deutscher Anschauungen führen: das ist unser Verlangen. Das ist das Eine, was noth thut. Und dann hinweg mit aller Unterrichtspfuscherei für jetzt und für immer!

In einem Roman von Achim von Arnim tritt der Doctor Faust als Schwarzkünstler und fahrender Arzt auf. Er macht eine Wunderkur, indem er einem siechen, verfallenen Manne dadurch zu neuen Kräften verhilft, daß er das Blut eines frischen, jungen, von Lebensfülle strotzenden Burschen in ihn hinüberpumpt. Ich möchte sagen: dem österreichischen Unterrichtswesen muß geschehen wie jenem sterbensmüden Manne: es muß ihm neues, frisches — es müssen ihm einige Tropfen deutschen Blutes neuerdings eingepumpt werden.

Wilhelm Scherer.

Vorschläge für Bezirks-Lehrerbibliotheken.

Deutsche Zeitung 1872, 11. Juni, Nr. 159.

Was für Bücher in den Bezirks-Lehrerbibliotheken angeschafft werden sollen, ist eine schwierige und sorgfältigste Überlegung heischende Frage. Die allerverschiedensten Gesichtspuncte können sich dabei geltend machen, Irrthümer sind schwer gänzlich zu vermeiden, und eine Einigung möchte kaum zu erzielen sein. Es wird daher jedenfalls gut sein, wenn von mehreren Seiten die Sache erwogen wird und wenn mehrere Vorschläge vorliegen, aus denen richtiger Tact sich den besten auswählen möge.

Die 'Blätter für Erziehung und Unterricht, herausgegeben vom Deutschen pädagogischen Vereine in Prag' gehen hierin in anerkennenswerther Weise mit gutem Beispiele voran, indem sie in der Nr. 22 laufenden Jahres eine Zusammenstellung von Werken aus dem Gebiete der 'deutschen Sprache und Litteratur' bringen, die sie zur Anschaffung empfehlen.

Im Allgemeinen kann ich mich mit den Gesichtspuncten, welche die Auswahl geleitet haben, wohl einverstanden erklären. Im Einzelnen habe ich abweichende Ansichten, die ich im Interesse der Sache hier offen und unumwunden zur Sprache bringen möchte.

Von vornherein muß ich bekennen, daß ich über alles, was praktische Anweisung für den Unterricht in der deutschen Sprache, grammatisch-orthographisch-stilistische Handwörterbücher, Stilschulen und dergleichen betrifft, kein Urtheil habe. Ich kenne diese Bücher nicht und enthalte mich daher jeder Kritik; nur gegen die Schriften von Kehrein, die ich auch mit aufgeführt finde, bin ich bedenklich, weil die wissenschaftlichen Leistungen des Verfassers jener Eigenschaften entbehren, die mir gerade für populäre Darstellungen unerläßlich scheinen. Dagegen fehlt in dem Verzeichniß ein vortreffliches Buch, das viele andere aufwiegt und speciell die Bedürfnisse der Lehrer-Seminare ins Auge faßt: die 'Grammatik der neuhochdeutschen Sprache von Engelien (Berlin 1867)'. Und die Frage erlaube ich mir noch aufzuwerfen, ob es denn nicht möglich wäre, in jeder Bezirks-Lehrerbibliothek ein Exemplar des 'Grimmschen deutschen Wörterbuches' aufzustellen.

Was Litteraturgeschichte anlangt, so würde meiner Ansicht nach Roquette besser wegfallen und Gottschall durch Julian Schmidt zu ersetzen sein, wenn man sich nicht für das neunzehnte Jahrhundert am besten mit dem kleinen Handbuche von Kurz begnügt. Dagegen müßte, wie ich glaube, Lewes' 'Leben Goethes' und Palleskes 'Leben Schillers', die jetzt schon für billiges Geld zu haben sind, hinzutreten.

Unter dem Namen Grimm setze ich hinzu: 'Auswahl aus den kleineren Schriften Jacob Grimms' (Berlin 1871), diese wichtiger als die 'Deutschen Sagen'. Unter dem Namen Simrock könnten die Rheinsagen und Märchen

wegfallen und durch die deutsche Mythologie und das Kinderbuch im neunten Bande der deutschen Volksbücher (Frankfurt, Brönner) ersetzt werden.

Und da kommen wir gleich auf einen principiellen Punct. Wo liegt der Schwerpunct unserer Litteratur?

Die Verfasser jenes Vorschlages scheinen ihn im neunzehnten Jahrhundert und in Österreich zu suchen. Denn für Hebbels sämmtliche Werke wollen sie 12 Thaler ausgeben, während Goethe nur 2 Thaler zugewiesen erhält und daher nur in einer Auswahl vertreten erscheint! Und doch giebt es jetzt schon einen vollständigen Goethe für — ich glaube 9 Gulden! Ferner: für Grillparzer sind die Verfasser so eingenommen, daß sie sogar die 'Melusine' und 'Weh' dem, der lügt' und den 'Treuen Diener seines Herrn' anschaffen wollen — dagegen das Nibelungenlied kommt gar nicht vor. Ich finde außerdem Auerbach, Freiligrath, Geibel, Grabbe, Grün, Heine, Immermann, Lenau, Platen, Riehl, Rückert, Stifter, Uhland — aber den Namen Lessing suche ich vergeblich. Wäre es möglich, daß dieser Name aus religiösen Bedenken fehlte? Es überläuft mich heiß, indem mich dieser Gedanke durchzuckt. Wäre dies in der That möglich? Nun dann muß ich doch wahrhaftig sagen, wenn wir Lessing noch nicht in die Hände der Volksschullehrer geben dürfen, wenn eine Zusammenstellung von Lehrerbibliotheken möglich ist, in welcher zwar Heine, Freiligrath und Lenau, nicht aber Lessings 'Nathan' vorkommen darf — dann ist unser ganzer vielgerühmter Liberalismus und unser ganzes Deutschthum nicht einen Schuß Pulver werth, und ich für mein Theil würde dann die Zeiten der Studien-Hofcommission und der verlästerten Censur dieser unserer aufgeklärten Reform-Epoche vorziehen. Denn die schlimmste brutale Unterdrückung ist besser als Lüge und Heuchelei. Ich nehme also an, daß jener Gedanke, der mich eben, indem ich schreibe, durchfährt und mir mein ganzes Blut in Wallung bringt, ich nehme an, daß er ein falscher war, und daß den Verfassern jenes Verzeichnisses die kleine Menschlichkeit begegnete, Lessing zu vergessen, oder daß Lessing durch ein Versehen des Setzers und Correctors im Drucke wegblieb.

Aber kehren wir zu der oben aufgeworfenen Frage zurück, auf die hier alles ankommt: Wo liegt der Schwerpunct unserer Litteratur? Wir müssen dabei in dem vorliegenden Falle zweierlei ins Auge fassen: die litterarhistorische Würdigung und die Rücksicht auf das Volksthümliche. Das Resultat aber ist dabei kein wesentlich verschiedenes. Und indem ich meine Meinung ausspreche, thue ich es mit der Überzeugung, principiell etwas Unumstößliches zu sagen, das ich gegen jedermann als das allein Richtige zu behaupten und zu vertheidigen bereit bin. Das Princip, sage ich, halte ich für unbedingt sicher, über die Ausführung läßt sich streiten.

Der Schwerpunct unserer Litteratur also liegt erstens in denjenigen altdeutschen Dichtungen, welche durch unmittelbare Tradition oder durch

erneuerte Wirkung ihre Kraft bewährt haben. Also: Nibelungenlied (in Simrocks Übersetzung), Volksbücher (Simrocks 'Volksbücher' kosten etwa so viel Gulden, als hier für Hebbels Werke Thaler angesetzt sind; noch wohlfeiler werden Gustav Schwabs Volksbücher sein), Märchen, Volkslieder. Die Verfasser des besprochenen Verzeichnisses sind hier im Principe, wie ich glaube, einverstanden: denn Volkslieder und Märchen haben sie recht vollständig berücksichtigt. Nur wäre von den Volksliedern eine Sammlung mit Melodien jeder anderen vorzuziehen. Und ein Buch, das ich schon früher nannte, Simrocks oder eine andere kurzgefaßte Mythologie, müßte den Sinn für die lebendige Volksüberlieferung, den Sinn für die Poesie der Sitten und Gebräuche, für Sprichwörter und Volksräthsel, Kinder- und andere Volkslieder wecken. Daran mögen sich dann volksthümliche Schriftsteller neuerer Zeit anschließen: Hebel, den die Verfasser ganz übersehen, Auerbach (aber nicht mit den Romanen, sondern mit den Dorfgeschichten), Immermanns Münchhausen und weiterhin, wenn Geld genug vorhanden, etwa die Schriften von Jeremias Gotthelf. Darauf sollte man überhaupt bei allen solchen Vorschlägen und Verzeichnissen Rücksicht nehmen, daß zwischen dem Nothwendigsten, Unumgänglichen und dem, was in zweiter Linie steht, geschieden werde. Die Verzeichnisse würden daher wohl am besten nicht alphabetisch, sondern nach einer gewissen Rangordnung angelegt.

Der Schwerpunct unserer Litteratur liegt nun aber **zweitens** in den Leistungen der zweiten Hälfte des vorigen und des Anfanges unseres Jahrhundertes.

Neben Lessing, Goethe, Schiller kämen zunächst Herders 'Cid', Volkslieder ('Stimmen der Völker') und vielleicht die 'Ideen' in Betracht. Dann Gellert (Fabeln), Bürger, Hölty, Voß (Luise), Möser, Engels 'Lorenz Stark', Pestalozzis 'Lienhard und Gertrud', Claudius, Jean Paul (etwa 'Katzenberger' und 'Schulmeisterlein Wuz'); von den jüngeren Heinrich Kleist, Körner (Gedichte), Uhland (Gedichte), Freytag ('Soll und Haben'). Heine, Platen, Rückert u. s. w. werden durch eine gute Anthologie, wie Gustav Schwabs 'Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte' (5. Auflage, Leipzig 1871) genügend vertreten. Unter den Österreichern hätte neben Grillparzer (von dessen Hauptwerken hoffentlich eine billige Volksausgabe veranstaltet wird) meiner Ansicht nach — Raimund hier das nächste Recht, mit ein paar Stücken, wie sie in der Reclamschen 'Universal-Bibliothek' einzeln für zwei Groschen zu haben sind, vertreten zu sein.

So viel von der deutschen Litteratur. Soll es damit gethan sein? Soll die fremde Litteratur auf Shakespeare und — Scherrs 'Bildersaal der Weltlitteratur' beschränkt bleiben? Die vier Thaler, welche der letztere kostet, lassen sich besser verwenden. Für zwölf Groschen bekommt man jetzt Voß' 'Ilias und Odyssee', für vier Groschen den 'Landprediger von Wakefield', ich nenne die Sachen, wie sie mir einfallen. Die 'Sagen des

classischen Alterthums' (Gustav Schwab) würden sich an Homer anschließen. Und von der übrigen auswärtigen Litteratur drängt sich mir der Gedanke an Tacitus 'Germania', an 'Don Quixote', an Walter Scott, an die ländlichen Erzählungen von George Sand zunächst auf. Die Reihe ist etwas bunt, aber ich glaube, sie läßt sich rechtfertigen.

Bei all dem Vorstehenden habe ich natürlich angenommen, daß die religiöse und geschichtliche Litteratur noch mit besonderen Vorschlägen und daher auch mit einer besonderen Besprechung bedacht werden soll. Ich hoffe, es denkt niemand daran, im liberalen Sinne Lehrerbibliotheken zu gründen, bei denen nicht eine vollständige Bibel den Grundstock ausmacht — doch wie! Ich vergesse, daß es sich um Bezirks-Lehrerbibliotheken handelt, und eine Bibel gehört in jede Schule.

Wien, 10. Juni 1872. Professor Dr. W. Scherer.

Deutsches Lesebuch für die Oberclassen höherer Schulen. Herausgegeben von Dr. Ed. Schauenburg, Director der Realschule in Crefeld, und Dr. R. Hoche, Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. Erster Theil. Essen, Bädeker, 1867. VI und 284 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd. 18, S. 576—578

Bei der großen Zahl theils neu theils in neuer Auflage erscheinender Lesebücher kann unmöglich jedes einzelne genauer besprochen und sein Werth oder Unwerth abgeschätzt werden. Es muß eine kurze Charakteristik genügen. Das vorliegende umfaßt die deutsche Litteratur des 13. bis 16. Jahrhunderts; es bringt im ersten Buch Stücke aus den Nibelungen (nach Zarncke), der Kudrun (nach Bartsch), dem armen Heinrich, dem Parcival, dem Tristan, 28 Gedichte Walthers (an deren Auswahl die Unbefangenheit zu rühmen, mit welcher Liebesgedichte, sogar das bekannte Under der linden an der heide, aufgenommen wurden), eine Predigt Taulers und — ebenfalls unter Taulers Namen (nach Philipp Wackernagel, aber vergl. Hoffmann, Kirchenlied S. 108) — das Lied Uns kommt ein Schiff gefahren. Das zweite Buch beginnt mit einer Auswahl von Meistergesängen und Volksliedern (worunter auch Huttens Ich hab's gewagt), und daran schließen sich Stücke aus Reineke Vos, aus dem Narrenschiff, aus Geiler von Kaisersberg, aus Luther, Murner, Hans Sachs und Fischart.

Das Buch soll hauptsächlich eine Beispielsammlung für den Vortrag der Litteraturgeschichte abgeben, dabei aber zugleich dem Unterrichte im Altdeutschen dienen. Zu dem letzteren Zwecke ist eine kurze Grammatik und Wörterbuch beigefügt, zu dem ersteren ein Schema der älteren deutschen Litteraturgeschichte bis ans Ende des 16. Jahrhunderts. Der zweite

Band soll in ähnlicher Weise die Litteratur des 17.—19. Jahrhunderts behandeln.

Die Herausgeber bemerken: 'Nur in einer möglichst ausgedehnten Lectüre sehen wir das geeignete Mittel, der reiferen Jugend das Verständniß für die Schätze unserer nationalen Litteratur zu erschließen, nicht aber in einer inhaltslosen und nur zu unberechnetem Aburtheilen verleitenden Mittheilung von Namen und Titeln.' Die Wahrheit dieses Satzes steht keineswegs so über aller Anfechtung fest, als man gemeiniglich annimmt. Wäre die Litteraturgeschichte blos eine Sammlung von ästhetischen Urtheilen, so müßte man es freilich als eine höchst berechtigte Forderung hinstellen: diese Urtheile, die sich an einige Autornamen und Büchertitel knüpfen, sollen durch lebendige Anschauungen verdrängt werden. Die Litteraturgeschichte ist aber in erster Linie Geschichte. Es giebt in ihr ein von der Ästhetik gänzlich unabhängiges factisches Element, so gut, wie die Geschichte der allgemeinen europäischen Machtverhältnisse vom Völkerrecht, die Geschichte der Staatsverfassungen von der Politik, die Geschichte der Kriege von der Militärwissenschaft unabhängig behandelt wird. Wir können es nur billigen, wenn bloße Namen und Titel in der Litteraturgeschichte perhorrescirt werden. Sie haben so wenig Berechtigung im litterarhistorischen Unterricht wie eine übermäßige Betonung von Regentenreihen und Jahreszahlen im geschichtlichen. Dies niedere Factische verbanne man aus der Schule, aber das höhere Factische nicht zugleich. Einen klaren Begriff der großen Epochen unserer nationalen Entwickelung soll die Schule jedem ihrer Zöglinge ins Leben mitgeben. Die Klarheit kann nur durch Vermittelung der bedeutenden Persönlichkeiten, durch fest umrissene Bilder einzelner representative men (um Emersons Terminus zu gebrauchen) hervorgerufen werden. Litteraturgeschichte und Geschichte müssen zu diesem Zwecke zusammenwirken. Durch welche Mittel aber die erstere? Gewährt sie eine deutlichere Vorstellung von Sebastian Brant etwa, wenn einzelne Stücke seines Narrenschiffes mitgetheilt werden, als wenn gesagt wird, über welche Gegenstände, mit welchen Tendenzen seine satirische Dichtung sich verbreitet? Oder die Bedeutung Fischarts, was ahnt derjenige von ihm, der ein paar Psalmen, die Anmahnung zur christlichen Kinderzucht und das glückhafte Schiff liest? Gewiß soll die deutsche Jugend von dem lebendigen Athem Luthers selbst angehaucht werden. Aber woher nehmen die Brant, Murner, Hans Sachs, Fischart das Recht, unmittelbar zur Gegenwart — es sei denn zu einzelnen Liebhabern — zu reden? Sie verlieren dadurch, anstatt zu gewinnen. Ein einziges kurzes vorgelesenes Beispiel genügt, die Roheit der Sprache und des Versbaues im 15. und 16. Jahrhundert zu versinnlichen. Die Auffassung der Charaktere, in denen sich die Zeit ausprägt, hat mit dem Costüm nichts zu thun, in welchem sie auftreten.

Ein ganz anderes, zugleich historisches und ästhetisches Interesse nehmen wir z. B. am Nibelungenlied. Für dieses wiederum genügt auch die Aus-

wahl schöner Stellen mit verbindender Prosa keineswegs. Zusammenhängende Lectüre darf gefordert werden.

Es wird aus diesen kurzen Andeutungen genügend hervorgehen, wie ich mich zu einem Buche wie das vorliegende im Allgemeinen verhalte. Im Einzelnen daran Besserungen vorzunehmen und Ausstellungen zu machen, böte sich hinlänglich Gelegenheit. Ich beschränke mich auf die Übersicht der Litteraturgeschichte S. 245—252.*)

Wien. W. Scherer.

Mittelhochdeutsches Elementarbuch. Von Dr. Karl Schädel, Rector am königlichen Pädagogium in Ilfeld, und Dr. Friedrich Kohlrausch, Conrector am Gymnasium Johanneum zu Lüneburg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Hannover, Hahn, 1866. X und 456 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd. 18, S. 181—183.

Die Principien der Auswahl in diesem mittelhochdeutschen Elementarbuch sind die wunderlichsten von der Welt. Die Nibelungen, Kudrun, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und alle übrigen Lyriker des 12. und 13. Jahrhunderts sind davon ausgeschlossen. Nur Hartmanns armer Heinrich repräsentirt die beste mittelhochdeutsche Zeit in einem wirklich hervorragenden Vertreter, dazu treten Strickers Pfaffe Amis und Konrads von Würzburg der Welt Lohn und Otto mit dem Barte, dann aber sehr viel aus Boner, fast der ganze Reinhart Fuchs und sonstige Fabeln und Legenden. Als Grund dieser sonderbaren Einschränkung wird das Bestreben angeführt, 'nur solche Stücke aufzunehmen, die durch einen auch jüngere Leser anziehenden und befriedigenden Inhalt sich empfehlen.' Deshalb seien alle Bruchstücke ausgeschlossen worden. Aus den 'größeren Dichterwerken, z. B. den Nibelungen oder den bedeutenderen Erzeugnissen des höfischen Kunstepos', einzelne Abschnitte auszuheben, trugen die Herausgeber 'um so mehr' Bedenken, 'weil nach ihrer Überzeugung der Schüler, der ihr Büchlein durchgearbeitet habe, jene Schätze der nationalen Dichtung gründlicher und vollständiger kennen lernen könne und solle, als dies aus abgerissenen Theilen eines zusammenhängenden Ganzen möglich sei.'

Es ist doch gerade, als ob den altdeutschen Philologen die Nibelungenfrage und was daran hängt bis in den allerentferntesten Winkel und die untersten Ausläufer seiner Wissenschaft verfolgen sollte. Die ganze Kudrun in ihren echten Theilen ist kaum um ein paar hundert Zeilen länger als der arme Heinrich: wer von der Nothwendigkeit einer höheren Kritik überzeugt ist, kann also den Wunsch, keine Bruchstücke zu geben, auch aus den Schätzen unserer *nationalen* Dichtung sehr leicht befriedigen und damit

*) Hier folgen noch einige Berichtigungen. B.

den 'jüngeren Lesern' wahrhaftig ein größeres Vergnügen machen, als wenn sie vielleicht Monate lang mit Fabeln des Bonerius gequält werden. Er kann, wenn ihm so viel Raum zu Gebote steht wie unseren Herausgebern, auch aus den Nibelungen so viele vollständige Lieder aufnehmen, daß es nicht einmal der eingeschobenen, überleitenden und ergänzenden Erzählung bedarf; und wenn es auch wahr ist, daß das Verständniß dieser Fabeln auch dem noch gänzlich ungeübten Leser nicht schwer fallen wird, so dürfte doch jeder, auch der unwissendste Anfänger, vorziehen, mühsam die vier ersten Strophen des ersten Nibelungenliedes zu enträthseln, als mühelos den ganzen Boner in sich aufzunehmen. Fabeln und Legenden kann er bequemer haben, wenn er überhaupt darnach Verlangen trägt: die edelsten Hervorbringungen des feinsten Geistes der aristokratischen Lebensepoche unserer Nation können ihm durch nichts ersetzt werden. Wäre auf den hannöverschen Mittelschulen dem altdeutschen Unterrichte so viel Zeit zugemessen, daß die Nibelungen und das höfische Epos, nachdem dies Elementarbuch absolvirt ist, noch eigens vorgenommen werden können, so würde dies den Mißgriff freilich in etwas milderes Licht setzen, keineswegs aber ihn entschuldigen.

Daß nur ganze und ihrem Inhalt nach abgeschlossene Lesestücke den 'jüngeren Leser' anzuziehen und zu befriedigen vermögen, ist meines Wissens und meiner Empfindung nach eine vollkommen irrige Voraussetzung: es thut den Nibelungen nicht den geringsten Eintrag, wenn (wie übrigens auch im vorliegenden Buche im Pfaffen Amis geschieht) stellenweise verbindende Prosaerzählung den Originaltext ablöst. Und warum ist die Lyrik gänzlich ausgeschlossen? Soll dieses Elementarbuch Schülern in die Hand gegeben werden, welche von Liebe und politischer Leidenschaft uoch nichts wissen dürfen? Und wenn ja, so giebt es doch keine Stufe des Unterrichtes, auf welcher den Empfindungen der Religion und des Patriotismus gewehrt würde zum poetischen Ausdruck zu gelangen. Auch für diese liefern Walther und seine Vorgänger genug, was die Mittheilung verdiente und dem Verständniß keine allzugroßen Schwierigkeiten böte. So summarisch dürfte man sich mit diesen Schwierigkeiten freilich nicht abfinden, wie die Herausgeber gelegentlich thun, indem sie 'einzelnen Versen, die für den Anfänger zu dunkel und schwierig erschienen, die Aufnahme versagten' oder gar 'durch Vertauschung eines oder einiger Worte oder sonstige Veränderungen dem Anfänger das Verständniß erleichtern.' Ich weiß nicht, wozu Anmerkungen sind, wenn man sich derartige Behandlung der Texte dennoch erlauben zu müssen meint.

Die eigenthümliche Begrenzung des Mitgetheilten hat noch andere Unzukömmlichkeiten als die eben gerügten im Gefolge. Nicht alle aufgenommenen Musterstücke liegen in Ausgaben vor, welche ganz auf der Höhe heute berechtigter Anforderungen stehen, und wenn die Herausgeber auch mitunter (in Nr. IV Kater Freier vom Stricker, und Nr. XII der weise Rathgeber) sogar auf die handschriftliche Überlieferung zum Behufe der

Textesconstituirung zurückgriffen, so sind doch sehr viele Stellen noch, namentlich in metrischer Hinsicht, einer Verbesserung bedürftig. Die Metrik kommt überhaupt in diesem Elementarbuche stark zu kurz: die Grammatik beschäftigt sich nicht damit und unter den Anmerkungen giebt nur die 62. eine höchst schiefe, ja unrichtige Auskunft über das 'Richten' der Reime bei Heinrich dem Glichesaere. Es soll bedeuten, daß das erst nach der Zeit Heinrichs (!) sich entwickelnde (!) Gesetz der regelmäßigen drei oder vier Votshebungen in die Dichtung eingeführt wurde.

Die Herausgeber sahen sich ferner durch ihre Vorliebe für Fabeln und Legenden gezwungen, einerseits beim Boner dem Schüler Schweizer-Deutsch des 14. Jahrhunderts zuzumuthen, ehe er noch das reine Mittelhochdeutsch kennt, anderseits bei den Stücken aus dem Passional die ursprüngliche mitteldeutsche Mundart anzutasten und zu zerstören. Beides eben kein Vortheil.

Die 'Grundzüge der mittelhochdeutschen Laut- und Formenlehre', welche den Texten vorangehen, sind etwas ausführlicher gerathen als vielleicht unbedingt nöthig war, übrigens ganz zweckmäßig und brauchbar, auch ohne viele Unrichtigkeiten und sonstige Mängel, obgleich es an einigen Verstößen freilich nicht fehlt.*)

Sehr gut und praktisch sind die Anmerkungen S. 369—397. Durch diese klare und doch bündige Behandlung einer großen und ziemlich vollständigen Reihe von theils lexikalischen, theils syntaktischen Eigenthümlichkeiten des mittelhochdeutschen Sprachgebrauches unterscheidet sich das vorliegende Werk äußerst vortheilhaft von allen Lehrbüchern des Mittelhochdeutschen, so weit wenigstens ich dieselben kenne. Nur wenige wichtige Einzelheiten dürften unerwähnt geblieben sein, wie die von J. Grimm in Kuhn und Aufrechts Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, Bd. 1. S. 144, von Pott in Kuhn und Schleichers Beiträgen Bd. 1. S. 58, dann von Dietrich in Haupts Zeitschrift 13, 135 besprochene, in dem vorliegenden Buche z. B. III, 154 (ich wil dir sagen waz du tuo) vorkommende Construction.

Wenn ich demnach um der getroffenen Auswahl willen diesem Elementarbuche eine größere Verbreitung zu meinem lebhaftesten Bedauern nicht wünschen kann, so seien hiermit doch die Anmerkungen allen denen, welche das Altdeutsche an Mittelschulen zu lehren haben, bestens empfohlen.

Wien. W. Scherer.

---

*) Hier folgen einige Belege dafür. B.

Mittelhochdeutsches Lesebuch. Mit Anmerkungen, Grammatik und Wörterbuch. Von Lorenz Englmann, k. Professor am Ludwigsgymnasium in München. Zweite neubearbeitete Auflage. München, 1866. 292 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1867, Bd 18, S. 379. 380.

Das Epos ist in dem vorliegenden Lesebuche durch Stücke aus den Nibelungen (nach Zarncke), aus der Kudrun (nach Bartsch) und aus dem Parzival ('Parzivals Erziehung', 'Parzival im Graltempel', 'Parzival beim Einsiedler Trevrezent'), ferner durch den armen Heinrich vertreten, in welchem letzteren jedoch die Verse 1085—1088, 1193—96, 1231, 1232 — offenbar aus ängstlichen Rücksichten — wegblieben. Die mittelhochdeutsche Lyrik wird durch 36 Gedichte Walthers von der Vogelweide und durch wenige andere seiner Vorgänger und Nachfolger charakterisirt. Die Didaktik durch Stücke aus Freidank: einige Sprüche des alten und des jungen Spervogels sind nämlich unter die Lyrik eingereiht. — Die Anmerkungen hat der Verfasser ziemlich dünn gesät, bei der Kudrun und beim Walther größtentheils aus Bartsch und Pfeiffer entlehnt. Notizen litterarischer Art werden nicht gegeben. Daß S. 174 Anm. 1 die 'Manessische Liedersammlung' noch auftritt, obgleich die Anmerkung Pfeiffers, aus welcher der Verfasser hier schöpfte, das Richtige enthält, erweckt kein günstiges Vorurtheil für seine Vertrautheit mit diesen Dingen. Wir unsererseits glauben, daß nicht blos litterarische, sondern auch sachliche Winke (namentlich über solche Puncte, die von den Lehrern leicht übersehen werden, z. B. über die socialen und moralischen Voraussetzungen des armen Heinrich, über den eigenthümlichen volkswirthschaftlichen Ausblick, den Freidank eröffnet, indem er den 'Wucher' als vierten Stand neben Bauern, Ritter und Geistlichkeit stellt, u. s. w.), wir glauben also, daß auch derartige Winke in einem mittelhochdeutschen Lesebuche sehr wohl angebracht wären. Die altdeutsche Philologie soll sich, auch wo sie lehrend auftritt, als ein Glied der Gesammtwissenschaft vom deutschen Alterthum fühlen und, ihres Ursprungs eingedenk, der Nationalgeschichte in die Hände arbeiten.*)

[Anonym.]

*) Darauf folgen noch Ausstellungen gegen die Grammatik und das Wörterbuch. B.

Grammatik und Glossar zu der Nibelunge Nôt. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Ernst Martin. Berlin, Weidmann. 1865. 35 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865, Bd. 16, S. 517. 518.

Eine treffliche Arbeit, die überall dort willkommen geheißen werden wird, wo man beim altdeutschen Gymnasialunterricht nicht danach strebt, den Schülern aus Lesebüchern eine Reihe unsicherer und schwankender Bilder vorzuführen, sondern lieber das Nibelungenlied in so eingehender Weise behandelt, daß neben Homer ein ausgeprägter und deutlicher Begriff auch unseres nationalen Volksepos in den jungen Gemüthern sich befestigt. Der Verfasser giebt auf 8 Seiten einen Abriß der Grammatik und Metrik, auf 25 weiteren Seiten ein Glossar, das zunächst für die Lachmannsche Ausgabe des Gedichtes berechnet ist. Er hat sich möglichst kurz gehalten und den Gesichtspunct eines Hilfsbuches für den Unterricht nicht aus den Augen verloren, so daß ein fähiger Lehrer nichts vermissen wird, allerdings aber ein solcher und seine ergänzende Belehrung durchgehends vorausgesetzt werden muß. Die Brauchbarkeit des Werkchens hat sich schnell bewährt, indem bereits, ein Vierteljahr etwa nach dem ersten Erscheinen, eine zweite Auflage im Buchhandel ist. — Im Einzelnen bemerken wir, daß in der Grammatik § 4 von tonlosem e im zwiefachen Sinne gesprochen und dadurch leicht Verwirrung hervorgebracht wird, so daß sich wohl empfehlen dürfte, das im engeren Sinne sogenannte tonlose und das stumme e, wo es sich um die allgemeine Bezeichnung beider handelt, als geschwächtes oder schwaches e zusammenzufassen: nur müßte man dann Lachmanns Terminologie, in welcher das 'schwache' e so viel als 'tonlos' bedeutet, fallen lassen. — Im Glossar: S. 20 gêre in der Bedeutung 'Saum' dürfte sich im Nibelungenliede schwer nachweisen lassen. — S. 21 muß es heißen 'helm helme starkes und schwaches Masculinum' — S. 23 'kanzwagen starkes Masculinum Wagen, dessen Räder mit eisernen Reifen beschlagen sind': diese Erklärung hätte wohl eine Rechtfertigung im 'Nachwort' verdient. — S. 24 'leich st. m. Lied von ungleichartigen Strophen, gesungen oder gespielt': wir kennen im Nibelungenlied nur die Bedeutung 'Melodie' — S. 25 ist die Erklärung von marcgrâve unrichtig, wenngleich in Übereinstimmung mit Lübben, dem älteren Glossar von Wackernagel und dem mittelhochdeutschen Wörterbuch. Die Vereinigung der Civil- und Militärgewalt sowie die Vereinigung mehrerer Grafschaften in Einer Hand konnte etwa durch 'königlicher Oberbeamter mehrerer Grenzbezirke' angedeutet werden. — S. 28 besser: 'wir saben feine ungefärbte Leinwand'. — S. 28 Sp. 2 hat der Verfasser trotz Pfeiffers Erörterungen in seiner Germania 6, 225—231 den schelch mit vollem Rechte als ein unbekanntes Thier bezeichnet. Denn die von J. Grimm und Graff angeführte Kaiserurkunde von 943 (wozu noch zwei andere von 1006 und 1025, wir wissen nicht ob auf jene zurückgehende kommen, die Radlof, Schreibungslehre S. 313 Anm. erwähnt), — bestias

quae teutonica lingua elo aut schelo appellantur heißt es darin — beweist, daß im 10. Jahrhunderte der Schelch für identisch mit dem Elenn galt, daß er also für den Verfasser jener Stelle des Nibelungenliedes, in welcher er neben dem Elenn (Elch) als ein besonderes Wild aufgeführt wird, ein unbekanntes Thier sein mußte, was den interpolirenden Versmacher natürlich nicht hinderte, das Epitheton grimme an diesen schönen Reim auf elch zu wenden. Wie es im Übrigen mit der Identificirung des Schelch, tragelaphus und cervus hibernicus (eine sehr leicht zugängliche Abbildung desselben findet sich in den 'gesammten Naturwissenschaften' 3, 290) stehe, brauchen wir hier nicht des näheren zu erörtern: genug, daß alle Quellenstellen über den tragelaphus auf Plinius zurückgehen, der ihn nur am Phasis kennt, und daß der cervus hibernicus (oder cervus megaceros) in der Tertiärzeit nachgewiesen ist, also irgend einem mittelalterlichen Menschen nur durch besondere paläontologische Offenbarung bekannt gewesen sein könnte. [Vergl. oben S. 381.]

[Anonym.]

Abriß der deutschen Metrik nebst metrischen Aufgaben. Ein Leitfaden für Schulen von Dr. Eduard Niemeyer, Rector der Neustädtischen Realschule zu Dresden. Zweite verbesserte Auflage. Dresden, Höckner, 1865. 68 S.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1865, Bd. 16, S. 516. 517.

Die vorliegende Schrift behandelt zuerst die 'Versmessung' (d. h. die Geschichte der deutschen Metrik), dann den 'Gleichklang' (Allitteration, Assonanz, Reim), drittens 'die Versmaße' (d. h. die Versarten; die Versfüße finden keine besondere Darstellung), viertens die Strophen, und giebt endlich metrische Aufgaben, an deren Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit wir zweifeln. Eine bestimmte Stufe des Gymnasialunterrichtes scheint der Verfasser nicht im Auge gehabt zu haben, obgleich er sich vorstellt, das Büchlein könne schon von Tertia an zum Leitfaden dienen. Die Lehrhaftigkeit, der geordnete sichere Gang, die feste Ausprägung faßlicher Regeln, die Unterscheidung zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen fehlt überhaupt. Nicht einmal die Grundbegriffe sind im Eingang ordentlich gegeben, daher z. B. S. 10 zum Ende des ersten Abschnittes gelegentlich von der 'deutschen Prosodie oder Lehre von dem Silbenmaße' gesprochen wird. Mit Schülern, welche nicht eine ziemlich vollständige Anschauung der Litteraturgeschichte mitbringen, ist das Buch gar nicht zu gebrauchen. Auch mit solchen höchstens als metrisches Lesebuch, was doch eine ganz neue Kategorie innerhalb der Schulbücherlitteratur sein dürfte. Und selbst als metrisches Lesebuch wäre es nicht sonderlich empfehlenswerth. Daß der Verfasser 'der historischen Entwicklung die gebührende Berücksichtigung schenkt', ist allerdings löblich. Aber nur muß das in rechter Weise geschehen und wenn es

in rechter Weise geschieht, so wird man wahrscheinlich sich nicht nur mit der bloßen Berücksichtigung des Historischen begnügen, sondern es zum obersten Gesichtspuncte erheben; dann aber auch Kobersteins 'ausgezeichnete Forschungen', wenn sie schon als alleiniger 'Wegweiser und Quelle' dienen, wenigstens mit vollem Verständniß aufgenommen und sich angeeignet haben müssen. Der Praxis der Schule muß aber innerhalb des historischen Rahmens völlige Freiheit gewahrt bleiben, sich nach ihrem jeweiligen Bedürfniß zu bewegen, und der Lehrer daher, wo er überhaupt eines eigenen metrischen Leitfadens sich bedienen zu sollen meint, den Stoff in so deutlicher Scheidung vorfinden, daß er bequem auswählen kann. Die Grundbegriffe der deutschen Betonung, welche in alter wie neuer Zeit ihr Princip niemals verändert, höchstens modificirt hat, können nicht früh genug gegeben werden und schon in Quarta bietet die Declamation hinlänglichen Anlaß dazu. Es ist nur eine Explication des Sprachgefühls, wenn dem Schüler der Hochton und Tiefton oder Hauptaccent und Nebenaccent vertraut und geläufig gemacht werden. Aber wie auf diesen Betonungsverhältnissen der altdeutsche Vers ruhe, das brauchen die Schüler nicht eher zu erfahren, als bis sie altdeutsche Verse zu lesen bekommen. Daß hingegen antike Metra nur in Bezug auf den Rhythmus und nach einer gewissen Analogie zwischen unseren betonten Silben und den alten Längen nachgeahmt werden, das kann man ihnen sagen, sobald sie in die antike Metrik eingeführt sind. Im Ganzen scheinen uns die richtigen metrischen Anschauungen noch so wenig verbreitet zu sein, daß ein tüchtiges Hilfsbuch für Lehrer, wie wir keines kennen, eine kurze aber vollständige Geschichte der deutschen Metrik, einem wahren, wenn auch vielleicht nur von wenigen empfundenen Bedürfnisse abhelfen und segensreicher wirken würde als alle Leitfäden und Abrisse zusammengenommen.

[Anonym.]

Auf Anlaß von A. Eggers 'Vorschule der Ästhetik'.

Reflexionen und Bedenken.

Deutsche Zeitung 1872, 30. October und 8. November, Nr. 299. 305.

I.

Herr Professor Alois Egger will durch das in der Überschrift genannte Buch die durch den Organisations-Entwurf verpönte Ästhetik auf dem Umwege des deutschen Lesebuches in das Gymnasium einführen.

Jede Vermehrung des Lehrstoffes ist eine Frage principieller Natur, welche, vollständig erörtert, auf den Zweck des Gymnasiums selbst führt.

Man muß unterscheiden zwischen Hauptzwecken und Nebenzwecken, solchen, die in erster Linie, und solchen, die in zweiter Linie stehen.

In erster Linie steht dem Gymnasium die formale Ausbildung des Geistes, die Gewandtheit in der Ausführung feinerer Geistesoperationen und was damit auf das engste zusammenhängt: die Gewandtheit in der Handhabung der Sprache und die Herrschaft über die constitutiven Vorstellungskreise aller Wissenschaften.

Allseitige Kenntnisse sind nimmermehr Zweck des Gymnasiums. Was man zu verschiedenen Zeiten unter allgemeiner Bildung verstand, ist nicht Zweck des Gymnasiums; gebrauchen einmal auch verständige Menschen den Ausdruck, so meinen sie etwas anderes. Es gilt z. B. als ein Kennzeichen allgemeiner Bildung, mit Geschmack und Geist über das Theater zu reden und die Leistungen der Schauspielkunst zu beurtheilen; folgt daraus, daß diese Kunst oder gar das Reden darüber auf dem Gymnasium gelehrt werden müsse?

Das Gymnasium soll vielmehr Musterkenntnisse mittheilen, d. h. eine Auswahl treffen aus dem Wißbaren und Wissenswerthen und diese Auswahl so einrichten, daß dasjenige, was gelehrt wird, in sich eine Analogie besitzt zu demjenigen, was nicht gelehrt wird, welche Analogie ein durch das Gymnasium erzogener Verstand, der auf die nöthige Höhe formaler Bildung gelangt ist, für sich leicht ausbeuten kann, um jenes Fremde, Ferne zu erobern und zu besitzen.

Wenn wir in der Grammatik decliniren und conjungiren lernen, so wird uns das mittelst eines Paradigmas beigebracht. An einem Worte lernen wir alle behandeln, welche mit jenem die sprachliche Form theilen. Ebenso verhält sich das von dem Gymnasium überlieferte Wissen zu allem übrigen Wissen. Das Paradigmatische ist das wesentliche Kennzeichen aller Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums. Ich kann das hier nicht umfassend entwickeln und beschränke mich auf die alten Sprachen.

Der Unterricht im Lateinischen ist paradigmatisch für alles menschliche Handeln überhaupt. 'In früherer Zeit', bemerkte Zöllner (Über die Natur der Kometen S. XII), 'bildete wenigstens das Studium der classischen Sprache und ihrer Grammatik eine Art praktisch-philosophischer Propädeutik, denn beim Lernen einer fremden Sprache müssen zuerst diejenigen Operationen des Denkens bewußt vollzogen werden, welche bei der Muttersprache unbewußt von statten gehen. Der Geist wird also durch das Studium einer fremden Sprache (aber nicht jeder fremden Sprache) im bewußten Denken geübt.' Aber dieses bewußte Denken soll wieder zur unbewußten Ausübung werden. Man soll die Regeln inne haben, ohne sich in jedem einzelnen Falle wieder darauf besinnen zu müssen. Ebenso bildet sich ein sicher und consequent handelnder Mensch. Er wird von Principien und Regeln ausgehen und wird diese Regeln auf alle überhaupt möglichen praktischen Fälle anwenden, soweit sie sich irgend voraussehen lassen. Er wird für jeden dieser Fälle seine Handlungsweise bis ins

Einzelne feststellen. Er wird diese Handlungsweise so lange einüben, bis er sich gar nicht mehr auf die Regel zu besinnen braucht, bis die Regel gleichsam selbst als eine geistige Macht in ihm wirkt und jede nothwendige Bewegung, jede nothwendig dem vorliegenden Zwecke dienende Geistes-operation sofort und unbewußt dictirt und den Willen zu ihrer Ausführung zwingt. Die Methode des Latein-Unterrichtes ist dieselbe, nach welcher der preußische Generalstab seine Officiere ausbildet.

Dabei muß man freilich nicht jenes schwächliche Latein im Auge halten, das auf unseren Gymnasien gelehrt wird. Sichere Handhabung des Lateinischen, wenigstens zum schriftlichen Gedankenausdrucke und innerhalb gewisser einfacher Vorstellungskreise: das ist das nothwendige und unerläßliche Ziel des Gymnasiums. Ehe man davon nicht wieder durchdrungen und darauf mit der äußersten Energie gerichtet ist, bleibt alles Wollen und Streben und Bessern und Heben — Pfuscherei. Es ist aber mit dem Latein nicht gethan. In einem thörichten Anfalle von Liberalismus hat der verflossene Minister Mühler die preußischen Universitäten den Realschülern eröffnet.

Diese Maßregel ist bekanntlich nicht so schlimm in Preußen, als sie bei uns wäre. Denn die preußischen Realschüler lernen Latein und an einer guten Realschule wahrscheinlich mehr als an einem schlechten österreichischen Gymnasium. Dennoch ist auch dort die Maßregel schlimm genug. Die Gutachten der verschiedenen preußischen Facultäten über diese Frage, so lange sie noch eine Frage war, sind das Lehrreichste, was man lesen kann. Und noch lehrreicher gestaltet sich die Sache, wenn man von den einzelnen Voten innerhalb der Facultäten Kenntniß nimmt. Alle Männer der Forschung, die nicht in einen rohen, halb mechanischen Empirismus aufgehen, waren gegen diese Maßregel.

Jetzt liegen bereits Erfahrungen vor und läßt sich über den Erfolg der Maßregel urtheilen. Die Realschule beschäftigt sich mehr mit Mathematik als das Gymnasium. Man sollte also erwarten, daß Realschüler, welche sich an der Universität speciell mathematischen Studien widmen, einen bedeutenden Vorsprung vor den Abiturienten des Gymnasiums besäßen. Weit gefehlt. Im Anfange, ein halbes Semester lang vielleicht, sind sie allerdings voraus, so lange sich die Sache auf ebenem Wege hält und nicht zu abstract und nicht zu speculativ wird, so lange noch ein wenig — gut österreichisch zu reden — der alte Schimmel geritten wird. Sobald es gilt, den Pegasus der Speculation zu besteigen und mitten hinein in die ätherreinen Regionen des abstracten Denkens zu spornen, da bleiben die einstigen Realschüler zurück, sie haben die größere Mühe, ihnen gehen wohl völlig die Kräfte aus.

Das ist die Erfahrung von Universitätslehrern der Mathematik. Aber vielleicht erwidert man: 'Unsere Jungens sind nicht alle für die Wissenschaft bestimmt, die Erziehung muß die Mehrheit im Auge haben, die Mehrheit aber gehört dem praktischen Leben'. Gut oder vielmehr nicht

gut, aber ich will es einmal gelten lassen, als wenn es gut wäre. Ich kann auch mit einer Erfahrung aus dem praktischen Leben dienen. Was ist praktischer als der Beruf des Kaufmannes? Einer meiner Berliner Freunde hat einen Sohn, der Kaufmann werden soll. Um sicher zu gehen und nichts zu versäumen, erkundigt er sich bei den hervorragendsten, angesehensten und solidesten — jüdischen und christlichen — Berliner Bankhäusern, was man wohl von einem jungen Manne fordere, um ihn ins Geschäft aufzunehmen? Einstimmig erhielt er die Antwort: Der junge Mann muß das Gymnasium absolvirt haben.

'Wissen Sie, Herr Doctor,' sagte ihm Herr Moses N., 'wir haben unsere Erfahrungen. Wir haben verschiedene junge Leute gehabt. Wir haben zwei Brüder gehabt aus einem sehr guten Hause, gescheite Jungens von einem sehr gescheiten Vater, beide waren sie talentvoll und beide waren sie fleißig. Der eine kam von der Realschule, der andere vom Gymnasium. Der Realschüler war die ersten Wochen voraus, er konnte gut rechnen, das machte die Übung. Da mußte der andere nachlernen. Aber in zwei Monaten hatte er das weg. Und wie es nun über das Mechanische hinausging, wo es auf die Auffassung ankam, wo schwierigere Verhältnisse zu durchschauen, verwickeltere Combinationen anzustellen waren, da konnten wir mit dem Realschüler nie so viel anfangen wie mit dem Gymnasiasten, und der Realschüler hat seinen Bruder niemals eingeholt. Sehen Sie, seitdem nehmen wir keinen Realschüler mehr ins Geschäft.'

Ich habe die beiden Relationen, die wissenschaftliche und die geschäftliche, neben einander gestellt, wie sie mir zugekommen sind. Man wird bemerken, wie auffallend sie übereinstimmen.

Wodurch unterscheidet sich nun der eine Bruder vom anderen? Was zeichnet den preußischen Gymnasiasten vor dem preußischen Realschüler aus? Lediglich das Griechische? 'Ich habe ja mein Griechisch längst vergessen' — sagte der Professor M. in der philosophischen Facultät zu B., als der Minister Mühler über jene oben erwähnte Frage die Discussion eröffnete — 'ich habe ja mein Griechisch längst vergessen. Aber ich fühle, wie dieses Griechisch an allen meinen Untersuchungen immer mitgearbeitet hat. Ich weiß nicht, was ohne Griechisch aus mir geworden wäre.' Mit dem Griechischen war ein berühmter Physiker aus ihm geworden.

Neben jener großen Function des Lateinischen hat das Griechische ganz andere Aufgaben. Praktische Fertigkeit im Gebrauche ist hier nie das Ziel des Unterrichtes gewesen. Das Griechische ist wesentlich eine Schule des Verständnisses und der Auffassung. Der Unterschied von Conjunctiv und Optativ, der Unterschied von Aorist und Perfectum, die feinen Nuancen im Gebrauche der Partikeln, die Analyse der vielverschlungenen und doch durchsichtigen Perioden: daran liegt's, darin steckt's. Daran hängt der Sinn für feine Analyse überhaupt, für sorgfältige Beobachtung des kleinsten Details, die ausgebildete Fähigkeit für zarte Unterscheidungen, die Kraft zu abstrahiren und zu combiniren. Tausend analoge Geistes-

Operationen werden am Griechischen vorbildlich geübt. Aller feinere Schliff des Denkens empfängt hier seine erste Begründung. Die Leichtigkeit allseitigen Verständnisses, die Gewandtheit in der Auffassung des Fernliegenden, in der Entwirrung des Verwickelten, in der Vereinfachung des Complicirten: diese lernen wir am Griechischen.

Der ideale Gehalt der griechischen Litteratur würde nicht hinreichen, um die Beibehaltung desselben als Unterrichts-Gegenstand zu rechtfertigen. Ich spreche vielleicht eine große Ketzerei aus, aber ich glaube: dieser Zweck würde durch gute Übersetzungen viel leichter und sicherer erreicht. Wenn es blos darauf ankäme, das Griechenthum, hellenischen Geist, Geschmack und Lebensweisheit zur Anschauung zu bringen, da würde die Lectüre von Vossens Homer, von Donners Äschylus, Sophokles, Euripides, von übersetzten Reden des Demosthenes, von deutschen Auszügen aus Platos Dialogen und auch aus manchen Schriften des Aristoteles — solche Lectüre, sage ich, würde den Schüler viel tiefer einführen in den Geist des Griechenthums als die doch ärmlichen Bruchstücke, welche er jetzt auf der Schule im Original genießen darf. Mit der Leichtigkeit des Genusses würde die Freude steigen. Griechischer Roman, griechische Elegie, griechische Hymne, griechische Historiker, Philosophen und Redner würden ihm ganz anders nahetreten, ihre Persönlichkeit würde sich weit vollständiger offenbaren. Ist es nöthig, um Shakespeare zu verstehen, daß man Englisch könne? Eindringende ästhetische Analyse, tiefsinnige historische Betrachtung, ja selbst Erforschung der Technik ist bis zu einem gewissen Grade möglich ohne Kenntniß des Originaltextes. Dasselbe gilt von den griechischen Classikern. Welches Verständniß des Hellenenthums bei Schiller! Und wie wenig wußte er von der Sprache! Um wie viel nothwendiger war jedoch Sprachkenntniß zu seiner Zeit, welche nur erst den Homer in einer guten Übersetzung erhielt.

Man kann den Unterricht im Griechischen so wenig durch ideale Zwecke rechtfertigen, wie den Unterricht im Lateinischen durch praktische. Um dem Juristen und Mediciner das nöthige Latein beizubringen würde in der That eine Abrichtung nach Ollendorffs Methode vollständig hinreichen. Ich sehe nicht ein, warum man einem Juristen den Weg zum Gajus und zu den Pandekten schwieriger machen sollte als einem Kellner den Weg zu dem für reisende Engländer und Bojaren erforderlichen Französisch und Englisch.

Sollten nun jene Aufgaben, für welche nach meiner Ansicht die alten Sprachen auf dem Gymnasium da sind, nicht auch auf andere Weise zu erreichen sein? Vielleicht. Ich weiß es nicht. Vielleicht steckt dieselbe didaktische Kraft auch in anderen Lehrgegenständen. Vielleicht sogar in den Naturwissenschaften. Aber das müßte erst bewiesen werden. Die classischen Sprachen haben sich bereits bewährt; wir wissen, was sie leisten, und wir besitzen durch hundertjährige Übung und Ausbildung eine sichere Methode, um sie leistungsfähig zu machen. Wenn die Vertreter des aus-

gedehnteren naturwissenschaftlichen Unterrichtes einmal dasselbe von ihrem verhätschelten Lieblingskinde — wie heißt das Ding doch gleich? — 'Kosmologie' oder 'physische Geographie', glaube ich — werden behaupten können, dann sprechen wir uns wieder. Aber bis dahin sind freilich wir, die wir heute leben und streiten, lange todt. Doch ich merke allmälig, daß ich von meinem ursprünglichen Thema weit abgekommen bin. Verzeihung, mein geehrter Leser! Ich will hier lieber schließen, und die 'Vorschule der Ästhetik' für einen zweiten Artikel aufheben. Ich verspreche dann, ohne principielle Umschweife auf die Sache selber loszugehen.

Wien, 24. October. W. Scherer.

II.

Wir haben uns in dem ersten Artikel mit einem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Thema, mit dem Zwecke des Gymnasiums im Allgemeinen, beschäftigt. Wir sahen, daß formale Ausbildung des Geistes in erster Linie steht, und suchten dabei die specielle Aufgabe der classischen Sprachen festzustellen. Die eigentliche logische Schulung, die Übung im deductiven Denken, ist der Mathematik überwiesen. Alles andere steht in zweiter Linie. Auf dieser zweiten Linie finden wir denn auch die Ästhetik.

Sie war in dem bisherigen Rahmen des Gymnasiums keineswegs vergessen. Aber der Unterricht darin konnte, wie in allen Gymnasial-Gegenständen, nur paradigmatisch, nur vorbildlich ertheilt werden. Poetik und was daran hängt mußte wesentlich alle Künste vertreten. Die Litteraturgeschichte trat ergänzend ein, Lessing und Winckelmann boten Gelegenheit, auf gewisse Fragen der bildenden Kunst einzugehen. Der Unterricht im Deutschen und in den classischen Sprachen bot die Anschauung vieler poetischer und prosaischer Kunstwerke. Einige allgemeine Gesichtspuncte konnten im Zusammenhange der Psychologie mit Erfolg behandelt werden. Die Vermittlung des Alterthums nach der realen Seite hin, die Geschichte als Culturgeschichte konnte gleichfalls manche einschlägige Kenntnisse überliefern. Die Hauptsache nach dieser Seite hin aber blieb immer die Poetik.

Die Poesie arbeitet in einem Material, welches selbst Gegenstand des Unterrichtes ist: die Sprache. Ihre Technik wird gelehrt, und mindestens in Prosa ist der Schüler selbst ausübend. Auf einem solchen Gebiete allein kann der Schüler ein Verhältniß zur Kunst bekommen, das nicht lediglich dilettantisch ist. Was hier überhaupt lehrbar, das erfährt er oder soll er erfahren. Jeder wohlerzogene Gymnasiast kann mehr von der Technik der Poesie und Prosa wissen als Goethe, da er den 'Götz' und 'Werther' schrieb.

Das klingt toll, aber es ist vollkommen wahr. Denn die technischen Fortschritte Goethes und Schillers lassen sich in bestimmte Sätze fassen, die an Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Kennen und Können bleibt natürlich immer zweierlei. Aber um jenes handelt es sich nur.

Man versuche nun einmal, dasselbe, was ein gutes Gymnasium für die Kunst der Poesie und Prosa thatsächlich leistet, für die anderen Künste auch nur als Forderung zu formuliren.

Zum Beispiel: Der Schüler soll mehr von der Technik der Musik wissen als Mozart, da er seine erste Oper componirte. Oder der Schüler soll mehr von der Technik der Malerei wissen als Raphael, da er die Schule Peruginos verließ.

Das klingt nicht blos toll, sondern es ist vollständig verrückt.

Wenn man durchaus neben der Poetik noch irgend eine Kunstlehre auf das Gymnasium bringen will, so schlage ich die Ästhetik des Tanzes vor. Tanzen lernen mehr junge Leute als singen und zeichnen. Und der einfachste Walzer hat in seiner Technik mehr Verwandtschaft mit dem kunstreichsten Pas einer Fanny Elßler als der correcteste und schönste Gesang mit dem einfachsten zweistimmigen Contrapunct.

Beiläufig gesagt, den Ausdruck 'Contrapunct' habe ich in Eggers 'Vorschule der Ästhetik' gar nicht gefunden. So weit entfernt muß sich selbst dieses Schulbuch von den allerersten Elementen der musikalischen Technik halten. In dem Grade unzugänglich von der technischen Seite wie die Musik ist schwerlich eine andere Kunst für die Schule. Aber mehr oder minder unzugänglich sind sie alle, mit Ausnahme der Poesie und Prosa, der sogenannten schönen Redekünste. Die Vertrautheit aber mit den Mitteln, die technische Nähe und Begreiflichkeit entscheidet über den didaktischen Werth. Man wird mithin nicht leugnen können, daß die Poesie alle anderen Künste um das Zehn- und Hundertfache an didaktischem Werthe übertrifft.

Haben wir denn aber den gerinsten Grund, die bisherige Art des ästhetischen Unterrichtes zu verlassen und die von Professor Egger vorgeschlagene einzuführen? Haben wir den geringsten Grund, der Poetik und prosaischen Kunstlehre (d. h. dem deutschen Aufsatze) an der kärglich zugemessenen Zeit etwas abzubrechen, um es anderen Künsten vorzulegen? Ich glaube nicht. Lohnt es wohl der Mühe, eine jener kostbaren Stunden anzuwenden, um ein paar technische Ausdrücke aus dem Gebiete der Architektur, Plastik, Malerei, Musik einzulernen? Verwendet die Stunden lieber, um den Knaben das Bewußtsein beizubringen, daß so ein paar technische Ausdrücke keinen Schuß Pulver werth sind und daß man noch lange kein technisches Verständniß hat, wenn man über Kunstwerke technisch zu schwätzen versteht.

Weit entfernt, den ästhetischen Unterricht, wie er bisher war, zu fördern, würde man ihn durch Professor Eggers Verfahren vielmehr stören

und ruiniren, denn der Ernst und die Gewissenhaftigkeit des ästhetischen Urtheils wird untergraben.

Und vollends, darf mit einem solchen Experimente Österreich vorgehen? Wir erreichen die bisherigen Ziele des Gymnasiums nicht, dürfen wir uns an neue wagen? Werden wir nicht mit dieser Sucht nach Neuerungen unsere ohnedies auf so schwachen Füßen stehenden Gymnasien noch immer mehr verschlechtern? Ich muß erst Suppe und Braten kochen können, ehe ich mich für Mehlspeisen und Desserts begeistern darf.

Das, was für ästhetische Bildung innerhalb der bisherigen Lehrstoffe des Gymnasiums geschehen kann, ist lange noch nicht ausgebeutet genug. Daß beim Unterricht im Griechischen z. B. auch mit die Zwecke ästhetischer Bildung verfolgt werden sollen, daß die Lectüre des Homer und Sophokles auch noch für was anderes da ist als die Einübung der Formen, daß jeder gelesene Autor ein ästhetisches Object ist und daß die bloße instinctive Bewunderung durch den Lehrer zu einer bewußten gemacht werden soll: das ist keineswegs allgemein anerkannt und wird entfernt nicht allgemein geübt.

Wir brauchen nicht Erweiterung, sondern Vertiefung des Unterrichtes. Wie viel noch für den deutschen Unterricht innerhalb seines bisherigen Rahmens geschehen kann und geschehen muß, davon mag man sich aus dem vortrefflichen neuesten Buche von Ernst Laas ('Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten', Berlin 1872) überzeugen. Wie weit sind die Lehrer des Deutschen noch davon entfernt, die Forderungen, welche Laas aufstellt, zu erfüllen!

Und damit kommen wir auf einen weiteren entscheidenden Punct. Angenommen, wir hätten an Professor Eggers 'Vorschule' ein vollkommen genügendes Lehrbuch für den beabsichtigten Zweck: wo sollen wir die Lehrer herbekommen, die so etwas leisten könnten? Wir verlangen von unseren Lehrern im Allgemeinen, daß sie mit den Gegenständen, in denen sie unterrichten, wissenschaftlich vertraut seien, d. h. daß sie sich den Stoff nicht blos gedächtnißmäßig angeeignet haben, sondern die Methode kennen, mittelst welcher der Stoff gewonnen wird. Man sieht sofort, daß dies in unserem Falle wieder jene technische Vertrautheit mit allen Künsten bedeuten würde, welche sich niemand auf Universitäten zu erwerben vermag. Jede einzelne Kunst fordert auch zur theoretischen Vertrautheit einen ganzen Mann. Das Dilettantische, das dem Vortrage der Kunstlehre selbst an Universitäten noch vielfach anklebt, zeigt die Schwierigkeit der Sache. Nein, solche Lehrer, wie sie Professor Egger braucht, sind nicht herzustellen. Ein Collegium über Ästhetik oder Kunstgeschichte genügt nicht, um sie zu bilden. Und ich müßte als Universitäts-Professor des Deutschen feierlichst dagegen protestiren, daß man die Forderungen der Lehramtsprüfung auch nur in diesem Sinne ausdehnte.

'So ist es nicht gemeint' — höre ich jemanden mir ins Wort fallen

'so streng soll es nicht genommen werden. Höhere Forderungen? Lehramtsprüfung? Wer denkt denn daran. Es soll ja nur ein Lesebuch sein. Lehrer und Schüler werden sich dabei erholen und amüsiren. Der Unterricht wird mehr ein gemeinschaftlicher Cultus des Schönen als ein strenges Verhältniß der Unterweisung und des Examens sein.' Ich glaube nicht, daß dies Professor Eggers Meinung ist. Und sollte jemand dieselbe wirklich hegen, so würde sich gewiß Professor Egger selbst zuerst gegen eine solche leichtsinnige und nichtsnutzige Deutung seiner Absichten verwahren. Wenn er consequent ist, so muß er eine Erhöhung der Anforderungen an den Lehramts-Candidaten des Deutschen verlangen. Daß ein Lehrer in Gegenständen unterrichte, in denen er selbst nicht geprüft ist, kann niemand wünschen.

Ohne sachkundige Lehrer würde das Buch eine Wirkung thun, die von dem Verfasser gewiß am wenigsten beabsichtigt war. Die technischen Begriffe, die es enthält, das historische Material, daß es liefert, würden nur memorirt werden. Der vielberufene 'Gedächtnißkram' unserer Gymnasien wäre nur um einen neuen Artikel bereichert. Aus allen diesen Gründen mußte ich mich entschieden gegen die Einführung und Zulassung des Buches zum Gebrauche an Gymnasien erklären.

Von dem Buche selbst habe ich fast noch nicht gesprochen und will es auch nicht. Nur Eines sei hervorgehoben. Ästhetik muß ihrer Natur nach universell sein. Eggers 'Vorschule' ist local. Sie ist local in der Auswahl der Schriftsteller, die sie zu Worte kommen läßt, local in der Auswahl der Kunstwerke, die sie bespricht. Sie lehrt eine austriacistische Ästhetik. Sie erweckt die Vorstellung, als ob Wien ein Sammelplatz aller Musen wäre und die moderne Kunst hier ihren Gipfel erstiegen hätte. Sie befördert eine gefährliche Selbsttäuschung, welche das errungen wähnt, was erst erstrebt werden soll. Der locale Gesichtspunct geht so weit, daß die Reiterstatue Kaiser Josephs einen besonderen Artikel erhält, aber dem Rheinländer Beethoven, der doch in Wien lebte und starb, nur drei dürftige Zeilen gewidmet werden. Unwillkürlich mußte ich mich dabei erinnern, daß in einem anderen Theile von Professor Eggers Lesebuch die allerneuesten parlamentarischen Größen Österreichs als Heroen der Redekunst figuriren, darunter Namen, von denen bekannt ist, daß ihre Auslassungen erst von den Reichsraths-Stenographen zurechtredigirt werden müssen, damit sie nur Hand und Fuß bekommen — und andere, welche sich in einer weitbauschigen phrasenreichen Rhetorik gefallen, die anderwärts längst für geschmacklos und unstaatsmännisch gilt. Dem gegenüber erlaube ich mir an die Lehren der neuesten Geschichte zu erinnern, welche handgreiflich zeigen, wohin die Einbildung und Eitelkeit führt, die an der Spitze der Civilisation zu marschiren glaubt. Wer sein Vaterland liebt, der sagt ihm die Wahrheit. Schmeichelei, die sich vor einem Throne beugt, ist lange nicht so schlimm als Schmeichelei, die das Publicum zur Selbstvergötterung anleitet und dadurch alles Streben erstickt. Bescheidenheit allein führt zur Größe. — —

Es wird ohne Zweifel der Versuch gemacht werden, Eggers 'Vorschule der Ästhetik' auf Gymnasien einzuführen, und das Ministerium wird in die Lage kommen, ein Urtheil über die Brauchbarkeit desselben zum Unterrichte abzugeben. Ich möchte durch die vorstehenden Zeilen auf dieses Urtheil einwirken. Denn es ist eine eigene Sache um ministerielle Beurtheilungen von Schulbüchern, und ich habe darin meine besonderen Erfahrungen. Das Ministerium wendet sich in solchen Fällen an einen wissenschaftlichen Fachmann. Und so war auch ich öfter in der Lage, dergleichen Gutachten abzugeben. Aber da ist z. B. folgendes vorgekommen: Ich beurtheile in ministeriellem Auftrage ein mittelhochdeutsches Lesebuch. Ich erkläre, wie ich nicht anders kann, daß das Buch nichts taugt und nothwendig Schaden stiften müsse. Einem meiner Fachgenossen an einer Provinzial-Universität wird das Buch gleichfalls vorgelegt zu demselben Zwecke — etwas seltsam, denn mich dünkt, es reichte hin, Einen Fachmann und seine Zeit in Anspruch zu nehmen: oder sollten wir uns gegenseitig controliren? Genug aber, jener Fachmann urtheilt ebenso wie ich, auch er konnte als gewissenhafter Mann nicht anders, denn es war wirklich ein elendes Machwerk. Was geschieht? — Das Buch ist an verschiedenen Gymnasien und Real-Gymnasien eingeführt.

Wie ist das möglich? fragt der geehrte Leser. Das wird so gemacht. Das Ministerium entscheidet im Sinne des fachmännischen Gutachtens und erklärt ein solches Buch für unzulässig. Sobald diese Entscheidung bekannt wird, laufen Autor oder Verleger oder alle beide zu verschiedenen Gymnasiallehrern, welche in dem betreffenden Fache zu unterrichten oder (wie man zu sagen pflegt) welche das betreffende Fach vorzutragen haben, und eröffnen die Schleusen ihrer Beredtsamkeit, bitten und flehen. 'Ich habe so und so viel Geld hineingesteckt,' jammert der Verleger. 'Ich bekomme die bessere Stelle nicht, um die ich competirt habe,' klagt der Autor. Oder vielleicht macht sich die Sache weniger tragisch. Vielleicht genügt ein einziges Wort: 'Sie werden mir doch die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen' — man hat vielleicht die Macht zu Gegengefälligkeiten — kurz, der Mann wird gewonnen. Er stellt nun in der nächsten Lehrer-Conferenz den Antrag auf Einführung des Buches an seiner Anstalt. Die Majorität der Lehrer-Conferenz beugt sich entweder vor der Autorität des Fachmannes als solcher oder sie ist ebenfalls durch gehörige Bearbeitung schon vorher 'überzeugt' — und so ratificirt die Lehrerconferenz jenen Antrag und ersucht das Ministerium um die Einführung des Buches. Bei dem Ministerium aber besteht die 'Gepflogenheit': solchen speciellen Bitten eines Lehrer-Collegiums gegenüber auch — schlechte Bücher zuzulassen. Vielleicht aus der Erwägung, daß ja die praktischen Lehrer, die didaktischen Fachmänner, die Sache doch besser verstehen müßten als die wissenschaftlichen Fachmänner, diese Universitäts-Theoretiker, die nicht wissen, was der Schule gut thut. Vielleicht ist diese Erwägung ganz richtig. Ich bin zu sehr Partei, um zu entscheiden. Aber warum fragt man denn die unpraktischen

Universitätsmenschen überhaupt? Warum läßt man sie nicht lieber ganz außer dem Spiel?

Was überhaupt für ein unglaublicher Schwindel mit Lehrbüchern bei uns getrieben wird, in der Volksschule, in der Bürgerschule, in der Realschule, auf dem Gymnasium; in welcher unverantwortlichen Weise über das Geld der Eltern zu Gunsten der Verleger verfügt wird; wie da die Auflagen möglichst verändert werden, damit ja nie dasselbe Buch länger als ein Jahr gebraucht werden oder etwa in derselben Classe auf einen jüngeren Bruder übergehen könne; wie dadurch der jetzige unentgeltliche Volksunterricht weit theurer geworden ist, als er je zur Zeit des Schulgeldes war: das sollte einmal eigens zum Gegenstande der Erörterung gemacht werden. Das wäre ein würdiger Gegenstand für eine Enquete, welche, richtig angeordnet, gar erbauliche Dinge ans Licht ziehen müßte. Doch dies nur nebenbei. Ich bin überzeugt, daß mit jenen unlauteren Mitteln nicht für Professor Eggers 'Vorschule der Ästhetik' gewirkt werden wird. Ich glaube auch gerne, daß jene rasch veränderten Auflagen, über die allerdings bei den früheren Theilen seines Lesebuches geklagt wird, vielleicht hier ausnahmsweise nicht zu vermeiden waren. Aber ich wollte die Sache doch zur Sprache bringen, weil ich sie lange auf dem Herzen habe und den österreichischen Zuständen binnen Kurzem nicht mehr so nahe stehen werde, um künftig noch darauf zurückzukommen. Es ist mir auch nicht ganz leicht geworden, mich so offen und unumwunden über Professor Eggers Unternehmen selbst auszusprechen und vielleicht einen verdienten Mann zu kränken, dem ich von meiner Gymnasialzeit her eine dankbare Erinnerung bewahre und dem ich gewiß lieber wohl als wehe gethan hätte.

Aber es handelt sich um einen Punct von so großer principieller Bedeutung und es ist für das Eggersche Buch von so vielen Seiten Beistimmung laut geworden, man hat es mit den von ihm stillschweigend umgestoßenen Principien so leicht genommen, man hat andererseits seine neue Lehre so — ich möchte sagen — unbesehens acceptirt, daß es mir Pflicht schien, die Gefährlichkeit des Unternehmens zu beleuchten. Und da sich niemand anderer dieser Pflicht zu unterziehen schien, so habe ich es gethan. Möge Herr Professor Egger seinem alten Schüler glauben, daß diese Polemik nicht ihm und seinem ehrlichen Willen galt, etwas Schönes und Großes für das Gymnasium zu gewinnen — sondern nur der Sache.

Wien, 25. October 1872. W. Scherer.

Register.

Ausgearbeitet von Dr. W. Ranisch.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 30, Z. 1 lies ausgeführt statt aufgeführt.
S. 38, Z. 13 lies Werk als st. Werk, als.
S. 202, Z. 22 lies ungefährem Meinen st. ungefähren Meinem.
S. 209, 5 v. u. lies geistigen st. geistlichen.
S. 381 Anm. lies Abtheilung 'Universität und Schule' st. 'Abth. Kritik, Exegese, Litteraturgeschichte'.
S. 464, 5 lies -lâr st. -lâr.
S. 464, 6 lies aha und lâr st. aha für lâr.
S. 477, 12 lies Beóvulf 2196 st. Beóvulf 2169.
S. 480, 21 lies Hrebric st. Hredic.
S. 486, 3 lies Interpretation st. Interpunction.
S. 496, 8 v. u. lies Sprachrohres st. Sprachohres.
S. 509, 16. lies leiten st. Leiten.
S. 511, 8 v. u. lies Vadomarii st. Vatomarii.
S. 516, 13 v. u. lies Müllenhoffs st. Müllenhoff.
S. 527, 7 v. u. lies [s. oben S. 299] st. [s. unten in der Abtheilung 'Poetik'].
S. 531, 2 lies anthropomorphische st. autropomorphische.
Zu S. 532—542 ist nachzutragen eine Mittheilung E. Hübners, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1884, Bd. 3, S. 292 f.: 'Hierüber schreibt mir Scherer Folgendes:

„Zur Erklärung von Beda und Fimmilena hat mir erst Professor Heinzel in Wien den richtigen Gesichtspunct gegeben. Die Beda bezieht sich auf das Bodthing; Fimmilena auf das Fimelthing der Friesen. Bodthing ist das regelmäßige Gericht, zu welchem bei den Friesen eine Ladung (beda 'Bitte', später bod 'Gebot') stattfand. Fimelthing ist das 'bewegliche' Gericht, das nicht regelmäßig stattfand, sondern nur wenn ein besonderes Bedürfniß dazu vorlag: es heißt sonst Nachgericht oder Afterding und führt auch noch andere Namen, wie Springding (vergl. Thudichum, Gau- und Markverfassung S. 62 ff.; über möglichen Zusammenhang des Fimelthings

mit der Vehme vergl. Grimm, Rechtsalterthümer S. 838). Die beiden Alaisiagen, die 'Allgeehrten', sind also Vertreterinnen der Ehrfurcht, welche Tius Things auf der Volksversammlung heischt, sie sind die Göttinnen des Thingfriedens und zwar Beda für das Bodthing, Fimmilena oder vielmehr Fimilena für das Fimelthing. Ich habe diese Deutung in einem am 29. Mai gehaltenen akademischen Vortrag näher ausgeführt, der aber vorläufig nicht gedruckt werden, sondern umgearbeitet in der Zeitschrift für deutsches Alterthum erscheinen soll." '

S. 537, 8 v. u. lies einerseits st. einerseit.

S. 579, 1 lies uuardenun st. uuarndenun.

S. 746, 7 v. u. lies 'wie saben, st. 'wir saben'.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



